BA 2° Ver. 6 - 1853

<36601351880010

<36601351880010

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familienblatt.

Redigirt

von

Ferdinand Stolle.

Jahrgang 1853.

Leipzig,

Verlag von Ernst Keil.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

Seite

An unsere Freunde 1
An unsere Leser 285

Gedichte.

Album der Poesien.
4. Das Volksgericht. Von Ludwig Storch . . . 79
2. Das unterirdische Gastmahl. Von G. Heubner 125
3. Otto der Große und Heinrich v. Kempten. Von Ludwig Storch 147
Frühlingsboten 177
Aus der erste. Von Gustav Heubner 147
Lied, ein deutsches 129
Sonntag, ein, in Altbayern 523
Weber, der 263

Erzählungen und Novellen.

Begegnen, das, in der Oper. Novelle von Anelo Bölte 373
Bett, das fürchterliche 321
Bilder aus dem Leben. Von L. Gottwald.
1. Wie man Universalerbe wird 21
2. Eine Vergnügungsreise 177
Bilder, Pariser, und Geschichten. 1. Eine Frau . . 143
Bilder und Skizzen aus dem Erzgebirge.
1. Ein Harfenmädchen 391
Frau, des Kapitains. Eine amerikanische Geschichte . 75
Geisterbeschwörer, die, in Berlin. Wirkliche Begebenheit aus den dreißiger Jahren 363
Exekution, eine 168
Genius, der, von New-York oder Abenteuer eines geflüchteten Hessen 241
Getreu bis zum Ende. Erzählung aus der Wirklichkeit 55
Gott verloren — Alles verloren. Ein Seelengemälde nach Familienpapieren mitgetheilt von Ferd. Stolle 430
Heilung, die, einer Wahnsinnigen. Aus dem Leben . 533
Heimgegangene, drei. Frühlingsbild von Ferd. Stolle 125
Herz, das gebrochene. Wahre Begebenheit aus Englands Gegenwart. Von H. Beta 113
Marv 197
Mowenberg, der, bei Schleswig. Von Ernst Willkomm 185
Mühlthale, aus dem. Eine historische Erzählung aus den letzten Jahren des siebzehnten Jahrhunderts. Von L. Gottwald 533
Mutterherz, ein. Erzählung nach einer wahren Begebenheit. Von Ferd. Stolle 2
Nacht, eine, des Entsetzens. Selbsterlebtes . . . 33
Räderin, die, Geschichte aus der „guten Gesellschaft“ Englands. Von H. Beta 286
Pfarr-Kirmestag, der Seewicher. Ein Bild aus dem thüringischen Volksleben von Ludwig Storch . . 87
Schuhe, die kleinen 251
Schuld um Schuld. Geschichte aus der neuesten Zeit 353
Selbstaufopferung. Lebensskizze 509
Stadthauptmann, der, von Lüneburg. Historische Erzählung aus der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts. Von Eduard Gottwald 207
Taufe, die, im Sterben 121
Theerose, die. Von Harriet Becher Stowe 67
Veilchen. Nach dem Leben 261

Seite.

Wie die reichen Bauern in Angeln auf die Heirath gehen. Sittenbild 45
Zu viel Blau oder: Es heißt Alles gemalt 418

Biographien und biographische Skizzen.

Gobden, Richard 345
Fröbel, Friedrich, und seine Kindergärten. Zwei Briefe an eine Mutter. 1. Brief 57
2. Brief 80
Gervinus, G. G. 266
Humboldt, Alexander von 397
Hume, Joseph 334
Ludwig XVII. noch am Leben 139
Macaulay, Thomas Babington 511
Männer, zwei deutsche 313
Omer Pascha 488
Richter, Jean Paul. Ein Bild aus alter Zeit . . . 368

Beschreibende und geschichtliche Aufsätze.

Amerikaner, die, im Kapitol. Am Vorabend der Eröffnung des Congresses 519
Asyl, ein, für die verwahrloste Jugend 325
Besuch, ein, in Weimar 436
Bücherjagd, eine. Tagebuchsblättererinnerungen . . 528
Deutsche, der, in Amerika. 1. 5
2. 41
Dichter, drei deutsche 146
Erde, in der 101
Etwas vom Turnvater Jahn 517
Gerichtsalben, aus dem mexikanischen 566
Garten, im, von Mount-Vernon 90
Gewerbe, die unbekannten, in Paris.
1. Monsieur Jannier 523
2. Der Schubengel. — Herr August 540
Jagd auf einen Sklavenhändler 421
Irland und Italien in London 409
Karl Johann und ein deutscher Mann. Aus meinen Erinnerungen von L. v. A. 158
Kriegsbeute, das, an der Donau 467
Leben, das, in den californischen Minen 300
Lebens- und Verkehrsbilder aus London.
1. Einleitende Ansicht von London 103
2. Die Thermeise von London 173
3. Die Geld-Pest in England 194
4. Londoner Nacht-Märkte 280
5. Australien in London 513
Mann, ein großer, im niedern Stande 26
Montenegro und die Montenegriner 24
Mormonen, die, und ihre Frauen 449
Nacht, eine, unter Alligatoren. Aus den Schilderungen Louisiana's in Amerika 309
Palast, der kaiserliche, in Peking 444
Paradies, das, in Central-Amerika. Aus dem Briefe eines in Nicaragua lebenden Deutschen 388
Perle, die, der Antillen und der einsame Stern . . 420
Pestilenz, die, in New-Orleans 432
Quartier, ein, des Elends und der Arbeit 43
Reisebriefe, Spanische, von E. A. Roßmäßler.
1. Lyon. Marseille 110
2. Barcelona 182

3. Der Monserrat 205
5. Abschied von Barcelona u. Küstenfahrt bis Alicante 248
5. Alicante 278
6. Spanisches Leben 336
7. Murcia 371
8. Ein spanisches Hôtel 413
„Rübezahl." Keine Dichtung. Aus dem Leben eines deutschen Dichters. Von Ludwig Storch 490
Schamyl, das Hauptquartier von Omer Pascha . . . 561
Skizzen aus meinem Leben. Von Ludwig Storch . . 480
Skizzen, Javanische. Von Fr. Gerstäcker.
1. Eine Kaffeeplantage mit ihren Arbeitern . . 116
Spiegelbilder, chinesische 437
Spiegelbilder, türkische 500
Staatsgefängniß, ein 214
Stunde, die zwölfte, des türkischen Reichs 254
Stunden, zwei, in einem Londoner Arbeitshause . . 222
Sund, der 376
Thal, das glückliche 480
Vorgänge, die, in China 288
Wallfahrt, eine, nach Shakspeare's Geburtsort Stratford 235
„Wasser thut's freilich!" 112
Weltgeschichte an der Donau 317

Naturwissenschaftliche Aufsätze.

Atmosphäre und atmosphärische Luft 564
Aus der Menschenheimath. Briefe des Schulmeisters emer. Johannes Frisch an seinen ehemaligen Schüler.
Erster Brief. Einleitung 7
Zweiter Brief. Das Samenkorn 18
Dritter Brief. Die Vulkane 28
Vierter Brief. Die Vulkane (Schluß). 36
Fünfter Brief. Die Zauberer der Thierwelt . . 61
Sechster Brief. Das Wasser. 71
Siebenter Brief. Das Mehl 128
Achter Brief. Die wissenschaftlichen Namen der Thiere und Pflanzen 140
Neunter Brief. Die ältesten geschichtlichen Denkmale 162
Zehnter Brief. Ein streitiges Gebiet 213
Elfter Brief. Die Pflanzenzelle als Vorrathskammer 259
Zwölfter Brief. Der Kamm 386
Dreizehnter Brief. Die Blattwüste und die Pflanzenkrankheiten 435
Vierzehnter Brief. Das Holz und die Bildung . . 470
Fünfzehnter Brief. Die Sternschnuppen-Nächte des 12. u. 13. November 492
Sechszehnter Brief. Ungeahnte Schönheit bei verachteten Thieren 505
Siebzehnter Brief. Der Buchdrucker 554
Bier, ein Töpfchen 151
Brücke, natürliche, bei Kiltee 70
Friedens- und Kriegsleben, das, der Ameisen. Ein Beitrag zur Thierseelenkunde 48
Geheimnisse eines Theeblattes 126
Material, das, zum großen Weltenbaue 302
Mosenthin's Riesenkorn 268
Sündfluth, vor der, im Krystallpalaste 536
Wanderungen durch die Sternenwelt. Von Ferd. Stolle.
Der Fixsternhimmel. 1. 293
2. 379

Ueber den menschlichen Körper im gesunden und kranken Zustande.

Baue, vom, des Menschen.
1. Herz und Blutlauf. Von Dr. L. . . . . n . . 91
2 Der Athmungsprozeß und die Werkzeuge desselben. Von Dr. L. . . . . n 171
3. Der Verdauungsapparat. Von Prof. E. Bock . 232
4. Das Blut. Von Prof. E. Bock 493
Bausteine zu einer naturgemäßen Selbstbeilelehre. Von E. Bock.
1. Keine Apotheken mehr 192
2. Sind die Aerzte entbehrlich? 225
3. Bedienen die meisten Menschen rationelle Aerzte? 226
4. Der Magenkrampf 456
5. Blutarmuth und Bleichsucht 538
Bonbon, diätetischer, für Hustende. Offenes Schreiben an die Husten-Cousine. Von E. Bock 360
Frauenlieder, die duftige, verkräuselte, die Frucht des Schürleibchens und des Unterrocks, eine Quelle des Mißmuthes, der Unzufriedenheit und der Zankſucht. Von E. Bock 277
Gesundheits-Regeln. Von E. Bock.
1. Athmungs-Regeln 184
2. Blut-Diätetik 527
Uebel, drei, des menschlichen Mundes. Von E. Bock. . 39
Was das Leben und die Gesundheit des Menschen erhält? Lebens- und Nahrungsmittel 423
Zusammensetzung, über die, des Menschen, der Thiere und der Pflanzen. Einleitung in die Nahrungslehre 349

Aus der Gewerbswelt.

Mitgetheilt von Friedrich Georg Wieck.

1. Der Glaspalast in Sydenham 292
2. Kiel und Stahl 317
3. Geist und Gas 338
4. Die Wunder des Gutta Percha 351
5. Die Nähmaschine 358
6. Die Brustmaschine des Cantelo 366
7. Leben und Weben und der — Druck 399
8. Die thüringische Gewerbeausstellung auf Schloß Friedenstein in Gotha. 1. 425
2. 448
3. 459
9. Die Nähmaschine 478

Vermischtes.

Etwas zum Nachdenken. Von einem Menschenfreunde. 1. 30
2. 52
Traum, der, eines Lesers der Gartenlaube 572
Unterhaltungen über deutsche Classiker 63

Blätter und Blüthen.

Seite: 20. 31. 42. 53. 65. 73. 85. 95. 107. 119. 132. 141. 153. 164. 175. 187. 197. 215. 227. 238. 249. 261. 270 283. 295. 319. 329. 340. 353. 381. 391. 401. 415. 427. 440. 450. 461. 472. 482. 495. 507. 519. 531. 543. 555. 568. 574.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Zweite Auflage.

№ 1. 1853.

Die Gartenlaube.

Familien-Blatt. — Verantwortlicher Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich ein ganzer Bogen mit Illustrationen.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter für 10 Ngr. vierteljährlich zu beziehen.

An unsere Freunde und Leser!

Grüß Euch Gott, lieben Leute im deutschen Lande!

Zu den vielen Geschenken, die Euch der heilige Christ bescheert hat, kommen auch wir mit einer Gabe — mit einem **neuen Blättchen!** Seht's Euch an in ruhiger Stunde. Was wir wollen und bringen — das Alles können wir Euch freilich nicht im Voraus sagen und aus der ersten Nummer werdet Ihr's auch nicht ganz ersehen können; wir hoffen indeß, es soll Euch gefallen.

Wenn Ihr im Kreise Eurer Lieben die langen Winterabende am traulichen Ofen sitzt oder im Frühlinge, wenn vom Apfelbaume die weiß und rothen Blüthen fallen, mit einigen Freunden in der schattigen Laube — dann leset unsere Schrift. Ein Blatt soll's werden für's Haus und für die Familie, ein Buch für Groß und Klein, für Jeden, dem ein warmes Herz an den Rippen pocht, der noch Lust hat am Guten und Edlen! Fern von aller raisonnirenden Politik und allem Meinungsstreit in Religions- und andern Sachen, wollen wir Euch in wahrhaft guten Erzählungen einführen in die Geschichte des Menschenherzens und der Völker, in die Kämpfe menschlicher Leidenschaften und vergangener Zeiten.

Dann wollen wir hinaus wandern an der Hand eines kundigen Führers in die Werkstätten des menschlichen Wissens, in die freie Natur, zu den Sternen des Himmels, zu den Blumen des Gartens, in die Wälder und in die Eingeweide der Erde, und dann sollt Ihr hören von den schönen Geheimnissen der Natur, von dem künstlichen Bau des Menschen und seiner Organe, von Allem, was da lebt und schwebt und kreucht und schleicht, was Ihr täglich seht und doch nicht kennt, Und was außerdem noch von Interesse ist im Thun und Treiben der Menschen — Ihr sollt's finden in unserm Blättchen, das zu alle den Dingen, die wir Euch bieten, auch noch verzierende und erklärende **Abbildungen** bringt von anerkannten Künstlern.

So wollen wir Euch unterhalten und unterhaltend belehren. Ueber das Ganze aber soll der Hauch der Poesie schweben wie der Duft auf der blühenden Blume, und es soll Euch anheimeln in unsrer Gartenlaube, in der Ihr gut-deutsche Gemüthlichkeit findet, die zu Herzen spricht.

So probirt's denn mit uns und damit Gott befohlen!

Ferdin. Stolle, Redakteur. **Ernst Keil**, Verleger.

Die **Gartenlaube** erscheint wöchentlich mit vielen **Illustrationen** und kostet vierteljährlich nur 10 Ngr. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Leipzig, Ende December 1852.

Die Verlagshandlung.

Ein Mutterherz.

Erzählung nach einer wahren Begebenheit

von

Ferdinand Stolle.

In einem jener stillen grünen Thäler des schönen Sachsenlandes, wo lieblich die blauen Wellen der Mulde die Blumenufer küssen und der Himmel, so weit der Blick reicht, auf grüne Waldberge herabsinkt, umschatteten majestätische Linden ein freundliches Landhaus. Weithin über die gesegnete Gegend grüßten gastlich die grünen Jalousien, und der auf schlanken Säulen ruhende Altan war bekränzt mit blühenden Oleandern und buntfarbigen Hortensien. Fröhlich grünte auf der Morgenseite der Wein an sauber gehaltenem Geleite und in dem angrenzenden Garten ruhte der Frühling in stiller Pracht.

Aus der Glasthüre, die nach dem Balkon führte, trat eine nicht zu große, feingebaute Frau, mit sanften anmuthsvollen Gesichtszügen. Ihr Anzug war einfach, aber geschmackvoll. Lange ruhte ihr schönes, von langen Wimpern umschattetes Auge auf der reichen Frühlingslandschaft: dann setzte sie sich an ein Tischchen in der Ecke des Balkon und nahm eine Stickerei zur Hand.

Rings athmete Stille: Lerchengesang klang von den Waldbergen herüber. Ueberall junges goldnes Grün — ein liebes Frühlingsbild.

Da knisterte von Neuem die Glasthüre, und vorsichtig, um von der geliebten Gattin nicht bemerkt zu werden, trat ein hoher stattlicher Mann heraus. Er trug ein Packet unterm Arme und nahte sich so leise wie möglich der Stickerin, um durch einen Kuß auf ihren schönen Nacken sie angenehm zu überraschen. Aber Felicitas hatte ein feines Ohr. Sie wandte das Köpfchen, und als sie den geliebten Gatten erschaute, eilte sie mit einem Freudenausruf dem unerwartet Heimgekehrten in die Arme.

Georg führte die Freudigüberraschte in den angrenzenden Salon, schlug das Packet auseinander, und indem er ihr einen Kuß auf die schöne Stirn drückte, schlang er mit Geschick und Grazie einen kostbaren Shawl um ihren Nacken.

Wo wäre das Weib, das beste nicht ausgenommen, das bei einem solchen aus Liebe dargebrachtem Geschenk nicht eine Art weiblicher Glückseligkeit empfände. Felicitas war ganz Freude, Glück und Dank. Sie war nicht putzsüchtig; aber ein solches kostbares Kleidungsstück, zugleich ächt und werthvoll, war schon immer der Wunsch ihres Herzens gewesen. Sie hatte ihn zwar nie laut ausgesprochen; aber der zartsinnige Gatte hatte ihn doch erlauscht und die erste passende Gelegenheit benutzt, ihn im reichen Maaße zu erfüllen.

Nach Felicitas kam die ganze Hausgenossenschaft an die Reihe. Da war Niemand vergessen. Jedem hatte der gute Hausherr ein passendes Geschenk, eine sogenannte „Messe" mitgebracht. Da war Jubel im Hause. Eins zeigte seine Gabe dem Andern. Ueberall frohes Erstaunen, Bewundern, Dankgefühl. Ein kleiner Frühlingsheiligerabend.

Als aber der Abendstern erblühte in himmlischer Schöne, die Lindenbäume stärker dufteten, das Webr in der Ferne zu rauschen begann und die Nachtigall in langgehaltenen Tönen von Zeit zu Zeit aus den Waldbergen herüberschlug, saßen Georg und Felicitas wieder auf dem Balkon und erfreuten sich des himmlischen Frühlingsabends. Georg hatte seinen Arm um das geliebte Weib geschlungen, und sie auf ihre schönen Augen küssend, wie er so gern that, frug er: Nun, meine geliebte Königin der Unglücklichen, wie steht es in Deinem Reiche, was machen Deine Armen? Hast Du gerecht mit der Summe, die ich Dir zurückgelassen?

Felicitas seufzte. Mein guter lieber Mann, sprach sie, in dem ihr so eigenthümlich sanften, wohlthuenden Tone, Du glaubst nicht, wie groß das menschliche Elend ist, wenn man der Armuth nur etwas tiefer in das hohle Auge blickt. Die Summe, die ich vor Deiner Abreise überkommen, glaube mir, ist wohlangewendet; aber sie reichte nicht; und da ich kein Geheimniß vor Dir habe, mein guter Georg, so will ich Dir nur gestehen, selbst wenn Du schelten solltest, daß ich eine kleine Anleihe bei meiner Wirthschaftskasse gemacht habe, die ich durch spätere Ersparnisse wieder einzubringen gedenke.

Bei diesen Worten zuckte ein Strahl himmlischer Freude über Georg's Gesicht. Er preßte das geliebte Weib inniger an's Herz. Du Engel, sprach er, so will ich Dir eine recht frohe Botschaft mittheilen. Wisse, meine bedeutende Speculation vom vorigen Herbste ist von wunderbarem Segen begleitet gewesen. Ich kehre doppelt

so reich zurück, als ich es war, da ich von Dir Abschied nahm. Ich kann daher auch das Budget Deiner Barmherzigkeitskasse um das Doppelte erhöhen. Folge nun ganz Deinem edeln Herzen und thue wohl denen die Deiner Wohlthaten bedürftig und ihrer würdig sind, Erfülle ganz Deinen Lieblingsspruch: Seid barmherzig, wie einer himmlischer Vater barmherzig ist.

O mein Freund, erwiederte Felicitas, indem sie ihre kleine weiße Hand dankbar in die des Gatten legte, wie glücklich machst Du mich. Wie soll ich Dir danken. Ja, fuhr sie nach einer Pause fort, und schaute mit seligem Lächeln in den sinkenden Abendstern, der Himmel meint es gut mit uns. Jetzt fehlt nichts mehr zu unserm Glücke, nichts. Gleichwohl trat eine Thräne in ihr schönes Auge und sie lehnte ihr weiches Lockenhaupt an die Brust des Gatten.

Mein gutes Kind, sprach in milden Trostesworten Georg, indem er sanft und liebevoll das seidene Haar seiner Gattin abwärts strich, bedenke, wie freundlich der Herr gegen uns ist Er gab uns Gesundheit, Liebe und Frieden, Wohlhabenheit; er würdigte uns, Werkzeuge seiner Barmherzigkeit zu sein und unsern armen Brüdern und Schwestern von seinen Gaben freundlichst mitzutheilen — warum sollte Er uns das Eine versagt haben, wenn er dabei nicht seine weisen Absichten hätte? Also, mein geliebtes Kind, hadern wir nicht mit einer weisen Vorsehung, sondern unterwerfen wir uns seinem Rathschlusse in kindlicher Demuth.

Ich hadre ja nicht mit Gott, sprach Felicitas, aber ich hoffe gewiß, daß er mir diese Thränen vergeben wird.

Die beiden Gatten verweilten noch geraume Zeit auf dem lieben Plätzchen und erfreuten sich des erquickenden Frühlingsabends. Die Linden dufteten. Die Wundertöne der Nachtigall ließen sich von Zeit zu Zeit vernehmen. Hinter den Waldbergen keimte das Silber des Mondes, der bald über das Frühlingsthal seinen feenhaften Silberschein breitete.

So weit die Rosen leuchteten in dem schönen Thale und die Lerchen sangen, gab es kein glücklicheres Paar als Georg und Felicitas. Ihrer Verbindung hatte keine Geldspeculation oder sonstige berechnete Rücksicht zu Grunde gelegen. Es war die Vereinigung zweier edeln Seelen, die sich verstanden, zweier Herzen, die sich liebten. Sie erkannten gegenseitig ihren Werth; darum die hohe Achtung gegen einander, die zarte Rücksichtsnahme in Betreff kleiner Schwächen, welche letztere nur zu oft geeignet sind, den Frieden der besten Ehe zeitweilig zu trüben.

Beide Gatten erfreuten sich der blühendsten Gesundheit, und was die irdischen Glücksgüter anlangte, so waren sie hiermit wenigstens in so weit gesegnet, daß sie sich dem schönen Zuge ihres Herzens, Andern wohlzuthun, in reichem Maaße hingeben konnten.

Das Sprichwort, wer Liebe säet, wird Liebe ernten, erfüllte sich daher auch bei ihnen. Ein gutes Volk ist wohl dankbar, wenn man es gut mit ihm meint. Felicitas galt für die gute und schöne Fee des ganzen Thales. Wenn daher das erste Veilchen oder Schneeglöckchen erblühte; wenn sich die erste Erdbeere röthete; wenn sich die erste Centifolie aufschloß, der hielt es für eine theure Pflicht, sie zu brechen und im saubern mit grünen Blättern austapezirten Körbchen nach dem freundlichen Landhause mit den grünen Jalousien und blanken Fenstern zu tragen.

Felicitas wußte dann für die Ueberbringer solcher Liebesgaben, für Jeden ein freundlich Wort. Sie erkundigte sich theilnehmend nach Eltern und Kindern, die sie fast alle persönlich kannte. Sie versprach, recht bald selbst zu kommen und sich für die schönen Blumen oder Früchte, deren Schönheit und Güte sie nicht genug loben konnte, zu bedanken. So kam es, daß Niemand ohne Herzensfreude das freundliche Landhaus verließ.

Ja, Felicitas führte ihren schönen Namen „Fee des Thals" nicht vergebens. Sie war nicht blos wohlthätig in Folge ihres weichen Herzens; sie war auch wohlthätig mit Klugheit und Weisheit. Wohlzuthun ist eine große Kunst und diese Kunst verstand die edle Frau im schönsten Sinne des Worts. Wenn ihr menschliches Elend oft in abschreckender Gestalt vor Augen trat, so warf sie nicht, um nur des unangenehmen Anblicks ledig zu werden, eine Gabe hin; nein, sie blickte dem Unglück tiefer in das Auge und forschte, ob Heilung möglich, und war sie es nicht, suchte sie nach Kräften zu lindern. Sie ließ nicht blos durch ihre Dienerschaft Nahrung und Kleidung — Geld gab sie nur in seltenen Fällen — in arme Familien tragen, sie ging selbst in die ärmste Hütte und überzeugte sich durch den Augenschein, wie am zweckmäßigsten zu helfen sei. Sie frug auch nicht, ob dieser oder jener, der durch eigen Verschulden in's Unglück gekommen, ob er ihrer Wohlthat auch würdig sei: die Noth war da, die Noth schrie zum Himmel, und Felicitas half.

Was aber dem Wohlthun der edeln Frau die Sternenkrone aufsetzte — sie gab nie mit „Gnade" sondern mit Liebe; sie gab nie mit vornehmer Herablassung, sondern mit schwesterlicher Theilnahme; denn sie war verklärt von der Lehre unsers Heilands Jesu Christi.

Ein solches Wohlthun konnte denn auch nur von reichem Segen begleitet sein. Felicitas erwarb sich Vertrauen. Sie ward nicht wie eine Herrin, sondern wie eine Mutter verehrt und geliebt, und als solche erwarb sie sich größern Einfluß, als wenn sie selbst Herrin des Thals gewesen wäre.

Sie verlangte aber für ihre Liebe und ihr Wohlthun auch Gegenbeweise von Liebe und Erkenntlichkeit. Wohnungen, die früher voll Schmutz und Unreinlichkeit, so daß sie eher dem Aufenthaltsorte von Thieren glichen als dem von Menschen, sie wurden nach und nach reinlicher, netter, wohnlicher. Kein Kind, und war es noch so arm, durfte in nachlässiger oder zerrissener Kleidung oder unsauber vor Felicitas erscheinen. In den Hütten, die sie besuchte, mußte Gottesfurcht und Gottvertrauen wohnen. Rohe Lästerreden, Flüche und Verwünschungen, wie man sie bei den ungebildeten Thalbewohnern früher so oft vernommen, sie verstummten allmählich. Der Gedanke an Felicitas, daß sie es nicht gern höre, wirkte oft wie ein Wunder selbst auf das verhärtetste Gemüth. Und alle diese Opfer der Gewohnheit, Trägheit und Rohheit, man brachte sie gern und freudig, ohne alle Anstrengung, denn man brachte sie aus — Liebe. Ja, wer Liebe säet, wird Liebe ernten.

Also bereitete sich Felicitas ihren Himmel auf Erden.

Und doch sollte auch dieser Himmel getrübt sein. Ein Ton war es, der fort und fort tönte und mit leisem Weh selbst oft in den glücklichsten Stunden weinend durch ihr

Herz zog. Eine heiße Sehnsucht, die nie Erfüllung fand; eine geträumte Glückseligkeit, die nie zur Wahrheit ward; ein Reichthum von Liebe, der schweigend und trauernd in der Brust ruhte, weil er nie Erwiederung fand — kein lächelnd Kindlein erfreute das einsame Mutterherz.

Wenn auch Felicitas, obwohl mit schwerem Herzen für ihre Person auf das erträumte Glück verzichtet hätte, so war sie doch wahrhaft unglücklich, sobald sie ihres Gatten gedachte. Obwohl dieser in zarter Rücksicht es nie aussprach und im Gegentheil stets ihr liebreich Trost sprach, so lebrte sie doch ihr feiner weiblicher Instinct, wie glücklich Georg sein würde, wenn ihm ein holdes Kind beranblühte, in welchem er seine Tugend, seinen reichen Geist, seinen edeln Sinn niederlegen und pflegen — ein holdes Kind, das ihm, wenn das Alter sein Haar weiß gefärbt, den eigenen schönen Jugendtraum zurückführen könne.

Und von Jahr zu Jahr ward die Hoffnung schwächer in der Brust des edeln Weibes; aber die Liebe, die unerfüllte Sehnsucht blieb dieselbe.

Das war die Wolke, die ihren Himmel trübte.

Ach, wie oft konnte sie Stunden lang sitzen in den Hütten der Armuth und sich erquicken in den Aeußerungen der mütterlichen und kindlichen Liebe in den kindergesegneten Familien. Wie liebte sie die Kleinen, wie ward auch sie von ihnen geliebt. Wie ward sie jubelnd umringt, wo sie sich blicken ließ; wie liebkoste und schmeichelte man ihr; aber mit stiller Wehmuth erkannte ihr weiblich Gemüth nur zu bald die ergreifende Wahrheit: die Mutter ist ihnen doch lieber.

Wie oft trat eine Thräne in ihr Auge, wenn ein kleines liebes Mädchen einen Blumenstrauß brachte oder ein munter Knäblein ein Körbchen mit süßen Früchten, und die Kleinen so lieblich aufschauten und ihre kaum verständlichen Worte vorbrachten — wie manchmal trat da Felicitas eine Thräne in das Auge bei dem Gedanken: Wenn wir so ein Kindlein hätten!

Der gute Georg war unermüdlich in sanften Tröstungen. Wenn in einer befreundeten oder bekannten Familie der Himmel ein geliebtes Kind zu sich genommen, wie wußte er den Schmerz des gebeugten Vaterherzens und des gebrochenen Mutterherzens ergreifend zu schildern. Wenn er von einem Kinde erfuhr, das sich verirrt und das nur geboren schien, um den Seinen Kummer und Sorge zu bereiten; das alle auf ihn verwendete Liebe nur mit Undank und Lieblosigkeit belohnte, wie beklagte er die tiefgebeugten Eltern.

Sieh', meine Felicitas, pflegte er dann zu sagen, wer weiß, ob es der Himmel nicht gut gemeint hat mit uns; ob er uns nicht ein so großes Herzeleid hat ersparen wollen.

Und abermals war ein Jahr dahin gegangen. Ein reizender Frühlingsmorgen war aufgeblüht. In tausend Glocken und Kelchen blitzten Diamanten, Rubinen, Smaragden, der himmlische Brautschmuck des Morgens.

Georg war bereits früh aufgestanden und zeichnete in seinem morgensonnlichen, nach den Waldbergen hinausgelegenen Arbeitszimmer an einem Bauplane zu einem neuen, geräumigeren und freundlicheren Schulhause, verbunden mit einer Kleinkinderbewahranstalt — einem längst gehegten Lieblingswunsche seiner Felicitas; wo die Kleinen, wenn die armen Eltern auf der Arbeit und keine Zeit haben, Aufsicht zu führen, die Kindleins unter freundlicher Aufsicht stehen und theils spielende, theils nützliche Beschäftigung finden.

Finken und Grasmücken schmetterten unmittelbar vor den offenstehenden Fenstern, durch welche erfrischende Morgenluft herein wehte.

Georg war so eben in Betrachtung des herrlichen Naturbildes versunken, das vor ihm ausgebreitet lag, als die Thür aufging und Felicitas, schön wie eine junge Frühlingsrose hereintrat. Ihr Gesicht leuchtete in seliger Freude.

Sie eilte auf Georg zu und seine beiden Hände ergreifend, drückte sie dieselben mit sprachloser Innigkeit.

Endlich begann sie: Denke Dir nur, Georg, ich habe einen himmlischen Traum gehabt. Denke Dir nur, Gott hatte mir ein kleines Mädchen geschenkt. Es ruhte an meiner Brust und blickte mich mit seinen blauen Goldäugelein himmelgroß an.

Georg, der eben kein Traumgläubiger war, gedachte des Sprichworts: Träume sind Schäume. Aber er wollte die selige Stimmung seiner Gattin nicht zerstören. Darum küßte er sie und sagte in prophetischem Tone: Träume kommen von Gott: drum sei nicht hoffnungslos, meine Seele.

Felicitas erröthete; bei dem Gedanken an diese Hoffnung verklärte sich ihr Antlitz und in ihr Auge trat eine Thräne, schöner, heiliger, himmlischer als alle Diamanten und Perlen, die draußen in den Glocken der Blumen liegen.

Doch sollte ihr Traum wunderbarerweise auf andre Art in Erfüllung gehen.

(Schluß folgt.)

Der Deutsche in Amerika.

Die Farm eines Deutschen mit Blockhaus.

Es war ein schöner Sonntagsmorgen, als ich von Dir und der Heimath Abschied nahm. Auf den Fluren lag die warme Frühlingssonne, die Vögel schmetterten ihre Lobgesänge gen Himmel und von den Thürmen unsrer kleinen Vaterstadt läuteten die Glocken und riefen die Frommen zur Kirche. Wir standen auf dem Berge und schauten hinab in das heimathliche Thal, an das sich meine schönsten und liebsten Erinnerungen knüpften. Ich werde den Augenblick nie vergessen. Du hattest den Arm um meinen Hals geschlungen, wir sprachen nicht, wir sahen uns nur still in die Augen und drückten uns die Hände und dachten der Vergangenheit. Ja die Heimath, die liebe Heimath!

Dann zog ich mein Mützchen ab und betete. Nicht für mich, Du weißt es, mein lieber Bruder, für die alte gute Mutter flehte ich, die uns so herzlich liebte und die nun schon zwei Jahre im kühlen Grabe ruht. Und als ob mich der Gedanke an die Frau wunderbar gestärkt hätte, so drückt' ich lächelnd dann rasch den letzten Kuß auf Deine Lippen und „Grüß mir die Mutter und das Tienchen und das Gretchen" tönte es noch einmal und „Leb wohl — leb wohl!" — dann schieden wir. Du gingst der alten, ich der neuen Heimath zu.

Warum ich den Entschluß faßte, der Euch und mir so viel Herzeleid bereitet hat — ich brauche es Dir nicht zu wiederholen. Ich war kein Lump, den man nach Amerika schickt, um ihn los zu werden, einerlei ob er drüben verkömmt oder ein ehrlicher Mann wird, das Faullenzen war auch meine Sache nicht, und ich habe es durch mein ganzes Leben hindurch bewiesen, daß ich arbeiten will und kann, zur Noth für zwei Mann. Daß in Amerika die Goldklumpen auf der Straße liegen, die man nur aufzuheben braucht, um sein Glück zu machen, habe ich nun gar nicht geglaubt, wie ich denn überhaupt die Weltimmer nur mit nüchternem Blicke beobachtet habe. Und doch mußte ich gehen, ich mußte! Ich konnte es nicht länger aushalten in der Heimath, es zog mir das Herz zusammen, bei all' dem Jammer und Elend, ich hätte manches Mal ..... es war besser so, ich ging.

Seitdem sind nun 6 Jahre vergangen. Meine Hoffnung hat mich nicht betrogen. Durch meiner Hände Arbeit

habe ich mir ein bescheidenes Eigenthum errungen, das just ausreicht, mein Leben auf eine bequeme Weise zu fristen. Ein Nothpfennig für die alten Tage ist auch schon angelegt, zwar klein noch, aber mit der Zeit wird schon mehr dazu kommen. Ich fühle mich glücklich, und wie die Sachen jetzt stehen, sehne ich mich nicht zurück nach der Heimath. Ich habe viel gesehen, viel erfahren, mich in Allem versucht und kenne America durch und durch. Ich liebe dieses Land und bin stolz darauf, ein Bürger der Freistaaten zu sein, aber ich kenne auch dessen Schattenseiten und weiß, was gut und was schlecht daran ist. Es ist nicht Alles Gold, was glänzt.

Was ich erlebt und wie ich es angefangen habe, mir eine Existenz zu verschaffen, davon erzähle ich Dir ein ander Mal. Heute nur zur Beantwortung der übrigen Fragen Deines Briefes, des einzigen, den ich seit unserer Trennung empfangen. Du kündigst mir neue Auswanderer aus unserem engern Vaterlande an und fragst dabei nach unsern Landsleuten und wie sie leben hier, was sie treiben, nach ihrer Stellung den Eingebornen gegenüber u. a. m. Das sind viele Fragen auf ein Mal, die ich kaum in einem Briefe werde beantworten können.

Meinst Du die Stellung der Deutschen den übrigen nicht eingeborenen Amerikanern gegenüber, so kann ich Dir mit Stolz berichten, daß sie bei weitem am meisten von allen eingewanderten Völkern gelten. Ich verstehe darunter den einzelnen Deutschen, nicht die Deutschen als Volk. In dem einzelnen Deutschen achtet man den geschickten Handwerker, den fleißigen unverdrossenen Ackerbauer, überhaupt den genügsamen und dabei ehrlichen Arbeiter. Die neuere Zeit mit ihren Kämpfen hat uns aus Deutschland viel Intelligenz herübergesandt, die sich in den meisten Fällen rasch Bahn gebrochen und den Amerikanern den Glauben genommen hat, als bestände das deutsche Volk nur aus armen Bauern und Handwerkern, die zu Hause kein Brod haben. Deutschland ist durch diese sehr in der Achtung gestiegen. Die Deutschen als Volk bespöttelt, ja verachtet der Amerikaner noch, und weil sie auch hier mit allen Ansprüchen auf Selbstständigkeit und Macht doch nur zerstreute Massen ohne innere Gestaltung und Zusammenhalt bilden, so gelten sie im Verhältniß zu dem, was sie durch Zahl und Bildung gelten könnten, eben doch am wenigsten.

Ich wiederhole es, den einzelnen Deutschen achtet und liebt man. Der eingeborne Amerikaner fühlt recht wohl, daß der Deutsche durch Tüchtigkeit, Ehrlichkeit und wirkliche Kenntnisse bei Weitem über ihm steht, wenn er auch äußerlich weniger Abgeschliffenheit besitzt. Es imponirt dem Amerikaner, daß der Deutsche, in den meisten Fällen ohne alle Mittel, mit Verschmähung aller in Amerika erlaubten trügerischen Mittel doch bald zu einer gewissen Wohlhabenheit gelangt, die er stets gut und ohne Prellerei auszubeuten versteht. Und da der Amerikaner gar wohl weiß, wie schwer es in seinem Lande dem Mittellosen wird, ohne Schwindel und Betrug sich rasch ein Besitzthum zu erwerben, deshalb kann er auch dem Deutschen, der dieses Räthsel meist löst, seine Achtung nicht versagen.

Und sei versichert, mein lieber Bruder, das Loos eines Einwanderers ist anfangs nicht beneidenswerth. Es hat mich oft gejammert, wenn neue Schiffe aus Deutschland eingelaufen waren und die armen Leute nun truppweise auf den Hafenplätzen oder Straßen zusammenstanden. Man erkennt sie bald an den langen Röcken und kurzen Jacken, an den verlegenen neugierigen Blicken, aber noch öfter an ihrem krankhaften Aussehen. Von ihren Leiden, die sie unterwegs ausgestanden, könnte man Bücher füllen. Im zweiten Jahre meines Hierseins kamen circa 10,000 Deutsche in New-York an, davon mußten 400 sogleich in's Krankenhaus geschafft werden, mehr als 100 waren unterwegs gestorben. Ein in America erschienenes Buch erzählt, daß auf dem Schiffe Pontiac von 230 Auswanderern 40 schon unterwegs in's Meer versenkt wurden, die übrigen traten an's Land gleich Leichen, von Hunger, Schmutz und Schlägen entstellt. Von den 66 Deutschen dabei wurden 45 sogleich in's Krankenhaus geschafft, einige starben, andere wurden wahnsinnig.

Durch die strenge Polizei, mit der neuerer Zeit sowohl in Deutschland wie hier die Auswanderungsschiffe überwacht werden, ist allerdings der Willkür der Schiffsagenten und Capitains ein Ziel gesetzt worden, trotzdem fallen bei der Ueberfahrt noch genug Nichtswürdigkeiten vor. Und mit der Ausschiffung hat leider die Noth dieser armen Leute noch nicht ein Ende. Glaube um Gottes Willen nicht, daß ich die Zustände schwärzer schildere, als sie sind, was ich Dir erzähle, ist leider nur zu wahr und Du wirst gut thun, Deinen Freunden, die hierher kommen, das Nöthige davon als Warnung mitzutheilen, damit sie nicht wie viele Andere durch ihre Unwissenheit und Leichtgläubigkeit in's Unglück rennen.

Wenn sich der Ankommende an der Humanität der amerikanischen Zollbeamten erfreut hat, die gar auffallend gegen das barsche Benehmen der deutschen und englischen Donaniers absticht, so wird er gleich darauf völlig erschreckt durch die Masse lärmender und grüßender Landsleute, die bei der Ankunft vom Lande aus das Schiff überschwemmen. Das ist der Abschaum der Menschheit, der hier dem Auswanderer entgegentritt. Diese verbärteten Strolche, die zur Schande des deutschen Namens nur in der Absicht kommen, die auszuschiffenden Landsleute auf die nichtswürdigste Weise zu hintergehen und ihnen das Wenige, was sie mitgebracht haben, vollends abzunehmen, sind das Unglück vieler Deutschen. Mit der freundlichsten Miene führen sie den einwandernden Landsleuten entgegen, begrüßen sie auf das herzlichste, nennen sie bei Namen, den sie irgendwie erfahren, und wissen durch gute Rathschläge, durch Gefälligkeiten aller Art, ja oft sogar durch augenblickliche kleine Geldvorser das Vertrauen der Ankommenden, die fremd sind, einen so guten gefälligen Menschen in der Fremde gefunden zu haben, so vollständig zu gewinnen, daß diese sich unbedingt dem guten Landsmann anvertrauen. Der neue Freund zeigt ihnen auch mit aller Gefälligkeit die Sehenswürdigkeiten der Stadt, verspricht für gute Weiterbeförderung der Effekten Sorge zu tragen und lockt die Arglosen unter Vorspiegelung billiger Wohnung in einen entlegenen Stadttheil, wo in irgend einer unbekannten Winkelkneipe das Geschäft geordnet und ein oder auch mehrere Gläser auf die glückliche Zukunft getrunken werden. Wenn dann der Einwanderer andern Morgens nach seinen lieben Landsmann fragt, ist dieser verschwunden und mit ihm seine Briefschaften und oft auch seine Effekten.

So von gewissenlosen Strauchdieben um Alles be-

trogen, in der großen Stadt ohne Hülfe und Freund, auf der Straße von den Gassenbuben mit dem Zuruf: Dutchman! Dutchman! verhöhnt, glaubt sich der Arme in einem Lande herzloser Schurken und denkt mit Thränen an die verlassene Heimath zurück. Man muß diesem Elend begegnet sein, um daran zu glauben. Während der raffinirteste Luxus in der Stadt so weit getrieben wird, daß z. B. in dem Bureau einer Zeitung (Sun) eine große seidene, fächerartige, mit goldenen Buchstaben überdeckte Maschine angebracht ist, die dem Eintretenden in den heißen Monaten kühle Luft zufächelt, ist es keine Seltenheit, daß von unsern ankommenden Landsleuten, die gesund vom Schiffe kommen, einzelne vor Hunger und Mangel aller Art elendiglich umkommen.

Und noch bin ich nicht zu Ende mit meinem Unkenzuschrei. Wenn ich wahr sein will, muß ich nothgedrungen noch manches düstere Gemälde vor Deinen Blicken aufrollen. Denn nur dadurch, daß ich auch die Kehrseite unsrer Zustände schildere, kann ich die thörichten, sanguinischen Hoffnungen, mit denen so Viele hierher kommen, etwas dämpfen. Daß trotz alledem Amerika das einzige Land der Zukunft ist, in dem noch Millionen meiner Landsleute eine schöne glückliche Existenz finden können — das hoffe ich Dir später ebenfalls zu beweisen.

Aus der Menschenheimath.

Briefe*)

Des Schulmeisters emer. Johannes Frisch an seinen ehemaligen Schüler.

Erster Brief.

Da ist sie nun wieder, die Zeit der Weihnacht und des Jahreswechsels. Da freut sich Alles, Alt und Jung — Groß und Klein, und alle Hände regen sich, alle Sinne mühen sich, wie wohl den lieben Angehörigen eine Freude zu machen wäre. Es mag herkommen, wo es will, zu einem Lichterbäumchen und ein Paar Aepfeln und Nüssen wird Rath geschafft; und die kleinen Kinderchen lernen ein Verschen auswendig, um den Alten eine Freude zu machen; die Größeren schreiben es auch wohl, und die Mädchen stricken dem alten Vater ein Paar warme Socken. Du lieber Himmel, wenn ich so an all' das denke, so wird mir ganz weich um's Herz, denn ich habe ja Niemand, Niemand, dem ich eine Vaterfreude machen könnte, Niemand, den ich als guten Sohn oder als herzliebes Töchterlein an's Herz drücken könnte. Alles ist mir gestorben. Meine Frau hat mich verlassen, und mein Robert liegt bei den Düppeler Schanzen verscharrt. Du weißt ja, wo er liegt, denn er fiel an Deiner Seite.

Wenn ich Abends so ganz allein im Stübchen sitze — die alte treue Magd sitzt theilnahmlos am Spinnrocken, denn sie ist halb taub — und ich so vor mich hin sinne, und Alles um mich her bis auf das ewige Ticktack der alten Wanduhr mäuschenstill ist; so kann ich manchmal recht traurigen Herzens werden. Dann kommt mein alter Karo hinter dem Ofen hervor und legt seinen Kopf auf meinen Schoos und schaut mich mit seinen Augen so treuherzig an, als wollte er mich fragen um mein Herzeleid.

So war's auch neulich Abend einmal. Ein Decembersturm rüttelte an den alten, morschen Fensterladen und den ganzen Tag hatte ich keine Seele gesehen; denn vor meinem abgelegenen Häuschen kommt bei schönem Wetter selten Jemand vorüber, geschweige denn bei argem Gestöber, wie es den ganzen Tag gebaust hatte. Ich war aber nicht eigentlich traurig, sondern vielmehr weich, sehnsuchtsvoll gestimmt, denn ich dachte an Dich und die frohen Tage, die ich vorigen Herbst bei Dir und Deiner braven Frau verlebt hatte. Ich erinnerte mich alles dessen, was wir gesprochen hatten. „Was mag er denn machen!" dachte ich, „könntest Du doch die Weihnachts- und Neujahrszeit bei ihm und seinen munteren Buben zubringen!" So gab ein Gedanke den andern. Zuletzt war ich bis zu dem Gedanken gekommen, den Du jetzt schwarz auf weiß in Händen hast. Ich dachte, wenn auch die alten Beine und der leichte Geldbeutel den weiten Weg bis in Dein Haus unmöglich machten, so könnte ich ja doch brieflich bei Dir sein. Da bin ich nun. Siehst Du mich nicht zwischen den Zeilen stehen, wie ich Dir lächelnd die Hand zum Gruße reiche?

Wie das Alles so in meinen grauen Kopf gekommen ist — fragst Du? Du weißt ja, daß ich leider weiter nichts zu thun habe, als was ich mir auf eigne Hand zu schaffen mache. Du weißt auch, daß ich selbst immer etwas Neues aus guten Büchern lerne und daher auch Andern davon mittheilen kann. Meine Liebhaberei zu den Büchern habe ich immer noch und mancher hochgelehrte Herr Professor würde sich wundern, in den armseligen Stübchen eines Schulmeister emer. einen vollen Bücherschrank zu finden. Wird auch nebst meinem alten Lehnstuhl und meinen Bienenkörben meine einzige Verlassenschaft sein! Du lieber Himmel, für wen? Doch

*) Wie Mancher schreibt Briefe an einen seiner Freunde und ahnt nicht, daß später sein Freund oder dessen Hinterlassene die gesammelten Briefe zu aller Welt Nutz und Frommen drucken lassen. Nicht Alles, was für den Druck geschrieben wird, ist werth, daß man es druckt; aber Vieles, was blos für eines einzelnen Freundes Kopf und Herz bestimmt war, verdient durch den Druck Vielen zugänglich gemacht zu werden. Die Red. hat gemeint, daß auch diejenigen Briefe dies verdienen, welche ein alter hochverdienter Schulmann an seinen ehemaligen Schüler geschrieben hat. Die Bilderchen, die den Briefen beiliegen, sollen immer in sauberen Holzschnitten ausgeführt und den gedruckten Briefen beigefügt werden.

daß ich nicht Eins in's Andere rede. Ich meinte nur so. Ich schreibe Dir alle Wochen einen recht langen, langen Brief, da habe ich kaum etwas Nützliches zu thun, und erzähle Dir darin bald von Dem, bald von Jenem, allerlei. Aber immer soll's was Nützliches sein. Dein Haus wird ja groß, dem kannst Du's ja wieder erzählen, oder guten Freunden, wenn Du welche hast. Von was ich Dir erzählen werde? Das wird sich schon finden. Ich kenne dich ja. Sieh einmal z. B., jetzt schneit's, daß man die Hand nicht vor den Augen sehen kann. Habe ich Dir schon einmal erzählt, wie sich die Schneeflocken in der Luft bilden, und wie sie so wunderschöne Figuren bilden? Neulich fragtest Du mich nach dem Wesen des Wetterglases und warum beim Bierbrauen die Gerste erst keimen müßte, um das süße Malz zu geben. Damals kamen wir wieder davon durch andere Dinge ab. Sieh, solche Dinge will ich Dir erzählen und — denn ich habe ja Zeit — auch immer durch kleine Bilderchen veranschaulichen, wo es zum Verstehen nothwendig ist.

Wie viele Millionen Samenkörner hast Du schon der Mutter Erde in den Schooß gestreut, und sie sind Dir bis auf die tauben und die die Vögel fraßen, alle aufgegangen. Das langweilige Geschäft des Säens wird Dir gewiß nicht mehr langweilig sein, wenn Du wissen wirst, wie fein das Samenkorn inwendig gebaut ist und wie, wodurch und an welcher Stelle in demselben der kleine Keim geweckt wird. Bald hofft Du auf Regen, bald auf Sonnenschein für Deine Saatfelder. Weißt Du aber auch, was Wärme und Wasser thun, wenn sie Deine Pflanzen zum Wachsthum treiben — diese beiden großen Triebfedern in der nimmer ruhenden Werkstatt des Erdenlebens? — Wenn Du ein Bäumchen aus Deiner Pflanzschule hinaus auf einen Ackerrain setzest, so eilest Du, damit inzwischen die feinen Saugwürzelchen nicht vertrocknen und absterben. Soll ich Dir einmal den wunderbar zarten Bau eines solchen Würzelchens abzeichnen? Gewiß, Du wirst dann mit noch einmal so viel Sorgfalt beim Verpflanzen verfahren.

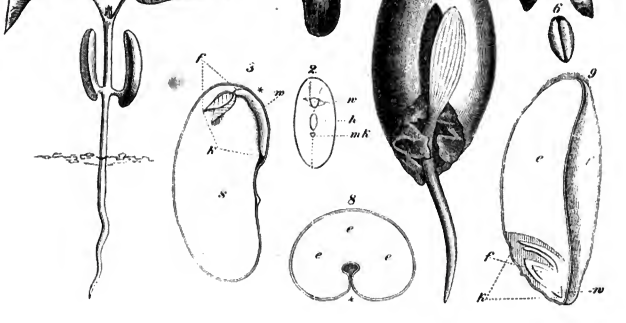
Als ich neulich bei Dir war, fragtest Du mich, was ich immer so allein halbe Tage lang in den Bergen herum kletterte. Jetzt will ich Dir's sagen. Ich hatte damals just kurz vorher eine sogenannte geologische Karte bekommen, — was das heißt, will ich Dir auch einmal brieflich deutlich machen — auf welcher auch die Gegend, wo Dein Dorf liegt, mit enthalten war. Du wirst Dich wundern, wenn ich Dir einmal brieflich das mittheile, was ich damals auf meinen Spaziergängen gelernt und beobachtet habe. Du wirst dann hören, nicht nur aus was für Steinarten Eure Berge gebildet sind, sondern auch wie sie entstanden sind, daß der eine um Jahrtausende älter oder jünger als der andere ist, daß in alter, alter Zeit, noch lange vorher, ehe es Menschen gab, in Eurer Gegend Elephanten und Rhinozerosse und andere gänzlich ausgestorbene Thierarten lebten, von denen sich jetzt dort noch versteinerte Ueberreste finden.

Also — soll ich? — doch, dumme Frage! ich kenne Dich ja. Man kann Dir ja keine größere Freude machen, als mit nützlichen und lehrreichen Neuigkeiten.

Drum für heute genug. Heute über acht Tage kommt der erste Brief. Damit Du indeß vorläufige Idee von dessen Inhalt bekommst, so lege ich Dir das dazu gehörige Bildchen hier bei. Ich werde Dir darin von dem Bau und dem Keimen des Pflanzensamens Einiges erzählen. Du brauchst nicht zu antworten, außer wenn ich mich Dir nicht deutlich genug gemacht habe. Du hast in Deiner Wirthschaft zu thun.

Lebe wohl.

Dein
über seinen eignen Einfall hocherfreuter
Lehrer und Freund Fr.



Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Schnellpressendruck von Giesecke & Devrient in Leipzig.

Zweite Auflage.

№ 2. 1853.

Die Gartenlaube.

Familien-Blatt. — Verantwortlicher Redakteur **Ferdinand Stolle.**

Wöchentlich ein ganzer Bogen mit Illustrationen.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter für 10 Ngr. vierteljährlich zu beziehen.

Ein Mutterherz.

Erzählung nach einer wahren Begebenheit

von

Ferdinand Stolle.

(Schluß.)

Dem prachtvollen Frühlingsmorgen folgte ein wonniger Maientag. Felicitas, welcher der nächtliche Traum wie ein stiller Segen in der Brust ruhte, war hinausgeeilt in die Frühlingswelt. An ihrem Arme hing ein Körbchen, gefüllt mit nutzbaren Kleinigkeiten, mit welchen sie einige arme Familien zu erfreuen gedachte. Sie vertheilte heute in erhöhter rosiger Gemüthsstimmung ihre Liebesgaben und kehrte erst nach Lindenruh — unter diesem Namen war ihr freundliches Besitzthum in der ganzen Gegend bekannt — zurück, als die Sonne bereits hoch über den Bergen stand und ihre Strahlen stechend herniedersandte. Felicitas, um im wohlthuenden Schatten zu wandeln, schlug den Heimweg durch einen traulichen Buchenwald ein, der sich längst dem Abhange eines Baches wie ein grüner Dom dahinzog.

An einem schönen Frühlingsmorgen durch einen Wald mit schattenreichem Laubholz zu wandeln, nichts geht darüber. Dieser prächtige Finkenschlag, bald von diesem, bald von jenem Baume; dieses reizende Geschwätz der Grasmücke, und aus den Tiefen des Waldes der Ruf des einsiedlerisch verborgenen Guckucks. In den grünen Aesten eichhörnleins munter hin und wieder springend; Moos und Gebüsch balsamisch duftend, mit Thau besenchtet, Waldeinsamkeit, ringe Licht und Dunkelgrün in erquicklicher Abwechselung — Alles ruhend in schönem stillen Frieden.

Felicitas wandelte glückselig durch dies grüne Paradies, die und da eine weiße und blaue Waldblume oder rothe Walderdbeere pflückend. Ihr Körbchen hatte sich ganz gefüllt, als sie das Ende des Waldes erreichte.

Schon blitzte Sonnengold durch die Baumwipfel, schon that sich die sonnenreiche Landschaft vor ihren Blicken auf, als die Aufmerksamkeit der einsamen Wandlerin durch eine interessante Scene in Anspruch genommen und ihr Schritt gehemmt wurde. Am Ende des Waldes, im wohlthuenden Schatten einer uralten Eiche, im hohen fetten Grase hatte sich eine arme Korbflechterfamilie gelagert; eine Mutter mit sieben Kindern, deren jüngstes, ein Säugling, ruhig an ihrem Busen schlummerte.

Die Familie gewährte den Anblick eines kleinen Zigeunerlagers. Während zwei ältere Knaben beschäftigt waren, am Rande des Waldes Binsen zu schneiden, die hier in großer Menge vorhanden waren, vertheilte die Mutter Stückleins von hartem Brote, das Almosen mitleidiger Landleute. Ein achtjähriges Mädchen war bemüht, einen alten irdenen Topf mit frischem Quellwasser herbeizuschleppen, das mit zum Frühstück diente. Ein kleiner vierrädriger Wagen, in welchem ein zweijähriges Kind saß, das sich, munter in die Händchen klatschend, den grünen Wald anschaute, und ein paar noch unverkaufte im Hintergrunde des Wägleins aufgespeicherte Weidenkörbe war der ganze Reichthum der armen Familie. Mutter und Kinder waren fast nur in Lumpen gehüllt. Das Frühstück war das frugalste, welches es geben konnte. Für die Kleinen mußten freilich die dürren Brotstücken erst in Wasser aufgeweicht werden, während die größern Kinder mit ihren jungen Zähnen, den Eichhörnchens gleich, die harten Brotrinden zu verarbeiten verstanden. Ein klein wenig Salz vertrat die Stelle der Butter. Das alte Sprichwort: der Hunger ist der beste Koch, bewährte sich auch hier. Das einfache Mahl ward mit Appetit und sichtbarem Wohlbehagen verzehrt und hatte auch noch das Gute, daß es der kleinen Familie wohl zu bekommen schien. Die Kinder, groß und klein, sahen alle gesund und munter.

Felicitas sah geraume Zeit aus ihrem grünen Versteck mit innigem Interesse der kümmerlichen Frühstücksscene zu. Dann trat sie hervor und redete die kindergesegnete Mutter freundlich an.

Als die Kleinen die schöne Dame erschauten, die so plötzlich aus dem Waldesgrün trat, hielten sie dieselbe für ein überirdisches Wesen und versammelten sich furchtsam um ihre Mutter. Jetzt erwachte auch der Säugling und blickte mit seinen blauen Augen himmelgroß zu Felicitas auf. Dieser knickten aber beim Anblick des Kleinen fast die Knie; ein electrischer Strahl durchzuckte ihr ganzes Wesen. Das war ja das Kindlein, welches sie im Traume erschaut. Dieselben blonden Härchen, blauen Augen; dasselbe himmelvolle Anschauen.

Wie alt ist das Kleine? frug Felicitas, nachdem sie sich in Etwas gefaßt hatte.

Sie wird nächste Woche das halbe Jahr, erwiederte die Mutter und drückte einen Kuß auf die Stirn des Kindes, das sie mit ihren Armen sanft hin und herwiegte.

Felicitas konnte der Versuchung nicht widerstehen, das Kindlein in ihre Arme zu nehmen. Sie ließ es sich von der Mutter geben und dasselbe ebenfalls hin und herwiegend, liebkoste sie es mit mütterlicher Zärtlichkeit. Das kleine Mädchen blickte auch so vertrauend zu ihr auf und verhielt sich so ruhig, gleichsam als wisse es, in welch' guten Händen es sich befinde.

Felicitas erkundigte sich nach den nähern Verhältnissen der Korbflechterin. Es waren die allerdürftigsten. Der Vater, ein armer Steinbrecher im Gebirg, war bereits seit einem Jahr gestorben. Er hatte die kleine Marie, so hieß das jüngste Mädchen, nicht mehr gekannt. Die arme Familie war genöthigt gewesen, den Wanderstab zu ergreifen und sich theils durch Körbeflechten — der einzigen Kunst, die sie erlernt hatte — und theils durch Ansprüche an die Barmherzigkeit der Menschen ihr armseliges Leben zu fristen. Oft freilich war mancher Abend herabgesunken, wo Mutter und Kinder hungernd ihr hartes Lager auf irgend einem Boden, in einer Scheuer oder Stalle suchen mußten. Doch grämten sie sich darüber nicht. Der Mangel war ihr Begleiter von frühster Jugend an gewesen; und der Hunger hatte für sie weniger Abschreckendes, sobald er nicht zu unerbittlich anklopfte. Auch hatten sie, so weit der Himmel schaute, unter dem sie dahin zogen, noch immer gute Menschen gefunden, die sich ihrer Armuth erbarmt und die hülfreiche Hand dargeboten. Selbst manch abgetragenes Kleidungsstück war ihnen von Zeit zu Zeit menschenfreundlich gereicht worden. So befand sich diese arme Familie fast ein Jahr schon auf ihrer Wanderung.

Im Sommer geht es, erzählte die arme Mutter, da ist die Erde so warm und die Sonne scheint so goldig; aber der Winter, der Winter, wenn der Sturmwind eilig über die Felder weht und der Schnee die Wege bedeckt, daß wir nicht wissen, wo die Schritte hinwenden und erstarren vor grimmiger Kälte.

Aber, gute Frau, frug Felicitas, die noch immer liebevoll das kleine Mädchen in ihren Armen wiegte, Ihr könnt doch nicht Euer Lebelang so durch die Welt ziehen. Ist es denn nicht möglich, daß Ihr in Eurer Heimath einen kleinen Haushalt gründen und Euch auf bessre Weise das Brot erwerben könntet?

Nein, liebe gnädige Frau, gab die Korbflechterin mit vieler Resignation zur Antwort, das ist nicht möglich.

Nennt mich nicht gnädig, sprach sanft Felicitas, kein Mensch, nur Gott ist gnädig.

Unsre Absicht war Anfangs, fuhr die arme Frau fort, einen kleinen Glashandel anzulegen; auch wollte die alte Muhme meines Mannes das Geld dazu hergeben; aber ein böser Advocat brachte sie noch in ihren alten Tagen um all das Ihre. Sie war, als sie starb, so arm wie wir.

Ein kleiner Glashandel glaubt Ihr, daß der Euch nähren würde? frug Felicitas.

Ein solcher, längst der böhmischen Grenze, läßt nicht zu Schanden werden, antwortete die Frau. Ja, wenn wir den hätten, fuhr sie fort, da wären wir glücklich; wollten das Korbflechten gern sein lassen und nie aus dem Gebirge herabkommen.

Und wie groß wäre wohl die Summe, die Ihr zu Anlegung eines solchen Handels bedürftet?

Ach Viel, sehr Viel, liebe gute Dame.

Ungefähr?

Unter einer Mandel Thaler würde es kaum gehen.

Felicitas, nachdem sie dem kleinen Engel, der zeither in ihren Armen geruht noch einen Kuß gegeben, legte ihn in die Arme seiner Mutter zurück. Bei dem Anblicke dieses Kindes aber und bei den Worten der Korbflechterin leuchtete, wie aus Himmelshöhen ein Gedanke durch ihre Seele.

Sollte mein Traum ein Wink von Oben sein? frug sie sich; und nach längrer Pause sprach sie mit erhellendem Lächeln zu der Korbflechterin: Ihr könntet mir Euer Kindlein hier lassen, gute Frau; ich selbst habe keine Kinder und würde wie eine Mutter dasselbe halten.

Die schöne Dame will sich einen Scherz mit einer armen Frau machen!

Gewiß nicht, fuhr Felicitas lebhafter und wärmer fort; bedenkt, Ihr habt noch so viel Kinder, für die Ihr zu sorgen habt. Die Kleine bedarf noch so der Pflege und macht Euch doppelte Mühe. Seid versichert, sie soll bei mir weit besser aufgehoben sein und soll es weit besser haben, als es bei Euerm herumziehenden Leben möglich ist.

Die Korbflechterin schaute noch immer auf, als ob sie die Worte der fremden Dame für Scherz hielt und lächelte ohne ein Wort zu erwiedern.

Auch würde, fuhr Felicitas in sanftem, aber einem Tone fort, der die Wahrheit ihrer Rede nicht länger verkennen ließ, mein guter Mann, der ebenfalls ein großer Kinderfreund ist, Euch so viel Geld geben, daß Ihr einen kleinen Glashandel anfangen und das armselige umherschweifende Leben aufgeben könntet.

Bei dem Worte Glashandel zuckte ein Freudenstrahl über das Gesicht der armen Frau. Der Gedanke an dieses Glück war zu groß, als daß sie ihn ganz zu erfassen vermocht hätte.

Felicitas, welche den Gemüthszustand der Korbflechterin sofort erkannte, fuhr in wohlwollendem und ermunterndem Tone fort: Es ist mein voller Ernst, gute Frau. Ich glaube wohl, daß Euch mein Antrag überraschend kommt; auch sollt Ihr Euch nicht sogleich entscheiden. Ueberlegt Euch die Sache, reiflich und wohl. Geht mit Euerm Verstande und auch mit Enerm Herzen zu Rathe.

Dort, sprach sie nach einer Pause, seht Ihr das schöne Landhaus, da wohne ich; da kommt hin bent Mittag mit all Euern Kindern, Ihr sollt ein gutes Mittagbrot erhalten. Ich gehe jetzt dahin, um es Euch bereiten zu helfen. Da sprechen wir weiter über meinen Vorschlag.

Mit diesen Worten reichte sie freundlich der armen Mutter, die noch nicht zu sich selbst zu kommen vermochte, und den übrigen Kindern, die sich jetzt vertrauensvoll ihr näherten, die Hand, blickte noch einige Augenblicke lächelnd auf das Kind ihres Traumes und kehrte, die Brust von wunderbarsten Gefühlen bewegt, längst eines grünen Kornfeldes nach Lindenruh zurück.

Binnen wenig Stunden nach der Frühstücksscene am Waldesrande ward unter Anwesenheit einiger Gerichtspersonen vom benachbarten Landgericht in aller Form Rechtens einer der seltensten Verträge abgeschlossen. Georg war mit Freuden dem Wunsche seiner Gattin, die kleine Marie an Kindesstatt anzunehmen, entgegen gekommen. Mutter Martha — von der für sie außerordentlichen Summe von Funfzig blanken Reichsthalern geblendet — entsagte allen Rechten und Ansprüchen auf ihr Kind. Zugleich erhielt sie Reisegeld, damit sie ohne Sorgen ihre Heimath erreichen konnte. Kinder und Mutter wurden in der Eile nach Kräften ausstaffirt, freundlich gespeist, gepflegt und getränkt, so daß die arme Familie bewundern konnte, in ihrem Leben keinen glücklichern Tag verlebt zu haben.

Georg selbst hatte sich auf's Pferd geworfen und war in der Gegend nach einer Amme umhergeritten. Alle weiblichen Hände in Lindenruh wurden in Bewegung gesetzt, Kinderwäsche anzufertigen und ein weiches warmes Bettchen zu bereiten, Felicitas selbst in wahrhaftem Gottvergnügtsein that alles Mögliche, ihrem kleinen Lieblinge den neuen Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen.

Am andern Morgen trat die kleine Caravane, nachdem sie noch ein wackeres Frühstück eingenommen und das Wäglein mit Mundvorrath aller Art reichlich versehen war, ihre Reise nach der Heimath an.

Mutter Martha, obschon sie ihr Lebelang nicht auf so weichem und angenehmem Lager geruht, hatte gleichwohl eine ziemlich unruhige Nacht gehabt. Der plötzliche Glückswechsel auf der einen und die Hingabe ihres Kindes auf der andern Seite, erfüllten ihre Brust mit den sich widersprechendsten Gefühlen. Der Abschied von ihrer kleinen Marie war eine ergreifende Scene zärtlicher Mutterliebe. Thränen entströmten ihren Augen und sie vermochte sich gar nicht von ihrem Kinde zu trennen. Erst nach langem liebevollen Zureden von Seiten Georg's und seiner Gattin, gelang es, die gebeugte Mutter zu beruhigen und aufzurichten. Nachdem sie nochmals ihr Kind an's Herz gedrückt und mit Küssen bedeckt hatte, nahm sie Abschied, für die großen Wohlthaten dankend; und bald sah man die arme Familie mit ihrem Wäglein durch die grünen Kornfelder gen Süden ziehen.

Aber je weiter das gastliche Dach zurückwich und je ferner seine grünen Jalousien daher schauten, desto schwerer ward das Herz der armen Mutter. Aller fünf Minuten blieb sie stehen und schaute zurück nach dem Hause, wo ihr kleiner Liebling weilte. Die ältern Kinder, denen der Verlust des kleinen Schwesterchens weniger zu Herzen ging, waren bemüht, die weinende Mutter zu trösten.

Wie gut hat es Mariechen, sprach Christine, die älteste, weit besser als wir. Denke nur das weiße, weiche Bettchen, in welchem sie schlief, und die schöne blaue Stube, worin sie wohnte, und wie alle Leute sie so lieb hatten.

Bei solchen Worten trocknete sich zwar Mutter Martha die Augen, aber es währte nicht lange, da blieb sie wieder stehen, schaute zurück und von Neuem füllten sie sich mit Wasser.

Während aber die arme Mutter mit ihren Kindern trauernd dahin zog, gab es in Lindenruh reges und freudiges Leben. Der kleine Ankömmling hielt das ganze Haus in Bewegung. Am glücklichsten war Felicitas. Wie oft nahm sie die Kleine aus den Armen der Amme und schwebte mit ihr tänzelnd und liebkosend auf und ab. Auch Georg nahm den herzlichsten Antheil und pries den glücklichen Zufall, welcher so unverhofft den kleinen Engel in's Haus geführt hatte.

Am andern Morgen saßen die beiden Gatten in dem mit schönen Landschaftstaveten geschmückten, freundlichen Frühstückssalon, von wo man die herrliche Aussicht längst des Thales und nach den grünen Waldbergen hatte. Die kleine Marie schlummerte noch süß in ihrem Bettlein. Bereits hatte Felicitas wiederholt der kleinen Schläferin einen Besuch abgestattet und sich mit stillem, ächt weiblichem Entzücken an den unschuldvollen Zügen des träumenden Kindesantlitzes geweidet. Sie theilte jetzt Georg ihren weisen Erziehungsplan mit; wie sie dies Kind körperlich, sittlich und geistig heranzubilden gedachte. Sie träumte sich Marien schon als heranblühendes Mädchen, wie sie dasselbe in allem Guten und Schönen mütterlich unterrichten wollte,

und war ganz glücklich in diesen Zukunftsplänen, als Katharina, die Wirthschafterin etwas betreten in den Salon trat.

Frau Martha, berichtete sie, steht draußen mit verstörtem Antlitz und beschwört um Gotteswillen, vor den Herrn und die Madame gelassen zu werden.

Als der Abend nahte, zog Martha mit der kleinen Marie wieder hinaus in die ferne, fremde Welt. Aus dem liebevollsten, freundlichsten Asyle ward das Kindlein wieder hinausgetrieben; aller Wahrscheinlichkeit nach wieder der Armuth und dem Elende entgegen. Zwar hatte Georg, gerührt von der Mutterliebe der armen Frau, die lieber auf eine in ihren Augen außerordentliche Geldsumme, lieber auf die Aussicht einer glücklichen Zukunft, als auf ihr Kind verzichtet, die funfzig Thaler nicht wieder zurückgenommen; auch versprochen, der armen Familie ferner zu gedenken, falls sie sich seiner Wohlthaten würdig erweise — gleichwohl blieb das Schicksal des Kindes, dem einen Augenblick lang ein so glücklicher Stern geleuchtet, einer nur zu unsichern Zukunft preisgegeben.

Lange schauten Georg und Felicitas, von ihrem Altane der dahinziehenden Mutter nach, die zwar arm am irdischen Gut, aber reich an Liebe für ihr Kind, dasselbe innig an ihre Brust gedrückt, wieder mit sich nahm. Sie blieb oft stehen und winkte dankend mit der Hand zurück, bis sie hinter einem rothblühenden hochaufgewachsenen Kleefelde, um das sich der Pfad bog, den Nachschauenden verschwand. Martha wanderte nach einem unfernen Dorfe, wo ihre Kinder sie erwarteten.

Georg aber umarmte sein Weib mit der theilnehmendsten Innigkeit. Arme Felicitas, sprach er sanft und küßte eine Thräne von ihrer Wange, Gott hat es nicht gewollt. Er schenkte Dir einen wunderschönen Traum, aber es sollte nur ein Traum bleiben. Ach setzte er nach einer Pause düster hinzu, unser ganzes Leben ist ja nur ein Traum.

Dem ein schöneres Erwachen folgen wird, flüsterte Felicitas wie von einer Ahnung durchweht und schaute lange hinaus in den Frühling, der immer abendlich röther wurde, während die Abendglocken des Thales fromm zu läuten begannen.

Eine Ahnung floh bei diesen Worten durch Georg's Seele, und von derselben Ahnung ergriffen, begann Felicitas zu zittern und erbleichte sichtlich.

In demselben Augenblicke schwankte Martha herein Ihr Auge war starr und thränenlos. Sie sank, ohne ein Wort zu sprechen, auf die Knie; die funfzig blanken Thalerstücke, die sie in der Schürze trug, rollten dahin auf dem glatten Parkettboden und mit einem Tone, wie ihn nur ein gequältes Mutterherz hervorzubringen vermag, rief sie: Hier haben Sie Ihr Geld, geben Sie mir mein Kind wieder!

Und nach einer Pause:

Ich habe gerungen und gebetet — es half Alles nichts. Ich will arm bleiben — aber geben Sie mir mein Kind wieder!

Und zu Felicitas gewendet, die unvermögend ein Wort zu erwiedern, im Sopha zurückgesunken war:

O Sie himmlisch gute Madam — vergeben Sie — aber Sie haben kein Kind — Sie wissen nicht, wie es — sie deutete auf's Herz — hier wehe thut, wenn eine Mutter ihr Kind hergeben soll.

Und der Traum sollte zur Wahrheit werden und ihr höchster Erdenwunsch sollte in Erfüllung gehen. Als die Gipfel der Waldberge sich herbstlich zu röthen begannen, die Schwalben auf dem hohen Giebeldache von Lindenrub ihre baldige Abreise beredeten und in dem Garten die letzten Georginen ihre Blüthen aufschlossen, vertraute Felicitas erröthend ihrem Gatten das seligste Geheimniß ihres Lebens. Wer beschreibt die Seligkeit der Glücklichen, und doch, — was ist selbst das höchste Glück hienieden!

Als die ersten Lerchen den nahenden Frühling verkündeten, genaß Felicitas eines Mädchens. Doch nur wenige Stunden sollte ihr hienieden vergönnt sein, das Glück der Mutter zu empfinden. Der Himmel nahm sie zu sich, sanft, wie sie gelebt, würdig einer schönern Welt. Mit verklärtem Lächeln reichte sie dem an ihrem Lager niedergesunkenen Georg die Hand zum Lebewohl für dieses Leben. — Es war dieselbe Stunde, wo wieder die Abendglocken durch das Thal hallten, so ahnungsvoll, so Frühling verkündend.

Ihre jahrelange Sehnsucht war erfüllt, ihr jahrelanges Gebet ward erhört — aber sie mußte das heißersehnte und heißerbetete Geschenk des Himmels mit ihrem Leben bezahlen. Also bestürmen wir armen Sterblichen so oft den Himmel um Gaben, die nur zum Verderben uns gereichen. Ja Vater im Himmel, unerforschlich, doch weise sind deine Wege.

Georg's Kindlein folgte seiner Mutter noch am selbigen Tage. Wo hätte es auch hienieden eine solche Mutter gefunden.

Der bejammernswerthe Gatte und Vater war der Verzweiflung nahe. Nach Jahr und Tag war der einst so rüstige und lebensfrohe Mann kaum mehr zu erkennen. Ein organisches Brustleiden, das lange in ihm geschlummert, kam zum Ausbruch. — Er ruht bereits seit manchem Jahre

an der Seite von Felicitas und seinem Kind auf einem stillen Friedhofe im Thale der Mulde.

Und was ist aus Martha geworden, dem treuen Mutterherzen, und der kleinen Marie?

Georg hatte auf das väterlichste für die arme Familie gesorgt. So ward der guten Martha das Glück und die Freude, ihre Kinder alle wohl versorgt zu sehen und sie selbst konnte sich eines sorgenlosen Lebensabends erfreuen.

Marie, der kleine Liebling der Felicitas, war besonders begünstigt worden. Durch die Fürsorge Georg's genoß sie eine sorgfältige Erziehung; und als die Zeit des Brautkranzes gekommen, war auch für eine stattliche Aussteuer Sorge getragen. Marie lebt noch heut als die geliebte Hausfrau eines wackern Schulmannes in der Gegend von G.

Von Lindenruh selbst ist keine Spur mehr vorhanden. Sogar der Name ist verklungen. Aus den Fenstern, deren grüne Jalousien einst so freundlich hinausleuchteten über die gesegnete Gegend, schauen jetzt bleiche Fabrikgesichter. Wo die alten Linden ihre grünen Arme gastlich ausbreiteten, brausen Dampfmaschinen, und in dem Garten, wo Felicitas ihre Blumen baute, thürmen sich Steinkohlenhaufen, aufgespeichert zum Gebrauch für die zahlreichen Hohöfen.

So verweht Alles! Und nur wenn an schönen Sommerabenden, nach des Tages Arbeit und Schwüle, die armen Leute vor ihren Hütten sitzen, klingt wie eine fromme Sage das Andenken an Felicitas durch ihre einfachen Gespräche.

Ja von dieser Felicitas konnte man wohl mit des Dichters Worten sagen: „Vom Himmel war sie gekommen, auf Erden hat sie gelebt und in den Herzen der Armen war ihr Grab."

Ein Quartier des Elends und der Arbeit.

Mann des Osteus, der du einmal herüber gekommen bist aus den freundlichen Städten längs der deutschen Flüsse, an die nebligen Ufer der Themse, der du Englands Institute, seine Verkehrsthätigkeit und Industrie bewundert hast — hat dich nie dein Weg nach Spitalfields, dem Quartiere der Londoner Seidenweber geführt? Vielleicht hast du davon schon gehört, daß es auf irgend einer Seite dieser Hauptstadt, gegen Osten hin gelegen, einen verworrenen Knäul schmutziger, häßlicher Straßen gibt, die sich wie schwarze Laufgräben kreuzen, wo kränklich fahle, ungeschorene, beschäftigungslose Weber herumschleichen, oder brütend auf den Thürschwellen kauern, oder an Steinpfosten lehnen, oder auch gelegentlich zu einem sogenannten Meeting zusammenkommen, um eine Petition an die Königin aufzusetzen, daß sie die Landesfabrikate vom Untergang, und Tausende ihrer Unterthanen vom Hungertode rette? Daß dann zuweilen ein Hofball oder eine Abendgesellschaft in Folge dieser Petition veranstaltet wird, wo alle großen Damen des Hofes in Seidenstoffen von Spitalfields gekleidet erscheinen? Daß dann die armen Weber, süßer Hoffnungen voll, ein, zwei Tage lang lustig zechen, um nach Verlauf derselben wieder verzweiflungsvoll durch ihre schwarzen Straßen zu schlendern, oder brütend auf den Thürschwellen zu kauern, oder an den Steinpfosten zu lehnen, um zu verkümmern? Hast du nie davon gehört? Bist du nie in jene Gegend gedrungen? Nun wohl, dann wollen wir den Gang mit einander wagen, wenn dich's nach dieser wenig einladenden Einleitung noch gelüstet.

Kaum haben wir von den allerbelebtesten Theile Bishopsgate's nach den östlich gelegenen Seitenstraßen eingelenkt, so befinden wir uns in einem öden, wagenleeren Revier, vor dem grünen Kirchhof zu St. Maria, dem einzigen Ueberbleibsel des großen Klostergrundes, der jetzt mit Häusern überbaut ist. Letztere sind in historischer Beziehung nicht ohne Interesse. Seit der Zurücknahme des Edicts von Nantes im Jahre 1685 sind dies die Hauptwohnsitze der französischen Hugenotten, welche die Treulosigkeit Ludwig XIV. aus ihrer Heimath vertrieb, und die Hauptwerkstätten der durch diese Flüchtlinge herübergebrachten Seidenmanufactur. Wo früher der Weihkessel geschwungen wurde, haust jetzt das Weberschiffchen. Trotzdem hat die Klosterstätte mitsammt ihrer unmittelbaren Umgebung, ihren düstern, religiösen, asketischen Anstrich nicht verloren.

Sehn Sie dort das Haus an der Ecke? Wir wollen in diesem unsern ersten Besuch abstatten. Auf dem Platze, wo es steht, hat vor zweihundert Jahren die Kanzel gestanden, und von derselben herab predigten die Mönche an jedem Ostermontage und Dienstage in Gegenwart des Lord Majors vor dem versammelten Volke und den Kindern des Kirchspiels.

Wir treten in eine dunkle Hausflur. Ueber eine schlechterleuchtete Treppe, durch eine wurmstichige Thüre gelangen wir in ein Gemach, das weder licht noch groß und noch viel weniger behaglich ist. Seltsame Erkerfenster, altertümlich ausgesehende Holzschnitzereien, massive Steinkamine; an den Wänden hochhinaufreichende Schränke, mit zierlichen Thüren, massiven Schiebern und tiefen Schiebladen; Schreibtische hinter hölzernen Schranken; verwickelte Kreuzgänge mitten durch Stöße von papiernumwickelten Waaren, die in allen Farben des Regenbogens aus den Ecken der Verpackungen herausschauen. Dabei eine Todtenstille wie in einer Kirche um Mitternacht, oder wie in einem Spielhause bei Tagesanbruch. Denn in dem großen Gemache ist, mit Ausnahme eines wohlgekleideten müssigstehenden Mannes, eines Trägers, der gleichfalls unbeschäftigt auf einem kleinen Waarenballen zwischen zwei gröseren sitzt, und einer Katze die dicht vor dem Kohlenfeuer in stille Anschauung ihrer Vorderpfoten versunken ist, kein lebendes Wesen. —

Die Thüre ist lautlos hinter uns in's Schloß gefallen. Noch immer dieselbe Stille wie in einer Quäkerversammlung oder in einem höheren Regierungsbureau, bis endlich

der Mann am Schreibtische die Augen aufschlägt, sich durch das Labyrinth von Ballen, Schreibtischen und Bureauschranken durchwindet, und uns auf unseren schüchternen Gruß, dem eine Entschuldigung wegen unserer ungelegenen Störung nachhinkt, erwiedert, wir hätten uns nicht geirrt, es sei dies ganz richtig das Seidenwarenlager, welches wir zu sehen gewünscht; ein Waarenlager, von dem uns früher ein glaubwürdiger Kaufmann versichert hatte, daß in demselben durch's Jahr nicht weniger denn um 100,000 L. Strlg. Geschäfte gemacht werden.

Lassen Sie uns offen gestehen, daß wir beim Anblick dieser geschäftslosen Stille gegen die Angaben unseres befreundeten Kaufmannes Mißtrauen zu fühlen anfangen. Aber wir sollen bald in die Lage kommen, ihm Abbitte zu thun.

Die wurmstichige Thüre, durch die wir hereingekommen waren, öffnet sich wieder, und in die Stube tritt bedächtigen Schrittes ein Mann mit sorgfältig gebürstetem Hut, tadellosen Vatermörders und elegantem Frack, grüßt, fragt den Herrn des Schreibtisches wie es ihm gehe, zieht dabei langsam einen Handschuh aus, spricht über's schöne Wetter, Alles als ob er blos dieser wichtigen Sachen wegen gekommen wäre, und deutet zuletzt, so nebenbei in Parentheſe, so wie mit einer Art von Poſitivitum, auf einen Stoß von Seidenstoffen, und frägt einfach:

„Die Nummer, Sir?"

„Zwei und Sieben," antwortet der Verkäufer. „Wie viel Stück soll ich bei Seite legen?"

„Fünfzig. Arroyos, haben Sie gehört, daß unser Mr. Smith von uns fortgeht? Sonderbarer Menſch. Nun, guten Morgen, Mr. Bradelle." Ein Hutlüften für uns, und hinaus ist er zur Thür.

„Das ist einer unserer stärksten Kunden," bemerkt Mr. Bradelle.

„Ein Kunde? Nennen Sie das einen Kunden?"

„Ja wohl, Sie waren ja eben gegenwärtig, wie er fünfzig Stück Seidenzeug von gut assortirten Couleurs aussuchte."

„Nun wahrhaftig, vom Aussuchen haben wir nichts gemerkt. Und was sagten Sie ihm mit Ihrem räthselhaften Zwei und Sieben?"

„Das war der Preis. Zwei Schilling und sieben Pence das Yard. Jedes Stück hält deren vier und achtzig."

„So hat denn Ihr Kunde in dieser Schnelligkeit — lassen Sie uns sehen — beinahe um sechstausend Gulden Waare gekauft? Ohne Feilschen, ohne die Qualität zu untersuchen, ohne Ihren Artikel herunterzumachen. Herr, wie kommt das?"

„Unser Geſchäft", erläutert Mr. Bradelle, „ist nach einem Prinzipe organisirt, das uns gestattet, mit möglichst wenigen Worten und in möglichst kurzer Zeit unsere Geschäfte abzumachen. Der Herr, der eben hier war, ist der Seideneinkäufer für Treaen u. Comp. Die Seideneinkäufe dieser großen Firma sind diesem Herrn so ganz und so unbeschränkt anvertraut, als wäre das Geschäft sein eigenes. Andere Individuen besorgen auf gleiche Weise den Einkauf von Wolle, Baumwolle, Cottonen u. dgl. Am Ende eines jeden halben Jahres legen sie ihrer Firma Rechnung ab, und wird durch die Bilanz nachgewiesen, daß das Zweiggeschäft, in dem der Eine oder Andere verwendet ward, nicht florirt hat, so wird die Stellung desselben gefährdet. Die Prinzipale wissen es ganz genau, und können es schwarz auf weiß nachweisen, ob die Schuld an der Geschäftsconstellation oder am Verkauf, oder endlich am verfehlten Einkauf gelegen war. Hat im entgegengesetzten Falle der Einkäufer den Geschmack des Publicums getroffen, war er geschickt genug, die gangbarsten Muster auszuwählen, und hat er überhaupt preiswürdig eingekauft, indem er z. B. die Geldverlegenheiten eines Fabrikanten oder eine französische Reise zu benützen verstand, (denn er darf die heimische und auswärtige Politik keinen Augenblick außer Augen lassen), und zeigt es sich auf die eine oder andere Weise, daß er bei der halbjährigen Abrechnung seinem Hause einen guten Profit eingebracht hat, dann ist für ihn die Chance vorhanden, daß sein Gehalt erhöht wird. Trifft sich das zwei-, dreimal, dann bekommt er überdies noch Prozente vom Gewinn."

„Alles recht, aber der Mann hat ja Ihre Waare, wie die Katz' im Sack gekauft. Er hat sie ja nicht eines Blickes gewürdigt."

„Das ist eben das Resultat langer Praxis und Erfahrung. Das ist die Kunst, seine Kunst zu verbergen. Der Mann, den Sie hier gesehen haben, der — glauben Sie mir — braucht meine Artikel nicht erst anzusehen. Der kennt meine Farben bis in die letzte Nuance und die Qualität meines Fabrikates bis in die Einschlagfäden hinein."

„Aber der Preis, lieber Herr! Wir dürfen doch wohl vermuthen, daß Ihr Kunde von hier aus noch andere Magazine von Spitalfields besucht. Während wir hier reden, hat er seine Firma vielleicht schon in eine neue Schuld von ein paar tausend Pfund hineingerannt?"

„Sehr wahrscheinlich!"

„Nun wohl. Nehmen wir den Fall an, Ihr Nachbar offerirte ihm dieselbe Gattung von Seidenstoffen, in gleich guter Farbe und Qualität wie die Ihrigen, um einen niedrigeren Preis, könnte er da nicht — da Sie doch nichts Schriftliches in Händen haben — die eben gemachte Bestellung absagen?"

„Zu spät," antwortete Herr Bradelle, und nimmt dabei eine Lamartine'sche Stellung an, die den Franzosenabkömmling durchblicken läßt — „zu spät! Der Verkauf ist abgeschlossen, und kann nicht mehr rückgängig gemacht werden. Der Abschluß ist so sicher, als ob er auf Pergament geschrieben und durch ein Dutzend Zeugen bekräftigt wäre. Des Einkäufers Ersetzung und die meinige beruhen auf der gewissenhaften Einhaltung unserer Verbindlichkeiten. Heute Nachmittag schicke ich ihm seine Ballen, und ich sehe die Kassenanweisung so deutlich vor mir wie den Zinstag."

Sieht man diese Art der Geschäftsführung, die ungeheuren Capitalien, welche umgesetzt werden, die reichen Lager von Atlassen, Tafteten, Brokatstoffen, Damast und anderen Seidenzeugen, und hört man dagegen den oft genug ertönenden, herzdurchbohrenden Schrei der Armuth, der sich, wie ein Rothschuß an den Meeresklippen, an den Steinpalästen des Bestendes bricht, wenn er aus dem Quartier der Noth überhaupt in das Quartier der Eleganz je hinüberreicht, kann weiß man wahrlich kaum, wie man diese beiden Gegenstände in Gedanken neben einander ordnen soll. Lassen Sie darüber unseren nüchternen Freund Bradelle sprechen. Er scheint die Sache zu verstehen, und äußert sich darüber folgendermaßen:

„Obwohl der größte Theil der Meister in diesem Viertel ihr Hauptquartier aufgeschlagen hat und die Weber desselben beschäftigt, haben daneben doch beinahe alle ihre Factoreien in den Provinzen, hauptsächlich in Lancashire. Die Weber von Spitalfields können in der Herstellung von Sammt und glatten Seidenstoffen nunmehr gegen die billigeren Arbeitslöhne und die potenzirte Kraft der Maschinen ankämpfen. Sie krümmen sich unter dem Drucke einer unverhältnißmäßig großen Uebermacht. Wollen Sie ein paar Schritte um die Ecke machen? Dort können Sie mit eigenen Augen eine Familie in diesem hoffnungslosen Kampfe begriffen sehen."

„Und ist keine Hülfe möglich?" fragen wir, indem wir zusammen die Treppe hinabsteigen.

„O ja," lautet die Antwort. „Auf dem Lande, z. B. in Suffolk, wo wir eine Fabrik für Handweber errichtet haben, gibt es bessere und billigere Nahrung, für die Lungen sowohl wie für den Magen."

„Sie meinen wohl, die bessere Luft würde das viele Trinken ersparen?"

„Allerdings. Denken Sie sich den ganzen Tag über in eine dumpfe Stube eingeschlossen, wie da Ihr Körper nach vierzehnstündiger Einathmung einer schlechten, ungesunden, mit Miasmen aller Art geschwängerten Atmosphäre zusammenknicken würde — daneben die harte Arbeit selbst; und bedenken Sie auch, was für Selbstverläugnung dazu geboren müßte, sich vom Genusse eines stimulirenden Getränkes — eines Glases schlechten Wachholderbranntweins allenfalls — zu enthalten. Andrerseits aber hat man die Erfahrung gemacht, daß die frische Luft, die um den Webestuhl auf dem Lande weht, allein genügt, den Arbeiter zu kräftigen, und ihm den Branntwein zu ersetzen."

„Die Londoner Luft soll, wie man sagt, dem Fabrikarbeiter an und für sich schädlich sein. Ist das wahr?"

„Du lieber Gott", erwiedert Herr Bradelle, und bleibt, sich auf seinen Stock stützend, eine Minute stehen, „die beiden schweren Nebeltage im December Anno fünfzig waren für unsere Firma ein reiner Verlust von hundert Pfund Sterling. Der schwarze Gott sei bei uns, der doch in der ganzen Welt weiter nicht so schwarz als in London zu finden ist, fraß sich in die weißen Atlasse hinein, und trotz aller Vorsicht unserer Arbeiter haben sie am nächsten Tage grau wie Trauerstoffe aus. Zwölf Stunden später, und sie waren ärger als grau: schmutzig, fuchsig, unverkäuflich. Man konnte sie nicht einmal mehr anständig färben. Zufällig hatte ich eine Bestellung abzuliefern; da schickte ich nach unserm Etablissement in Suffolk, um die Lücke auszufüllen, und sieh' da, meine weißen Atlasse an demselben Tage wie die in London gearbeitet, kamen herein weiß wie gefallener Schnee" — —

Mr. Bradelle's einfache, schlichte Erzählungsweise gibt Stoff genug zum Nachdenken, nicht allein über das Schicksal der arbeitenden Classen in London, sondern in allen Fabrikstädten überhaupt. Wenn man bedenkt — und wir wollen unsere Reflexionen nicht über Spitalfields hinausschweifen lassen, — wenn man bedenkt, wie viel der Arbeiter und dessen Erzeugnisse durch die unpassende Lage seiner Arbeitsstube zu leiden haben, muß es geradezu unbegreiflich scheinen, daß die Weber selbst nicht alles Mögliche aufbieten, aus dieser beeinträchtigenden, schädlichen Atmosphäre hinauszukommen, zumal da ihre Arbeitgeber sie dabei gerne unterstützen würden.

Vierzehn bis siebzehntausend Webestühle stecken in den eilf- oder zwölftausend Häusern von Spitalfields, obwohl in diesem Augenblicke kaum mehr denn neun- bis zehntausend davon in Gange sind. Durchschnittlich stehen siebzehn solcher Häuser auf einem (engl.) Acker Landes, während die Durchschnittszahl im übrigen London ungefähr fünf und ein Fünftheil per Acker beträgt. Somit hat Spitalfields die bei weitem gedrängteste Bevölkerung. Innerhalb seiner beschränkten Grenzlinie leben nicht weniger als 85,000 Menschen eingepfercht.

„Aber," sagt Freund Bradelle, „unsere Weberfamilien sind so sehr in einander verschlungen, so sehr durch Verschwägerung, Freundschaften, Vorurtheile und Schulden an dieses Quartier gekettet, daß sie, trotz aller Vorschläge ihrer Arbeitgeber, ihren Wohnungen auf dem Lande zu verschaffen, es bis auf den benöthigen Tag vorgezogen haben, in diesem elenden Stadtwinkel ihre wahrhaft unglückliche Existenz fortzuführen. Spitalfields war die Nekropolis Londons zu Zeiten der Römer. Die officiellen Todtenlisten weisen nach, daß es die bahgierigste Grabstätte des modernen Londons ist. In diesem Quartier ist die Sterblichkeit größer als in irgend einem Kirchspiel unserer Hauptstadt" — —

Und wie fremdartig die Straßen aussehn! Diese hohen schornsteinähnlichen Häuser, mit den vielen Fenstern in den obern Stockwerken, — sehn sie nicht wie die Häuser einer fremden Stadt aus, mit Ausnahme des Rußes, der ihnen sehr verschwenderisch zugetheilt ist? Beinahe könnte man glauben, die flüchtigen Hugenotten hätten ihre Wohngebäude und Straßen mit sich über's Meer genommen, und sie hier wieder aufgebaut. Und diese Menge kleiner Krämläden! Wozu denn diese alle offen sein mögen? Es ist ja nichts zu verkaufen darinnen! Ein paar kleine Bündel Holz zum Feueranmachen um einen halben Penny, ein Kinderdrache um einen halben Penny; ein Lederball um den vierten Theil eines Penny, das heißt hier ein Laden. Eßwaaren tragen ihren Werth in sich selber, die braucht man nicht erst auszustellen. Mögen die Brotlaibe noch so schwammig sein, noch so schmutzig übereinander in des Bäckers Laden hängen, am Ende ist's doch Brot, und das ist die Hauptsache. Ochsenleber, Talglichter und Kalbsköpfe, gräulich marmorirte Würste und sandige schwarze Kuchen sind auch ohne Verzierung sehr lockende Artikel, nach denen die Mäuler von Spitalfields lüstern sein würden, und wären sie auch noch viel häßlicher und unschmackhafter als sie sind. —

„Aber sieh' da, auch in diesem Quartier des Elends ein Stück Literatur! kauft denn der Arme diese alten, erbärmlich colorirten Blätter und schmutzigen Holzschnitte, die dort am Ladenfenster angeklebt sind? Segt er sich nach vierstündiger Arbeit an's Kohlenfeuer hin, um diese abscheulichen Machwerke durchzulesen, um sein sorgenvergiftetes Herz mit diesem Abhub französischer und englischer Literatur aufzufrischen?"

„Ich kann's Ihnen wahrhaftig nicht sagen," erwidert Mr. Bradelle, „wir wissen sehr wenig von ihrem häuslichen Treiben. Sie leben unter sich abgeschlossen, und sind unser Einem gegenüber sehr argwohnisch. Einmal

haben wir's versucht, Handwerker-Institute zu gründen, aber sie wollten niemals recht gedeihen."

„Ist denn keine Schule im Kirchspiel?"

„Ja wohl, wir steben eben davor."

Das ist ein altes Gemäuer, eingepfercht zwischen andern Mauern, düster, unheimlich, rannbeengt. Zur ebenen Erde eine Art Kleinkinderbewahranstalt, wo die Kleinen sich gähnend die schmutzigen Nasen reiben, oder in den schlechtgepflegten Haaren kratzen. Elementarschüler — daß Gott erbarm' — im ersten Stockwerk. Und darüber unter'm Dach eine breite, lange, niedrige, lichte Stube, das ist die höchste Classe, die sogenannte ragged school (die Lumpenschule).

„Verbüt' es der Himmel," seufzt Herr Bradelle, „daß alle diese Jungen Weber, und all' diese kleinen Mädchen ihre Weiber werden. Wir vermehren uns nicht allzusehr — fährt er nach einer Pause fort — der Eine wird Soldat, der Andere Matros, und Mancher wandert aus. Und die Eltern dieser Kinder! Wollen Sie ein Stück Elend sehen? Treten Sie mit mir in diesen Thorweg ein."

Eine enge Wendeltreppe hinauf, wie man sie in Lyon und in den ältesten Stadttheilen von Edinburg sieht — ein Strick als Geländer — statt der Teppiche Schmutz — Gestank statt der Luft — eine wackige Thüre — kein Schloß — eine graue nackte Stube — vier Webstühle — vier Menschen, von denen drei emsig arbeiten — wir sind am Ziele.

Ein blasser bobbinäniger Mann, der in Hemd und Unterbosen arbeitet, läßt seinen Webstuhl bei unserem Eintritt stille steben. Er ist der Herr der Stube, ein Irländer von Geburt.

„Guten Morgen, Meister!"

„Guten Morgen, Gentlemen!" und fährt mit einem löchrigen, abgeschossenen Cattuntuch über sein unrasirtes Kinn und den mächtig hervorspringenden Kehlkopfsknorpel.

„Wir wandern eben durch Spitalfields. Wollt Ihr uns erlauben, Eure Arbeit anzusehen?"

„O gewiß."

„Ihr habt da etwas Schönes eingespannt. Schwarzen Sammet, he?"

„Ja, Herr. Und jedesmal, wenn ich das Schiffchen werfe, schneid' ich hier den Draht ab und leg' ihn dort wieder ein. So — — jetzt können Sie's sehn." — Der Stuhl rauscht und knarrt, der Arbeiter sieht uns mit seinen hohlen Augen an.

„Das ist eine langsame Arbeit."

„Ja wohl langsam." — Wieder ein Blick auf uns, und dabei ein rauher, trockener Husten.

„Und auch eine schwere Arbeit?"

„Ja wohl schwer" — und wieder der schreckliche Husteuton. Nach einer Weile, als er bemerkt, daß uns seine Arbeit interessirt, hält er wieder inne, und die Hand auf die schmale Brust legend, sagt er mit forcirter lauter Stimme — denn er ist gewohnt, das Klappern seines Webstuhls zu überschreien —

„Das greift die Brust an, meine Herren, so seine vierzehn bis fünfzehn Stunden in Einem fort vorwärts gebeugt liegen."

„Arbeitet Ihr denn so lange?"

„Glücklich, wenn ich kann. Ein Tagwerk, wie das hier, ist seine drei Schilling werth."

Also achtzehn Schilling die Woche?"

„Ja, wenn's immer wär'! Aber's ist nicht immer. Eine Woche in die andere gerechnet, kommen auf jede wohl zehn Schilling bis zehn Schilling und sechs Pence."

„Ist das Mr. Bradelle's Stuhl?"

„Ja Herr, und der andere auch, der dort feiert."

„Und der zweite, an dem Ihr Kamerad arbeitet?"

„Gehört einer andern Partei. Der junge Mensch zahlt mir einen Schilling wöchentlich, daß ich ihn bei mir arbeiten lasse, und der Schilling kömmt bei der Hausmiethe zu gut. Ist nicht wohlfeil meine Herren. Eine halbe Krone ($21/2$ Schill.). Aber dafür ist die Stube auch groß — —."

„Und am andern Stuhl? Ist das Ihre Frau?"

„Ja, das ist mein Weib. Sie arbeitet in ordinäreren Sorten, für Hauben und dergleichen."

Und wieder klappert und schnarrt der Webstuhl. Und wieder liegt der hagere Mann über den Holzcylinder gebeugt.

Am Fenster neben ihm hängt ein alter Vogelbauer mit einem Zeisig darin. Der schreit und zwitschert, wenn der Webstuhl in Bewegung gesetzt wird, und schweigt, wenn Letzterer stille steht. Wahrscheinlich ist der Webstuhl seinen Ohren ein unsikalisches Instrument. Das Fenster selbst, schlecht verschlossen und nothdürftig mit Papier verklebt, gewährt eine weite Aussicht über die Dächer der Nachbarschaft, über Ziegel, Giebel, Erker, Rinnen und ein Labyrinth von thönernen Schornstein-Aufsatzröhren. Mühsam winden sich die Strahlen der blassen Londoner Lüzensonne durch alle diese Hindernisse, die ihr im Wege steben, in Rauch und Nebeldunst bis zum schmalen Fenster hin. Ein vereinzeltes Strahlenbüschel hat eben den Weg in die Stube gefunden; es gleitet über das fahle Angesicht des Webers, um es noch fahler zu machen, und wirft ein Lichtbild, das sich wie ein Lanzenschaft ansieht, auf den holprigen Bretterboden.

Unsre Athmungsorgane fangen allmälig an, die Wirkung der eingesperrten, dumpfen Luft zu spüren. Und doch sind wir kaum zehn Minuten in der Stube! Das mögen zum Theil auch die Bettstücke machen, die in einem Winkel über einander liegen. Daneben der Kamin, ein, zwei Stühle, ein Kohlenbehälter, ein Wasserkessel, ein lederner Krug. Wo sollten auch Bettstellen und andere Möbel stehn, selbst wenn sie der Weber besäße? Die Webstühle, als Nahrväter der Familie, nehmen jeden Fuß breit Raum für sich in Anspruch, und haben ihn auch. Wie böse Zauberer, die Gold und Schätze liefern, müssen sie durch alle möglichen Aufmerksamkeiten beschwichtigt werden; und müssen die Kinder — dieser unförmliche, wasserköpfige Säugling z. B. den sein älterer Bruder im Arm hält — sich von ihnen in die Ecke drängen lassen, mögen sie im Gang sein oder nicht. Nur des Nachts gestatten die stillstehenden Ungeheuer, daß die Kinder zwischen ihrem hölzernen Untergestelle ruhen. Die klappernden Töne der Webstühle begrüßen sie, wenn sie aus dem Mutterleibe kommen, und sind oft ihr Grabgeläute.

„Haben sie noch andere Kinder außer diesen beiden?" fragen wir die Frau, die emsig fortgearbeitet hat.

„Ich hatte ihrer acht. Sechs sind noch am Leben, Herr.“

„Da haben wir vielleicht ein paar von ihnen gesehen, drüben in der — —“

„In der Lumpenschule, ja wohl! ’S sind vier von den unsrigen drüben.“ Und dabei sieht uns das arme Weib stolz an, mit einem entschiedenen Mutterstolze; des Namens der Schule schämt sie sich nicht im Mindesten; sie arbeitet ja, arbeitet um’s tägliche Brot für ihre Kinder; ist keine Bettlerin; um Alles in der Welt nicht; braucht sich daher nicht zu schämen. — Jetzt läßt sie ihren Stuhl ein wenig ruhen. Der junge Arbeiter und der Hausherr thun dasselbe.

„Webers Kinder sind bei’m Webstuhl geboren, meine Herren“ — hebt der Alte aus dem Stegreif an, und aus seinem tiefliegenden Auge fliegt ein freundlicher Strahl, und über die schmale Unterlippe fliegt ein zärtliches Lächeln, als er auf die beiden Kinder blickt, die sich bis hart an seinen Stuhl herangeschleppt hatten — „so ein Webers Kind ist mit dem Klappern aufgewachsen, kennt nichts weiter auf der Welt, wird groß und stark, und wenn’s Gottes Wille ist, wird’s auch da krank und stirbt da.“ Und wie der Alte sein Sprüchlein gesagt, fängt er wieder an weben an, und die Andern fallen im Chorus ein.

„Die Arbeit dieser Leute, Mr. Bradelle — sie können uns in dem Lärm doch nicht hören, wenn wir leise sprechen?“

„O nein.“

„Erfordert wohl nur wenig Geschicklichkeit?“

„Sehr wenig. Macht’s gerade so, wie’s sein Großvater gemacht hat. Ist auch gar nicht zu bewegen, die kleinste Aenderung — das Fliegschiffchen zum Beispiel — einzuführen, um das Zusammendrücken der Brust, worüber er so eben geklagt hat, zu vermeiden. Gegen den alten Brauch vermögen wir mit dem besten Willen nichts. Das arbeitet sein Lebelang auf der Stube, in einer eingeengten Atmosphäre statt in einem luftigen, gesunden Fabriklocale. Man schiebt die Schuld so leicht auf uns Fabrikherren. Aber versuch’ da eine Aenderung wer kann. Ich kann’s nicht. Wenn ich — —“

Herr Bradelle schweigt. Er muß schweigen, denn plötzlich zittert das Haus vom Erdgeschoß bis zum Dach. Ein Donnerwetter fährt über unsere Köpfe hin. Ist’s ein Erdbeben, ein Gewitter? Oder hat sich ein Vulkan im Herzen Londons aufgethan? Wie das schwankt und zittert!

„’S ist blos die Eisenbahn, Sir,“ ruft uns der junge Arbeiter zu, der unsern Schreck bemerkt hat.

Knapp am Hause vorbei ist nämlich ein Bogen jener Bahn gespannt, die nach Blackwall und um den nördlichen Stadtrayon führt; über dem Dach hinweg läuft der Telegraphendraht; die Locomotiven mit ihren gewichtigen Trains lassen vor den Fenstern vorbei und erschüttern die Häuser der Armen bis in ihre Grundmauern. Halb London rauscht im Laufe des Jahres vor ihrem Elend vorbei. Die Schätze Indiens aus den Westindia-Docks fliegen vor ihren Augen vorüber in den Alles verschlingenden Abgrund, den man London nennt. Der arme Weber steht am Stuhl; hier ist er geboren, hier lebt, hier stirbt er. —

Das Sonnenlichtbild am Boden ist mittlerweile verschwunden. Die Sonne selbst ist untergegangen, es wird rasch finster, und wir verlassen die Arbeiterstube, wo Jedes jetzt sein kleines Lämpchen auf einem Drahthaken am Webstuhl aufhängt, um die nächtliche Arbeit zu beleuchten. Die Schatten der Stühle zeichnen sich scharf an den Wänden ab. Der Zeisig im Käfig ist stille geworden, steckt den Kopf zwischen seine beiden Flügel, und schickt sich zur Ruhe an. Der wasserkopfige Säugling liegt auf dem Schooße seines Bruders und dieser kauert am Kamin und glotzt gedankenlos in die erstorbende Glut. Der Kohlenbehälter ist leer. Es scheint, als ob’s mit dem Feuer heut’ zu Ende ist.

Wir stehn mit unserm Begleiter wieder auf der Straße. Die eben mitangesehene Leidensscene war wohl geeignet uns schweigsam zu machen. Mr. Bradelle ist der Erste, der das Schweigen bricht.

„Die Schwankungen im Seidengeschäft“ — bemerkt er in seiner gewohnten ruhigen Redeweise — „und im naturgerechten Zusammenhange mit denselben die Lage der Weber in Spitalfields erscheinen gar plötzlich und ohne daß man sie vorhersehen kann, denn sie hängen von einer Masse unberechenbarer Ursachen ab. Nehmen wir zum Beispiel die letzten vier, fünf Jahre — —“

„Aber gleicht sich die Sache nicht in einer Reihe von Jahren aus? Waren diese Schwankungen bedeutend?“

„Bis zum Extreme, wie Sie gleich hören sollen. Im Jahre 1845 waren die Preise der rohen Seide sehr niedrig. Die Fabrikanten kauften zusammen so viel sie konnten, und ließen anfarbeiten was sie aufgebracht hatten. Da war keine Hand unbeschäftigt, da feierte kein einziger Stuhl. Die aufgehäuften Vorräthe waren enorm; die Seide stieg. Das war im Jahr 1847, und nun trat eine Stockung ein.“

„Entschuldigen Sie, Mr. Bradelle, daß wir Sie unterbrechen. War’s nicht zu jener Zeit, als der große Nothdirect von Spitalfields sich durch’s ganze Land hörbar machte, und Meetings zur Abhilfe der Noth veranstaltet wurden?“ —

„Ja wohl. Durch einen Streit der großen Detailhandlungen mit den Seidenfabrikanten und ein gros Verkäufern war damals die Stockung noch verlängert worden. Sie werden sich erinnern, es handelte sich um’s Ellenmaß (the short measure question, die nicht blos England, sondern das ganze südliche Europa berührte). Die Detailhändler wollten, daß unser Yard*) sieben und dreißig Zoll halten solle, und das ganze Herbstgeschäft war durch diesen Streit verbannt. Denn war kein Ende bis zum Ausbruch der Pariser Februar-Revolution. Jetzt rannten unsere Großhändler und Detailkaufleute aus dem Westend schaarenweise, mit ungeheuern Fonds versehen, nach Paris und Lyon hinüber. Der Schrecken war den französischen Kaufleuten in alle Glieder gefahren. Sie verkauften um jeden Preis. Es galt eben nur, ein Angebot zu machen. Dadurch öffneten sich für uns Engländer zwei verschiedene Wege. Die Groß- und Detailhändler hatten freilich eine schwere Last gearbeiteter Seidenwaaren herübergebracht, aber wir Fabrikanten waren auch nicht müßig, und kauften in Frankreich die rohe

*) Englisches Fuß-Maß.

Seide auf, fünfzehn und zwanzig Procent wohlfeiler als ich mich mein Lebelang gekauft zu haben besinnen kann. Was halten Sie, meine Herren, vom feinsten französischen Organsine (gezwirnte Seide), das Pfund zu einer Guinee?" —

„Solche Preise" — fährt unser gelehrter Cicerone fort — „setzten uns in den Stand, auf Vorrath arbeiten zu lassen, und als im Jahre 1849 die französischen Lager erschöpft waren, da kamen die nusrigen an die Reihe. Da hatten wir freies Spiel. Und in der That konnte das ganze Jahr hindurch kein Fabrikant des Continents mit dem englischen in Concurrenz treten."

„Haben sich denn die französischen nicht erholt gehabt?"

„Den Teufel haben sie sich erholt" — und Mr. Bradelle geräth allmälig in einen industriell-schwärmerisch exaltirten Zustand — „freilich haben sie sich erholt, aber es hat ihnen wenig geholfen, diese Erholung von der Revolution. Wir hatten ja beinahe ihren ganzen Vorrath an Rohseide in Händen, und als die Erholung anfing, hatten sie kein Material zu verarbeiten, und kamen factisch zu uns herüber — die revolutionairen Schlucker! — und mußten ihre eigene Rohseide von uns zu zwanzig und fünfzig Procent theurer zurückkaufen. Von dieser Zeit an ist unsere Waare gestiegen, die Arbeit hat sich vermehrt, so daß während des größten Theils des Jahres fünfzig die meisten Weber von Spitalfields reichlich zu thun hatten."

„Da muß also, nach dem logischen Kreislauf wieder eine Ueberfüllung von Fabrikaten eingetreten sein?"

„Allerdings. Das und die höheren Rohseidenpreise drückten aufs Geschäft, so daß ich allein nahe an hundert Stühle feiern lassen mußte. Das geht nun einmal nicht anders. Darauf muß der Fabrikant gefaßt sein." — —

Aus der Menschenheimath.

Briefe

Des Schulmeisters emer. Johannes Frisch an seinen ehemaligen Schüler.

Zweiter Brief.

Hast Du Dir schon einmal das Samenkorn einer Pappel angesehen? Wahrscheinlich nicht. Es ist aber der Mühe werth, es zu thun. Im Mai findest Du leicht unter Schwarzpappeln und Silberpappeln oder unter den Espen oder Zitterpappeln die ersten Fruchtkätzchen am Boden liegen. Daran sieht man die aufgesprungenen Fruchtkapseln mit einer glänzend weißen, herausquellenden Seide gefüllt. Das ist der sogenannte Samenschopf, der an den kaum Sandkorn großen Samenkörnchen sitzt. Diese kleinen Samenkörnchen sind es, die Du Dir einmal gelegentlich ansehen sollst. Sie sind viel kleiner als ein Mohnkorn und doch wird aus ihnen die himmelanstrebende Pappel, und doch ist dazu in ihrem Innern Alles ebenso dazu vorgebildet, wie in einem Bohnenkerne, den ich jetzt als Beispiel wählte, um Dir den Bau der Pflanzensamen zu erläutern.

Zu dem Ende habe ich Dir auf dem meinem ersten Briefe beigelegten Blättchen einige Zeichnungen gemacht, *) die Du, wenn Du willst, leicht mit der Wirklichkeit in der Natur vergleichen kannst.

Du weißt, daß die Bohnensamen in der langen grünen fleischigen Hülsenfrucht geborgen liegen, und mit einem kurzen dicken Stielchen, dem Samenfaden, an der einen Naht derselben befestigt sind. An den schwarzen oder sonst gefärbten Bohnen sieht man einen ovalen Fleck, an welchem dieses Stielchen festgesessen hat; man nennt ihn den Hagelfleck, und Du siehst ihn an Fig. 1. und 2. deutlich; an letzterer mit h bezeichnet. Unter dem Hagelfleck siehst Du an Fig. 2. eine kleine vertiefte Figur, auf welche die Buchstaben m k hinweisen; das ist der Keimmund. Heute mußt Du Dich mit diesen bloßen Namen begnügen. Eine nähere Beschreibung des Keimmundes würde in eine Schilderung der Entstehung und Bildung des Pflanzensamens im Innern der Frucht gehören, worüber ich Dir später einmal Einiges erzähle. Bei dem Keimen hat der Keimmund wahrscheinlich keine besondere Bestimmung; dagegen hat er dann eine sehr wichtige bei der ersten Bildung des Samens. Auf der anderen Seite des Hagelfleckes bemerkt man durch eine leichte Aufschwellung den unter der Samenschale liegenden Keim, wenigstens was man im gewöhnlichen Leben Keim zu nennen pflegt. Der wissenschaftlichen Auffassung nach ist es aber nur die eine Hälfte des Keimes, nämlich sein Würzelchen. Es ist auf Fig. 2. mit w bezeichnet; und Du siehst davon einen Riß in der Samenschale, denn immer macht sich, wie Du weißt, zuerst das Würzelchen aus den Banden der Samenschale frei, tritt heraus und dringt zur Wurzelung in den Erdboden. Wenn man einem gequellten Bohnenkerne, oder einer Mandel, Erbse, Wicke, Linse, Eichel die Samenschale nimmt, so zerfällt der nun nackte Same leicht in zwei gleiche Hälften, die im Samen mit einer glatten Fläche an einander liegen und nur an einem Punkte (bei Eichel und Mandel an der Spitze) zusammenhängen. Wir werden gleich sehen, was diese beiden Körper zu bedeuten haben und wie sie die Wissenschaft benennt. Bei der Bohne liegt nun an der Hagelfleckstelle seitlich zwischen diesen beiden Körpern, — der eine sichtbare in Fig. 3. ist mit s. bezeichnet — der Keim, k, und ist nur an dem Punkte, neben dem das s steht, mit diesen und diese unter sich verbunden. Fig. 3. zeigt deutlich, daß der Keim aus zwei Hälften besteht; von

*) S. Nr. 1.

dem * abwärts aus dem Würzelchen, aufwärts und nach links aus dem sogenannten Federchen, f; so nennt man nämlich den Theil des Keimes, aus welchem der Stamm oder Stengel der Pflanze wird. Am Federchen der Bohne sehen wir deutlich zwei kleine um einander geschlagene Blättchen, die Keimblättchen; die beiden ersten, welche aus dem keimenden Samen erwachsen und welche einzeln, nicht zu dreien stehen, wie es bekanntlich mit allen übrigen Bohnenblättern der Fall ist. Wir kommen nun zu den beiden großen Körpern, s, zurück, welche fast ganz allein den Bohnensamen und die vorhin genannten und von noch vielen andern Pflanzenarten bilden. Wir nennen sie die Samenlappen. Hängt nun der Keim an ihnen, oder hängen sie am Keime? In solchem Samen, wo sie der größere Theil sind, möchte man das erstere annehmen. Aber insofern der Keim die Hauptsache ist und er sich nach dem Keimen mächtig entwickelt, die Samenlappen aber nicht mehr und nur noch wenig, so sieht man bald, daß es richtiger ist, zu sagen, die Samenlappen hängen am Keime. Fig. 4. zeigt dies augenscheinlich. Sie stellt ein Keimpflänzchen der Bohne dar. Das Würzelchen und das Federchen des Keimes haben sich, jenes zur abwärts steigenden Wurzel, dieses zum aufwärts steigenden Stengel zu entwickeln begonnen, und da, wo beide, nach entgegengesetzten Richtungen sich verlängernd, verbunden sind, hängen die Samenlappen.

So wie hier an der Bohne beschrieben, ist wenigstens in den wesentlichen Haupttheilen der Same der meisten vollkommenen Pflanzen gebildet. Wir werden jedoch nachher auch eine ganze Abtheilung des Pflanzenreichs kennen lernen, zu welcher unsere Halmgetreide, alle Gräser, die Zwiebelgewächse u. s. w. gehören, bei deren Samen sich die Samenlappen anders verhalten.

Ohne jetzt auf die zahllosen Verschiedenheiten in nebensächlichen Dingen des Baues der Pflanzensamen eingehen zu können, lasse ich nun dieser allgemeinen Beschreibung des Baues eine Schilderung des Keimens der Samen folgen.

Wir bleiben bei der Bohne und denken uns jetzt einen gesunden keimfähigen Samen derselben in den Boden gelegt.

Drei Hauptbedingungen werden zum Keimen eines Pflanzensamens erfordert: Feuchtigkeit, Luft oder deren stimmter der Sauerstoff der Luft, und Wärme. Von letzterer reichen bei unserer einheimischen Temperatur 7 bis 8° R. hin. Der Boden ist hier nicht mit unter diesen Haupterfordernissen genannt, weil er nicht sowohl zum Keimen, als vielmehr zur später erfolgenden Anwurzelung und Sicherstellung der Nahrungszuführung erforderlich ist.

Nach einiger Zeit finden wir in einem hinlänglich feuchten Boden die Samenschale der Bohne runzelig. Das kommt daher, weil sie sich durch Einsaugung von Feuchtigkeit ausgedehnt hat und also größer, weiter geworden ist. Nach abermals einiger Zeit ist die Samenschale wieder glatt. Dies rührt nicht daher, daß sie die aufgesogene Feuchtigkeit wieder fahren gelassen hat, sondern daher, daß durch sie hindurch nun auch der Keim und noch mehr die Samenlappen Feuchtigkeit eingesogen haben, wodurch auch sie an Größe etwas zugenommen haben und nun die Samenschalen wieder ganz ausfüllen und glätten. Die Samenschale hat nun ihre Rolle ausgespielt. Sie muß auf ihrer ganzen Oberfläche fortwährend Feuchtigkeit zu den innern Samentheilen hindurchgehen lassen. Dadurch schwellen diese immer mehr an, so daß die Samenschale, die sich nicht weiter ausdehnt, bald zu eng wird und meist in der Gegend, wo das Würzelchen liegt, platzt und abgestreift wird. Nachdem dies geschehen und das Würzelchen in den Erdboden eingedrungen ist, so tritt dieses sofort sein Amt an, welches in der Wasseraufsaugung besteht. Dies Wasser braucht aber noch kein solches zu sein, welches viel nahrhafte Bestandtheile aufgelöst enthält. Destillirtes, also ganz reines, von allen fremden Bestandtheilen freies Wasser würde jetzt noch einige Zeit ausreichen, das Keimpflänzchen in seinem Wachsthum zu erhalten. Wie geht das zu? Um diese Frage zu beantworten, müssen wir jetzt die Samenlappen etwas genauer untersuchen. Sie bestehen aus einem sehr feinen Gewebe zahlloser, außerordentlich kleiner Zellen, in denen Stärkemehl, fette Oele, Zucker u. dergl. enthalten ist. Diese Stoffe lassen sich durch kohlensäurehaltiges Wasser — etwas Kohlensäure enthält jedes Wasser — auflösen und so in eine sehr nahrhafte Kost für das Keimpflänzchen umwandeln. Da nun, wie wir gesehen haben, der Keim an einer kleinen Stelle mit den Samenlappen zusammenhängt, so tritt an dieser Stelle aus den letzteren dieser nahrhafte Saft in das Zellengewebe des Keimes über und ernährt ihn. Erst wenn alle in den Zellen der Samenlappen enthaltenen Stoffe aufgelöst und von dem Keimpflänzchen aufgezehrt sind, ist es erforderlich, daß nun durch Aufnahme aus dem Boden durch die Würzel die Nahrungszufuhr ohne Unterbrechung fortgesetzt werde. Du siehst also, daß die Samenlappen Proviantbehälter sind, welche die Mutterpflanze ihrem kleinen Samenkindlein auf die Reise durch die Welt mitgegeben hat. Nachdem die Samenlappen ganz ausgesogen sind, welken sie meist schnell und fallen ab.

Während dieses hier beschriebenen Keimungs-Vorganges finden in den Samenlappen förmliche chemische Processe statt. Es ist nicht etwa ein schlafendes Leben im Keime anzunehmen, was während des Keimens geweckt wird. Das kohlensäurehaltige Wasser löst ganz einfach nach chemischen Gesetzen z. B. das in den Samenlappen enthaltene Stärkemehl auf, wobei noch einige andere dicht unter der Samenschale liegende Stoffe mitwirken; verwandelt das Stärkemehl in Zucker und dieser wird nun durch andere Zellenpartthien in den Stengelkeim oder das Federchen geleitet, in dessen Zellen er neue chemische Processe hervorruft, die, wie alle chemischen Processe, mit Bewegungs- und Formungserscheinungen verbunden sind. Sind die Bestandtheile eines Samens und insonderheit der Samenlappen leicht chemischen Veränderungen und daher der Verderbniß, als Verfaulen, Sauer- oder Ranzigwerden unterworfen, so verlieren auch solche Samen leicht und bald ihre Keimkraft, oft schon nach einem Jahre; weil eben dann die Bestandtheile in ihnen nicht mehr geeignet sind, durch die gesunden chemischen Processe das Wachsthum, d. h. die Bildung neuer Zellen, zu vermitteln. Es ist namentlich bei ölreichen Samen, z. B. bei den Bucheckern, oft sehr schwer, ihre Keimkraft zu erhalten, weil ihr Oel schnell ranzig wird. Andere Samen behalten Hunderte von Jahren ihre Keimkraft. Man kann doch hier nicht sagen, daß in jenen ein zarteres, vergängliches Leben schlummere, in diesen ein zäheres!

Du wirst nun auch begreifen, weshalb gemalzte, d. h. gekeimte Gerste süß schmeckt. Das in ihnen enthalten gewesene Stärkemehl ist durch das beim Keimen eingesogene

kohlensäurehaltige Wasser in auflösbaren Zucker umgewandelt worden, welcher zur Gründung des Keimens dienen sollte, den nun aber der Brauer zum Bierbrauen verwendet.

Es bleibt mir nun nur noch einiges über Fig. 5. — 10. zu sagen übrig. Du wirst erkennen, daß sie das Keimen des Weizenkornes darstellen sollen. Fig. 5. 6. und 7. stellen das Weizenkorn von drei Seiten dar; 5. und 7. zeigen unten die Stelle, wo innerlich der Keim liegt; 6. zeigt die sogenannte Samenfurche; Fig. 9. zeigt ein Weizenkorn durch die Samenfurche, f, der Länge nach gespalten, und Fig. 8. ein anderes in der Mitte quer durchschnitten. Was hier die Hauptsache ausmacht, ist nicht Samenlappen, sondern der sogenannte Eiweißkörper, e, der hier die Stelle der nahrungfrendenden Samenlappen vertritt. Er ist bekanntlich durchaus mit Mehl, was wir botanisch Stärkemehl genannt haben, erfüllt. Fig. 9. zeigt uns unten die Stelle des Keimes, k, an dem wir ebenfalls, nur viel weniger deutlich vorgebildet, das Würzelchen, w, und das Federchen, f, unterscheiden. Unter letzterem liegt der Samenlappen, der hier einfach ist, und beim Keimen, Fig. 10., blattähnlich hervortritt, nachdem auch hier zuerst das Würzelchen die Samenschale durchbrochen hat.

Indem ich hier meinen langen Brief schließe, bebe ich noch besonders hervor, daß also, indem wir Bohnen, Erbsen, Linsen, Mehlspeisen genießen, etwas genießen, was von der Natur recht eigentlich zum Genossenwerden bestimmt ist. Nur nicht für uns, sondern für die kleinen winzigen Samenkeime, die wir mit sammt der ihnen geraubten Nahrung verschlingen.

Blätter und Blüthen.

Luftschifffahrt. Wie wir hören, baut jetzt ein Leipziger Techniker an einem lenkbaren Luftschiff, dessen Construction sehr geistreich erdacht und ausgeführt sein soll. Der Gedanke an eine Luftreise, bei der das Leben lediglich den Winden und einer mit leichterer Luft angefüllten dünnen Hülle von Leinewand, Baumwolle oder Seidenstoff, nebst einem Netze von einigen Seilen, in der unermeßlichen Einöde den höhern Luftregionen anvertraut ist, ohne daß irgend eines Menschen Wille oder Macht gegen den geringsfügigsten, aber doch leicht den Tod herbeiführenden Unfall zu schützen vermöchte, muß im ersten Augenblick jedes menschliche Gemüth mit einem unwillkürlichen Schauder durchzucken. Erwägt man dagegen, daß von 1784 — 1852 bei Tausenden von Luftfahrten nur 13 Opfer gefallen sind, und diese 13 sämmtlich wegen offenbarer Mängel an ihren Apparaten, wegen großer Unvorsichtigkeit oder gar aus wahrhaft straßarer Tollkühnheit, so fühlt man sich versucht, die Furcht davor als eine kindische, für einen Ausfluß unserer Erziehung und unserer Vorurtheile zu halten. Erwägt man die merkwürdig geringe Zahl der Opfer, besonders bei der Anfangs so mangelhaften Einrichtung der Luftbälle, so scheint sich sogar der Beweis aufzudrängen, daß bei gehöriger Kenntniß der Sache, tüchtiger Vorrichtung und mannhafter Kaltblütigkeit und Geistesgegenwart die Luftschifferei nicht gefahrvoller sei, als die Seeschifffahrt.

Als man Franklin, der in Paris bei den ersten Aufsteigungen von Ballons gegenwärtig war, fragte, was denn ein solch in die Höhe fliegender Ballon nütze, erwiederte er: „Was nützt ein neugeborenes Kind?“ — Ja die Aeronautik ist ein neugeborenes Kind, und nur ein Thor kann von ihm verlangen, daß es gebe wie ein erwachsener Mann, zumal wenn es von seiner Mutter, der Wissenschaft, so stiefmütterlich behandelt wird, wie bisher. Zwar werden die Luftballons nur Wunderwerke bleiben, so lange deren Lenkung in den Lüften ein Problem bleibt; ist dies aber auch jetzt noch der Fall, so wird deshalb doch kein gesunder Menschenverstand dies Problem als ein unlösbares erklären, blos deshalb, weil es bis jetzt noch nicht gelöst ist. Alle Achtung vor der Autorität der Gelehrten! Allein die Wissenschaft combinirt und vergleicht nur bekannte Kräfte; darüber hinaus können ihre Resultate ebenso wenig geben, als ihre Combinationen und Vergleichungen.

Ein **neues musikal. Instrument.** Herr Petrina, Professor der Physik in Prag, hat ein Instrument mit Klappen construirt, welche, wenn sie mit der Hand angeschlagen werden, in Folge eines galvanischen Stromes ein eisernes Stäbchen in Schwingungen versetzen. Bei jeder Klappe kann man einen andern Ton erzielen. Wird nun eine hinreichende Anzahl von Klappen angebracht und werden dieselben wie bei einem Pianoforte gestimmt, so kann man auf dem Instrumente wie auf einem Klavier spielen, wobei noch der Vortheil besteht, daß, so lange die Klappe niedergehalten wird, der Ton unausgesetzt fortdauert und daß, sobald sie niedergelassen wird, der Ton aufhört, ohne auch nur im Geringsten nachzuklingen. Die Art des Tones ist dem der Physharmonika ähnlich. Zwei in bedeutender Entfernung stehende Instrumente sind der Art in Verbindung zu setzen, daß, wenn man auf dem einen spielt, die Musik von dem andern Instrumente aus ertönt. Herr Petrina wird eine Beschreibung seiner Erfindung der Oeffentlichkeit übergeben.

Der Reichthum der Vereinigten Staaten von Nordamerika geht jetzt schon in's Fabelhafte. Der Werth der Ernte im Jahr 1848 wird auf mehr als 640,000,000 Thaler geschätzt. Den Werth des Viehstandes der Farmer berechnet man zu 551,000,000 Thlr; die in den Fabriken angelegten Summen betragen 343,300,000 Thlr. Das in Waaren umgesetzte Geld beläuft sich auf 322,000,000 Thlr., ausschließlich der 145,000,000 Thaler, welche bei Commissionsgeschäften und in auswärtigen Handel gebracht werden. Die Summe der Erzeugnisse und Geschäfte dieses Landes beträgt also die ungeheure Summe von 2,000,000,000 Thaler.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Schnellpressendruck von Giesecke & Devrient in Leipzig.

№ 3. 1853.

Familien-Blatt. — Verantwortlicher Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich ein ganzer Bogen mit Illustrationen.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter für 10 Ngr. vierteljährlich zu beziehen.

Bilder aus dem Leben.

Von

Ed. Gottwald.

I.

Wie man Universalerbe wird.

Daß Herr Falke eine Perrücke trug und Herr Walke ebenfalls, das wußte die ganze Stadt, oder wenigstens doch alle diejenigen, welche das Vergnügen hatten, diese sehr ehrenwerthen Staatsbürger näher zu kennen. Da aber in einer großen Stadt viele Leute sehr nahe oft neben einander leben, ohne sich jemals kennen zu lernen, so konnte es nicht befremden, daß Herr Falke nicht die geringste Ahnung von der Existenz des Herrn Walke hatte, eben so wenig als Herr Walke von dem Vorhandensein des Herrn Falke Kenntniß hatte, obgleich, wie schon gesagt, Beide Perrücken trugen, obgleich Beide schon längst über das Schwabenalter hinaus und als alte Junggesellen privatisirten, und Beide fleißige Besucher des Theaters waren, in welchem Letzterer, Herr Falke, stets im Parterre oder zweiten Range Platz nahm, da er für reich galt, während Herr Walke, bescheiden mit der Mittelgallerie des vierten Ranges sich begnügte, da seine Mittel weiter zu gehen ihm nicht erlaubten.

So mochten wohl schon viele Jahre vergangen sein, ohne daß die beiden alten Junggesellen, die in so mancher Beziehung gleiches Loos getroffen und gleiche Lieblingsneigungen hegten, sich jemals gesehen und gesprochen oder auch nur vorübergehend mit einander in Berührung gekommen waren, als eines Abends das Schicksal durch Lucie Grahn es nicht allein dahin brachte, daß Beide sich kennen lernten, sondern Beide auch in sehr nahe Berührung gerathen ließ. — Und dies fand im Theater bei erhöhten Preisen statt. —

Der Andrang des Publicums zur letzten Gastrolle der berühmten Ballettänzerin war ein so außerordentlicher, daß Herr Falke nur mit Mühe ein Billet in einen Sperrsitz des vierten Ranges erlangen konnte, während der Zufall es fügte, daß Herr Walke auf der ersten Galleriebank dicht hinter Herr Falke Platz erhielt, was für den Erstern nicht eben günstig war, denn Falke war groß und stark, Walke dagegen klein und schmächtig, und eben an diesem Abend schien Falke sehr knapve Stiefeln zu tragen, die ihn drücken mochten, oder er hatte wegen vielleicht bevorstehendem Witterungswechsel Schmerzen in seinen Hühneraugen, denn er stand sehr häufig auf und verzog dabei schmerzhaft den

Mund, was allerdings Herr Walke hinter ihm nicht sehen konnte, der eben dadurch, da des Vormanns breiter Rücken gleich einem Schilde ihn deckte, den größten Theil der Aussicht auf die Bühne verlor. Während des Lustspiels, welches dem ersten Theile des Ballets vorherging, ertrug Walke ohne Murren das Unangenehme seiner Lage, als aber dieses beendet, und Lucie Grahn ihre Salto mortales als Willy's begann, als sie mit dämonischer Lust den Geliebten auf dem Friedhofe gleichsam umflatterte und mit Riesensprüngen vom Hintergrunde der Bühne bis vor an den Souffleurkasten wirbelte, als die Ah's und Oh's des Erstaunens und der Bewunderung aus allen Räumen des Theaters der gefeierten Künstlerin entgegenschallten, und Herr Falke immer häufiger sich erhob, als ob der Schmerz in seinen Füßen während dieses Tanzes im Steigen begriffen schien, da schwoll dem kleinen gutmüthigen Walke die Zornader und heftig rief er Falken zu:

zum Niedersetzen zu bewegen; aber wahrscheinlich war diese Bewegung zu heftig gewesen, oder Falke hatte zu schnell sich mit dem Kopfe gebückt, denn Walke behielt zur Ergötzlichkeit der Umsitzenden plötzlich die Perrücke Falkens in der Hand, während dieser rasch sich umdrehte, und ehe Walke ausweichen konnte, diesen ebenfalls in die Haare gerieth, und mit einem Ruck nun auch dessen Perrücke erobert hatte.

Ein fürchterliches Gelächter erschallte längs den Bänken der Gallerie, als beide Gegner stumm vor Wuth und Schreck, jeder die Perrücke des Andern in der Hand haltend sich grimmig anblickten, aber ehe Falke und Walke Worte fanden ihren Zorn auszuschütten, erschienen Polizeibeamte Ruhe gebietend, denn das übrige Theaterpublikum im Parterre und in den Rängen, welche das Lächerliche dieses Auftritts nicht bemerkt hatten, verlangten entrüstet Beseitigung dieser Störung.

Ohne ein Wort zu wechseln, warfen sich Beide ihre

Herr, bleiben Sie doch ruhig sitzen. Glauben Sie vielleicht ich habe den erhöhten Preis für meinen Platz nur darum bezahlt, um weiter nichts hier zu sehen als Ihre Westseite?!

Ruhe auf der Gallerie! tönte es von mehreren Seiten, während Lucie Grahn einen ihrer grotesken Sprünge ausführte, den Walke ebenfalls nicht zu sehen bekam, da Falke schon wieder aufgestanden war.

Niedersetzen! schrie Walke, von Zorn überwältigt.

Niedersetzen! riefen mehrere Stimmen, wie spottend nach, indeß die Grahn wie von Sturmwind erfaßt, mehr über der Bühne als auf derselben in wirbelnden Kreisbewegungen sich drehte.

Herr! sind Sie denn taub! knirschte Walke dem unbeweglich stehen bleibenden Falke zu, und sprang auf um Falken auf den Kopf zu drücken und so handgreiflich diesen

Perrücken zu und nahmen ihre Plätze wieder ein, die Ruhe kehrte zurück, das Gelächter der Umsitzenden verstummte und unter rauschendem Beifall der Menge endete der erste Theil des Ballets.

Falke, welcher nun ohne öfterer aufzusteben sitzen blieb, so wie Walke, sprachen kein Wort, nur von Zeit zu Zeit während des zweiten Lustspiels, welches dem letzten Theile des Ballets vorher ging, begegneten sich beider Blicke voll Groll und boshaften Lächeln, aber auch dieses unterblieb beim Wiederbeginn des Ballets, und bald hatten die an's Wunderbare grenzenden Leistungen der berühmten Tänzerin die letzten Ueberreste des Grolls aus den Herzen der beiden Feinde verweht, denn Beide singen an Beifall zu klatschen und sich in Acclamationen zu ergehen.

Wahrhaftig, bemerkte Herr Falke, zu einem seiner Nachbarn. Diese Grahn ist doch unerreichbar und eine wirkliche Königin des Ballets.

Ja! entgegnete dieser. Sie leistet das fast Unmögliche, das non plus ultra der Ballettkunst. Ich zähle diesen Abend zu einem der amüsantesten während der Winterſaison.

Das wäre bei mir auch der Fall, wenn meine Gicht im linken Fuße mich nicht so gequält hätte und die dumme Scene mit den Perrücken nicht vorgekommen wäre, brummte Falke. Meinetwegen kann die ganze Welt wissen, daß ich eine Haarteur trage, aber nur so mitspielen laß ich mir nicht.

Es ging aber dem andern Herrn auch nicht besser, tröstete begütigend der Nachbar und bot Falken eine Prise.

Mir ist es ganz gleich, bemerkte jetzt Herr Walke, dem keines dieser Worte entgangen war. Mir ist es ganz gleich, ob ganz Dresden es weiß oder nicht, daß ich eine Perrücke trage, und meinetwegen kann die ganze Geschichte morgen im Anzeiger stehen; hätte ich aber gewußt, daß der Herr vor mir, eben wie ich, eine Perrücke trägt, ich hätte ihn gewiß nicht angerührt.

Darum ist es auch um so leichter zu vergessen, tröstete eine junge neben Herrn Walke sitzende Frau, welche jedoch bei der Erinnerung an die Scene selbst ein Lächeln nicht unterdrücken konnte.

Aber das Gelächter, der Scandal, die Polizeieinmischung, brummte Walke ärgerlich

Hm, das ist morgen alles längst vergessen, bemerkte ein anderer Nachbar, während Herr Falke, der dies alles mit angehört, ungläubig den Kopf schüttelte. —

Der zweite Theil des Balletts endete, der Vorhang fiel unter dem rauschendsten Applaus und dem Herausrufen der Lucie Grahn, welche als der Vorhang wieder aufging mit einem Regen von Bouquetts und Kränzen überschüttet wurde. Dann fiel der Vorhang wieder und die Zuschauer entfernten sich.

Auch Falke und Walke traten ihren Rückweg an, und doch wollte es der Zufall, daß, als die nach allen Seiten der Treppe sich andrängende Menge das Weitervorwärtsschreiten hemmte, beide neben einander zu stehen kamen.

Ich habe von dieser Lucie Grahn viel gehört, was ich aber heute gesehen, übertrifft alle meine Erwartungen, fing Herr Walke etwas verlegen an.

So geht es auch mir, entgegnete Herr Falke, und hätte die Gicht mir in meinem linken Fuße nicht so fürchterlich zu schaffen gemacht, und wäre die fatale Geschichte mit unserer Kopfbedeckung nicht dazu gekommen, so wäre mir dieser Abend einer der genußreichsten gewesen.

Ich bedaure, daß ich so ungeschickt war, betheuerte Walke treuherzig, aber ich konnte nicht ahnen, daß Ihr immerwährendes Aufstehen von Gichtschmerzen herrührte.

Nun ich trage eben so viel Schuld, rief Falke. Doch lassen wir das.

Vergeben und vergessen, bat Walke gutmüthig.

Vergeben und vergessen, rief Falke und schlug herzlich in Walkens dargebotene Hand. — Geben Sie direct nach Hause? frug er nach einer Pause, während der Menschenknäul sich zu entwickeln begann und Beide langsam die Treppe hinabstiegen.

Nein, ich kehre noch im italienischen Dörfchen ein, entgegnete Walke, denn zu Hause, setzte er komisch hinzu, da wartet meiner Niemand als eine alte Haushälterin.

Just wie bei mir, bemerkte Falke.

Auch nicht verheirathet? frug Walke.

Ich bin ein alter Junggesell, und werde es nun wohl auch bleiben, lächelte Falke.

Just wie bei mir, rief nun Walke lachend. Wahrlich, wir haben manches Aehnliche mit einander.

Sogar die Perrücken, überzog Falke, und unter traulichem Gespräch wandelten Beide dem italienischen Dörfchen zu, um den Abend in einer der dortigen Restaurationen zu beschließen. Nach 11 Uhr Nachts trennten sich Beide mit dem Versprechen, sich des nächsten Abends hier wieder zu treffen, und bielten auch Wort.

Kein Tag verging später, ohne daß die neuen Freunde sich nicht gefunden, denn diese beiden allein stehenden Männer waren sich bald unentbehrlich geworden und gewannen sich mit jedem Tage lieber. —

Zwei Jahre nach jenem Theaterabend saß Walke am Bette seines Freundes, bei welchem er bereits drei Nächte, mit einem jungen Medieiner abwechselnd gewacht, und tröstete ihn mit baldiger Genesung, denn Falke war plötzlich schwer erkrankt und lag seit Wochen schon darnieder.

Aber Falke schüttelte ungläubig den Kopf und seufzte bang aufathmend: Diesmal wird's nicht wieder, diesmal geht die Reise fort. — Aber Walke eine Bitte noch!

Und welche, sprich!? frug theilnehmend Walke.

Nimm Dich meiner alten Haushälterin und meines Pudels an, und laß mich ganz in der Stille begraben, flüsterte Falke, dem das Sprechen schwerer zu werden schien.

O sprich nicht so, rief der Freund wehmüthig, während seine Thränen auf die abgezehrten Hände des Kranken herabtroyfen, die Walke festhielt, und erschrocken fühlte, wie kalter Schweiß dieselben bedeckte.

Ich fühle es, Bruderherz — es wird bald alle sein, stöhnte Falke, und sank wie erschöpft auf sein Lager zurück, auf welchem er zu seinem Freunde aufblickend sich mit der äußersten Anstrengung all' seiner Kräfte erhoben hatte.

Wir wollen zum Doctor schicken, begann jetzt leise der junge Medieiner, der zur Nachtwache mit bestellt worden war, indeß Walke voll stummen Schmerzes sich an des Kranken Seite setzte. Seit einer halben Stunde hatte der Patient sich offenbar verändert.

Walke nickte beistimmend, und die Haushälterin lief schluchzend fort, den Arzt zu holen, welcher vor einer Stunde erst den Kranken verlassen, aber es war zu früh; einmal noch versuchte mit Hülfe Walkens der Sterbende sich aufzurichten, sein gebrochenes Auge auf den Freund richtend, als habe er ihm noch etwas anzuvertrauen, aber plötzlich zuckte er das Gesicht krampfhaft verziehend zusammen und starb.

Weinend drückte Walkens Freundes Hand ihm die Augen zu.

Wenige Tage nach Falkens Tode erklärte das Gericht nach Eröffnung des Testaments, welches der Verstorbene hinterlassen, Walken zum Universalerben, welcher die alte Haushälterin, so wie den Pudel des Freundes, treu seinem Versprechen zu sich nahm und bis an deren Ende sorgsam pflegte.

Falkens Perrücke aber ließ er, als die Begründung der Freundschaft, welche Beide so herzlich umschlossen, unter Glas einrahmen und unter Falkens Bild, Beides an der Wand seinem Bett gegenüber, befestigen.

Montenegro und die Montenegriner.

So streng wir uns auch in der Gartenlaube von aller raisonnirenden Politik fern halten werden, so glauben wir doch den Dank unserer Leser zu verdienen, wenn wir sie mit den Verhältnissen und augenblicklichen Zuständen eines Landes bekannt machen, dessen Name neuerer Zeit vielfach genannt und das jedenfalls in den nächsten Tagen eine große Rolle in der politischen Welt spielen wird. Wir meinen das kleine Bergländchen Montenegro. Dieses kleine Stück Erde oder vielmehr Felsen scheint dazu berufen zu sein, eine wichtige Rolle bei den Ereignissen zu spielen, die sich nach und nach vorbereiten, um die Herrschaft der Türken in Europa zu erschüttern, wenn nicht ganz über den Haufen zu werfen. Unter unsern Freunden sind unzweifelhaft viele eifrige Zeitungsleser, und diesen besonders glauben wir mit dieser kurzen Darstellung zur richtigen Beurtheilung der kommenden Ereignisse einen Dienst zu erweisen.

Montenegro, welches auf deutsch schwarzes Gebirge heißt, von den Eingebornen selbst Tscherna Gora, von den Albanesen Mal Iris und von den Türken Karadaph genannt wird, stößt in südwestlicher Richtung an das adriatische Meer und wird westlich von dem schmalen Küstenlande des österreichischen Dalmatien, nördlich, östlich und südlich aber von der Herzogewina und Albanien begränzt und umfaßt einen Flächenraum von etwa 60 Quadratmeilen. Durch seine Berge vollständig in sich abgeschlossen und eben deshalb schwer zugänglich, ist Montenegro, obgleich in nächster Nähe des, von allen civilisirten Völkern besuchten adriatischen Meeres, lange Zeit hindurch der übrigen Welt wenig bekannt gewesen und erst in unsern Tagen hat man über das interessante Bergland und seine Bewohner nähere Kunde erhalten. Es ist nur ein kleines Völkchen von etwa 120,000 Seelen, das seit Jahrhunderten mit Muth und Entschlossenheit seine Unabhängigkeit gegen die Türken behauptet und seine Sitten und Gebräuche, seine Sprache und Religion rein erhalten hat. Die Montenegriner sind ohne Zweifel von allen südslavischen Stämmen diejenigen, die ihre ursprüngliche Abkunft am treuesten bewahrt und alle diejenigen Elemente fern von sich gehalten haben, die bei

den übrigen südslavischen Stämmen, ja bei ihren nächsten Nachbarn, den Bosniern und Albanesen, theils in Folge der türkischen Unterjochung, theils in Folge des Verkehrs mit den Griechen und Italienern Eingang fanden.

Der Montenegriner ist noch bis zur Stunde der einfachste Naturmensch, der als Hirt oder Jäger auf seinen wildromantischen Bergen umherschweift, und entweder nur zu räuberischen Streifzügen oder um sich mit seinen geringen Bedürfnissen zu versehen in die Ebenen der benachbarten Länder herabsteigt. Mit hoher, kräftiger und schöner Körperbildung vereinigen sich bei dem Montenegriner edle und stolze Gesichtszüge, die jedoch von jener Wildheit nicht frei sind, die als das Charakteristische bei allen Naturvölkern erscheint. Sein von Jugend auf an Strapazen aller Art gewöhnter Körper erträgt jede Anstrengung mit Leichtigkeit; er tritt überall mit Kühnheit und Sicherheit auf und zeigt in allen seinen Bewegungen eine kaum zu übertreffende Gewandtheit. Dieser äußeren körperlichen Ausstattung entspricht vollkommen der Charakter des Montenegriners. Wild und leidenschaftlich, schlau und hinterlistig, so wie in hohem Grade rachsüchtig ist er stets bereit, sich selbst Recht und Hülfe zu verschaffen, zeichnet sich dabei aber auch durch bewundernswürdige Tapferkeit und eine glühende Liebe zur Freiheit aus. Diesen männlichen Tugenden stehen, was sonst bei rohen Natursöhnen nicht immer der Fall ist, eine große Mäßigkeit, Genügsamkeit und Sittenreinheit zur Seite.

In einem einfachen patriarchalischen Verhältnisse lebend, sind die Familien im engeren und der Stamm im weiteren Sinne diejenigen Bande, die den Montenegriner unauflöslich fesseln; jede Verletzung seiner Familie, so wie jede Antastung der Ehre seines Stammes fordern ihn zur Rache heraus, und weit häufiger als auf der Insel Korsika, fallen in Montenegro der Blutrache oft zahlreiche Opfer. Familie kämpft gegen Familie, Stamm gegen Stamm, bis das erlittene Unrecht gesühnt ist.

Leicht erkennt man aus dieser kurzen Charakterdarstellung des Montenegriners, daß derselbe alle Eigenschaften in sich vereinigt, die ihn zu einem tapfern, jeder Gefahr trotzenden Krieger machen, ja dieser kriegerische Muth treibt ihn zu den kühnsten und verwegensten Thaten hin, wenn seinem Heiligsten, seinem Vaterlande oder seinem Glauben Gefahr droht. Stolz auf seine Freiheit und Unabhängigkeit und als treuer Sohn der griechisch-katholischen Kirche ist der Montenegriner ein unversöhnlicher Feind der Türken, die sich seit Jahrhunderten vergebens bemüht haben, das tapfere Bergvolk unter ihr Joch zu beugen. Die Republik Venedig wußte die Tapferkeit der Bewohner der schwarzen Berge wohl zu schätzen, und in ihren blutigen Kriegen mit den Türken im 16., 17. und 18. Jahrhundert hatte sie an den Montenegrinern die treuesten Verbündeten, die auch später als Venedig seine Besitzungen auf der östlichen Seite des adriatischen Meeres aufgeben mußte, den Kampf fortsetzten und sich gegen Ende des 18. Jahrhunderts ihre Unabhängigkeit errangen, die jedoch von der Pforte niemals anerkannt wurde.

Bis gegen das Ende des 14. Jahrhunderts gehörte Montenegro zu Serbien, riß sich dann davon los und war bis zu Anfang des 16. Jahrhunderts ein für sich bestehendes Fürstenthum unter eigenen Fürsten, von denen der letzte im J. 1516 abdankte. Von da ab bildete sich eine Verfassung aus, die ohne wesentliche Abänderungen bis auf die neueste Zeit bestanden hat und als eine priesterlich-republikanische bezeichnet werden kann. Dieser Verfassung gemäß leiteten ein Wladika (Anführer) und ein Erzbischof die Angelegenheiten, und ihnen zur Seite stand ein Senat, den das Volk aus den Aeltesten der Familien wählte. Dieses weltliche und geistliche Regiment wurde im Laufe der Zeit in einer Hand vereinigt, so daß der Wladika zugleich auch die erzbischöfliche Würde übernahm. In dieser doppelten Stellung als weltliches und geistliches Oberhaupt verwaltete er alle öffentlichen Angelegenheiten und die Gerechtigkeitspflege. In neuester Zeit ging diese vereinigte Würde auf die Familie Petrowitsch über, welcher auch der vorletzte Wladika Petro Petrowitsch II. angehörte, der am 31. October 1851 zu Cettinje, dem Hauptplatze Montenegro's und der Residenz des jeweiligen Oberhauptes, verstarb. Petro Petrowitsch II. gehört der Ruhm, daß er unablässig bemüht war, sein Volk zu civilisiren, und wie gering auch immer die Anfänge in dieser Beziehung genannt werden mögen, so ist es ihm doch gelungen, durch strenge Handhabung der Gerechtigkeit einen sicheren Rechtszustand zu begründen und hierdurch der grausamen Blutrache Einhalt zu thun. Von besonderer Wichtigkeit ist das Verhältniß, in das Montenegro schon gegen das Ende des 18. Jahrhunderts zu Rußland trat. Das Verhältniß, das wohl zunächst durch das religiöse Interesse begründet ward und hierin seinen fürstlichen Anhaltpunkt hat, wurde unter Petro Petrowitsch II. ein immer innigeres, und es ist eine seit Jahren bekannte Thatsache, daß Rußland die Montenegriner unter seinen Schutz genommen und den Wladika mit Geld und allen den Mitteln unterstützt, die dem armen und spärlich angebauten Berglande fehlen. Trotz dieses Schutzverhältnisses, in welchem Montenegro zu dem mächtigen Rußland steht, dauerten auch unter Petrowitsch II. die Händel mit den Türken fort, ja diese führten im Jahre 1844 einen förmlichen Krieg gegen die Montenegriner und entrissen ihnen mehrere kleine Inseln im See von Scutari. Schon vorher war der Wladika auch in Streitigkeiten mit Oesterreich gerathen, die jedoch, wiewohl sie durch die raublustigen Montenegriner herbeigeführt waren, unter Vermittelung Rußlands in gütlichem Wege ausgeglichen wurden.

Von dieser Zeit ab, bis zum Tode Petrowitsch's II. am 31. October 1851 trugen sich keine Ereignisse zu, welche die Aufmerksamkeit der übrigen Welt auf Montenegro gelenkt hätten. Erst nach dem Ableben des letzten Wladika sind die Montenegriner wieder Gegenstand eines allgemeinen Interesses geworden; sie sind von Neuem in einen ernsten Kampf mit den Türken verwickelt und scheinen, begünstigt durch die außerordentlichen Sympathien, welche die übrigen südslavischen Stämme so wie überhaupt die christliche Bevölkerung in den türkischen Provinzen, namentlich in Bosnien, theils im Geheimen, theils offen für sie an den Tag legen, auf größere und nachhaltigere Erfolge rechnen zu können. Es handelt sich aber auch in dem neuerlichst ausgebrochenen Kampfe nicht etwa um die Besitznahme eines einzelnen streitigen Grenzortes, sondern vielmehr um die thatsächliche Unabhängig-

keit Montenegros und seines jungen Fürsten Danilo (Daniel), die dieser um so mehr zu erringen und von Seiten der türkischen Regierung anerkannt zu sehen bestrebt ist, da er sich unter dem Schutze Rußlands zum unabhängigen Fürsten von Montenegro erhoben hat und als solcher von eben dieser Schutzmacht anerkannt worden ist.

Danilo, ein Sprößling aus der bei den Montenegrinern gleichsam für heilig gehaltenen Familie Petrowitsch, war ursprünglich von seinem Vorgänger nicht zum Nachfolger bestimmt worden; vielmehr hatte dieser die Herrschaft über Montenegro dem Sohn seines älteren Bruders zugedacht und ihn nach Petersburg gesandt, um sich für seinen hohen Beruf auszubilden. Der Tod dieses Neffen Petrowitsch II. erfolgte während seines Aufenthalts in der russischen Residenz, und nun lenkte der schon bejahrte Wladika seine Aufmerksamkeit auf den jungen Danilo, der gerade zu dieser Zeit die Schule in dem benachbarten Cattaro (im österreichischen Dalmatien) besuchte. Danilo ward von dort zurückberufen und bald darauf nach Petersburg gesandt. Auf der Reise dorthin begriffen, erreilte ihn die Nachricht von dem Tode seines Oheims, und sofort kehrte Danilo nach Montenegro zurück. Hier hatten sich unterdessen verschiedene Parteien gebildet und es schien, als sollte es wegen der Nachfolge Danilo's zu inneren Streitigkeiten kommen, die um so gefährlicher für Montenegro hätten werden können, da Pero, der Präsident des Senats, in dem Verdachte stand, daß er darauf ausgehe, die Herrschaft an sich zu reißen. Rußland wandte diesen Parteiungen die größte Aufmerksamkeit zu, schickte einen besonderen Abgeordneten nach Montenegro ab, ließ sich durch diesen über die Verhältnisse desselben genau unterrichten und begünstigte den jungen Danilo, der sich überdies durch sein kluges und entschiedenes Benehmen in kurzer Zeit die Zuneigung seines Volkes erworben hatte, so sehr, daß die Bemühungen seiner Gegner erfolglos blieben, und diese sich endlich für ihn erklärten.

Dem Willen seines Vorgängers gemäß sollte Danilo seine Ausbildung in Petersburg vollenden und dort zu seiner kirchlichen Würde eingeweiht werden. Der junge Fürst reiste demzufolge nach Petersburg ab, doch kaum war dies geschehen, so traten die Häupter der Montenegriner zu Cettinje zusammen und berathschlagten, wie einer längeren Abwesenheit Danilo's vorgebeugt werden könne. Nur in der Trennung der weltlichen Würde von der geistlichen sah man die Möglichkeit, den jungen Fürsten in kürzester Zeit seinem Volke wieder zuzuführen. Alsbald schritt man zur Ausführung dieses Planes. Man wandte sich zu diesem Ende in einer Bittschrift an den Kaiser von Rußland und entwickelte in dieser die Gründe, die eine Trennung der weltlichen von der geistlichen Würde nothwendig machten, so schlagend, daß sich der russische Kaiser, der sich überdies noch durch seinen Abgeordneten Bericht erstatten ließ, dem Gesuche des montenegrinischen Senates willfährig zeigte und dem jungen Danilo in einem eigends hierzu ausgefertigten Diplome den Titel „erlauchter Fürst des montenegrinischen Volkes“ beilegte.

Mit dem Orden des heil. Stanislaus erster Klasse geschmückt, kehrte Fürst Danilo zu seinem Volke zurück, dem er in einer großen Versammlung das feierliche Versprechen gab, mit unermüdeter Anstrengung nur für sein Wohl zu sorgen. Der junge Fürst, der, wenn auch keine gebietende Heldengestalt, wie die meisten seiner Vorgänger, doch mit einer einnehmenden Persönlichkeit, einen seltenen Scharfblick, Entschlossenheit und Neigung zu nützlicher Thätigkeit verbindet, hat bereits während seines kurzen Regiments Beweise dafür gegeben, daß es ihm mit seinen dem Volke zugesagten Verheißungen Ernst sei, und namentlich ist er bemüht, durch Gründung von Schulen und Kirchen, durch eine bessere Gerechtigkeitspflege und durch Anlage von Straßen die Montenegriner für Kultur und Civilisation empfänglich zu machen. Zum geistlichen Oberhaupte hat er den Archimandriten Nikodem Rajcevic ernannt, der sich bereits nach Petersburg begeben hat, um sich dort als Erzbischof weihen zu lassen.

Für den Augenblick ist freilich die Aufmerksamkeit des jungen Fürsten und seines Volkes auf den Kampf gegen die Türken gerichtet. Der Sultan ist weit entfernt, Danilo als unabhängigen Fürsten von Montenegro anzuerkennen, im Gegentheil hat er ein ansehnliches Heer gegen die Montenegriner gesandt, und sogar einen ansehnlichen Küstenstrich Albaniens in Blokadezustand erklärt. Ihrerseits haben sich die Montenegriner stärker gerüstet als je; Danilo selbst steht an ihrer Spitze, und durch die Uebermumpelung der, am See von Scutari belegenen Feste Czabljak hat er bereits einen festen Operationspunkt gewonnen. Ob es indeß die Montenegriner wagen werden, weiter in die Ebenen vorzudringen und den Türken in offener Feldschlacht entgegenzutreten, läßt sich kaum erwarten, es sei denn, daß unter den übrigen slavischen Stämmen eine entschiedene Bewegung zu ihren Gunsten einträte. In diesem Falle würde sich der kaum begonnene Kampf weit hin über die westlichen Provinzen der europäischen Türkei ausbreiten, und, welchen Ausgang er auch nehmen möchte, zur Kräftigung der türkischen Herrschaft gewiß nicht beitragen. Gerade die Möglichkeit eines solchen Ereignisses ist es, die dem kräftigen Auftreten der Montenegriner eine so hohe Bedeutung giebt.

Ein großer Mann im niedern Stande.

Mögen Andere, wenn sie es nicht lassen können, von Verbrechern erzählen, von deren Thaten man ohne Grauen und Hautschauern nicht hören kann; ich meines Theils will Ihnen gelegentlich von Männern oder Frauen berichten, von welchen unseres Bürger's Worte auch gelten:

Hoch klingt das Lied vom braven Mann.
Wie Orgelton und Glockenklang.

Ich will Ihnen von solchen Edeln aus unsern Tagen erzählen, wäre es auch nur, damit die Leser erkennen und bekennen: es giebt doch noch brave, ja große Menschen!

Man hört leider so oft die traurigen Worte: die Welt wird schlimmer, die Menschen werden schlechter.

Die Reihe eröffne ein armer Mann, der zwölf Stunden täglich arbeiten, schwer arbeiten muß, um für sich und die Seinigen Brod zu verdienen, trotzdem aber seit vierzehn Jahren Zeit gefunden hat, für das Wohl seiner Mitmenschen so viel zu thun wie selten Einer. Dieser Mann ist Thomas Wright in Manchester. (Ausgesprochen wird der Name: Reit.)

„Von dem haben wir noch niemals etwas gehört."

Das glaube ich wohl; die Welt spricht von ihren besten Bürgern am wenigsten.

Dieser Thomas Wright ist ein Mann von dreiundsechszig Jahren; er hat siebenundvierzig davon in einer großen Eisengießerei gearbeitet, in welcher er jetzt Werkführer ist. Täglich beginnt seine Arbeit früh um fünf Uhr und dauert bis sechs Uhr Abends, und so anstrengend hat er siebenundvierzig Jahre gearbeitet, um sich und seine Angehörigen zu erhalten. Dieser Angehörigen sind nicht Wenige; er hat neunzehn Kinder gehabt und bisweilen erwarteten auch Enkel ihr Brot von ihm. Wie groß sein Verdienst sein mag, kann man sich leicht denken.

Ein Mann, der so arbeitet und dabei in seinem Hause ein exemplarisches Leben führt, hat wohl Anspruch, nach der Anstrengung an Ruhe und Schlaf zu denken. Was kann er auch noch thun, dem so wenig freie Stunden übrig bleiben? Nun, Thomas Wright, der arme Mann, der Mann der harten Arbeit, der bescheidene stille Mann von niederer Herkunft, der nichts besaß als die wunderbare Kraft des ernsten Willens und ein Herz voll ächter Menschenliebe, hat es in seinen wenigen freien Stunden möglich gemacht, dreihundert verurtheilte Verbrecher zur Tugend zurückzuführen, die Schande von ihren Namen zu tilgen und ihnen ein ehrliches Auskommen unter ehrlichen Menschen zu geben.

Wer neigt vor einem solchen Manne nicht ehrfurchtsvoll sein Haupt?

Vor vierzehn Jahren besuchte Wright einmal an einem Sonntage ein Gefängniß in Manchester und was er da sah, machte einen tiefen Eindruck auf ihn. Er wußte recht wohl, daß die Gefangenen, wenn sie entlassen worden, mit dem Zuchthausstecken an sich überall vergeblich Beschäftigung suchen, daß die Menschen ihnen die Möglichkeit der Besserung entziehen und sie zwingen würden, den Weg des Verbrechens wiederum zu betreten, — um nicht zu verhungern. Lange beschäftigten sich seine Gedanken mit diesem Unglück, bis er endlich sich entschloß, so viel er vermöchte, ein Freund derer zu werden, die keinen Helfer hätten.

Der Hausgeistliche erkannte sehr bald, wen er in dem einfachen Manne vor sich habe und nach einiger Zeit wurde denselben ein Verurtheilter überwiesen, an welchem er einen Versuch machen durfte. Wright ergriff mit Ernst die ihm gegebene Gelegenheit. Er hatte allerdings den Vortheil, als Arbeiter mit dem Arbeiter sprechen zu können. Er stellte ihm den Vorzug eines ehrlichen Lebens vor und sagte ihm, daß der Himmel bereuete Schuld aus der Rechnung streiche. Warm kamen seine Worte aus warmen Herzen und der Verurtheilte mußte fühlen, daß sie nicht bloße Lippentheilnahme waren, er mußte in dem Arbeitsmanne, der zu ihm in den Kerker kam und also mit ihm sprach, einen ungewöhnlichen Menschen erkennen. Als Wright sich überzeugt hatte, daß seine Worte Eindruck gemacht, verpflichtete er sich, seinem Freund beizustehen, ihm Arbeit zu verschaffen und im Nothfalle für seine gute Aufführung Bürgschaft zu leisten. Er hielt sein Versprechen und der ehemalige Gefangene ist seitdem ein fleißiger Arbeiter und redlicher Staatsbürger gewesen.

So begann die Arbeit, in so bescheidener Stille, mit so redlichem Ernst und gleich jedem bescheidenen ernsten Mühen mit dem Segen des Gedeihens. Und so sind durch diesen einzigen Mann in einer Zeit von vierzehn Jahren Hunderte dem Frieden ihres Gewissens wiedergegeben und zu braven Bürgern gemacht worden. Wright führte reuige Ehemänner ihren Frauen, gebesserte Väter den verlassenen Kindern zu. Ohne sich in Schulden zu stecken, obwohl er eine große Familie von kleinem Verdienst zu erhalten hatte, vermochte er von dem Wenigen zu ersparen, indem er sich mit dem Allernothdürftigsten begnügte, damit er da, wo ein Ausgestoßener in die Gesellschaft wieder einzuführen war, Kleider und etwas Geld für den Anfang zu geben habe.

Wright gehört nicht der englischen Hochkirche an, ist also nicht bigott; mit so ächter allgemeiner Menschenliebe kann auch Frömmelei nicht bestehen. Er bemüht sich in dem Verurtheilten im Kerker nur das religiöse Gefühl wieder zu wecken; er spricht nur von den einfachsten Lehren des Christenthums — keiner besondern Kirche — er verlangt nichts weiter, als daß die, welche ihm vertrauen, einmal in der Woche irgend eine Kirche besuchen. In der Kirche, in welche er selbst geht, erblickt er überall, wohin sein Auge sich wendet, Familien, die durch ihn da sind, Männer, die er von den schlimmsten Wegen mit sanfter Hand zurück geführt und die nun andächtig neben ihren Kindern und Frauen knien. Sind diese Familien nicht lebendig und sichtbar gewordene Gebete?

Alles dies ist ganz in der Stille geschehen. Wegen eines jeden Ausgestoßenen hatte Wright mit seinem Arbeitsherrn oder mit andern besonders zu unterhandeln; viele arbeiten jetzt unter ihm und sein Wort ist nun überall eine Empfehlung selbst für entlassene Zuchthäusler. Sonst wurde er wohl oft abgewiesen, aber er ging unverdrossen von Einem zu dem Andern, er gab seinen eigenen Wochenlohn als Bürgschaft, er unterstützte die Unbeschäftigten so weit als möglich aus eigenen Mitteln und bestrebte sich mit unermüdlichem Eifer, durch Wort und Brief sie mit verletzten Verwandten oder Freunden wieder auszusöhnen. Freilich sieht man es dem Mann an, der noch täglich zwölf Stunden für seine Familie, sechs oder acht für unglückliche Mitmenschen arbeitet, daß er seinem eigenen Körper nur die nöthigste Nahrung und vier Stunden Schlaf nach schwerer Arbeit gönnt. Dreiundsechszig Jahre ist er alt geworden und unverdrossen, unermüdet geht er seinen Weg weiter.

Kein öffentlicher lauter Beifall hat sein Ohr erfreut und er suchte keinen. Das Gelingen seiner Mühen war sein Lohn. Einige Frauen nur sind zusammengetreten und haben ihm eine kleine Summe zur Verfügung gestellt, von der er gelegentlich für seine Armen Gebrauch macht. Gefängnißaufseher erwähnten ihn allmälig in ihren Berichten an die Regierung; endlich haben sie anerkannt, daß die Arbeiten des einfachen Mannes „über alles Lob erhaben sind". Sie sammelten Aussagen von solchen, die durch

ihn gerettet wurden. „Vor fünf Jahren," sagte Einer, „wurde ich verurtheilt. Als ich meine Strafe gelitten hatte, konnte ich keine Arbeit finden. Ich ging zu meinem früheren Principal, um ihn zu bitten, mich wieder anzunehmen. Vergebens. Da lernte mich Wright kennen; er sah, daß ich ernstlich mich bessern wollte und er verschaffte mir Arbeit. Jetzt habe ich eine Frau und vier Kinder; ohne Wright wäre ich verloren gewesen."

Ein anderer schließt seine traurige Geschichte mit den Worten: „ich befinde mich jetzt so, daß ich jedem Armen ein ähnliches Loos wünsche; ich trinke nicht und fluche nicht; ich habe Ruhe in meinem Gewissen und Frieden in meinem Hause. Sonst war ich so schlecht als der Schlechteste in Manchester. Mein Weib kann ihr Glück kaum begreifen; meine Jungen gehen in die Schule, meine Mädchen auch. Das Alles verdanke ich Wright. Gott segne ihn!"

Wäre der Geist eines Wright allgemeiner verbreitet, so würde die Zahl der Gefallenen um vieles geringer sein; wir Alle tragen durch unsere Trägheit die Schuld, daß die Zuchthäuser so reichlich gefüllt sind; denn was ein Mensch mit ernstem Willen vermag, lehrt uns der edle Wright.

Aber, fragen die Leser, thut denn das reiche England gar nichts für einen Mann, der für dasselbe so viel gethan? Hm! Zu solchen Zwecken hat es auch kein Geld; es muß ja eine Million für den Begräbnißpomp Wellington's geben, es muß Leuten, die ein halbes Jahr Minister waren, für ihr ganzes übriges Leben eine jährliche Pension von 5000 Pfd. St. zahlen. Manchester, das reiche, indeß fängt an sich zu schämen. Es sind einige Männer dort zusammengetreten, die dem armen Wright für die wenigen Jahre, welche er noch zu leben haben mag, die Summe zahlen wollen, die er jetzt mit schwerer Arbeit verdiente, damit er ausruhe und sich allein seinen Unglücklichen widme. Was man aber auch thun möge, vergelten kann man dem Manne nicht was er gethan und doch — nicht wahr?

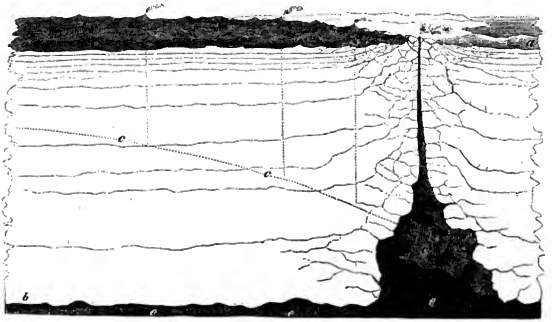
Hoch klingt das Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang.

Aus der Menschenheimath.

Briefe

Des Schulmeisters emer. Johannes Frisch an seinen ehemaligen Schüler.

Dritter Brief. Die Vulkane.



Ich darf wohl voraussetzen, mein lieber Freund, daß Du in den Zeitungen von dem Spektakel gelesen hast, den seit einiger Zeit der feuerspeiende Berg Aetna auf der Insel Sicilien gemacht hat und vielleicht bis diesen Augenblick noch macht. Das bringt mich auf die Idee, Dir über die feuerspeienden Berge, oder wie man sie mit dem, wenn auch fremdländischen Worte richtiger und bezeichnender nennt, die Vulkane etwas zu schreiben. Es kann nicht leicht einen gewaltigeren Gegenstand auf der Erde für unsere kleinen Unterhaltungen geben. Du wirst sehen, daß sich daran auch außerordentlich wichtige Betrachtungen über die Entstehung unserer Erdkugel knüpfen; denn sie sind die Ueberreste einer früheren grausenhaften Thätigkeit der Erde, gegen welche die jetzige, so gewaltig ihre Erscheinung auch sein mag, Kinderspiel genannt werden kann.

Ich sagte eben, daß es richtiger sei, die feuerspeienden Berge Vulkane zu nennen. Manche Berge oder andere Stellen des Erdbodens speien auch Wasser, oder Schlamm, oder Gas, d. h. besondere von unserer gewöhnlichen Luft verschiedene Luftarten aus. Daher müßte man solche zum Unterschied wasserspeiende, oder schlamm- oder luftspeiende Berge nennen. Darum ist besser, wir nennen sie alle zusammen Vulkane, und unterscheiden sie in Schlammvulkane, Wasservulkane und verstehen unter Vulkanen schlechthin die feuerspeienden.

Alle zusammen deuten bestimmt darauf hin, daß die Erde noch die Eigenschaft besitzt, geschmolzene, oder schlammige, oder wässrige, oder lufterige Massen mehr oder weniger gewaltsam aus geringer oder beträchtlicher Tiefe auf ihre Oberfläche emportreiben. Diese Eigenschaft und die dadurch hervorgebrachten Erscheinungen nennt man Vulkanismus. Wir wollen uns dieses Wort merken, weil es kürzer ist, als wenn wir es deutsch umschreiben wollten. Der Vulkanismus unserer Erde bringt also alle vorher bezeichneten Erscheinungen hervor. Daß auch die Erdbeben dazu gehören, wirst Du Dir leicht selbst sagen.

Ohne Zweifel daß Du schon einmal etwas von einem sogenannten Centralfeuer gehört. Von ihm muß ich Dir erst Einiges erzählen, ehe wir uns von den Vulkanen selbst unterhalten können.

Einer der wichtigsten, man möchte sagen der ehrwürdigsten und ernstesten Zweige der Naturwissenschaft beschäftigt sich mit der Frage: wie ist unsere Erde entstanden, und was hat sie seit ihrer ersten Entstehung bis jetzt für Umänderungen und Umwälzungen erfahren? Diesen Zweig der Naturwissenschaft nennt man Geologie, zu deutsch etwa Lehre von der Erdbildung. Diese Wissenschaft darf sich nun freilich nicht einbilden, und thut es auch nicht, daß sie einsmals über diese Frage unumstößliche Gewissheit erlangen werde. Aber soweit sie darüber in's Klare kommen kann, thut sie es; denn es ist Grundsatz der Naturforschung, über die natürlichen Dinge ohne Unterlaß zu forschen, bis sie die Wahrheit erforscht hat.

Die Geologie, die mit der Chemie und Physik natürlich Hand in Hand geht, ist darüber jetzt vollkommen gewiß, daß die feste Erdrinde, so weit sie bisher an hohen Bergen und in tiefen Schachten zu untersuchen gewesen ist, theils durch Schmelzung, theils durch Absetzen aus großen Wasserfluthen entstanden ist.

Es wurde uns jetzt zu weit von unserem Ziele abführen, wenn ich hierauf näher eingehen wollte. Davon einmal später. Jetzt genüge uns, zu wissen, daß unter den Geologen beinahe Einstimmigkeit darüber herrscht, daß die Erde in ihrem Innern jetzt noch in feurigem Fluß ist. Du darfst wohl glauben, daß das nicht blos so eine aus der Luft gegriffene Vermuthung ist. Dieses Centralfeuer, so nennt man bekanntlich das noch feuerflüssige Erdinnere, ist mit vielem Scharfsinn fast bis zur Gewissheit erwiesen. Da ich Dir heute natürlich nicht alle dafür vorgebrachten Gründe mittheilen kann, so nenne ich Dir nur die Vulkane und die heißen Quellen als zwei der hauptsächlichsten Beweismittel. Nur das will ich hier noch einschalten, daß man Grund hat, zu vermuthen, daß bei weitem der größte Theil der Masse unserer Erde noch feuerflüssig ist. Die Erde misst von der Oberfläche bis in den Mittelpunkt, also im Halbmesser, ungefähr 860 Meilen; davon ist nach den neuesten, auf großer Wahrscheinlichkeit beruhenden Vermuthungen der Naturforscher erst der siebzehnte Theil, etwa 50 Meilen, fest. Wenn wir also einen fünfzig Meilen tiefen Schacht niedertreiben könnten, so würden wir auf den furchtbaren Schmelzheerd des Erdinnern kommen. Wenn Du Dir dies Verhältniß recht deutlich machen willst, so vergleiche unsere Erde mit einer Citrone. Das Fleisch der Citrone ist das feuerflüssige Erdinnere und die Citronenschale ist die feste Erdrinde. Das kommt Dir vielleicht unglaublich vor, und Du glaubst, das müßten Dir ja am Ende die Schuhsohlen warm werden. Aber bedenke, daß eine Schicht von 50 Meilen Dicke zwischen Dir und dem Centralfeuer liegt! Brenne ganz Deutschland an und dann ziehe eine 50 Meilen dicke Mauer darum, ich wette, man wird sie auswendig auch nicht warm finden. Du meinst vielleicht, daß es also im unsern tiefen Schachten wohl schon bedeutend wärmer sein müsse, als oben. Allerdings nimmt in denselben um jede 100 Fuß die Wärme um einen Grad zu. Du musst aber bedenken, daß unsere tiefsten Schachten sich zu dem 860 Meilen betragenden Erdhalbmesser sehr winzig verhalten. Wenn Du mit der Stecknadel durch den Papierüberzug eines Erd-Globus von acht Fuß Durchmesser stichst, so kommt die Tiefe dieses Stiches den tiefsten Schachten unseres Bergbaus ungefähr gleich!

Obgleich nun Erdbeben schon fast überall auf der Erde wahrgenommen worden sind, so sind verhältnißmäßig die noch thätigen Vulkane, mit denen die Erdbeben doch ohne Zweifel in ursächlicher Verwandtschaft stehen müssen, nicht eben sehr zahlreich, und auf großen Strecken der Erdoberfläche finden sich gar keine. Dennoch ist die Zahl derselben nicht so gering, da man bereits über 160 zählt. Noch viel größer ist die Zahl der erloschenen Vulkane, von denen manche erst seit der geschichtlichen Zeit ausgetobt haben. Das sogenannte Mittelgebirge Böhmens, zwischen Teplitz und Lobositz, ist eine große Gruppe erloschener Vulkane. Die Unterscheidung zwischen erloschenen und noch thätigen Vulkanen ist aber sehr trügerisch. Im Jahre 79 n. Chr. galt der Vesuv für einen erloschenen Vulkan. Sein ebemaliger Krater bildete einen mit wildem Wein bewachsenen Thalkessel; an den Seiten seines Gipfels grünten üppige Getreidefelder und unmittelbar an seinem Fuße lagen die beiden blühenden Städte Herculanum und Pompeji in sorgloser Ruhe. Da lebte in dem genannten Jahre der für abgestorben gehaltene von Neuem wieder auf und begrub jene beiden Städte so spurlos unter seinem Auswurfe, daß man sie erst in wenigen Jahrhunderten zufällig beim Brunnengraben wiederfand. Der Epomeo auf der, Neapel gegenüberliegenden, Insel Ischia hat seinen letzten Ausbruch im Jahre 1302 gehabt und scheint vor diesem 17 Jahrhunderte lang ruhig gewesen zu sein. Vielleicht treibt ihn einstmals eine innere Macht wieder zu neuer Thätigkeit.

Um es glaublich zu finden, daß die Vulkane nichts anderes sind, als Ausführungskanäle des feuerflüssigen Erdinnern, müßte ich Dir hier eigentlich und der Geologie nachweisen, daß die meisten unserer höchsten Berge nichts anderes sein können, als ungeheure geschmolzene Massen, welche in den früheren Zeiten der Erdbildung, wo die sogenannte Erstarrungsrinde jedenfalls noch viel dünner, als 50 Meilen war, emporgetrieben worden sind und dann zu Felsenbergen erstarrten. Dies gilt namentlich von alten

Granitbergen, zu denen z. B. die Berge des thüringer Waldes gehören. Unsere höchsten Gebirgszüge, die Alpen, die Anden, das Himalaja-Gebirge, sind nicht nur in ihrer Gesteinsmasse ebenfalls dieses Ursprungs, sondern sie sind, nachdem sie Millionen von Jahren als niedrigere Gebirge bestanden hatten, später durch neue Kampfbewegungen des Erdinnern zu ihrer gegenwärtigen Höhe emporgehoben worden. Daß man Ereignisse, die vor so unendlich langer Zeit stattgefunden haben, heute noch nachweisen kann, das ist eben das Verdienst und der Triumph der Geologie.

Eine wichtige Erscheinung in der Vertheilung der Vulkane auf der Erdoberfläche ist die, daß in mehreren Erdtheilen dieselben reihenweise geordnet sind. Man nennt dies Vulkan-Reihen. Zwischen Hanteles und dem Aconcagua in Chile sind 24 Vulkane in einer fast ganz geraden 165 Meilen langen Reihe geordnet, so daß eins in's andere gerechnet zwischen je 2 Vulkanen ein Zwischenraum von 7 Meilen liegt. Diese Reihe folgt genau dem Zuge der Anden. Längs der Westküste von Nordamerika, von den Costarica-Staaten beginnend bis an das nordöstliche Ende von Guatemala, folgt den Biegungen der Küste in dem Zuge der Cordilleras eine Reihe von 40 noch thätigen Vulkanen, auf welcher die einzelnen Vulkane allerdings in sehr ungleichen Abständen liegen und an einigen Stellen gruppenweise gehäuft sind. Solche Vulkangruppen kommen anderwärts auch für sich vor, und zwar meist auf haufenförmigen Inselgruppen. Dahin gehören unter anderm die Galavagos-, die Sandwich- und die Societäts-Inseln.

Wenn nun diesen Thatsachen gegenüber anderwärts auf großer Ausdehnung gar keine thätigen Vulkane zu finden sind, wie z. B. in dem Centrum von Europa, so liegt die Vermuthung wohl nahe genug, daß jene Vulkanreihen und Vulkangruppen unter sich in Verbindung stehen; und es gewinnt die Erklärungsweise sehr viele Wahrscheinlichkeit, daß die zu einer Reihe gehörenden Vulkane alle zusammen mit einem Spalte in Verbindung stehen, welcher unter ihnen die feste Erdrinde auf ihrer innern Seite hat. Durch diesen Spalt mag die Verbindung des Centralfeuers mit der Oberfläche der Erde erleichtert sein und ihr überhaupt dadurch näher als anderwärts liegen. Einstmals mochten die Spalten mehr oder weniger durchgehends bis herauf gehen, wodurch eben z. B. jene genannten Bergketten emporgethürmt wurden. Mehrere zwischen den noch thätigen Vulkanen liegende erloschene beweisen, daß die Verbindung zwischen dem Erdinneren und der Oberfläche früher beträchtlich war. Heute ist nur die genannte Zahl übrig geblieben. Für diese Erklärungsweise der Vulkanthätigkeit und der reihenweisen Anordnung derselben spricht auch noch der Umstand, daß sich auf dem Punkte, wo sich zwei Vulkanreihen durchkreuzen, gewöhnlich eine Vulkangruppe befindet. Denn es ist leicht zu begreifen, daß auf dem Durchkreuzungspunkte zweier Spalten in der Erstarrungsrinde die vulkanische Thätigkeit sich am erfolgreichsten entfalten konnte.

Nun bitte ich Dich, mein kleines Bildchen zur Hand zu nehmen. Ich brauche wohl kaum vorauszuschicken, daß das Dargestellte keines Menschen Auge gesehen hat, noch jemals sehen wird. Es ist eben eine Veranschaulichung des in Uebereinstimmung mit den Naturgesetzen und andern ähnlichen Erscheinungen übereinstimmend Gedachten. Eine solche Darstellung nennt man deshalb ein Schema. Das vorliegende stellt Dir den senkrechten Durchschnitt eines Stückes der Erstarrungsrinde unserer Erde dar, von der Oberfläche derselben, a, bis an ihre innere Grenze, b, über dem Heerde des Centralfeuers e, e, e. Die Entfernung von a bis b beträgt also 50 Meilen, die angenommene Dicke der Erstarrungsrinde. Was über der Linie a, a, liegt ist also ein Stück Erdoberfläche. Auf demselben siehst Du rechts das Meer, dicht daneben einen Vulkan, von dem sich in einer etwas gekrümmten Linie nach links eine Bergkette, d, d, d, hinzieht. Auf dieser zeichnen sich noch 3 andere Vulkane aus. Mein in Gedanken gemachter senkrechter Durchschnitt geht von der Spitze des ersten Vulkans durch dessen Eruptionskanal abwärts; dieser wird unten immer weiter und mündet unten in einen weiten Spalt e, der einen innern Seite der Erstarrungsrinde aus. Darunter liegt nun der furchtbare Heerd des Centralfeuers, e, e, e, der in der Wirklichkeit freilich nicht so schwarz aussehen wird, wie auf meinem Schema. Du wirst Dich nach meiner Zeichnung leicht hinein finden, wenn ich nur hinzufüge, daß wie oben die Bergkette sich unten in derselben Richtung, wie es die Punktlinie e, e, andeutet, der Spalt fortsetzt, dessen Querschnitt wir bei e sehen. Von dem 2. 3. und 4. Vulkane ausgehende senkrechten Punktlinien, die auf die Punktlinie e, e, fallen, zeigen Dir den Zusammenhang dieser Vulkane mit demselben Spalte der Erdrinde, mit dem wir bei e den ersten Vulkan zusammenhängen sehen.

Wo der Eruptionskanal des ersten Vulkans die verschiedenen Schichten der Erdrinde durchbrochen hat, zeigen sie sich gekrüftet und gehoben, und namentlich die oberen weithin von Spalten durchzogen. Diese Spalten sind ohne Zweifel die Fortpflanzungsorgane, durch welche sich heftige Ausbrüche von Vulkanen zuweilen auf weiten Umkreis erdbebenartig ausbreiten.

Doch von diesen, wie von einigen näheren Beziehungen der Vulkane ein andermal.

Etwas zum Nachdenken

von

einem Menschenfreund.

I. Sendung.

Das soll die Gartenlaube den lieben Lesern jede Woche bringen. Etwas zum Nachdenken über das Menschen-Gemüth, über das Innere des Menschen, über seinen Charakter; vor Allem über die Fehler und Schwächen, die wir in uns tragen und von denen wir oft gar nichts wissen. — Der größte Betrüger und Heuchler betrügt uns nicht so sehr, als wir täglich uns selbst betrügen und uns selbst verheucheln. — Er-

kenne dich selbst! das war eine ernste Mahnung, die die alten Griechen über die Thüren ihrer Tempel schrieben und diese Mahnung sollten wir Alle in großen Buchstaben in unserem Zimmer aufhängen; wie z. B. unser Freund Keil den goldenen Spruch in seinem Zimmer aufgehängt hat: „Zeit ist Geld!“

Erkenne Dich selbst! Ja, das ist wohl ebenso nothwendig, als daß man die große, schöne Natur kennen lernt. Kennt man die Natur und sich selbst, ach, dann ist man gescheidter als mancher Gelehrte und kann für sich und Andere nützlicher sein, als hundert Professoren und Geheimräthe. Wie nun ein wackrer Mann hier in der Gartenlaube Euch die Geheimnisse der Natur erkennen lehrt, so möchte ich Euch die Geheimnisse im Menschengemüth erkennen lehren. Freilich, jene sind viel schöner, viel heiterer und viel angenehmer als diese; deshalb auch werdet Ihr wohl lieber ihm als mir zuhören, und wenn Ihr Euch bei ihm oft verwundert, so werdet Ihr Euch bei mir oft ärgern, denn ich muß oft recht derbe Wahrheit sagen, und die will nie so recht gut schmecken; aber sie ist heilsam, wie eine gute Arznei für den Körper und dann geht sie auch wieder Hand in Hand mit der Lehre aus der Natur. Ist der Körper und die Seele des Menschen gesund, dann wird ihm die Natur immer schöner und immer näher sein, bis er ganz und gar darin lebt, wie in seiner wirklichen Heimath. Und je besser ein Mensch ist, desto gebildeter ist er, denn die schönste Bildung ist doch immer die: ein tüchtiger, braver Mensch zu sein. Die gelehrte Bildung thut's nicht und auch nicht die vornehme: ich kenne sehr viele gelehrt und vornehm gebildete Menschen, die eigentlich gar keine wahre Bildung haben. Und diese wahre Bildung macht den Menschen auch innerlich frei, so daß er sich als ein freier Mann fühlen kann, wenn er auch in Deutschland lebt, und ist so eine innere Freiheit erst einmal durch Alle gedrungen, nun, dann bringt sie auch die äußere Freiheit für Alle, „trotz Alledem und Alledem. —“

So lauscht denn nun recht wacker auf das, was Euch von der Natur erzählt wird und dann haltet Euch bei mir still und horcht, was ich Euch vom Menschen sage. Und seid nicht bös, wenn es weh thut. Es hat hier auch Keiner was voraus; ein Jeder kriegt sein Theil. — Alte und Junge, Frauen und Mädchen, Vornehm und Gering: Alle können hier was finden, was sie für sich brauchen können. Ich will nun nicht geradezu so sagen: das ist so und so, sondern ich will immer vorher Euer eigenes Nachdenken anreden; Euch jede Woche einige Fragen aufstellen, die mögt Ihr dann die Woche mit Euch herumtragen und sie Euch selbst und Euch unter einander beantworten. Die Woche darauf hört Ihr dann auch meine Meinung darüber und die könnt Ihr dann vergleichen mit der Euern, und dann sehen, wer es getroffen hat. —

Es würde mich nun auch gar sehr freuen, wenn da der Eine oder der Andere von Euch sich hinsetzte und so eine Frage nach seiner Ansicht beantwortete und mir die Antwort, durch den Verleger dieses Blattes zusendete. Ich würde sie aufmerksam durchlesen und gewiß manch Gutes für mich selbst und für uns Alle herausfinden und das Beste davon müßte dann auch wieder in die Gartenlaube kommen. — Nun will ich einmal anfangen zu fragen.

1. Frage: Was thun wir gewöhnlich mit Dem, was wir nicht verstehen? Und warum?

2. Frage: Gegen Wen sind wir gewöhnlich am dankbarsten? Und warum?

3. Frage: Warum loben wir oft so gern einen Menschen oder eine gute Handlung?

4. Frage: Warum sind wir oft rauh und streng gegen Jemand, den wir eigentlich hoch schätzen?

5. Frage: Warum loben wir meist so gerne und so leicht die Todten?

6. Frage: Was wird wohl am häufigsten mit der sogenannten Humanität oder Duldung verwechselt? Und warum?

7. Frage: Was ist oft der wahre Grund zu einer muthigen That?

8. Frage: Wer erscheint in einer Gesellschaft oft am geistreichsten? Und warum?

9. Frage: Wem bieten wir am liebsten unsere Wohlthaten an?

10. Frage: Warum fühlen wir es so rasch, wenn ein Anderer uns langweilt? und so spät, wenn wir einen Andern langweilen?

Nun will ich es aber vor der Hand mit diesen 10 Fragen bewenden lassen, damit ich Euch selbst nicht langweilig werde, und nun denkt hübsch nach bis zur nächsten Woche.

Blätter und Blüthen.

Ein Märchen und die Natur. Gleich mir wird Mancher in seiner Jugend das Märchen gelesen haben, das erzählt, ein König habe einst die drei Prinzen, seine Söhne, ausgesandt, damit sie ihm das Merkwürdigste aus den fernen Ländern brächten. Der, welcher ihm das Außerordentlichste vorlegte, solle sein Nachfolger auf dem Throne sein. Dieser Glückliche war der Jüngste, denn er brachte — eine Nuß. Eine Nuß? Ja. Seine Brüder lächelten auch verächtlich. In der Nuß befand sich aber eine Erbse, in der Erbse ein Hanfkorn, in dem Hanfkorn ein Hirsekorn und aus dem Hirsekorn zieht man — ein Stück Zeug von zwanzig Ellen.

Wie staunte ich damals! Allmälig aber lernte ich erkennen, daß das wirkliche Leben hundert Mal mehr Wunder enthalte als die wunderreichsten Märchen und daß die Wunder der Märchen Kinderspiele gegen die Wunder der Natur sind. Bleiben wir einmal bei dem Hirsekorn mit den zwanzig Ellen Zeug darin, über das ich als Knabe so sehr gestaunt. Was ist Außerordentliches dabei?

Da habe ich ein Samenkorn, das viel kleiner ist als ein Hirsekorn, ein Samenkörnchen von der Nachtkerze (Oenothera). Stecke ich dies in die Erde, so kommt eine große schöne Pflanze mit Blättern und Blumen von lieblichem Geruch aus ihm hervor, dann fünf, sechs, hundert Pflanzen. Dieses kleine Samenkorn enthält für alle Zeiten endlose Geschlechter ähnlicher Pflanzen mit ihren Blättern, ihren Blüthen und ihrem Duft. Stecke ich es in die Erde, so werden aus ihm lange noch, nachdem alle Menschen gestorben sind, die jetzt die Erde bedecken, andere Blüthen und andere Körner hervorgehen, die wieder andere Blüthen erzeugen.

Warum zwanzig Ellen Zeug in dem Hirsekorn? Es enthielt viel mehr als das; es enthielt für alle Zeiten schöne Stengel mit langen hängenden schweren Trauben, es enthielt in sich den Stoff, in wenniger als zehn Jahren die ganze Erde mit Hirse zu bedecken. — Und giebt es einen Grashalm, der nicht ein weit größeres Wunder wäre als alle Wunder aller Fabeln und Märchen aller Zeiten und aller Völker? Herr Gott, wie groß bist Du!

Eine alte Jungfer. .... Neulich begegnete sie mir wieder, die ich einst unter andern Verhältnissen gekannt hatte. Damals war sie jung, schön und geistreich, die Königin aller Feste, die vielfach Beneidete, nach der sich alle Lorgnetten des Theaters richteten. Der Stern glänzte lange so schön und strahlend, bis er mit der Zeit von Tag zu Tag matter leuchtete, bis er endlich ganz verblich und eines Tages am dem Himmel der Feste für immer unterging. Das schöne Mädchen war alt geworden. Wo sonst die Rosen in voller Blüthe standen, hatten eine Zeitlang noch falsche Blumen einen Frühling hingezaubert, die schönen Locken glänzten noch eine Weile um die sonst so strahlenden Augen, ihr Lächeln war freundlicher, hingebender, weniger stolz als früher, aber der Schmelz der Jugend fehlte, die Frische der aufblühenden Jungfrau, und jetzt war sie eine — alte Jungfer!

Ihr zuckt die Achseln! Ihr lacht, und um Eure Mundwinkel blitzt es auf wie garstiger Hohn! Seid nicht liebelos! Ihr wißt nicht, wie viele Thränen, wie viele meinend durchwachte Nächte, wie viele begrabene Hoffnungen an diesem Titel: alte Jungfer, hängen! Was sie gehofft und aufgegeben, was ihr verheißen und unerfüllt blieb, wie sie mit jedem Tage die furchtbare Gewißheit näher heranrücken sah, und wie sie sich angeklammert an die letzte Hoffnung, und wie auch diese zertreten und nur der Spott geblieben über das „Vergessenwerden" und „Sitzenbleiben"... Ihr wißt es nicht! Und auf der andern Seite kennt Ihr das still beschauliche Leben nicht, was diesen begrabenen Hoffnungen folgt, und ahnet nicht, wie viel Liebe oft und stille Tugend noch in der eingefallenen Gestalt leben. Euer Spott würde Euch gereuen.

Ich sehe sie noch vor mir, das Jungfer Aleichen, wie sie genannt wurde in der Stadt, das alte Mädchen mit dem ewig freundlichen Lächeln und dem redseligen Munde. Es konnte sich Niemand mehr auf die Zeit besinnen, wo ihr Herz jung gewesen, Niemand hat geweißt, ob sie auch einmal geliebt, gehofft und geträumt, ob sie als ein vergessen Blümlein stehen geblieben, oder ob die Schuld eines Ungetreuen sie betrogen um des Weibes schönstes Lebensziel. Trotzdem mußte in dem Schachte ihrer Erinnerungen wohl manche liebeschwere Geschichte ruhen, wie denn in der altmodischen meßingbeschlagenen Kommode, die in ihrem Stübchen stand, seit langen Jahren ein Kästchen ruhte mit zwei Ringen und einigen vergilbten Papieren, dazwischen ein verwelktes Sträußchen. Wem die Ringe und die Papiere gehörten, ob das Sträußchen einst an ihrer eigenen Brust geblüht, von ihren eigenen Lippen geküßt oder unter den Thränen einer fremden Liebe verwelkt war — sie hat niemals darüber gesprochen und selbst die alte Magd hat es nie erfahren. An einem bestimmten Tage im Jahre stäubte sie das Kästchen sauberlich ab, schloß sich in das kleine Stübchen ein und wie die alte Magd versichert, die neugierig durch das Schlüsselloch gelauscht, hat sie dann die Ringe unter Thränen an die welken Lippen gedrückt und die vergilbten Blätter immer und immer wieder gelesen, bis ihr die Augen schmerzten und sie still das Kästchen wieder zu den übrigen Erinnerungen aus früherer Zeit setzte. Der alten Magd sagte sie dann andern Tages, sie habe am Altare ihrer Erinnerungen das Liebesmahl genossen.

Obwohl sie verschiedene Möpse, Katzen und eine alte sehr bäßliche Magd besaß, so hatten sie doch Alle lieb im Städtchen. Wo Einem etwas Freudiges begegnete, da war sie auch die Erste, die gratulirte, und wo das Unglück einzukehrt, da fehlte sie wiedermm nicht mit ihrer Hülfe. Wie oft in kalten Wintertagen holte sie arme Kinder von der Straße herauf und wärmte sie auf ihrem Stübchen so lange, bis sie ein gefütterte Jäckchen oder Westchen für sie zusammen geflickt hatte. Es war ihr Bedürfniß wohlzuthun und Liebe zu erwecken. Dabei hatte sie nur eine kleine Rente, die just zureichte das Nothdürftige zu decken. Aber sie war immer thätig, immer beschäftigt und wenn sie nicht lachte mit den Glücklichen oder weinte mit den Trauernden, da arbeitete sie rastlos für Andere, flickte und nähte für die Armen, das alte Mädchen mit dem ewigfreundlichen Lächeln. Als sie endlich starb, vermachte sie all' ihre Habe den Armen und der alten Magd, die sie Jahre lang treu gepflegt. Nur die beiden Ringe nahm sie mit in's Grab und die vergilbten Papiere und das Sträußchen. Das halbe Städtchen folgte dem Sarge der „alten Jungfer". Was ihr versagt war vom Schicksal, ein Liebeleben an der Seite eines Mannes, sie hatte es sich selbst geschaffen in anderer Weise — ein Liebeleben für die Armuth und das Unglück!

Deshalb zuckt nicht mit den Achseln, wenn von einer „alten Jungfer" die Rede ist. Ihr wißt nicht, wie viel Liebe in diesem Herzen unbefriedigt zertreten ward, welche große und menschlich-schöne Gefühle oft in die verödete Brust gezogen sind an die Stelle einstiger Leidenschaften, und schließlich nochmals, Ihr ahnet nicht, wie viel Kummer und Thränen und begrabene Hoffnungen an dem liebelosen Titel hängen: eine alte Jungfer!

Onkel Tom's Hütte, das Buch, das so unendlich viele Thränen und gute Vorsätze hervorgelockt, hat auch in Deutschland eine enorme Verbreitung gefunden. Den Lesern von 7 Monatsschriften wird es in monatlichen Portionen aufgetischt, außerdem sind bereits zwanzig bis dreißig Uebersetzungen mit und ohne Illustrationen erschienen, woran bereits mehrere in neuen Auflagen gedruckt wurden. Die in Leipzig bei **Friedlein** erschienene allerdings wohlfeilste Ausgabe dieses Buches (sie kostet nur 10 Ngr.), ist allein bereits in 20,000 Ex. verbreitet und noch gehen täglich so viel Bestellungen ein, daß der Verleger nicht Hände genug in Bewegung setzen kann, den Anforderungen des Publikums nachzukommen. — Wir wollen wünschen, daß das Buch im Interesse der Humanität Früchte trägt. Nicht nur in Amerika giebt es Sclaven, auch Deutschland hat deren genug, nur daß sie bei uns unter andern Namen existiren. Ein Sclave in Amerika wird oft menschlicher und freundlicher behandelt, als in Deutschland ein armes Dienstmädchen.

E. K.

Verlag von **Ernst Keil** in Leipzig. — Schnellpressendruck von **Giesecke & Devrient** in Leipzig.

№ 4. 1853.

Die Gartenlaube.

Familien-Blatt. — Verantwortlicher Redakteur **Ferdinand Stolle.**

Wöchentlich ein ganzer Bogen mit Illustrationen.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter für 10 Ngr. vierteljährlich zu beziehen.

Eine Nacht des Entsetzens.

(Selbsterlebtes.)

Diesen Monat werden es gerade dreizehn Jahre, daß ich an einem Abende, mit mir und der ganzen Welt unzufrieden, allein in meinem Zimmer saß. In Brüssel war es, wo ich den Winter zu verbringen gedachte, nachdem ich am Rhein, in Wien, in Neapel, in Genf, in Dresden und Paris eine Zeit lang gelebt hatte, ohne zu finden, was ich suchte — das Glück der Zufriedenheit.

Da klopfte es an meine Thür. Schon einmal war es mir gewesen, als höre ich etwas der Art, da ich aber keine Tritte die Stufen herauf kommen gehört, hatte ich mir eingeredet, ich habe mich geirrt. Hastig griff ich nach meiner Lampe auf dem Tische, um sie anzuzünden; während ich aber die Kohlen im Kamine zu einer Flamme anzublasen versuchte, wurde das Klopfen stärker wiederholt und so ging ich an die Thür, um im Finstern zu öffnen.

„Wer da?" fragte ich, denn ich sah Niemand.

„Ich bin's," antwortete eine Stimme. „Sie werden mich schwerlich erwartet haben."

„Falk?" sagte ich, denn ich erkannte die Stimme.

Der Mann, der mich so unerwartet besuchte, war nur immer unangenehm gewesen. Vor einigen Monaten hatte ich mich in Verdruß von ihm getrennt und ihn seitdem nicht wieder gesehen. Besucht hatte er mich niemals, und so konnte ich mir durchaus nicht denken, was ihn jetzt zu mir führte.

„Sie haben mir etwas zu sagen?" fuhr ich fort.

„Machen Sie Licht und ich werde mich erklären," antwortete er.

Ich machte Licht und setzte die Lampe auf den Tisch. Falk warf sich auf einen Stuhl und schob seinen Mantel zurück, der vom Regen durchnäßt war. Er hatte sich seit der Zeit, daß ich ihn nicht gesehen, so merkwürdig verändert, daß ich ihn dem Aussehen nach gewiß nicht erkannt haben würde. Sein Gesicht war eingefallen und blaß; seine Augen lagen tief in den Höhlen; er hatte einen großen Theil seines Haares verloren und das noch übrige war ganz kurz abgeschnitten.

„Auf der Straße würden Sie mich nicht erkannt haben," sagte er.

„Wahrscheinlich nicht," gab ich zur Antwort.

Er strich mit der Hand über die Stirn, als wisse er nicht, wie er fortfahren solle. Plötzlich sagte er dann:

„Wir schieden in Unfrieden."

„Allerdings."

„Denken wir nicht mehr daran. Ich habe den Muth nicht, alte Streitigkeiten wieder aufzustören. Ich bitte

Sie, mich diese Nacht in Ihrer Wohnung zu behalten, da ich keinen Freund habe, den ich um diese Gefälligkeit angeben möchte, und unter Fremden mag ich sie nicht verbringen. Ich bin nicht mehr der Mann, den Sie sonst in mir kannten. Ich habe Unglück gehabt, — nicht blos im Spiel, denn eigentlicher Spieler bin ich nie gewesen; Alles ging, wie es nicht gehen sollte. Ich bin gebrochen und habe nichts mehr, — kein Geld, keinen Muth, sonst käme ich nicht zu Ihnen, um Sie um ein Obdach in dieser rauhen Nacht zu bitten. Helene, — Sie kannten Helenen?"

„Ihre Frau?"

„Ja . . Sie können sie so nennen. Nie hat ein Mann ein Weib zärtlicher geliebt, zuvorkommender behandelt, so lange er Mittel besaß . ."

Er schwieg und legte dann die Hand wieder auf die Stirn, als hätte er vergessen, was er habe sagen wollen. So saß er mehrere Minuten lang da und blickte vor sich hin.

„Sie sprachen von Ihrer Frau," sagte ich.

„Ja, . . aber schweigen wir von ihr . . Wenn man in jeder Stunde, in jeder Minute, bei Tag und bei Nacht an etwas denkt, spricht man natürlich auch davon und vergißt, daß andere Leute nicht gleiches Interesse daran haben."

„Sie scheinen in Noth zu sein," sagte ich so freundlich als möglich.

„Ja," antwortete er, „es stand verzweifelt schlimm, ehe das letzte Unglück hereinbrach. Die Leute werden sagen, ich sei selbst schuld daran. Vielleicht ist's so, aber das Leben zeigte sich mir nie so wie jetzt. Der Zufall brachte mich auf den unrechten Weg, ehe ich den Unterschied zwischen Recht und Unrecht kannte, und Mancherlei trieb mich auf demselben Wege weiter. Alte Gewohnheiten legen sich schwer ab. Könnte ich das Leben noch einmal von vorne anfangen, würde ich es in anderer Weise thun. Die Erfahrung kömmt fast immer zu spät, als daß man sie nutzen könnte. Und doch hat man kein Mitleid mit Verirrungen, ob es gleich oftmals gar schwer ist, das Rechte zu finden, besonders für einen jungen Mann, der in die Welt hineinlebt, bis er geworden was die Welt einen Taugenichts nennt."

Er sprach in einem Tone, daß ich ihn bemitleiden mußte. Offenbar litt er unter einem Unglücke, das ihn erst vor Kurzem betroffen hatte. Ich machte mir sogar Vorwürfe darüber, daß ich erst Abneigung gegen ihn gehabt hatte, und dachte bei mir, wie wenige Menschen vielleicht einander hassen würden, wenn Aller Herzen sichtbar wären.

„Meine Kraft ist zu Ende," fuhr er fort. „Was mich quält, ist nicht von heute oder gestern. Ich habe äußerlich sorglos mich gezeigt, obgleich ich Dinge im Herzen trug, die jeden Andern um den Verstand gebracht haben würden; länger aber halte ich es nicht aus. Ich bin hin und her gehetzt worden wie ein entlaufener Sclave und fand auf keiner Seite einen Ausweg . . Ich will mich nicht mehr hetzen lassen," setzte er hinzu und stand rasch auf.

„Nun, denken Sie nicht mehr daran," fiel ich ein. „Wir wollen das Feuer wieder anmachen und es uns in der stürmischen Nacht hier wohl sein lassen."

Ich legte Holz auf, blies die Kohlen an, setzte mich und bat Falk, sich auch einen Stuhl an das Feuer zu rücken.

„Ich bin so naß und kalt wie eine Hundenase," sagte er und hielt die Hände vor die lustig aufflackernde Flamme.

„Sie waren auf dem Lande?" bemerkte ich, da ich sah, daß seine Stiefeln sehr beschmutzt waren.

„Ich bin heute zehn Stunden weit gegangen und der trübe Himmel lastete auf mir, als läge ich lebendig in einem bleiernen Sarge begraben. Nachmittags kam ich an und bin seitdem zwecklos in den schmutzigen Straßen umhergelaufen. Ich glaubte ein Paar Freunde hier zu haben; es war ein Irrthum und ich trage die Schuld. Habe ich mir doch meine Bekannten selbst ausgewählt und ich hätte wissen sollen, wie sie gegen mich sein würden, wenn eine Zeit wie die jetzige gekommen. Von Einem nur erwartete ich mehr," fuhr er fort und er blickte stumm in das Feuer, „aber nach dem Benehmen Helenens darf ich nirgends Treue und Redlichkeit in der Welt erwarten. Auch lebte der Freund nicht Jahre lang unter meinem Dache wie sie und schwur mir nicht täglich Liebe zu . . Mag sie im Hospital sterben!"

Mehrmal versuchte ich es, unserm Gespräche eine andere Richtung zu geben; er kam immer wieder auf denselben Gegenstand zurück. Endlich ließ ich ihn reden, ohne ihn zu unterbrechen. Nach einiger Zeit schien sein Zorn verraucht zu sein und er versank in düsteres Hinbrüten.

„Ich bin selbst kein reicher Mann, Falk," sagte ich und zog die Börse.

„Nein, nein," fiel er ein und machte mit der Hand eine abwehrende Bewegung, „Geld brauche ich nicht. Geben Sie mir ein Obdach für diese Nacht und werde ich Sie in keiner Weise wieder belästigen."

Ich hätte ihn gern gefragt, was ihn denn eigentlich so betrübe, um ihm wo möglich rathen oder helfen zu können, aber sein offenbar sehr gereiztes Wesen schreckte mich ab. So nahm ich mir denn vor, bis zu einer günstigen Gelegenheit zu warten. Ich beobachtete ihn, wie er so dasaß, der Lampe den Rücken zugekehrt; in seinem Gesicht spiegelten sich unverkennbar die Gedanken, die durch seine Seele zogen. Sie waren finster und unheimlich, so daß ich mich in der Nähe dieses Mannes allmälig sehr unbehaglich fühlte. Ich dachte an die Art, wie wir das letzte Mal geschieden, an die Worte, die wir damals gewechselt. Ich hatte an einem öffentlichen Orte laut Drohungen gegen ihn ausgesprochen. Viel hätte ich darum gegeben, wenn ich ihn hinwegzubringen vermocht; aber es war schon sehr spät und der Regen schlug noch immer klatschend an die Fenster.

„Wollen Sie etwas essen, Falk?" fragte ich nach einer langen Pause, um nur der unheimlichen Stille ein Ende zu machen.

„Wenn Sie ein Glas Schiedamer haben," antwortete er, „oder irgend etwas, das die Lebensgeister anregt . . ."

„Eine Flasche Wein?" fragte ich und stand auf, um sie zu holen.

Mein Gast nickte und ich stellte die Flasche vor ihn. Er schenkte sich ein Glas voll und trank es auf einen Zug aus.

„Wollen Sie mit mir trinken?" fragte er. „Schenken Sie noch einmal ein. Es wird wohl das Beste sein, Ihrem Rathe zu folgen und über die Sache gar nicht mehr

nachzudenken. Spielen Sie mir eine lustige Melodie aus dem „Barbier," aus „Figaros Hochzeit" vor . . Aber nein," unterbrach er sich; „Musik stimmt mich wehmüthig, wie lustig sie auch klingen mag. Haben Sie Würfel?"

„Ich habe mir vorgenommen, nicht mehr zu spielen."

„Ich auch. Sie können keine triftigeren Gründe haben, den Würfelbecher zu hassen als ich. Spielen wir um Steine, um gar nichts, nur daß eine Stunde schneller vergeht."

Ich suchte und fand Würfel. Wir setzten uns einander gegenüber am Tische mitten im Zimmer und fingen an zu spielen.

„Hatte ein Spieler jemals solches Glück!" sagte er nach einigen Würfen. „Damit hätte ich schon eine große Summe gewonnen haben können . . Seltsam! In Homburg kannte ich einen Russen, der jedesmal gewann, wann er um nichts spielte, und jedesmal verlor, wann er auch nur einen Kreuzer setzte . . Da, sehen Sie, schon wieder! Meinen Sie, daß ich anderswo auch Glück haben würde?"

„Jeder Wurf hängt von zahllosen Kleinigkeiten ab, z. B. von der Haltung des Armes, von dem mehr oder minder öfteren Schütteln, von der Kraft des Wurfes, von der Glätte der Würfelecken, von dem Winkel, in dem sie auf den Tisch fallen. Die einfachste Wirkung liegt an einer Kette von Ursachen, die in alle Ewigkeit zurückläuft; die leiseste Störung in irgend einem Gliede derselben muß auch eine andere Wirkung herbeiführen."

„Sie haben Recht," antwortete er. „Noch ein Glas! Und noch ein Paar Würfe!"

„Es langweilt mich . ."

„Auch gut. Sie spiele ich gegen mich selbst . . Sehen Sie? Das Glück bleibt dasselbe und wie manche Nacht habe ich geworfen ohne das Glück bannen zu können. Ich könnte mir den Kopf an der Wand einrennen!"

Dabei warf er die Würfel ungestüm hin, ging auf und ab und sprach halblaut; dann trat er nochmals an den Tisch und versuchte die Würfel von neuem. Ich saß in einem Lehnstuhl am Kamine, sah ihm zu und wurde allmälig schläfrig. Ich träumte mich allerdings eine Zeitlang gegen den Schlaf, aber der Wein, den ich getrunken hatte, that das Seinige auch und so schlossen sich meine Augen. Zwar zog ich sie mehrmals mit Anstrengung wieder auf, endlich aber schlief ich ein.

Ich habe mich an die Ereignisse jener Nacht so oft erinnert, daß kein Umstand, kein Gedanke, der mich damals beschäftigte, nach dreizehn Jahren aus meinem Gedächtniß entschwunden ist. Ich weiß genau noch was ich träumte, als ich nach mehreren Stunden fröstelnd erwachte. Es war dunkel und kalt in dem Zimmer. Die Lampe war ausgegangen; gleichwohl sah ich in dem matten Lichte, das durch das Fenster hereinfiel, das Gesicht meines Gastes, der mich von der andern Seite des Tisches her anstierte. Seine Arme lagen auf dem Tische und sein Kinn ruhete auf denselben; seine Augen befanden sich fast in gleicher Linie mit den meinigen. Ich kam da, ich weiß selbst nicht wie, auf den Gedanken, er habe mich überfallen wollen und sei, als er mich eben genauer beobachtet, plötzlich zurückgehalten worden, weil ich die Augen aufgeschlagen. Ich sprang auf und sagte: „Was? Sie sitzen schlafend ohne Licht und Feuer da?"

Er antwortete nicht.

„Brüten Sie wieder über Ihrem Ungemach?" fuhr ich in einem gezwungen fröhlichen Tone fort.

Er verharrte im Schweigen und machte auch nicht die geringste Bewegung. Ich bückte mich und schürte die Asche im Kamin auf. Es war kein Funke Feuer mehr darin. Dann nahm ich die Lampe und versuchte sie anzuzünden. Alles Oel war darin aufgezehrt. Ich rief meinen Gesellschafter bei seinem Namen, — vergebens. Unentschlossen stand ich da und scheute mich ihm näher zu treten.

„Wenn ihn der Schlag gerührt hätte!" dachte ich dann, „oder —" und ein Schauer rieselte durch meine Glieder — „wenn er sich selbst umgebracht hätte!"

Ich wollte Lärm im Hause machen und hatte bereits die Thürklinke in der Hand, aber ich ließ sie schnell wieder los, denn mir fiel ein, man könnte wohl mich für den Mörder halten. Ich wußte ja, wie sinnreich die kleinsten Anzeigen oft gegen den Angeklagten benutzt werden, und dachte mit Entsetzen wieder daran, daß ich dem Manne an einem öffentlichen Orte vor vielen Personen, die sich der Sache gewiß noch erinnerten, mit meiner Rache gedroht hatte.

Ich trat wieder an den Tisch. Es war nun gerade hell genug, um in der Nähe einen Gegenstand deutlich erkennen zu können und als ich vom Fenster her zu dem Manne kam, erblickte ich die Bestätigung meiner Muthmaßung. Er hatte sich die Kehle durchgeschnitten; seine Arme waren auf den Tisch, sein Gesicht auf die Arme gesunken, wie ich ihn gleich im Anfange gesehen. Mein Rasirmesseretui stand geöffnet auf dem Tische und eines der Messer hatte er noch in der Hand. Gesicht und Hände waren bereits kalt, vom Puls nichts mehr zu fühlen.

In dieser schrecklichen Lage stellte sich mir die Gefahr, die mich bedrohte, so lebhaft vor, daß ich fast gelähmt wurde. Mein früherer Streit mit ihm, der Umstand, daß das Messer mein Eigenthum war und die Wunde von der Art, wie man sie selten an denen findet, die selbst Hand an sich gelegt, mußten schwer gegen mich zeugen. Und wie viele Mordthaten sind durch geringfügigere Ursachen veranlaßt worden!

So dachte ich, als ich neben dem Todten stand, und unbewußt hatte ich ein neues Zeichen der Schuld hinzugefügt, das mehr noch zu fürchten war als alle früheren: ich war in meiner Aufregung nicht darauf bedacht gewesen, mit dem Blute nicht in Berührung zu kommen und bemerkte nun, daß meine Aermelaufschläge feucht von Blut waren.

Jetzt Lärm zu machen und in meiner Aufregung die Wahrheit meiner seltsamen Geschichte zu behaupten, schien mir sicheres Verderben bringen zu müssen. Nur in der Flucht sei Heil zu finden, flüsterte mir die Furcht zu. Welche Zeit es war, wußte ich nicht; die Dämmerung konnte den nahenden Tag verkünden oder auch das Licht des Mondes hinter Wolken. Ich beschloß also das Nothwendigste zusammen zu nehmen, fortzugehen, meine Thür zuzuschließen und den Versuch zu machen, zunächst an die Grenze und dann wo möglich nach England zu kommen, um da das Aeußere abzuwarten.

Als ich noch halbschwankend dastand, war es mir als zeige sich plötzlich ein Schatten am Fenster. Ich drehte mich sofort um und sah mit Entsetzen, daß von draußen Jemand hereinblickte. Täuschen konnte ich mich nicht.

Der Unbekannte am Fenster stand eine Zeit lang still; dann trat er bald an die, bald an jene Seite, als wolle er sich überzeugen, was ich hinter mir zu verbergen suche; aber trotz meiner Angst bewegte ich mich jedesmal nach derselben Seite hin, daß ich immer so vor dem Todten stand, daß er von Außen nicht gesehen werden konnte. Anfangs glaubte ich, es wäre mein Nachbar gegenüber, ein Maler, aber die Figur kam mir größer vor. Jedenfalls hatte etwas in meinem Zimmer die Aufmerksamkeit des Unbekannten erregt; vielleicht hatte er schon früher hereingesehen, wohl gar bemerkt, wie ich mit dem Messer in der Hand mich über den Daliegenden gebückt.

Die Figur stand wiederum still; eben horchte sie offenbar und endlich hörte ich deutlich mit den Nägeln an die Scheibe pochen. Die schwache Hoffnung, daß ich in dem dunkeln Zimmer nicht gesehen worden sei, veranlaßte mich still zu bleiben. Das Pochen wurde wiederholt, bald aber sah ich, daß die Figur verschwand und auf den Stufen hinabging, die vor dem Hause, in dem ich wohnte, hinunterführten.

Ging der Mann fort um Anzeige zu machen, mich verhaften zu lassen? Ich trat an das Fenster und sah hinaus, ohne irgend Jemand zu erblicken. Dann zog ich den Laden zu, kleidete mich etwas anders an, steckte Geld zu mir, nahm einen Stock und ging hinaus, schloß meine Thür zu und schlich mich in dem Flur hin. Die Hausthür konnte ich leicht öffnen; ich that es so geräuschlos als möglich, schloß sie wieder zu und eilte davon.

Es schlug eben drei Uhr. Am Thor fragte mich ein Mann, wohin ich gehe. Ich sagte, ich sei ein Arzt und gehe zu einem Kranken, zu dem ich eben gerufen worden; ich durfte ungehindert weiter wandern. Die ganze Nacht lief ich, als würde ich schon verfolgt. Früh kehrte ich in einem kleinen Dorfe ein. Von da an vermied ich die Straße und ging ängstlich auf Feldwegen hin, denn ich wußte recht wohl, daß ich meine Lage durch die Flucht um vieles verschlimmert hatte. Was konnte ich sagen, wenn ich angehalten wurde, nachdem zu allen übrigen Anzeichen der Schuld die noch gekommen waren, daß ich in der Nacht aus meiner Wohnung entflohen war, alles was mir geboren in Stich gelassen, im Thore eine falsche Angabe gemacht hatte und nun zu Fuße der Grenze zueilte? Es half nichts, daß ich es bereute, nicht sogleich die Wahrheit angegeben und meiner Unschuld vertraut zu haben.

Ich hatte so viel Zeit auf Nebenwegen verloren, daß ich erst am dritten Tage über die Grenze kam. Am vierten erreichte ich Arras, wo ich von meiner Bündigkeit etwas auszuruhen beschloß, hauptsächlich aber Zeitungen suchen wollte, um nachzusehen, ob über den Mord und meine Flucht etwas bereits darin erwähnt sei. Es war dunkel und ich hielt mich in enge Gassen, bis ich ein kleines Wirthshaus traf. In dieses trat ich und ließ mir etwas zu Essen geben. Meinen Platz nahm ich in einer Ecke allein und fragte dann schüchtern nach einer Zeitung. Man brachte mir die Gazette du Nord.

Zitternd las ich darin bald die Ueberschrift: Geheimnißvolle Flucht und ein Todesfall, und da hieß es:

„Am vergangenen Freitag klopft der Hausmann Glärs in dem Hause Nr. 6, Straße ..., Brüssel, an die Thür des Herrn W., welcher da im ersten Geschoß wohnte und wunderte sich, daß derselbe noch nicht aufgestanden, da doch bereits Mittag vorüber war. Da er auch nach mehreren Stunden nichts von ihm vernahm, wurde er besorgt und öffnete die Thür mit dem Hauptschlüssel. Bei dem Eintreten bot sich ihm ein grausenhafter Anblick dar. Auf einem Stuhle an dem Tische saß ein todter Unbekannter, über und über von Blut aus einer tiefen Halswunde bedeckt. Auf dem Tische lag ein mit Blut befleckter Rasirmesser. Der Todte war ein gewisser Falk, wie sich bald ergab. Sonst fand sich nichts Bemerkenswerthes. Anzeigen von einem Kampfe zeigten sich nicht; da aber der B., wohner des Zimmers verschwunden war, fiel Verdacht auf ihn. Der Hausmann erinnerte sich, daß der Fremde am Abende vorher nach Herrn W. gefragt. Herr Vandermere, ein Maler, der dem Hause gegenüber wohnte und ein Freund W.'s gewesen, sagte aus, er habe in jener Nacht bis nach Mitternacht Licht in dem Zimmer W.'s gesehen und da er wegen seiner kranken Tochter in die Apotheke habe gehen müssen, an das Fenster des Freundes geklopft, aber keine Antwort erhalten; dies sei halb zwei Uhr früh gewesen. Seitdem hat sich ergeben, daß kein Mord vorliegt, da der Verstorbene am Tage vorher an einen Bekannten in Brüssel geschrieben und ihm gemeldet, daß er in der nächsten Nacht sich das Leben nehmen wolle. Verlust am Spieltische und die Furcht vor Verhaftung wegen einer Betrügerei sollen ihn zu diesem verzweifelten Schritte getrieben haben. Das Verschwinden W.'s ist noch ein Geheimniß."

Gott sei Dank, es blieb nicht lange ein Geheimniß, denn es war mir eine Centnerlast vom Herzen genommen, ich kehrte nach Brüssel zurück und machte Anzeige von dem Geschehenen. Niemals aber aß, trank und schlief ich wieder in jenem grauenhaften Zimmer und nach acht Tagen bereits verließ ich auch Brüssel, das ich um keinen Preis wiedersehen mag.

Aus der Menschenheimath.

Briefe

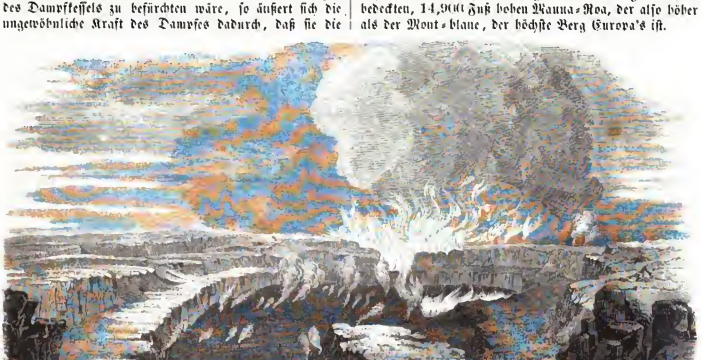
Des Schulmeisters emer. Johannes Frisch an seinen ehemaligen Schüler.

Vierter Brief. **Die Vulkane.** (Schluß.)

Es ist eine schöne Sache um eine treffende Vergleichung, wobei man gleich das Wesen des verglichenen Dinges handgreiflich vor Augen hat. Ich kenne keine treffendere Vergleichung, als indem der große Naturforscher Alexander von Humboldt die Vulkane Sicherheitsventile der Erde nennt. Du weißt doch, was ein Sicherheitsventil ist? sonst freilich geht Dir das Treffende dieser vergleichenden Benennung verloren. Ein Sicherheitsventil

ist eine Klappe in der äußeren Wand der Dampfkessel unserer Dampfmaschinen, welche durch einen äußerlich angebrachten Federdruck für gewöhnlich dicht geschlossen ist. Sobald aber im Innern des Kessels durch Ueberheizung der Dampf sehr hoch gespannt ist, so daß ein Springen des Dampfkessels zu befürchten wäre, so äußert sich die ungewöhnliche Kraft des Dampfes dadurch, daß sie die

Es ist eine treue Abbildung von dem Krater des Vulkans Kilauea auf der Insel Hawai, welche die höchste der Sandwichinseln im großen Ocean ist. Der Krater dieses Vulkans liegt 3630 Fuß über der Meeresfläche auf dem nordöstlichen Abhange, des mit ewigem Schnee bedeckten, 14,900 Fuß hohen Rauna-Roa, der also höher als der Mont-blanc, der höchste Berg Europa's ist.



Klappe des Sicherheitsventils hebt und so dem Uebermaß des Dampfes einen Ausweg öffnet, aus welchem dann der Dampf so lange sausend entweicht, bis der gefährliche Ueberschuß fort ist. Ehe Sicherheitsventile an den Dampfkesseln angebracht waren, war es viel schwerer, das richtige Maaß mit der Heizung zu halten; leicht war einmal einer überheizt und dann sprangen sie o't, was viele Menschenleben gekostet hat.

Nicht wahr, Du fühlst nun das Treffende in der Humboldt'schen Vergleichung? wenn es keine Vulkane gäbe, also das Centralfeuer im Innern unserer Erde überall dicht und ohne eine einzige Oeffnung umschlossen wäre, so würde unsere Erde vielleicht einmal zerspringen wie ein Dampfkessel. Aber die Vulkane schützen uns davor. Wenn aus Gründen, die uns ganz unbekannt sind, eine mehr als gewöhnliche innere Glut der Erde sich Luft machen will, so sind dafür eine Menge stets offene Auswege vorhanden, die Vulkane. Solcher Sicherheitsventile hat die Erde gegenwärtig noch 163, und in früheren Jahrtausenden ist die Zahl derselben noch viel bedeutender gewesen; denn ich habe Dir schon in meinem vorigen Briefe gesagt, daß es eine große Menge, wenigstens vorläufig, die meisten aber nicht für immer, erloschener Vulkane giebt.

Ehe ich Dir heute noch Einiges über die Vulkane erzähle, sage ich Dir etwas zu meinem heutigen Bild, denn nach dem wirst Du doch wahrscheinlich zuerst sehen.

Wir übersehen einen großen Theil des Abhanges, der sich von uns ab nach dem Meeresspiegel etwas senkt, jedoch nicht so sehr, daß wir das 3630 Fuß tiefer liegende Meer sehen könnten. So weit das Auge auf dem Bilde reicht, sehen wir die Bergebene zerrissen und von tiefen Schluchten durchzogen. Wahrscheinlich ist das meiste an den sichtbaren Felsmassen Basalt, Lava, Bimsstein, Schwefel und anderes Gestein, welches meist heißflüssig aus dem Erdinnern auf diese Höhe emporgequollen ist. In der Mitte des Bildes sehen wir den eigentlichen Krater. Es ist ein furchtbarer, in die Länge gezogener Schlund, welcher bis etwa 100 Fuß unter seinem Rande mit flüssiger Lava angefüllt ist. Leicht gekräuselte Säulen von gelbweißen Schwefel-Dämpfen steigen aus der Fläche des drohenden Lavameeres hervor und eine Wolkenschicht von Dampf und Rauch schwebt über diesem Orte der fürchterlichen Naturgewalt. Jetzt liegt er ruhig, und nicht weit von dem unheildrohenden Rande wachsen Farrenkräuter und kleine Sträucher — im nächsten Augenblicke kann aus der trügerischen Ruhe der glühende Lavaspiegel aufschäumen, über den Rand steigen und in zerstörendem Flusse an den Seiten des Berges hinabschießen. Aus den Schlünden, welche nahe dem Krater sind, steigen Schwefeldämpfe, aus dem entfernteren Wasserdämpfe hervor; jene bekleiden den Boden mit den schönsten Krystallen gediegenen Schwefels, diese entlocken ihm in der Nähe des Verderbens üppigen Pflanzenwuchs. Also ist der Schlund

der Vulkane nicht immer ein Bild des Todes in der Zerstörung. Namentlich sind die innern Wände der Krater oft mit den prächtigsten Farben geziert, vom lebhaften Schwefelgelb bis zum brennenden Zinnoberroth finden sich in den reinsten Tönen alle Schattirungen.

Ich sagte Dir vorhin, daß man 163 noch thätige Vulkane kennt. Diese sind sehr ungleich auf der Erde vertheilt; das ungeheure Afrika hat fast gar keine; auch das eigentliche Festland Asiens ist sehr arm an Vulkanen. Dagegen sind beide mit sehr zahlreichen Vulkaninseln umgeben. Vielleicht sind beide Erdtheile einstmals als große Schollen von der ersten Erstarrungsrinde der Erde durch einen um sie herumgehenden Spalt losgerissen und durch furchtbare vulkanische Ausbrüche über das Urmeer, was einstmals die Erde umfloß, als Festländer empor gehoben worden; und vielleicht bezeichnen die um dieselben heute noch herumliegenden Inselvulkane jene Spalten in der Erstarrungsrinde der Erde.

Sieh, Freund, das klingt Dir vielleicht wie eine sehr kühne Vermuthung und scheint Dir vielleicht sogar etwas naiseweis und abenteuerig; aber das Studium der Vulkane und ihrer Wirkungen hat den Naturforschern schon die wichtigsten Aufschlüsse über die Entstehung und Umbildung unserer Erde gegeben und hat uns auf Zeiten einen Blick geöffnet, die Millionen von Jahren hinter uns liegen.

Doch ich will Dich nun noch mit den Vulkanen unsers kleinen Europa etwas bekannt machen.

Der bedeutendste unter den europäischen Vulkanen, der Aetna auf der Ostküste von Sicilien, hat wie Du weißt, eben jetzt einen viele Wochen andauernden Ausbruch gehabt. Seine Höhe beträgt 10,200 Fuß. Davon kommen 9100 Fuß auf den sogenannten Erhebungskegel, und 1100 Fuß auf den Eruptionskegel. Es wird nicht schwer sein, Dir diese beiden Bemerkungen deutlich zu machen, und dann wirst Du überhaupt das Wesen und die Gestalt der Vulkane erst recht begreifen. Wenn ein Vulkan seinen allerersten Ausbruch macht, oder wenn er eben erst entsteht, so findet er doch dazu nicht schon ein Loch in der Erdrinde vorhanden, aus dem er nur seine Lava hervorzutreiben brauchte, sondern der Punkt, wo sich eben jetzt ein Vulkan bilden will, ist bis zu diesem Augenblicke mit den Felsenschichten der Erde bedeckt. Die müssen zuerst durchbrochen und empor gehoben werden. Dadurch entsteht natürlich eine Erhebung auf der früher hier vielleicht eben gewesenen Erdoberfläche. Diese besteht noch nicht aus vulkanischen, d. h. aus dem Erdinnern herausgekommenen Massen, sondern aus den obersten Schichten der Erdrinde. Diese Erhebung nun nennt man den Erhebungskegel, weil sie oft deutlich kegelförmig ist (Du darfst dabei aber nicht an einen Kegel aus der Kegelbahn denken, sondern etwa an einen Zuckerhut, der die mathematische Gestalt, die man Kegel nennt, hat). Nur erst, nachdem zugleich mit diesem Erhebungskegel ein Kanal durch die ganze Erdrinde gemacht worden ist, strömt die vulkanische Masse auf diesem Kanale herauf und natürlich auch durch den Erhebungskegel und bildet auf diesem den sogenannten Eruptionskegel, d. h. einen Kegelberg aus vulkanischen oder Eruptionsmassen b. Ist, wie bei dem Aetna, der Erhebungskegel aber flach und eben, so steht der Eruptionskegel auf ihm als ein Berg auf dem andern, einem kleineren Kegelberg auf der abgeflachten Kuppe eines größeren. Eine solche Gestalt hat auch der Aetna. Die ausströmende Lava fließt nun natürlich zunächst an den meist ebenen Wänden des Eruptionskegels herab und sucht sich nachher in den Schlünden und Thälern an den Seiten des Erhebungskegels ihre weitere Bahn. Am Aetna liegen hier die fruchtbarsten Gefilde und eine Menge kleiner Orte, von denen der Lavastrom diesmal zum Glück keinen bedeutend berührt hat. Da sich der Aetna wie jeder Vulkan seinen Eruptionskegel selbst aufgeworfen hat, gerade wie sich der Maulwurf seinen Haufen aufwirft, so verändert jeder bedeutende Ausbruch dessen Gestalt etwas, namentlich an der Spitze; und oft bricht sich eine Eruption auch an der Seite des Eruptionskegels einen ganz neuen Ausgang. Ein berühmter Naturforscher, Spallanzani, hat dem Aetna in seinen höllischen Schlund gesehen. Er erzählt, daß er im trichterförmigen Kraterboden des Aetna einen etwa 30 Schritt weiten Schlund sah, in welchem die glühende Lava beständig auf und niederwallte.

Nördlich von Sicilien liegen die Liparischen Inseln. Die nördlichsten davon, Stromboli, hat einen 2770 Fuß hohen, fortwährend dampfenden und Lava ergießenden Berg gleichen Namens. Ein andrer Naturforscher, Fr. Hoffmann, wagte sich 1831 in die gefährliche Nähe seines Schlundes und beschreibt ihn ungefähr folgendermaßen. Der über 200 Fuß weite Hauptschlund des Kraters bauchte nur Dämpfe aus; in einem zehnmal kleineren Nebenschlunde aber stieg die Lava in regelmäßigem Spiel fortwährend auf und ab. Hellglänzend wie geschmolzenes Roheisen schwoll sie ruckweise unter einem puffenden Geräusch aus der Tiefe herauf, wobei stets eine dicke weiße Dampfwolke entwich, welche rothglühende Lavaklumpen auseinandertrieb, worauf die Lava wieder etwas zurücksank. Zwischen diesen unbedeutende Aufwallen, gewissermaßen ein Ländeln des furchtbaren Berggeistes, fiel in größeren Zeitabständen eine heftigere Explosion, wobei die Kraterränder erzitterten, große Dampfmassen unter polterndem Getöse hervorbrachen und Tausende von glühender Lavaklumpen zum Theil über 1100 Fuß in die Höhe geschleudert wurden.

Von den übrigen, sämmtlich ebenfalls vulkanischen Liparischen Inseln hat nur Volcano, einen noch thätigen, aber Rasdampf ausbauchenden Vulkan.

Der Vesuv bei Neapel ist der bekannteste der europäischen Vulkane. Du weißt, daß er 79 v. Chr. die beiden Städte Herculanum und Pompeji unter seiner Asche begrub.

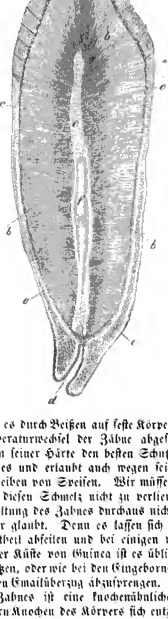
Westlich von Neapel liegen die Phlegräischen Felder, wo sich auf einem Flächenraum von 3 Quadratmeilen 27 alte Krater finden, von denen allein die Solfatara noch gegenwärtig heiße Dämpfe aushaucht. Hier wurde 1538 in blos 24 Stunden der 428 Fuß hohe Monte Nuovo von der vulkanischen Gewalt des Bodens aufgethürmt!

Außer diesen wenigen noch thätigen Vulkanen besitzt Europa noch sehr viele erloschene, wenn es nicht über kurz oder lang dem einen oder dem andern wieder einmal einfällt, von neuem zu toben. Dies wäre dann zu erwarten, wenn einer der noch thätigen einmal plötzlich aufhörte. Denn man hat bemerkt, daß ein erloschener Vulkan von neuem ausbricht, wenn ein bisher thätiger seinen Schlund verschließt. Läßt das nicht mit Grund auf einen unterirdischen Zusammenhang der Vulkane schließen?

Drei Uebel des menschlichen Mundes.

Wie quälend sind doch Zahnschmerzen! wie garstig sieht es in einem Munde voll schwarzer Zähne oder Zahnlücken! wie abstoßend ist ein übelriechender Athem! Wer stimmte wohl in diesen Ausspruch nicht mit ein? Wer gab sich aber von Euch Lesern wohl Mühe, diesen drei, das Gefühl, den Gesichts- und Geruchssinn tief verletzenden Uebeln bei sich oder den Seinigen vernünftig entgegen zu treten? Und doch ist dies so leicht möglich, wenn man sich nur über das, was im Munde vorgeht, unterrichten läßt. Leider fühlen aber die wenigsten Menschen ein Bedürfniß, über die Erscheinungen in der Natur und über sich selbst solche Aufklärungen zu erhalten, die für ihr körperliches und geistiges Wohl von Nutzen sein können. Wenn sie nur das in den Schulen lernen, was ihnen Geld zum bequemen Leben, zum guten Essen und Trinken (bairischen Biere und Austern), zum L'hombre in der Harmonie, zum Schafskopfe und Politisiren auf der Bierbank, zu Titeln und Orden und dgl. schafft. Gegen Krankheiten sind ja die Apotheker mit ihren Pulvern und Tinkturen, sowie Aerzte da, und helfen die nicht, nun so werden schon Bäder oder Kaltwasserheilanstalten, Magnetiseure oder Sonnambülen, Schäfer oder Hufschmiede, Lebensessenzen und andere Geheimmittel — den Rest von Gesundheit ruiniren. O, ihr leichtgläubigen Thoren! werft doch nur einige verständige Blicke in die Natur und laßt Euch nicht so auf Unkosten Eurer Gesundheit und Eures Geldbeutels von Quacksalbern an der Nase herumführen. Doch zur Sache, denn Euren unvernünftigen Glauben an übernatürliche Kräfte nimmt man Euch doch nicht.

In dem gesunden Munde eines erwachsenen Menschen stehn 32 weiße, glänzende Zähne, in jedem Kiefer 16 Stück, von denen die vordersten Schneidezähne (8 Stück), die seitlichen Eckzähne (4 Stück) und die hintersten Mahl- oder Backzähne (20) heißen. Jeder Zahn hat eine Krone und diese sieht man frei im Munde, von einer emails- oder glasähnlichen Masse überzogen, hervorstehn; vom Zahnfleische umgeben befindet sich darunter der Hals und in dem Kiefer steckt die Wurzel des Zahnes, wie der Nagel in der Wand (die Zähne sollen deshalb auch wie dieser nicht ausgebrochen, sondern ausgezogen werden). An der Wurzel öffnet sich ein Kanälchen, welches in eine Höhle im Innern des Zahnes führt und durch welches Blutgefäße und Nerven in den Zahn hineintreten. Die Blutgefäße ernähren den Zahn, die Nerven, welche von allen Zähnen her im Kopfe (Gehirn) zusammenkommen, geben ihm seine Empfindlichkeit. Diese 32 sogen. bleibenden Zähne sind nun aber nicht etwa dieselben, mit welchen wir in unserer Jugend, vom 1ten bis 7ten Jahre, lauten, denn diese, Milchzähne genannt und nur 20 an Zahl, weil noch 12 Backzähne (die 3 hintersten auf jeder Seite, oben und unten) fehlen, fallen vom 7ten Lebensjahre allmählig aus, und werden von den bleibenden Zähnen ersetzt. Nur manchmal bleiben einige dieser Milchzähne stehen, trotzdem daß die bleibenden alle zum Vorscheine kommen, und so hat mancher Mensch überzählige Zähne; auch brechen bisweilen noch im hohen Alter, selbst bei hundertjährigen Greisen, neue Zähne hervor. Ja von Hercules erzählt man, daß er zwei Reihen Zähne hinter einander stehend gehabt habe; Ludwig XIV. kam schon mit den untern Schneidezähnen auf die Welt und der Sohn des Prusias, König von Bithynien soll nur Einen großen Zahn statt aller übrigen im Munde gehabt haben. — Das die Krone überziehende Email oder Zahnschmelz, die Glasur, welches wie ein todter Körper ohne alle Ernährung ist und sich niemals wieder ersetzt,



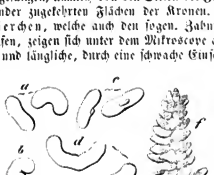
Schneidepartie, seiner Länge nach durchschnitten.

a) Schmelz oder Email.
b) Zahnbein.
c) Zahnhöhle.
d) Zahnkanälchen.
e) Zahnhöhle.
f) Zahnkeime.

wenn es durch Beißen auf feste Körper oder durch schnellen Temperaturwechsel der Zähne abgesprengt wurde, bietet wegen seiner Härte den besten Schutz für das Innere des Zahnes und erlaubt auch wegen seiner Glätte kein Hängenbleiben von Speisen. Wir müssen deshalb dahin streben, diesen Schmelz nicht zu verlieren; indeß ist er zur Erhaltung des Zahnes durchaus nicht so nöthig, als man immer glaubt. Denn es lassen sich die Zähne ohne allen Nachtheil abfeilen und bei einigen wilden Volksstämmen an der Küste von Guinea ist es üblich, sich die Zähne zuzuspitzen, oder wie bei den Eingebornen von Sumatra den ganzen Emailüberzug abzusprengen. Die übrige Substanz des Zahnes ist eine knochenähnliche und kann wie die andern Knochen des Körpers sich entzünden, knochenfraßig werden und nach einem Bruche wieder heilen. Bisweilen unterliegt auch der Zahn diesen innern Krankheiten, allein in den allermeisten Fällen wird er von außen her und zwar

durch Thiere und Pilze zerstört und diese Zerstörung, welche zugleich Zahnschmerz, schwarze hohle Zähne und übelriechenden Athem hervorruft, kann man sehr leicht verhüten oder doch aufhalten.

Beim Zerkauen fester Nahrungsmittel bleiben nämlich stets Speisetheilchen davon in den Lücken zwischen den Zähnen, oder zwischen den Zähnen und dem Zahnfleische oder ganz besonders in hohlen Zähnen stecken. Diese Speisereste, vorzugsweise die von Fleischspeisen, gehen nach und nach in Fäulniß über und diese faulenden Massen sind es, welche dem Athem den übeln Geruch ertheilen. Denn aus dem Magen kann dieser Geruch nicht kommen (höchstens beim Aufstoßen), weil die vom Munde zum Magen führende Speiseröhre stets geschlossen ist, und aus der Lunge entwickelt sich nur dann erst beim Ausathmen übler Geruch, wenn diese schon bedeutend zerstört ist. Die faulenden Speisereste sind nun aber nicht blos die Quelle des übelriechenden Athems, sondern sie geben auch einen sehr günstigen Boden, das Nest, für die Entwickelung kleiner, nur durch starke Vergrößerungsgläser zu entdeckender Thierchen und Pflanzen ab, deren Keime zur Zeit allerdings noch nicht entdeckt werden konnten. Viele Millionen dieser Organismen entstehen nun sehr bald zwischen den Zähnen und zerstören diese etwa ebenso, wie der Schwamm die Balken der Häuser und die Maden den Käse. Ihre Hauptnester haben sie aber in schon hohlen Zähnen und von hier aus machen sie ihre Angriffe auf die noch gesunden, zunächst natürlich auf die benachbarten und die einander zugekehrten Zähne. Auch in unrein gehaltenen Zahnbürsten wimmelt es von solchen lebenden Zwvohnern, und selbst falsche Zähne werden von diesen Thierchen nicht verschont. Man wird es nun wohl auch erklärlich finden, warum das Hohlund Schwarzwerden der Zähne vorzugsweise von solchen Stellen ausgeht, wo unsere gewöhnlichen Reinigungsmittel nicht hin gelangen, nämlich von den Seiten der Zähne und den einander zugekehrten Flächen der Kronen. — Die Zahnthierchen, welche auch den sogen. Zahnweinstein bilden helfen, zeigen sich unter dem Mikroscope als kleine rundliche und längliche, durch eine schwache Einschnürung



Zahnthierchen,

a) und b) von der Seite; c) mit der lippenförmigen Erhabenheit; d) zwei an einander gehefftete; e) viele zusammenhängende und eine Faser bildende; f) zu einem Haufen vereinigte.

bohnenähnlich gestaltete Körperchen, welche sich in lebhafter kreiselnder Bewegung im Mundschleime herumtreiben. Sie besitzen in ihrer Einschnürung eine lippenartige Erhabenheit, unter welcher sich wahrscheinlich die Mundöffnung befindet, auch sind sie vielleicht mit einem Panzer versehen. Diese Thierchen hängen sich nach und nach mit ihren schmälern Enden an einander an und stellen so endlich Fasern dar. Solche Fasern setzen sich nun hauptsächlich an denjenigen Stellen der Zähne fest, wo sie dem Athmreisen am wenigsten ausgesetzt sind, namentlich an den Rändern des Zahnfleisches, welches sie auch allmählig vom Zahne abdrängen. Je länger diese Thierchen ungestört sitzen bleiben, desto stärker vermehren sie sich und desto fester vereinigen sie sich unter einander. Sie dringen endlich zwischen die Fasern der Zahnsubstanzen ein, drängen dieselben auseinander und zerstreuen sie, bis sie schließlich in die Zahnhöhle gelangen, und nun den Zahnnerven bloßlegen. Dieser unbedeckte und deshalb empfindlichere Nerv wird jetzt leicht (besonders durch Kälte und Druck) gereizt und verursacht den Zahnschmerz. Da nun aber die Nerven aller Zähne mit ihren Wurzeln im Gehirn bei einander liegen und hier ein Nerv dem andern seine Reizung (seinen Schmerz) mittheilen kann (d. i. die Ueberstrahlung, Sympathie, der Aerzte), so tritt gar nicht selten der Umstand ein, daß ein hohler und schmerzender Zahn scheinbar Schmerz auch in allen andern und gesunden Zähnen hervorruft. Man hält dies gewöhnlich für Zahnreißen und will sich den hohlen Zahn durchaus nicht heraus ziehen lassen, obschon dadurch das vermeintliche Reißen sofort verschwindet.

Wie läßt sich nun aber das Hohl- und Schwarzwerden der Zähne, der Zahnschmerz und der übelriechende Athem vermeiden? Dies ist sehr leicht; man braucht ja nur das Aufsäuen von Speiseresten in der Mundhöhle zu verhindern oder, da dies nicht ganz zu vermeiden ist, wenigstens den Uebergang derselben in Fäulniß zu hemmen, und faulen sie doch schon, diese Fäulniß aufzuheben. Man muß ferner der Entwickelung der Zahnthierchen und Zahnpilze in den faulenden Stoffen entgegen treten und die schon entwickelten Thierchen und Pflanzen tödten. — Welche Mittel und Wege hat man einzuschlagen, um dies Alles zu erreichen? Zuvörderst sind so wenig als möglich Winkel in der Mundhöhle zu dulden, in denen sich Speisetheilchen verbergen können. Deshalb sind unbrauchbare, besonders hohle Zahnreste auszuziehen, Höhlungen noch brauchbare Zähne auszufüllen, zu plombiren, Lücken zwischen den Zähnen zu erweitern. Sodann müssen, wo möglich nach jedem Essen, alle Lücken und Höhlen der Zähne durch Zahnstocher und Zahnbürste von Speiseresten, vorzüglich aber von solchen die leicht faulen (also von thierischen Speisen), befreit werden. Der Fäulniß tritt man mit fäulnißwidrigen Mitteln entgegen und unter diesen sind Spirituse, Säuren und Kohle die wirksamsten. Den Tod der Zahnthierchen befördern spirituöse und saure Flüssigkeiten, sowie Cigarrenasche, Gewürze, Myrrhe. Sonach besteht das ganze Geheimniß, um einen Mund guter Zähne zu besitzen, und nicht aus dem Munde zu riechen, darin: das Faulen von Speiseresten im Munde sowie die Entwickelung von Zahnthierchen zu verhindern, und dies läßt sich durch gehöriges Reinigen der Zähne mit spirituösen aromatischen Mitteln, (mit einfachem Spiritus, oder mit kölnischem Wasser, Myrrhentinctur, mit Kohle, Glanzruß oder Cigarrenasche, durch Ausspülen des Mundes mit Essig und andern verdünnten Säuren, sehr leicht erreichen. Jedenfalls müssen aber auch die Zähne öfters einer ordentlichen Untersuchung von Seiten eines Zahnarztes unterliegen.

Der Deutsche in Amerika.

Nr. 2.

Wenn ich Dir meine Gefühle schildern sollte, die mich beseelten, als ich mit Zweihundert Gefährten das Schiff verließ und zuerst das vielgerühmte Land der Freiheit betrat — ich vermöchte es nicht. Ich war unendlich glücklich und doch auch unendlich einsam! Vor uns das herrliche Panorama von New-York, die reiche Vegetation einer über alle Beschreibung reizenden Landschaft, das ferne Brausen der Weltstadt, das rege Treiben im Hafen und über dem Ganzen der klare tiefblaue Himmel — wer hätte da nicht aufjauchzen sollen vor Lust und Freude. Alle Glieder reckten sich, als ob sie neu gestählt wären.

Aber im nächsten Augenblicke auch schon wieder das Gefühl des Alleinstehens, des Verlassenseins! Ohne Freund, ohne Anhalt und Stütze in dem weiten Lande, eigentlich auch ohne bestimmten Zweck als den, sich eine Existenz zu schaffen, befällt den Einwandernden unwillkürlich die beunruhigendsten Zweifel über die nächste Zukunft. Dazu wirkt die Physiognomie der Stadt überraschend auf die Ankommenden ein. Man kann Paris, London und viele andere große Städte gesehen haben, man kann das Leben und Treiben aller großen Residenzen Deutschlands genau kennen — hier ist Alles fremd, Alles neu, großartiger und imposanter als alles bisher Gesehene. Man fühlt sich gedrückt oder, um einen gut deutschen Ausdruck zu brauchen, verblüfft bei all' diesen Wundern der Natur und des menschlichen Geistes.

Und das erste Willkommen seitens Amerikas ist wahrlich nicht geeignet, diesem Verblüfftsein ein Ende zu machen. Schwindler aller Art umkreisen die Ankommenden, in denen sie ein Opfer ihrer Habgier zu finden hoffen. Sogenannte Agenten deutscher Einwanderungs- oder Transportgesellschaften, Commis von Dampfschiffs-Compagnien, Verkäufer von Farms (ganz nach Belieben, vollständig oder zum Theil cultivirt, mit und ohne Inventar) stürzen auf den Einwanderer los mit ihren Offerten und suchen auf jede mögliche Weise das Zweckmäßige ihrer Anerbietungen zu beweisen. Warne Deine Freunde bei Zeiten vor diesen Leuten; selbst wenn sie gerichtlich vidimirte Documente vorlegen, Zeugnisse bekannter Firmen und andere Beweise für ihre Ehrlichkeit und Solidität bringen — es ist Alles Charlatanerie, Schwindel, Alles „Humbug," wie es der Amerikaner nennt.

Aber ich wollte Dir von unsern Landsleuten und ihrem Leben erzählen. Ich komme später schon zurück auf die Details der Schäden und Fallen, die den Einwandernden von allen Seiten bedrohen. Auch über das Schaffen und Treiben der Deutschen gebe ich Dir vorläufig nur Allgemeines, wie ich es theils aus eigener Anschauung, theils aus einem hier erschienenen trefflichen Buche eines Deutschen über „Deutsche Einwanderung" kenne, um dann in die Einzelheiten ihrer geschäftlichen und geistigen Existenz überzugehen.

Die große Masse der Einwanderer vertheilt sich in die westlichen Staaten als Landbauer. Sie kaufen sich in der Nähe von Leuten aus ihrer Gegend ein Blockhaus und ein paar Acker bereits urbar gemachtes Land von einem englischen Einwanderer, der immer nur darauf wartet, bis ein Abnehmer kommt, damit er weiter in den Wald könne. Wo mehrere Deutsche sich zu einer Ansiedlung zusammenthun, da fangen sie von wilder Wurzel an. Solcher deutschen Ansiedlungen giebt es unzählige. Wo erst ein paar sitzen, da ziehen sie in kurzer Zeit noch mehrere aus ihren Geburtsörtern in Deutschland und von den übrigen an sich, die durch das Land fahrten und vielleicht erst bei ihnen in den Dienst treten. Im Umsehen ist eine Ansiedlung entstanden, die sich meilenweit hinzieht. Ein Plan wird bei diesen Anlagen nur dann befolgt, wenn sie von einer Ansiedlungsgesellschaft geleitet werden, gewöhnlich baut sich der Ankömmling sein Haus dahin, wo er ein gut Stück Land bekommen kann.

Es ist anziehend, den Leben und Treiben in diesen neuen Ansiedlungen zuzusehen. Während in der Mitte schon die Kirche feststeht und man sich über den Prediger und die Kirchenverfassung berät, schlägt man an den Enden noch die Bäume nieder und die Nachbarn eilen herbei, unter Lust und Fröhlichkeit die Blockhütte zusammen zu setzen. Und merkwürdig ist es dann, wie bald den Deutschen, der vorher noch so hingebend und unsicher war, ein Gefühl der Selbstständigkeit und eigenen Würde überkommt, so bald er ein Stück vom Erdboden sein eigen nennt. Dann tritt er fest auf, da giebt er seine Meinung in bestimmter körniger Weise, und dies erste frische Gefühl, daß auch er ein ganzer Mann ist, verführt ihn häufig zur argen Hartnäckigkeit, und daher kommt es, daß selten der kleine Krieg zwischen den neuen Hütten ruht. Von Außen nehmen sie sich in den ersten Jahren nicht gefällig aus.

Die graue Einförmigkeit der Blockhäuser, die roben Einfriedigungen der Felder, diese gräßliche Augenqual, die angebrannten dürren Bäume, der Anstrich von Verwüstung, den das ungebaute Land noch hat, die wenigen Menschen, die zwischen den nicht nahe gerückten Wohnungen sich sehen lassen, — das alles giebt einer solchen Ansiedlung mitten im wogenden grünen Walde das Ansehen der Oede und Verbannung. Auch ist der Anfang mühselig. Die härteste Arbeit, Siechthum und Elend drückt den Ansiedler und seine Frau danieder, und vom englischen Nachbar haben sie vielleicht etwas Hülfe, niemals aber freundlichen Zuspruch. Aber sobald die Kinder zu laufen anfangen, geht es besser, am Ende des dritten Jahres ist man vorgenlos, nach sechs Jahren bereits in gutem Stande und nach zehn Jahren wohlhabend. Und in der Zeit haben sich die Männer durch Umgang mit älteren Ansiedlern, durch Zeitungslesen, durch Theilnahme an öffentlichen Vorlesungen zu selbstständigen Bürgern Amerikas herangebildet, und ihre Frauen das Wesen der wohlhabenderen deutschen Bürgerfrauen angenommen. Wo die Deutschen zerstreut wohnen, nehmen sie äußerlich wohl englisch-amerikanische Sitten an, bleiben sonst aber deutsch. Wo ihrer mehrere zusammenwohnen, wie es gewöhnlich ist, da halten sie daran fest, sich in deutscher Weise fortzubilden; die Bildungsmittel, als Bücher, Schullehrer, Vorträge, geben ihnen aber sehr ab. Um Politik bekümmern sich die deutschen

Bauern viel zu wenig, manche sind ganz theilnahmlos darin und überlassen es dem Manke, ihr Beamter zu sein.

Diejenigen unter den Einwanderern, welche in den Städten ohne Geld und Kenntnisse sitzen bleiben, fangen ärmlich an; sie finden zwar bald Verdienst und haben reichlich zu leben, benennen sich aber auch zu den schmutzigsten Arbeiten und kaufen die schlechtesten Lebensmittel. Auch die Dienstboten bestehen aus Irländern oder Deutschen, letztere werden natürlich bei weitem vorgezogen. Diese Leute, welche ein gutes Drittheil der deutschen Bevölkerung ausmachen, sind es, von denen englische Amerikaner am liebsten ihre Mißachtung gegen die Deutschen hernehmen; denn die englischen sind der Regel nach entweder Loafer oder sie betreiben ein größeres Geschäft, zu den kleinen schmutzigen Arbeiten können sie sich nur schwer verstehen. Für Kirchen- und Stadtangelegenheiten lassen diese ärmern Deutschen sich dann und wann in Bewegung setzen. Es giebt eine Menge Wirthshausbetten unter ihnen, jedoch sehr selten einen bloßen Herumstreicher. Manche, welche in Deutschland mäßig waren, verfallen hier in die Gewohnheit des Trinkens. Wegen der Giftstoffe aber, die den gebrannten Wassern und eingebrachten Weinen beigemischt sind, sowie des Wechsels und scharfen Eindrucks des Klimas wegen, entsittlicht das Trinken in Amerika viel mehr, als in Deutschland, und bringt Manchen in ein frühes Grab. Einige der ärmeren Deutschen verheirathen sich mit englischredenden Mädchen. Es soll aber der Regel nach nicht gut thun, weil der Deutsche zu viel Thätigkeit von der Frau und sie von ihm zu viel Feinheit und Vergnügen verlangt. Die Amerikanerin heirathet aber gern den Deutschen, weil er brav und warmherzig ist und ihr und den Kindern ein sicheres Fortkommen bereitet.

Selten ist es, daß unsere Landsleute auf dieser niedrigen Stufe, über welche der gewöhnliche Irländer nicht hinweg kommt, mehr als ein paar Jahre bleiben. Sie erwerben sich bald etwas Geld und geben dann entweder mit Ansiedlungsgesellschaften, die sich fortwährend in den Städten bilden, nach dem Westen, oder fangen ein größeres Geschäft an. Letzteres wird ihnen nicht schwer gemacht, da in Gewerben unbeschränkte Freiheit herrscht und der Amerikaner in Geschäften großes Zutrauen schenkt und nimmt. Nächst dem Landmann geht es nun diesen Städtern am besten. Höhere Anregung fühlen sie nicht besonders in sich, und ihre Geschäfte geben gut und ohne viel Sorge und Arbeit. Die jüngeren unter den Deutschen fangen indessen schon an, verwegener in ihren Unternehmungen zu sein, und tummeln sich in allen Arten von Geschäften umher. Freudig zu sehen ist es insbesondere, wie männlich und anständig sich hier die jungen Handwerker entwickeln, welche in Deutschland oft so erniedrigend behandelt werden. So klug und ehrenwerth aber auch dieser mittlere Bürgerstand, wie man in Deutschland sagt, in Amerika ist, so schwer ist er für eine allgemeine Sache zu begeistern. Erst allmählig saugen sie an, um die Politik sich gleich den übrigen Amerikanern zu kümmern. Weil sie aber in ihren Häusern deutsches Familienleben und deutsche Geselligkeit rein und gemüthlich erhalten und mit dem Hauke nur in Geschäften zu thun haben wollen, so geben sie dem Deutschgesinnten die sicherste Hoffnung.

Blätter und Blüthen.

Auch ein Diebsfänger. Constantinopel besitzt einen geheimen Polizeimann, der sich an Schlauheit und Kühnheit mit den berühmtesten seiner deutschen und französischen — Kunstgenossen sehr wohl messen kann. Er heißt Dindar Aga und war, gleich manchem andern gefürchteten Diebsjäger, in früherer Zeit selbst ein Uebelthäter. Während er aber Strafe für seine kühnen Griffe im türkischen Arsenal auf Cypern erlitt, erkannte er plötzlich das Unrecht, das er bis dahin sich hatte zu Schulden kommen lassen, wie er gleichzeitig einsah, der mahomedanische Glaube habe — für ihn — Vorzüge vor dem christlichen, in welchem ihn seine christlichen Aeltern hatten erziehen lassen. Er bekehrte sich deshalb zu den Lehren Mahomed's und ward unter der Bedingung aus dem Gefängnisse entlassen, daß er seine vielfachen Erfahrungen zu Gunsten des Rechts und der Gerechtigkeit verwende. Hier unter tausenden ein Beispiel, wie er dabei zu Werke ging.

Vor mehreren Jahren wurden der Gemahlin des österreichischen Gesandten Diamanten von großem Werthe durch einige ganz besonders schlaue und freche Diebe gestohlen. Für die Wiedererlangung des Schmuckes setzte man eine bedeutende Belohnung aus und unser Herr Dindar erhielt Auftrag die Diebe zu ermitteln. In den nächsten acht Tagen schon hatte der Polizeimann, dem die Natur eine ungemein feine Nase gegeben, eine Spur von den Thätern ermittelt. Es waren mehrere und da sie die Juweten nicht wohl in Constantinopel zum Verkaufe ausbieten konnten, hatten sie sich vorgenommen dieselben nach Teheran (in Persien) zu bringen, wo sie den Schmuck bald und zu hohem Preise zu verwerthen hofften. Dindar erfuhr, welchen Weg die Diebe auf dieser Reise nehmen wollten und als dieselben in Kars angekommen waren, erschien — ein Handelsmann aus Kurdistan in hoher Mütze von schwarzem Schaffell und langem Kaftan, in dem Caravanserai, in welchem sie ausruheten, und wußte im Gespräche ihnen pfiffig das Geständniß abzulocken, daß sie Diamanten zu verkaufen hätten. Der angebliche Handelsmann, der kein anderer war als unser Freund Dindar, bot für die Edelsteine eine hübsche Summe, um den Verkäufern die beschwerliche weitere Reise nach der Hauptstadt des Schahs zu ersparen. Nach langem Feilschen willigten die Diebe ein, die Diamanten für neunzigtausend Piaster (etwa sechstausend Thlr.) zu verkaufen; unter scheinbarem Zögern brachte der Handelsmann einen schweren Lederbeutel hervor und zählte daraus die Summe auf. Das Geld aber war von Falschmünzern in England oder Rußland fabrizirt und vor einiger Zeit in Constantinopel weggenommen worden; der schlaue Dindar hatte sich mit einem großen Vorrathe solchen falschen Geldes versehen und war sonach im Stande die Diamanten sehr billig zu kaufen.

Die Diebe verließen Kars seelenvergnügt und traten

ihre Rückreise an; an dem Orte aber, wo sie das erste Mal Halt machten, kam einigen der Schlauesten plötzlich jener Handelsmann wirthend vor, der ihnen die Reise nach Teheran erspart hatte; sie besahen das Geld genauer, mit dem er sie bezahlt hatte und überzeugten sich, daß es falsches sei. Augenblicklich sagten sie nach Kars zurück und sie trafen richtig den betrügerischen Kaufmann in dem Caravanserai noch an, wo er ruhig seine Pfeife rauchte. Sie fielen wüthend über ihn her, nahmen ihm die Diamanten wieder ab, prügelten ihn entsetzlich mit Zäumen, Gurten und Pfeifenrohren, unter vollständiger Billigung der Umstehenden, denen sie erzählten, wie sie betrogen worden, gaben aber weder das erhaltene Geld zurück, noch machten sie Anzeige bei dem Richter, — sie hatten ihre triftigen Gründe dazu. Dann zogen sie weiter nach Teheran.

Der gerügelte Dindar mußte einen neuen Plan erfinden, wie er zu den Diamanten gelange. Er bestieg sein Pferd trotz den schmerzenden Gliedern und ritt so schnell als möglich. Nach zwei Tagen konnte sein Pferd nicht weiter, er kaufte ein anderes von einem Bauer und sagte so unermüdlich weiter, daß er vor den Dieben noch auf den weiten Ebenen Persiens ankam. Er wußte recht wohl, was er zu thun hatte. Er begab sich zu den ersten schwarzen Zelten von Turkomannen, die er antraf und dem Führer dieser Schaar, der Sultan Murad hieß, erzählte er unter Jammern und Wehklagen, wie schlimm es ihm ergangen. Er habe außerordentlich schöne Edelsteine in Kars an einige Handelsleute verkauft, aber die Diebe und ungläubigen Hunde hätten ihm mit Gewalt das Geld wieder abgenommen, das sie ihm bezahlt, und als er sie bei dem Kadi (Richter) in Kars verklagt, hätte dieser von den Dieben sich bestechen lassen, so daß er ihm nicht blos nicht zu seinem Gelde verholfen, sondern mit Schlägen ihn hinweggetrieben. Da wäre denn dem trostlosen und gemißhandelten Gläubigen Dindar nichts übrig geblieben, als in den Staub des Turkomannenlager sich niederzuwerfen, den Speer des Häuptlings zu ergreifen, den Saum von dessen Gewand zu küssen und den tapfern und siegreichen Sultan Murad, vor dem die Welt zittere, anzuflehen, daß er sich an die Spitze seiner unbesiegbaren Krieger stelle und die Räuber auf dem Wege nach Teheran überfalle.... Dindar setzte hinzu, das Geld, das ihm die Räuber abgenommen, belaufe sich auf neunzigtausend Piaster und wenn er nur die Juwelen zurückerhalte, wollte er gern das Geld seinem muthigen Helfer überlassen, denn er schließlich bei dem Barte seines Vaters und dem Salze der Gastfreundschaft beschwur, ihn zu schützen und zu rächen.

Der Turkomannen-Häuptling fühlte ein menschlich Rühren und die Piaster verfehlten ihre Wirkung nicht. Er verstand sich dazu, Dindar's Feinde zu züchtigen und ihm die Edelsteine wieder zu verschaffen; darum riß er sofort den Speer heraus, der vor seinem Zelte in den Boden gestoßen war, schwang sich auf sein Pferd, das ihn schon zu manchem Kampf getragen hatte und rief seine jungen Männer zu sich.

Als die Diamantendiebe aus dem letzten Gebirgspasse in die Ebene herauskamen, sahen sie sich zu ihrem Entsetzen von einer Schaar turkomannischer Reiter überfallen. Mehr als die Hälfte von ihnen fiel unter den krummen Säbeln und unter den Lanzen der Krieger Sultan Murad's und die Ueberlebenden wurden, nachdem sie vollständig ausgeplündert, als Sclaven unter der wilden Horde behalten. Gegen Dindar hielt der Häuptling getreulich was er versprochen: die Diamanten wurden ihm zurückgegeben. Sofort machte unser Freund sich auf den Weg nach Constantinopel; dort überreichte er die Juwelen der Bestohlenen und empfing die verheißene Belohnung. Der Häuptling der Turkomannen begnügte sich mit den neunzigtausend — falschen Piastern.

Poesie und Wirklichkeit. Die von den Romanschreibern, namentlich von Cooper verbrämten und weit verbreiteten Schilderungen und Nachrichten über die Indianer werden in den so eben erschienenen „Briefen eines Deutschen aus den Vereinigten Staaten" als abgeschmackte, aller Wahrscheinlichkeit entbehrende Phantasiebilder hingestellt. Ein Berichterstatter über den zwischen Gouverneur Ramsay und den Dacotah's im vorigen Jahre in Minnesota bei Traverse des Sioux abgeschlossenen Friedensvertrag äußert sich in dem Jahrbuche für Minnesota Seite 31 folgendermaßen über diesen Gegenstand: „Aus den übertriebenen Indianischen Fictionen ist einen elenden, wirklichen Wigwam (Indianer-Zelt) zu gerathen, ist der tiefste Fall seit dem von Adam. Wenn es wirklich nur ein Schritt ist von dem Erhabenen zu dem Lächerlichen, so ist es ein senkrechter und langer Schritt. Es gibt kein sichereres und untrüglicheres Mittel, dem leidenden Publicum jetzt und für immer die Ideen von „Indianischer Romantik" zu vertreiben, als einem mit den Indianern gepflogenen Friedensvertrage beizuwohnen!" Der Schreiber des Vorstehenden lebte vom 30. Juni bis 6. August umgeben von vielen Hunderten von Indianern, welche mit Weib und Kind, Hab und Gut nach Traverse des Sioux gekommen waren, und hatte daher hinlänglich Gelegenheit, deren liebenswürdiges und chevalereskes Benehmen kennen zu lernen.

Wie unbeschreiblich romantisch würde es Dir vorkommen, in einem engen bis auf den Erdboden reichenden, mit erstickendem Rauche gefüllten Zelte mit noch zehn oder zwölf Personen zu wohnen, welche ihre Kleider niemals waschen, ihre Lagerstelle oder Decken kaum jemals ausschütteln, wie das Vieh in den Ställen ungeniert umherliegen, von Ungeziefer strotzend, dieses mit naiver Ungezwungenheit sich gegenseitig absuchen und gleich Affen mit den Zähnen zerbeißen, „weil es sie ja auch gebissen habe?" Wie würde Dir ein Gericht Hundefleisch, Moschusratte, am Flusse todt aufgelesener Fische oder in den Schalen geschlachter Schildkröten munden, nachdem die sittige Wirthin den Dir bestimmten hölzernen Essnapf aus ganz besonderer Rücksicht für das Reinlichkeitsgefühl eines Weißen mit einer Hand voll Gras von ihrem Lager und dann noch mit einem Zipfel ihres Röckchens ausgewischt hatte, welches seit einem halben Jahre, weder bei Tag noch bei Nacht von ihrem zarten Leibe gekommen war?

Der viel gerühmte Stoicismus der Indianer und ihre gepriesene Bebarrlichkeit und Ausdauer in Ausübung der Vergeltung für empfangene Beleidigungen sind ebenso lächerliche Uebertreibungen wie die übrigen schon erwähnten romantischen Charakterschilderungen derselben; denn sie lassen sich nicht allem durch ihre Halsbande verleiten,

nach erhaltenen Geschenken oder geforderten Gaben verschiedener Art der Blutrache für gemordete Verwandte zu entsagen, sondern ertragen auch geduldig Prügel oder lassen feig davon, wenn ein herzhafter Weißer sie mit dem Stocke für Frevel oder Unarten züchtigt. Ich lernte verschiedene unternehmende Hinterwäldler im Indianergebiete kennen, welche schon seit funfzehn bis zwanzig Jahren sich mitten unter den Rothhäuten angesiedelt, recht ansehnliche Farmen eingerichtet und sich bei jenen durch Muth und Entschlossenheit so hohe Achtung verschafft hatten, daß sie von deufelhen niemals ernstlich belästigt wurden. Zu meiner größten Verwunderung (ich war nämlich auch noch der Meinung, daß ein Schlag bei den Indianern, wie bei den alten Deutschen, nur durch den Tod des Beleidigers gesühnt werden könne) hörte ich von allen ersten Ansiedlern, daß sie ihre braunen Nachbarn stets am sichersten durch Anwendung des Stockes in gehöriger Entfernung gehalten hatten, und daß jene, wenn sie namentlich durch Branntwein aufgereat und theils unter einander, theils mit den Weißen in Streit gerathen wären, immer durch eine gehörige Tracht Prügel in die Schranken der „Convenienz" zurückgebracht worden wären! Die weißen Vorläufer der Civilisation lachten über die Maßen über meine schwachen Ueberbleibsel von Achtung vor indianischer Ritterlichkeit; denn langer Umgang mit den Eingeborenen läßt sie dieselben für nicht viel besser als übermüthige Affen betrachten.

Zum Schlusse dieses unwillkürlich lang gewordenen Indianerbriefes will ich Dir noch ein Pröbchen von indianischer Ehrlichkeit und Treue gegen die nächsten Stammverwandten mittheilen, welches ich wörtlich aus der Juni-Nummer des „Dacotah-Freundes" von 1852 übersetze. Der Artikel ist überschrieben: „Pferdediebe." „Durch soeben von den Prärien eingelaufene Nachrichten erfahren wir, daß sechs Dacotahkrieger von den Prärien sich nach dem Missouri aufmachten, um Pferde zu stehlen. Sie waren glücklich in ihrer Unternehmung und theilten auf dem Rückwege die Beute unter sich, wobei sich jedoch Einer von der Gesellschaft für übervortheilt hielt. Als in der nächsten Nacht die übrigen fünf schliefen, benächtigte er sich ihrer Gewehre und erschoß sie sämmtlich oder glaubte vielmehr dies gethan zu haben, und ritt mit den Pferden davon, in der Absicht, sie für sich zu behalten und in das Lager der Seinigen zurückgekehrt vorzugeben, daß seine fünf Gefährten von Feinden erschlagen worden wären. Allein zu seinem nicht geringen Erstaunen hatte ihn einer der Todtgeglaubten, welcher durch den erhaltenen Schuß nur betäubt worden, bald wieder zur Besinnung gekommen war und seine Spur verfolgt hatte, an seinem nächsten Ruheplatze ein, schlug die gleichmäßige Theilung der gestohlenen Pferde unter beiden vor und versprach dafür, die Lüge des Mörders nach der Heimkehr durch sein Zeugniß zu unterstützen. Der Antrag wurde angenommen und beide setzten den nächsten Tag über ihre Reise gemeinschaftlich fort; allein schon in der folgenden Nacht erhielt der schon Verwundete einen zweiten, besser berechneten Schuß, worauf der Missethäter wieder aufbrach und endlich bei den Seinigen anglangt erzählte, daß die Besitzer der gestohlenen Pferde ihn und seine Gefährten auf dem Rückwege überfallen und alle die letzteren getödtet hätten! Bald jedoch erschien der zum zweiten Male Gemordete im Lager von „Donnergesicht," eines benachbarten Häuptlings, und verklagte den Raubmörder, welcher sich sogleich, als er dies erfuhr, flüchtete, allein auch bald von den Angehörigen der Gemordeten verfolgt wurde. Bei Abgang der Nachricht von dieser Greuelthat wußte man noch nichts von seinem Tode, doch wird er demselben wohl schwerlich entgehen."

Gustav Heubner's vaterländisches Schauspiel: **Wittekind**, vor Kurzem in Leipzig erschienen, erfährt in der neuesten Lieferung der „Blätter für literarische Unterhaltung" eine sehr ausführliche und glänzende Besprechung, worin das schöne und reiche Talent des Dichters die vollste Anerkennung erhält. Der liebenswürdige Verfasser, bekanntlich früher Prediger, lebt jetzt als Kaufmann in Plauen (Voigtlande). Wittekind wird, wie wir hören, in Leipzig nächstens zur Aufführung kommen.

New-York scheint für den Maler noch ein guter Markt zu sein, besonders da, wie die amerikanischen Blätter offen gestehen, die Gemälde nach der Größe und den Rahmen beurtheilt werden. Die New-Yorker Art-Union hielt im December vorigen Jahres ihre jährliche Auktion und erlöste aus ungefähr 400 Bildern 36,000 Dollars. Es wurden einzelne Bilder, die kaum 50 Dollars werth waren, für 40 Dollars ausgesetzt und bis 3—400 Dollars aufgetrieben, „Dabin — Dabin, laßt uns ꝛc. ꝛc."

Was in Amerika ein Schneider werden kann. Vor ungefähr 20 Jahren trafen sich in New-York zwei Freunde, von denen der eine eine Schneiderwerkstatt besaß. Der letztere zeigte dem andern einen vorübergehenden jungen, ihn grüßenden Manne mit den Worten: „Dieser war mein bester Vorschneider, will sich aber jetzt zum Narren machen und Advocat werden." — Der damals vorübergehende ehemalige Schneider ist der gegenwärtige Präsident der Vereinigten Staaten, Fillmore. — **E. K.**

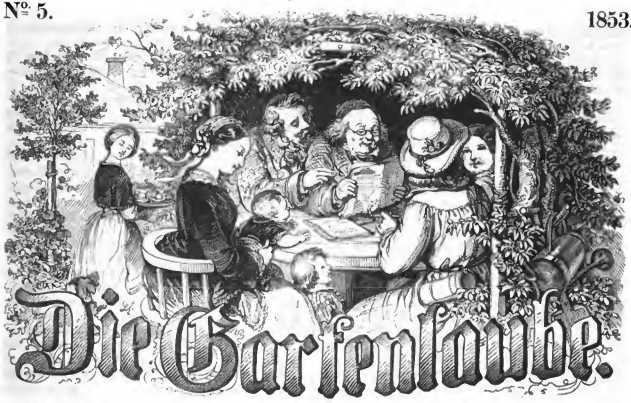
Briefkasten.

St—r. in H. Gut gemeint aber nicht recht passend. Folgt in einigen Tagen retour. Von den beiliegenden Kleinigkeiten dürften einige wohl benutzt werden. — Sch. in Lz. Das Eine zu lang, das Andere zu flüchtig. Besseres liefern. — E. R. in L. „Und deshalb Räuber und Mörder?" Liegt zum Abholen bereit. — Ln. in Flt. Wir baten um eine kleine Novelle, Sie sandten eine Jugenderinnerung, die für das größere Publikum schwerlich von Interesse ist. Das Herz erwarten wir; bitten überhaupt uns nicht zu vergessen. — Hz. in D. Herzlichen Gruß und Dank. Antwort nächste Woche. — L. St. in W. Haben mit bestem Dank empfangen und werden nächste Woche ausführlich schreiben oder selbst kommen. Die Redaction.

Etwaige Einsendungen erbitten unter der Adresse: **Redaction der Gartenlaube in Leipzig.**

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Schnellpressendruck von Giesecke & Devrient in Leipzig.

№ 5. 1853.



Die Gartenlaube.

Familien-Blatt. — Verantwortlicher Redakteur **Ferdinand Stolle.**

Wöchentlich ein ganzer Bogen mit Illustrationen.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter für 10 Ngr. vierteljährlich zu beziehen.

Wie die reichen Bauern in Angeln auf die Heirath gehen.

(Sittenbild.)

Ich war Offizier in schleswig'schen Diensten und zwei Mal in einem Dorfe im Lande der Angeln, welches bekanntlich zwischen Flensburg und Schleswig liegt, einquartirt. In dem Hause meines Wirthes Johann Lanesen herrschte ein ziemlich freies und ungezwungenes Leben. Vermittelst der Glasthür, die aus meinem Zimmer in die Küche führte, waren die Hausgenossen im Stande, all mein Thun und Treiben den ganzen Tag lang zu überwachen und des Abends, wenn ich mein Licht anzündete, pflegte eine neugierige Kuh ihren Kopf zu dem niedrigen Fenster hereinzustecken, um zu sehen, was ich vorhätte. Wenn mein Bursche die Thür der Brantkammer zuzumachen vergaß — eines großen Gemaches, in welchem er unter Kisten und Truhen und Leinen und Bettzeug, welches zur Ausstattung der Tochter des Hauses bestimmt war und unter großen Haufen getrockneten Obstes und langen Schnuren Zwiebeln seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte — so kam eine Henne mit ihren Jungen, die hier mit ihm zusammenwohnte, in mein Zimmer getrippelt, um die Krumen aufzupicken, welche auf dem Fußboden umhergestreut lagen. Die Mägde kamen zu jeder Tageszeit ohne weitere Umstände in mein Stübchen, um irgend etwas daraus zu holen, obschon ich mich vielleicht gerade in einem Kostüm befand, in welchem man in der Angel keine Damenbesuche anzunehmen pflegt. Andererseits ward es aber auch durchaus nicht übel genommen, wenn ich durch die große Kammer ging, wo die Betten sämmtlicher Hausgenossen standen und hier einen derselben im tiefsten Negligé antraf.

Das Haus war mit einem Worte seiner innern Einrichtung zufolge von der Art, daß wir kein Geheimniß vor einander haben konnten. Der alte Johann konnte es allemal sehen, wenn ich mit einem stillen Seufzer einen Thaler aus meinem Koffer holte und ich dagegen sah ihn oft mit stillvergnügtem Grinsen in seinem Wandschranke von Eichenholz eine Rolle harter Thaler zu der andern legen.

Er befand sich sehr schlau, der alte Bursche, obschon es ihm Niemand angesehen hätte. Seine Kleider waren überall geflickt und der Kopf seiner unzertrennlichen Gefährtin, die Tabakspfeife, ward durch ein Stückchen Schubdraht in einem sehr unsichern Zustande des Daseins erhalten. Sein altes Wohnhaus zeigte allerdings einige Spuren von Verfall, aber dennoch war Johann Lanesen der reichste Mann im Dorfe und hätte ein zweimal so großes und schönes Haus bauen können, als irgend einer seiner Nachbarn besaß, wenn er nur sonst gewollt hätte.

Johann war Wittwer und seine Familie bestand aus

einer einzigen Tochter, der kleinen Marie, auf die er nicht wenig stolz war.

„Sehen Sie," sagte er zu mir, „Marie ist erst neunzehn Jahr alt, aber sie führt das Hauswesen schon so gut, wie ihre brave selige Mutter."

„Aber wie lange werdet Ihr sie wohl noch im Hause behalten? Es wird schon mancher junger Bursche ein Auge auf sie haben."

Marie war in der That ein sehr hübsches Mädchen.

„Ach, damit hat's keine Gefahr," sagte er, und blinzelte mich schlau von der Seite an. „Es wird wohl nicht gleich einer kommen, und kommt einer und ist er von der rechten Sorte — nun dann mag sie ihn in Gottes Namen nehmen. Ich bin nun in die Sechzig und kann mich zur Ruhe setzen."

Was die kleine Marie selbst betraf, so schienen Heirathsgedanken das allerletzte zu sein, womit sie sich beschäftigte. Des Morgens, wenn ich noch im süßesten Schlummer lag, ward ich von lauten hellen Stimmen aufgeweckt und das Erste, was ich, wenn ich die Augen aufschlug, sah, war der Balken über meinem Kopfe, welcher hin und her schwankte, als wenn er im nächsten Augenblick zermalmend auf mich herabstürzen wollte. Aus der Küche ließ sich ein lautes Donnern und Pochen, Holzschuhgeklapper und Singen vernehmen. Es war Marie, welche den Schwengel der Butterfaßstange an den Deckbalken befestigte und sich bemühte, das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden und die schwierige Aufgabe zu lösen, gleichzeitig zu buttern und nach einer selbstgeträllerten Melodie eine Polka in Holzschuhen zu tanzen.

Doch von Marien's Gesang und Tanzkunst wollte ich eigentlich nicht sprechen, sondern von ihrer Verheirathung.

Es war Sonntag und sie kam eben aus der Kirche nach Hause. Da es geregnet hatte, so hatte sie ein Paar Holzschuhe angezogen, die gegen ihre feinen weißen Strümpfe und ihren übrigen ganz modernen und städtischen Anzug merkwürdig abstachen. Sämmtliche junge Leute waren in der Kirche gewesen und mein Wirth, der zu Hause geblieben war, hatte mittlerweile Besuch erhalten. Der Fremde war ein langer Mann in einem langen grauen Frack und mit einer Meerschaumpfeife im Munde. Er saß mit beiden Ellbogen auf den Tisch gestützt und den Kopf in beiden Händen haltend und sprach mit Lanesen.

„Nein, Klaus Tram," sagte mein Wirth, „das ist kein Mann für Marien. Sein ganzer Viehstand kann kaum ein paar hundert Thaler werth sein. Und Marie kriegt einmal mein Gut."

„Ich will Euer Gut gar nicht schlecht machen," versetzte Tram, „aber ein Rittergut ist es auch noch nicht. Ihr solltet nur das Haus sehen, welches Carsten sich gebaut hat! Marie konnte wenigstens einmal hineingehen und es sich ansehen."

„Buten (auswendig) blank, binnen krank," antwortete Lanesen kopfschüttelnd; „was meinst Du dazu, Marie," fuhr er fort, indem er sich zu seiner Tochter wendete, die so eben eingetreten war; „hier sitzt Tram als Freiersmann für Carsten Carstensen, der aber ein ganz kleines Gütchen und kaum zehn Kühe hat."

„Hm!" sagte Marie.

„Nein, er hat zwölf Kühe," sagte Tram.

„Wir haben auf dem letzten Viehmarkte in Bramp die dreißigste gekauft," bemerkte Marie ruhig, während sie ihren Hut und ihr Umschlagetuch abnahm.

Die Männer sprachen noch eine Zeit lang über die Sache und endlich erhob sich Tram, um wieder fortzugehen.

„Ich sehe schon, daß wir nicht Handels einig werden," sagte er. „Na, es hat weiter nichts zu bedeuten: Carsten kann eine Frau kriegen, sobald er sie haben will, wenn es auch nicht gerade Eure Marie ist."

„Hi! hi! hi!" lachte mein Wirth. „Ihr könnt ja einmal wieder einen Sprung zu uns hereinkommen, Tram."

Klaus Tram ist ein Mann von nicht geringer Bedeutung. Er hat ein nettes, kleines Gut mit einem Dutzend Kühen und eine ausgebreitete Bekanntschaft mehrere Meilen in der Runde. Er weiß genau, wie viel jeder Bauer im Vermögen hat und führt ein förmliches Register über sämmtliche heirathsfähige junge Bursche und Mädchen. Er ist jede Stunde bereit, Jedem, der es wünscht, eine Frau zu verschaffen und wenn vielleicht eine Wittwe sich nach einem andern Manne umsieht, der etwas Geld hat, um das Gut wieder in Betrieb zu setzen, so braucht sie sich nur an Klaus Tram zu wenden. Für eine kleine Erkenntlichkeit bringt er die Sache sofort in's Reine, ohne daß die Betheiligten es nöthig haben, sich erst in einander zu verlieben oder Berechnungen anzustellen, oder zeitraubende Erkundigungen einzuziehen.

Den sogenannten „kleinen Leuten" bleibt es in der Regel überlassen, ihre Lebensgefährten sich selbst zu wählen, denn bei ihnen sind nicht so viele und wichtige Punkte in Erwägung zu ziehen. Mit dem Besitzer eines großen Gutes aber ist es etwas ganz Anderes. „Geld sucht wieder Geld," sagt man hier, und es wäre eine furchtbare, aber wohl auch noch nie vorgekommene Mißheirath, wenn ein reicher Bauerssohn eine arme Häuslerstochter zur Frau nehmen wollte.

Klaus Tram hielt meinen Wirth beim Worte und es waren nur erst vierzehn Tage vergangen, so erschien der Heirathsagent wieder auf dem Hofe. Johann hieß ihn ziemlich mürrisch willkommen, aber nachdem sie eine Zeit lang draußen an der Schwelle mit einander gesprochen hatten, traten sie beide mit lächelnden Mienen in die Küche und Lanesen sagte zu seiner Tochter:

„Na, heute pfeift Klaus aus einem andern Tone! Der Sohn des reichen Niels Schütte läßt um Dich anhalten."

„Den kenn' ich nicht," sagte Marie.

„Na, das schadet nicht, Marie, Ihr könnt ihn Euch ja ansehen," sagte Tram. „Wenn Ihr und Euer Vater nichts dagegen habt, so können wir ja nächsten Sonntag einmal herkommen."

„Mir recht," sagte mein Wirth, und die Sache schien vor der Hand abgemacht, aber diesmal durfte Klaus nicht so fortgehen, wie das vorige Mal. Heute mußte er sich niedersetzen und ich weiß nicht wie viel Tassen Kaffee trinken und als er fortging, begleitete ihn Johann bis an das Hofthor.

Der Sonntag kam und mittlerweile war das ganze Haus umgestürzt worden. In der Küche sah es aus wie in einer Porzellan- und Eisenwaarenhandlung, so vollgepfropft war sie von Tellern, Schüsseln, Krügen, Tassen, Kannen, Bratpfannen und allem andern möglichen Küchengeschirr und Kochgeräthschaften. Auf dem Heerde loderte

ein prasselndes Feuer, welches von dem blankgeputzten Kupfer und Messing hundertfältig zurückgespiegelt ward. Die Wohnstube war aufs Sauberste gefegt und frisch aufgeputzt. Die Thür der Schlafkammer stand halb offen und ließ ganze Gebirge von roth- und blaugestreiften Federbetten sehen, die bis an die Decke hinaufreichten. Die Truhen und Kisten in der Brautkammer waren nur halb zugemacht und hier und da sah man einen Zipfel feine, weiße Leinwand hervorragen, während aus den Schubfächern allerlei bunte Gegenstände hervorlugten. Rings an den Wänden herum hing Marien's Garderobe — schöne seidene, wollene und baumwollene Kleider, Tücher, Schürzen, Mäntel, Hauben, Hüte und Regenschirme in solcher Menge, daß dem Freier in Bezug auf die Ausgabe für die Garderobe seiner Frau binnen der nächsten zehn Jahre nicht Angst zu sein brauchte.

Die Thür der Milchkammer stand ebenfalls offen und gestattete einen Blick auf die vollen Milcheimer, die in enggeschlossener Reihe auf dem Fußboden von rothen Ziegelsteinen standen, während weiter hinten an der Wand ein ungeheurer Trog voll frischer Butter sichtbar war.

Sämmtliche Hausgenossen hatten natürlich ihre besten Sonntagskleider angelegt. Marie sah aus wie eine feine Dame in kolossalem Maßstabe, aber sie war nichts desto weniger wirklich hübsch mit ihren frischen, rothen Backen und gutmüthigen blauen Augen. Das Einzige, was mich an ihr unangenehm berührte, war, daß sie die von der Arbeit gerötheten dicken Finger der rechten Hand in goldene Ringe mit gefärbtem Glas, statt der Steine, gezwängt hatte.

Ihr Vater ging in seinem langen Rock und mit seiner kurzen Pfeife fortwährend hinaus und herein; er hatte sich gewaschen und rasirt und ein weißes Halstuch umgebunden, so daß ich ihn wirklich kaum wiedererkannte.

Endlich war der ersehnte Augenblick da. Zwei Leiterwagen rollten in den Hof und von den breiten eingehängten Sitzen herab stiegen drei oder vier stattliche Bäuerinnen und eben so viel langröckige Bauern, nahe Verwandte des Freiers, den sie begleiteten, um ihm bei seinem wichtigen Vorhaben zur Seite zu stehen.

Klaus Tram eröffnete den Zug. Er schritt mit der Miene eines Mannes, der sich seiner Bedeutung bewußt ist, in die Küche und durch dieselbe hindurch in die Wohnstube. Hier fanden sie Johann und seine Tochter, nebst einigen ihrer Verwandten. Der Anstand hatte ihnen nicht erlaubt, hinauszugehen und ihre Gäste zu empfangen; dies hätte ausgesehen, als ob sie auf die Heirath gar so sehr erpicht wären. In der Stube war der Empfang dafür desto wärmer, denn so wie die Gäste eintraten, wurden zwei dampfende Terrinen Suppe auf den Tisch gesetzt und nachdem man nur einige wenige Worte gewechselt, setzte man sich zu Tische.

Klaus Tram gab auch in der Unterhaltung den Ton an. Bald machte er eine Bemerkung in Bezug auf Johann's dreißig Stück Kühe, dann erging er sich in einer längeren Hindeutung auf Niels Skytte's Ziegelbrennerei, die, wie er sagte, „Dreck in Silber verwandeln könnte" und wollte sich dann über seinen eigenen Witz halb todt lachen.

Das Gespräch drehete sich größtentheils um Ackerbau und Geld, ward aber nur mit Mühe im Gange erhalten. Es war klar, daß ein anderer Gegenstand die Gedanken der Tischgäste beschäftigte.

Die jungen Leute wechselten kein Sterbenswort mit einander; sie saßen am Tische einander gegenüber, sahen sich aber kaum an. Uebrigens war der Freier ein ganz hübscher junger Bursche mit kurzerschnittenem blonden Haar und einem rothen Taschentuch, welches fast zur Hälfte aus der großen Seitentasche seines Rockes heraushing.

Als die Suppe gegessen war, standen die Männer auf und stopften ihre Pfeifen. Tram streckte die Beine aus und sagte:

„Ich dächte, wir gingen nun einmal durch die Ställe."

Und während die Männer dort waren, inspicirten die Weiber das Innere des Hauses, boben die Federbetten in die Höhe, nahmen das Leinenzeug in prüfenden Augenschein und kosteten die Butter in der Milchkammer.

Nach einiger Zeit rief Marie ihre Gäste wieder zu Tische. Das Fleisch, welches die Brühe zur Suppe geliefert hatte, ward jetzt mit in Butter schwimmenden Kartoffeln aufgetragen. Auch standen auf dem Tische Schalen mit klarem weißen Zucker, dessen man in der That auch wirklich höchst nothwendig bedurfte, um die dunkelrothe Flüssigkeit zu versüßen, welche unter dem Namen Wein in die Gläser geschenkt ward.

Nun ward das Gespräch bedeutend lebhafter und drehete sich um das Gut und dessen Viehstand. Einer unzeitigen Schmeichelei konnte man die Gäste durchaus nicht beschuldigen; sie lobten nur, was handgreiflich gut war und nahmen keinen Anstand, an dem alten Wohnhause allerlei auszusetzen und zu berechnen, was wohl ein Neubau kosten würde.

Hierauf trat abermals eine Pause ein, die Pfeifen wurden wieder gestopft, und ein zweiter Spaziergang angetreten, bis eine prachtvolle, herrlich gebratene Schöpskeule auf den Tisch gesetzt ward. Man ging nun allmälig näher auf den Zweck des Besuches ein und sprach sich ohne Rückhalt über den beiderseitigen Stand des Vermögens und der sonstigen Habe aus. Während die Gesellschaft Kaffe trank, der ihr von Marien in nicht geringen Quantitäten aufgenöthigt ward, war man der Verständigung ziemlich nahe gekommen und als der Bräutigam seinen Löffel auer über die Obertasse legte, um dadurch anzudeuten, daß es ihm unmöglich sei, eine siebente Tasse zu trinken, war er mit meinem Wirth bis auf ein paar hundert Thaler einig, welche, wie er meinte, Johann der Ausstattung seiner Tochter noch hinzufügen konnte.

Eine Zeit lang schien es, als wenn keine von beiden Parteien zum Nachgeben geneigt sei und Tram sah sich genöthigt, verschiedene diplomatische Missionen von der einen Seite des Zimmers nach der andern zu unternehmen und zwischen den beiden Parteien zu unterhandeln, die sich in entgegengesetzten Ecken gruppirt hatten und die Sache unter sich discutirten.

Endlich ward ein Traktat abgeschlossen und Johann sagte trocken:

„Na, meinetwegen. Was meinst Du denn dazu, Marie?"

Und Marie, welche emsig beschäftigt war, den Tisch abzuräumen, blieb mit einem Haufen Geschirr in den Händen einen Augenblick an der Thür stehen, drehete sich halb herum und sagte:

„Na ja.“

Damit war die Sache entschieden. Der unermüdliche Tram setzte sofort den Contrakt auf, der nicht sobald unterzeichnet war, als der Bräutigam seine Uhr herauszog und sagte:

„Ich dächte, wir machten nun, daß wir nach Hause kämen.“

Und sofort brach die Gesellschaft auf, ohne daß Braut oder Bräutigam ein einziges zärtliches Wort gewechselt oder einander auch nur die Hand gedrückt hätten, — aber freilich hätte es sich auch nicht recht geschickt, in Gegenwart Anderer sich solche Vertraulichkeiten zu erlauben.

Acht Tage später sah man Braut und Bräutigam, jedes mit einem Regenschirm unter dem Arm und auf entgegengesetzten Seiten der Straße nach dem Pfarrhause gehen, um das Aufgebot zu bestellen und drei Wochen später war kein kleiner Lärm im Dorfe, denn der Sohn des reichen Niels Stytte ward mit der Tochter des reichen Johann Lanesen getraut.

Ich bekam leider nichts von dieser Festlichkeit zu sehen, bei welcher ich außerdem ganz gewiß die schmeichelhafte Rolle eines Ehrengastes gespielt haben würde. Ich hatte mittlerweile mit meiner Compagnie ausrücken müssen und als ich wiederkam, saß mein alter Wirth, seine Pfeife schmauchend, auf der Bank vor der Hausthür und sah seinem Schwiegersohn zu, welcher geschäftig auf dem Hofe umher und in die Scheune hinein und heraus lief. Die kleine Marie war in der Milchkammer und wusch Butter aus, ihr Mann hatte schon wieder eine Kuh gekauft, und es läßt sich kaum daran zweifeln, daß sie eine glückliche Gattin in einem Lande sein wird, wo das häusliche Glück lediglich auf der Grundlage des Reichthums beruht.

Was übrigens die Verheirathungsangelegenheiten betrifft, so habe ich ganz im Stillen mir gesagt, daß mit einigen Abänderungen die Sache in unserer Heimath, bei Baronen, Banquiers und Gerather Schneider und Handschuhmacher ganz in derselben Weise betrieben wird.

Das Friedens- und Kriegsleben der Ameisen.*)

(Ein Beitrag zur Thierseelenkunde.)

Mancher unserer Leser wird beim Lesen der Ueberschrift dieses Artikels ungläubig lächeln. Und doch ist es eine Wahrheit, daß auch in den Thieren eine Seele lebt. Denn mag auch das Thierreich tief unter uns anfangen, wir gehören noch dazu, mögen auch selbst die höchsten Thiere noch unter uns stehen, sie stehen uns doch schon so nahe, daß wir uns zu ihnen herablassen können, und je mehr wir uns dann mit der Seele der Thiere, dem Köstlichsten, was auch sie haben, beschäftigen, je klarer uns die verborgenen Kräfte derselben werden, um desto achtungswerther wird uns auch das Thier, um desto herrlicher die Natur! Wir werden in unsere Gartenlaube eine Reihe Artikel bringen, die den Beweis liefern sollen, daß die Thiere wirklich eine Seele, also neben dem mechanischen Leben auch ein freies geistiges Leben und, so weit eines jeden Welt reicht, eine eigene, überlegte, selbstständige Willenskraft haben und daß sie also nicht blos reine, nur vom dunklen, unbewußten Naturtriebe bewegte Maschinen sind. Wir beginnen mit den Ameisen, einer, was die Seelenkräfte anlangt, sehr untergeordneten Thiergattung, deren Leben und Schaffen aber einen höchst interessanten Einblick in das Treiben der Thierwelt giebt.

Bei den Bienen geborcht alles einer Königin und alle unterwerfen sich ihr unbedingt, bei den Ameisen dagegen ist kein König, keine Königin, sie sind Republikaner, Demokraten, sogar Socialisten und Communisten, und doch geht alles seinen geregelten Gang, jeder unterwirft sich in freiem Gehorsam dem von der absoluten Natur gegebenen Gesetze. Die Weibchen, deren mehrere oder viele in einem Baue wohnen, sind nur die Mütter, nicht die Herrscherinnen. Ein Regiment von vielen Weibern in einem Hause, worin Ordnung sein soll, kommt in der Natur nicht vor. Jede Ameise arbeitet für sich, aber unermüdlich erfüllen sie alle ihre Pflichten wie Tagelöhner, pausiren auch zuweilen, doch nur kürzere Zeit als diese und sonnen sich ein wenig. Weibchen, die sich noch nicht gepaart, haben noch etwas von der Natur der Arbeiter oder Geschlechtslosen an sich, denn sie wollen wie diese, den Jungen aus der Puppe heraushelfen. Nach der Paarung fällt es ihnen nie mehr ein; sie bat also, wie es sich von selbst versteht, auf ihre Pflicht Einfluß.

Auch bei ihnen treten die drei Formen des Geschlechtes auf, Männchen und Weibchen sind geflügelt und zierlichern Baues, als die Arbeiter, welche keine Flügel, dagegen einen dickern Kopf und sehr starke Kinnbacken haben, daher den Larven, den Kindern, den Unverwandelten ähnlich sind. Alle Arbeiten werden nur von ihnen verrichtet und Männchen und Weibchen arbeiten nicht. Ihre Puppen, unsere sogenannten Ameiseneier lieben sie außerordentlich und schleppen und tragen sie, je nach der Feuchtigkeit des Bodens bald herauf, bald herunter, je nach dem Sonnenstand. Werden sie dabei angegriffen, so vertheidigen sie sie herzhaft und lassen sich lieber entzweireißen als die Puppe nehmen. Abends werden die Puppen sorglich, eine jede in ihre besondere Zelle getragen, doch haben auch sie, wie die Bienen, für jedes Geschlecht eine besondere Art Zellen. Auch die Weibchen werden bei ihnen hochgeachtet und paaren sich einige von ihnen in oder auf dem Haufen, so werden sie nicht fortgelassen. Die Arbeiter flammern sich dann aus allen Kräften an sie an, reißen ihnen die Flügel aus und hüten sie ganz eifersüchtig, als wenn ihnen klar wäre, daß von ihrem Dableiben das Fortbestehen, das Wohl der Kolonie abhänge.

*) Eine Kenntniß des Naturgeschichtlichen der Ameisen setzen wir bei unsern Lesern voraus. Es ist bekannt, daß die Männchen kleiner als die Weibchen sind, daß beide nur zur Zeit der Begattung Flügel erhalten. Die Geschlechtslosen (Weibchen mit verkümmerten Eierstöcken) erhalten nie Flügel und verrichten alle auf Pflege der Jungen bezüglichen Arbeiten.

Sie pflegen es dann, ernähren es, tragen es wohl gar herum und dies geschieht in einem Haufen oft mehreren Weibchen zu gleicher Zeit ohne allen Streit.

Wunderbar ist der Bau ihrer Wohnungen und wenn er auch weniger regelmäßig als bei den Bienen ist, so ist er doch nicht weniger zweckmäßig. Sie benutzen dazu je nach ihrer Art Gras, Holz, Blätter, Tannennadeln, Erde, Steinchen, Schneckenschaalen ꝛc. und scheinen dabei die geraden Linien stehend, weil sie aus den parallelen ausgeschnitten sind. Eine ungeheure Arbeit.

Sie müssen gewisser noch als die Bienen eine Zeichensprache haben, die ihnen wie den vollkommnern Thieren und Menschen als Wortsprache dient. Wenn eine irgendwo in einem Hause, — wo sie nur um nachzuschauen, auszukundschaften, verirren thun sie sich nicht, hinkommen, — Zucker, Honig ꝛc. findet, so kehrt sie zurück und bald

Bau der Termiten.

Aeußere Ansicht. Ansicht im Längedurchschnitt.

Umstände genau und klug zu benutzen, denn finden sie auf dem Neste zwei sich kreuzende Splitter, so untersuchen sie dieselben, ob sie zur Unterlage eines Zimmers oder Balkens benutzt werden könnten und bauen sodann frisch darauf los. Liegen Strohhalme bequem zu dem Dache eines Zimmers, so verschmäht sie die Ameise nicht, sondern führt die Mauer in der Richtung auf, wozu dann andere kommen und ihr helfen.

Jede Ameise handelt daher unabhängig nach eigenem Plane, den sie anlegt und die Ausführung nachher andern überläßt, wobei sie das Wasser zu Mörtel benutzen, die Kiefer als Meisel, die Fühlhörner als Senkblei und die Füße als Kelle anwenden. Da die Ameisen ihren Bau nach den Umständen einrichten, sich nicht an eine unveränderliche Form binden, dabei immer aber ihren Bedarf und Nutzen erkennen, so muß ihnen noch mehr geistige Thätigkeit inwohnen, als den Wespen und Bienen.

Noch mühsamer und künstlicher arbeiten die Holzschnitzer, eine Art Ameisen, die ihre Städte und Dörfer in hohlen Bäumen anlegt. Sie bestehen aus zahllosen, ziemlich söhligen Stockwerken, deren Böden und Bühnen 5 bis 6 Linien auseinander so dünn wie Karten, bald von zahllosen, senkrechten Scheidewänden, bald von vielen kleinen Säulen getragen, in dem Innern eines Baumes ausgehöhlt sind. Die meisten Wände sind parallel und folgen den concentrischen Holzschichten, die Säulen sind zwei Linien dick, rundlich, in der Mitte dünner und in kommen sie zu Hunderten und Tausenden und zehren alles auf. Die erste kann nur durch den Geruch hingeleitet worden sein, die andern wurden durch die erste hingeführt. Auffallender bemerkt man dies noch bei ihren Kriegen. Stört Jemand ihre Haufen, so eilen einige augenblicklich hinein um Anzeige zu machen; schnell stürzt dann ein Heer heraus und noch schneller tragen andere die geliebten Puppen noch tiefer hinunter. Am deutlichsten kann dieses bei den Roßameisen gesehen werden, die ihren Bau in hohlen Bäumen haben. Sie benachrichtigen einander durch's Stoßen mit dem Kopfe und die Gestoßenen stoßen wieder andere so, doch nicht alle werken das Zeichen gleich schnell. Den Kampf führen nur die Arbeiter; die Männchen und Weibchen verbergen sich oder fliehen. Heimtücke kennen sie nicht, aller Angriff ist offenbar, jeder nimmt seinen Mann auf's Korn, wie in den alten Schlachten beim Handgemenge. Will man aber regelmäßige Kriege sehen, so muß man in die Wälder gehen, wo die rothbraunen Ameisen ihre Herrschaft über alle vorbeigehende Insekten behaupten und mit ihres Gleichen von verschiedenen Nestern Krieg führen, wie es im Mittelalter benachbarte Städte gethan haben. Manchmal rücken aus zwei Haufen, die über 100 Schritte von einander entfernt liegen, die Heere so zahlreich gegen einander, daß sie den ganzen Weg zwei Fuß breit bedecken und in der Mitte mit einander kämpfen. Tausende ringen da einzeln mit einander und suchen sich mit den Kiefern

in die Gefangenschaft zu schleppen. Gegen Nacht ziehen sich beide Heere allmälig in ihre Städte zurück, indem sie die Todten liegen lassen, die Gefangenen aber mitnehmen, fangen aber den nächsten Morgen mit Sonnenaufgang noch viel wüthender ihren Kampf wieder an. Das Wunderbarste dabei ist, daß sich die Ameisen dabei gegenseitig zu kennen scheinen und die Freunde von den Feinden sehr genau zu unterscheiden wissen. Sie geben zwar immer mit offenen Kiefern auf einander los, packen sich auch wohl manchmal an, lassen aber augenblicklich wieder los, und streicheln sich mit den Fühlhörnern, wenn sie zu einem Stocke gehören. Trotz dieser fürchterlichen Kriege der verschiedenen Arten findet man doch auch Haufen von gemischten Ameisen. Gewohnheit und Erziehung scheint bei ihnen viel zu wirken, wenn sie als Larven mit einander aufgewachsen sind. Sperrt man Puppen von grauschwarzen, blutrothen und röthlichen zusammen, so leben sie nachher, obgleich jede Gattung ihr eignes Naturell und ihr eigenes Verfahren beibehält und so seine Selbstständigkeit bewahrt, doch als wenn kein Unterschied zwischen ihnen wäre, während sie sich sonst als die grimmigsten Feinde verfolgen. Im Winter findet man in den Ameisenhaufen auch noch Wolfsfräße, Asseln, Ohrwürmer, Käferlarven ꝛc., welche sich der größern Wärme im Neste wegen dahin zurückziehen. Sie haben keinen Nutzen für die Ameisen, werden von ihnen aber ruhig und unbeschwerdet geduldet, ja im Fall eines unverhofften Angriffes sogar vertheidigt und geflüchtet. Ein neuer Zug ihres Charakters, den wir nicht übersehen dürfen.

Auch bei unsern Ameisen kommen Wanderungen vor, die Ursachen aber lassen sich angeben, denn sie wandern nur aus, wenn sie von feindlichen Nachbarn zu oft überfallen werden, oder wenn die Nässe des Bodens und der Schatten sich vermehrt. In den letzten Fällen ziehen sie nicht weit, oft nur ein Dutzend Schritte von der alten Wohnung und bauen auch hier wieder frei nach den Umständen. Ist der Bau vorgeschritten, so holen sie Maden, Puppen, selbst die Männchen und Weibchen herüber und ist der Neubau entfernt, so legen sie unterwegs für die Träger Ruheörter, kleine Höhlen mit Stroh bedeckt, an. Auch Gedächtniß- und Erinnerungs- und Erkennungsvermögen selbst nach längerer Zeit tritt bei ihnen hervor, denn wenn man einen Theil der Bevölkerung eines Haufens wegnimmt, ihn einige Monate lang von dem andern Theile getrennt hält, sie aber dann wieder zusammenbringt, so kennen sie einander augenblicklich wieder und äußern mit den Fühlhörnern und durch andere Liebkosungen ihre Freude des Wiedersehens gar mannigfaltig.

Aber auch Gemeinde- oder Erbbegräbnisse sollen sie, nach Dupont, und zwar in einiger Entfernung von ihrer gewöhnlichen Wohnung haben, wohin die Todten von ihren überlebenden Mitbürgern gebracht und dort bestattet werden. Sie sind die ersten Thiere, die für ihre Angehörigen auch nach dem Tode sorgen und müssen, wenn auch die sterbende Ameise sich nicht schon vor ihrem Ende in die vielleicht selbst bereitete Begräbnißzelle begiebt, doch jedenfalls eine Ahnung des Todes und eine Kenntniß seiner Wirkungen haben.

Selbst zum Spielen und Scherzen scheinen sie Heiterkeit des Gemüths genug zu besitzen. An schönen Tagen sitzen die braunrothen haufenweise auf ihrem Neste in einer allgemeinen Bewegung, wie siedendes Wasser, sie schwingen dann die Fühlhörner mit außerordentlicher Geschwindigkeit, streicheln mit den Vorderfüßen sanft den Kopf der andern, richten sich dann paarweise auf, ringen mit einander, fassen sich bald an den Kiefern, bald am Hals, oder am Hinterleibe, jedoch ohne Gift auszuspritzen und ohne sich etwas zu thun, dann lassen sie los, laufen auf eine andere zu und treiben mit ihr dasselbe Spiel. Also auch Gutmüthigkeit und Fröhlichkeit dürfen wir ihnen zurechnen.

Die liebste Nahrung der Ameisen ist eine Art Honig, den die Blattläuse ausschwitzen und den sie mit großer Gier aufsuchen. Aber sie leben dabei nicht blos friedlich mit den Blattläusen, sondern sie vertheidigen sie, tragen sie in Sicherheit und halten sich förmliche Kolonien von ihnen. In der Nähe eines Haufens der braunen Ameisen findet man bisweilen an einem Kraute, besonders an der Wolfsmilch eine Art Zelle von Erde, durch welche der Stiel geht und die ein Loch hat, woraus Ameisen kommen, untersucht man sie, so findet man sie voll Blattläuse. Zerstört man nun diese Zellen, so schleppen sie die Blattläuse sofort weg und einstweilen in ihr Nest, stellen aber die Zellen nach einigen Tagen wieder her, und bringen ihr Milchvieh wieder hinein. Im Winter würde, da die Ameisen keine Vorräthe eintragen, Hungersnoth entstehen, wenn sie sich mit den Blattläusen nicht auch da zu helfen wüßten. Bekanntlich bringen die Blattläuse im Sommer lebendige Junge, legen aber im Herbste Eier. Untersucht man nun im November die Nester der gelben Ameisen, so findet man in einem Zimmer einen Haufen kohlschwarzer, gelber, brauner, rother und weißer Eier, unter einander gemischt; Alle werden von den Ameisen gleich sorgfältig behandelt, im Munde herumgewälzt, besonchtet und in Sicherheit gebracht. Die Ameiseneier sind weiß, werden durchsichtig und bekommen nie eine andere Farbe. Aus den andern aber kommen endlich wirklich Eichenblattläuse, welche, wenn man ihnen Zweige giebt, sofort zu saugen anfangen, und so wissen sich die Ameisen ihr Milchvieh aufzuziehen, um selbst im Winter Nahrung von demselben zu gewinnen.

Was wir hier von den europäischen Ameisen gesagt haben, gilt auch von den außereuropäischen Arten, die mit allen vorher erwähnten geistigen Eigenschaften noch ein heftigeres und hartnäckigeres Temperament zu verbinden scheinen. Die bemerkenswerthesten von ihnen sind die Termiten oder weißen Ameisen, denn was Bienen und Ameisen im kleinen und kleinsten Maaßstabe sind, machen und thun pflichtsch und materiell die Termiten im allergrößesten. Körperlich sind sie aber noch viel kleiner als selbst die Ameisen, nur herrscht zwischen ihnen der bedeutende Unterschied, daß, wie diese eine republikanische Verfassung haben, die Termiten streng monarchisch gesinnt sind, und Gut und Blut, Leib und Leben für König und Königin — das einzige Männchen und Weibchen im ganzen Reiche, alle andern sind geschlechtslos — lassen.

Bei den Bienen, Wespen und Ameisen sind die Geschlechtslosen Soldaten und Arbeiter zugleich, wenn sie zu den Letzteren nicht Gefangene verwenden, bei den Termiten theilen sie sich dagegen in zwei völlig getrennte Stände, Arbeiter und Soldaten. Nach den neuern Beobachtungen sollen die Arbeiter die Larven, die Soldaten die Puppen sein, und psychologisch ist diese Hypothese wahrscheinlich.

In irgend einer Art muß eine Puppe etwas psychisches leisten, bis hierher ist dieses noch nicht der Fall gewesen, später aber kann dieses Verhältniß nicht mehr auftreten, da mit ihnen der Uebergang durch den Puppenzustand verloren geht. Es giebt Larven, Männchen, Weibchen, mit einer Bedeutendes leistenden Psyche, es muß auch solche Puppen geben, die wir am sichersten in dem Kulminationspunkte der ganzen Gattung, der Termitenart, finden dürfen. Die Natur strebt nach Mannigfaltigkeit, stellt Alles in seiner Art vollkommen her und schließt hier das ganze Verhältniß mit der Termitenpuppe.

Was die Lebensart dieser Thiere, ihre Wanderungen, Kämpfe und Räubereien betrifft, so ist alles so wunderbar, wie ihre Wohnungen. Sie sind bei ihren Arbeiten eben so vorsichtig, klug und emsig, wie die Ameisen, übertreffen aber Bienen, Wespen und Biber in der Baukunst eben so sehr, wie die Europäer die Wilden. Sie leben in Indien, Afrika und Südamerika, die Arbeiter sind nicht größer als unsere kleinen, schwarzen Ameisen, die Soldaten dagegen stehen dem vollkommenern Zustande näher, sind $^1/_2$ Zoll lang, wohl 15 mal schwerer als die Arbeiter, von denen 100 gegen einen Soldaten angenommen werden müssen. Die Arbeiter führen ihre Wohnungen, große Gebäude in der Form konischer Hügel, von 8 bis 10, ja manchmal 20 Fuß Höhe auf, die sie aus einer Art rothen Lehm errichten, und die so fest sind, daß wohl ein Dutzend Menschen darauf stehen können. (Siehe Abbildung.) In der Mitte liegt das königliche Zimmer, länglich oval, wie ein Backofen, anfangs nicht einen Zoll, später aber, sowie die Königin an Größe zunimmt, wohl 8 Zoll lang. Die Wände bestehen rings aus Lehm, der Boden ist wagerecht, und gegen einen Zoll dick, die Bühne gewebt und fast ebenso dick die Seitenwände aber dünner und darin sind einander gegenüber zwei Oeffnungen oder Thüren, aber so eng, daß nur die Arbeiter und die Soldaten, kennenwegs aber der König und die Königin, welche zur Legezeit 1000 mal größer ist, als jene, heraus und hinein kann. Das königliche Zimmer ist bei einem großen Hügel stets mit einer unzähligen Menge anderer Zimmer von verschiedener Größe und Gestalt umgeben, die sich bald in einander öffnen, bald durch einen weiten Gang mit einander verbunden und zum Aufenthalte der Soldaten oder Arbeiter oder des Gesindes bestimmt sind, wovon immer eine große Zahl gegenwärtig sein muß, um die Befehle auf den Wink zu erfüllen. An diese Vor- oder Gesindezimmer stoßen die Vorrathskammern und Ammenstuben. Jene bestehen aus Thon und der Vorrath ist eine Art Gummi, die Kinderstuben aber sind von Holz und mit Gummi gut verkittet. Anfangs liegen sie dicht um das königliche Gemach, später aber, wenn die Königin mehr Eier zu legen anfängt, deshalb mehr Diener braucht und die Zimmer zu eng werden, werden sie abgerissen und in einiger Entfernung größer gebaut, wobei auch das königliche Gemach größer gemacht wird. Spuren von solcher Nachhülfe kommen auch bei Bienen und Ameisen vor, und an den senkrechten Wänden sieht man nicht selten halbvollbreite Leisten wie eine Treppe, bisweilen sogar von einem Schwibbogen zum andern gesprengte frei schwebende Brücken, die bis $1\frac{1}{2}$ Zoll lang, $^1/_2$ Zoll breit und $^1/_4$ Zoll dick sind. Diese Kammern steigen bis $^2/_3$ oder $^3/_4$ des ganzen Gebäudes in die Höhe, so daß darüber ein leeres Gewölbe wie die Kuppel einer Kirche bleibt und auch ebenso durch Schwibbogen gestützt wird.

Weder Arbeiter noch Soldaten kommen je an die freie Luft, sondern arbeiten immer unter der Erde oder unter den Baumstämmen, welche sie zerstören, fort. Sie scheinen zu wissen, daß ihnen außen Gefahr droht und ihnen kleinere Vögel, Hühner, Eidechsen ꝛc. anklauern, und wagen sich deshalb auch nur im äußersten Nothfalle heraus. Sie ziehen, um dies zu vermeiden, ihre Gänge mehrere Hundert Schritte weit unter der Erde fort und stoßen sie dabei auf einen Felsen, unter den sie nicht durchkommen, so bauen sie einen verdeckten Gang darüber hinweg. Zerstört man ihnen einen solchen Gang 5 bis 6 Schritte lang, so ist er dennoch am andern Morgen wieder hergestellt und mit Hin- und Hergehenden angefüllt.

Weil bei den andern Insekten kein eigener Soldatenstand vorkommt, so verdient derselbe bei den Termiten besondere Aufmerksamkeit. Selbst zu arbeiten halten sie unter ihrer Würde, sie überlassen dies den geringern Arbeitern, über die sie die Aufsicht zu führen und den Platz zu vertheidigen haben. Schlägt man mit einer Hacke oder einem Beil ein Loch in ihren Hügel, so erscheint nach wenigen Secunden ein Soldat, um zu sehen, was vorgeht, dem aber sofort mehrere und bald soviel, als nur die Bresche durchlassen will, folgen. In der Hitze und Wuth stürzen sie, ihres schweren Kopfes wegen, oft an der Seite des Hügels herunter, klimmen aber bald wieder hinauf und beißen, weil sie blind sind, in jedes Ding, an das sie rennen, wodurch ein lautes Geräusch, wie das Picken einer Taschenuhr entsteht. Sie beißen sich so arg in die Beine des Menschen hinein, daß zollgroße Blutflecken entstehen und schlagen dabei ihre gekerbten Kiefern so tief ein, daß sie nicht loslassen, selbst wenn man sie entzwei reißt. Zieht man sich aber zurück und weicht ihnen aus, so ziehen auch sie sich nach ungefähr einer halben Stunde wieder in ihre Festung zurück und nun kommen die Arbeiter zu Tausenden mit einem Klumpen Mörtel im Maule hervor, um den Schaden wieder auszubessern und ungeachtet der anscheinenden Verwirrung sieht man in sehr kurzer Zeit einen Wall emporsteigen, der die Bresche ausfüllt. Unter 1000 Arbeitern sieht man dabei hier und da einen Soldaten herumschlendern, der sich aber nie um den Mörtel bekümmert. Er stellt sich dicht an den Wall, dreht sich gemächlich nach allen Seiten um, als wenn er die Aufsicht führen müßte und beißt alle zwei Minuten auf das Gebäude, wodurch ein Schall entsteht, der von den Arbeitern durch ein lautes Gezisch erwiedert wird. Sie verdoppeln dann ihre Schritte und arbeiten schneller als vorher. Sie müssen also eine Zeitrechnung in sich haben und wohl dürfte ihnen dabei, nach der Kürze ihres Lebens, die Minute eine Stunde sein.

Man hat mit großer Mühe und Kraftanstrengung schon mehrere Tausend Zimmer und Gänge bloßgelegt, aber man mußte dabei sehr rasch sein, weil sonst, während man untersucht, die Arbeiter so schnell alle Gänge verstopfen, daß man nur einen unförmlichen Lehmklumpen findet. Das königliche Gemach erkennt man theils aus seiner Lage in der Mitte, theils aus der Menge von Arbeitern und Soldaten, welche es umgeben und bis auf den Tod vertheidigen. Nimmt man das königliche Gemach ganz heraus und thut es in eine Glasknge, so kann man

die außerordentliche Aufmerksamkeit und Verehrung, die sie besonders der Königin Mutter beweisen, sehr genau beobachten. Der König kommt dabei selten zum Vorschein und wird wegen seiner Kleinheit fast immer von der Königin bedeckt. Zerstört man bei solchen Untersuchungen auch das ganze Gebäude bis auf die königlichen Gemächer und läßt in diesen das Königspaar darin, so wird sofort jeder Raum zwischen den Gängen, wo der Regen eindringen könnte, wieder bedeckt, und in Jahr und Tag erreicht das Gebäude seine vorige Größe wieder.

Etwas zum Nachdenken

von

einem Menschenfreund.

II. Sendung.

Der Fragsteller in Nr. 3. der Gartenlaube wird nun zum Beantworter, und da mocht er nun, — nach seinem schlichten Menschenverstand und darnach, wie er die Menschen nah und fern beobachtet hat — die dort gestellten Fragen also beantworten:

1. Frage: Was thun wir gewöhnlich mit dem, was wir nicht verstehen? Und warum?

Antwort: Wir verachten es oder bewundern es. — Und warum? Die liebe Eitelkeit und der Hochmuth bringen uns dazu. Aus Eitelkeit oder Hochmuth wollen wir uns nicht eingestehen, daß wir etwas nicht verstehen konnten und so nennen wir es lieber dumm oder schlecht, anstatt entweder einfach zu sagen: das geht über meinen Verstand, oder uns recht eifrig zu bemühen, es richtig zu erkennen. — Oder aus Eitelkeit und Hochmuth machen wir uns weiß, daß wir es verständen, damit die Andern, die es verstehen, uns nicht für ungebildet halten sollen; oder wir glauben wirklich: das müsse jedenfalls bewundernswerth sein, was unsern Verstande, — den wir meist für größer halten, als er es wirklich ist — nicht begreiflich sei.

Dieser Fehler in uns ist scheinbar sehr klein und doch in seiner Wirkung auf uns und auf die Bildung überhaupt sehr groß: namentlich führt er im sogenannten Volke dahin: daß es sich so oft hier hartnäckig gegen neue, große und schöne Lehren und Erfindungen sträubt, sich dort von Dingen blenden läßt, die eigentlich der Bewunderung gar nicht werth sind. Daraus könnte ich nun noch manche andere schädliche Folgen herleiten, doch sei das Jedem selbst überlassen: sie liegen nahe genug für Jeden, der mit gesunden Augen sehen will. —

2. Frage: Gegen wen sind wir oft am duldsamsten? Und warum?

Antwort: Gegen denjenigen, der uns in einer Absicht bestärkt, die wir für unrecht halten, aber doch gerne ausführen möchten.

Und warum? Er benutzt oder vermindert wenigstens uns die Gewissensbisse, die wir bei einer bösen Absicht empfinden und das gilt uns oft weit mehr als Wohlthaten oder Güte, die man uns erweist. Er befördert aber auch unsern Vortheil, den wir durch Ausführung der bösen Absicht erreichen wollen, und haben wir sie ausgeführt, so ist er uns, wenn wir ihn auch verachten, doch lieb als der Sündenbock, dem wir einen großen Theil des gethanen Unrechts aufbürden können. — Im Ganzen darf man auch wohl annehmen: wir nehmen eher böses Rath an als guten.

3. Frage: Warum loben wir oft so gern einen Menschen oder eine gute Handlung?

Antwort: Aus rechtschaffen wieder gelobt zu werden, oder um zu zeigen: wie wenig neidisch, wie anerkennend wir seien und wie wir das Gute lieb hätten. Wir werfen da oft, wie man zu sagen pflegt, „mit der Wurst nach der Speckseite." Es lege hier ein Jeder still die Hand auf's Herz und frage sich einmal recht ehrlich: ob er stets nur aus innerstem Herzensdrange einen Menschen oder eine gute Handlung gelobt habe. —

4. Frage: Warum sind wir oft rauh und streng gegen Jemand, den wir eigentlich hoch schätzen?

Antwort: Aus Eitelkeit und Hochmuth. Diese beiden Fehler sind, nach der Eigenliebe und Selbstsucht, die allerstärksten und zugleich die allergefährlichsten, weil oft am tiefsten in uns verborgen und in allen möglichen Verkleidungen uns zum besten haben. Es verletzt unsere Eitelkeit und unsern Hochmuth, Jemanden höher schätzen zu müssen als uns selbst, wenigstens gute Eigenschaften an ihm zu loben, die wir selbst nicht besitzen. Nun suchen und suchen wir, um doch irgend Etwas gegen ihn zu finden, und je weniger wir finden, desto mehr glauben wir zu finden oder desto fester halten wir uns an ein wirklich Gefundenes und lassen dann daran unsern Aerger aus. Wir brauchen uns in der Geschichte unserer Zeit nur umzuschauen, um dafür hinlängliche Beweise zu finden: die Wuth gewisser Herren und Zeitungen gegen tüchtige Männer der Zeit, — sie hat oft allein darin ihren Grund; aber wir können es auch täglich bei uns selbst wahrnehmen. —

5. Frage. Warum loben wir meist so gern und so leicht die Todten?

Antwort. Eben weil sie todt sind. Weil also ihre Verdienste den unsrigen nicht mehr schaden können; weil sie unsere Absichten, unser Wirken nicht mehr kreuzen.

6. Frage. Was wird wohl am häufigsten mit der sogenannten Humanität oder Duldung verwechselt?

Antwort. Die Trägheit und Nachlässigkeit. — Aus wirklicher tiefster Ueberzeugung Duldung auszuüben, auch dann, wenn wir selbst darunter leiden, wenn wir ihr Opfer bringen müssen, wenn wir damit verlacht oder verhöhnt werden: das ist eine große, seltene Tugend. Wir begnügen uns dafür meist mit dem trüglichen Spruch: „Meinethal-

ben kann Einer denken, was er will," — und glauben nun damit Muth zu fein. Das ist nun der Fehler, der auch wieder einen andern großen Fehler herbeizieht: die Trägheit in Ueberzeugungen; die feste Entschlossenheit gegenüber einem einmal erkannten Rechten. Wer nicht die wahre Humanität hat, der hat auch keine festen, unerschütterlichen Principien; wer aus Trägheit duldsam ist, der wird aus Trägheit auch unentschlossen sein.

7. Frage. Was ist oft der wahre Grund zu einer muthigen That?

Antwort. Die Furcht! Es giebt viele Menschen, die gar keine Anrage haben, gar keine Thatkraft, und im Augenblicke höchster Gefahr nur aus Feigheit sich emporraffen und die Gefahr besiegen, der sie nicht mehr entlaufen können. — Viele gewonnene Schlachten sind durch solche Feigheit gewonnen.

8. Frage. Wer erscheint in einer Gesellschaft oft am geistreichsten?

Antwort: Wer den Andern am aufmerksamsten zuhört. Ach, wir hören uns ja so gerne selbst reden; wir sind so glücklich, wenn Einer uns recht aufmerksam zuhört, und wer uns nun dieses Glück verschafft, den halten wir dann aus Dankbarkeit für geschreidter und geistreicher, als er es vielleicht ist.

9. Frage: Wem bieten wir oft am liebsten unsere Wohlthaten an?

Antwort: Demjenigen, von dem wir überzeugt sind, daß er sie nicht braucht und den wahren Grund unseres Anerbietens nicht kennt. —

10. Frage: Warum fühlen wir es so rasch, wenn ein Anderer uns langweilt, und so spät, wenn wir einen Andern langweilen?

Antwort: Weil wir glauben, daß wir eigentlich Niemand langweilen können und jeden Andern für langweiligr halten als uns selbst.

Blätter und Blüthen.

Ein wackerer Vater. Die Kinder der Könige und Mächtigen der Erde sind eben auch wie die des ärmsten Tagelöhners „Menschenkinder", welche der Erziehung bedürfen, wenn sie zum Nutzen und Dienst ihrer Nebenmenschen gedeihen sollen. Und wohl ihnen, wenn diese nöthige Erziehung von den Eltern ihnen auf eine Weise widerfährt, wie dieses im vorigen Jahre dem künftigen Thronerben von Großbrittannien, dem damals sechsjährigen Prinzen von Wales, von seinem Vater, dem Prinzen Albert, geschah.

Der kleine Prinz von Wales stand eines Tages in seinem Zimmer des königlichen Landsitzes am Fenster, dessen Scheiben, wie dies bei manchen solchen Gebäuden der Fall ist, bis herunter auf den Fußboden reichten. Er sollte seine Lection auswendig lernen, schaute aber aus dem Fenster hinaus in den Garten, und spielte mit seinen Fingern an den Scheiben. Seine Gouvernante, das Fräulein Hillyard, bemerkte das und bat ihn freundlich, an das Lernen seiner Aufgabe zu denken. Der kleine Prinz sagte: „Ich mag nicht."

„Dann muß ich Sie", sagte das Fräulein, „in die Ecke stellen."

„Ich will", antwortete ganz trotzig der Kleine, „nicht lernen und muß nicht in der Ecke stehen, denn ich bin der Prinz von Wales." — Indem er dies spricht, stößt er mit dem Fuße eine Fensterscheibe hinaus.

Da erhebt sich Fraulein Hillyard von ihrem Stuhle und sagt: „Sire, Sie müssen Ihre Lection lernen oder ich muß Sie in die Ecke stellen."

„Ich will nicht," sagte der Kleine und stößt eine zweite Fensterscheibe hinaus.

Das Fräulein klingelt; der Kammerdiener kommt; durch diesen läßt sie dem Vater des Prinzen, dem Prinzen Albert sagen, sie hätte unterthänigst, daß Sr. königl. Hoheit sich bieher bemühen möchten, weil sie in dringenden Angelegenheiten seines Sohnes mit ihm zu sprechen habe. Der Vater kommt sogleich, läßt sich Alles, was so eben vorgegangen war, erzählen. Er wendet sich hierauf an seinen kleinen Sohn, und indem er auf einen kleinen Schämel deutet, sagt er: „Setze Dich einmal hieher und bleibe da bis ich wiederkomme."

Darauf verläßt er das Zimmer, kehrt aber bald wieder zurück. „So ist wahr" wandte er sich dann zu dem trotzigen Knaben, „Du bist der Prinz von Wales, und wenn Du Dich gehörend aufführst, kannst Du ein vornehmer Mann, Du kannst einmal nach dem Tode Deiner Mutter, die uns Gott noch lange erhalten möge, König von England werden. Aber jetzt bist Du noch ein kleiner Knabe, der seinen Vorgesetzten und Pflegern gehorchen muß. Ueberdies muß ich Dir noch ein anderes Wort eindringlich machen, das der weise Salomo sagt: Wer seine Ruthe schonet, der hasset seinen Sohn; wer ihn aber lieb hat, der züchtigt ihn bald."

Darauf zog der Vater eine Ruthe hervor und züchtigte den künftigen Thronerben des mächtigen Reiches in einer sehr fühlbaren derben Weise, stellte ihn dann in die Ecke und sagte: „Hier bleibst Du so lange stehen und lernst Deine Lection, bis Fräulein Hillyard Dir erlaubt, wieder hervorzutreten. Und vergiß nie wieder, daß Du jetzt unter Vormündern und Erziehern, sowie künftig unter den Gesetzen stehest."

Eine Berichtigung. Durch viele deutsche Zeitungen läuft die Nachricht, der Apotheker Sänger in Neustadt a. O. habe ein Verfahren erfunden, durch welches die Leinewand so präparirt werde, daß man sich deren statt des Druckpapiers bedienen könne. Der dortige Buchhändler Wagner habe auch bereits eine Kinderschrift auf diesem neuen etwas theuern Papiere erscheinen lassen. Das Letztere ist allerdings richtig, was aber die neue Erfindung anlangt, so müssen wir bemerken, daß in England bereits seit mehren Jahren dergleichen unzerreißbare Kin-

derschriften auf Leinwand gedruckt werden, die sich übrigens eben so wenig wie die Neuſtädter, durch geschmackvolle Ausstattung auszeichnen. Dem Nützlichkeitsprincip wird durch solche Bücher mehr gehuldigt als dem Schönheitssinn.

Das Mikroskop und die Industrie.

Wie mit der fortschreitenden Wissenschaft der Aberglaube und die falschen Ausstellungen einer vergangenen Zeit mehr und mehr schwinden, so werden durch dieselbe auch Betrug und Schwindel schwieriger oder ganz und gar unmöglich gemacht. Der Optikus Chandler in Paris, Rue de Vaugirard, hat in neuer Zeit ein Mikroskop erfunden, das besonders für Kaufleute und Fabrikanten von Weberei- und Spinnereistoffen eingerichtet ist und für diese zweifellos sehr nützlich werden muß. Durch dieses Mikroskop unterscheidet man nämlich ganz genau die Haare, die Wollgattungen, die Baumwolle, den Flachs, den Hanf, die Seide je von einander und wenn dies geübtern Kennern bisher auch mit der Loupe möglich wurde, so war dies doch nur da der Fall, wo das fremde Material in starkem Verhältniß mit eingemischt war, der Belang also nothwendig in die Augen springen mußte. Wo es sich aber um einige Hundertstheile handelte, reichte weder der Kennerblick noch die Loupe aus.

Unter diesem Mikroskop erscheinen die Haare gerade und an einem Ende zugespitzt. Die Kaschemirwolle zeigt einen viel geringern Durchmesser als die gewöhnliche Wolle und ihre Endchen sind bogenartig geformt, ohne jemals wie die feine Wolle gedreht zu sein, welche ihr Vorhandensein immer durch einige Fäden grobere Wolle, welche man damit gemischt findet, verräth. Die Baumwolle insbesondere unterscheidet sich von allen andern Faserstoffen durch ihre breite, gedrückte und dünne Form, welche sie wie ein an manchen Stellen umschlungenes und zusammen gezogenes Band erscheinen läßt. Mit dieser einfachen Kenntniß ist es unmöglich, daß ein Fabrikant vermischte Rohstoffe kaufe, ohne daß er dieselben bemerke, und auch der Konsument wird sehr leicht irgend ein Gewebe, selbst Shwals, diese kostbaren Gewebe, bei denen der Betrug außerordentlich groß ist, analysiren können. Ebenso ist es, wenn man die verhältnißmäßige Feinheit der Wollgattungen, ihre Verschiedenheit in Farbe und Nuance unterscheiden und bestimmen will. — Das Mikroskop kostet übrigens nur Einen Thaler.

Amerika und Deutschland.

Mehr und mehr nehmen die amerikanischen Zustände das Interesse Deutschlands in Anspruch und der deutsche Buchhandel läßt es sich angelegen sein, der Wißbegierde nach jeder Richtung hin Befriedigung zu schaffen. Die politischen Zeitungen bringen in ihren Feuilletons die ausführlichsten Berichte über die dortigen politischen Zustände und Persönlichkeiten, die Auswanderungszeitungen, deren bereits drei bestehen, bieten jede Woche die reichhaltigsten Mittheilungen aus dem Lande, nach dem sich so Viele sehnen, und neuerdings sind in Bremen und Oldenburg zwei neue Zeitschriften, das Westland und Atlantische Studien, entstanden, die sich lediglich nur mit Amerika's politischen, socialen und literarischen Zuständen befassen. Außerdem erscheinen fast jede Woche mehr oder weniger umfangreiche Bücher über den Westen, dessen Bedeutung und Einfluß auf Europa mit jedem Tage riesengroß wächst.

Eine heitere Staatseinrichtung.

Aegypten — erzählt Wilhelm Genz in seinen soeben im Berlin erschienenen interessanten Briefen aus Aegypten und Nubien — Aegypten ist das Land, in dem, wenn man keine Geduld besitzt, man dieselbe erlernen kann. Die Gelegenheiten mangeln nicht, wo dieselbe auf die Probe gestellt wird. Was man bei uns an einem Tage abmachen kann, dazu gebraucht man hier ihrer acht. Von Werthalten ist keine Rede; alles Falschheit, Lüge, Interesse, Betrug: eine Demoralisation im höchsten Grade. In Europa existirt wenigstens ein Schatten von Gerechtigkeit, hier davon nicht einmal die Spur. — Um ein Beispiel anzuführen, will ich von den Spitzbuben reden.

Auch heute noch bilden, wie im alten Aegypten, Spitzbubenbanden einen integrirenden Theil des Staatsorganismus; ihre von der Regierung autorisirten Scheiks (Obefs) verpflichten sich nur, nichts, was dem Staate gehört, zu stehlen, oder, wenn etwas gestohlen wird, es zurückzugeben. Einer der jetzigen Obefs, ein hagerer, langer Kerl, mit großem Kopf, noch größeren Augen, langen Armen, starrem nichtwernen Blick, schmalen Lippen, denen selten ein Wort zu entreißen ist, verdankt folgender Geschichte sein Glück, an die Spitze gestellt zu sein. —

Wenn ein Spitzbube in die Innung tritt, sucht er seine Geschicklichkeit durch eine kühne That zu bezeugen. Dieser nun drang Nachts in's Palais Mehemet Ali's und zwar trotz aller Wachen und Eunuchen bis in das Schlafzimmer, und nahm den Rosenkranz und Dolch des Fürsten vom Bettisch; da aber Mehemet Ali nicht schlief und ganz wenig die Augen öffnete, zog der Spitzbube, der dies sogleich bemerkte, den Dolch aus seinem Heft und hielt ihn eine Viertelstunde schwebend über seinem Kopf, während welcher Zeit er wahrscheinlich nachdachte, ob er den Mord begehen sollte oder nicht. Mehemet Ali that, als ob er schliefe; der Spitzbube entfernte sich und schickte dem folgenden Tages den gestohlenen Dolch und Rosenkranz zurück, wie dies immer geschieht, wenn das Eigenthum des Paschа's oder der Regierung Eigenthum ist. Der Kriegsminister drang darauf, den Dieb hinrichten zu lassen; der Pascha meinte aber, daß so seltene Talente erhalten werden müßten, gab ihm eine jährliche Pension und machte ihn zum Obef der ganzen Innung.

Wenn Jemandem etwas gestohlen und dies zurück gewünscht wird, so wendet man sich an den Obef, giebt ihm eine angemessene Belohnung, und man ist sicher, dasselbe zurück zu erhalten. Gewöhnlich thut dies die Regierung; den Spitzbuben bekommt man aber nie. Die Spitzbuben theilen ihre Beute unter sich, den Obefs und den Regierungsbeamten. Will man eine Reise machen, und vor Ueberfällen sich sichern, dann läßt man sich einen Firman geben, den man theuer bezahlt, weil einen Theil davon die Regierung, einen andern aber die Innung nimmt: dann ist man sicher, daß man respektirt wird. — Bei den alten Aegyptern war dieselbe Sitte; auch bei den Spartern fanden sich ähnliche Gebräuche.

Thierseelenkunde.

Unter diesem Titel ist in Leipzig eine Schrift erschienen, die in sehr ansprechender Form die interessantesten Mittheilungen aus der Thierwelt enthält. Wir machen unsere Leser darauf aufmerksam und bemerken noch, daß der in der heutigen Nummer abgedruckte Aufsatz: das Kriegs- und Friedensleben der Ameisen, größtentheils diesem Buche entnommen ist. **E. R.**

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Schnellpressendruck von Giesecke & Devrient in Leipzig.

№ 6. 1853.

Die Garfenlaube.

Familien-Blatt. — Verantwortlicher Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich ein ganzer Bogen mit Illustrationen.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter für 10 Ngr. vierteljährlich zu beziehen.

Getreu bis zum Ende.

(Erzählung aus der Wirklichkeit.)

Es war im Winter. Napoleon reiſte in der Nacht mit einem Adjutanten nach Spanien ab, wo der Krieg begann. Am Morgen rollte der Wagen in der grauen Ebene hin. In einiger Entfernung zeigte ſich ein großartiges altes Schloß. „Sind Sie bekannt hier?“ fragte Napoleon den Adjutanten. „Wie heißt das Schloß?“

„Kervegan, Sire. Es wurde 1794 von den republikaniſchen Truppen belagert. Ich ſelbſt war dabei.“

„Erzählen Sie mir davon.“

„Die Vendée war unterworfen, nur dies Schloß hielt ſich noch, in welchem ſich Graf Kervegan mit ſeinen vier Söhnen und etwa hundert ſeiner Getreuen eingeſchloſſen hatte. Mein Regiment erhielt den Befehl, das Schloß um jeden Preis zu nehmen. Wir griffen es vergeblich an und hatten bedeutenden Verluſt. Zugänglich war das Schloß nur von einer Seite her, wo es an einen ſehr großen Teich ſtieß. Ich bekam den Auftrag, in Böten mit etwa hundert Mann in der Nacht über den Teich zu fahren, an den Stufen auszuſteigen, die von dem Schloſſe da hinabführten und durch die kleine Thür einzudringen. Die Nacht war ſehr finſter; ich langte in einem kleinen Boote zuerſt mit vier Mann an. Die Thür gab bald nach. Sie führte in einen ſchmalen Gang und zu einer zweiten Treppe. Ich trat mit meinen vier Mann hinein, als eben draußen ein anderes Boot anlangte. Da ſchloß ſich plötzlich, wie durch Zauberei, die Thür nach dem Teiche zu, aus allen Fenſtern knallten Schüſſe und meine Leute ſahen ſich unter dem mörderiſchen Feuer bald genöthigt umzukehren. Ich drang mit meinen vier Mann vor und gelangte bald in einen großen Saal voll Bewaffneter. Wir unterlagen der Uebermacht.

„Laſſen Sie es ſich bei mir gefallen,“ ſagte dann der Beſitzer des Schloſſes; „lange werden Sie nicht zu warten haben, denn wir beſitzen nur noch auf acht Tage Lebensmittel. Pulver indeß haben wir genug und wir halten uns bis zum letzten Augenblicke.“

Neben ihm ſtanden zwei junge Männer, einer von zwanzig, der andere von etwa fünfzehn Jahren, ſeine Söhne.

„Sie ſtörten uns bei dem Abendeſſen,“ fuhr der Schloßherr fort; „Graf Kervegan iſt nicht mehr reich, aber Sie finden an ſeinem Tiſche doch noch alten Wein und freundliche Geſichter. Begleiten Sie uns und theilen Sie mit uns was wir haben.“

Wir gingen in den Speiſeſaal, in dem eine Tafel mit wenigſtens ſechzig Gedecken ſtand. Oben an derſelben

saß eine noch schöne Frau mit zwei Kindern von acht bis zehn Jahren, die Patronen machten. Der Graf stellte mich seiner Gemahlin vor, die mir würdevoll die Hand zum Kusse reichte, als wären wir im Schlosse zu Versailles. Dann setzten alle sich an den Tisch, die Pistolen zur Seite. Ich bewunderte die ruhige Fassung und wagte endlich zu dem Grafen zu sagen: „Ich bin zwar nur Lieutenant, verbürge mich aber, für Sie jetzt noch die Capitulation zu erwirken, die Ihnen im Anfang geboten wurde: freien Abzug für Ihre Leute und Pässe für Sie und Ihre Familie."

„Mein König," antwortete der Graf, „hat mich nicht ermächtiget zu capituliren. Fragen Sie meine Leute; wollen sie sich ergeben, willige ich unter einer einzigen Bedingung ein, — unter der Bedingung, daß man mich auf das Schaffot führe."

„Es lebe der König!" riefen die Anwesenden.

Am andern Tage stürmte mein Regiment von neuem vergeblich; am dritten kamen die Kanonen an. Ich bot noch einmal die Capitulation an, der Graf aber sagte nichts als: „Wenn Sie einmal den König sehen, theilen Sie ihm mit: Graf von Kerregan ist für seinen König gestorben, wie seine Väter für ihren König starben."

Die Kanonen begannen gegen das Schloß zu donnern. In der Nacht ließ mich der Graf rufen. Er war mit seiner Frau und drei seiner Söhne allein und begann ohne Weiteres: „Ich habe einige Fäßer Pulver in den einzeln stehenden Thurme. Morgen werden wir uns da in die Luft sprengen. Sie sollen unser Schicksal nicht theilen. Für Ihr Leben aber verlange ich das Leben meiner Frau und zweier meiner Söhne."

„Herr Graf, nehmen Sie die Capitulation an!" bat ich so dringend als möglich.

„Nein; aber ein Kerregan ist schon gefallen; zwei werden morgen sterben; meine alten Mönige dürfen Ihren Kerregan nicht vermissen, wenn sie zurückkommen. Das Loos hat entschieden, welcher von meinen Söhnen bei mir bleiben soll; der jüngste."

„Warum wollen Sie ihn nicht auch retten?"

„Weil das Boot, das Sie hinwegführen soll, nur vier Personen tragen kann."

Was ich auch that, ich vermochte den Entschluß des eisenfesten Mannes nicht zu erschüttern. Der Abschied war ergreifend; wir traten die Thränen in die Augen, als die Mutter ihren Sohn lange umarmt hielt, der mit dem Vater sterben sollte; aber sie umarmte ihn — ohne Thränen; sie sah in ihm einen Märtyrer der guten Sache.

Nach einer Stunde waren wir am Ufer. Als der Morgen dämmerte, erschütterte furchtbarer Donner die Erde und blutroth leuchtete eine riesige Feuergarbe empor — der Thurm im Schlosse war in die Luft geflogen, der Graf mit seinem Sohne und seinem Diener für seinen König gestorben. Die Gräfin fiel in Ohnmacht.

„Und trotz solchen Männern ist die Monarchie gefallen, konnte die Monarchie fallen!" sagte Napoleon. „Was ist aus der Gräfin geworden?"

„Sie ging nach Spanien; jetzt ist sie in Hartwell bei dem Grafen von Provence mit ihrem ältesten Sohne."

„Und der andere?"

„Dient in der spanischen Armee. Er ist vielleicht achtzehn Jahre alt."

Nach etwa einem Monate ging Napoleon Abends in seinem Zelte in Spanien auf und ab. Er hielt einen Bericht eines Generals in der Hand und las. Eine Stelle darin schien seine Aufmerksamkeit zu erregen, denn er rief den Adjutanten, der ihn auf der Reise begleitet hatte.

„Rufen Sie den Oberst des 64. Linienregiments."

Der Oberst erschien bald.

„Wie ist das mit dem jungen Franzosen, der Sie gerettet hat?"

„Ich hatte mich mit zehn Mann meiner Colonne verirrt und gerieth in einen Hinterhalt in einer engen Schlucht, wo hinter jedem Busche eine Kugel hervor pfiff. Bald waren nur noch vier Mann bei mir. Wir wurden nun umringt; meine Leute fielen sämmtlich und einer der Spanier setzte auch mir sein Gewehr auf die Brust. Aber plötzlich blitzte es in der Nähe, der Mann, der mich niederschießen wollte, brach zusammen und gleichzeitig hörte ich mir eine Stimme französisch zurufen: „Ergeben Sie sich nicht." Ich erlangte meine Kaltblütigkeit wieder. Ein junger Mann, der in jeder Hand ein Pistol hielt und die noch rauchende Flinte umgehangen hatte, war mit ein Paar Sprüngen bei mir. Wir griffen die wenigen Feinde an, bis sich stürzte . . Als ich wieder zu mir kam, verband mich der junge Landsmann. Um uns her lagen fünf todte Spanier. Mein Retter war sehr jung, etwa siebenzehn Jahre alt, sehr blaß und von Blut bedeckt. Er hatte siebenzehn Stiche mit einem catalonischen Messer erhalten und wurde neben mir bald ohnmächtig. Zum Glück war das Schießen gehört worden und eine Compagnie Carabiniers rückte im Sturmmarsch heran. Ich ließ den jungen Mann ins Lager bringen; seine Wunden sind meist nicht gefährlich und die Aerzte machen mir Hoffnung, sein Leben zu retten."

„Wo ist der junge Mann?" fragte der Kaiser.

„Hier in meinem Zelte."

„Ich will ihn sehen . . Bringen Sie mich zu ihm."

Der junge Mann schlief. Er war siebenzehn bis achtzehn Jahre alt, blond und klein.

„Wecken Sie ihn," sagte Napoleon.

Der Oberst that es und flüsterte ihm zu: „Der Kaiser!"

Der Verwundete richtete sich ein wenig auf und neigte lächelnd das Haupt.

„Wie kommt es, daß Sie in Spanien sind?" fragte Napoleon.

„Ich diente in der Garde des Königs."

„Und," fragte der Kaiser mit Sturmrunzeln, „Sie kämpften gegen Ihre Landsleute?"

„Nein, Sire; ich trat aus dem Dienste des Königs, sobald der Krieg begann."

„Kehren Sie nach Frankreich zurück."

„Ich bin ausgewandert."

„Ich werde Sie aus den Listen streichen lassen."

„Ich danke, Sire. Bei Gott, ich habe nicht die Absicht, Sie zu beleidigen. Ich bewundere Sie als Feldherrn, ich liebe Sie um des Ruhmes willen, den Sie meinem Vaterlande geben."

„Nun?"

„Ich hatte drei Brüder . . Zwei sind in der Vendée für den König gefallen . ."

„Wie heißen Sie?" fragte Napoleon rasch.

„Max v. Kerregan, Sire.“

„Ihr Vater sprengte sich mit den Seinigen in die Luft?“

„Ja, Sire.“

„Und Ihre Mutter, Ihr Bruder?“

„Sie sind in England, bei dem König.“

„Sind sie reich?“

„Verbannte sind nie reich.“

„Wenn ich Ihrer Mutter ihre Güter zurückgäbe, Ihren Bruder zum Obersten, Sie selbst zum Lieutenant ernennete . .“

„Sire,“ entgegnete der junge Mann ehrfurchtsvoll, aber fest, „. . unser ganzes Blut gehört dem Könige.“

„Sie vergessen Ihr Vaterland,“ fiel Napoleon etwas barsch ein.

Max ließ den Kopf sinken.

„Ich begreife, ich bewundere Ihre Treue,“ fuhr der Kaiser fort; „aber dem König, dem Kaiser geht das Vaterland vor. Das Vaterland bedarf Ihres Blutes und ich nehme es in Anspruch . . Wollen Sie ihm dienen?“

Max zögerte.

„Nun,“ setzte Napoleon hinzu, „wenn die Bourbons zurückkommen, soll es Ihnen freistehen, zu denselben zurückzukehren. Ich verlange von Ihnen keinen Treuschwur.“

„So trete ich als gemeiner Soldat ein,“ sagte Max nach einigem Nachdenken.

„Warum dies?“

„Ich will dem Vaterlande dienen, nicht mehr.“

Kerregan wurde doch später Hauptmann in der Garde und folgte dem Kaiser in allen Schlachten; aber wo er auch war, überall blickte er nach der verbannten Königsfamilie. Er hielt Napoleon für das Haupt des Staates für eine kurze Zeit und meinte, Gott habe den Gewaltigen nur gesandt, damit er durch den Ruhmesglanz die Thränel der Schreckenszeit verhülle.

Zehn Jahre vergingen. Den Tagen des Ruhms waren Tage des Unglücks gefolgt.

Napoleon befand sich in Fontainebleau, von den Trümmern seiner Garde umgeben. Die Alliirten waren in Paris. Ludwig XVIII. kehrte nach Frankreich zurück, Napoleon schickte sich zur Abreise nach Elba an. Alle Männer, die er aus dem Stande emporgezogen und groß gemacht hatte, verließen ihn. Er ging den ganzen Morgen einsam und allein in dem Park umher. Erst Mittags kam er in das Schloß zurück. Es war fast verödet. Alle Generale und Würdenträger hatten sich nacheinander entfernt und sammelten sich um den neuen Thron.

Mit einemmale trat dem Kaiser ein junger Mann entgegen. Er war blaß und traurig in seiner Uniform als Capitain der schwarzen Husaren; in seinen schwarzen Augen glänzte etwas wie eine Thräne.

Der Kaiser zuckte zusammen als er ihn erblickte.

„Ah, Sie sind es, Kerregan! . . Ich weiß,“ setzte er mit bitterm Lächeln hinzu, „Sie lieben mich nicht; Sie waren den Bourbons von Ihrer Geburt an zugethan; Sie dienten in mir nur Ihrem Vaterlande; das Land geht zu andern Geschicken über und Sie kehren zu Ihren Königen zurück . . Aber Sie nehmen doch wenigstens Abschied von mir; Sie kommen stolz und traurig, wie Sie es immer waren. Die Andern, die ich mit Ehren, Würden und Ruhm überschüttet habe, gehen, ohne mich eines letzten Grußes zu würdigen . . Geben Sie mir Gott, Kerregan, und nehmen Sie meinen Dank.“

Der Kaiser reichte dem jungen Manne die Hand. — Kerregan faßte sie und sagte:

„Sire, ich komme nicht, um Abschied zu nehmen.“

„Was wünschen Sie sonst, Kerregan?“

„Sire, mein älterer Bruder und meine Mutter sind bei dem Könige. Der Name Kerregan fehlt nicht am Hofe; ich habe also nicht nöthig, nach dahin zu gehen.“

„Und wohin gehen Sie?“

„Sire, ich komme, um Sie um die Erlaubniß zu bitten, Sie nach der Insel Elba begleiten zu dürfen.“

„Ah!“ rief Napoleon verwundert aus. „Das sind Männer!“ setzte er leise hinzu.

Friedrich Fröbel und seine Kindergärten.

(Zwei Briefe an eine Mutter.)

I.

Freundlichen Dank dafür, verehrte Frau, daß Sie in Ihrer Rathlosigkeit und Sorge um den besten Weg für die Erziehung Ihrer Kinder sich des alten Freundes erinnern und Ihre Zuflucht vertrauensvoll zu mir nehmen. Wie können Sie auch nur noch fragen, ob ich geneigt sein werde, mit den Sorgen eines treuen Mutterherzens mich zu beschäftigen? Ist es denn möglich, daß ich Gefühlen, Ideen und Neigungen, die auf eine so wichtige Sache, wie die der Erziehung gerichtet sind, untreu werden kann? Und sind diese nicht der einzige Schatz, von dem ich Andern mittheilen, womit ich leidlich nützen kann? Aber auch abgesehen von meiner persönlichen Theilnahme an Ihren Haus- und Familienfragen, ist der Auftrag, den Sie mir ertheilen, für mich so anziehend, daß ich die Ausführung desselben selbst bei weniger Muße, als ich gegenwärtig noch genieße, nicht versagen konnte. — Von Friedrich Fröbel wollen Sie hören, über seine Kindergärten wünschen Sie näher unterrichtet zu sein. Wie bereit kommt hier mein Herz Ihren Wünschen entgegen! Wird auch die Erinnerung an den nun verewigten Freund für mich nicht ohne Wehmuth sein, so wird doch selbst diese Empfindung nur dazu dienen, meine Liebe beredter zu machen.

Sie haben Recht gethan, verehrte Frau, wenn Sie in dem Streite, der sich über Fröbel's Verdienste als Erzieher

entsponnen hat, nicht nach der Meinung Solcher sich entschieden haben, welche Person und Sache nicht aus eigner Erfahrung und vorurtheilsfrei, sondern nur nach Gerüchten und unter dem Einflusse ungehöriger Nebenrücksichten beurtheilen. Es ist hier viel, und was das Schlimmste ist mit Absicht und gegen Besserwissen gefehlt worden; aber wie immer eine gute Sache durch fanatische Verketzerung und Anfeindung an Geltung und Ausbreitung unter vernünftigen und charakterstarken Menschen nur gewinnt, so hat der blinde Eifer seiner Feinde dem Segenswerke Fröbel's schneller und mundestens ebenso viele Freunde verschafft, als der fruchtbringende Widerstreit ehrlicher Gegner und das treue Wirken seiner Anhänger und Nachfolger. Auch hat der edle, der Reinheit und Wahrheit seines Strebens sich immer klar bewußte Fröbel durch keinerlei Mühsal und Anfechtung sich irren und entmuthigen, oder gar zu Haß und zu den Fehlern seiner Feinde sich verleiten lassen. Sollten wir die Erinnerung an den treusten und liebevollsten Menschenfreund uns durch Eifern gegen seine Widersacher trüben? — Sie verlangen nach dem Zeugnisse eines unparteiischen, der Person und Sache kundigen Mannes; ich gebe Ihnen dieses nach meinem besten Wissen und wie ich denke zugleich als das beste Geschenk für Ihre lieben Kinder. Denn das weiß ich zu voraus, daß Sie nun, von Ihren Zweifeln erlöst, voll Ruhe die Kleinen dem Kindergarten und damit ihrem Glücke zuführen werden. Schenken Sie Ihre Aufmerksamkeit zuerst einer kurzen Lebens- und Charakterschilderung des verewigten Kinderfreundes.

Friedrich Fröbel wurde am 21. April 1782 zu Oberweißbach im Fürstenthum Schwarzburg-Rudolstadt, woselbst sein Vater Pastor war, geboren. Im ersten Lebensjahre schon verlor er die Mutter und mit ihr ein Glück, das er später so hoch pries, und das der ganzen Kinderwelt zu sichern für ihn die hochheilige Aufgabe eines langen Lebens wurde; das Glück, von der Mutter auch geistig geboren zu werden und an der Hand treuster Liebe zu bewußtem Leben heranzureifen. Unter liebeleerer, stiefmütterlicher Obhut verflossen ihm die Jahre der Kindheit. Fürwahr, eine deutungsvolle Vorbereitung auf die schweren Seelenkämpfe seines späteren Lebens. — Vierzehn Jahre alt entschied er sich für den Beruf eines Landwirths. Bald aber befriedigten ihr praktischen Arbeiten des erwählten Berufs in Forst und Feld seinen höher und weiter strebenden Geist nicht mehr; einmal in die Werkstätte der Natur eingetreten, verlangte er nach der Kenntniß aller ihrer Geheimnisse, drängte es ihn über das Gebiet glücklicher Ahnungen hinaus zu bewußter, befriedigender Klarheit. Er bezog deshalb im Anfange dieses Jahrhunderts die Universität Jena und widmete sich dort dem Studium der mathematischen und Naturwissenschaften. Der Tod seines Vaters rief ihn aber schon 1802 von dort zurück und nöthigte ihn, den früheren praktischen Beruf wieder aufzunehmen, bis ihn nach wenigen Jahren das Geschick in seine ernste, bis dahin von ihm nicht geahnte Laufbahn einführte.

In Frankfurt a. M. war von einem bewährten Erzieher, Grunner, eine Musterschule begründet worden. In dieser wurde der bisherige Landwirth Fröbel als Mitarbeiter bestellt und bald erwies es sich, daß er, wie Grunner ihm zugerufen hatte, berufen sei, „nicht Pflanzen zu ziehen und Häuser aufzubauen, sondern Menschen und Geister.“ Ohne besondere wissenschaftliche pädagogische Vorbildung leistete Fröbel als Lehrer doch Außerordentliches. Er brachte für die neue Thätigkeit eine rechte, ächte Gottesbegabung mit. Nicht so Verstand und Wissen, als vornehmlich Gemüth und Charakter waren es, durch welche er seine Zöglinge an sich fesselte, und das ist es ja, was den Erzieher macht, der in ihrem innersten und geheimsten Leben die Seele erfassen und nach Außen zur Entfaltung führen soll. Aber Fröbel wollte ganz werden, wozu ihn, wie das jetzt klar vor seiner Seele stand, die Weisheit und Liebe des Vaters der Menschen bestimmt hatte. Er vollendete deshalb seine Bildung zum Erzieher auch wissenschaftlich, indem er zwei Jahre, von 1808—10, bei dem ihm geistesverwandten Pestalozzi in der Schweiz als Lehrer lebte und dann in den Jahren 10 und 11 zu Göttingen und Berlin, wo er zugleich praktisch als Lehrer wirkte, seine Studien als Pädagog zum Abschluß brachte.

Eine Unterbrechung, wenn auch nur eine äußere, denn im Forschen blieb er unermüdlich, — erlitt Fröbel's Thätigkeit durch den Ausbruch des Krieges 1813. Der deutsche, für Vaterland und Freiheit glühende Mann trat als Freiwilliger in Lützow's Jägercorps und nahm an allen Zügen dieser Heldenschaar Theil, bis der Friede ihn im folgenden Jahre nach Berlin zurückführte. Ohne das hohe Ziel seines Lebens- und Lieblingsberufs auch nur einen Tag aus den Augen zu verlieren, wirkte er hier vorübergehend als Assistent am Königl. Museum für Mineralogie. Erst zwei Jahre später kehrte er in den verlassenen Wirkungskreis zurück und war jetzt freier und selbstständiger als je zuvor, wenn auch nicht unter den günstigsten äußeren Umständen. In diese Zeit fällt auch seine erste Verheirathung, durch welche er eine treue, hingebende Gehülfin in seinen Menschen beglückenden Bestrebungen fand. — Konnte ich Ihnen doch gerade dieses Wendepunkt in seinem Leben — den Beginn eines Erziehungsverfahrens nach seinen selbsteigenen Ideen — mit der Ausführlichkeit und in allen den kleinen originellen Zügen schildern, wie ich Fröbel selbst hierüber oft an stillen, gemüthlichen Winterabenden des Sturmjahres 48 im Kreise seiner Schüler und Schülerinnen und in meiner Familie sprechen hörte. Wie der alte Krieger, der auf dem Meere ergraute Schiffer gern von den erlebten und glücklich bestandenen Gefahren ihres Berufes sprechen, so hören wir auch Männer, die eine große, ihre Seele ganz erfüllende Idee ein langes Leben hindurch vor der Welt vertreten und verfochten haben, gern der Drangsale und Beschwerden sich erinnern, die sich der Verwirklichung ihrer Absichten und Pläne entgegenstellten, und die sie glücklich und durch selbsteigene Kraft bewältigten. Mit wie gemüthlicher Selbstzufriedenheit schuldete Fröbel unter welchen Sorgen er die Kinder seiner Brüder (seine Ehe blieb kinderlos) um sich versammelte, mit diesen das Ganze und Große seines Plans für eine naturgemäße Menschenerziehung im Kleinen auszuführen begann und dann weiter vorschritt zu Begründung der ersten größeren Erziehungsanstalt im Dorfe Keilhau. — An dieser Anstalt wirkte Fröbel längere Zeit in Gemeinschaft mit den Mitbegründern derselben, seinen treusten Herzens- und Berufsfreunden Middendorf und Baron. Später — denn sein Name war jetzt durch seine öffentliche Wirksamkeit und durch seine Schriften weithin

bekannt worden — folgte er einem ehrenvollen Rufe nach der Schweiz und gründete dort nach seinem System Erziehungsanstalten zu Willichau und Burgdorf.

Mit seiner Rückkehr nach Deutschland um das Jahr 1837 beginnt der letzte scharf bezeichnete Abschnitt seiner erzieherischen Wirksamkeit, ein Abschnitt, den ein dankbareres Geschlecht später als eine der wichtigsten Epochen in der Geschichte der Erziehungskunst bezeichnen wird.

Friedrich Fröbel.

Wohl fühlend, daß eine Reform der Gesammterziehung des Menschen, wie sie in seinem Geiste fertig ihm vorschwebte, sollte sie praktisch durchgeführt werden, die Kräfte des Einzelnen übersteige, beschränkte er von jetzt ab sich darauf, für sein Gebäude — in Wahrheit ein Tempel der Humanität — nur den Grundstein zu legen. Er widmete deshalb alle seine Kräfte der **Pflege und Erziehung der ersten Kindheit** und hieraus entstanden jene Spielschulen oder **Kindergärten**, für deren Ausbreitung er seit dem genannten Jahre als apostolischer Wanderlehrer unermüdlich und mit entschiedenem Erfolge bis zum letzten seiner Tage thätig war. Die meisten größeren Städte Deutschlands, zuletzt Dresden und Hamburg, besuchte er in solcher Weise, lehrte und ermahnte mit dem Feuer und der Beredtsamkeit reinster Menschenliebe und gewann Tausende seinem Herzen und seiner Sache zu Freunden. 1849 ließ er sich in Marienthal bei Bad Liebenstein im Meiningen'schen nieder und fand hier in einer seiner früheren Schülerinnen eine zweite, ebenso gemüthreiche als für sein Streben tief begeisterte Gattin. In Gemeinschaft mit ihr legte er den Grund zu einer Zentralanstalt für Heranbildung von Kindergärtnerinnen. Mitten in diesem Werke überraschte ihn, den noch immer geistesfrischen und lebenskräftigen Greis, der Tod. Er starb nach kurzer Krankheit am 21. Juni vor. J. im 71. Jahre seines arbeitsvollen, aber von Gott und Menschen gesegneten Lebens.

Hier haben Sie, verehrte Frau, in gedrängtester Form die äußeren Umrisse eines Lebens, dessen vollen reichen Inhalt zu schildern wohl eine Jahresaufgabe sein möchte. Aber empfingen wir nur aus Geist und Herzen seiner

nächsten Freunde ein „Leben Fröbel's", es würde fürwahr ein herrliches Bibelbuch werden für alle kinderfreundlichen Herzen und Familien. Die wenigen Grundzüge, die ich Ihnen gab, mögen Ihnen aber wohl genügen zu fruchtbarem Nachdenken über den immer bedeutungsvollen, nie zufälligen Wechsel menschlicher Schicksale, und denken Sie dann auch daran, daß der fromme Fröbel selbst in solchem Sinne alle Ereigniße seines Lebens auffaßte. — Aber ich habe mir und wohl auch Ihnen noch nicht genug gethan. Ich muß Ihnen von Fröbel's Person und Wesen selbst noch Einiges sagen, damit Sie ein möglichst charakteristisches Bild von ihm für Ihre Vorstellung gewinnen. Dann erst wollen wir von den Kindergärten sprechen.

Friedrich Fröbel zeigte dem Beobachter in seinem Wesen eine glückliche Vereinigung von Gegensätzen, durch welche er schon bei einer ersten Begegnung Aufmerksamkeit und bald erhöhte Theilnahme, selbst Bewunderung erregte. Ein Mann, dem Greisenalter nahe, bewegte er sich vor uns mit der Lebendigkeit und Unermüdlichkeit der Jugend; sein graues, doch volles Haar umkleidete ein Antlitz in der Frische, in den Farben und Zügen der Gesundheit und Kraft. Wir gedachten seines Alters und mahnten zu Schonung und Ruhe; aber der Sechziger wanderte munteren Geistes und ohne zu ermüden mit uns auf stundenweiten Spaziergängen, und dabeim im freundschaftlichen oder wissenschaftlichen Wechselgespräch merkte er, daß längst schon die Nacht gekommen, erst dann, wenn seinen jüngeren Freunden die Augenlider schwer wurden. Und wollte einmal die Sprache, seine Bewegung uns die Macht des Alters verrathen, da sagte uns ein fester, geistvoller Blick seiner Augen, daß wir uns täuschten. Wohin immer wir staunend und prüfend den Blick lenkten, um jede Spur, um jede Linie, sahen wir, hatte der Geist mit der Gewalt der Zeit gekämpft und war Sieger geblieben. — Hatte uns zuerst die Jugendkraft bei den Jahren des Alters in Fröbel's Erscheinung angenehm berührt und als erster Eindruck für ihn eingenommen, so überraschte uns nicht weniger die Art der Verschmelzung des Idealen mit dem Praktischen, die wir in ihm kennen lernten. Wenn wir Fröbel über Verfahren, Zweck und Wirkung seiner Erziehungsweise sprechen hörten, wenn wir ihn die seinen Absichten dienenden Erziehungs- und Unterrichtsmittel vor uns ausbreiten sahen und erläutern hörten, so bewältigte uns wohl der Glanz und die Summe seiner Gedanken und der zur Veranschaulichung vorgelegten Spielmittel und Arbeitsformen dergestalt, daß wir einige Zeit uns müßen mußten, um von stummer Verwunderung zu klarem Verständniß uns zu erheben. Und was war es denn, daß wir im ersten Augenblicke an uns selbst und an dem begeisterten Redner vor uns irre wurden?

Es war der Umstand, daß Fröbel das ganz Gewöhnliche, Altbekannte, an sich Geringfügige und Trockne auf eine uns völlig neue Weise zu geistiger Bedeutung erhob, daß er herrliche Ideen, unbaltreiche Gedanken auf dem kürzesten Wege und durch die einfachsten Mittel, welche erdacht werden können, uns veranschaulichte. Papierstreifen, Holzstäbe, Fruchtkerne wurden in seiner Hand zu bedeuten Bildern, und spröde geometrische Formen zwang er, daß sie durch Schönheit uns über ihren Charakter täuschten. Wenige Striche, und wir übersahen ein eben so sinnreiches, als leicht faßliches Zeichensystem; ein kurzes Spiel mit Würfel oder Ball, und wir erfreuten uns der Einsicht in einen mathematischen Lehrsatz, mit dem wir seit den Schuljahren nicht einig werden konnten. Dies Alles sahen wir vor Unseren Augen geschehen und diese Wunder deutete uns das nicht weniger wunderbare Wort des Lehrers. Wir glaubten nicht recht zu sehen, nicht recht zu hören, es war ja gar nicht möglich, daß mit all diesen unscheinbaren Dingen Etwas von Bedeutung und Werth gelehrt oder geschaffen werden konnte! Und indem wir noch mit dem eigenen Widerstreben kämpften, überraschte uns die Erkenntniß und mit der Befriedigung und Freude, welche der Ausschluß über eine Wahrheit gewährt, wendeten wir uns bewundernd und dankend an den Mann, deßen vor Kurzem noch unerkannte Geheimniße uns so peinliche Zweifel verursacht hatten. Da hatten wir schulgerechten Köpfe unsere verdiente Strafe, oder vielmehr wir duldeten sie für die, welche sie verdient hatten. Unsere in der Schulstube blöd gewordenen Sinne sahen den Wald vor Bäumen nicht, erkannten nicht die Einfachheit und Schönheit der Natur und des Natürlichen.

Aber so wohlthuend auch die eben geschilderten Eigenthümlichkeiten in Fröbel's Wesen auf uns einwirken mochten, dennoch würden sie nicht genügt haben, unsere Aufmerksamkeit für immer zu beschäftigen, unsere Neigung dauernd zu fesseln. Aber ich sah ihn mit meinen Freunden auch in der Ausübung seines Berufs — und hier wurden wir wahrhaft von ihm erbaut. Fröbel hat seinen Beruf als Erzieher in voller Uebereinstimmung mit den Neigungen und Bedürfnißen seines Herzens und mit den Fähigkeiten seines Geistes gewählt. In diesem Bekenntniß hat sich gewiß Jeder gedrungen gefühlt, der auch nur einmal Fröbel unter Andern gesehen hat. Fröbel im Kindergarten — im Kreise seiner kleinen Zöglinge war ein Zauberer an sich selbst und an den Kindern. Wer ihn sah, mußte staunend sich fragen, wohin sind die Jahre, wohin die Bürde des Körpers, die Last der ernsten Erfahrungen, der bittern Sorgen und Kämpfe eines halben Jahrhunderts? Wenn er mit den Kindern spielte, wenn seine hohe Gestalt unter der zwergigen Kinderwelt mit der Spannkraft der Jugend sich neigte und beugte, wenn er mit kräftiger Stimme ihre Gesänge leitete, mit ihnen lachte und scherzte und im Anblick herzlichster Freude von seinen kleinen Freunde sich übertreffen ließ; und wieder, wenn er den überlauten Jubel stillte, die schnell beruhigte Schaar im Kreise um sich versammelte und den gespannt Lauschenden Geschichten erzählte vom heitern Leben in der Natur, von guten und schlimmen Kindern, von Mutter und Vater, von Aeltern- und Kindesliebe, und wenn er ihnen ein Lied lehrte von der Liebe und Güte des unsichtbaren Vaters; — wer hätte von solchem Anblicke nicht tief gerührt und erbaut, wer nicht bewundernd bekennen sollen, daß nur dem reinsten menschlichen Wohlwollen, der Alles mit empfindenden, Alles belebenden und beglückenden Liebe, nur einem für die zartesten Regungen des kindlichen Gemüthes empfindsamen Herzen solche Leistungen gelingen, solche Opfer möglich werden können? Es giebt nur Eins, was größer ist und dennoch weniger bewundernswürdig als Fröbel's kinderbeseligendes Herz: es ist die Mutterliebe; — aber tausend, tausend Mütter sind ärmer an Liebe als Er war. Unter Allen, die aufmerksame Zeugen und Beobachter

seiner Wirksamkeit waren, ist nur eine Stimme über Fröbel's seltene Gemüthsbegabung für seinen Beruf. Am vollgültigsten ist aber hier das Zeugniß der Frauen und Mütter, und dieses hat er bei seinem Leben allüberall, wo er persönlich wirkte, gewonnen, ja Viele haben durch ihn sich nicht blos übertroffen, sondern — gebessert bekannt.

Fröbel kam auf dem glücklichsten Umwege den er geben konnte, — durch die Naturwissenschaften, — zu seinem Lehramte. Dieser Umstand gab in Verbindung mit seiner übrigen natürlichen Begabung seinem Streben auf dem Getriebe der Erziehung eine bestimmte originale Richtung. Liebe und Kenntniß der Natur, fromme, gläubige Hingebung an Gott und seine weise liebevolle Führung, hohe Sittenreinheit und glühende Liebe zu den Menschen, die er so gern Alle, Alle glücklich gemacht hätte: dies waren die Grundelemente seiner geistigen Natur. Alles was er fühlte, dachte, strebte müsse hiermit in Harmonie sein, wie hätte er die Menschenerziehung anders als im großartigsten Maaßstabe erfassen oder erstreben können? Sein ganzer Erziehungsplan ist gegründet auf dem Göttlichen im Menschen, er stellte in sich das höchste Ziel, er will gute und weise, durch Glauben, Weisheit und Tugend glückliche Menschen bilden, dem Bösen und dem Elend unter den Menschen im Wege der Erziehung siegreich für immer entgegentreten. Dabei hielt er immer das Allgemeine, das große Ganze im Auge. Indem er die Individuen bildete, gedachte er des Volkes und Vaterlandes dem sie angehören, gedachte er der Menschheit, die mit der Wiedergeburt jeder einzelnen Seele zum Guten einen Schritt der Vollkommenheit näher rückt. Indem er die Kinder der Gegenwart liebend überwachte und um ihr Wohl sich sorgte, freuete er sich des Geschlechts der Zukunft, an dem sein Fleiß und seine Liebe in tausendfältiger Frucht gesegnet werden könnte. Treu folgend den Gesetzen, die er in der Natur und im Menschen ausgesprochen gefunden hatte, erfüllte er den Menschen als ein Ganzes und treunte durch die Erziehung nicht, was eine höhere Weisheit in Eins verbunden hatte, Geistiges und Leibliches, Himmlisches und Irdisches, Ewiges und Vergängliches. Jede Kraft, jede Fähigkeit im Menschen beschäftigte und bildete er nach ihrem Wesen und für den Zweck des Ganzen. Er versinnlichte das Geistige und vergeistigte das Sinnliche, machte Jenes faßlich und veredelte dieses, und ließ so nicht zu, daß der Mensch in kläglicher Zwietracht zerfallen und in ihm Eins des Andern, der Leib der Seele Feind werde.

Was begabte Männer Heilsames erdenken, was sie Großes und Gutes schaffen, empfangen die Menschen oft genug mit Gleichgültigkeit und Vorurtheil, ja selbst mit feindseliger Gesinnung. So schwer trennt unser Geschlecht sich von der Gewohnheit des Alten, des Mittelmäßigen und Unvollkommenen, daß es Wohlthaten, die seine Bildung und Gesittung, sein Glück und seinen Frieden fördern nur mit Widerwillen hinnimmt! Wem wird es bei der Macht dieser Erbsünde befremden, daß auch Fröbel dem seltsamen Geschick verdienstvoller Männer, — für Wahrheit Verfolgung, für Liebe Undank zu dulden nicht entgangen ist? Aber Werke, welche die Kurzsichtigkeit der Menschen zurückweist und durch Nichtachtung und Vorurtheil zu verderben droht, werden wunderbar erhalten durch die göttliche Kraft ihrer Urheber, durch den Muth und die Ausdauer, womit diese nicht aufhören, den Menschen auch gegen ihren Willen Gutes zu thun. Auch diese Geistesgröße besaß Fröbel neben den übrigen glänzenden Eigenschaften, die ihn vor seinen Zeitgenossen auszeichneten, und zum Gegenstand allgemeiner Verehrung machten. Kein Mißlingen seiner Pläne, keine Thorheit seiner Feinde — und Freunde, keine Noth ist im Stande gewesen, seinen Muth zu brechen, seine Berufstreue zu erschöpfen. Bis zum letzten Tage seines Lebens stand er ungeschwächt und zu jedem Kampfe bereit, ja seine Zuversicht und seine Hoffnungen wuchsen mit den Bedrängnissen, die seinem Werke sich entgegenstellten und im sichern Vorgefühl eines redlichen Sieges bekannte er noch kurz vor seinem Tode freudig vor seinen Freunden, daß just unter den schlimmen Zeichen der Gegenwart seiner Lehre neue Freunde und Anhänger gewonnen worden seien. Mit dieser Siegesfreudigkeit ist er zu dem Frieden Gottes eingegangen. —

Ich habe mich wohl ein wenig gehen lassen in meiner Schilderung? Werden Sie zürnen, daß ich nicht kurz gewesen bin und im Anschauen des Seelenbildes eines großen und guten Menschen den nächsten Zweck dieser Zeilen vergessen konnte? Ich muß nun schon meinen Bericht über die Kindergärten für einen zweiten Brief aufsparen. Erzählen Sie nur immer Ihren Kindern vom guten Vater Fröbel; bald hören Sie Mehr von ihm. Mit herzlichen Grüßen ꝛc. ꝛc.

Aus der Menschenheimath.

Briefe

Des Schulmeisters emer. Johannes Frisch an seinen ehemaligen Schüler.

Fünfter Brief.

Die Zauberer der Thierwelt.

Wenn ich von Zauberern, von Zauberei spreche, so weißt Du wohl selbst, mein lieber Freund, daß ich dabei nicht an Uebernatürliches denke, an eine besondere, die Naturgesetze übersteigende Macht. Denn Du weißt auch, daß ich die Macht der Naturgesetze über Alles hochschätze und mich in Demuth vor ihnen beuge. Und dennoch will ich Dir jetzt von Zauberern der Thierwelt erzählen? — So ist es! und Du wirst finden, daß es mit dieser Zauberei geht wie mit aller Zauberei — daß es dabei ganz natürlich hergeht, das heißt,

nach Vorschrift der Naturgesetze; nur daß wir das Gesetz, nach welchem dabei verfahren wird, nicht so offen vor Augen da liegen sehen, wie sonst. Du siehst hieraus, lieber Freund, daß wir den Menschen den Glauben an Zauberei und an Wunder nicht anders werden abgewöhnen können, als dadurch, daß wir sie anhalten, für jede ungewöhnliche Erscheinung, die ihnen aufstößt, immer nach einer ihr vorausgegangenen veranlassenden Ursache zu suchen. In den meisten Fällen werden sie diese finden, und zwar um so leichter und häufiger, je mehr sie mit den Gesetzen und Erscheinungen der sie umgebenden Natur bekannt sind.

Doch ich komme zu meinen Zauberern der Thierwelt. Das sind keineswegs die Riesen oder die Prachtexemplare unter den Thieren. Suche sie vielmehr unter den kleinsten und unscheinbarsten Thierchen; und wo anders könnten wir sie vermuthen, als unter den Insekten, die man schon oft eine Welt voll Wunder genannt hat?

Die Gallwespen sind es, die ich meine, und ich halte es für das Beste, wenn ich Dir gleich am Anfange meiner kleinen Erzählung von ihren Zaubereien kurz und bestimmt angebe, worin ich denn ihre Zauberkraft finde. Ich finde sie in dem wunderbaren Vermögen, womit sie, die doch Thiere sind, in das Bildungsleben eines anderen Naturreiches, des Pflanzenreiches, eingreifen. Oder es wäre nicht wunderbar, daß die Eiche durch den winzigen Stich der kleinen Gallwespe gezwungen wird, an dieser Stelle die Galläpfel zu bilden, die außerdem ihren gewöhnlichen Bildungstrieben stets fern liegen? Unsere Blumenzüchter können viel — aber so etwas können sie nicht. Die haben z. B. aus der einfachen unscheinbaren wilden Georgine hunderte von Prachtsorten gezogen, aber diese sind zuletzt doch weiter nichts, als höhere Entwickelungen der schon in der einfachen Stammform vorhanden gewesenen Blumentheile. Und zudem haben es die Gärtner ja nicht einmal gemacht; sie wußten vorher nicht, welche neue und ob überhaupt eine neue Spielart das Ergebniß ihrer Culturverfuche sein würde. Sie thaten weiter nichts, als sie gaben versuchsweise der sich entwickelnden Pflanze neue, von den gewöhnlichen abweichende Entwickelungsbedingungen und warteten nun ruhig ab, ob unter diesen die Natur, denn sie ist es, die es macht, etwas Anderes hervorbringen werde.

Anders bei den Gallwespen. Jede nach ihrer Art sticht bald den, bald jenen Theil dieser oder jener Pflanzenart an, legt ein oder einige ihrer winzigen Eierchen hinein und weiß nun bestimmt, daß sich um diese als Wiege und Vorrathskammer bald die Galle wölben wird. Ich sage: sie weiß es; ich hätte vielmehr sagen sollen: sie ahnt es, oder noch besser: als naturnothwendige Folge stellt sich darauf die Gallenbildung ein.

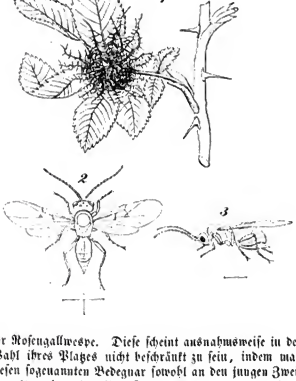
Auf meinem heutigen Blättchen habe ich Dir F. 2 u. 3 die Rosengallwespe etwas vergrößert abgezeichnet. Darunter sind die Maaße der natürlichen Größe angegeben. Die Gallwespen bilden eine kleine Familie in der großen Insektenordnung, welche man Hautflügler, Hymenopteren, nennt. Ich nenne diese Ordnung immer die geistige Aristokratie unter den Insekten, und Du wirst diese Benennung passend finden, wenn ich Dir sage, daß auch die Bienen und Ameisen zu den Hautflüglern gehören.

Ich will Dir heute von den Gallwespen nur das erzählen, was auf die Bildung der Gallen Bezug hat.

Es sind nur wenige Pflanzen, auf denen man bis jetzt die Gallen gefunden hat. Unter diesen steht oben an die Eiche, die allein von etwa 30 verschiedenen Gallwespenarten als Gallbildnerin benutzt wird. Außerdem finden sich echte Gallwespen-Gallen noch auf den Rosen, namentlich auf den wilden Feldrosen, auf den Brombeersträuchen, auf dem wilden Mohn oder der bekannten benennenswerthen Klatschrose, der Genossin der Kornblume, und auf dem Habichtskraute.

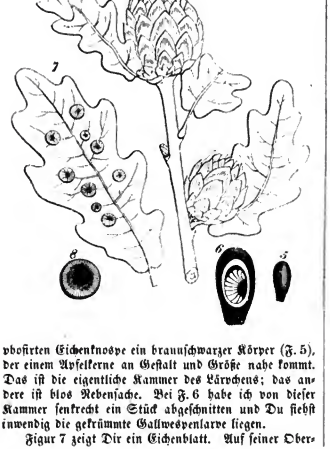
Jede Gallwespenart hat besonders gestaltete und beschaffene Gallen, und diese finden sich nicht etwa an beliebigen Stellen der Gallenpflanze, sondern es herrscht hierin ein bestimmtes Gesetz. Die eine Art sticht nur die Knospen, eine andere die Schüsselchen der Eicheln, eine dritte nur die Unterseite der Blätter, eine andere nur die Oberseite der Blätter der Eiche an. Daß die Verschiedenheit der Gallen aber nicht von dieser Verschiedenheit der Pflanzentheile, aus denen sie hervorgehen, sondern von der Artverschiedenheit der Gallwespen herrühre, geht daraus bestimmt hervor, daß man zuweilen auf der Oberseite eines Eichenblattes die von einander ganz verschiedenen Gallen zweier Gallwespenarten nebeneinander findet.

Figur 1 zeigt Dir etwas, was Du ohne Zweifel schon in der Natur gesehen hast. Es ist die moosartige Galle



der Rosengallwespe. Diese scheint ausnahmsweise in der Wahl ihres Platzes nicht beschränkt zu sein, indem man diesen sogenannten Bedeguar sowohl an den jungen Zweigen als auch an den Blattstielen und Blättern der wilden Rose findet. Inwendig ist der moosartige meist braun- oder karminroth gefärbte krause Kopf der Galle mit einem dichteren wachskammerigen Kerne erfüllt, in dessen Zellen die madenförmigen Lärvchen der Gallwespe Wohnung und Nahrung finden.

Aber nun sieh Dir einmal den Eichenzweig F. 4 an. An ihm sind die Knospen zu großen bleichfarbigen artischocken- oder boyfenähnlichen Bildungen umgewandelt. Die Knospenschuppen sind zu förmlichen Blättchen geworden, die äußeren breit und kurz, die inneren schmal und lang. Inwendig findet sich im Grunde dieser metamor-



phosirten Eichenknospe ein braunschwarzer Körper (F. 5), der einem Apfelkerne an Gestalt und Größe nahe kommt. Das ist die eigentliche Kammer des Lärvchens; das andere ist blos Nebensache. Bei F. 6 habe ich von dieser Kammer senkrecht ein Stück abgeschnitten und Du siehst inwendig die gekrümmte Gallwespenlarve liegen.

Figur 7 zeigt Dir ein Eichenblatt. Auf seiner Oberseite sitzen eine Menge kleine Bach-Gallen, welche ich Dir nicht besser, als durch eine Vergleichung mit — Hemdenknöpfchen beschreiben kann. Ihr Rand ist etwas erhabener als der Mittelpunkt, und von diesem sind sie nach dem Rande hin mit seidenartigem Ueberzuge strahlig bedeckt. Auch in diesem engen Kämmerlein, von denen F. 8 eine Vergrößerung zeigt, liegt ein Lärvchen.

Ist das nicht die wahre, echte „natürliche Magie"?

Versuchen wir es jetzt, sie uns zu erklären.

Wir finden, wie überall im Thierreiche, so namentlich bei den Insekten die wunderbarsten und sinnreichsten Vorkehrungen von der Natur getroffen bei der Ablegung der Eier und überhaupt in der Sorge für die Nachkommenschaft. Bei den Gallwespen sind dieselben rein chemischer Natur und bieten, wie vielleicht nirgends augenfälliger im ganzen Naturhaushalte, den Beweis, daß alles Leben zuletzt auf physikalischen und chemischen Proceſſen beruht.

Es ist unmöglich, sich die Sache anders und mit den Naturgesetzen übereinstimmender zu denken, als so, daß das Gallwespenweibchen bei dem Stiche in das Pflanzenglied mit dem Ei zugleich ein winziges Tröpfchen eines Saftes in die Wunde bringt, welches mit den Säften der Pflanze sofort sich vermischt und dadurch die Gallenbildung hervorruft. Die Verschiedenheit der von den verschiedenen Gallwespenarten abgegebenen Säfte (denn ohne Zweifel sind sie in jeder Art verschieden) und die Verschiedenheit der Pflanzensäfte bedingen die verschiedene Form und Beschaffenheit der Gallen.

Wenn man die Sache so auffaßt, wie man sie vernunft- und naturgemäß gar nicht anders auffassen kann, dann hört die Gallenbildung auf, blos eine Nahrung für das nach Naturwundern verlangende Gemüth zu sein, und sie wird eine von den erst wenigen aufgefundenen Wurzeln, aus welchen die Wissenschaft dereinst den Baum des Lebens aufbauen wird.

Ja, Freund, in dem Zunächstliegenden, von uns darum meiſt Ueberſehenen, liegen oft die wichtigſten Aufſchlüſſe über das Geheimniß des Lebens.

Nichts ist klein, was uns Anlaß zum forschenden Denken darüber giebt!

Unterhaltungen über deutsche Classiker.

„Wenn Deutschland", sagt die Cotta'sche Buchhandlung in der Ankündigung der eben erscheinenden wohlfeilen Ausgabe der deutschen Classiker, die, nebenbei gesagt, sehr ärmlich und geschmacklos ausgestattet ist, „trotz aller politischen Zerklüftung auf etwas stolz zu sein das Recht hat, so sind es seine großen Dichter und Denker, deren unsterbliche Werke, hervorgegangen aus dem unergründlichen Walten des Volksgeistes, umgekehrt wieder auf dessen Entwicklung und Fortbildung den mächtigsten Einfluß zu üben bestimmt sind. Diese Schriften, die Geistesblüthen der Edelsten unseres Volkes, sind ein reicher unerschöpflicher Born, der seinen befruchtenden Segen über die gegenwärtigen und kommenden Geschlechter in ungeschwächter Kraft fort und fort ergießt; sie sind ein theures Vermächtniß, zu dessen Genusse jeder, der dazu die Fähigkeit hat, berechtigt ist".

Sehr wahr, aber das Verständniß und somit der Genuß dieser unsterblichen Werke würde um ein Bedeutendes gefördert werden durch genauere Kenntniß der Männer, die sie schufen, und für diese Kenntniß ist unter den Tausenden im Volke, die Schiller, Göthe u. s. w. verehren und bewundern, bisher sehr wenig gethan worden, obschon der schönste Stoff in reichster Fülle namentlich in den Briefen sich findet, welche jene Männer unter einander und mit Andern gewechselt haben und die gedruckt vorliegen. Freilich umfassen diese Briefe bereits wohl hundert Bände und es ist nicht Jedermanns Sache, dieselben durchzustudiren.

Da streitet man z. B., welcher der Größere sei, ob Schiller, ob Göthe, obgleich der Streit ein sehr müßiger ist, denn Göthe selbst sagte schon: „die Deutschen sollten sich freuen, daß sie zwei solche Kerle haben wie wir.“ Haben die beiden Dichterfürsten nicht selbst ihre Meinung über sich und über einander ausgesprochen und sollte nicht das, was Schiller über Göthe, Göthe über Schiller und jeder über sich selbst sagt, das Entscheidende und Maßgebende sein?

Sie haben sehr oft und sehr aufrichtig über einander gesprochen; so z. B. schreibt

Schiller über Göthe

zuerst an Körner am 12. Aug. 1787: „Göthe wird von vielen Menschen mit einer Art Anbetung genannt und mehr noch als Mensch denn als Schriftsteller geliebt und bewundert. Alles, was er ist, ist er ganz und er kann, wie Julius Cäsar, Vieles zugleich sein. Nach Herder's Behauptung hat er einen klaren universalischen Verstand, das wahrste und innigste Gefühl, die größte Reinheit des Herzens, ist auch rein von allem Intriguengeist und hat wissentlich noch Niemand verfolgt, noch keines Andern Glück untergraben. Er liebt in allen Dingen Helle und Klarheit, selbst im Kleinen seiner politischen Geschäfte und mit eben diesem Eifer haßt er Mystik, Geschraubtheit und Verworrenheit.“ Am 19. Decbr. 87 (ebenfalls an Körner): „Göthe's Rückkunft aus Italien ist noch ungewiß. Während er dort walt, müssen Andere für ihn wie Lastthiere schwitzen. Er verzehrt in Italien für Nichtsthun eine Besoldung von 1800 Thlrn. und sie müssen für die Hälfte des Geldes doppelte Last tragen.“

Am 12. Decbr. 88 schreibt er seiner zukünftigen Schwägerin: „Göthe will ich heute besuchen. Er ist gar selten allein und ich möchte doch nicht gern blos ihn beobachten, sondern mir auch etwas für mich aus ihm nehmen. Der Herzog ist die Abende fast immer da und den Vormittag belagern ihn Geschäfte.“

Am 28. Decbr. berichtet er derselben: „Göthe habe ich einmal besucht. Er zeigt viele Theilnahme an dem, was er glaubt, daß es zu meinem Glücke beitragen könnte“; dagegen vertraut er seinem Freunde Körner (2. Febr. 89): „Oefters um Göthe zu sein, würde mich unglücklich machen; er hat auch gegen seine nächsten Freunde kein Moment der Ergießung, er ist an nichts zu fassen; ich glaube in der That, er ist ein Egoist in ungewöhnlichem Grade. Er besitzt das Talent, die Menschen zu fesseln und durch kleine sowohl als große Attentionen sich verbindlich zu machen, aber sich selbst weiß er immer frei zu erhalten. Er macht seine Existenz wohlthätig kund, aber nur wie ein Gott, ohne sich selbst zu geben, — dies scheint mir eine consequente und planmäßige Handlungsart, die ganz auf den höchsten Genuß der Eigenliebe calculirt ist. Mir ist er dadurch verhaßt, obgleich ich seinem Geist von ganzem Herzen liebe und groß von ihm denke. Eine ganz sonderbare Mischung von Haß und Liebe ist es, die er in mir geweckt hat, eine Empfindung, die derjenigen nicht unähnlich ist, die Brutus und Cassius gegen Cäsar gehabt haben müssen; ich konnte seinen Geist umbringen und ihn von Herzen lieben. „Die Götter Griechenlands“ hat er sehr günstig beurtheilt, nur zu lang hat er sie gefunden, worin er auch nicht unrecht haben mag. Sein Kopf ist reif. Ich will ihn auch mit Lauschern umgeben, denn ich selbst werde ihn nie über mich befragen.“

Schon am 25. Febr. 89 erklärt Schiller geradezu: „Mit Göthe messe ich mich nicht, wenn er seine ganze Kraft anwenden will. Er hat weit mehr Genie als ich und dabei weit mehr Reichthum an Kenntnissen, eine sichere Sinnlichkeit und zu allem diesen einen durch Kunstkenntniß aller Art geläuterten und verfeinerten Kunstsinn, was mir in einem Grade mangelt, der ganz und gar bis zur Unwissenheit geht.“

Er lernte Göthe näher kennen, er kam allmälig öfterer mit ihm in Berührung und es entstand innige Freundschaft zwischen beiden, so daß Göthe selbst sagt: „so verschieden unsere beiderseitigen Naturen waren, so gingen doch unsere Neigungen auf Eins, welches denn unser Verhältniß so innig machte, daß im Grunde Keiner ohne den Andern leben konnte.“ Namentlich verging von 1794 an bis zu Schiller's Tod kaum ein Tag, an welchem sie einander nicht wenigstens schrieben. Der erste Brief Schiller's an Göthe (23. Aug. 1794) sagt unter Anderm: „lange schon habe ich dem Gange Ihres Geistes zugesehen. Sie suchen das Nothwendige der Natur, aber Sie suchen es auf dem schwersten Wege, vor welchem jede schwächere Kraft sich wohl hüten wird. Sie nehmen die ganze Natur zusammen, um über das Einzelne Licht zu bekommen; in der Allheit ihrer Erscheinungsarten suchen Sie den Erklärungsgrund für das Individuum auf. Von der einfachen Organisation steigen Sie, Schritt vor Schritt, zu der mehr verwickelten hinauf, um endlich die verwickeltste von allen, den Menschen, aus den Materialien des ganzen Naturgebäudes zu erbauen. Dadurch, daß Sie ihn in der Natur gleichsam nacherschaffen, suchen Sie in seine Technik einzudringen — eine große Idee, die zur Genüge zeigt, wie sehr Ihr Geist das reiche Ganze seiner Vorstellungen in seiner schönen Einheit zusammenhält. Sie können niemals gehofft haben, daß Ihr Leben zu einem solchen Ziel zureichen werde, aber einen solchen Weg auch nur einzuschlagen ist mehr werth als jeden anderen zu endigen. Da Sie ein Deutscher geboren sind, da Ihr griechischer Geist in diese nordische Schöpfung geworfen wurde, blieb Ihnen keine andere Wahl, als entweder selbst ein nordischer Künstler zu werden, oder Ihrer Einbildungskraft das, was ihr die Wirklichkeit vorenthielt, durch Nachhülfe der Denkkraft zu ersetzen und so gleichsam von innen heraus ein Griechenland zu gebären ꝛc.“

Wie die Unterredungen mit Göthe auf Schiller gewirkt, schreibt dieser selbst mehrmals z. B. 1795:

„Es wird mir Zeit kosten, alle die Ideen zu entwirren, die Sie in mir angeregt haben, aber keine einzige, hoffe ich, soll verloren sein.“

Ferner: „Die Unterhaltung mit Ihnen hat meine ganze Ideenmasse in Bewegung gebracht. Ueber so Manches, worüber ich mit mir selbst nicht einig werden konnte, hat die Anschauung Ihres Geistes ein unerwartetes Licht mir angesteckt. Mir fehlte der Körper zu manchen Ideen und Sie brachten mich auf die Spur derselben.“

Und 1796: „Ich empfinde es ganz erstaunlich, was Ihr näheres Einwirken auf mich in mir verändert hat und obgleich an der Art und an dem Vermögen nichts anders gemacht ist, so ist doch eine große Läuterung in mir vorgegangen.“

Und 1797: „Ich kann nie von Ihnen gehen, ohne daß etwas in mir gepflanzt worden wäre, und die schönste und fruchtbarste Art, wie ich unsere wechselseitigen Mittheilungen benutze, ist immer diese, daß ich sie unmittelbar auf die gegenwärtige Beschäftigung (die Arbeit an Wallenstein) anwende und gleich productiv gebrauche."

An Prof. Meyer endlich schreibt er am 21. Juli 1797 über Gothe: „während wir Andern mühselig sammeln und prüfen müssen, um etwas Leidliches hervorzubringen, darf er nur leis an dem Baume schütteln, um sich die schönsten Früchte, reif und schwer, zufallen zu lassen. Es ist unglaublich, mit welcher Leichtigkeit er jetzt die Früchte eines wohl angewandten Lebens und einer erhaltenden Bildung an sich selbst enernet, wie bedeutend und sicher jetzt alle seine Schritte sind, wie ihn die Klarheit über sich selbst und die Gegenstände vor jedem eitelu Streben und Herumtappen bewahrt."

Blätter und Blüthen.

Menschenhandel in Egypten. Als ich gestern von der Jagd an's Ufer zurückkam — erzählt Gentz in seiner schon erwähnten Reise — fand ich ein Sklavenschiff, das aus dem Sennaar kam, gelandet. Der Herr des Schiffes hielt mich für einen Türken und wurde in diesem Glauben noch bestärkt, da mein Reisegefährte von Zeit zu Zeit einige türkische Worte, die er in Constantinopel gelernt hat, hören ließ. Ich unterhielt mich mit ihm, so gut es ging, arabisch; er erzählte, daß er aus Kartum käme, wo er die deutsche Expedition angetroffen, welche seit acht Monaten von Cairo abgereist ist, um die Quellen des Nils zu entdecken. Ich drückte den Wunsch aus, einige Sklaven zu kaufen; er zeigte mir alle; sie waren sehr jung. Unter den Mädchen befanden sich drei von einer mir unbekannten Race, wahrscheinlich aus der Gegend von Abyssinien. Die eine von ihnen zeichte sich durch eine wunderbare Schönheit aus. Von Farbe war sie fast schwarz und ohne Flecken, die sich häufig bei den Negern finden; die Haut war sanft wie Sammet, die Form der Gesichtszüge so edel, daß nicht die geringste Analogie der Negerformation sich zeigte; die Bildung der Nase im Gegentheil zeigte fast den römischen Typus; der Blick der Augen war von einem Adel, der niemals den Negersklavinnen eigen ist. Man befindet sich in einer seltenen Lage, vis à vis einem Sklavenhändler, dessen Waare zu kaufen man vorgiebt, wenn er einem ein schönes, junges Wesen vorführt, für das man leicht eine große Affektion fühlen könnte, und ihr gebieten sieht, alle ihre Reize zu enthüllen. So läßt er sie den Mund öffnen, um die Vortrefflichkeit der Zähne zu zeigen, alle Bewegungen mit Armen und Füßen machen, um zu constatiren, daß alle Gelenke ihre Funktionen verrichten. Die Negerinnen sind ziemlich unempfindlich bei all diesen Operationen; nicht so die edlere Race der Abyssinierinnen, der Schan-Gallas und der Barabras. —

Kauft man eine Sklavin, so hat man das Recht, dieselbe während dreier Tage bei sich zu behalten, ihre Vorzüge und Mängel gründlich zu studiren, und kann sie dann, wenn man an ihr unangenehme Eigenschaften entdeckt, dem Sklavenhändler zurückgeben. Schnarcht sie vielleicht dem Herrn, der sie kaufen will, zu stark, so ist dies ein vollgültiger Grund, die Stipulation rückgängig zu machen. — Die schöne liebenswürdige Sklavin erinnerte mich an einen Spruch des weisen Salomon, welcher Frauenschönheit zu würdigen verstand; er läßt die Geliebte sprechen: „Ich bin schwarz, aber gar lieblich, ihr Töchter Jerusalems." —

Ich machte dem Mädchen eine kleine Goldmünze zum Geschenk, welche sie mit vielem Zandern annahm, während die Negerinnen sich vordrängen, um ein Geschenk zu erhaschen. Die Sklavenhändler behandeln diese armen Geschöpfe so gut wie möglich, besonders so lange, bis sie in Cairo angekommen sind, aus Furcht, daß sie ihnen fortlaufen; nur die Männer bindet man je ein Dutzend an eine lange Stange mit den Händen, und läßt sie so vor der Karavane einher laufen; den Mädchen schwatzen sie vor, daß sie große Damen in den Harems der reichen Paschas werden würden; oft ist dies der Fall, und dann befinden sie sich in einer Lage, die manche Schöne unserer Länder beneiden würde. Die Sklaven in den Ländern der Muselmänner genießen — man muß dies gerechterweise anerkennen — ein unendlich besseres Loos, als die Sklaven der amerikanischen christlichen Kolonien der Spanier und übrigen Völker. — Einen sehr netten und hübschen Jungen kann man hier für 10—40 Thaler kaufen. Als ich ein kleines Dorf in der Nähe Philoe's passirte, bot man mir allerhand Sachen zum Kauf an, Datteln, Hühner, Lanzen, Schilde aus der Haut des Hippopotam, und unter Andern ein kleines Mädchen von $1^1/_2$ Jahren etwa, dessen die Mutter sich gern um 2 oder 3 Thaler entledigt hätte. —

Avis für reiche Auswanderer nach Amerika. Kaum glaublich ist es, wie gut gestellt und verwöhnt dort die Dienstmägde sind. Ist gleich keineswegs, wie von Manchen erwähnt wird, es allgemeiner Gebrauch, diese mit an dem Tische der Hausherrschaft speisen zu lassen, müssen sie vielmehr in den Häusern der Vornehmen ihre Mahlzeiten in der Küche verzehren, so wird doch für sie nicht besonders gekocht, sondern sie bekommen ihren Theil von den Speisen der Herrschaft, dazu einen Lohn, der mindestens monatlich drei Dollar beträgt. Ein Mädchen, das aber nur etwas gewandt ist, bekommt monatlich vier bis fünf Dollar. Versteht dasselbe dagegen das Kochen oder Nähen, so erhält es sechs bis acht Dollar. So ist es wenigstens in den östlichen Staaten. Ob sich's im Innern anders verhält, weiß ich zwar nicht, bezweifle dieses aber, weil in den Küstengegenden durch die Menge von Einwanderern es nicht an Mädchen gebricht, wogegen es im Innern an solchen mangelt. Nur in den Sklavenhaltenden Staaten tritt ein anderes Verhältniß ein, indem die Sklavinnen von den Eigenthümern als Dienstmägde gegen niedrigern Lohn vermiethet werden. Nun sind die Stoffe der Kleidungsstücke, namentlich die baumwollnen und wollnen, in den Vereinigten Staaten fast wohlfeiler als in Deutschland; nur das Machenlohn ist theuer. Gleichfalls sind die Schuhe,

insbesondere die in Fabriken angefertigten, nicht genähten, sondern mit hölzernen Stiften versehenen, dessenungeachtet aber zierlich und dauerhaft gearbeiteten, beinah billiger als in Deutschland. Da nun die Mädchen weder grobe Arbeit noch viele Wege zu verrichten brauchen, weil alle Lebensmittel in der Nähe der Wohnungen zu haben sind, viele Ausrichtungen von selbst wegfallen, indem die Amerikaner wenig mit Andern im Verkehr leben, so zerreißen sie auch wenig Kleidungsstücke und haben Zeit genug, sie selbst anzufertigen, oder wenn sie dazu nicht im Stande sind, wenigstens sie auszubessern, und können daher fast allen Lohn sich ersparen. Freilich aber wollen sie im Aufwande hinter den Amerikanerinnen nicht zurückbleiben, und dann geht ein großer Theil ihres Lohnes in Luxusgegenständen wieder drauf. Das Widerlichste aber für die Herrschaft ist, daß alle Miethverträge nur auf einen Monat abgeschlossen werden, und daß das Mädchen vorher nicht zu kündigen braucht. Der Herrschaft steht zwar dasselbe Recht dem Mädchen gegenüber zu. Sie wird aber höchst selten davon Gebrauch machen, sobald die Magd nur einigermaßen gut ist, während das Mädchen, um höhern Lohn von der Herrschaft zu erpressen, oder um sie des erhaltenen geringfügigen Verweises wegen in Verlegenheit zu setzen, mit Ablauf des Monats anzeigt, daß es denselben Abend noch, oder am nächsten Morgen aus dem Dienst gehen werde. Dann mag die Herrschaft zusehen, woher sie sofort eine andere Magd bekommt. Ist die Magd frech oder faul, so muß man das über sich ergehen lassen, oder sie durch Auszahlung des vollen monatlichen Lohns sich vom Halse schaffen, da man nur wegen begangener Verbrechen sie ohne Lohnzahlung aus dem Dienste weisen kann. Schickt man sie fort wegen ein oder der andern Untugend, selten bekommt man bessere, da man sie immer aufs Geradewohl miethen muß, weil kein Mädchen Zeugnisse seines Wohlverhaltens mit sich führt. Das Verhältniß der Dienstboten zur Herrschaft allein kann dem, der an Aufwartung gewöhnt ist, den Aufenthalt in Amerika verleiden. Dem wird nun von Manchen entgegengehalten, daß es nicht auffalle, wenn man die Dienste der Mägde selbst verrichte: die Schuhe putze, Zimmer und Straße kehre u. s. w. In gewissen Kreisen, bis zum vermöglichen Mittelstande, sind solche Verrichtungen allerdings nicht anstößig. Indessen die Reichen hüten sich gar sehr sie vorzunehmen, und wer mit ihnen im Verkehr leben will oder muß, mag sich ebenfalls derselben enthalten, will er nicht in ihren Augen sich erniedrigen. Zugestanden aber, in solchen Verrichtungen liege nichts Anstößiges: ist ihre Vornahme für den, der in der Lage ist, eine Dienstmagd sich halten zu können, eine Annehmlichkeit, oder daß man sie, ohne Anstoß zu erregen, vornehmen kann, ein Vorzug der Vereinigten Staaten — wie manche wunderbarer Weise behaupten wollen?

St. Petersburger Adreßbuch. Zu den Merkwürdigkeiten dieser Hauptstadt, sagt die Petersburger Zeitung, gehört ein Buch, das das einzige in der ganzen Welt sein dürfte, welches über eine Million Seiten zählt, dessen Blätter mit Eisenstäben zusammengeheftet sind und dessen Einband das Stockwerk eines großen Hauses ist. — Dieses Riesenbuch nimmt die obere Etage der Uprava (Polizeiamt) ein und ist der sogenannte Adreßtisch, der zwar schon seit längerer Zeit besteht, aber erst seit kurzem den letzten Grad der Vollendung erreicht hat und noch keineswegs so allgemein bekannt ist, wie er seiner Nützlichkeit und zweckmäßigen Einrichtung wegen verdient. Sobald nämlich Jemand seine Wohnung verändert — und dieser Fall tritt laut offiziellen Angaben in Petersburg täglich zweitausend Mal ein — füllt der Hausbesitzer einen vorschriftsmäßig gedruckten und eingerichteten Schein mit dem Namen und Stande des neuen Miethsmannes aus und schickt ihn auf das Comtoir des Quartalsoffiziers, der ihn ohne Zeitverlust an den Adreßtisch befördert. Hier ist eine kleine Anzahl von Beamten hinreichend, um die einlaufenden Scheine sogleich nach den Ständen und nach den Anfangsbuchstaben des Namens zu klassifiziren. Die Zettel, welche alle zu diesem Zwecke auf der linken Seite zwei große runde Löcher haben, werden ganz einfach an bogenförmigen Eisenstäben aufgereiht, die sich in der Mitte öffnen lassen, so daß man augenblicklich beliebige Blätter herausnehmen und neue hinzuthun kann. Lange Reihen solcher Zettelstäbe in schönster Ordnung füllen im eigentlichen Sinne mehrere geräumige Säle, und so bedarf es nur weniger Minuten, um den Aufenthalt des obersten Petersburgers, der gestern ausgezogen, unfehlbar ausfindig zu machen.

Briefkasten.

Aus Gera. Bei der angestrengtesten Arbeit, die nach Ihren Zeilen Ihnen obzuliegen scheint, ist es doppelt hübsch von Ihnen, sich so ausführlich mit den gestellten Fragen beschäftigt zu haben. Aber Sie haben dieselben mehr von Ihrem eigenen persönlichen Standpunkt aus behandelt und mehr die äußeren Verhältnisse, als den innersten Menschen betrachtet. — **Aus Jena.** (S. G.) Ihnen nicht minder freundlichen Dank als Ihrer (Frau oder Fräulein) Schwester, obgleich diese in manchen Punkten den Fragen schon tiefer und schärfer zu Grunde geht als Sie. Wenn Sie diese Zeilen lesen, werden Sie schon meine Beantwortungen in Händen und gelesen haben, wie dieselben mit manchen der Ihrer Schwester fragpunkt zusammen nimmen, wenn auch mehr dem innern Sinne nach als der Darstellung. So namentlich bei Frage 3, 4, 5 und 10. Bei Frage 8 stimmte ich in meiner Beantwortung mehr mit Ihnen, als mit Ihrer Schwester, doch hat auch deren Beantwortung so viel Richtiges, daß ich mich nicht enthalten kann, sie hier zu weiterer Beachtung mitzutheilen. Fr.: Wer erscheint in einer Gesellschaft oft am zeitreichsten? — Antw.: Der Bescheidene. Erbaurlich, auswendig gelernte Weisheit, läßt sich gewandter wiedergeben als eigenes Wissen, die Frucht reiflichen, tiefen Denkens. Obgenn ist die Beantwortung Ihrer Schwester von Frage 9, einer besonderen Beachtung werth, so daß sich Viele dieselbe merken möchten. — Fr.: Wem bieten wir am liebsten unsere Wohlthaten an? — Antw.: Dem, der es recht kann in der Welt anzuwenden. Der Fragsteller. — **Dr. L.-n. in Erfft.** Sie sind nicht glücklich in der Wahl Ihrer Stoffe. Die Hutgeschichte ist nicht neu und die Einkleidung allein thut's nicht. Das Freiexemplar wird Ihnen in der angedeuteten Weise zugehen. — **Hbr. in Pl.** Freundlichen Dank für das ausführliche Schreiben. Sie werden das Gesuchte in der nächsten Nummer finden.

Die Redaktion.

Berichtigung. Nr. 5, Seite 45, ist in der 2. Spalte, Zeile 1, statt Angel „Regel" zu lesen.
„ „ „ 54, ist in der 2. „ „ 10, „ In Europa „In der europäischen Türkei" zu lesen.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Schnellpressendruck von Giesecke & Devrient in Leipzig.

Digitized by Google

№ 7. 1853.

Familien-Blatt. — Verantwortlicher Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich ein ganzer Bogen mit Illustrationen.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter für 10 Ngr. vierteljährlich zu beziehen.

Die Theerose.

Von

Harriet Beecher Stowe,

Verfasserin von Onkel Tom's Hütte.

Da stand sie, in der kleinen grünen Vase auf einem Ständer von Ebenholz im Fenster des Wohnzimmers. Die reichen, seidenen Gardinen mit ihren kostbaren Franzen hüllten sie von beiden Seiten ein und rund umher im Zimmer glänzte alles Schöne und Kostbare, was Luxus bieten konnte, und doch war diese einfache Rose das Schönste von Allem. Sie sah so rein aus, ihre weißen Blätter hatten diesen wundervollen blaßrosigen Schimmer, der ihr so eigen ist; ihr Kelch war so voll und reich: ihr Haupt wiegte und beugte sich, als ob es in seinem eignen Reichthume niedersinken möchte — ob! wann schufen Menschen wohl jemals Etwas, das einer lebendig blühenden schönen Blume gliche.

Aber die Sonnenstrahlen, die durch das Fenster eindrangen, beleuchteten noch Etwas, das schöner war als die Rose. Auf einer Ottomane hingestreckt und tief versenkt in der Lektüre eines Buches, ruhte sie, die ein Seelenstück der so lieblichen Blume zu sein schien. Ihre bleiche Wangen, die geistvolle Stirn, die gedankenreichen Züge, die langen niedergesenkten Augenwimpern und der zwar schwermüthige doch milde und liebenswürdige Ausdruck des schönen Mundes — alles Das erschien wie ein Traumbild.

„Florence! Florence!“ rief eine heitere melodiöse Stimme in ungeduldigem Tone. Wende dein Haupt, Leser, und du wirst eine blühende strahlende Maid sehen, das echte Bild eines kleinen neckischen Elfen, mit leuchtendem Auge, einem Füßchen, das kaum den Boden berührt, und einem durch reizende Grübchen so vervielfältigten Lächeln, das es wie tausend Lächeln aussieht.

„Komm Florence,“ sagte der kleine Puck, „lege das vortreffliche gelobte Buch bei Seite und steige von Deinem hohen Sitz herunter, um mit mir armen Sterblichen zu sprechen.“

Die schöne Erscheinung folgte der Bitte und zeigte, aufblickend, gerade solche Augen, wie man sie unter solchen Wimpern erwartet hatte — Augen, tief, bedeutend und reich, wie die Klänge eines schönen ernsten Liedes.

„Hör' mal, Cousine,“ sagte das heitere Fräulein, „ich habe darüber nachgedacht, was Du wohl mit der hübschen Rose anfangen wirst, wenn Du nach New-York gehst, wie Du leider zu unserm Bedauern entschlossen

bist; es wäre wirklich schade, wenn Du sie einem so zerstreuten Dinge, wie ich bin, lassen wolltest. Ich liebe zwar Blumen, aber nur in einem ordentlichen Bouquet, geschnitten und gebunden, so daß man sie mit in eine Gesellschaft nehmen kann; aber das ewige Pflegen, Aufpassen und Begießen ist Alles nichts für mich."

„Mach' Dir deshalb keine Sorgen, Ketty," sagte Florence lächelnd, „ich werde Deine Talente nicht in Anspruch nehmen; es ist schon ein Asyl für meine Favoritin gefunden."

„O, dann weißt Du auch schon, was ich sagen wollte: Mrs. Marshall hat wahrscheinlich schon mit Dir gesprochen; sie war gestern hier und ich berichtete ihr sehr feierlich über den Verlust, der Deinem Lieblinge bevorstehe und so weiter; und da sagte sie, sie würde sich sehr glücklich fühlen, wenn sie sie in ihrem Treibhause haben könnte, weil sie jetzt so allerliebst ist und so schöne Knospen hat. Ich sagte ihr, Du würdest ihr die Blume sehr gern geben, weil Du doch die Mrs. Marshall so ungemein lieb hast."

„Es thut mir sehr leid, Ketty, aber ich habe schon anderweitig darüber verfügt."

„Wer soll sie denn bekommen, Du hast doch so wenig Freundinnen hier?"

„Oh, das ist nur eine meiner wunderlichen Grillen."

„Ach sag' es mir doch, Florence."

„Nun, Cousine, Du kennst ja das kleine blasse Mädchen, der wir Näharbeit gegeben haben?"

„Wie, die kleine Mary Stephens? wie komisch! Siehst Du, Florence, das ist wieder einmal eine von Deinen altklüngferlichen Ideen — Du machst Puppen für kleine Kinder zurecht und arbeitest Mützchen und Strümpfe für alle schmutzigen Bälge rund umher. Ich glaube wahrlich, Du bist bänzlich in den zwei dunklen häßlichen Gassen hinter unserm Hause, als je auf der Promenade gewesen, obwohl Du weißt, daß dort sich jeder bald todt sehnt, mit Dir zusammen zu kommen; und nun, um Allem die Krone aufzusetzen, willst Du dies kleine Bijou einer Nätherin schenken, während eine Deiner intimsten Freundinnen, aus gleichem Stande mit Dir, es so werth halten würde. Was sollen Leute in ihren Verhältnissen mit Blumen machen?"

„Dasselbe, was ich damit thue," entgegnete Florence ruhig. „Hast Du nicht bemerkt, daß das kleine Mädchen jedesmal, wenn sie herkommt, sehnsüchtig die geöffneten Knospen betrachtet? und entsinnt Du Dich nicht, wie sie mich letzthin so hübsch fragte, ob ich wohl erlaubte, daß ihre Mutter herkomme und sie sich ansähe, sie liebe die Blumen so sehr?"

„Aber, Florence, denke Dir nur einmal diese schöne Pflanze auf einem Tisch mit Schinken, Eiern, Käse und Mehl stehen, und in dem kleinen Zimmer erstickt, wo Mrs. Stephens und ihre Tochter gewöhnlich waschen, plätten und kochen und Gott weiß was sonst noch alles."

„Nun, Ketty, wenn ich gezwungen wäre, in einem kleinen Zimmer zu leben, und daselbst zu waschen, zu plätten und zu kochen, wie Du sagst — wenn ich jeden Augenblick meines Lebens schwere Arbeit thun müßte, und den meinem Fenster aus nichts weiter sähe, als Dächer und schmutzige Gassen, so würde eine solche Blume mir unsägliche Freude bereiten."

„Bah, Florence — Sentimentalität: arme Leute haben keine Zeit, sentimental zu sein, und dann glaube ich auch gar nicht, daß die Blume bei ihnen gedeihen wird; es ist eine Treibhauspflanze und muß sehr zart behandelt werden."

„Oh, was das betrifft, so fragen die Blumen nicht darnach, ob ihre Besitzer reich oder arm seien; und mag Mrs. Stephens auch sonst nichts haben, so hat sie doch eben so schönen Sonnenschein als der ist, der durch unsere Fenster strahlt. Die schönen Gaben, die von Gott kommen, sind Gaben für alle Menschen. Du wirst sehen, daß meine schöne Rose in Mrs. Stephens Zimmer eben so gesund und munter blüht, wie in dem unsrigen."

„Nein, wie thöricht! wenn man armen Leuten etwas giebt, so sollte man ihnen doch etwas Nützliches geben — einen Korb voll Kartoffeln, einen Schinken oder so etwas."

„Gewiß, Kartoffeln und Schinken müssen auch gegeben werden; wenn man aber für die dringendsten Bedürfnisse gesorgt hat, warum nicht auch kleine Freuden bereiten, wenn dies in unsrer Macht steht? Ich weiß, es giebt viele Armen, die ein feines Gefühl und einen klaren Sinn für das Schöne haben, aber er stirbt ab, weil sie in zu bedrängter Lage sind, um ihm irgend Nahrung zu geben. Da ist z. B. die arme Mrs. Stephens: ich weiß, daß sie Vögel und Blumen und Musik eben so liebt, wie ich. Ich habe ihr Auge leuchten gesehen, wenn sie die Dinge in unserm Wohnzimmer betrachtete, und doch kann sie sich nichts Aehnliches anschaffen: die Noth zwingt sie dazu, ihr Zimmer, ihre Kleidung und Alles, was sie hat, einfach und schlecht zu halten. Du hättest nur sehen sollen, wie sie und Mary entzückt waren, als ich ihnen meine Rose anbot."

„Ach Gott, Beste, das mag Alles wahr und schön sein, aber ich habe nie früher daran gedacht. Es ist mir nie eingefallen, daß solche Arbeitsleute eine Idee von Geschmack hätten."

„Woher käme es denn, daß man bei ihnen den Geranium oder die Rose so sorgfältig in dem alten Scherben in dem ärmlichsten Zimmer gepflegt oder den Epheu in einem Kasten um das Fenster gewunden sieht? Beweist das nicht, daß das menschliche Herz in allen Verhältnissen des Lebens nach dem Schönen dürstet? Entsinnst Du Dich nicht, Ketty, daß unsere Wäscherin einmal nach harter Tagesarbeit die ganze Nacht auffaß, um ihrem ersten Kinde ein hübsches Taufkleid zu machen?"

„Ja, und ich weiß auch, wie ich Dich ausgelacht habe, daß Du ein so geschmackvolles Mützchen dazu machtest."

„Nun, Ketty, ich glaube, der Ausdruck der reinsten Freude, mit dem die Mutter ihr Kind in dem neuen Anzuge betrachtete, belohnte wohl hinreichend die Mühe, daran gearbeitet zu haben: ich glaube nicht, daß sie dankbarer gewesen wäre, wenn ich ihr einen Sack Mehl geschenkt hätte."

„Nun, mir ist's früher nie eingefallen, den Armen irgend etwas Anderes zu geben, als was sie wirklich brauchten, und das that ich immer sehr gern, wenn es mir nicht zu viel Mühe machte."

„Liebste Ketty, wenn unser himmlischer Vater nach denselben Grundsätzen bei seinen Gaben verführe, so würden wir nur rohe, ungestaltete Haufen von Lebens-

mitteln statt der herrlichen Abwechslung von Bäumen, Blumen und Früchten auf Erden finden."

„Ja, ja, Florence, ich glaube, Du hast Recht — aber habe Gnade mit meinem armen Kopf; er ist zu klein, um so viel neue Ideen auf einmal aufzunehmen — thue was Du willst." Und das kleine Fräulein fing mit großem Eifer an, vor dem Spiegel ein neues Kas zu versuchen.

Wir treten in ein sehr kleines Zimmer, das sein Licht nur durch ein Fenster erhielt. Der Boden war nicht mit einem Teppich bedeckt; in einem Winkel stand ein sauberes, aber dürftiges Bett; in dem andern ein Küchenschrank mit wenigen Schüsseln und Tellern, an der Wand eine Komode; und vor dem Fenster stand ein ganz kleines nenes Tischchen von Kirschholz, das freilich aber der einzige neue Gegenstand in dem ganzen Zimmer zu sein schien.

Ein blasses, krank aussehendes Weib von ungefähr vierzig Jahren lag in ihrem Sorgenstuhl mit geschlossenen Augen und die Lippen wie im Schmerz zusammengepreßt, zurück gelehnt. So lag sie wenige Minuten, drückte dann die Hand fest auf die Augen und nahm langsam wieder ihre feine Näharbeit vor, mit der sie vom frühen Morgen an beschäftigt gewesen war. Da ging die Thür auf und ein kleines, schlankes Mädchen von etwa zwölf Jahren trat herein; ihre großen blauen Augen strahlten vor Freude, als sie ihrer Mutter den Rosenstock, den sie in Händen trug, zeigte.

„Oh, Mutter, sieh doch! da ist eine aufgeblühte und vier sind zwei halb offene Knospen, und dann noch so viele kleine reizende Knöspchen, die zwischen den Blättern hervorgucken."

Das Antlitz der armen Frau leuchtete, als sie erst die Rose und dann ihr blasses Kind betrachtete, auf deren Wangen sie seit Monden nicht so frische Farben gesehen hatte.

„Gott segne sie!" rief sie unwillkürlich aus.

„Miß Florence — ja ich wußte, daß es Dich freuen würde. Thut es Deinem Kopf nicht wohl, eine so schöne Blume zu sehen? Nun wirst Du auf dem Markt nicht mehr so sehnsüchtig auf die Blumentöpfe hinblicken, denn wir haben eine Rose hier, die schöner ist, als sie alle. Mir ist sie eben so viel werth, wie der kleine Garten, den wir früher hatten. Sieh nur die vielen hübschen Knöspchen! Ich will sie 'mal zählen — ach, und wie schön sie riecht! Wo sollen wir sie nur hinstellen?" Und Mary sprang umher, stellte ihre Blume bald so bald so, und trat dann zurück, um zu sehen, wie sie sich ausnähme, bis die Mutter sie lächelnd darauf aufmerksam machte, daß die Rose nicht gedeihen könne, wenn sie kein Sonnenlicht habe.

„Ach ja, das ist wahr," sagte Mary, „nun, dann muß sie auf unserm neuen Tischchen stehen. Wie freue ich mich, daß wir einen so hübschen neuen Tisch dafür haben, sie wird um so schöner aussehen." Und Mrs. Stephens legte ihre Arbeit fort und faltete ein Stück Zeitungspapier zusammen, worauf der Schatz sorgfältig hingestellt wurde.

„So," sagte Mary, Alles noch mit sorgfältigem Blicke prüfend, „so ist's gut — nein, doch noch nicht; die beiden offenen Knospen sind so nicht zu sehen; wir müssen den Topf noch ein bischen mehr herum drehen — so ist's besser;" und nun ging Mary rund um den Tisch, um die Rose in den verschiedensten Stellungen zu betrachten, worauf sie die Mutter nöthigte, mit ihr hinaus zu gehen, um die Blume von außen anzuschauen.

„Wie hübsch war es von Miß Florence, daß sie daran gedacht hat, uns die Rose zu schenken," sagte Mary; „obwohl sie so viel für uns gethan und uns so schöne Sachen gegeben hat, so scheint mir dieses doch das Beste von Allem, weil es zeigt, daß sie an uns gedacht hat und weiß, wie wir fühlen; und das thun so Wenige, nicht wahr, Mutter?"

Welch' einen schönen lichten Nachmittag bereitete diese kleine Gabe in dem bescheidenen Zimmer. Wie viel schneller flogen Mary's Finger bei ihrer anhaltenden Arbeit, und Mrs. Stephens vergaß über der Glückseligkeit ihres Kindes, daß sie Kopfschmerzen habe, und meinte, als sie Abends ihren Thee trank, sie fühle sich viel kräftiger als seit langer Zeit.

Diese Rose! ihr wohlthuender Einfluß schwand nicht mit dem ersten Tage. Den langen, kalten Winter hindurch weckte die Wartung, Pflege und Liebkosung der Blume tausend heitere Gedanken und Empfindungen, die die Einförmigkeit und die Last ihres täglichen Lebens auf erquickende Weise schwinden machten; jeden Tag zeigte die volle Blume einen neuen Reiz — bald hier ein Blättchen, dort eine Knospe oder einen frischen Schößling und Alles weckte immer wieder Lust und Freude in dem Herzen ihrer Eigenthümerin. Wenn die Blume so im Fenster stand, blieb mancher Vorübergehende stehen und betrachtete sie voller Bewunderung, und dann fühlte Mary sich stolz und glücklich; und selbst die ernste sorgenbeladene Wittwe war nicht unempfindlich für dergleichen, ihrem Lieblinge dargebrachten Huldigungen.

Florence aber, als sie das Geschenk machte, glaubte wohl nicht, daß ein unsichtbarer Faden sich um die Blume schlinge, der weit und stark mit dem Gewebe ihres Geschickes verflechten sei.

An einem kalten Nachmittage im Frühjahr trat ein großer, eleganter Herr in das niedrige Zimmer, um den Bewohnerinnen eine Rechnung für angefertigte Arbeit zu zahlen. Es war ein Reisender, dem sie durch die Freundlichkeit eines ihrer Genner empfohlen waren. Als er gehen wollte, ruhte sein Auge bewundernd auf dem Rosenstock, und er blieb stehen, um ihn zu betrachten.

„Wie schön!" sagte er.

„Ja, und die, welche sie uns schenkte," entgegnete die kleine Mary, „ist eben so schön und hold wie die Blume."

„So," sagte der Fremde, angenehm durch die Antwort berührt, indem er ein Paar schöner, schwarzer Augen auf sie richtete, „und wie kam sie denn dazu, sie Dir zu schenken, mein Kind?"

„Oh, weil Mutter arm und krank ist, und weil wir uns nie etwas Hübsches anschaffen können. Früher hatten wir einen Garten und liebten die Blumen so sehr, und das wußte Miß Florence, und da gab sie uns die Rose."

„Florence!" wiederholte der Fremde.

„Ja, — Miß Florence l'Estrange — eine schöne Dame. Sie soll eine Fremde sein, spricht aber Englisch wie die anderen Damen, nur noch weicher."

„Ist sie noch hier? Lebt sie in dieser Stadt?" fragte der Fremde ungestüm.

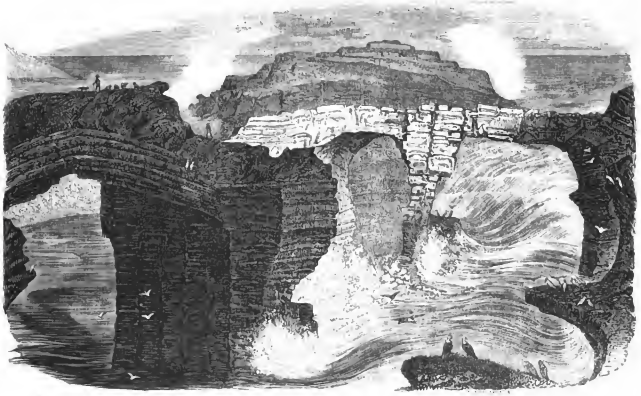
„Nein, sie ist vor einigen Monaten fortgereist," entgegnete die Wittwe, und bemerkte hierbei, wie ein Schatten

der Enttäuschung sich über seine Züge legte; „aber," fuhr sie fort, „Sie können nähere Nachricht über sie bei ihrer Tante, der Mrs. Carlyle, erhalten."

Kurze Zeit darauf erhielt Florence einen Brief, dessen Züge sie erbeben machten. Während der vielen vergangenen Jahre, die sie in Frankreich verlebte, hatte sie diese Handschrift wohl kennen gelernt — hatte sie geliebt, wie ein Weib ihrer Art nur einmal liebt; aber Hindernisse, hervorgerufen durch Freunde und Verwandte, lange Trennung, langer Aufschub waren eingetreten, und nach manchem trüben Jahre hatte sie geglaubt, daß die Wogen des Oceans sich über dieser Hand und diesem Herzen geschlossen hätten, und das hatte so trübe sinnige Züge in ihr liebliches Antlitz gezeichnet.

Dieser Brief aber sagte, daß er lebe, daß er ihr gefolgt sei und sie entdeckt habe, wie man wohl ein verborgen rinnendes Bächlein entdeckt, durch die Herzensfrische und die duftigen Blüthen, die ihre guten Thaten überall zurückgelassen hatten, wo sie gewandelt war. — Und nun wird es meinen Lesern nicht schwer werden, sich die Geschichte selbst zu beendigen.

Natürliche Brücke bei Killee.



Wir geben hier ein Bild, dessen Gegenstand zu dem Inhalte unseres heutigen Briefes „aus der Menschenheimath" in naher Verwandtschaft steht; ungeachtet ein Blick auf daſſelbe die grausenhaften Werke einer unbezähmbaren Gewalt zeigt, während uns auf dem Bildchen von Frisch einige harmlose Pflanzenzellen, auch in kolossaler Vergrößerung immer nur unbedeutend, auf ein stilles Wirken zu deuten scheinen. Hier aber wie dort ist es das Wasser, von dessen Werken es sich handelt; das Wasser, jenes gewaltige Element, welches bald in schrankenloser Wuth im Nu staunenerregende Werke aufthürmt oder vertilgt, bald unmerkbar und im Stillen im millionenfach wiederholten Kleinen mit Beharrlichkeit Großes wirkt, das Wasser, welches uns heute zu Dank und Segen, morgen zu Kummer und Verwünschung hinreißt.

Es giebt kaum eine Quadratmeile Land, auf welcher nicht versteinerte Seethiere Zeugniß davon ablegten; daß die salzige Hälfte des Wasserreiches einst größer war als jetzt. Das gewaltige Element beschränkte im Verlaufe der Jahrtausende diese Seite seiner Herrschaft, auf den verlassenen Gebirgstheilen die mächtigen Steinsalzlager und salzigen Quellen als Vermächtniß hinterlassend für seine Unterthanen auf seinem andern, immer mehr sich erweiternden Gebiete.

Wir, das Menschengeschlecht, scheinen erst auf die Schaubühne des Erdenlebens getreten zu sein, als die heutige Abgrenzung der beiden Wassergebiete bereits erfolgt war.

Unser Bild zeigt uns einen Angriff des Salzwasserdämons auf einen kleinen Theil des verlornen Gebietes, ein zerstörendes Anstürmen an sein eigenes Werk.

Irland, das arme verkümmernde Kind der Mutter Britannia, ist reich, wie kaum ein anderes europäisches Land, an großartigen, oft bizarren Landschaften, und besonders ist es seine Küste, welche der Natur und dem Naturfreunde hundertfältig Stoff und Ueberraschung bietet.

Wir sehen die natürliche Brücke von Kilkee an der irischen Küste. Drei Bogen spannen sich über kleine Busen des Meeres, getragen von zwei Pfeilern, von denen der eine vielleicht kaum noch ein Jahrhundert — eine Minute höchstens im Alter der Erde — den andringenden Wogen widerstehen wird. Dann stürzt vielleicht der auf unserem Bilde rechts liegende Theil dieser Felsenbrücke in die brausenden Wogen, die dann triumphirend hoch aufspritzen werden. Dann kommt vielleicht der linke Pfeiler an die Reihe, der jetzt seinen dem Untergange bereits verfallener Nachbar schützt.

Die Felsenbrücke von Kilkee erinnert uns mächtig an eine würdige Aufgabe, welche der große englische Naturforscher Lyell zum Gegenstande eines Werkes gewählt hat, zu ergründen und nachzuweisen, wie die fort und fort noch in Thätigkeit begriffenen elementaren Wirkungen unsere Erdoberfläche verändern; wenn der Genannte auch darin bei den Naturforschern keine Zustimmung gefunden hat, daß nach seiner Meinung diese elementaren Wirkungen, wie sie jetzt noch statt finden, überhaupt es gewesen und stets ausreichend gewesen sein sollen, unserer Erdoberfläche ihre gegenwärtige Beschaffenheit zu geben. Was diese jetzt vermögen ist nichts gegen frühere Wasser- und Feuergewalt, welche zu wiederholten Malen über den Erdkreis schritt.

Wir sehen auf dieser Schaubühne einer gewaltigen Naturscene die dazugehörigen Statisten. So kann man recht eigentlich jene meist weißen Vögel nennen, welche in zahllosen Schaaren jene nördlichen Klippen theils wolkengleich umschwärmen, theils regungslos auf den Vorsprüngen derselben sitzen oder vielmehr stehen, da den meisten ihre sonderbare Einfügung der Beine am hintersten Ende des Leibes, wobei der kurze steife Schwanz gewissermaßen die Rolle eines dritten Beines spielt, das Stehen viel bequemer als das Sitzen macht.

Wir nannten vorher das Toben des Meerwassers ein Anstürmen an das eigene Werk. Unser Bild zeigt das deutlich. Diese geschichteten Felsen sind in der Urzeit von Wasserfluthen abgesetzt worden, und jetzt ist es wieder Wasser, welches sie benagt und zuletzt vertilgen wird.

Aus der Menschenheimath.

Briefe

Des Schulmeisters emer. **Johannes Frisch an seinen ehemaligen Schüler.**

Sechster Brief.

Das Wasser.

Es mag wohl sein, daß Du, mein lieber Freund, es für einen argen Sprung hältst, von den Gallwespen, von welchen ich Dir in meinem letzten Briefe Einiges erzählte, heute auf das Wasser zu kommen. Dagegen fürchte ich nicht, daß Du Dich über die Wahl meines heutigen Stoffes wunderst. Du kennst ja meine Weise, alltägliche Dingen und Erscheinungen eine mehr als alltägliche Aufmerksamkeit zu schenken. Du hast es früher schon erfahren, daß dabei das Gewöhnlichste für mich und für die, welchen ich dann meine Betrachtungen mittheile, einen neuen ungewöhnlichen Reiz gewinnt.

Laß Dir also heute einmal gefallen, daß ich Dir in meinem Briefe Wasser vorsetze, ein sauberes Glas voll hellen, klaren Wassers. Geh hinaus an den klaren Quell hinter Deinem Hof und laß Dir ein Glas davon voll laufen und trink es aus. Auswendig die frische Winterluft und inwendig das kühlende Naß — kommt nicht ein Gefühl über Dich, als schwebtest Du zwischen den beiden mächtigen Elementen in der Mitte, von ihnen getragen wie ein Schifflein auf einem spiegelhellen norwegischen See?

Was wäre die Erde ohne Wasser? Was mag der Mond sein, der ja bekanntlich kein Wasser hat!

Und dennoch sind in der Urzeit unserer Erdbildung viele Jahrtausende vergangen, während welcher wohl ein ungeheurer Dunstkreis von Wasserdampf den glühendheißen Erdkörper umgab, aber kein Tropfen Wasser sich auf ihm fand; eben so wenig, wie wir Wasser in ein glühendes Gefäß von Eisen gießen können, ohne daß es sogleich in zischenden Dampf verwandelt und als solcher in die Luft verjagt wird. Damals war unsere Erde aber auch noch kein Wohnplatz für Thiere und Pflanzen. Es mag lange gedauert haben, bis sich ihre Oberfläche so weit abkühlte, daß sich tropfbares Wasser auf ihr erhalten konnte; und abermals mag es lange gedauert haben, bis dieses tief genug unter den Siedepunkt herab gesunken war, so daß sich die ersten Thier- und Pflanzenweisen in ihm bilden konnten.

Jedoch ich will heute nicht von der gewaltigen, in großen Erscheinungen sich kund gebenden Macht des Wassers sprechen. Ich habe mir im Gegentheil vorgenommen, Dir Einiges von den kleinen, verborgenen Werken des Wassers zu erzählen, die allerdings in ihren Wirkungen dennoch nicht minder Großartiges leisten, weil sie unzählig und ununterbrochen in Thätigkeit sind.

Du bist ja auf dem Schwarzwalde bekannt. Denke Dich einmal an seinen westlichen Abhang. Ich weiß, daß Du ihn zweimal von Rastatt bis hinauf an die südliche Grenze von Baden bereist hast. Besinnst Du Dich noch auf die zahllosen Bäche und Bächlein, die alle vom Schwarz-

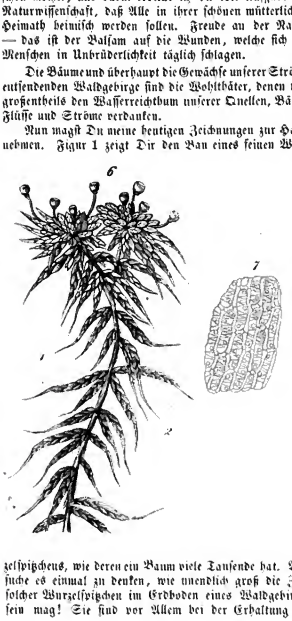
walde herab kommen und dem Vater Rhein zueilen, um in seinem Schooße ihren kleinen Beitrag auszuschütten? Das läuft, das rennt! wie die geschäftigen Menschen in den Gassen einer großen Stadt. Oben auf dem Schwarzwalde stehen die alten, ehrwürdigen Tannen, und um ihre Füße herum breiten sich die feuchten, schwellenden Moospolster aus. Das ist die Werkstatt, wo die lebenspendende Wassergöttin alle die tausend Bäche und Bächlein macht, mit ihren dienstfertigen Gehülfen, den Sonnenstrahlen.

Denke Dir alle Wälder und Moose von dem Schwarzwalde hinweg — und in wenigen Jahren würde der Rhein um ein Bedeutendes wasserärmer unten in den Niederlanden ankommen.

Das weiß zwar Jedermann. Aber ich glaube doch, daß es Dich unterhalten wird, wenn ich Dir erzähle, wie es bei dieser so überaus wichtigen Quellenspeisung hergeht. Das ist's ja eben, was ich allen meinen Mitmenschen wünschen möchte, und darin erblicke ich die edle Aufgabe der Naturwissenschaft, daß Alle in ihren schönen mütterlichen Heimath heimisch werden sollen. Freude an der Natur — das ist der Balsam auf die Wunden, welche sich die Menschen in Unbrüderlichkeit täglich schlagen.

Die Bäume und überhaupt die Gewächse unserer Ströme entsendenden Waldgebirge sind die Wohlthäter, denen wir großentheils den Wasserreichthum unserer Quellen, Bäche, Flüsse und Ströme verdanken.

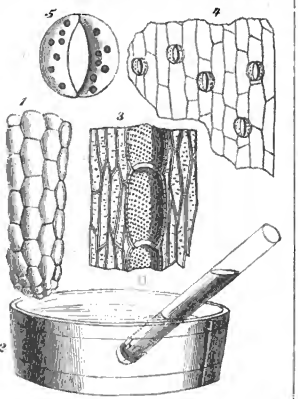
Nun magst Du meine heutigen Zeichnungen zur Hand nehmen. Figur 1 zeigt Dir den Bau eines feinen Wur-



zelspitzchens, wie deren ein Baum viele Tausende hat. Versuche es einmal zu denken, wie unendlich groß die Zahl solcher Wurzelspitzchen im Erdboden eines Waldgebirges sein mag! Sie sind vor Allem bei der Erhaltung des Wasserreichthums der Erdoberfläche thätig. Das Figürchen links (wie auch an Fig. 3 und 4) zeigt Dir die natürliche Größe. Die Wurzelspitzchen, die man gewöhnlich Haar- oder Saugwürzelchen nennt, bestehen aus kleinen Zellen. Du mußt Dir eine einzelne junge Pflanzenzelle (alle und jede Pflanzenmasse besteht aus Zellen und daraus sich bildenden, oft überaus zierlich beschaffenen zarten Schläuchen) als eine kleine Blase vorstellen, welche von einer sehr dünnen und zarten Haut, der Zellenhaut, umschlossen ist, und inwendig einen wässrigen Saft, den Zellsaft, enthält. Die Haut der jungen Zellen hat niemals Löcher, und dennoch nehmen die zarten Wurzelzellen das Wasser aus dem Boden auf. Um Dir das begreiflich zu machen, muß ich Dich mit einem sehr wichtigen Naturgesetze bekannt machen. Es ist die sogenannte Endosmose oder wie man es deutsch ausdrücken kann, die Durchschwitzung. Fig. 2 stellt ein mit Wasser gefülltes Gefäß dar, in welchem eine oben und unten offene Glasröhre, welche zum Theil mit Zuckerwasser oder dünnem Gummischleim oder Eiweiß oder etwas dergl. gefüllt ist, steht. Unten ist sie mit Darmhaut fest zugebunden. Diese Darmhaut trennt also das Wasser im Gefäße von dem Zuckerwasser in der Röhre. Obgleich die Darmhaut auch ganz dicht ist und nicht die kleinsten Löcher hat, so fangen beide Flüssigkeiten doch bald an, durch sie zu einander hindurch zu dringen. Die Röhre wird nach und nach voll, bis sie überläuft. Dies dauert so lange, bis der Unterschied zwischen beiden Flüssigkeiten durch gegenseitiges Ueberdringen zu und in einander aufgehört hat. Hätten wir auch in die Röhre reines Wasser gegossen, so würde die Endosmose nicht statt gefunden haben. Sie tritt blos dann ein, wenn zwei Flüssigkeiten von verschiedener Dichtigkeit durch eine thierische oder pflanzliche Haut getrennt sind; und findet so lange ununterbrochen statt, bis diese Dichtigkeitsverschiedenheit in beiden Flüssigkeiten aufgehört hat, ausgeglichen worden ist. Nun denke Dir, der Erdboden sei das Gefäß mit Wasser, und jedes Wurzelchen ein mit dem etwas dichtigern Zellsaft gefülltes Röhrchen — und Du wirst leicht begreifen, welche Kraft es ist, welche das Bodenwasser durch die dichte Haut der Wurzelzellen in die Wurzel hinein treibt: die Endosmose ist es. Dieselbe Kraft leitet nun das Wasser von Zelle zu Zelle, bis in den Mittelpunkt der Wurzel, wo gestreckte fadenförmige Zellen dasselbe aufnehmen und nun immer höher in die dicken Wurzeläste, in den Stamm, in die Zweige leiten. Der Holzkörper dieser letzteren leitet es nun — es ist aber unterwegs von dem Verdauungsproceß der Pflanze bereits verändert worden — nach den Knospen und den sich daraus entfaltenden Blättern. Im Holze sind deswegen die meisten Zellen lang gestreckt und wie bei den sogenannten Gefäßen hat ihre Haut kleine Löcher, wodurch das Wasser leicht weiter dringen kann. Du siehst das an Fig. 3, welche ein Stückchen Eichenholz ebenfalls in sehr starker Vergrößerung darstellt. In der Mitte sehen wir ein Stück eines punktirten Gefäßes der Länge nach gespalten, welche auf dem Querschnitte die bekannten großen Poren des Eichenholzes bilden.

Jetzt wenden wir uns zu den Blättern. Sie geben aus, was die Wurzeln eingenommen haben. Daß die Blätter unter Umständen auch Feuchtigkeit aus der Luft einsaugen können, sei hier blos beiläufig erwähnt. Aus-

hauchung des größten Theiles des von den Wurzeln aufgesogenen Wassers ist aber ihr Hauptgeschäft. Du fragst, wozu die Pflanzen so sehr viel Wasser auffangen, wenn sie es großentheils durch die Blätter wieder aushauchen? Ich könnte Dir hierauf antworten: damit zur Wolkenbildung und durch diese zur Regenbildung fortwährend Wasserdämpfe in die Luft kommen. Ich sage dies aber nicht, weil dadurch die Pflanzen und namentlich die Wald-



ungen zu schaufpfeuden Handlangern der Natur herabsänken. Nein; es geschieht aus einem Grunde, der mit dem Leben der Pflanze selbst im engsten Zusammenhang steht. Die Pflanze braucht zu ihrem Leben ganz nothwendig auch mehrere erdige Stoffe, z. B. Kalk und Kieselerde. Da sie nun keine Oeffnungen an der Wurzel hat, um solche Stoffe als kleine feste Theilchen in sich aufnehmen zu können, so kann sie dieselben nur in flüssiger Gestalt, in Wasser gelöst, aufnehmen. Da aber z. B., um 1 Theil Kalk aufzulösen, 1000 Theile Wasser erforderlich sind, so muß sie, um jenes einen Theiles Kalk habhaft zu werden, wohl oder übel 1000 Theile Wasser auffangen, in denen jener aufgelöst enthalten ist. Auf diese Weise werden fort und fort ungeheure Mengen Wasser aus dem Erdboden durch die Pflanze hindurch getrieben, um oben als Wasserdampf, mit Zurückbehaltung der darin aufgelöst enthalten gewesenen Stoffe, von den Blättern wieder ausgehaucht zu werden, um dann als Regen aus der Luft wieder nieder zu fallen. Man kann also buchstäblich sagen, ein großer Theil des auf der Erdoberfläche vorhandenen Wassers ist in einem fortwährenden Kreislaufe durch die Pflanzenleiber hindurch begriffen. Ueberschaue noch einmal mit einem Blicke diesen gesetzmäßigen Hergang; worauf beruht also die nachhaltige Speisung unseres Erdbodens mit Wasser? — auf der geringen Löslichkeit von Kalk und Kieselerde und noch einigen andern Stoffen, die den Pflanzen zur Nahrung dienen! So dient in der Natur Eins dem Andern!

Ich muß Dich noch auf Fig. 4 und 5 aufmerksam machen. Ersteres stellt ein kleines Stückchen Oberhaut eines Blattes dar, auf welchem Du vier sogenannte Spaltöffnungen siehst. Das sind je zwei halbmondförmige Zellen, welche so aneinander gelegt sind, daß zwischen ihnen eine kleine spaltförmige Oeffnung bleibt (F. 5). Durch sie hauchen die Blätter wahrscheinlich vorzugsweise die Wasserdämpfe aus.

Zum Schlusse bebe ich nochmals die am Boden der Waldungen wachsenden niederen Pflanzen, namentlich die Moose als wesentliche Erhalter der Bodenfeuchtigkeit und somit der Quellen hervor. Fig. 6 stellt ein Stämmchen des großblättrigen Torfmooses vor, welches namentlich die Wasserbehälter der Bergplateaus, die sogenannten Moose, überzieht. Die eigenthümlich eingerichteten Zellen seiner Blätter (F. 7 zeigt Dir ein Stück eines solchen) haben deutliche Löcher, um Wasser in großer Menge auffangen zu können.

Sieh Freund, hier hast Du ein Bild von einer in zahllosen kleinen Einzelnheiten vorgehenden, aber durch ihre Gesammtwirkung dennoch mächtigen Thätigkeit des Wassers.

Die Pflanzen sind die Vermittler, die, indem sie sich selbst erhalten, das Ganze erhalten helfen. Welch beherzigenswerther Ruf an uns, es ebenso zu machen! —

Blätter und Blüthen.

Literatur. Von der Verfasserin der Eglantine, der (preußischen) Prinzessin, ist vor einigen Tagen eine neue Erzählung unter dem etwas gesuchten Titel: „Frühlings- Sommer- Herbst- und Winter-Liebe" erschienen. Wenn andere Autoren diesem Beispiele folgen, so dürfen wir nächstens noch Morgen- Mittag- Abend- und Nacht-Novellen erwarten. — Gerstäcker's Reisen, bei Cotta in Stuttgart erschienen, haben eine so günstige Aufnahme gefunden, daß die Verlagsbandlung jetzt schon zum Druck einer zweiten Auflage schreiten muß, obwohl das Buch kaum einige Monate alt ist. Sicherlich die beste Kritik. — Unter dem Titel: Europäische Volksfeste wird jetzt ein interessantes Kunstwerk vorbereitet, welches in der bekannten Kunsthandlung von Arnz & Comp. in Düsseldorf erscheinen soll. Die Sitten und Gebräuche im öffentlichen Leben eines Landes, wie sie sich besonders durch die volksthümlichen Feste und Spiele aussprägen, sollen in diesem mit großem Luxus ausgestatteten Prachtbuche von den besten Autoren jedes Landes geschildert und von den renommirtesten Malern in ausgewählten Illustrationen

künstlerisch dargestellt werden. Außerdem wird das hervorragendste, die einzelne Nation am meisten charakterisirende Volksfest, durch ein größeres Bild in höchster Vollendung dargestellt werden. Der Text wird zugleich in englischer, französischer und deutscher Sprache erscheinen. Bei den Mitteln, welche der Verlagshandlung zu Gebote stehen, läßt sich etwas Ausgezeichnetes in künstlerischer Beziehung erwarten. — So eben hat in Hamburg ein Buch die Presse verlassen, das in den mecklenburgischen Herzogthümern großes Aufsehen erregen wird. Es heißt: „Ein Neujahrsgruß aus Mecklenburg an Deutschland" und enthält sehr bittere und haarscharfe Kritik der dortigen Zustände.

Keine Entfernung mehr! Das Wort der Bibel: „Herrschet über die Erde und machet sie euch unterthan," wird durch die ewig fortschreitende Cultur und Wissenschaft bald eine Wahrheit werden. Entfernungen werden nach und nach eine Mythe, sie hören auf zu existiren. Nehmen wir England an. Durch den elektrischen Telegraphen wohnt ganz England wie in einer Stube. Man kann einem Freunde, der 600 Meilen weit wohnt, einen guten Morgen bieten und ehe die Tasse Kaffe kalt geworden, schon den Dank dafür zurück erhalten. Nach Paris fährt man pr. Dampf in 12, nach jeder deutschen Hauptstadt in 24 oder 48 Stunden, nach New-York in 7 Tagen, nach Australien in 38. Das war früher Alles 20 bis 50 mal so weit, so daß wir ganz richtig sagen können: die Macht der Erde in ihren Entfernungen, in ihrer Größe hat für den Austausch der Völker, d. h. für den Frieden und die Civilisation der Menschheit 20 bis 50 mal abgenommen.

Ueber ein Kleines aber wird's noch ganz anders kommen und demnächst ist's um die Erde nicht viel weiter als früher zum Feierabend um die Stadtmauer herum. Der elektrische Telegraph, der London schon unter dem Meere hin mit allen Hauptorten Europa's verbindet, wird unter dem Weltmeere hin auch seinen Weg nach Amerika finden. Es ist schon Alles dazu getheilt, ausgemessen und ausgerechnet. Und was wird das mit heißer Luft getriebene Schiff des amerikanischen Capitains Erlesson erst für eine wohlthätige Verkehrs-Revolution hervorrufen. Kohlen sind schwer, gefährlich, kosten viel Geld, sind nicht überall zu haben; Luft kostet nichts, wiegt nichts, nimmt keinen besondern Platz ein und ist überall und ohne Weiteres da. Die Luft, dieses leichteste, wärmste, ewige Festkleid der Erde, fehlte gerade noch unter den kosmopolitischen Postpferden. Nun ist sie da und läßt sich geduldig, leicht, geräuschlos statt hundert und tausend Pferdekraft des ungeschliffensten, schmutzigen und unbändigen Burschen von Dampf gebrauchen. Franklin entriß dem Luftgotte Jupiter den Blitz; unsere Zeit macht ihn zum schnellsten Briefträger, und nun kommt der stolze Amerikaner noch und macht diesen obersten der griechischen Götter gar zum gedorsamsten Schiffzieher und Eisenbahntreiber. Es geht unaufhaltsam vorwärts.

Manche parfümirte Dame würde sich wundern, wenn sie wüßte, woher der Inhalt ihrer Riechfläschchen kommt. Ein Bericht der Sachverständigen über die Londoner Ausstellung hat darüber merkwürdige Aufschlüsse gegeben. Fuselöl, sagt Dr. Plagfair, dient zur Fabrication von Cognac und Whiskey. Mit Schwefelsäure und essigsaurem Kali destillirt giebt es Birnöl; mit Schwefelsäure und doppeltchromsaurem Kali, Apfelöl, Ananasöl, das vielfach zur Fabrication der Ananasöle dient, wird genommen aus einer Mischung von faulem Käse und Zucker; das künstliche Mandelöl, von Conditoren und Seifenfabricanten vielfach gebraucht, aus Salpetersäure und Steinkohlentheer. Manche schöne Stirne reibt sich mit Eau de mille fleurs ohne zu wissen, daß der Hauptbestandtheil desselben aus der Jauche der Kuhställe gewonnen wird. — Wir haben uns deswegen nicht über Betrug zu beklagen, sondern über die Entwickelung der Chemie zu freuen. Diese künstlichen Fabrikate enthalten ganz dieselben Stoffe, die man früher aus den Früchten und Blumen zog. Aus der Zersetzung der letzteren hat man die Zusammensetzung der ersteren gelernt.

Ein Anfang. Die Londoner Industrieausstellung hat neben andern großen Vortheilen für Deutschland auch noch den einen nicht unwichtigen gehabt, daß sich die deutschen Kaufleute anfangen zu schämen, ihre Waaren unter ausländischer Etiquette zu versenden. Was am Rhein, in Westfalen, ja selbst in Thüringen und Hessen fabricirt wurde, trug bisher englische, französische und niederländische Etiquetten und ward als ausländische Waare auf den Markt gebracht. Das ist jetzt, zum Theil wenigstens, anders geworden. Mehrere rheinische und mitteldeutsche Fabriken, welche auf der Londoner Ausstellung Prämien erhielten, haben neuerdings ihre englischen und französischen Etiquetten von den Waaren entfernt und bezeichnen sie stolz als deutsche Waare, und allen Nachrichten zufolge ist der Absatz deshalb nicht geringer, sondern im Gegentheil besser geworden. Es ist ein kleiner, aber immer doch ein Anfang deutschen Selbstbewußtseins, und wir können nur wünschen, daß er in alle Volksschichten und in alle Verhältnisse übergeht. **E. K.**

Berichtigungen.

No. 4, Seite 37, Spalte 1, Zeile 30, statt aber nicht lies aber wohl
„ 6 „ 62 „ 2 „ 9 „ benennenswerthen lies brennendrothen
„ 6 „ 62 „ 2 „ 33 „ wachskammerigen l. mehrkammerigen
„ 6 „ 63 „ 2 „ 1 „ Bach Gallen lies Blatt Gallen

Briefkasten.

L—u. in Fellst. Freundlichen Dank für das Herz, das Sie in einer der nächsten Nummern wiederfinden werden. Bitten sehr um die Fortsetzung und erlauben uns nur nochmals darauf aufmerksam zu machen, daß bei Beiträgen dieser Art populaire Darstellung und Verständlichkeit Haupterfordernisse sind. — Hz. in Zn. Empfangen und kommt in nächster Nummer zum Abdruck. Mit großer Erwartung sehen den Empfang des avisirten „großen Schreibebriefes" entgegen. — M. Ly. in Dresden. Für die Gartenlaube nicht passend. — Rdh. in L. Der Kreis unserer Mitarbeiter ist keineswegs auf eine gewisse Anzahl und bestimmte Autoren beschränkt, wie Sie zu glauben scheinen. Uns ist Jeder willkommen, der Talent und ein Herz für die gute Sache der Aufklärung hat.

Die Redaktion.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Schnellpressendruck von Giesecke & Devrient in Leipzig.

№ 8. 1853.

Die Gartenlaube.

Familien-Blatt. — Verantwortlicher Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich ein ganzer Bogen mit Illustrationen.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter für 10 Ngr. vierteljährlich zu beziehen.

Des Capitains Frau.

Eine amerikanische Geschichte.

Nach mehrjähriger Abwesenheit von meiner Vaterstadt, hatte ich kürzlich die Freude sie einmal besuchen zu können, und war nach einigen Tagen Aufenthalt dort, die ich auf das Angenehmste mit meinen Freunden verbracht, eben wieder im Begriff die stillen wohnlichen Straßen Philadelphias zu verlassen.

Noch vor der Morgendämmerung stand ich, zitternd von Frost, in meinen dicken Rock eingeknöpft an der Thür der Postoffice, während der Kutscher meinen Mantelsack oben auf dem Fuhrwerk festmachte.

Die Straßen lagen stumm und todt — kein Schritt war zu hören, als meine eigenen — Alles schlief — selbst die Nachtwächter, und sogar die Lampen schienen von der allgemeinen Schläfrigkeit angesteckt zu sein. Es war ein eignes wohlthuendes, ja ich möchte sagen stolzes Gefühl, in diesem Augenblick einen solchen Vorzug vor all meinen Mitbürgern zu besitzen — denn diese lagen sämmtlich besinnungs- und bewußtlos wie Schwalben im Winter oder Mumien in einem Catacomb, während ich allein Vernunft, Bewußtsein, Kraft und Energie besaß. Alle anderen waren perdu — eingeschlossen wie die gefangenen Genien, die Salomo auf Flaschen gezogen und in die See geworfen hatte. Ich aber konnte sie in einem Augenblick erwecken, — ich konnte sie im Nu aus ihrem Zauberschlaf erlösen oder — konnte sie auch eben so ruhig liegen lassen, bis ihre Stunde der Auferstehung von selber herannahte. Alles schlief — der Bürgermeister und die Ältermänner, der Rath, Civil und Militair, die Gelehrten, die Schönen, die Beredtsamen; Hausknechte, Hunde und Lastkarren — Dampf- und Patentmaschinen — selbst die Elemente schliefen.

Wär' es nicht so verwünscht kalt gewesen, so hätte ich über die todtenähnliche Stille die über der Stadt lag förmlich philosophiren können; selbst jetzt aber konnte ich doch nicht umhin, diese wunderbar zweckmäßige Einrichtung der Natur zu bewundern, die solcher Art periodisch die sämmtlichen physischen Kräfte eines ganzen Volkes ruhen läßt. Nichts ist so wohlthuend als das geschäftige Treiben einer fröhlichen Menschenmenge — nichts so unheimlich, als ihre Ruhe. Wenn wir das erste beobachten, drängt sich uns ungefähr ein Gefühl auf, als ob wir auf eine stürmische wogende See hinausschauen — wir fühlen, daß keine menschliche Kraft im Stande wäre diese drängenden Massen zu hemmen; wenn der Schlaf aber seine Mohnkörner darüber streut, ist es als ob Oel auf die Wogen gegossen würde.

Ich hatte eben nur Zeit diese Bemerkung zu machen, als sich mir zwei Gestalten rasch näherten — zwei von Salomon's Genien, ihrer Gefangenschaft entschlüpft, und

wäre ihre äußere Erscheinung nicht so ungemein friedlich gewesen, ich hätte sie wohl, in dem Düster aus dem sie vortauchten, für ein paar böse Geister halten mögen, die mich zu irgend einem Hexentanz abzuholen kämen. — Aber Gott bewahre!

Es war ein alter würdiger Quäker, der eine Laterne an dem einen und eine Dame an dem andern Arm hängen hatte, so daß seine Lasten, obgleich er doppelt trug, beide leicht waren. Sobald sie den Platz erreichten wo ich stand, bob der Quäker seine Laterne zu meinem Angesicht auf und betrachtete sich dieses, wenige Secunden, aufmerksam.

Ich fing schon an zu fürchten, daß es möglicher Weise ein Policeiofficiant sein möchte, der sich irgendwo einen Candidaten für die Tretmühle aufgelesen habe, und nun einen Begleiter für diesen suche. Es war dies aber ein ungerechter Verdacht, denn der würdige Obadiah studirte nur Physiognomie und als er sich von der Ehrlichkeit meiner Gesichtszüge überzeugt hatte, sagte er: „Bitte Freund, möchte es Dir wohl gefallen den Schutz einer Dame zu übernehmen?“ Was für eine Frage, noch nie hat wohl mein ganzes Nervensystem einen so plötzlichen und unerwarteten Stoß bekommen. Nicht etwa daß etwas Beunruhigendes, Gefährliches in der Frage gelegen hätte, nein wahrhaftig nicht, aber es kam so plötzlich, so direct, so unerwartet, den Schutz einer Dame übernehmen? lieber Gott, ich war seit Jahren ein Candidat eben dieses selben Ehrenpostens, aber noch nie so glücklich gewesen eine zu finden, die sich demselben anvertrauen wollte. Uebrigens gab es keine willigere Seele dazu auf der weiten Welt und jetzt gerade, wo ich es am allerwenigsten erwartet hatte, kam eine holde Freiwillige, sich mir gewissermaßen mit dem Segen des Vaters, in die Arme zu werfen. Ich gedachte in der That in dem Augenblick an das Land, wo die kleinen Schweinchen gebraten herumlaufen und rufen — wer will mich essen? und an Aladdins Lampe — ja ich wußte in dem Augenblick kaum, ob ich nicht zufälliger Weise vielleicht irgendwo einen geheimen Talisman berührt habe, der diese substantielle Personificirung meiner Tagträume heraufbeschworen hatte.

Da stand aber Obadiah, über dessen Sterblichkeit kein Zweifel herrschen konnte, und hier war auch der Koffer der Dame, kein imaginärer Koffer, sondern ein breites geräumiges Meubel, das bald freundlich seinen Platz neben dem meinigen einnehmen sollte. Welch ein Preis für einen reisenden Junggesellen, eine Dame schon eingeschrieben und wohlverwahrt mit Koffer gepackt und Passage bezahlt, aber ach, es ist ja nur für kurze Zeit, nachher übernimmt wieder ein Glücklicher den Schutz der Dame und ich kann in einzelner Trostlosigkeit weiter ziehen.

Diese Gedanken zuckten mir, während einer Pause die der Quäker in seiner Rede machte, wie Blitze durch's Hirn und ehe ich nur etwas auf seine erste Aufforderung erwidern konnte, fuhr er fort: „Meine Tochter hat gerade von dem Unwohlsein ihres Gatten, Capitain Johnson von den Scharfschützen gehört, und wünscht heute nach Baltimore zu fahren, ihn dort zu treffen. Das Eis hat die Dampfbootfahrt unterbrochen und sie muß zu Lande gehen“.

Glücklicher Weise hatte ich mich bis dahin von der ersten Ueberraschung wenigstens so weit erholt, daß ich ihm antworten konnte, es würde mir sehr viel Vergnügen machen, Mrs. Johnson jeden nur möglichen Dienst unterwegs zu leisten, und ich sprach mit wirklicher Aufrichtigkeit, denn jedes ritterliche Gefühl meiner Brust regte sich zu Gunsten dieser jungen schüchternen und jedenfalls schönen Dame, die auf den Flügeln der Liebe dem Krankenbett eines theuern Gatten entgegenflog. Ich war ordentlich stolz darauf meinen Schutz einem solchen Muster ehelicher Zärtlichkeit gewähren zu können, und dem würdigen Obadiah meine Hand reichend, fügte ich hinzu: „Ich danke Ihnen, mein Herr, für diesen Beweis von Vertrauen und werde Alles thun was in meinen Kräften steht, Madame Johnson's Reise sicher, wenn nicht angenehm zu machen.“

Ein herzliches „Danke Dir Freund, ich dachte mir das Deinem Gesicht nach“, war die ganze Antwort, die Kutsche aber, so weit in Stand gesetzt, wartete auf uns, wir stiegen ein und fort ging's.

Als der Wagen über das Pflaster rasselte, kehrten meine Gedanken natürlich zu meiner schönen Schutzbefohlenen zurück. — „Ach“ dachte ich, „was für ein glücklicher Mensch doch dieser Capitain Johnson von den Scharfschützen ist, er hat das große Loos in der Lebenslotterie gezogen, welch' seliges Gefühl muß es sein, solch ein treues besorgtes Weib zu haben. Hier faß ich dagegen, ein einsamer Junggesell, ja vielleicht zu ewiger Junggesellenschaft verdammt, wie waren unsere beiden Schicksale doch himmelweit von einander verschieden, und wie zu meinem Nachtheil; wurd' ich krank, flog da solch ein Engel an die Seite meines Bettes mich zu trösten und mir zu helfen? Es fiel keinem ein, ich konnte liegen so lange ich wollte, ja und sterben, ehe sich eine von ihnen um mich bekümmert hätte. Aber dieser glücklichen Johnson steht kaum auf der Krankenliste, als auch schon seine liebenswürdige Gattin ihr väterliches Dach verläßt, sich dem ersten besten Fremden anvertraut, ja ihr Leben in diese holprigen Postkutschen, ihre Gesundheit in der Nachtluft wagt und an die Seite des Invaliden fliegt.“

„Ich möchte wissen was ihm eigentlich fehlt,“ simulirte ich weiter, „Influenza vielleicht, scheint ja auch jetzt eine Modekrankheit. Krankheit überhaupt ist meist ein unwillkommner, ja oft bedenklicher Gast; er bringt stets den Doktor mit seinen schrecklichen Recepten und schrecklicheren Rechnungen und öffnet auch manchmal des Dokters Nachfolger im Dienst, dem Tod, die Thür. Krankheit aber, wenn sie ein geliebtes Weib an unsere Seite zurückruft, uns ihre Liebe, ihren Muth bewährt, und ihre leichte Hand unsere Schmerzen zu lindern vermag, o Krankheit selber muß unter solchen Verhältnissen jenem glücklichen Capitain Johnson von den Scharfschützen willkommen sein!“

„Armer Teufel, am Ende ist er aber sehr krank, liegt vielleicht gar im Sterben, dann würde die Dame hier eine Wittwe, und eine Capitainsstelle offen in der Compagnie, merkwürdig, daß ich nie von ihm gehört habe, — Johnson — Johnson — ich kenne doch sonst fast alle Officiere — was für eine Art Mann es nur sein mag — ein famoses Regiment das — das Scharfschützencorps — hat sich vor trefflich im letzten Kriege gehalten — meist lauter Leute aus dem Westen — gute Schützen, die ein Eichhörnchen vom Baum mit der Kugel herunterboten und das Auge eines Grenadiers trafen. War gewiß ein Backwoodsman, sechs Fuß sechs Zoll mit rothem Backenbart und Adleraugen. Seine Uniform wird ihr Herz wohl gewonnen haben, die holden Wesen leiden einmal an

einem Vorurtheil für Uniformen. Die Dame hat auch wohl gethan unter dies Regiment zu gehen, sie ist sicherlich selber ein Scharfschütze und konnte sich, wenn sie Lust hatte, irgend einen Officier auf's Korn nehmen und herausholen. Was für ein Auge sie haben muß, hol' der Henker doch Capitain Johnson, was den hier mit seinem Schwarz und Grün nach Philadelphia zwischen die Quäkermädchen bringen muß; weshalb können sich die Scharfschützen-Officiere nicht ihre Frauen anderswo aufsuchen, daß sie hier andern Leuten in die Reviere pirschen müssen, oder wenn denn Philadelphia solcher Art beimgesucht werden mußte, warum konnte ich da nicht Capitain Johnson sein?"

Wenn ein Mann über etwas aufsingt nachzudenken, wo er überhaupt Nichts davon weiß, so findet er kein Ende, denn seine Gedanken, die keine ordentliche Straße haben, auf der sie fortmarschiren können, schießen links und rechts in alle Nebenpfade aus. So kam ich von dem Capitain auf die Frau, von der Frau auf den Vater. „Was für eine ehrliche, vertrauungsvolle Seele dieser Obadiah sein muß," fuhr ich zu mir selber fort, „seine Tochter, vielleicht sein einziges Kind, dem Schutz eines vollkommen fremden Mannes zu übergeben. Er ist jedenfalls ein Physiognomist und ich trage diese beste aller Empfehlungen, ein gutes Gesicht. Vielleicht ist er auch Phrenolog, das kann aber kaum sein, denn meine „bumps" für gut oder böse waren sämmtlich dicht eingewickelt. Der gute Mann hätte aber doch bei alle dem einen entsetzlichen Mißgriff machen können, ich konnte eben so gut ein Bagabund als ein Senator, ein Gesandter oder ein Taschendieb, ja Rowland Stevenson oder Washington Irving sein, oder Sir Humphrey Dery oder, ja der ewige Jude, wußte er ob ich ein Vampyr oder ein Baudredner war? ja ich konnte selbst Cooper, der Romanschreiber sein, auch er ist manchmal ein „wandernder Junggeselle." Ich konnte Capitain Symmes sein, der gerade nach dem Mittelpunkt der Welt wollte, ja ich konnte Miß Wright — nein Miß Wright konnte ich allerdings nicht sein, und wenn ich's gewesen, wäre es wohl Niemandem eingefallen, eine junge Dame unter den Schutz von Miß Wright zu stellen, da Miß Wright ja der Meinung ist, daß sich junge Damen selber schützen können. Aber wie konnte Obadiah wissen, ob ich nicht vielleicht gar der Präsident der Vereinigten Staaten sei, und wie hätte die oberste Gerichtsperson so vieler souverainen Republiken ausborchen sollen, wenn sie Jemand gefragt hätte: „Bitte Freund, möchte es Dir wohl gefallen den Schutz einer Dame zu übernehmen?"

Der Leser darf aber nicht glauben, daß ich diese Selbstgespräche auf Kosten der Artigkeit gegen die Dame hielt. Nicht im mindesten, es war überhaupt noch viel zu früh am Tage eine Dame in ihren Betrachtungen zu stören. Ueberdies nahmen alle diese Gedanken, die hier auf dem Papier voluminös genug aussehen nur wenige Minuten für sich selber in Anspruch, denn selbst Perkins hat noch nie eine Dampfkraft geschaffen, die halb so mächtig wäre, als das menschliche Gehirn. Endlich brach aber der Tag an, und damit hielt ich es auch zugleich für passend, unser bisheriges Stillschweigen zu brechen.

„Das ist ein unfreundlicher Morgen, Madame," sagte ich.

„Sehr unfreundlich," sagte sie, und unsere Unterhaltung war kurz abgeknickt.

„Die Straßen scheinen in 'bösem Zustand" bemerkte ich, mit einem neuen Anlauf.

„Sehr böse" erwiederte die Dame.

Wieder ein Ende zu jedem Gespräch.

„Sind Sie schon früher in einer Postkutsche gefahren?" frug ich wieder.

„Ja." —

„Aber vielleicht nie eine so weite Strecke?"

„Nein — nie so weit."

Es war wieder rein alle.

Aha, dachte ich, die Dame ist ein Blaustrumpf und lacht jetzt hinter ihrem Schleier über deine faden Alltagsphrasen, ich muß andere Saiten aufziehn, und als der Wagen über die Schuylkillbrücke rollte, sagte ich:

„Wir haben den Rubicon überschritten, und ich hoffe, daß wir nicht, wie der römische Eroberer unsere Kühnheit zu bereuen haben. Der Tag verspricht schön zu werden, und unsere Omen sind alle günstig."

„Was sagten Sie von Herrn Rubikon?" frug Madame Johnson.

Ich wiederholte es, und die Dame erwiederte:

„O ja, das ist wohl möglich," und damit war ich wieder fertig. Jetzt dacht' ich aber bei mir selber, wenn die Dame nicht reden will, so erfordert es die Höflichkeit, daß ich ebenfalls schweige, und die nächste Stunde hindurch wurde kein Wort gesprochen.

Ich war aber indessen auch einmal im Stande gewesen, einen Blick auf die Züge meiner schönen Begleiterin zu werfen, und ich muß aufrichtig gestehen, sie kamen mir nicht so vollkommen schön vor, wie ich sie mir im Anfang gedacht hatte. Ihr Teint ließ etwas zu wünschen übrig, ihr Auge war nicht schwärmerisch, ihre Nase nicht wie ich sie an einer griechischen Statue wünschen würde, und ihre Lippen schienen mir etwas blaß und dünn. Ich machte diese Beobachtungen aber nur unter Furcht und Zittern, denn die Dame begegnete meinem forschenden Blick mit einem solchen herausfordernden Trotz, daß ich meine Augen rasch wieder niederschlug. Hu! dachte ich dabei so zu mir selber, das war ein ächter Scharfschützencapitainsblick — glücklicher Mann, dessen Weib den Stolz und Muth eines Kriegers eingesogen, und mit einem einzigen Zornesblick im Stande ist zudringliche Neugier zurückzuweisen.

Beim Frühstück entwickelte sich ihr Charakter aber etwas deutlicher — wenn ihre Zunge vorher auf Urlaub gewesen, so fand sie sich jetzt wieder zu aktivem Dienst zurückgerufen. Sie schien überzeugt, daß im Hause nichts Ordentliches zu essen, und empört, daß der Wirth ein Deutscher war.

„Wie heißt Ihr?" frug sie die Wirthin.

„Rothkalb, Ma'am."

„Oh, schrecklich, — seid Ihr das, von denen das Beefsteakummofile ist?"

„Nein, Ma'am."

Dann setzte sie sich zu Tische und rümpfte ihr niedliches Näschen gegen Alles was darauf stand. Die Butter war zu streng, der Thee zu schwach, das Brod zu hart, der Speck zu weich, der Pfannkuchen zu schwer.

„Möchten Sie nicht eins dieser Eier versuchen?" frug ich.

„Ich mag keine Eier."

„Darf ich Ihnen einen Flügel dieses Huhns vorlegen?“

„Ich kann gerade nicht sagen, daß ich den Flügel am liebsten mag.“

„Ein Stück von der Brust also, Madame?“

„Es ist wohl sehr zäh, wie?“

„Nein, es scheint sehr zart zu sein.“

„Wahrscheinlich zu Faden gekocht.“

„Im Gegentheil, der Saft folgt dem Messer —“

„Ob, gräßlich — es ist noch roh!“

„Wirklich nicht — darf ich Ihnen dieses Stück? —“

„Ich esse nicht gern Geflügel, ausgenommen kalt.“

„Ach, dann ist hier ein allerliebstes kaltes Huhn — wenn Sie mir vielleicht erlauben —“

„Ich danke vielmals, ich mache mir Nichts aus Fleisch Morgens.“

Abgeblitzt.

Ihre Frau Gemahlin zieht vielleicht etwas geräuchertes Fleisch vor — oder Zunge oder —

„Diese Dame ist nicht meine Frau Gemahlin, Madame Rothkalb“ unterbrach ich jedoch die Wirthin, aus Furcht, daß die Bemerkung vielleicht von der andern Seite sonst kräftiger zurückgewiesen würde.

O Jemine, bitte um Entschuldigung — aber Sie wissen wohl, wenn ein Herr und eine Dame zusammen reisen — es ist so natürlich —“

„Vollkommen natürlich, Madame Rothkalb.“

„Vielleicht wünscht die Madame ein Bischen Käse, oder ein Stückchen Apfeltorte, oder etwas eingekochte Früchte oder —“

Ich weiß nicht, wie die etwas krittliche Dame dies Alles aufgenommen haben würde, glücklicher Weise bließ aber der Postillon, ehe sie ein Wort darauf erwidern konnte, und ich half ihr wieder in den Wagen. Gerade als sie einstieg, wagte ich einen andern Blick und es kam mir fast so vor, als ob sie ein wenig — vielleicht nur ein ganz klein wenig ordinair aussähe — aber lieber Gott, wer konnte das entscheiden. Napoleon hat gesagt, es sei nur ein Schritt von dem Sublimen zum Lächerlichen, und wir alle wissen, daß es zwischen dem wirklichen Weltton und förmlicher Gemeinheit oft weniger als das ist, und doch liegen Bildung und gesunder Menschenverstand dazwischen. Die Dame hielt sich also jedenfalls zu einem der Extreme, und es wäre unartig gewesen zu genau nachzuforschen zu welchem; dies ging überdies weit mehr Capitain Johnson von den Scharfschützen an, der sich darauf auch wahrscheinlich besser verstand als ich.

Indessen war die Dame ihrer früheren Schweigsamkeit müde, und redselig geworden. Sie sprach in einem fort, besonders von ihrem „Pa“ — und von sich. Ihr „Pa“ war ein Quäker — sie war aber kein Quäker. Sie hatten sie aus der Gemeinde, wegen ihrer Heirath mit Capitain Johnson, gestoßen. — Ihr „Pa“ war ein Kaufmann ꝛc. ꝛc. —

Lieber Leser, ich will Dir die Erzählung alles dessen, was ich an dem Tage litt, ersparen. — Das Temperament der Dame war keines der sanftmüthigsten, und Fahren schien ihr nur höchst mittelmäßig zuzusagen. Wenn wir anhielten, saß sie wie auf Kohlen, daß wir wieder abfuhren, wenn wir fuhren, wollte sie überall anhalten; wo wir zu essen bekommen konnten, hatte sie keinen Appetit und unterwegs fortwährend einen schmählichen Hunger. Hundert Mal mußte ich wenigstens absteigen und ihr Taschentuch aufheben, oder nach ihrem Gepäck sehn, und hundert Mal wenigstens wünschte ich sie in die Arme des Capitain Johnson von den Scharfschützen. Ich ertrug aber Alles mit einem wahrhaft stoischen Gleichmuth und rechne mir es noch bis auf den heutigen Tag zu einem nicht geringen Verdienst von damals, ohne die Geduld zu verlieren, Nichts versäumt zu haben was Pflicht und Artigkeit von mir verlangten.

Meine Begleiterin schien das allerdings kaum verdient zu haben, es war aber eine Frau, und ich würde schon deshalb manche kleine Eigenthümlichkeiten, so unbequem sie mir auch manchmal vorkamen, haben übersehn müssen, wäre ihr Gatte selbst nicht Capitain in der Armee gewesen. — Die Frau eines wackeren Officiers aber, der seinem Vaterland zu Land oder See dient, hat doppelte Ansprüche auf die Achtung und den Schutz ihrer Landsleute.

Endlich erreichten wir Baltimore; ich rief augenblicklich eine Droschke und erkundigte mich nun, wohin ich das Vergnügen haben könnte meine schöne Begleiterin zu führen.

„Zum Anker, — Straße, Fells Point“ lautete die Antwort.

Nach dem was ich den Tag erlebt über nichts mehr erstaunt, nannte ich dem Kutscher den Ort unserer Bestimmung und stieg nach ihr ein.

„Liegt ein Theil des Scharfschützen-Regiments an Fell's Point im Quartier?“ frug ich.

„Ich weiß nicht“ sagte die Dame.

„Gehört Ihr Gemahl nicht zu diesem Regiment?“

„Mein Mann? — i bewahre, Capitain Johnson ist kein Soldat.“

„Ich habe mich dann verhört; ich glaubte verstanden zu haben, daß er Capitain bei den Scharfschützen sei.“

„Von dem Scharfschützen, Sir, er ist Capitän vom „Scharfschützen,“ ein Schoner der zwischen Baltimore und Nord-Carolina läuft und Theer, Terpentin und dergleichen Dinge herauf bringt. „Dort ist das Haus“ fuhr sie fort — „und wie ich sehe — da ist auch Mr. Johnson auf und wohl.“

Die bedeutete Person war ein kleiner untersetzter kräftig gebauter und gemein genug aussehender Seemann, halb angetrunken, mit einem Wachstuchhut auf dem Kopf, und einem furchtbaren Priemchen in der einen Backe.

„Wie geht's, Pollyʔ“ rief er, als er seiner Frau aus dem Wagen half und ihr einen Schmatz gab, den man über die ganze Straße hinüber hören konnte — „wer ist der Herr daʔ — ein Schiffskamerad von Dirʔ“

„Das ist der Herr, dem mich Pa zu Hause anempfohlen?“

„Der Supercargo, ahʔ — kommen Sie, Mister, steigen Sie ab, und lassen Sie uns einen kleinen nehmen.“

Ich dankte dem Capitain und rief dem Kutscher zu weiter zu fahren, war aber fest entschlossen, welche Thorheiten ich auch sonst noch ausführen möge, mir doch nie wieder, so ich es irgend vermeiden könnte, „eine Dame anempfohlen zu lassen.“

Das Volksgericht.

Auf der Zinne seines Schlosses
Sitzt der König schwach und alt,
Ihm zur Seite seines Sohnes
Jugendkräftige Gestalt.
Auf der leichtgebauten Brücke
Seiner ausgestreckten Hand
Sendet er die trüben Blicke
Zu sein reich gesegnet Land.

Und er spricht: Ich habe lange
Für des Landes Wohl geschafft,
Doch es sinken meine Tage,
Es versieget meine Kraft.
All mein Wille, all mein Streben
Weiht ich meines Volkes Heil,
Doch dem Irrthum preisgegeben
War gar oft mein menschlich Theil

Immer nur mein Glück gefunden
Hab' ich in der Andern Glück,
Hinter meinem Königswillen
Blieb oft weit die That zurück.
Nun am Ziel seh' ich mit Bangen
Wie Geringes ich vollbracht.
Drum ein mächtiges Verlangen
Ist mir in der Brust erwacht.

Dir bekannt ist jene Sitte,
Heilig unserm Herrscherhaus:
Löscht der Tod die Lebensfackel
Eines seiner Könige aus,
Wird in Kron' und Purpurmantel
Seine Leiche ausgestellt.
Seine Thaten, seinen Wandel
Prüfe neben ihm die Welt.

Durch des Königreiches Gauen
Zieht ein Herold hoch zu Roß,
Ruft: Gestorben ist der König!
Kommt herauf in's Königsschloß.
In der Königsburg die Hallen
Füllen sich mit Menschen an,
Denn das Thor ist Allen, Allen,
Selbst dem Aermsten aufgethan.

Fern doch sind die Würdenträger,
Und die Höflinge sind fern,
Nur das Volk — so will's die Sitte —
Steh' um seinen todten Herrn.
Jeder soll es hier verkünden,
Dem er Leides zugefügt;
Seine Mängel, seine Sünden
Werden schonungslos gerügt.

Und versteckt in naher Kammer,
Hör' sein Erbe das Gericht,
Höre auf das strenge Urtheil,
Das der Mund des Volkes spricht.
Was er irrend auf dem Throne
Fehlte und im Frevelmuth,
Komm' dem Erben seiner Krone
Und dem ärmsten Knecht zu gut. —

Selbst will ich mein Urtheil hören,
Wie mein Volk es arglos spricht,
Daß ich selbst mein Fehlen sühne,
Eh' der Tod mein Auge bricht.
Drum noch heut von dir entsendet
Auf im Land der Herold aus:
„Unser König hat geendet!
„Eilet in sein hohes Haus!" —

Und der Sohn vollzieht gehorsam,
Was begehrt der edle Greis.
Dumpf erschallt die Trauerkunde
Durch des Reiches weiten Kreis.
Ungezählte Schaaren wallen
Weinend zu dem Schloß hinauf,
Und es füllen sich die Hallen
Schnell und wie noch nie zu Hauf.

Auf dem Lager in der Halle,
Mit dem Purpur zugedeckt,
Auf dem Haupt die goldne Krone,
Liegt der König ausgestreckt.
Und der Katafalk umflossen
Rauscht von düsterm Trauerflor.
Mund und Auge sind geschlossen,
Aber offen ist das Ohr.

Reiche, Arme, Kinder, Greise
Nahen dem verehrten Leib:
„Unser Vater ist gestorben!
Weh uns!" klagen Mann und Weib.
Und das Alter und die Jugend
Gießen Thränenbäche hin.
Jeder rühmt des Königs Tugend,
Jeder seinen edeln Sinn.

Immer neue Klagen stimmen
Die verwaisten Kinder an.
Alle preisen seine Güte,
Allen hat er wohlgethan.
Und die einzige Beschwerde,
Die ertönt im weiten Saal,
Daß er scheidend von der Erde
Sie betrübt zum ersten Mal.

Weinend ziehen sie von dannen,
Und das Schloß ist wieder leer. —
Und der Sohn tritt selig lächelnd
Zum geliebten Vater her.
Doch die Lippen sind entröthet
Und die Wangen starr und kalt.
Ach! den Glücklichen getödtet
Hat der Freude Allgewalt.

Ludw. Storch.

Friedrich Fröbel und seine Kindergärten.

(Briefe an eine Mutter.)

II.

Es ist nur jetzt Leid, verehrte Frau, daß ich Ihren Wünschen zu gewissenhaft nachgekommen bin und für den Rückblick auf Friedrich Fröbel's Leben und Wirken nicht gleich im Anfange einen weiter reichenden Standpunkt eingenommen habe. So leicht es ist, über das Leben eines unbedeutenden Menschen viele Worte zu machen, — geschieht's nicht oft genug? — so schwer ist es, in der Schilderung des Charakters und Lebens eines Mannes sich kurz zu fassen, der durch seltene und wohlbenützte Gaben des Geistes und Herzens wie durch gute, für die Menschheit nützliche Handlungen gleich sehr vor seinen Zeitgenossen sich ausgezeichnet hat. — Aber Sie verlangen ja daß ich mich beschränke; und in der That wollte ich ganz so mich aussprechen, wie es mir je länger ich schreibe immer mehr Bedürfniß wird, dann würden Ihre Kinderchen wohl noch lange auf den Feiertag warten müssen, der sie in Vater Fröbel's heitere Kindergärten einführen soll. — Es ist namentlich Eins, worüber ich gern recht ausführlich zu Ihnen gesprochen hätte: Die Vorträge Fröbel's, durch welche derselbe vornehmlich die Frauenwelt für sein Werk zu gewinnen trachtete, durch welche er die Frauen auf ihren natürlichen Beruf zur Erziehung und auf die hochheilige Pflicht auch geistige Mütter der Kinder zu werden hinwies. Doch ich habe Ihnen für heute einmal die Besprechung der Kindergärten zugesagt, und so muß ich wohl Wort halten. Aber merken Sie wohl, ich thue das nur unter der Bedingung, daß Sie mir erlauben, zu andrer Zeit über ein Thema im Geiste Frö-

bel's mich auszusprechen, für welches ja, wie ich weiß, Ihr weiblicher Sinn, Ihr mütterliches Herz so wohlbereitet und empfänglich sind.

Ich glaube Ihnen in meinem letzten Brief schon angedeutet zu haben, daß die Kindergärten nicht das Ganze, sondern nur einen Theil der Erziehungsbestrebungen Fröbel's ausmachen. Ich nannte sie den Grundstein seines Gebäudes, das er zwar nicht selbst auf- und ausgebaut hat, das wir aber nichts destoweniger vollendet nennen dürfen, weil er uns den Riß, den Plan dazu hinterlassen hat. Wenn Fröbel in den spätern Jahren seines Lebens seine praktische Thätigkeit als Erzieher nur auf das erste Kindesalter richtete, so dürfen wir deshalb nicht glauben, daß er in gleicher Selbstbeschränkung auch seine theoretischen Forschungen von dem Gesammtgebiete der Erziehung abgewendet und im Gegensatze zu dem Streben seiner jüngern Jahre seine vortrefflichen Ideen über Menschenerziehung überhaupt und rational deutsche Erziehung insbesondere aufgegeben und eben noch Kraft gehabt hätte, eine Kleinkinder- oder Spielschule zu begründen. Eine Zahl, ein Punkt sind dem Mathematiker genug, um aus ihnen unbekannte Größen und Verhältnisse mit untrüglicher Sicherheit zu beurtheilen, eine Linie genügt dem Künstler, um nach ihr in überrechnender Aehnlichkeit das Bild eines nie gesehenen Menschen zu schaffen. Woher diese wunderbaren Leistungen? Die in allem Erschaffenen und Lebenden herrschende unwandelbare Ordnung und strenge Gesetzmäßigkeit machen es einmal erkannt dem Scharfsinn des Menschen möglich, aus dem Theile das Ganze zu erkennen, aus einem gegebenen einfachen Gesetz die unbekannte Ordnung und Bewegung eines vielgliedrigen Organismus zu finden. Mit Fröbel's letzter Schöpfung, dem Kindergarten, verhält es sich ähnlich. Fröbel hat in seinem Kindergarten dem denkenden Pädagogen gleichsam einen solchen mathematischen Punkt, eine solche Linie vom Gottesanthlitz des Menschen hinterlassen, nach welcher der ganze Mensch in seiner ursprünglichen Herrlichkeit und Schönheit gebildet werden kann. — Gott und Natur, frommer Glaube an jenen, treues Anschließen an diese, waren die Ausgangs- und zugleich Zielpunkte von Fröbel's ganzem auf Veredlung und Beglückung der Menschen gerichteten Wirken. Wie wohlgeordnet, wie schön und erhaben die Natur unter dem harmonischen Zusammenwirken der ihr verliehenen Gesetze sich darstellt, so wollte er, sollte auch der Mensch in seinem Wesen allenthalben den Frieden, die Größe und Liebe seines Schöpfers offenbaren. Daher fortwährende Beziehung Gottes und der Natur auf den Menschen und des Letzteren auf Jene; daher die Forschung freier, d. h. natur- und vernunftgemäßer Entwicklung des Menschen von der Geburt ab bis zur sittlichen Reife und Selbstständigkeit, ja durch das ganze Leben; daher, und weil das häusliche Leben, das Schul- und Erziehungswesen und der ganze Sittenzustand seiner Zeit mit den göttlichen Gesetzen der Natur und Vernunft vielfach in Widerspruch, — die Forderung und das Anstreben einer Grundreform der ganzen hergebrachten Erziehung und Bildung des Menschen in Haus, Schule und Leben. Das wollte Fröbel! Er hat so wenig wie Einer seiner reformirenden Vorgänger auf dem Gebiete der Erziehung das was sein inneres Auge als ein vollkommenes Bild anschaute, der Welt in glücklicher Vollendung und zu allseitig faßlichem Verständniß hinzustellen vermocht; — er sah die Abneigung seiner Zeitgenossen gegen die Selbsterkenntniß oder besser das Eingeständniß ihrer Schwächen, und so wendete er sich in sicherer und beruhigender Voraussicht mit dem Schatze seiner Erfahrung und seiner Liebe an das Geschlecht der Zukunft. So ist, was die mündige, afterklüge Welt als Frucht zu sehen und zu genießen verschmähte, dem reinen unschuldvollen Kindesgemüthe als Keim zur Pflege vertraut. Hier werden Zeit und Liebe ihm sicher reifen.

Der Kindergarten ist zu dem Worte Fröbel's über erste Erziehung die That, zur Theorie die Praxis. Er ist aufgerichtet zwischen Haus und Schule; zu diesen beiden verhält er sich nicht als ein blos nützliches aber zur Noth entbehrliches, sondern als ein nothwendiges Verbindungsglied. Ausgehend von dem Grundsatze, daß die Erziehung des Kindes vom Augenblicke der Geburt zu beginnen habe, d. h. daß das Kind vom ersten Lebenstage ab nach bestimmten, festen Grundsätzen zu pflegen, zu leiten und in seiner Entwicklung naturgemäß zu unterstützen sei, — mußte Fröbel eine neben andern Mängeln sehr bemerkbare Lücke in der Hauserziehung auszufüllen bedacht sein. Diese Lücke fällt in die dem schulfähigen Alter des Kindes vorhergehenden Jahre. So lange das Kind seiner Glieder, seiner Sinne, und der Sprache unabhängig von der Umgebung noch nicht frei sich bedienen kann, wird für dasselbe von den dazu berufenen Personen wohl oder übel das Nothwendigste geleistet; allein von dieser Zeit, also etwa vom dritten Jahre ab, bis zur Schule, also bis zu erfülltem sechsten oder siebenten Jahre, werden die Kinder im Aelternhause zu viel sich selbst und tausend Zufälligkeiten überlassen. Und doch ist es gerade diese Altersperiode, in welcher die Erziehung schon mehr als nur Pflege sein muß, da ja jetzt nach verhältnißmäßig vollendeter Körperkräftigung das geistige Leben im Kinde mächtiger sich zu regen beginnt und immer nach Nahrung von Außen verlangt. Vernachlässigungen in diesen Jahren hindern ein naturgemäßes Fortschreiten des Kindes und erschweren den Uebergang zu der späteren strengeren und methodischen Schulerziehung. Besonders gefährlich für die erste sittliche Erziehung sind aber in dieser Zeit die Fortschritte, wie man es nennen möchte, welche die Kinder unter der Aufsicht unvorsichtiger oder leichtsinniger Aeltern oder Wärterinnen in der Kenntniß der Gewohnheiten, Neigungen und Sitten der Erwachsenen machen, wodurch sie der Sphäre der Kindheit oft frühzeitig entrückt werden. — Hier also nimmt der Kindergarten seine Stelle ein, hier bietet er dem Hause und der Schule seine Vermittelung an.

Der Kindergarten, in seiner äußern Erscheinung ein Spiel- und Tummelplatz munterer Kinder, ist doch seinem Wesen und seinen Wirkungen nach eine für das ganze spätere Leben seiner Zöglinge wichtige Erziehungsstätte. Er bietet seinen Zöglingen eine, die kindliche Natur allseitig erfassende, alle ihre Kräfte und Fähigkeiten naturgemäß entwickelnde erste Erziehung. Er gewährt demnach den Kleinen was sie im Aelterenhause nur mehr oder weniger unvollkommen oder gar nicht empfangen und was die Schule wenn es einmal versäumt ist, in spätern Jahren durch ihre Mittel nicht nachzuholen vermag. Der kindlichen Natur geschieht hier keinerlei Zwang und ebenso wenig entfremdet der Kinder-

garten, wie so viele fürchten, die Kinder dem Aelternhause. Es war ja vielmehr Fröbel's Absicht, den Kindern Alles, was das Haus Liebes und Freundliches hat nur noch angenehmer und lieber zu machen, dadurch, daß er es ihnen besser kennen lehrte. In der Kindergärtnerin giebt er den Kleinen eine andre freundliche Mutter, in den Spielgenossen viele liebe Brüder und Schwestern. Den im Hause verlassenen Ball, die Bauklötzen und Bilderbücher läßt er sie hier wiederfinden. Geschichtchen und Lieder, Blumen und Gartenspiele, Alles was im Hause sie glücklich macht oder machen könnte, der Kindergarten hat es in reicher Fülle. Durch dieses innige Anschließen an die gewohnten freundlichen Formen des Familienlebens verschwindet für das Gefühl der Kinder jeder Gegensatz; die aber in ihren Familien minder Glücklichen erkennen in der Fremde des Kindergartens ein Geschenk von Vater und Mutter, das ihre Liebe zu Beiden erhöht.

Blicken wir jetzt zuerst auf die körperliche Pflege und Erziehung des Kindergartens. Der Leib steht in der innigsten Beziehung zu dem Geiste des Menschen. Seine Gesundheit, seine Kraft und Geschicklichkeit sind nothwendige Vorbedingungen eines gesetzmäßigen, gedeihlichen Geisteslebens. In dieser Bedeutung für den Geist erfaßt der Kindergarten den Leib des Menschen, und seine Erziehung ist darauf gerichtet, daß für alle seine Zöglinge die genannten Vorbedingungen erreicht werden. Im Kindergarten wird daher nicht blos darauf gesehen, daß die Kinder an ihrer Gesundheit keinen Schaden leiden, in Hinsicht auf Nahrung und Bewegung keine Fehler begehen; sondern sie werden auch zu bestimmten Körperübungen angeleitet. Diese Uebungen kräftigen den Körper in allen seinen Theilen und tragen so wesentlich zu Erhaltung der Gesundheit bei; sie aber haben auch den weiteren sehr wichtigen Zweck und Erfolg, daß sie dem Geiste frühzeitig die Herrschaft über den Körper gewinnen. Von welcher Bedeutung ist dies für das spätere Berufsleben und die Sittlichkeit! Die Uebungen, durch welche diese Absichten erreicht werden, bestehen einestheils in freien Ball- und Bewegungsspielen, anderntheils in geordneten turnerischen Bewegungen. Der Kindergarten ist kein Turnplatz; die Uebungen die hier ausgeführt werden, sind die Elemente, das ABC der Turnkunst und bezwecken eine leichte, gewandte Ausführung derjenigen Bewegungen, zu denen der Körper ohne Unterstützung äußerer Mittel (sogenanntes Turngeräth), und nur durch die geistige Kraft des Willens veranlaßt werden kann. Zum wahren Glücke für unsere Kinder werden der ängstlichen Gemüther, die das Gängelband allenthalben der freien rüstigen Bewegung der Kleinen vorziehen, jetzt immer weniger und das Wort erfahrener Lehrer und Aerzte findet Gehör und Beifall, daß eine schon frühzeitig gewonnene Kraft und Gewandtheit des Körpers das Kind vor vielen Gefahren schützt, denen träge, linkische und schwächliche Kinder nur zu oft unterliegen. — Endlich aber haben diese körperlichen Uebungen noch einen entschieden günstigen Einfluß auf das Gemüth und die Bildung des Charakters der Kinder. Die Bewegung und erhöhte Thätigkeit aller Lebensfunktionen giebt dem Kinde das Vollgefühl des Lebens und der Gesundheit. Dieses Gefühl giebt sich aber geistig als Heiterkeit und Frohsinn, als Muth, Arbeitslust und Zufriedenheit zu erkennen. Welche Seelenstimmungen könnten wohl eine bessere Stütze der Kindesunschuld sein und den Erzieher bei Anleitung der Kinder zum Guten wirksamer unterstützen? —

Ich komme zu der sittlich-religiösen Erziehung des Kindergartens. Sittlichkeit und Religiosität des Menschen beruhen wesentlich auf der ersten erziehenden Pflege des Gemüths und für diese gerade besitzt der Kindergarten die herrlichsten, die wirksamsten Mittel, und solche die selbst in der besten Familienerziehung nicht oder mindestens nicht mit gleich günstigem Erfolge angewendet werden können. Um sogleich an das Vorige anzuknüpfen, so haben die geordneten Leibesübungen auch eine sittlich-bildende Wirkung. Ueberall, wo wir bei diesen Uebungen eine Mehrzahl nach einer und derselben Vorschrift für einen und denselben Zweck gemeinschaftlich thätig ist, bildet sich, — eine vernünftige Leitung vorausgesetzt, — der Geist der Ordnung, des Gehorsames und freier Unterordnung von selbst aus. Sein Wirken ist eine nothwendige Vorbedingung für Erreichung des Zweckes der unternommenen Thätigkeit. Dieser Geist, in den Kindern frühzeitig geweckt und immer nur nach dem Rechten, Wahren, Guten gerichtet, wird zu einer Quelle aller geselligen und bürgerlichen Tugenden werden, die vom einzelnen Menschen die freie Unterordnung seines Willens und seiner Interessen unter die höheren Zwecke, Rechte und Interessen eines Ganzen, einer Gesammtheit, fordern.

Eine mehr directe Anregung empfangen die sittlichen und religiösen Grundkräfte des kindlichen Gemüths im Kindergarten durch die im Umgange vorkommenden verschiedenen Berührungen und Beziehungen. Die Kindergärtnerin hat hier von Fröbel eine doppelte Aufgabe angewiesen erhalten. Sie muß als Stellvertreterin der Mutter ihrem persönlichen Umgange mit den Kindern immer einen erziehenden Charakter erhalten; sie hat aber auch den Verkehr der Kleinen unter sich in diesem Sinne zu überwachen und zu leiten. Die Zwecke der Erziehung werden im Kreise einer größern Anzahl von Kindern immer leichter und in vollkommeneren Grade sich erreichen lassen, als im Verkehre mit nur einem oder wenigen Kindern. Ein Kind ist des andern Lehrer; hierin liegt der große Vorzug der gemeinschaftlichen vor der Einzelerziehung im Hause. Der Nachahmungstrieb, später die Nacheiferung, wie man bei Kindern den Ehrgeiz nennen mag, wirken unmittelbar und kräftig auf die Entwicklung ein. Freilich führt der Nachahmungstrieb die Kinder ebenso leicht zur Aneignung schlimmer wie guter Gewohnheiten und Sitten; aber diese Abweidung zu verhindern, der Nachahmung immer das rechte Ziel zuzuweisen, ist eben Aufgabe und Sorge der Kindergärtnerin. So bietet in dieser Richtung der Kindergarten alle Vortheile der gemeinschaftlichen Erziehung, ohne die Furcht zu erwecken, daß diese durch gleich viele Nachtheile wieder aufgehoben werde.

Die Eindrücke, welche die Kinder hier im Umgange auf Geist und Gemüth empfangen, sind eine Erziehung durch das lebendige Beispiel. Fehlt es hierbei auch den Seiten der Kindergärtnerin nicht an ermunternden und strafenden Worten, an Vorstellungen und Ermahnungen, so werden die Kinder hierdurch doch noch nicht zu einer reiferen

geistigen Selbstbethätigung, zu prüfendem Nachdenken und Urtheilen veranlaßt. Eine solche Selbstbethätigung der Kinder für ihre Gemüths- und Sittenbildung tritt ein, sobald die Kindergärtnerin dieselben aus dem wirklichen Leben in das erdichtete durch die Erzählung überführt. Die Erzählung stellt sittliche Lebensbilder auf. Die kleinen Zuhörer erkennen leicht, — denn auch die Vergleichungsgabe ist bei fast allen Kindern zu finden und immer thätig, — in den handelnden Personen der Erzählung sich selbst, ihre Freunde und Freundinnen, Aeltern und Verwandte; die in der Erzählung wirkenden sittlichen Kräfte werden auch in ihnen angesprochen, ihre Gefühle regen sich, bald angezogen, bald abgestoßen durch die vorgeführten Handlungen, und mit diesen Gefühlen sich beschäftigend erwachen in ihnen gute Entschließungen. So bildet sich frühzeitig und auf dem natürlichsten Wege in der Seele der Kleinen ein sicheres sittliches Urtheil (Gewissen), und ihr Wille empfängt für immer die Richtung zum Guten. Einen hohen Werth hat hier besonders die Verstandesthätigkeit, zu welcher die Kinder beim Anhören der Erzählung angeregt werden, theils durch den Inhalt des Gehörten, theils durch die von der Kindergärtnerin in die Erzählung eingewobenen, aber auch vom Eifer und der Wißbegierde der Kinder selbst veranlaßten Fragen. Die Kinder üben hier ihre Denkkraft ohne doch das Denken (wie beim Schulunterricht) als Arbeit zu empfinden. So frühe aber auch die Kinder hier im Denken geübt werden, so schnell sich im Kindergarten die Summe ihrer Vorstellungen und Begriffe vermehrt, nie doch wird ihre wachsende Geistesgewandtheit den Charakter jener Altklugheit annehmen, mit welcher Kinder in diesem Alter so häufig uns entgegentreten und unsere Abneigung wie unser Mitleid hervorrufen. Im Kindergarten kann altkluges Wesen an den Kindern nie sich ausbilden und diejenigen, welche bei ihrem Eintritte hiervon bereits befangen sind, werden von diesem Freude ihrer Freuden, ihrer Unschuld und Bildung unter dem heiteren Verkehre ihrer neuen Freunde gar bald befreit werden und dafür ihr wahres Eigenthum, harmlose natürliche Kindlichkeit zurückerhalten.

Eine wichtige Stelle unter den für Gemüth und Sitten der Kinder wirksamen Bildungsmitteln nehmen im Kindergarten auch die schon erwähnten geselligen Ball- und Vergnügungsspiele ein. Der erstrebte und immer sichere Erfolg dieser Spiele ist Freude. Die Freude aber — und wer hätte das nicht an sich selbst erfahren? — ist eine Mutter aller schönen, aller reinen menschlichen Gefühle. Wesentlich zur Erreichung dieses Zieles trägt bei, daß diese Spiele in der Regel von Gesängen begleitet werden. Wahre Freude ist nie stumm, am wenigsten bei dem kleinen, durch conventionelle Formen nicht beengten Kinde. Beobachte man spielende Kinder, immer wird man finden, daß sie alle Spiele wo nicht mit einem wirklichen Liedchen, so doch mit gesangartigen Tönen, man konnte sagen, mit Liedern ohne Worte begleiten. Der Gesang ist für sie Leben. Fröbel hat diese Erscheinung ganz richtig gewürdigt, wenn er, was das Kind selbstthätig sich schafft, von ihm entnahm, um es in vollkommenerer Gestalt als kräftiges Erziehungsmittel ihm zurückzugeben. Indem das Kind singt, was es thut, prägt es sich die Bedeutung, den Begriff seiner Handlungen fester ein und gewinnt damit einen Zuwachs von Vorstellungen für sein Gedächtniß und sein Urtheil. Anderntheils, und das ist noch wichtiger, enthalten die Gesänge Anregungen zur Freude, zur Geselligkeit und zum Guten, zu Aeltern- und Geschwisterliebe und Hinweisungen auf die Güte und Liebe Gottes; ferner Ermunterungen zur Folgsamkeit und Verträglichkeit, zu Fleiß und Arbeitsliebe. Werden nicht die Gefühle und Vorsätze, welche hier das Kind singt und wieder singt, seiner Seele sowie die Worte dem Gedächtnisse für immer sich einprägen? Wird es nicht hierdurch in seinem Gemüthsleben wohlthätig berührt und für das Leben mit einem reichen Schatze sittlicher Lehren und Grundsätze ausgestattet werden? —

Endlich erschließt der Kindergarten seinen Zöglingen auch die reichen Schätze der Natur. Wie beklagenswerth die Kleinen, die an der Hand unwissender, ihre Umgebung gleichgültig betrachtender Dienstmädchen in die Natur eingeführt werden! Kaum kann man sagen in die Natur, sie werden ja nur „in's Freie" geschickt, auf staubige Promenaden, Marktplätze und zu Soldatenschauspielen. Wie anders nutzt die Kindergärtnerin die Bewegung ihrer Schützlinge im Freien. Sie führt die Kleinen in einen freundlichen Garten und leitet sie hier zu heiterem glücklichen Genusse der Natur an. So lange Jahreszeit und Wetter es erlauben, bringen die Kinder täglich mehre Stunden im Garten zu, führen hier ihre Bewegungsspiele aus, — meist Darstellungen des gewerblichen und Naturlebens, — beschäftigen sich nach dem Maaße ihrer Kräfte mit leichten Gartenarbeiten oder tummeln sich und spielen nach freier Wahl nur unter der fürsorgenden Aufsicht ihrer Erzieherin, auf Rasenplätzen, künstlichen Sandbergen und unter Bäumen. Naturliebe darf nicht gelehrt werden, sie will nur geweckt sein und hier hat die Kindergärtnerin eine leichte Arbeit. Das duftende Gras, die Blumen und Fruchtbäume, die Käfer und Schmetterlinge und der warme freundlich lichte Strahl der Sonne sind so herrliche Dinge, denen das Herz der Kinder nicht widerstehen kann. Aber die Liebe zur Natur soll nicht allein auf dem sinnlichen Genusse ihrer Gaben beruhen, sie soll auch auf die Kenntniß derselben sich stützen; denn diese erst giebt ihr die rechte Weihe und Dauer und begründet eine richtige Werthschätzung aller Naturdinge. Entsprechend dieser Wahrheit unterrichtet die Kindergärtnerin ihre Zöglinge über alle sie umgebende Dinge und Erscheinungen, soweit kindliche Auffassungsgabe es zuläßt; über Nutzen und Zweck des Erschaffenen und über die Pflichten, welche der Mensch gegen die Schöpfungen der Natur, insbesondere gegen die beseelten Wesen zu erfüllen hat. Einen Schritt nur weiter in diesen Unterricht, dienen die Herrlichkeiten und Wunder der Natur der Kindergärtnerin dazu, in den empfänglichen Kinderseelen die erste Ahnung eines unsichtbaren Wesens, eines allmächtigen und weisen Schöpfers, eines liebenden Vaters aller Menschen zu erwecken. Hier ist es, wo sie zuerst die Kinder den Namen Gottes mit Ehrfurcht, mit Dank und Liebe sprechen lehrt. Wie kann man auch besser und mit sichererem Erfolge ein Kind anleiten zu der Vorstellung eines über der Natur und dem Leben der Menschen unsichtbar waltenden Wesens und zum Glauben, zur Dankbarkeit und Liebe gegen dasselbe, als dadurch, daß wir ihm die sichtbaren Werke desselben zeigen?

Erst wenn das Kind in Blume und Baum, im Lichtglanze der Sonne und im fruchtbaren Regen, im heitern Leben der Thiere in der Luft, im Wasser und auf der Erde die Gaben eines gütigen Gottes kennen gelernt hat, lernt es auch das eigne Leben, den Besitz liebender Aeltern, die Freude im Umgange mit den Altersgenossen als Wohlthaten erkennen, für welche es Gott zu lieben und ihm durch gut und fleißig sein zu danken schuldig ist. — Daß im Kindergarten Religionsunterricht im Sinne der Schule nicht ertheilt wird, nicht werden kann, glaube ich Ihnen nicht näher ausführen zu dürfen. Er ist nicht Aufgabe des Kindergartens. Er erweckt in den Seelen der Kinder die ersten Regungen religiösen Glaubens, er macht sie mit Gott auf eine ihrem Alter angemessene Weise bekannt und lehrt sie mit Ehrfurcht zu ihm aufblicken und mit dem Herzen ihm nahen. — Kümmern Sie sich, verehrte Frau, nicht darum, wenn Finsterlinge schreien, daß Fröbel's System der Kindererziehung eine dem Christenthum entschieden abgewandte Theorie zu Grunde zu legen beabsichtige. Wenn Sie nicht schon aus dem zuvor Gesagten es als wahr erkannt haben, so glauben Sie mir es auf's Wort, Fröbel steht mit seiner Lehre mitten im Christenthume auf festem evangelischen Grunde. Und nun kein Wort über die giftigen Verleumdungen seiner Widersacher.

Und nun noch Einiges über den Einfluß des Kindergartens auf Entwicklung der Geisteskräfte im engeren Sinne. Ich sage Einiges, denn ein Rückblick auf das bereits Gegebene hat mich belehrt, daß ich Vieles unausgeführt, mehr noch ungesagt gelassen habe, was doch wirklich und recht eigentlich zur Sache gehörte. Aber Sie sind selbst Schuld an dem Stückwerk; wollen Sie später, angeregt durch das Gelesene, noch Weiteres erfahren, nun dann fragen Sie getrost, es wird mir immer eine große Freude sein, Ihnen zu antworten. — Die hervorstechendste Eigenthümlichkeit der Fröbel'schen Erziehungslehre für das erste Kindesalter ist, wie Ihnen nun schon bekannt, die, daß Fröbel das Spiel, als das nächste und natürlichste Mittel zur Erziehung des kleinen Kindes benutzt hat. Auch zur ersten Anregung, Bethätigung und Uebung der Geisteskräfte kommen im Kindergarten Spiele in Anwendung, Spiele und Spielgegenstände aber, welche nicht an und für sich Etwas sind oder darstellen (wie etwa Puppen, Hausgeräthschaften, Soldaten u. a.), und so allein die Sinne beschäftigen, sondern solche, durch welche das Kind sich selbst Etwas zu schaffen in den Stand gesetzt wird, durch welche also sein schöpferischer Trieb geweckt, seine Phantasie belebt, sein Nachdenken, Unterscheiden ꝛc. hervorgerufen wird. So will es auch die Natur des Kindes. Eine Anzahl Spiele, deren jedes wieder eine unendliche Mannigfaltigkeit der Formen und Verhältnisse darbietet, bildet den Mittelpunkt der erziehenden Thätigkeit des Kindergartens. Diese Spiele gewähren nicht blos den Vortheil formeller Uebung der Geisteskräfte, sie führen zugleich auch dem Geiste den ersten Inhalt an Begriffen und Kenntnissen zu. Die Spiele folgen auf einander nach dem Grundsatze des Fortschreitens vom Leichteren zu dem Schwereren, und nicht früher wird das Kind mit einem neuen Spiele beschäftigt, bis Alles, was das zuletzt dargebotene Lehrreiches enthält, ihm genau bekannt ist. Ich will beispielsweise hier nur Einiges anführen. So lernen die Kleinen bei ihren heiteren Ballspielen in Stube und Garten die verschiedenen Arten der Bewegung kennen und bezeichnen, ferner die sieben Grundfarben (mit denen Fröbel die sieben Bälle eines ganzen Spiels bezeichnet hat), die Bedeutung und die Eigenschaften des Balls oder der Kugel im Gegensatz zu andern Körperformen. Die Bauspiele (die Bausteine bestehen hier nur aus geometrischen Körpern), bieten dem Kinde durch ihre Mannigfaltigkeit eine neue unerschöpfliche Quelle geistig anregender Unterhaltung. Sie beschäftigen den Formensinn und die durch Umbildung selbstschaffende Phantasie. Sie sind ferner die leichteste und doch beste Vorbereitung auf den späteren Unterricht in Mathematik und Geometrie; sie lehren ihm Eigenschaften der Körper, das Verhältniß eines Ganzen zu seinen Theilen, die Gesetze der Theilung, Zusammenfügung, Verwandlung, und dienen endlich auch zur Nachahmung von Kunst- und Industriegegenständen und kommen so dem schlummernden Kunst- und Baulalent zu Hülfe. Auch werden die Bauspiele dazu benutzt, die Kinder mit den Zahlen und den Elementen des Rechnens bekannt zu machen, und wie viel leichter lernen die Kleinen hier gerade die Dinge, welche ihnen in der Schule so schwer eingehen. An die Bauspiele reihen sich sogenannte Legespiele an, die mit flachen Dreiecken ausgeführt werden und dem Kinde eine reiche Anzahl Schönheits- und Lebensformen lehren. Gleichen Zweck verfolgt das Verbinden dünner Stäbchen, das Figurbrechen und Ausschneiden von Papierfiguren, Alles nach leicht faßlichen und aus der Sache selbst ergebenden Regeln in ununterbrochener Steigerung vom Einfachen zu dem Zusammengesetzten, vom Leichten zu dem Schwereren doch auch Schöneren, jedes in eigenthümlicher Weise lehrreich. Was aber von diesen Spielen gilt, das gilt in höherem Grade noch von den technischen Beschäftigungen, welche Fröbel für den Kindergarten eingeführt hat; das Flechten mit bunten Papierstreifchen oder Stroh, das Ausflechten von Arabesken in Papier und namentlich das von Fröbel in großer Vollkommenheit ausgebildete Netzzeichnen. Außer dem, daß diese Beschäftigungen Hand und Auge bilden, erwecken sie vorzüglich auch den Sinn für das Schöne und haben dazu noch den nicht genug zu schätzenden Vortheil, daß sie das Kind mit einer nützlichen und verwendbaren Arbeit bekannt machen, Arbeitssinn und Freude an der Arbeit hervorrufen. Daß außer den hier genannten Spielen und Beschäftigungen auch die oben schon genannten Erziehungsmittel (die gymnastischen Spiele, das Erzählen, der Gesang, Naturlehre ꝛc.), ihren eigenthümlichen Einfluß auf Erweckung des Geisteslebens haben, ist von mir wohl schon angedeutet worden? —

Wenn ich hier meinen Bericht schließe, so wissen Sie nun schon, v. Fr., daß dies nicht deshalb geschieht, weil ich Ihnen Nichts mehr zu sagen wüßte. Aber ich denke für den nächsten Zweck wird, was ich Ihnen gegeben habe, ausreichen. Sie sind mit dem geistigen Leben und Wirken eines Mannes bekannt worden, der einer der liebenswürdigsten und edelsten Charaktere, einer der kräftigsten und strebsamsten Geister war, welche unsere Nation, welche die Menschheit gesehen hat. Sie haben einen Blick gethan in das gottgesegnete Haus, welches dieser Edle für den

erhabenen Zweck der Menschenerziehung bei seinem Leben aufgerichtet hat. „Kommt, laßt uns unsern Kindern leben!“ steht mit goldener Schrift über der Eingangspforte. Kommt, laßt uns unsern Kindern leben! Hören Sie die Worte? Hören Sie die freundlich ernste Mahnung? — Der theilnehmendste Freund, der treueste Vormund der Kinderwelt ruft sie auch Ihnen zu. Folgen Sie der Stimme, führen Sie Ihre lieben Kinder ein in das ihrer Unschuld, ihrer Freude und ihrer Bildung geweihte Haus und der Geist Fröbel's wird sie segnen und gut und glücklich machen. —

Blätter und Blüthen.

Amerikanische Gerichtsscene. Archibald Dell, ein in Amerika bekannter Staatsmann, hatte zum ersten Male seinen Sitz als Richter in Arkansas eingenommen. Der erste Prozeß auf der Registrande ward aufgerufen und der Kläger stand in Bereitschaft. Es war ein Rechtsstreit, der sich bereits fünf Jahre hingezogen hatte. Der Advokat, General Snoot, erhob sich im Namen des Angeklagten und sprach in hochfahrendem Tone:

„Unser Zeuge ist abwesend und ich verlange daher, daß die Verhandlung bis zum nächsten Gerichtstermin ausgesetzt werde.“

„Lassen Sie das Affidavit (die eidliche Aussage) zu den Acten nehmen, denn nur erst dann kann ich dem Antrage auf Vertagung Statt geben,“ erwiderte der Richter gelassen.

„Zweifeln Sie etwa an der Wahrheit meiner Worte?“ rief General Snoot in gereiztem Tone und erhob unwillkürlich seinen großen Degenstock.

„Keineswegs,“ entgegnete der Richter mit dem freundlichsten Lächeln, „allein das Gesetz erheischt, daß die Gründe, welche eine Vertagung veranlassen, zu den Acten genommen werden und der Gerichtshof hat weder die Macht, noch die Lust, das Gesetz zu annihiliren.“

Des Richters ruhiges und geschäftsmäßiges Benehmen diente nur dazu, die Wuth des Klopffechters anzustacheln und seinen Stock heftig gegen denselben schüttelnd, rief er:

„Was immer das Gesetz erheische, ich bin ein für allemal nicht Willens, es aus dem Munde eines elenden Demagogen und feigen Lumps zu lernen.“

Richter Dell's Augen schossen Blitze, — doch faßte er sich, wendete sich ruhig zu dem Secretär und sagte:

„Herr Secretär, Sie werden in das Strafbuch eine Geldbuße von 50 Dollars für General Snoot wegen grober Mißachtung des Gerichts eintragen und für schleunige Eintreibung derselben sorgen.“

Kaum hatte er diesen Befehl ertheilt, als General Snoot, blaß wie eine Leiche, und alle Züge von Wuth verzerrt, mit geschwungenem Stocke gegen ihn heranstürzte.

Aller Blicke hefteten sich auf das Gesicht des Richters. Jeder war gespannt, wie er den wilden Anfall des furchtbaren Raufboldes aufnehmen würde. . . . Doch war nicht die geringste Veränderung an ihm zu bemerken. Seine Wangen wurden weder roth, noch weiß, sein Nerv schien sich zu regen; sein ruhiges Auge maß den heranstürmenden Gegner mit demselben Gleichmuthe, womit ein Chemiker die Wirkung eines neuen Präparates beobachtet. Er saß vollkommen ruhig, ein kleines eisernes Spazierstöckchen zwischen den Fingern der rechten Hand balancirend.

Snoot sprang auf die Platform und zielte einen furchtbaren Hieb mit seinem enormen Degenstock gerade auf den Kopf seines Gegners. Bei diesem Streiche bebten hundert Herzen und mehr als ein Dutzend Stimmen schrieen laut auf, denn man erwartete nichts Anderes, als des Richters Schädel in Stücke zertrümmert zu sehen. Man kann sich das allgemeine Erstaunen denken, als man das kleine Eisenstäbchen, mit Blitzesschnelle eine kühne Curve beschreiben und den großen Degenstock Snoot's mit lautem Geklapper zwanzig Fuß entfernt im Saale niederfallen sah. Der überraschte Raufer stieß ein Wuthgebrüll aus, wie ein verwundeter Stier, und riß sein Bowiemesser aus der Scheide, allein ehe er noch einen Ausfall damit machen konnte, beschrieb das Stöckchen noch einmal eine Wendung und das große Messer folgte dem Stock. Nun zog er einen Revolver aus der Tasche, aber ehe er nur Zeit hatte, den Hahn aufzuspannen, sauk sein Arm machtlos an seiner Seite herab.

Und nun zeigte sich zum ersten Male im Aeußern Dell's eine bemerkbare Aufregung. Er stampfte mit dem Fuße auf, daß die Platform unter seinem Tritte erzitterte und rief mit Donnerstimme:

„Herr Secretär, Sie werden den Namen dieses Banditen sofort aus der Liste der Rechtsanwälte streichen. Herr Sheriff, führen Sie den Verbrecher in's Gefängniß.“

Der zuletzt genannte Beamte sprang sofort herbei, dem ihm gewordenen Befehle zu genügen und es erfolgte nun eine Scene der Verwirrung, die keine Feder zu beschreiben im Stande sein würde. Die Bravos und Spießgesellen Snoot's drängten sich heran, den Sheriff in der Ausübung seines Amtes zu hindern, während viele Bürger demselben beisprangen, um das Ansehen des Gerichtshofes aufrecht zu erhalten. Drohungen, wildes Gebrüll, Flüche, das Klirren gekreuzter Messer, Wuth- und Schmerzensrufe mischten sich mit dem unheilvollen Knallen von Feuerwaffen und machten den Auftritt zu einer wahren Gräuelscene. Doch durch all diesen Aufruhr und all dies Toben konnte man zwei Personen als Führer in diesem Ungewitter sich hervorthun sehen. Der neue Richter gebrauchte seinen Eisenstab mit furchtbarem Effekte, auf jeden Schlag irgend einen Arm oder ein Bein zerschmetternd, obschon immer das Leben schonend. Bill Buffon, die Milde seines Freundes sich zum Muster nehmend und den Gebrauch des Messers oder der Pistole gänzlich bei Seite lassend, trampelte effektiv allen Widerstand zu Boden und brüllte bei jedem zentnerschweren Faustschlage: „Das ist die Art, Anstand und Ordnung im Gerichtshofe aufrecht zu halten.“

In wenigen Minuten hatte in der That die von Ar-

Archibald Bell, angeführte Ordnungspartei einen kompletten Sieg erfochten, die Clique des Generals Swoot eine schmähliche Niederlage erlitten und der Raufbold selbst ward in's Gefängniß geschleppt.

Solcher Art war das Debut Archibald Bell's in Arkansas und von jenem Tage an wuchs seine Popularität als Mensch, als Richter, als Held und als Staatsmann in solchem Maße, daß er bald die ältesten und beliebtesten Namen in den Hintergrund zurückdrängte.

Ein überflüssiges Institut. In Berlin soll nächstens ein neues Institut in's Leben treten, au dessen Spitze, wie man hört, sich ein namhafter Autor stellen will. Alle deutschen Zeitungen sprechen davon: man beabsichtigt nämlich ein Vermittelungsbureau für Schriftsteller und Buchhändler zu errichten, welches sämmtliche deutsche Buchhändler wöchentlich brieflich von den fertigen Manuscripten der Schriftsteller aller Klassen in Kenntniß setzen wird, die bei dem Bureau angemeldet sind. Den Schriftstellern soll dadurch das Suchen nach einem Verleger erspart und den Verlegern in leichtester Weise das Material zu ihren Unternehmungen geboten werden. Das Verlagsbureau übernimmt alle Vermittelungen und beansprucht dafür nur eine sehr mäßige Entschädigung. — Wer auch der Entrepreneur dieser Anstalt sein mag, er beweist durch dieses Unternehmen, daß er weder die Schriftsteller, noch die Buchhändlerwelt kennt. Welcher namhafte Autor hat es nöthig, und wird sich dazu verstehen, dem ganzen Buchhandel gegenüber eins seiner neuen Bücher auszubieten wie eine unverkäufliche Waare? Selbst angenommen, daß er es thut, was ist dadurch gewonnen? Kann der Buchhändler aus dem Titel des Manuscripts die Vortrefflichkeit des Werkes abstrahiren? Gewinnt aber der Autor an Zeit und Hoffnung, wenn der Buchhändler das Manuscript von dem Bureau zur Durchsicht verlangt, um es möglicherweise nach einigen Wochen als nicht acceptabel zurückzusenden? War dann der Weg eines direkten Antrags an verschiedene Buchhändler nicht um Vieles kürzer? Und welcher Autor, der da weiß, daß der Werth eines literarischen Unternehmens oft nur in der Originalität des Gedankens liegt, wird der Oeffentlichkeit diesen Gedanken preis geben, dessen Benutzung er von gewissenlosen Buchhändlern befürchten muß, ohne daß ihm daran auch nur ein Pfennig zu Theil wird? Welcher Buchhändler aber wird schließlich auf Manuscripte reflektiren, von denen er stets befürchten muß, daß sie 6, 8 und 10 Verlagshandlungen schon vorgelegen haben und von diesen als unbrauchbar zurückgewiesen worden sind? Der Gründer dieses projektirten Instituts mag eine gute Absicht haben, aber wie gesagt — er kennt die Schriftsteller und Buchhändlerwelt nicht!

Gervinus, dessen Einleitung in die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts so großes Aufsehen erregte, wird in einigen Wochen schon mit einem neuen Werke hervortreten. Unter dem Titel: Geschichte der deutschen Dichtung, erscheint eine gänzlich neue Umarbeitung seiner bereits früher herausgekommenen Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen.

Die Frauenemancipation in Amerika läßt kein Mittel unversucht ihren Ziele näher zu kommen. Die Verbindung der Frauen und Mädchen, welche mit ihrer gesellschaftlichen Stellung unzufrieden sind und durchaus Gleichstellung mit den „Tyrannen" verlangen, wächst mit jeder Woche. In dem Klubb, den sie allwöchentlich hält, und in den beiden Zeitschriften, die sie herausgiebt, wird furchtbar gegen die „Unterdrücker in Frack und Glace" gedonnert. Oft werden diese Clubbs von Männern besucht, gewöhnlich unverheiratheten, die dann versuchen das Uebergewicht der Männer geltend zu machen, die immense Zungenfertigkeit der schönen Gegnerinnen macht indeß jeden Sieg zweifelhaft. Neulich spottete ein solcher Redner über die Schwäche und Unterordnung des Weibes. „Was wollt Ihr"! rief ein junges schönes Mädchen dem Sprecher zu. „Eine Rippe des Mannes wurde in ein Weib verwandelt. Wenn nur eine einzige Rippe ein solches Produkt der Schwäche geliefert hat, welch eine Masse von Schwäche muß dann der ganze Mann sein!" — Besiegt, mit einer artigen Verbeugung zog sich der Gegner zurück. — Merkwürdigerweise geht das Hauptbestreben dieser Frauenverbindung dahin, eine politische Gleichstellung der Frauen mit den Männern zu erzielen. Sie verlangen vor Allem — mit stimmen zu dürfen.

Historische Blumenlese. Kein Name hat wohl so reichen Stoff zu Panegyriken jeder Art, zu Erklärungen, Chronostichen, Akrostichen, Deutungen, Prophezeihungen, Epigrammen u. s. w. geliefert, als der des alten Napoleon. Der Grund liegt nahe. Als er auf der Höhe seines Genies und Glückes stand, glaubte Alles sich in Huldigungen erschöpfen zu müssen; der Fehler wurde zur großartigen Tugend gestempelt; die Schmeichelei zum gebührenden Zoll des Dankes und der Bewunderung. Sobald aber das mühsame angehäufte Werk eigner Größe und fremder Kleinheit in sich zusammenzubrechen begannen, rächte sich das Schweigen der Bessern, wie die enttäuschte Scham der Schmeichler in gleich bitteren Glossen. Wir wollen hier zur Unterhaltung der Leser eine kleine Sammlung solcher Wortspiele aus den Schriften jener Zeit geben, bei denen man immerhin ein gewisses Spiel des Zufalls wird bewundern müssen.

Im November 1813 findet sich folgende Namenserklärung, und zwar vor- und rückwärts:

Nach Allen Politischen Operationen Liegt Er Ohnmächtig Nieder.

N—iemen O—der E—lbe L—eipzig
O—lenen P—ass A—us N—orden.

Folgende zwei Chronostiche ergaben gerade die verhängnißvolle Jahrszahl der Schlacht von Leipzig — 1813:

NeapoLionIs IngentI CLade et FVga GerMania LIberata LIpsIae.

SIC Ante Depressa CIto Bona CaVssa trIVMphat.

(Zu Deutsch: „Das durch die ungeheure Niederlage und Flucht Napoleon's zu Leipzig befreite Deutschland";

„So triumphirt schnell die vorher unterdrückte gute Sache.")

Ein drittes Chronostichon, das gleichfalls die Zahl 1813 ergibt, war:

nVnC gaLLICIDIVM.

E. K.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Schnellpressendruck von Giesecke & Devrient in Leipzig.

№ 9. 1853.

Familien-Blatt. — Verantwortlicher Redakteur **Ferdinand Stolle.**

Wöchentlich ein ganzer Bogen mit Illustrationen.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter für 10 Ngr. vierteljährlich zu beziehen.

Der Seewicher Pfarr-Kirmesstag.

Ein Bild aus dem thüringischen Volksleben

von

Ludwig Storch.

In einem der niedrigen und flachen Thäler, welche die Vorberge des nordwestlichen Thüringerwaldes eben in nordwestlicher Richtung nach dem Hörselthale zu bilden, liegt in einzelnen von Gärten und Feldern umgebenen Häusern lang hingestreckt das der Welt wenig bekannte Dorf Seebach, von seinen und den Einwohnern der benachbarten Ortschaften nur „die Seewich" genannt. Es gehört zum ehemaligen Herzogthum Sachsen-Eisenach, seine Flur ist aber ganz von gothaischem Lande umgeben. Nichtsdestoweniger beträgt seine Entfernung von der eisenacher Grenze und bis zum nächsten eisenacher Weiler doch keine volle halbe Stunde, und die gute und loyale Stadt Eisenach, die zweite Stadt des Großherzogthums Sachsen-Weimar ist nur zwei gute Stunden davon gelegen. Von der Anhaltestelle Wutha an der thüringischen Eisenbahn zwischen Eisenach und Gotha erreicht ein rüstiger Fußgänger in einer Stunde landaufwärts das bezeichnete Dorf, da es aber weder Naturschönheiten, noch sonst eine besondere Merkwürdigkeit besitzt, so würde es von Fremden gewiß wenig besucht werden, wenn nicht die Chaussee von dem eine kleine Stunde tiefer im Gebirge gelegenen großen und volkreichen Fabrikort Ruhla und von der thüringer Bahn bei Wutha nach der alten am Fuß des Gebirgs gelegenen kleinen Stadt Waltershausen, berühmt durch ihre trefflichen Fleischer- und Bäckerwaaren, durch das unvergleichliche Felsenkellerbier und die mannigfachen Spielwaaren, durch „die Seewich" führte. Die paar hundert Bewohner treiben in ziemlich beschränkter Weise Ackerbau und Viehzucht, Obstbau und einige nähren sich von Fabrikarbeiten für die rührer Kaufleute.

Sonst hatte das Dorf etwas Eigenthümliches, die in der Umgegend wohl bekannte und beliebte „Seewicher Pfarrkirmeß," und ich weiß in der That nicht, ob sich diese Einrichtung in ihrem schätzenswerthen Charakter erhalten, oder ob die „alles vernichtende und umstürzende Zeit" auch sie beseitigt hat. — Ein in „der Seewich" geborner vornehmer und reicher Mann, Leibarzt eines Kurfürsten von Sachsen, und wenn ich nicht irre Sohn eines „Seewicher" Pfarrers, hatte seines Namens Andenken an das Haus seiner Geburt durch ein originelles Vermächtniß gefesselt und damit den Beweis geliefert, daß er nicht nur selbst eine fröhliche Seele gewesen war, sondern auch das Herz seiner gemüthlichen Landsleute gekannt hatte. Der kurfürstliche Medikus hatte nicht etwa die un-

entgeltliche Abgabe von irgend wunderthätigen Pillen oder Pulvern an die Bewohner seines Geburtsortes und der Umgegend testirt und das Recept dazu dem jedesmaligen Pastor loci zur Bereitung übergeben; der Pfarrerssohn hatte nicht etwa ein hübsches Kapital ausgesetzt, von dessen Interessen alljährlich den Schulkindern Bibeln, Lesebücher, Schreibpapier, Federn und Bleistifte verabreicht wurden; der Lebemann hatte vielmehr durch ein bedeutendes Legat dafür gesorgt, daß die Leute ein paar Tage fröhlich, recht fröhlich sein sollten. Seine testamentarische Bestimmung lautete nämlich, daß der Pfarrer die Zinsen des eisernen Kapitals beziehen und dafür gehalten sein solle, jedes Jahr den ersten Tag der Kirmeß vom Schluß der Kirche bis Nacht zwölf Uhr Jedermann, weß Standes, Alters und Geschlechts er auch sei, mit gutem Kuchen und Bier, so viel der Gast essen und trinken wolle, zu traktiren. Es war genau angegeben, was der Testator unter gutem Kuchen und gutem Bier verstanden wissen wollte, und Schultheiß und Gemeindeschöppen waren bestellt, die Qualität der benannten Lebensmittel und die Bewirthung von Seiten des Pfarrers zu controliren. Im Fall dieser nach dreimaliger Erinnerung und gerichtlichem Entscheid es an Etwas fehlen lasse, sollten die Zinsen des Kapitals zu Gemeindebesten verwendet werden. Natürlich hüteten sich die Pfarrer wohl die Unzufriedenheit ihrer Kirmeßgäste zu ertegen; denn so viel Kuchen und Bier auch an diesem Tage verzehrt werden mochten, so blieb doch noch eine sehr erkleckliche Summe von den Zinsen zu ihrer eigenen Kirmeßfreude übrig, die — und das war das Schönste an der Sache — das ganze Jahr hindurch dauerte.

Gegen Ende der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts war ein sehr jovialer Mann minister sacri ollicii in Seebach, ein geistig Verwandter des würdigen Testators und deshalb vor all seinen Vorgängern im Amte befähigt den wahren Sinn des Legats zu begreifen und zu verwirklichen, nämlich seine Gäste froh und glücklich zu machen. Der Pfarrer Kurts war weder ein Pietist, noch ein Mystiker, weder ein Freigeist noch ein speculativer Philosoph; er war ein tüchtiger praktischer Mensch mit manchen Ecken und Eigenthümlichkeiten und ein liebenswürdiger Gesellschafter, der keinen Spaß verdarb. Auffallender Weise hatte er den zweiten Theil des Gebots: „Ein Priester soll unsträflich sein, eines Weibes Mann," nicht erfüllt; er war unverheirathet. Bald nach dem Antritt seines Amtes hatte er an seiner verlobten Braut noch zur rechten Zeit eine schreckliche Entdeckung gemacht; seit jener Zeit konnte er ein menschliches Wesen generis feminini nicht wohl um sich leiden, so höflich und freundlich er sonst auch die Frauen behandelte, sich in Gesellschaft mit ihnen unterhielt und sogar mit ihnen scherzte. Seine Bedienung bestand aus einem willigen und gelehrigen Bauerburschen, der allmälig alle weiblichen Hausarbeiten verrichten gelernt hatte und mit der Zeit sogar ein guter Koch geworden war. Der Pfarrer lernte mit dem Burschen, und beide arbeiteten in Haus, Stall und Feld oft gemeinschaftlich. Die Sache wäre auch recht gut gegangen; denn die beiden Wirthschafter hatten doch das ganze Jahr hindurch — einen Tag ausgenommen — nur für sich selbst zu sorgen, und wie sie's trieben und anrichteten, so hatten sie's selbst zu genießen. Aber gerade dieser eine Tag, dieser Pfarrkirmeßtag verrückte ihnen das Concept. Da mußten viele, sehr viele Kuchen gebacken und sehr viel Bier gebraut werden, und der Pfarrer machte einen Ehrenpunkt daraus, daß beides vortrefflich sei. Anfangs behalf er sich mit einer ledigen Schwester, dann mit einer andern Verwandten, weiter mit einer Fremden; er hatte nur Aerger und Verdruß davon. Dies brachte ihn endlich auf den Gedanken die Bäckerei und Brauerei mit seinem Christian selbst in die Hand zu nehmen und zu betreiben, wie seine übrige Wirthschaft. Gedacht — gethan! Der erste Versuch fiel über alle Erwartung glücklich aus, und als der geistliche Herr einmal eingesehen hatte, daß Kuchenbacken und Bierbrauen so wenig ein Hexenwerk sei, wie ein Gemüse kochen, einen Braten braten oder ein Kind taufen, ein Brautpaar copuliren und das Sonntagsevangelium in der Predigt auslegen, so folgten dem ersten Schritt auf der neuen Bahn bald andere, und an der nächsten Kirmeß konnte der Herr Pastor seine Gäste mit vorzüglich delikaten Kuchen, den er selbst zubereitet und gebacken, und mit einem feinen Biere, das er selbst gebraut, bewirthen. Dieser Umstand, der natürlich nicht verschwiegen blieb, lockte in den folgenden Jahren immer mehr „Zuspruch" in das „Seewicher" Pfarrhaus; denn jedermann in der Umgegend wollte des Pfarrers „guten" Kuchen und „gutes" Bier kosten, und der Pfarrkirmeßtag wurde jedes Jahr mehr ein Freudenfest, an welchem sich Hunderte aus der Umgegend betheiligten. Der Pfarrer wäre endlich in Gefahr gekommen, die ganzen Interessen des Kapitals zu verbacken und zu verbrauen, ja wohl gar noch von seiner eigentlichen Besoldung drauf zu legen, wenn ihm aus der Sache selbst nicht eine neue und für einen Seelsorger allerdings eigenthümliche Erwerbsquelle entsprungen wäre. Ehrn Kurts fand nämlich je mehr er buk und je besser ihm das Backen gelang, desto größeres Wohlgefallen an dieser zweifelsohne freundlichen und angenehmen Beschäftigung. Aus Büchern konnte er sich gerade nicht sonderlich viel machen; er hatte noch vom Gymnasium her eine Art Widerwillen gegen sie, und viel Studiren machte ihm stets Kopfweh; er extemporirte deshalb alle seine Predigten. Mit seiner kleinen Land- und Hauswirthschaft war er bald fertig. Da wurde ihm denn das Backen zum schönsten Zeitvertreib und gar bald zur Leidenschaft. Anfangs trat der Befriedigung derselben ein großes Hinderniß entgegen. Was sollte er mit all' dem Kuchen und andern feinen Backwaaren anfangen? Er konnte doch nicht Alles, war er Jahr ein Jahr aus buk bis zur Kirmeß aufbehen! Er konnte doch nicht alle Woche einmal Kirmeß halten! — Christian's Genie beseitigte dieses Hinderniß. Der brave Knecht hatte nämlich eine Schwester in Eisenach an einen Handarbeiter verheirathet. Die wohnte draußen in der Vorstadt Ehrenfeig und war eine Obstbökerin. Als Victualienhändlerin durfte sie auch mit Backwerk handeln. Ihr wurden die schmackhaften Erzeugnisse des theologischen Backtroges in Commission gegeben, und die betriebsame Frau machte bald glänzende Geschäfte damit. Sie vertrieb die Butterkrüsel und Zuckerbrezeln sowohl in der Stadt, als auch in der Ruhl mit gutem Gewinn und trug dafür jede Woche schönes Geld in die „Seewicher" Pfarre. Geld bringt Muth; guter Erfolg feuert an. Der Pfarrer machte Fortschritte in der Kunst; er buk Pfeffernüsse, Pfefferscheiben, Honig- und Lebkuchen trotz einem braunschweiger Bäcker, und die

Nachfrage stieg. Andre Hökerinnen hatten das Geheimniß bald ausgewittert und bestürmten den fleißigen Pfarrer. Nach ein paar Jahren war er der vollendetste Kuchenbäcker, und seine süße Waare die gesuchteste in einem gar nicht unbedeutenden Umkreise. Zu Weihnachten konnte er nicht genug arbeiten, um alle Bestellungen zu befriedigen, und sein Backofen war Tag und Nacht geheizt. Des Pfarrers Fleiß belohnte sich; er wurde durch die Bäckerei ein wohlhabender Mann. Ein glücklicher war er ebenfalls; denn er hatte niemals Langeweile. Alle Frauen, Kinder und Schmeichler in der nahen Ruhl und in Eisenach liebten und ehrten ihn als eins der nützlichsten Mitglieder der menschlichen Gesellschaft. Nicht selten fanden zahlreiche Wallfahrten nach dem Seewicher Pfarrhause statt, wo, wenn auch nicht die Fleischtöpfe Aegyptens, doch die Kuchenkörbe des gelobten Landes fanden, wo Milch und Honig zwar nicht floß, aber doch in Kuchen gemengt und verbacken wurden. Wenn Pfarrer Kurts mit seinen heiligen Händen den Teig geknetet und aufgerollt hatte, band er sich die weiße Bäckerschürze ab und zog den schwarzen Priesterrock an und spendete mit denselben Händen seiner Gemeinde den Leib des Herrn, den er selbst gebacken, oder goß einem Täufling das geweihte Bad auf die kleine Stirn, oder wendete die Blätter des Buchs aller Bücher und erklärte mit beredtem Munde seiner andächtigen Gemeinde den Text. Er ertheilte gleich freigebig den Segen und Pfeffernüsse, beide sein Werk; und konnte mit Recht sagen: Lasset die Kinder zu mir kommen und wehret ihnen nicht; denn ihnen ist das Himmelreich!

Ehrn Kurts war nicht weniger als ein geiziger Mann. Da er Geld verdiente, ließ er Geld aufgehen, und da der Pfarrkirmeßtag die Quelle seines Verdienstes und seines Glückes war, so machte er ihn auch zum Feste seiner Lust. Kein Schulz oder Gemeindeschöpp brauchte den fröhlichen Pfarrer zu controliren; er buk die feinsten Kuchen aller Art in Fülle; er braute mehr als ein Gebräu prächtiges Doppelbier; er ging noch weiter und lud sich ihm anständige Gäste zu seiner großen Mittagstafel, die dann vollwichtiges Zeugniß ablegte auch von seiner culinarischen Kunst.

Da hätte man denn am ersten Kirmeßtage früh die Wallfahrt nach der Seewicher Kirche sehen sollen! Auf allen Wegen und Stegen zogen sie herbei in hellen geputzten Haufen, und bald konnte in der Kirche kein Apfel zur Erde kommen, so standen sie aneinander gedrängt, begierig das Himmelsmanna aus des Pfarrers Mund zu genießen. Des Kuchens und Biers wegen, der Späße, Possen, Alfanzereien, Neckereien und lustigen Schwänke, die hernach im Pfarrhause, auf dessen Hofe und auf der Straße vor der geistlichen Wohnung zu genießen waren, kam freilich kein Mensch. Wenn der fromme Mann die Zuhörer nun mit dem süßen Himmelsbrot gespeist hatte, so zogen sie lustig und guter Dinge ihm nach und bald glich sein sonst so stilles Haus einem Lustlager. Hinein konnten natürlich nicht alle. Aber auch in der Scheuer, auf dem Hofe, im Garten waren Tafeln und Bänke improvisirt und standen Tische mit Kuchen, lagen Fässer voll Bier, und Jeder konnte sich zulangen so oft und so lang ihm beliebte.

Der Seewicher Pfarrkirmeßtag wurde dadurch berühmt. Nicht wenig trugen dazu die Bewohner der nahen Ruhl bei, Handelsleute, Messer- und Schnallenschmiede, ein ungemein lustiges Völkchen und stets zu allen nur erdenklichen Scherzen und Possen aufgelegt.

Wer nicht wegen Speis und Trank in die Seewicher Pfarre zur Kirmeß ging, der ging der Ruhler Narrenspossen wegen hin, die an diesem Tage dort in möglichst großer Anzahl losgelassen wurden, und Jedermann war überzeugt, daß er dort einige Stunden lang angenehm unterhalten werden würde.

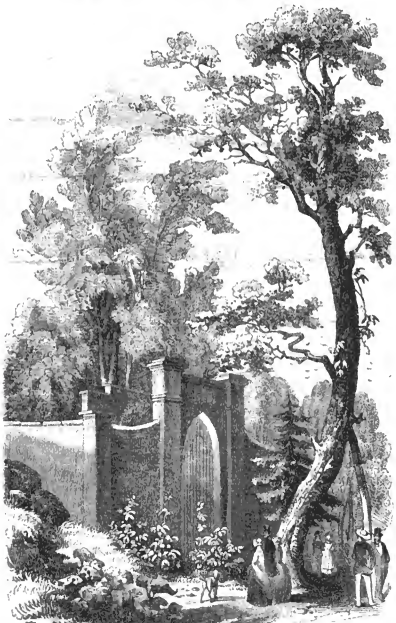
Der damalige Herzog von Sachsen-Eisenach Wilhelm Heinrich, war ein eigenthümlich lustiger Herr, wie viele fürstliche Herren jener Zeit. Obgleich schon ein Mann in den vierziger Jahren, hatte er doch alle Angewöhnungen und vielbewunderten Eigenschaften eines „charmanten" Prinzen beibehalten. Er ritt den Bauern durch die Saatfelder, prügelte sie selbst zu seinem allerhöchsten Vergnügen mit der Hetzpeitsche, überritt die Kinder seines Landes auf offner Straße, zwang die jungen hübschen Weiber und Töchter seiner Bürger und Bauern ihm vertrauliche Besuche zu machen oder ihm kleine Stelldichein zu geben, lag oft Wochen lang in Wäldern und Feldern dem edlen Waidwerk ob, hielt dann wieder wochenlange fröhliche Hofgelage, zankte sich zuweilen mit seinem hochfürstlichen Ehegespons bis zum Prügeln, ja man behauptete, seine erste Gemahlin sei in Folge übler Behandlung von Seiten des regierenden Herrn in dem einsamen Jagdhause Wintersbausen im Gebirg, wohin er sie verbannt hatte, verzweiflungsvoll gestorben. Regierender Herr! Unbewußte köstliche Ironie in diesem Namen! Vom Nichtregieren so benannt, wie lucus a non lucendo. Herzog Wilhelm Heinrich bekümmerte sich den Teufel um die Regierung seines Ländchens. Er that weiter nichts als daßelbe bis auf's Blut aussaugen, enorme Schulden machen und das Geld auf alle nur erdenkliche liederliche und nichtswürdige Weise todt schlagen. In sehr glückliche Mischung vereinigte sich in ihm die Copie eines französischen fürstlichen Wüstlings jener Zeit, d. h. nach jener Seite hin war er ein Affe Ludwig's XV., nach dieser ein Bär. Zuweilen betrug er sich jedoch so unsinnig, daß ihn die Leute für nichts weiter als einen halbverrückten Narren hielten. Dies hielt sie jedoch nicht ab, sich jede Unwürdigkeit von ihm gefallen zu lassen und mit der allerunterthänigsten Ehrerbietung entgegen zu nehmen. So liebte er unter vielen andern hochfürstlichen Plaisanterien auch die Musik und übte sie selbst aus, d. h. er trommelte sehr gut und schlug bei Aufführung großer Kirchenmusiken die Pauken vortrefflich. Eine besondere Inclination trug er für den Gebirgs- und Fabrikort Ruhla, dessen eine Hälfte ihm gehörte, während die andre Hälfte, wie noch heute, gothaisch war. Die Ruhler Fabrikarbeiter waren stets gute Musikanten; es gab ihrer wenige, die nicht ein Instrument und in der Regel mit meisterhafter Fertigkeit spielten. Auf Befehl des Herzogs mußten seine Unterthanen oft Kirchenmusiken aufführen, wobei er die Pauken schlug. Dazu lagen aber einige Dutzend Schlägel bereit. Seine hochfürstliche Durchlaucht machte sich nämlich das allerdings sehr sonderbare Vergnügen während der Musik und des Gesangs der Gemeinde dann und wann vom hohen Chor aus einen Paukenschlägel auf die hohe und steife Hörnerkappe der einen und der andern hübschen Frau unten im Schiff der Kirche zu schleudern, und es schien fast, als ob der Paukenschlägel aus seiner hohen Hand die-

selbe Bedeutung für die Gebirgsschönen habe, wie das Schnupftuch aus der Hand eines orientalischen Herrschers für die Damen des Harem. Zuweilen sausten die Schlägel in so schneller Folge zur größten Belustigung Sr. Durchlaucht und zum Schrecken der armen Weiber von oben herab auf die Köpfe der letztern, daß der hohe Musikant keine zum Pauken übrig behielt, und der Kirchendiener sie aufsuchen und dem allergnädigsten Herrn zum anderweitigen Gebrauch überreichen mußte.

Seine menus-plaisirs waren nicht immer so harmloser Natur. Zuweilen ließ er einen in flagranti erwischten Wilddieb auf das Geweih eines großen Hirsches schmieden und so zu Tode schleifen und hungern. Nichts vergieb er weniger als einen Wilddiebstahl; denn er lebte der unerschütterlichen Ueberzeugung, daß der liebe Herrgott das Wild nur geschaffen habe, damit es fürstliche Personen und deren Förster schießen sollten.

(Fortsetzung folgt.)

Im Garten von Mount-Vernon.



Drüben im Westen, in einem Garten unter hohen schattigen Bäumen, liegt ein einsames Grab. Keine Inschrift, kein Stein bezeichnet den Namen dessen, der hier sein ewiges Ruhekissen gefunden. Und da drinnen unter dem Rasen schläft doch der größte Bürger des größten und glücklichsten Staates, der beste und edelste Mensch seines Jahrhunderts.

Er der einfache Landwirth war es, welcher den jetzt

glücklichen Staat aus seiner tiefsten Zerrüttung, aus Mangel und Bedrängniß zu der hohen Stufe seiner Macht erhob, der wiederholt die fremden Heere schlug, eine freie und sichere Gesetzgebung einführte, ein edles Bürgerthum schuf, dem Volke eine Verfassung gab, die heute, nach 70 Jahren, noch als Muster gilt.

Er war es, der nach Jahren mühevollen Schaffens, jede Belohnung ausschlagend, arm wie vordem, von dem Gipfel seiner Macht still in das Privatleben zurückkehrte und als ein schlichter Bürger des selbstgeschaffenen Staates ruhig abwartete, bis ihn das Vaterland zu neuen Aemtern, zu neuen Thaten rief. So groß und edel und uneigennützig war nie ein Mann, so wackere auch die Weltgeschichte aufzuzählen hat. In der Gestalt eines Helden barg er das Herz eines Weisen, den Geist eines Staatsmannes und den Muth eines freien Bürgers. Unerschütterlich treu gegen das Vaterland, paarte er mit dem Verstande und der Einsicht eines genialen Mannes die Unschuld und den Charakter eines Kindes. Stets waren seine Absichten redlich und seine Mittel immer rein. Er zeigt uns das seltene Beispiel eines Staatsmannes, dem List gänzlich unbekannt und der in seinen Versicherungen gegen fremde Regierungen wie gegen seine Mitbürger stets aufrichtig war. Nie gab es einen so edlen Charakter.

Das einsame Grab liegt in dem Garten von Mount-Bernon im Staate Virginien und der Name des Brayen der Braven, der hier seinen ewigen Schlaf schläft, ist — Georg Washington.

Vom Baue des Menschen.

Von Dr. L—n.

I. Herz und Blutlauf.

Seit Jahrtausenden hat die Wissenschaft ihre Schätze aufgehäuft; Jahrtausende sind gekommen und gegangen, mit ihnen die Geschlechter der Menschen, Völker und Staaten. Im Laufe der vergänglichen Dinge ist so Vieles bis auf den Namen, Vieles namenlos verschwunden; — geblieben aber ist über allem Wechsel des Menschen Herz selbst mit seiner Leidenschaft, seiner Freude und Trauer, des Menschen Geist mit seinem Drange nach Wissen und Aufklärung. Und seltsam! vielleicht gerade das Nächste, was uns umgiebt, ja das Allernächste, sich selbst, kennen die Meisten nicht. Wie wir gehen, sitzen, liegen; was in uns schlägt, sich bewegt; ohne das wir nichts sehen, nichts hören, nichts genießen, überhaupt gar nichts thun können, ist größtentheils ein verschlossenes Geheimniß für Viele; wir selbst sind uns nur zu oft auch in unserm sichtbaren Theile ein ungelöstes Räthsel. Erklären wollen wir hier diese Erscheinung nicht weiter, wohl aber versuchen, zur Aufhellung des Dunkels ein Kleines beizutragen und dem freundlichen Leser in einzelnen Schilderungen den künstlichen Bau des Menschen und seiner Organe vorführen, aus denen er sich dann ein klares Gesammtbild seines leiblichen Wesens selber zusammensetzen möge.

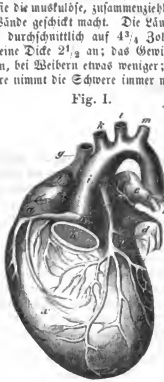
Nicht mit Unrecht hat man den Menschen eine kleine Welt, Mikrokosmus, genannt, gegenüber dem großen All, Makrokosmus. Nicht blos bildlich ist dies richtig; unser Leib enthält alle Elemente der andern Geschöpfe, unsere Lebensform wiederholt alle Vorgänge des allgemeinen Lebens auf den niederen Stufen der Wesen; aber in der letzten, höchsten Vollkommenheit — der Mensch ist Gipfel und Krone der Schöpfung. Man hat oft schon den Organismus mit den Werken der Mechanik, der Maschinen oder ähnlichen Vorrichtungen verglichen. Bis zu einem gewissen Punkte kam man damit nothdürftig aus; aber gar bald zeigte sich diese schwache und unvollkommene Auffassung als ungenügend. Erst wenn wir den Zusammenhang zwischen den verschiedenen Stoffen, Theilen und Organen des menschlichen Körpers zu erforschen suchen, werden wir zur Anerkennung der unendlichen Weisheit des Schöpfers gezwungen, je öfter sie die Fassungskraft des menschlichen Geistes übersteigt. Bei der Schilderung der Organisation werden wir freilich oft genöthigt sein, nach mechanischen Erklärungen zu greifen; man wird aber dabei stets im Auge behalten müssen, daß damit nicht die ganze Eigenthümlichkeit des selbstständigen, aus sich lebendig herausgebildeten, sich erhaltenden und fortpflanzenden Organismus erschöpft sein sollte und könnte.

Der menschliche Körper besteht aus festen und flüssigen Bestandtheilen. Letztere machen vier Fünftel des Körpergewichts aus, und deren allgemein bekanntester ist das Blut, die Quelle der Ernährung wie der Absonderung, also des Lebens. Dieser Nahrungs- und Bildungssaft ist in weiteren und engeren Röhren, die ein zusammenhängendes System bilden, durch den ganzen Körper verbreitet und in beständiger Bewegung — sein völliger Stillstand ist Tod. Diese Anordnung stellt sich uns (wenn auch nicht mathematisch genau) in einem Kreislaufe dar, indem das Blut von einem Mittelpunkte aus durch die Organe des Körpers getrieben und am Ende durch die Vermittlung feinster Blutgefäße in entgegengesetzter Richtung wieder zu jenem Mittelpunkte zurückgeführt wird. Der Kreislauf ist ein doppelter, ein kleiner und großer (davon später); sein Mittel- und Ausgangspunkt aber das Herz, dessen Einrichtung wir hier zunächst anschaulich machen wollen.

Das Herz, Centralorgan für das System der blutführenden Gefäße, ist eigentlich ein Muskel, d. h. eines jener faserigen Organe, welche man gewöhnlich mit dem allgemeinen Namen Fleisch bezeichnet; hat eine länglichrunde (kegelförmige) Gestalt, und liegt, eingestülpt in einen häutigen geschlossenen Sack, den Herzbeutel, dessen innere Platte das Herz selbst überkleidet, mitten in der Brusthöhle, zwischen den Lungen, hinter dem Brustbein und zwar in schräger Richtung, von oben, rechts und hinten nach unten, links und vorn. Seine zwei Hälften, rechtes und linkes Herz, sind der Länge nach durch eine Scheidewand getrennt und haben (im erwachsenen Zustande) keine Verbindung

unter sich; wohl aber ist dieses der Fall zwischen den durch eine Querwand geschiedenen zwei Theilen jeder Hälfte, nämlich dem an der Basis (oberem Herztheile) liegenden Vorhof und der gegen die Spitze gerichteten Kammer. Wir haben also einen Vorhof und eine Kammer der rechten, und einen Vorhof und eine Kammer der linken Herzhälfte, von welchen die Vorhöfe als Erweiterungen der großen Gefäßstämme (Venen) betrachtet werden können, deren Blut sie aufnehmen und in die Herzkammern ergießen. Die Vorhöfe haben dünne Wände und jeder einen blinden, taschenförmigen Anhang, Herzohr. Die Herzkammern geben den Schlagadern (Arterien) ihren Ursprung und drücken das Blut, das sie von den Vorhöfen erhalten haben, in jene, wozu sie die muskulöse, zusammenziehbare Beschaffenheit ihrer Wände geschickt macht. Die Länge des Herzens nimmt man durchschnittlich auf $4^{3}/_{4}$ Zoll, seine Breite auf $3^{1}/_{2}$, seine Dicke $2^{1}/_{2}$ an; das Gewicht ist 9 Unzen bei Männern, bei Weibern etwas weniger; nach dem dreißigsten Jahre nimmt die Schwere immer mehr zu.

Fig. I.



Das Herz von vorn und oben mit seinen Gefäßen.

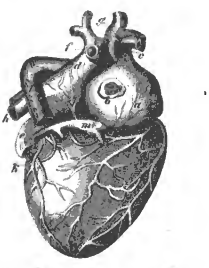
Es wird die folgende Darstellung erleichtern, wenn wir hier sogleich Einiges über die allgemeine Natur und Beschaffenheit der Gefäße anschließen. Die Gefäße, Adern, sind häutige, im ganzen Körper verbreitete Röhren oder Kanäle, in deren Höhlen (Licht, Lumen) die zur Erhaltung des Organismus dienenden Flüssigkeiten ihre Wege machen. Von den nach ihrem Inhalte verschiedenen Blut- und Lymphgefäßen brauchen wir für jetzt nur die Ersteren, welche selbst wieder zerfallen in: 1) Puls- oder Schlagadern (Arterien), welche das Blut vom Herzen nach allen Theilen des Körpers führen; 2) Blutadern (Venen), die das Blut wieder von allen Punkten des Körpers zum Herzen zurückleiten; 3) Haargefäße (Capillargefäße), die feinsten Aederchen, welche Puls- und Blutadern mit einander verbinden, indem sie den Uebergang des Blutes aus den feinsten Enden der Schlagadern in die gleich feinen Anfänge der Blutadern vermitteln. Der Umstand, daß häufig das hellrothe Blut mit dem Namen des Arterien-, das dunkelrothe mit dem des Venenblutes bezeichnet wird, verführt oft zu der Annahme, daß der Inhalt aller Schlagadern hellrothes, der aller Blutadern eine dunkelrothe Farbe habe. Beim großen Kreislaufe ist dies der Fall; wir werden aber später sehen, daß der kleine Kreislauf gerade das umgekehrte Verhältniß zeigt. Am besten wird man thun, wenn man fest hält, daß die Herzkammern alle Schlagadern entlassen, die Vorhöfe die Blutadern empfangen, und daß das rechte Herz nur dunkles, das linke dagegen helles Blut führt. Die Wand der Gefäße besteht aus mehreren concentrischen Häuten, deren innerste und wesentlichste alle Gefäße und auch das Herz auskleidet, die allgemeine Gefäßhaut; die äußere Haut, von welcher die Festigkeit und Ausdehnbarkeit der Wände abhängt, kommt gleichfalls allen Adern zu, während sich eine zwischen beiden befindliche mittlere Haut nur bei manchen findet. Bei der Ernährung der Gefäße wiederholt sich das Verhältniß wie beim Körper selbst; sie geschieht nämlich, wenigstens bei den größeren, wieder durch Gefäße und Nerven; während diese Gefäße der Gefäße selbst und die kleineren Gefäße durch die in ihnen fließende Flüssigkeit ernährt werden. Die Schlagadern haben, um dem vom Herzen ausgehenden Drucke widerstehen zu können, dickere und elastischere Wände, als alle übrigen Gefäße; von der aus dem Herzen kommenden Blutwelle ausgedehnt, ziehen sie sich beim Nachlasse des Druckes wieder zusammen; sie pulsiren. Wie die Schlagadern in der Nähe des Herzens am weitesten, und je weiter weg in immer kleinere Aeste und Aestchen ausgehen, bis sie in den feinsten Verzweigungen als Gefäßnetze sich zeigen, so beginnen die Blutadern in unmerklichen Uebergängen aus den Haargefäßen als kleine netzartig verbundene Gefäßchen (Blutaderwurzeln), fließen dann in größere Aeste und Zweige zusammen und münden endlich in großen Stämmen in die Vorhöfe. Was dort also Aeste und Zweige eines Baumes, sind hier Wurzeln. Die Wände der Blutadern sind dünner, schlaffer, ausdehnbarer; sie selbst weiter und zahlreicher als die Schlagadern, verlaufen gerader, verbinden sich unter einander weit häufiger und ihr Verlauf ist der Oberfläche des Körpers näher; dagegen verlaufen die Schlagadern mehr in der Tiefe und zwischen andern Theilen geschützt — aus dem weisen Grunde, weil ihre Verletzung auch viel bedenklicher ist. Die Blutadern führen (mit Ausnahme der Lungenblutader) kohlenstoffreicheres, nicht nährendes Blut; sie führen das Material herbei, das durch andere Vorgänge erst seine ernährende Eigenschaft zu erhalten hat. So sehen wir denn bereits, wie zweckmäßig auch hier Alles geordnet und berechnet ist, wie weise Alles in einander greift, um endlich zu jenem wunderbaren Resultate zu führen, welches wir den menschlichen Organismus nennen.

Haben wir so eben im Allgemeinen die Organe für die Verbreitung und Austheilung der allgemeinen Bildungsflüssigkeit, des Blutes, Herz und Gefäße, kennen gelernt, so versuchen wir es nun, die Verrichtung des Gefäßsystems, und wie jene Verbreitung durch den Blutumlauf zu Stande kommt, zu veranschaulichen.

Nur das hellrothe Blut, das mehr Sauerstoff enthält als das dunkelrothe, ist zur Ernährung und Belebung tauglich. Da nun aber das Schlagaderblut bei seinem Durchströmen der Körperorgane die hellrothe Farbe verliert (ein Vorgang, der noch nicht hinlänglich erklärt ist) und zuletzt namentlich in den Haargefäßen eine dunkelrothe annimmt, so wird es nöthig, daß das dunkelrothe Blut

wieder in hellrothes, lebensfähiges, verwandelt werde. Dieser Absicht dienen die Athmungswerkzeuge, die Lungen, indem sie dem Venenblut, das seine Kräfte verloren hat, aus der eingeathmeten Luft Sauerstoff abgeben und dafür Kohlensäure aufnehmen (dieser Vorgang wird bei Betrachtung der Lungen klar werden). Das Venenblut muß also zu den Lungen zurückkehren. Aus diesem beständigen Hin- und Herbewegen der ganzen Blutmasse entsteht eben, was man den Blutumlauf nennt; und da dieser, wie wir gesehen, eine doppelte Bestimmung hat, einmal nämlich, die Vertheilung des Blutes im Körper, sodann aber auch die Wiedersammlung des Vertheilten, auf daß es in den Lungen auf's Neue erfrischt werde, so haben wir denn auch einen doppelten Kreislauf, einen großen und kleinen; und wie für beide das Herz der bewegende Mittelpunkt ist und das Blut dasselbe zweimal durchströmt, so durchschlingen sich beide Blutbahnen im Herzen, gleichsam wie zwei ineinandergelegte Ringe. Recht deutlich wird uns dies erst werden, wenn wir noch Folgendes über diese Hergänge beigebracht haben.

Fig. II.



Das Herz von hinten und unten nebst seinen Gefäßen.

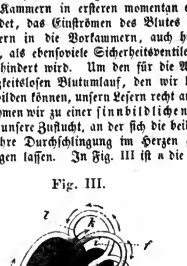
Man erinnere sich, daß wir am Herzen vier Höhlen kennen gelernt haben, zwei Vorhöfe (Fig. I. a und e Fig. II. a und d) und zwei Kammern (die man sich hinter den Wänden x und y denke) wovon jene den Blutadern, diese den Schlagadern zugehören; ebenso, daß Vorhof und Kammer des rechten Herzens das dunkelrothe Blut aufnehmen, das linke Herz aber hellrothes weiter fördert. Darnach ordnen sich nun die beiden Blutkreisläufe. Der kleine, Lungen- oder Athmungskreislauf, nach den Lungen gerichtet, kommt aus der rechten Herzkammer, geht durch die Lungenschlagader (Fig. I. h abgeschnitten zu sehen) zu den Haargefäßen der Lungen, wo der oben angedeutete Umwandlungsproceß des dunkelrothen in hellrothes Blut stattfindet, und kehrt durch die Lungenblutader (die gemäß ihres Ursprunges aus den beiderseitigen Lungen aus mehreren Venen besteht (Fig. I. o. c Fig II. f. g. h.) zum linken Herzvorhof zurück. Aus diesen Verhältnissen wird man nun auch einsehen, warum die Lungenschlagader allein von allen Schlagadern dunkelrothes, die Lungenblutader aber ebenso hellrothes Blut führt; in gleicher Weise, weshalb alle Schlagadern und alle Blutadern den gleichen Bau besitzen, mögen sie nun zum großen oder kleinen Kreislaufe gehören. — Der große oder Körperkreislauf geht von der linken Herzkammer aus, und zwar durch die große Körperpulsader (Aorta). Diese vertheilt das Blut durch vielfache Verästelungen und Verzweigungen im Körper. Letztere werden endlich zu feinsten und durchsichtigen Aederchen, welche deshalb Haargefäße genannt werden und ein zusammenhängendes Netz bilden. Aus diesen Haargefäßen entspringen die kleinen Blutadern, welche in umgekehrte Weise, wie die Schlagadern sich vertheilen und verästeln, so sich aus kleinen Zweigen in größere Stämme verbinden, die das Blut wieder zum rechten Vorhofe des Herzens zurückführen — mit Ausnahme der Blutadern des Verdauungssystems, welche als Pfortader zur Leber gehen und ein eigenes kleineres zusammenhängendes und geschlossenes Ganzes bilden. Wir wissen bereits, daß die Vorhöfe des Herzens mit ihren Kammern zusammenhängen; und so wird auch klar sein, wie die rechte Kammer das von ihrem Vorhofe erhaltene dunkelrothe Blut wieder zu den Lungen behufs seiner Erfrischung führen kann.

Zu größerer Verständlichkeit haben wir an den zwei Zeichnungen dem freundlichen Leser noch Einiges zu erklären. Er erblickt in Fig. I. das Herz von vorn und oben, in Fig. II. dasselbe von hinten und unten, die Gefäße aber nur bei ihrem Austritte aus dem Herzen und ihrem Rücktritte in dasselbe. In Fig. I. i sieht er die große Körperpulsader aus der linken Herzkammer aufsteigen, dann einen Bogen bilden, aus dem die großen Schlagadern für Hals, Kopf und Arme kommen, von denen hier die namenlose Schlagader (Fig. I. k), die linke Drosselschlagader (linke Carotis) (Fig. I. l) und die linke Armschlagader (Fig. I. m) sichtbar sind. Der Leser hat wohl schon öfters von tödtlichen Verletzungen und Blutungen am Halse gehört; in solchem Falle sind es die Drosselschlagadern, die lebensgefährlich verwundet waren. Fig. II. i zeigt die große Körperpulsader, wie sie nach dem oben erwähnten Bogen abwärts in die unteren Theile des Körpers geht, daher hier absteigende genannt. Weiter sehen wir von Blutadern die obere große Hohlader, welche das Blut aus den obern Theilen des Körpers zurückführt, bei ihrer Einmündung in den rechten Vorhof (Fig. I. g), sodann die untere Hohlader abgeschnitten (Fig. II. b). In Fig. I. b ist das rechte, in d (auch Fig. II. c) das linke Herzohr angedeutet. Das Herz selbst muß ernährt werden, hat daher einen eigenen Kreislauf, durch welchen das zwischen den großen Körperpulsadern und Körperschlagadern bestehende Verhältniß von ihm im Kleinen gleichsam wiederholt wird. Von den hierher gehörigen Gefäßen erblicken wir auf Fig. I. p den Ast einer Kranzschlagader und auf Fig. II. m eine große Kranzblutader, die ihr Blut, wie alle dunkelrothes Blut führenden Gefäße, in den rechten Vorhof ergießt. Wie aber werden nun diese Organe zu ihrer so verschiedenartigen und doch so harmonischen Thätigkeit gebracht? welches ist die treibende Kraft dieser wunderbaren Blutbewegung? Wir wissen, daß das rastlos thätige Herz es ist; aber wie? Das Blut hat keine eigene Bewegungskraft; die Natur mußte also für eine Einrichtung sorgen, welche die Fortleitung in den Gefäßen, welche wir uns als ein System von Röhren denken können, vermittelt. Das Herz stellt diese Vorrichtung dar, gleichsam

ein Pumpwerk mit Druck- und Saugwirkungen. Geschickt wird es zu dieser wechselnden Wirkung durch die Muskelfasern, die, wenn und wo sie einen hohlen Raum umgeben, denselben durch ihre Contraction oder Verkürzung verkleinern, mithin den Inhalt hinaustreiben, und durch ihre Erschlaffung ihn wieder zur Aufnahme neuer Flüssigkeiten fähig machen. Darauf beruht der Vorgang im Herzen. Das Wechselspiel in der Zusammenziehung und Ausdehnung des Herzens, wodurch das Blut ausgetrieben und sein neues Einströmen ermöglicht wird, stellt sich als die mechanische Ursache des Kreislaufs dar. Die linke Herzkammer treibt ihr Blut in die große Körperschlagader (Aorta) und beginnt damit den großen Kreislauf; gleichzeitig drängt die rechte Herzkammer ihr Blut in die Lungenschlagader, womit der kleine Kreislauf seinen Anfang nimmt. Da die das Blut forttreibende Zusammenziehung an den Vorhöfen beginnt und in diese, wie man weiß die großen Blutadern münden, so liegt die Frage sehr nahe: ob denn jene Zusammenziehung das Blut nicht auch in letztere drängen müsse? Allerdings würde dies der Fall sein, wären nicht gegen die Blutadern Klappen angebracht, welche einen solchen Rückfluß hindern. Diese weise Vorrichtung der Klappen finden wir allenthalben da, wo ein gleicher Zweck erreicht werden soll; so in derselben Weise in den Kammern, damit das in sie getriebene Blut der Vorhöfe nicht in diese bei der Zusammenziehung der Kammern selbst zurückströmen kann, sondern einem einzigen Auswege gegen die Schlagadern hin folgen muß. Das Andrängen des Bluts gegen die Kammern scheudert diese gegen die Rippen, was den fühlbaren Herzstoß oder Herzschlag giebt. Erschlaffen die Muskelfasern des Herzens wieder, so bewirkt neu einströmendes Blut die Ausdehnung der Kammern, die auf ihrem höchsten Grade abermals in Zusammenziehung übergeht; und so fortwährend in rascher Aufeinanderfolge und in vollkommen gleichartiger Arbeit beider Herzhälften, wie es zur Vermeidung von Störungen in dem geregelten Gange der Flüssigkeiten, den wir mit einem hydraulischen Werke verglichen haben, erforderlich ist.

Der Herzschlag den man links zwischen der 5. und 6. Rippe mehr oder minder deutlich fühlt, ist die Ursache des Pulsschlages in den Schlagadern, der im gesunden Körper durchschnittlich in der Minute siebenzig bis fünfundsiebenzigmal erfolgt. Einige andere Herztöne werden durch die Bewegung des Blutes gegen die Wände des Herzens und der großen Schlagadern, oder als Geräusche der Herzklappen, und deren Spannung erklärt. Der Blutlauf durch die Schlagadern, von den Herzbewegungen begonnen, wird durch die Elasticität jener Adern und die sich schnell folgenden Zusammenziehungen der Kammern in fortwährender (aber etwas ungleich geschwinder) Bewegung erhalten. Eine Blutwoge drängt die andere. Die Erschütterung der Wände durch die fortgetriebene Blutsäule bewirkt den Pulsschlag. Der Blutlauf durch die Haargefäße, obgleich noch fortdauernd unter dem Einflusse der Herzthätigkeit, ist doch schon durch die größere Entfernung vom Herzen langsamer und ohne Schlag, und wird mehr durch die eigenthümliche Thätigkeit der Organe vermittelt. Gleichwohl darf man sich diese Langsamkeit deshalb nicht mit einem großen Zeitverluste verbunden denken; das Blut hat kaum eine Minute nöthig, um den kleinen und einen bedeutenden Theil des großen Kreislaufes durchzumachen, so daß man eine Minute als runde Zahl für die mittlere Kreislaufsdauer beim Menschen annehmen kann. In zwei Minuten hat durchschnittlich das gesammte Blut des Körpers die Lungen durchsetzt. — Der Druck von der Kammerzusammenziehung pflanzt sich in die Haargefäße und Blutaderwurzeln fort; und so wird der Blutlauf in den Blutadern durch eine Kraft im Rücken vorwärts gegen das Herz getrieben; aber da der Druck geringer ist, auch mit geringerer Geschwindigkeit. Wieder in der Nähe des Herzens angelangt, befördert der Umstand, daß durch Austreibung des Blutes aus den Vorhöfen in die Kammern in ersteren momentan ein leerer Raum sich bildet, das Einströmen des Blutes aus den vollen Blutadern in die Vorkammern, auch hier durch viele Klappen, als ebensoviele Sicherheitsventile, in den Blutadern verhindert wird. Um den für die Auffassung nicht schwierigkeitslosen Blutumlauf, den wir hier nicht vollständig abbilden können, unsern Lesern recht anschaulich zu machen, nehmen wir zu einer sinnbildlichen Darstellung (Schema) unsere Zuflucht, an der sich die beiden Blutbahnen und ihre Durchschlingung im Herzen ganz gut werden einprägen lassen. In Fig. III ist a die rechte, b

Fig. III.



die linke Herzkammer, c der rechte, d der linke Vorhof. Aus a geht die Lungenschlagader e durch die Haargefäße der Lungen, die man sich an der Stelle des Ringes f denken mag, in die Lungenblutadern g über, die in den linken Vorhof münden. Die große Körperschlagader h theilt sich in zwei Hauptbälften für den obern und untern Körper. Die Schlagadern i der ersteren Hälfte lösen sich in ihre Haargefäße k auf und gehen dann in ihre Blutadern l über. In gleicher Weise sind m die Schlagadern der zweiten Hälfte, n die Haargefäße, o die Blutadern. Die Hohladern l und o münden endlich in dem rechten Vorhofe c. Da, wie man weiß, keine unmittelbare Verbindung aus der rechten Herzhälfte c a in die linke d b führt, so muß das von den Hohladern l und o in die rechte Vorkammer c geflossene und in die rechte Kammer a weiter getriebene Blut den Lungenkreislauf e f g durchmachen, um in das linke Herz d b zu gelangen. Man ersieht daraus, daß kein Tropfen Blutes von Neuem in die Bahnen i k l und m n o zurückkehren kann, ehe er den Weg durch die Lungen behufs neuer Beathmung gemacht hat. — Betrachten wir das Blut in Hinsicht seiner Farbe, so strömt der dunkelrothe Inhalt der Hohladern l o dem rechten Herzen c a zu, kommt von da in die Lungenschlagader e

und wird in den Haargefäßen der Athmungswerkzeuge f wieder hellroth. Diese neu belebte Blutmasse geht hierauf durch die Lungenblutadern g, den linken Vorhof d, die linke Herzkammer h, die große Körperschlagader h und die oberen und unteren Körperschlagadern l und m, und wird in den Haargefäßen k und n wieder dunkelroth. Betheilt man die Abschnitte des Herzens in die beiden Kreisläufe, so gehören rechter Vorhof e und linke Kammer b dem großen, der linke Vorhof d und die rechte Kammer a dem kleinen Kreislaufe an, was die mehrerwähnte Durchschlingung und Kreuzung im Herzen ergiebt.

Dies ist der Kreislauf des Blutes. Ein inniges und harmonisches Zusammengreifen aller dabei betheiligten Organe, ein rastloser Wechsel aller dabei in's Spiel kommenden Thätigkeiten lassen uns an ihm die wunderbare Ordnung und Uebereinstimmung im menschlichen Organismus und seinem Haushalte erkennen. Und doch haben wir hier nur allgemeine Umrisse gegeben, noch lange nicht Alles erschöpft, was auch nur mit dieser einen Lebensäußerung des Organismus zusammenhängt und von hohem Interesse ist, geschweige daß wir bis an die Quelle des Lebens selbst und seiner ewig pulsirenden Kraft gedrungen wären. Von einigen weiteren Vorgängen, die mit dem eben abgehandelten Gegenstande in Verbindung stehen, unterhalten wir die freundlichen Leser wohl ein nächstes Mal.

Blätter und Blüthen.

Eine Nacht an der Seeküste. Im Februar 1835 wohnte ich auf dem Gute eines Freundes an der Seeküste von Bayonne einer Enteujagd bei, die glänzend ausfiel, durch ein heftiges Sturm- und Hagelwetter aber noch vor Beendigung gestört wurde. Ich war von meinen Jagdgenossen abgekommen und irrte lange auf der vom Sturm aufgewühlten Sandfläche einher, bis ich endlich, als der Abend hereinbrach, noch zufällig eine Fischerhütte fand, in die ich ohne Weiteres eintrat. Die Bewohner in der Hütte, ein Mann und eine Frau, erhoben sich bei meinem Anblick und frugen nach meinem Begehr. Ich bat, da es zu spät zur Rückkehr auf das Gut meines Freundes war, um ein frugales Abendbrod und ein Plätzchen in der Hütte, wo ich die Nacht ruhen könnte, was mir Beides auch mit großer Bereitwilligkeit gewährt wurde.

Als der erste Hunger mit gekochter Milch und gebackenen Seefischen gestillt war, unterhielt ich mich mit dem nicht mehr jungen Ehepaare über die Fischerei und ihre übrigen Verhältnisse. „Was meinst Du Peter," sagte die Frau plötzlich, „sollen wir nicht den Herrn bitten, uns den Brief zu lesen?"

„Wahrhaftig Frau, Du hast Recht," erwiederte der Fischer, „geh fuche ihn."

Die Alte erhob den ungeheuern Deckel eines Koffers, der in der Ecke stand, holte einen sorgfältig in Leinewand eingewickelten Brief hervor und reichte mir denselben mit der Bitte, ihn vorzulesen.

Es war ein Brief von ihrem Sohne, welcher als Matrose auf einem Kauffahrer diente. Er schrieb von Guadaloupe aus, daß sein Schiff im Begriff sei, die Anker zu lichten, und daß er, wenn ihn kein Unglück treffe, seine Eltern gegen das Ende des Januar zu sehen hoffe. Die Freude der guten Fischersleute war stumm und zeigte sich nur in einigen großen Thränen, welche die alte Frau ungehindert fließen ließ, während der Mann sie mit seiner schwieligen Hand wegwischte, als ob er sich schäme, sein Gefühl blicken zu lassen. Nachdem wir ein wenig gesprochen hatten, theils über den jungen Matrosen, theils über das Meer, seine Gefahren, den Fischfang und andere Dinge, boten mir die Leute ihr Bett an, welches ich jedoch zurückwies, indem ich erklärte, daß ich mich mit der Bank am Kamin begnügen wolle. Nach einigen Augenblicken wünschten mir die Strandbewohner gute Nacht und legten sich in ihr Bette. Ich legte noch einige Aeste und Reisigstückchen zum Feuer und streckte mich dann unter dem Getöse des Sturmes, welcher in diesem Augenblicke am wildesten zu rasen schien, auf die Bank nieder. Die Bewohner der Seeküste von Bayonne bis Finisterre leben von der Küstenschifffahrt, der Fischerei und dem Schiffbruch. In den Köpfen dieser Leute ist der Glaube fest eingewurzelt, daß jedes gescheiterte Schiff von Gott verflucht ist, und daß man nur dem göttlichen Willen entgegenkommt, wenn man beendet, was das Unwetter begann, indem man sowohl das Schiff als die Reisenden und die Matrosen, welche sich an's Ufer retteten, ausplündert. Ein Schiffbruch ist das glücklichste Ereigniß für diese armen Menschen, deren Habgier bei solcher Gelegenheit alle Gefühle der Menschlichkeit in ihrer Brust erstickt.

Gegen Mitternacht hörte ich ein Geräusch in der Hütte, welches mich erweckte. Ohne mich zu rühren, öffnete ich die Augen und sah meine Wirthsleute bereits außer dem Bette und völlig angekleidet.

„Geschwind," sagte der Mann, „geschwind, Weib, mache Dich fertig. Ich habe ganz deutlich zwei Kanonenschüsse aus der Richtung des weißen Felsens gehört und wir werden ohne Zweifel Beute finden."

Während dieser Worte hing die Alte zwei Laternen an einem Stabe auf, der über Kreuz an einer über acht Fuß langen Stange befestigt war; der Mann hatte eine eisenbeschlagene Stange, ein Beil mit kurzem Stiel und ein Seil in der Hand und so verließen sie mit lautlosen Schritten die Wohnung.

Begierig, das Ende eines Auftrittes zu sehen, welcher meine Neugierde erregt hatte, erhob ich mich, kleidete mich eilig an und verließ gleichfalls die Hütte, geleitet durch das doppelte Licht der beiden Laternen. Der Weg führte uns gegen das Meer, welches ich — so dicht war die Finsterniß — nicht sehen konnte, mit Entsetzen aber auf das Furchtbarste toben hörte. Plötzlich schienen die Laternen in den Boden zu versinken. Ich beeilte meine Schritte und gelangte zu einem Pfade, welcher von den Dünen herab zum Strande führte. Dort blieben die beiden Leute stehen, und ich konnte nun bei dem schwachen Schimmer der beiden Leuchten die schäumenden Wellen erkennen, welche sich mit Wuth an dem Ufer brachen. Die Mitternachtstunde, die Dunkelheit der Nacht, das düstere Licht

der Laternen, welches kaum erlaubte, die handelnden Personen zu erkennen, das grollende Meer, die entfesselten Winde, alles dies kündigte mir ein unerwartetes Schauspiel an, das mein Herz laut schlagen machte. Ich verbarg mich, kaum zwanzig Schritte von meinen Wirthsleuten entfernt, hinter einem Felsenstück, welches mir gestattete, Alles zu sehen, ohne selbst gesehen zu werden.

Plötzlich wich die Nacht auf einen Augenblick einem blinkenden Lichte, dem ein mächtiger in den Dünen verhallender Donner folgte.

„Hörst Du dieses Mal den Nothschuß, Margarethe?“ fragte der Fischer, und ein Strahl der Laterne, welcher auf sein Gesicht fiel, ließ mich darin mit Entsetzen den Abglanz einer kannibalischen Freude erblicken, welche sich bei der zunehmenden Wuth des Windes und der Wellen zu erhöhen schien.

In einem Augenblick der Ruhe schien es mir, als hörte ich eine Stimme, das Schreien der Verzweiflung und gleich darauf ein Krachen wie von einem vom Blitz gespaltenen tausendjährigen Eichbaume. Das geübtere Ohr des Fischers hatte den Ton mit mehr Sicherheit vernommen und Peter sagte zu seiner Frau: „Sie können nicht mehr lange ausbleiben, richte die Laternen auf.“

Die Alte erhob das Kreuz und steckte die Spitze der Stange in den Sand, so daß die Laternen jetzt hoch und frei schwebten, ein Leuchtthurm um die Schiffbrüchigen in den furchtbaren Hinterhalt zu locken. Eine lange Welle überstürzte das flache Ufer; die Fischer standen bis an das Knie im Wasser, und als dieses zurücktief, ließ es einen Leichnam auf dem Sande. Mit erhobener Axt stürzte Peter auf denselben zu, bückte sich über ihn und stieß ihn nach dem Herzen. „Todt,“ sagte er, „todt.“

Jetzt ließ sich das regelmäßige Schlagen von Rudern in einiger Entfernung hören. „Teufel,“ rief der Mann, „es scheint, als versuchen sie in einer Schaluppe zu entkommen. Doch sie müssen sehr fein sein, wenn sie den weißen Felsen vermeiden wollen.“

Diese Worte wurden durch einen hundertfältigen Schrei der Verzweiflung unterbrochen. „Zu Hülfe! Zu Hülfe!“ hörte man deutlich rufen, und dann folgte ein schreckliches Schweigen. Die Schaluppe mußte gescheitert sein; das Meer hatte seine Beute verschlungen; Mantelsäcke, Kisten, Bretер, Fässer, Bruchstücke von Masten und Andern überschwemmten das Ufer, und beide Leute waren eifrig beschäftigt, die Gegenstände, welche heranschwammen, aus dem Bereiche der Wellen zu schleppen, denn die Alte hatte ihren meuchelmörderischen Leuchtthurm verlassen. Doch was höre ich? — Ein Schrei — das Stöhnen des Todeskampfes — nein, das ist keine Täuschung; ich höre eine Stimme, welche mit der Kraft der Verzweiflung nach Hülfe ruft, und wenige Schritte vom Ufer erblicke ich einen Kopf und zwei Arme gegen die Wogen ankämpfend.

Auf diesen Schrei eilte Peter mit hochgehobener Stange herbei. Ich glaubte, er wollte diese dem Unglücklichen reichen, um ihn aus den Wellen zu ziehen; aber nein, er ließ sie mit ihrer ganzen Schwere auf ihn niederfallen und stieß ihm dann die eisenbeschlagene Spitze in die Seite. Der letzte Seufzer entfloh dem Erbarmungswürdigen; das Verbrechen war vollbracht, und der Mörder zog den Leichnam an das Ufer.

Bei diesem schrecklichen Anblick war ich erstarrt und regungslos an dem Felsen, welcher mich barg, niedergesunken; doch Ströme von Regen weckten mich wieder aus meiner Betäubung, und als ich wieder zu mir kam und einen letzten Blick auf diese furchtbare Scene warf, sah ich die Kannibalen sich nach und nach fünf Leichnamen nähern und sie untersuchen, ob sie auch wirklich todt seien.

Der letzte war noch warm; es war derjenige, welchen der Fischer ermordet hatte. Die beiden Meuchelmörder beugten sich über ihn, kehrten ihn um und betrachteten sein Angesicht beim Schimmer der Laterne. Kaum fiel ein Lichtstrahl auf die entstellten Züge, als ich einen gräßlichen Schrei hörte und das Weib entsetzt auf den Leichnam fallen sah. Die Mutter hatte ihren Sohn erkannt.

Sie wurden neben einander begraben. Peter schleppte noch zwei Jahre von schrecklichen Gewissensbissen gepeinigt, sein Leben hin; endlich hatte Gott Erbarmen mit dem Sohnesmörder. Man fand den Alten todt am Meeresstrande, mit dem Gesicht gegen den weißen Felsen gekehrt.

Webster, der unlängst verstorbene berühmte amerikanische Staatsmann, mußte eines Nachts mit Privatgelegenheit von Baltimore nach Washington fahren. Der Mann, der den Wagen lenkte, war von so verdächtigem Aussehen und erzählte dabei fortwährend so viele Räuber- und Mordgeschichten, daß Webster bald ängstlich zu werden anfing. Plötzlich blieb der Wagen mitten in einem dichten Walde stehen, und der Kutscher drehte sich nun zu seinem Passagier um und rief ihm in grimmigen Tone zu: „Jetzt, Herr, sagen Sie mir, wer Sie sind,“ Webster mit zitternder Stimme und im Begriff vom Wagen herunterzuspringen, antwortete: „Ich bin Daniel Webster, Congreßmitglied aus Massachusetts.“ „Was,“ erwiederte der Kutscher, ihn mit Wärme bei der Hand fassend, „Sie sind Webster! Gott sei Lob und Dank! Sie waren ein so verstuckt häßliches Gesicht, daß ich Sie für einen Halsabschneider oder Straßenräuber hielt.“

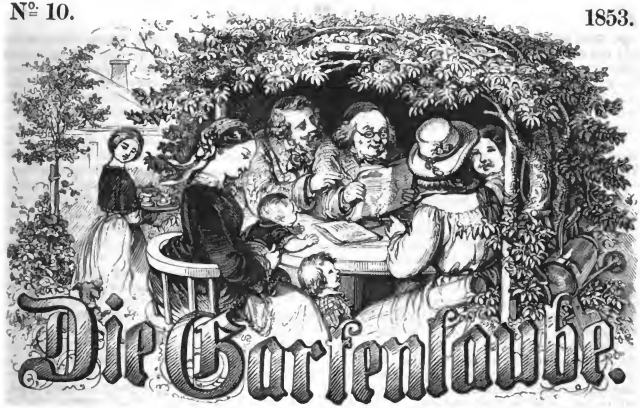
Diese Geschichte erzählte Webster oft und gern und wußte dabei die Furcht der beiden Reisenden, die sich gegenseitig für Räuber ansahen, so komisch zu schildern, daß die Zuhörer aus dem Lachen gar nicht heraus kamen.

Zeitbroschüre. Von dem in vielfacher Beziehung interessanten Buche: „Die französische Armee in ihrem Verhältnisse zu dem Kaiser Louis Napoleon und den deutschen Heerestheilen“ ist schon nach einigen Wochen eine zweite, vielfach verbesserte Auflage erschienen, Beweis genug, daß die schlagenden Wahrheiten, die es enthält, vom deutschen militärischen und nicht militärischen Publikum große Beachtung gefunden haben. Besonders interessant in dem Büchlein sind die Erörterungen, welche der Verfasser anstellt, für den Fall, daß die vereinte Bundesarmee unter Befehl eines Obergenerals gegen die französische Armee zu operiren hätte. Aus der Praxis der Jahre 1848 und 49 werden da einzelne Fälle erzählt, die vom militärischen Standpunkt aus betrachtet, ungemein komisch sind, und grelle Schlaglichtarten auf die Kleinstaaterei werfen. Der Verfasser weist ferner u. A. nach, daß man bei Ausbruch eines Krieges nothwendig der deutschen Armee ein allgemeines Nationalzeichen geben und dann wohl oder übel wieder zu den schwarz-roth-goldnen Farben greifen müsse.

E. K.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Schnellpressendruck von Giesecke & Devrient in Leipzig.

№ 10. 1853.



Die Gartenlaube.

Familien-Blatt. — Verantwortlicher Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich ein ganzer Bogen mit Illustrationen.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter für 10 Ngr. vierteljährlich zu beziehen.

Der Seewicher Pfarr-Kirmesstag.

Ein Bild aus dem thüringischen Volksleben

von

Ludwig Storch.

Fortsetzung.

Zu den großen Liebhabereien des fürstlichen Herrn und Gebieters von Eisenach gehörten außer den Pferden und Hunden, die sich gleichsam von selbst verstanden, die Haushähne, die Tauben und die Finken. Die Leidenschaft für diese gefiederten zweibeinigen Erdenbewohner hatte er als junger Prinz schon in der Ruhl eingesogen; denn zu den vielen Eigenthümlichkeiten dieses reichbelebten Thalortes gehörte auch die Leidenschaft für die genannten Vögel und zwar in einer Stärke, von der man in unsrer blasirten Zeit keine Vorstellung mehr hat. Es gab da Messerschmiede, welche für einen gut eingelernten Finken mit Freuden eine gut milchende Kuh hingaben. Schöne Tauben zu haben war gewissermaßen die beste Bürgschaft für den guten Ruf eines Mannes. Ein Messer- oder Schnallenschmied mit einem Taubenhause voll ausgezeichneter Tauben galt für einen ehrenwerthen, rechtschaffnen und solventen Mann, und wer dazu noch einen oder ein paar prächtige Kampfhähne hatte, stand gewiß im hohen Ansehen in den drei Gemeinden des Orts. Wer einen rechten „Beißer" besaß, durfte so stolz darauf sein, wie nimmer auf ein eignes und wenn noch so hohes Verdienst. Sonnabends Nachmittag, wenn in allen Werkstätten Feierabend gemacht war, kamen die ehrenwerthen rußigen Schmiede mit ihren Hähnen, die kurz vorher mit in Branntwein eingeweichten Gerstenkörnern gefüttert und dadurch zwiefach hitzig gemacht worden waren, an gewissen Plätzen zusammen. Die Thiere wurden auf einander losgelassen und nun ging zum höchsten Ergötzen der zahlreichen Zuschauerschaft die Beißerei los, die nicht selten damit endigte, daß einer der Hähne todt auf dem Platze liegen blieb. Man war daran gewöhnt, erst den Erbprinzen und später den Herzog zuweilen unter diesen Zuschauern zu sehen, und in der That ergötzte sich der hohe Herr nicht minder an dem Straßenschauspiel wie der geringste Messerschmiedslehrjunge.

In Bezug auf den Herzog hatte die Ruhl noch eine andre Merkwürdigkeit, nämlich einen Mann, welcher eine überraschende Aehnlichkeit mit Sr. Durchlaucht hatte. Es war dies der Schalenschneider Johann Christian Gösel, in der Ruhl nur mit seinem Spitznamen „Tauben-Jan" benannt, den er von seiner großen gleichsam sein ganzes Leben aufzehrenden Leidenschaft für die Tauben erhalten

Goethe Landesbibliothek

hatte. Sein Geschäft bestand darin, aus Knochen, Hirschhorn und Holz die Schalen für die Messer- und Gabelgriffe zu schneiden und an das Heft fest zu nieten; aber Jan war in der That wenig bei dieser Arbeit zu finden. Seine Frau und seine einzige Tochter, zwei thätige Frauenzimmer, verdienten mit Putzen und Vollenden der Waare mehr als der kleine müßig lebende Haushalt bedurfte, und so konnte Meister Jan ebenso noch als ein hoher Vierziger seinem Lieblingsvergnügen, den Tauben, nachgehen, wie er ihm schon als Knabe nachgelaufen war. Von Mittag und nicht gerade selten sogar vom frühen Morgen an sahen die Bewohner des Thals, abwechselnd die eisenacher und die gothaer Unterthanen den guten Tauben-Jan bald durch die langen Straßen des Orts rennen, bald an den Bergwänden emporklimmen, bald oben auf den Bergkanten trotten, bald in den Büschen der Thalwiesen herumkriechen, wie es gerade die ausgeflogenen Tauben erheischten. Sein An- und Aufzug war dabei sehr originell und einfach. Auf dem grausen Blondkopf trug er entweder eine stahlgraue übergeschlagne wollene Sackmütze oder er war barhäuptig; ein schmutziges Hemd mit dem Schlitz auf dem sonnenverbrannten breiten Rücken und ein paar sehr alte und vor Schmutz gleisende schaflederne kurze Hosen, die allein von den Hüften und im Nothfall von seinen Händen gehalten wurden, machten seine ganze Bekleidung aus. Zuweilen kamen noch ein paar alte Pantoffeln oder Schlumpschuhe hinzu, in der Regel lief er aber eben so mit bloßen Füßen, wie mit bloßen Beinen. Unter seinem linken Arme vermißte man aber niemals das lange schwarze Blasrohr mit hörnernem Mundstück, die Meisterarbeit eines Drechslers. Alle Jungen im Orte versicherten einander mit wichtigen und geheimnißvollen Mienen, Jan's Blasrohr sei inwendig mit Maulwurfsfellchen gefüttert. Dies war nun zwar nicht der Fall, aber diese mythische Angabe bewieß hinlänglich, in welchen hohen Ehren dieses Instrument oder Gewehr bei der ganzen Dorfjugend stand und von welchem Werthe es war. Es gab in der That kein zweites so im Orte, obgleich der Taubenliebhaber und Züchter und folglich auch der Blasröhre noch sehr viele. Die Hosentasche Jan's war ganz mit thönernen Kugeln angefüllt, die zu Hause mit der Kugelzange zu formen seine Hauptbeschäftigung war. Seine großen grauen Augen waren während seines Marsches immer nur auf die Giebel und Dachfirste der Häuser, auf die Ausgänge und Stangen der Taubenschläge gerichtet, und er hatte selten für einen andern Gegenstand als Tauben einen und dann gewiß nur gleichgültigen Blick. Im Uebrigen war Jan ein kerngesunder prächtiger Mensch mit einem dunkelbraunen Vollmondsgesicht, das nun eben mit dem des Herzogs in einer Form abgedruckt zu sein schien.

Aber die Aehnlichkeit der beiden Männer bezog sich nicht allein auf die Gesichtszüge, auf Farbe und Ausdruck der Augen, des Haars, der Leibesgestalt und Haltung, sie fand auch hinsichtlich der Neigungen und Leidenschaften und ihres Ausdrucks in Stimme und Geberde statt. Wie der Herzog neben der Jagd, den Pferden und Hunden, die Tauben, die Hähne und die Finken liebte, so liebte Jan neben den Tauben, Hähnen und Finken auch noch die Jagd, Pferde und Hunde und das stärkere Hervortreten der einen oder der andern Neigung bei dem Fürsten und dem Schalenschneider war offenbar nur von ihren so sehr verschiedenen Lebensverhältnissen bedingt. Man gab dem trefflichen Blasrohrschützen Tauben-Jan nicht mit Unrecht Schuld, daß er auch eine gezogene Jagdflinte mit derselben Sicherheit zu handhaben wisse und das stählerne Rohr in seiner Hand eben so sicher wie sein Ziel verfehle, wie das hölzerne. Er stand mit einem Worte im Geruch ein Wilddieb zu sein. Das Halten der Hunde verleidete ihm die unermüdliche Zaufsucht seiner Ehehälfte, welche, so oft er auch ein so schmuckes Vieh in's Haus gebracht hatte, es immer wieder hinausgebissen oder ihm nichts zu fressen gegeben hatte, und Jan war schlechterdings nicht im Stande, ein solches aus eignen Mitteln auf die Dauer zu ernähren.

Es gab Leute, welche die Aehnlichkeit Tauben-Jan's mit dem Herzog auf eine sehr natürliche Weise erklären wollten, doch flüsterten sie allemal und sahen sich scheu um, wenn sie davon sprachen.

Der Herzog kannte sein Ebenbild persönlich und war in Bezug auf Tauben einige Mal mit Jan in persönliche Berührung gekommen; aber sei es, daß die Aehnlichkeit des gemeinen Mannes etwas Unheimliches für den Fürsten hatte, sei es, daß die sein hohes Ohr mehr als einmal berührende Kunde von Jan's gesetzwidrigen Spaziergängen auf den Wildbahnen ihn erbitterte, genug er näherte sich dem berühmten Taubenliebhaber nicht mehr. Ja im Geheim gab er seinem Unterförster Voigt auf dem Heil'genstein, einem jungen tüchtigen Jäger, Auftrag, sich mit Tauben-Jan zu befreunden, ihn in seinem eignen Hause zu umlauern und es auf diese Weise zu bewöglichen, daß der Wilderer einmal auf dem eisenach'schen Revier gefangen werde. Jan war nämlich ein gothaischer Unterthan, und mit den gothaischen Gerichten hatte Herzog Wilhelm Heinrich eben so wenig wie mit dem seinen gothaischen Hofe gern etwas zu thun. — Dieser Befehl des Herzogs hatte den Unterförster aber auf einen Weg geführt, der keineswegs in der Absicht seines Herrn gelegen, nämlich auf den Weg in das unbewachte Herzchen des schönen schlanken Marielieschens, Tauben-Jan's einziger Tochter. Und als der flattliche Waidmann erst einmal drinne saß, konnte er nicht wieder heraus, obwohl er sehr gut wußte, daß der Herzog dazu nimmermehr Ja und Amen sagen würde. Natürlicher Weise lag dem Unterförster daran, daß Jan nicht auf dem Revier erwischt werde, und statt seines bösen Dämons, wozu ihn der Herzog bestellt, wurde er Jan's guter Genius, der ihm durch Marielieschens kleinen rothen Mund zur rechten Stunde manche gute Warnung zukommen ließ. Es versteht sich von selbst, daß der grünberockte Genius dafür von demselben rothen Munde gebührend belobt und belohnt wurde.

Jan kannte das Verhältniß seines Kindes mit dem Unterförster, bekümmerte sich aber nicht darum, wie überhaupt um nichts, was in seinem Hause vorging. Er überließ das wie alle häuslichen Angelegenheiten seiner Frau und ging wie immer seinen Tauben nach.

Die Seewicher Kirmeß war wieder vor der Thür, und man sprach viel davon, daß die Ruhler diesmal eine absonderliche Mummerei veranstalten würden.

Sonnabends vorher, als nach dem Feierabend die sorgsame Tochter mit dem Scheuern des Hauses eben fertig war und die Herbstnacht sich schon dunkel in's Thal gesenkt hatte, trat der Unterförster plötzlich in das spärlich

erleuchtete Stübchen zu dem flinken Mädchen. Nach der ersten einfachen und herzlichen gegenseitigen Begrüßung sagte er leise: „Mein Schätzchen, ich muß Dir etwas anvertrauen, aber Du darfst es bei Leib und Leben nicht verrathen."

„Da hast Du meine Hand drauf!" versetzte Marieliesschen treuherzig.

„Der Teufel mag wissen, was der Herzog mit Deinem Vater vor hat, aber etwas Gutes ist's gewiß nicht."

Das Mädchen erschrack.

„Heute war ich mit dem Herrn auf der Jagd. Als abgeblasen war und ich Urlaub nehmen wollte, sagte er zu mir: wart' bis zuletzt, ich will Dir etwas mitgeben. Ich wartete. Da zog er ein zusammengeschlagenes Papier hervor, worin augenscheinlich irgend ein Pulver und sagte: das trägst Du diesen Abend noch nach Hucherode zum Gutsbesitzer Werneburg und sprichst hier wäre das Pulver für den Tauben-Jan; er soll's ihm in Schnaps eingeben: Das Uebrige bleibe bei der Verabredung."

„Großer Schöpfer" seufzte Marieliese, „will denn der Herzog meinen Vater vergiften lassen?"

„Ah bah! das glaub' ich nicht," meinte der Unterförster. „Dahinter steckt etwas Anderes."

„Aber mein Vater ist ja doch nicht krank, daß er ein Pulver einzunehmen brauchte, und wenn er's wäre, so wäre ja der Herzog kein Doktor, und warum soll ihm nur Herr Werneburg in Hucherode das Pulver eingeben?"

„Das sind ja eben die wunderlichen Räthsel, über denen ich mir den ganzen Weg über den Kopf zerbrochen habe. Herr Werneburg sagte weiter nichts, als: er werde es bestens besorgen. Da war ich so klug als vorher. Und fragen durfte ich natürlich nicht. — Du hast jetzt weiter nichts zu thun, als Deinen Vater zu warnen, daß er von Herrn Werneburg keinen Schnaps annimmt, wenigstens keinen, der nicht hell und klar wie Quellwasser aussieht." —

Marieliesschen konnte die Nacht über vor Kummer und Neugierde, was es doch mit dem herzoglichen Pulver für eine Bewandtniß haben möchte, fast kein Auge schließen, und als sie am folgenden Morgen mit ihrer Mutter aus der Kirche heimkehrte und den ihr wohlbekannten Werneburg von Hucherode auf der Bank vor ihrer Hausthür auf ihren Vater wartend sitzen sah, entfärbte sie sich und zitterte.

Herr Werneburg, ein stattlicher Mann, war Besitzer des kleinen Landguts Hucherode, das eine gute Viertelstunde von Seebach westlich einsam in einem Thalgrund liegt, und eben auch ein großer Taubenliebhaber, der schon oft schöne Exemplare von Jan eingetauscht oder gekauft hatte. Auch heute kam er mit dem Vorwande, ob Meister Jan nicht etwas hübsches Neues habe; er habe diesen Morgen Geschäfte in der Ruhl gehabt, da sei ihm eingefallen, auch einmal hier zuzusprechen und sich Jan's Taubenschlag zu besehen.

Jan fühlte sich sehr geschmeichelt und geehrt und war eben im Begriff, seinen „Zuspruch" auf den Boden zu führen, als die Tochter ihn in die Küche rief und hier leise, bleich und mit bebenden Lippen beschwor, ja keinen Branntwein mit Herrn Werneburg zu trinken; sein Leben hange davon ab; sie aber auch nicht zu verrathen, daß sie ihn gewarnt. Jan war über des Mädchens Wesen und Rede doch betroffen. Inzwischen fiel es Werneburg nicht ein, ihm Schnaps anzubieten, vielmehr handelte er ihm zwei Paar prächtige „Sperberköpfe" für einen hohen Preis ab. „Wißt Ihr was, Jan," sagte er nur so leicht hin, „ich kann die Tauben heute nicht mitnehmen. Auch wißt Ihr sie besser zu transportiren als ich. Ihr könnt sie mir morgen Nachmittag bringen. Ich laß mir's auf ein Kopfstück Trinkgeld und ein gutes Abendbrot mit Doppelbier und Brandwein nicht ankommen. Na und Ihr geht ja doch wohl den Dienstag früh in die Seebach zur Kirmeß, da könnt Ihr die Nacht in Hucherode schlafen; wir halten erst eine kleine Vorkirmeß und gehen dann früh zusammen hinüber in die Kirche und zum Pfarrer."

Das waren allerdings sehr lockende Anerbietungen für Jan. Der Gutsbesitzer hielt die Hand hin und sagte dringend: „Schlagt ein, daß Ihr morgen Abend kommen wollt! Ich zahl' Euch eher keinen Pfennig, und wenn Ihr morgen Abend nicht kommt, gilt der Handel nicht. Kommt Ihr aber, so geb' ich noch ein Paar von meinen schönsten Tauben drein, die Ihr Euch aussuchen sollt."

Jan schlug schmunzelnd ein.

Erst als Werneburg fort war, fiel dem Taubenheger das eigenthümliche Drängen desselben auf, und er fragte nun Marielieschen aus, was sie denn nur mit ihrer seltsamen Warnung wolle. Sie wußte sich nicht anders zu helfen, als daß sie vorgab, sie habe einen bösen Traum gehabt, wenn ihr Vater einen dunkelgefärbten Schnaps mit Werneburg tränke, so koste es ihm das Leben. Das zog bei Jan, denn er war sehr abergläubisch, und er nahm sich vor in Hucherode vorsichtig zu sein.

Am Montag Nachmittag trabte Tauben-Jan im Sonntagsstaat, dunkelgrünen Manchesternen Kniehosen, blauwollnen langen Strümpfen, Schnallschuhen, kurzer blauer Jacke mit Zinnknöpfen, rother Tuchweste, buntem Kattunhalstuch und wollner Sackmütze, thalabwärts, in der einen Hand das berühmte Blasrohr, in der andern ein zusammengebundenes weißes Tuch mit den Tauben. Er war heiter und guten Muths und gedachte auf der kleinen Reise manche hübsche geflügelte Eroberung zu machen.

In Hucherode wurde Jan sehr freundlich aufgenommen. Bald stand eine Knackwurst und eine Bulle mit dunkelrothem Brandwein vor ihm auf dem Tische, und Herr Werneburg nöthigte zum Essen und zum Trinken. Der Schnaps wurde in ein Kelchglas gefüllt und dem Taubenzüchter präsentirt. Dem fiel aber plötzlich der Traum seines Kindes ein, und die Zunge im Halse wurde ihm kalt vor Schrecken. Doch nahm er sich zusammen und ließ sich nichts abmerken.

„Ah, Sie haben mir da einen Abgezogenen eingeschenkt, Herr Werneburg."

„Es ist ein Kirschen, etwas ganz Vorzügliches. Trinkt das Glas aus, Jan!"

„Wollen Sie mir nicht zutrinken, Herr Werneburg?"

„Es ist jetzt meine Zeit nicht. Ich trinke nur zum Frühstück Brandwein. Doch will ich Euch ein wenig Bescheid thun."

Jan sah genau, daß der Hauswirth nur ein Weniges abschlürfte und dieses im Umdrehen wieder ausspuckte. Nun wußte er genug.

„Und ich habe vorhin auf dem Heil'genstein erst ein Viertelchen getrunken" sagte er gleichgültig. „Da's aber

etwas so Gutes ist, will ich's nachher vor Schlafengehen zu mir nehmen. Da schlaf' ich gut drauf."

„Thut das, Meister Jan!" lächelte der Andre.

Jan ließ sich's schmecken und schwatzte dazu nach Herzenslust von seinen Tauben. Hatte ihn doch der Traum seiner Tochter nur vor dem gefärbten Brandwein gewarnt. Was es eigentlich damit sollte, darüber zerbrach er sich den Kopf auch nicht. Er ließ es eben an seinen Ort gestellt sein. Jan war eine glückliche Natur. Was er nicht begriff — und er begriff in der That nicht viel — das ließ er bei Seite liegen.

Bei der ersten Gelegenheit, als er sich von den Leuten in der Stube unbemerkt sah, goß er das eingeschenkte Glas Brandwein zum Fenster hinaus und stellte sich dann als habe er es ausgetrunken; und als ihn Herr Werneburg in die Schlafkammer führte, nahm er schmunzelnd die Schnapsflasche, mitsagend: der Kirschen schmecke ihm zu gut, er werde die Flasche austrinken, wenn er im Bette liege, dann könne der Rausch kommen, er sei ja in Nummer-Sicher. Der Hauswirth belobte diesen Entschluß und wünschte ihm gute Nacht. Jan goß den Inhalt der Flasche aus, sobald er sich allein sah, nahm für alle Fälle seinen scharfen Schnitzer mit in's Bett und schnarchte schon nach wenigen Augenblicken.

Als er erwachte war's schon heller Tag und er bemerkte zu seiner Verwundrung, daß seine Kleider nicht mehr auf dem Schemel vor dem Bette lagen, wohin er sie gelegt. Er brachte diesen seltsamen Umstand mit dem rothen Brandwein in Verbindung und beschloß bei sich, sich noch eine Zeit lang schlafend zu stellen, ob er nicht einen Aufschluß erhorchen möchte. Seine Hoffnung wurde erfüllt. Herr Werneburg war eben aufgestanden und kam mit dem Großknecht in die Kammer. „Wahrlich!" sagte er lachend, „Du hast Recht, der Kerl hat die ganze Bulle ausgesoffen. Na der schläft uns sicher bis morgen und wird schöne Augen machen, wenn er die Pfarrkirmeß verschlafen hat. Räuchere die Lumpen mit Wachholdern aus. Se. Durchlaucht wird nicht lange auf sich warten lassen." — Damit zingen sie lachend. Einigen Aufschluß hatte Jan nun schon. In dem rothen Brandwein war ein Schlaftrunk gewesen. Nicht lange, und Alles sollte ihm klar werden. Noch hatte er keine Stunde still gelegen, als er Pferdegetrab vernahm. Vorsichtig lugte er aus der Ecke des Fenstern hinaus. Es war der Herzog, den Werneburg ehrerbietig bewillkommte.

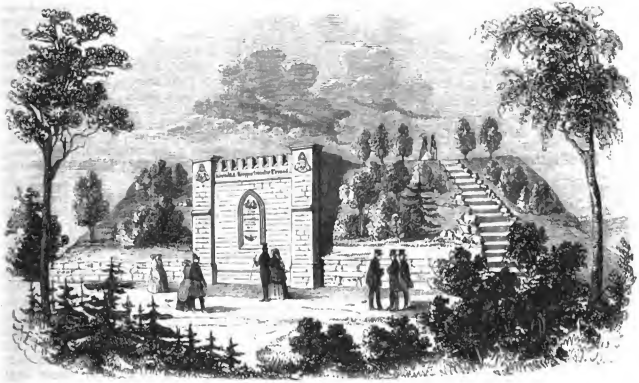
„Ist der Kerl da!" fragte der Fürst.

„Jawohl und hat die ganze Portion eingenommen. Er schläft wie ein Dachs." — Sie gingen in's Haus. Jan lag wieder eine Stunde wie auf Kohlen; ihm hungerte und dürstete, und aus manchen Tönen, die an sein scharfes Ohr drangen, merkte er, daß gefrühstückt wurde. Er mußte aber aushalten. Endlich hörte er, wie die Hausbewohner allmälig aufbrachen, um hinüber in's Dorf zur Kirmeßkirche zu gehen. Jan lugte hinter her und sah mit lächelnder Befriedigung sich selbst neben Herrn Werneburg dahin wandern, das Blasrohr unter dem Arm. Nun blieb ihm kein Zweifel mehr. Der Herzog wollte als Tauben-Jan die Pfarrkirmeß besuchen, um irgend eine Schelmerei zu treiben, und ihm, dem wirklichen Jan, war aus zwiefachem Grunde der Schlaftrunk bereitet worden: erstlich damit nicht zwei Jane in der Seewicher Pfarre auftreten sollten, und dann, damit der Herzog in seinen (Jan's) Kleidern und mit dem Blasrohr dort erscheinen könne. Jan war keineswegs der Mann, der auch nur im Mindesten gewillt sein konnte, sich des Herzogs wegen, der ja nicht einmal sein Landesherr war, das ersehnte Kirmesvergnügen abschneiden zu lassen oder vielmehr freiwillig aufzugeben und sich den ganzen Tag über im Bette aufzuhalten, zu hungern und zu dürsten und sich anzustellen als schlafe er. Ueberdies hatte er seinen Freunden und Handwerksgenossen versprochen bei der heutigen Mummerei in der Seebach eine Hauptrolle zu übernehmen, wozu bereits die Vorbekrungen getroffen waren.

Da der Herzog sich ohne seine Erlaubniß seiner Kleider bemächtigt hatte, um in Seebach Tauben-Jan zu spielen, so lag ihm der Gedanke zu nah und sah ihn viel zu verlockend an, um ihn nicht auszuführen, der Gedanke das Vergeltungsrecht am Herzog zu üben, sich die Kleider desselben anzueignen und in Seebach den Durchlauchtigen Herrn vorzustellen. Eigentlich blieb ihm ja durchaus weiter nichts übrig; und daß das ein Hauptspaß werden müsse, wenn er, Jan, als Herzog und der Herzog als Jan dort aufträten, leuchtete ihm schnell ein. An weitere unangenehme Folgen, die für ihn daraus entspringen könnten, dachte er nicht. Seine einzige Sorge ging dahin zu erspähen, ob alle Hausbewohner nach dem Dorfe hinüber gegangen seien, und wo er die fürstlichen Kleider finde. Aus der Kammer gekrochen, lugte er umher und ward inne, daß eine alte halbtaube Magd zurückgeblieben sei und in Hof und Stall hantbiere. Die gesuchten Kleider fand er in der obern Stube, wo auch noch Wein und Speisen auf dem Tische vom Frühstück standen. Jan legte erst den Staat an. Er nahm sich Zeit dazu, und seine kindische Freude stieg mit jedem Stück der herzoglichen Garderobe, das er am Leibe fühlte, und er betrachtete sich wie ein junges eitles Mädchen im Wandspiegel. Endlich war er von der kleinen Perrücke mit dem mächtigen Zopf bis zu den besporrten Stiefeln hinab Se. Durchlaucht der Herzog von Sachsen-Eisenach. Nun setzte er sich zu Tische und leerte ganz gemüthlich im Geiste seiner Rolle Teller und Flaschen. Er wollte durchaus nicht eher in Seebach erscheinen, als bis des Pfarrers Mittagstisch vorbei sei, denn er hatte eine geheime Furcht zu demselben gezogen zu werden. Als es ihm Zeit schien, ergriff er den kleinen dreieckigen Hut und die Reitpeitsche und ging stolz und keck davon, als sei er wirklich der Fürst des Landes.

(Schluß folgt.)

In der Erde.



Heider's Ruhestätte bei Freiberg.

Gar oft, wenn ich irgend ein Geldſtück in der Hand hielt, hatte ich derer gedacht, welche das Metall dazu aus dem Schooße der Erde heraufholen; gar oft hatten die phantaſtiſch gekleideten „Bergleute“ mit ihrem Hute ohne Krempe und mit der Schürze, die ſie nicht vorn, ſondern hinten tragen, meine Neugierde erregt wie ein fremdartiges Volk mitten unter uns gewöhnlichen Menſchen, und dieſe Neugierde ſteigerte ſich noch mehr, wenn ich von dem Bienenfleiße, von der Frömmigkeit, von dem treuen Zuſammenhalten dieſes Völkchens, von der Gefährlichkeit der Arbeit in der Erde, von der Armuth der Leute unter allen den Schätzen, die ſie zu Tage fördern und ihrer bewundernswerthen Genügſamkeit hörte, bis ich endlich beſchloß, ihr Leben und Treiben an Ort und Stelle ſelbſt kennen zu lernen. Wir haben ja in Sachſen ein ganzes Erzgebirge, das ſeit länger als ſiebenhundert Jahren emſig durchwühlt wird; wir haben in Freiberg, der Hauptſtadt des Bergbaus, in der Academie die hohe Schule der Bergbaukunſt für die ganze Welt, jene Schule, die von Ruſſen und Mexicanern, von Braſilianern und Aſchantis, von Spaniern und Türken, von Franzoſen und Engländern beſucht wird, an der ein Werner lehrte, der Vater der neuen Geologie, die Schüler zog wie Humboldt und von Buch und an deren Spitze noch vor wenigen Jahren ein Herder ſtand.

So wanderte ich denn mit einem Freunde nach Freiberg und hier erhielten wir ohne Schwierigkeit einen „Fahrſchein“, die Erlaubniß in die Erde herabzuſteigen. Die Grube, die wir beſuchen wollten, war der Himmelsfürſt bei Brand. Viele Gruben führen ſolche Namen, die von der Frömmigkeit des Bergvolkes zeugen, „der Segen Gottes“, „die alte Hoffnung Gottes“ u. ſ. w.

Der Führer, dem uns der Schachtmeiſter überwies, verſah ſich mit kleinen Laternen, nahm ein unheimlich ausſehendes Bündel auf und ging vor uns her nach einem andern Theile des Gebäudes, in dem wir uns befanden. Da lagen Haufen dunkelgrauer zerſchlagener Steine — Silber- und Bleierze, die eben aus der Grube heraufbefördert worden waren, über deren Oeffnung wir ſtanden, ohne daß wir es ahnten. Schon hier beginnt die Zurichtung der in Kübeln durch eine Winde heraufgehobenen Erze. Ueberall unter hölzernen Schuppen bemerkten wir Gruppen von Knaben — Pochjungen —, welche die Erze zerſchlagen, ſortiren, waſchen und ſieben, bis ſie geeignet ſind, in den Schmelzofen gebracht zu werden.

Wir folgten unſerm Führer nun über einen ſtaubigen Platz nach einem hölzernen Gebäude mit einem kegelförmigen Dache und in deſſen Nähe vernahmen wir einen leiſen lieblich-melancholiſchen Glöckchenklang, der nach regelmäßigen Pauſen träumeriſch durch die Luft zog. Woher dieſer ſeltſame Ton? In der Mitte des Baues hing ein Glöckchen und deſſen Silberſtimme hörten wir.

„Welchen Zweck hat dieſe Glocke?“ fragten wir den Führer.

„Es iſt die Sicherheitsglocke.“

„Und ihr Klang zeigt Gefahr an?“

„Nein, umgekehrt; ihr Schweigen bedeutet Gefahr. Die Glocke wird durch ein groſſes Waſſerrad dicht unter der Oberfläche mit in Bewegung geſetzt. Durch dieſes

Rad und andere in größerer Tiefe bringt man das Wasser aus der Grube. Wenn irgendwie diese Räder zum Stehen kommen, hört auch das Glöckchen auf zu läuten und die Arbeiter eilen zu Tage, weil Niemand sagen könnte, wie bald die Grube in dem Wasser ersaufen würde.

So läute und klinge weiter, du Sicherheitsbote! Möge deine Stimme nimmer schweigen, möge sie immer und immer denen melden, die tief unten im dunkeln Schooß der Erde sich mühen, daß die Elemente ihnen nicht zürnen!

Der Führer öffnete nun das unheimliche Bündel, das er bis dahin getragen hatte, und forderte uns auf, die darin enthaltenen Anzüge anzulegen, — schwarze weite Beinkleider, eine schwarze Kutte, den Lederschurz, an dessen Gürtel vorn eine kleine Laterne gehakt wird und den schrecklichen schwarzen Filzhut ohne Krempe.

Endlich folgten wir, als dieser Anzug über unsere Kleider gezogen war, dem Führer auf Steinstufen hinab, die durch den festen Granit gebauen sind. Auf den ersten Stufen aber schon blieben wir stehen, denn wir hörten ein unheimliches Knarren und Rauschen — das gewaltige Wasserrad, das sich in seiner Steinkammer langsam umdreht und dessen Speichen wie Riesen-Arme unaufhörlich durch die feuchte Finsternis greifen, während das Wasser rauscht und Tropfen nach Tropfen in die Tiefe fallen. O und die schauerlichen Stufen — finster, steil, schlüpferig! Wasser tropft von der Decke oben, Wasser sickert aus den Wänden! Und der Gang, in dem sie hinabführen, ist so niedrig, daß der Körper sich nicht vorwärts neigen kann, wie er es bei Abwärtssteigen thut, sondern der Kopf rückwärts gebogen werden muß, damit man mit dem häßlichen Hute nicht an der Decke anstößt. Immer — immer hinunter, auf den schrecklichen Stufen, an den nassen Wänden hintappend, durch die tiefe Finsterniß und die schwere feuchte Luft! Der Weg scheint sich zu drehen und zu wenden, man erkennt nicht recht wie. Bisweilen geht es in ebenen Gängen hin, aber sie führen nur zu andern steilen schlüpferigen Stufen, die, immer in gleichem spitzen Winkel, durch das Gestein gehauen sind. Hinunter, hinunter, sechshundert Fuß! Und der Führer stützert uns zu, zu vorsichtig zu sein, mit dem Fuße erst zu fühlen, ehe wir ihn festsetzten, denn wir befänden uns an einer gefährlichen Stelle. Er hatte uns zu diesem Theile der Grube geführt, um uns zu zeigen, wie das Wasser sich ansammelt. Die Erzader lohnt an diesem Punkte die Arbeit nicht mehr und sie ist da aufgegeben worden. Athemlos kriechen wir weiter, bis der Führer uns auffordert stehen zu bleiben.

Da hält er seine Laterne so weit vor, als er mit dem Arme reichen kann und zeigt uns — undeutlich nur — in der kohlschwarzen Nacht eine Höhle mit niederer Decke und in dieser einen dintenschwarzen See, dessen Wasser nie ein Lüftchen kräuselt und in dem das Licht der Laterne sich wie in einem Spiegel bricht. Ein grauenhafter Anblick — so schwarz, so bewegungslos! Ein heimtückischer Pfuhl, der uns wahrscheinlich verschlänge, ohne nur eine Blase zu werfen. Und wir stehen nur einen Fuß weit von seinem Ufer! Unwillkürlich treten wir zurück und kriechen auf den steilen Stufen bis zum ersten Absatz wieder hinauf.

Von da geht es in einen schmalen Schacht eine Strecke weit hin, dann — wieder hinunter und immer hinunter auf den endlosen Stufen, bis uns von der ewig gleichförmigen Bewegung die Knie zittern und der Schweiß aus allen Poren dringt. Die Luft ist dabei so dick und schwer, daß wir bisweilen wie keuchend und schnappend einathmen. Aber immer weiter geht es in der Tiefe, bis wir dicht in unserer Nähe einen Klang vernehmen wie von Eisen oder Stahl, die an etwas Hartes geschlagen werden, und auf ebenem Boden stehen. Wir befinden uns in einem schmalen Schacht, der so hoch ist, daß wir darin gehen können, ohne daß wir uns zu bücken brauchen. Am Ende desselben schimmern zwei Lichter wie zwei Johanniswürmchen, — die Grubenlaternen zweier Arbeiter. Von ihnen kam der matte Eisenklang durch die dicke Luft. Sie arbeiten für eine Sprengung. Mit einem langen Stahlstabe oder Meißel treiben sie ein Loch in das harte Gestein (fast immer Gneis und Granit). In diese kleine Kammer wird das Pulver gefüllt, das, entzündet, das feste Gestein in tausend Stücke zerreißt und damit zugleich das so emsig gesuchte Erz befreit.

Auf dem Boden liegend, den Körper in allerlei unnatürliche Lagen krümmend, müssen die Bergleute ihre Arbeit thun. Das Unbohren des festen Gesteins ist mühselig und viel kommt dabei auf die Berechnung und Wahl der Stelle an, an welcher das Bohrloch angesetzt wird, damit die Explosion so viel als möglich von dem Erze, so wenig als möglich von dem tauben Gestein löse. Die beiden Arbeiter drehten sich nach uns um, als sie uns hörten. Der Fluch des Mammonsuchens lag auf ihnen.

„Sind wir auf dem Grunde der Grube angekommen?“ fragte ich ängstlich.

Der Führer lächelte als er antwortete: „Kaum über die Hälfte sind wir gekommen; aber in dieser Richtung können wir nicht tiefer hinunter.“

Gott weiß es, daß wir auch nicht wünschen noch tiefer zu steigen!

„Wie lange arbeiten die Leute?“

„Bei dieser Tiefe acht Stunden des Tags in fünf Tagen der Woche. Bei größerer Tiefe einige Stunden weniger.“

„Welchen Umfang hat die Grube?“

„Das weiß ich nicht. Kein Bergmann ist überall in ihr gewesen. Der größere Theil wird nicht mehr gebaut und zieht sich wohl Stunden weit unter der Erde hin.“

„Und die Tiefe?“

„Zwölfhundert Zuß, gerade bis zum Meeresspiegel. Die „alte Hoffnung Gottes“ geht noch sechzig Fuß unter den Meeresspiegel.“

„Und solcher Gruben giebt es viele?“

„Wohl mehr als zweihundert und 540 Schachte. Im Ganzen arbeiten etwa 5000 Bergleute. In unserer Grube sind 900 beschäftigt.“

„Was verdienen sie?“

„Ein Thaler ist bei uns ein guter Wochenlohn. — Gott sei Dank, wir erhalten den Lohn aber auch, wenn wir krank sind und haben immer Arbeit. Wenn wir nicht mehr „einfahren“ können, erhalten wir aus der Casse acht gute Groschen wöchentlich.“

„Zehn Neugroschen die Woche! Und lebenslänglich Silber zu Tage gefördert!

Wir waren ganz matt von der Anstrengung und sehnten uns hinauf an's Tageslicht.

Es freue sich
Wer da athmet im rosigen Licht!
Da unten aber ist's fürchterlich!

Der Weg aufwärts war ein ganz gleicher wie der abwärts, obwohl wir in einem andern Schacht emporstiegen, der sehr bezeichnend „Himmelfahrt" heißt. Wir stiegen auf gleichen steilen schlüpfrigen Stufen hinauf, fühlten uns an gleichen nassen Wänden hin und stießen uns gelegentlich den Hut an der niedrigen Decke über die Augen herein. Kaum ein trocknen Faden hatten wir an uns, als wir nach zweistündigem Aufenthalte in der Erde wiederum frische Himmelsluft athmeten und das goldne Tageslicht erblickten.

Wir hatten gesehen, wo das Silber wächst und gebrochen wird. Aber welch endlose Arbeit, welche Mühseligkeit, welcher Aufwand von Kunst gehört dazu, ehe das Metall glänzend aus seiner unscheinbaren Hülle heraustritt! Uebergehen wir diese Vorbereitungsarbeiten und treten an den großen kreisrunden Ofen mit wenigstens einem halben Dutzend fest verschlossener Eisenthüren und eben so vielen glühenden Schlünden. Ein rußiger Mann mit einem langen Eisen zieht eine dieser Thüren auf und wir blicken hinein auf einen kleinen See geschmolzenen Silbers, das dampft und raucht und Blasen wirft. Die Eisenstange wird hineingestoßen und scharrt die Kruste obenher ab — das Bleioxyd das sich an der Oberfläche gebildet hat. Das Silber dampft und blitzt und ein weißer Dunst schwebt darüber. Da wirft der rußige Mann die Eisenthüre wieder zu, nimmt uns am Arm und fordert uns auf, in eine dunkele Höhlung hineinzusehen und die weißen Tropfen zu beobachten, die nacheinander wie kleine Sterne von Oben herabfallen. Dies ist das Quecksilber, das von dem schmelzenden Silber in dem Ofen verdunstet und durch den Schornstein in eine Vorrichtung geht, in welcher es in seinen ursprünglichen Zustand zurückkehren muß, um immer wieder verwendet zu werden, das Silber aus seinen Verbindungen herauszulocken.

Die Gruben um Freiberg geben jährlich etwa 4 bis 500,000 Unzen Silber, und aus hundert Pfund Erz gewinnt man drei bis vier Unzen Silber. Aber bekanntlich giebt das Erzgebirge nicht blos Silber, sondern viele andere Metalle, selbst Edelsteine werden bisweilen gefunden und so lange der Bergbau in Sachsen auch schon betrieben worden ist (es ist bereits für mehr als eine Viertel Milliarde Thaler Silber aus dem Freiberger Revier gewonnen worden), so sind doch die Schätze noch lange nicht erschöpft, die im „Erzgebirge" liegen und es steht ihm eine noch höhere Blüthe bevor.

Unberechenbare Verdienste um den rationelleren Betrieb des sächsischen Bergbaues hat sich der Oberberghauptmann Freiherr von Herder erworben, von dem z. B. der großartige Plan ausgeht, einen Stollen von Freiberg bis zur Elbe zu treiben, um die sämmtlichen Freiberger Gruben von dem Wasser zu befreien. Dieser Bau, der sehr bedeutende Kosten erfordert, ist in Ausführung begriffen, Herder selbst aber sollte dieselbe nicht erleben. Er starb 1838 und wurde nach seinem Wunsche inmitten des Feldes seiner Thätigkeit begraben, auf der Halde des alten Berggebäudes „Drei König Fundgrube" (zwischen Freiberg und Tuttendorf), wo ihm der dankbare Bergmannsstand das Denkmal errichtete, das unser Bild zeigt.

Lebens- und Verkehrsbilder aus London.

In Briefen von einem in London lebenden Deutschen.

I.

Einleitende Ansicht von London.

Der Deutsche in England. — London, das Herz der Welt. — Rauch und Nebel. — London, der gesundeste Ort auf der Erde. — Geschichte eines Liebespaars. — Auf dem Omnibus. — Zweierlei Klingelzüge. — Straßen und Häuser. — Fahren und Ausweichen. — Eisenbahnfahrt über London hin. — Weinkeller und Decke. — London hört nirgends auf.

Wir Engländer haben keine Gartenlauben. Gartenlaube! Ich las das Wort blos, nachdem ich in London mehrere Jahre gartenlos und laubenlos zugebracht, und doch rührte und erfrischte mich der bloße Anblick des nächternen Wortes so innig, daß ich sofort beschloß, um Einlaß zu bitten. Ich habe ihn erhalten, danke zuerst dem Herrn der Laube herzlich dafür und bitte ihn und die geehrten Gäste um's Wort.

Wir Engländer, sagte ich, haben keine Gartenlauben, und daß ich „wir Engländer" sage, hat auch seine guten Gründe. Wir sind hier unserer Hunderttausend wenigstens in London, alles geborne Deutsche, aber die Meisten davon waren kaum so lange hier, um sich ein Bischen Englisch anzulernen und englisches Geld zu verdienen, als sie sich Backenbart, Hut, Rock und Gesinnung auf Englisch zurichten ließen und Engländer wurden. Der Deutsche ist nun einmal so: in Frankreich wird er ein Franzose, hier ein Engländer, in Rußland ein Russe, und ich zweifle nicht, daß er unter Hottentotten auch ein Hottentotte wird. Wir wollen uns das aber nicht so übel nehmen, wie wir es practischer Weise thun müßten.

Der Deutsche mit seinem tiefen Gemüth, mit seinem Geschick und Fleiße, mit seinen Gartenlauben, hat eben die Aufgabe und vielleicht auch den natürlichen Instinct, seine Vorzüge vor andern Völkern in alle Welt zu verbreiten und so am Ende Bildung und Gemüthlichkeit zum Freundschaftsbande aller Nationen zu machen. Davon wohl später. Aber der Mangel an Gemüthlichkeit und Gartenlauben in England erinnerte mich unwillkürlich an diese menschheitliche Bestimmung und bereits tüchtig angefangene Arbeit der Deutschen. Es ist Schade, daß es nicht hierher gehört und es zu gelehrt klingen würde, wenn ich beweisen wollte, daß der Deutsche seit etwa zwei Jahrtausenden schon immer die Welt erobert und regiert hat, nicht

mit Waffen von Eisen und Stahl, sondern durch die Schöpfungen und Erfindungen seines Genies. Das klingt stolz. Ein Bischen Stolz kann uns aber gar nichts schaden: wir haben ein Recht dazu und sind überhaupt viel zu bescheiden als Volk und im Ganzen und Großen. Doch davon später, wenn wir darauf kommen, was die Deutschen in England und Deutschland Alles gethan haben und thun, um den Engländern Geschmack, geschmackvolle Erzeugnisse der Kunst und des Gewerbes und Gemüthlichkeit beizubringen. Haben wir den Engländer erst gemüthlich gemacht, so baut er auch Lauben in seine Gärten, und dann haben wir wieder eine Eroberung gemacht, größer als alle, die den größten Schlachten folgten.

Ich versprach Ihnen, von London zu erzählen. Von London, dem „Herzen der Welt", dem kalten, kaufmännischen Herzen der Welt. Das menschliche, wärmere Herz der Welt, das Gemüth der Menschheit schlägt in unserm geliebten Deutschland, der zärtlichen Mutter und dem weisen Vater alles Großen und Schönen der Erde, der Engländer und Amerikaner, des Christenthums und der Buchdruckerkunst, der Künste und Wissenschaften, der Stickmuster und Kinderspielsachen für alle Völker der Erde. London ist das kalte kaufmännische Herz der Welt; man kann deshalb auch sagen der Geldbeutel der Erde, das Central-Comtoir aller Menschen und Völker, die Gewerbe und Handel treiben. Das sind keine Redensarten; es ist vielleicht nichts so buchstäblich und genau wahr. Man kann nur nicht Alles gleich auf'm Flecke beweisen und durch Schilderung anschaulich machen; aber kommen soll's schon noch.

Und wie sieht denn nun dieses London aus? Das ist eine kitzliche Frage. Es ist, wie gewisse Gespenster aus vergangener Zeit, fast immer unsichtbar und zeigt sich nur bei gewissen feierlichen Gelegenheiten, aber auch nur stark verschleiert. Es ist fast immer doppelt eingewickelt, erstens in Rauch, zweitens in Nebel. Wenn ich hier von Rauch und Nebel spreche, so muß man bei Leibe nicht an den gemüthlichen, bläulichen Rauch denken, der sich still vergnügt aus deutschen Schornsteinen in die Luft verliert, und nicht an die liebenswürdigen deutschen März- und Herbstnebel, die gegen Mittag ehrerbietig der Sonne weichen oder sich in einen soliden Regen verlieren, der endlich einmal aufhört. London hat mehr Schornsteine, als manches kleine Königreich Einwohner. Aus jedem dieser Schornsteine kommt Euch eine Masse, der man im höchsten Grade schmeichelt, wenn man sie Rauch nennt. Es ist ein so schmutziger, dicker, hartnäckiger, schwerfälliger, träger Qualm, daß er kaum mit Gewalt aus den röthlichen, runden Schornsteinarmen herauszubringen ist. Und dann pflanzt er sich sogleich breitbeinig in die Luft, nein in den Nebel hin und blickt trotzig um sich, als wollt' er sagen: Wer will es wagen, mir den Platz zu verwehren? Ich bin ein freier Engländer und mache was ich will. Ich verschließe den Londonern Luft und Licht und Himmel und Sonne und weiter brauche und will ich nichts. Wozu brauchen die auch Luft und Licht und Himmel? Sie haben ihren Himmel auf Erden, ihre Geschäfte, ihre Pfunde, ihr gutes Fleisch und Bier und brennen den ganzen Tag Gas, wobei das Gold und die 500,000 Läden immer viel besser aussehen, als bei dem nüchternen Sonnenlichte, das nur erfunden zu sein scheint, um den Gas-Compagnien Schaden zu thun.

Dieser dicke, träge Qualm hüllt London ewig in einen dicken Pelz. Damit's ihm aber darunter nicht zu warm werde, kommt sehr häufig ein College von ihm über London aus der tiefsdenen Nachbarschaft, ein noch dickerer, feuchter, graugrüner Nebel, der manchmal allen den Millionen Gasflammen spottet und selbst das beste Wachslicht in der Stube dicht verschleiert. Dieser Nebel hält sich manchmal wochenlang in London auf, besonders im Winter, wo er das Landleben nicht zu lieben scheint. Der Himmel hängt dann nicht voller Geigen, sondern voller Schinken; er sieht dann wie ein einziger unaufhörlicher halbgeräucherter Schinken aus. Fängt's dann dazu noch zu regnen an, so hört es in den ersten Wochen nicht wieder auf, wie z. B. diesen Winter.

Merkwürdig, und mitten in diesem ewigen Qualm und Nebel wohnen nicht nur Menschen, sondern auch über $2\frac{1}{2}$ Millionen Menschen dicht beisammen und wohnen nicht nur da, sondern machen auch mehr Geschäfte, als irgend in der Welt gemacht werden, und leben nicht nur besser, als anderswo, sondern auch länger und gesünder. London ist, erwiesen durch langjährig fortgesetzte medicinische Statistik, der gesündeste Ort auf der ganzen Erde, und in London selbst die dichteste Mitte, die City, der gesundeste Theil. Mag das jetzt Manchem noch so unglaublich klingen, es ist wahr, es ist eine durch sorgfältige Wissenschaft und Erfahrung festgestellte Thatsache, über die wir gelegentlich wohl auch noch ein möglichst vernünftiges Wort sprechen.

Wollen wir London zu Fuße messen? Nicht doch, es könnte uns sonst so gehen, wie jenem Liebespaare, das an dem einen Ende Londons in benachbarten Häusern wohnte und dem die Aeltern wehrten, zusammen zu kommen. So beschlossen sie denn, um London herum nach entgegengesetzten Richtungen abzugehen und sich am andern Ende unter einem Baume zu treffen. Man muß mir aber diese spaßige Geschichte, die ich in einem Witzblatte las, nicht übel nehmen; ich spreche gern, wie mir's eben einfällt. Sie trafen sich zwar endlich, die Liebenden, an dem verabredeten andern Ende Londons, aber wie viel Zeit sie dazu gebraucht haben müssen, geht schon aus dem Umstande hervor, daß er bereits Vater von zwei Kindern und sie zum zweiten Male Wittwe war. Ich habe diese Geschichte blos deshalb mit erzählt, weil sie uns mittelbar wenigstens einen ganz annähernden Begriff von der Größe Londons für Fußgänger giebt. Aber in London geht Niemand zu Fuße, wenigstens läuft er dann. Im Uebrigen fährt er stets mit einem der 10,000 Omnibusse, oder einer Stadteisenbahn, oder dem Local-Dampfschiff, deren über 300 stets die verschiedenen Stadttheile verbinden, und sollte es auch nur mit dem „Heyyy-Boote" sein, wo man einen halben englischen Pfennig bezahlt, um von der City nach dem Westende zu kommen. Gentlemen fahren in einer der Tausende von Droschken und Cab's. Von letzteren giebt's eine zweirädrige Sorte, welche vielleicht das achte Weltwunder zu den sieben zu sein verdient, so leicht und schnell und sicher winden sie sich aalartig durch enig von Fuhrwerk vollgepfropfte Straßen dem bezeichneten Ziele zu.

Oben auf dem Dache eines Londoner Omnibus, wo

gewöhnlich noch für 9 Personen Platz ist, kann man sich dieses kolossalste Ungeheuer der modernen, praktischen Civilisation am Bequemsten und Comfortabelsten ansehen. Man genießt es aus der besten Vogelperspective und zeigt den Leuten und Läden und übrigen Fuhrwerken die Schuhsohlen. Wir fahren von einem Omnibus-Endpunkte ab, wollen wir einmal annehmen, und sehen rasch rechts und links, rück- und vorwärts. Wo der Endpunkt liegt, ist ganz gleichgültig, jedenfalls erblicken wir überall herum freie grüne Plätze mit den schönsten Perlenreihen von Villen und Cottages, mit Gärten, Bäumen, Epheugerank vorn und Gärten oder gar duftigen Parks dahinter. Vorn dichte Mauer mit schwerem Epheu bedeckt und eine recht sicher verschlossene, feste Thür mit zwei Knöpfen in je einer metallenen Höhlung. Auf dem einen Knopfe links steht mit Metallumschrift: „Servants“ (Dienstboten), auf dem rechts: „Visitors“ (Gäste). Es sind Klingelzüge für die zweierlei Menschenracen: Dienstboten und Leute, die es nicht sind. Wir werden über diese überall sichtbare soziale „Gliederung“ der verschiedenen Stände noch Manches zu sagen haben. Vom Omnibus oben sieht du über die Mauer weg in den Garten und zuweilen auch in die spiegelblanken Fenster hinein. Ach, welch ein schneeweißer, marmorner Weg führt nach der Thür und der Treppe! Kein Fleckchen, kein Stäubchen! Auf beiden Seiten der duftigste, saftigste Rasen, den man je in der Welt sehen kann, innen. dieses frische, unbeschreiblich erquickende Grün, Winter und Sommer. Dazwischen dunkellaubige Stauden und Bäume, jedenfalls auch die dunkle Stechpalme mit dunkeln Blättern und weißgelben Rändern, die nie ihre Blätter verliert, und staudenartige Bäume mit hellen, gesprenkelten Blättern, die auch niemals kahlköpfig werden. Von solchen Villen und Cottages sieht du bald hier, bald da größere und kleinere Gruppen, dazwischen grüne Plätze mit Hügel und Thal, wo Pferde und Kühe und Schafe und Ziegen und Esel sich von ihren Strapazen erholen und nur aus Langeweile zuweilen einmal etwas Gras rupfen, denn sie haben zu Hause bessere Kost, wie man ihnen gleich auf den ersten Blick ansieht. Nach diesen Idyllen kommen wieder Cottages und Villen, auch sehen stolze, fest verschlossene Paläste dazwischen, aus denen prächtige Tapeten, kostbare Teppiche und Gemälde und schwere goldene und seidene Meubles hervorblitzen. Das ist Alles London. Nun kommen schon Läden, ganze Armeen von Läden mit Parade-Schaufenstern, auf der andern Seite vielleicht eine ungeheure, feste hohe Mauer mit Glasscherben oder spitzigen Eisenzacken oben, über die helle, grüne herrliche Bäume und Baldungen hervorragen. Am Ende der Mauer ein seltsam verschrobener Palast, dessen Baustyl uns ein Räthsel ist. Er gehört einem Lord und der ungeheure Park dahinter auch, und er wohnt blos im Sommer ein Paar Monate darin, während der „season“; er hat ja noch mehr und größere Parke im Lande drin, wo er jagt, fischt, angelt, die Zeitungen liest und sehr viel und sehr gut ißt und trinkt. — Nun kommt's auf einmal dichter, enger, menschen- und wagen- und budenreicher. Vor dir, neben dir, hinter dir, überall wimmelt und tobt und rasselt es ohne Anfang und Ende. Die Straße, in der wir fahren, nimmt kein Ende und von allen Seiten, in allen Richtungen laufen krumme, enge, düstere Straßen hindurch in den willkürlichsten Richtungen, die alle ebenfalls kein Ende haben. Dazwischen sogar schon Straßen, wo man nicht hindurch zu kommen glaubt, wenn man gerade etwas breitschultrig ist, Straßen, die nichts vom Tageslichte wissen und fast stets in Gas flammen.

Auf einmal schnurgerade, ebenfalls endlose Straßen, wo die Häuser sich alle aufs Haar ähnlich sehen! Wie lange Reihen von Rekruten stehen sie da, denen der Unterofficier „Nicht't euch! und Stillgestanden!“ geboten hat, so steif und stumm und düster und einförmig. Es sind Fabrikarbeiter-Städte, die eine Compagnie in einem Sommer hat aufbauen lassen für Arbeiter, Arme, die auf diese Weise verhältnißmäßig ungemein wohlfeil ein eigenes Haus bekamen. Manchmal sind auch uniformirte, kleine Gärtchen davor und dahinter, und doch kostet hier ein ganzes Haus nicht so viel, als in der City eine einsenstrige Stube hinten in einem Hofe drei Treppen hoch hinten hinaus.

Unser „Bus“ (die letzte Silbe ist für den Engländer lang genug) soll über einen Platz weg, in welchen 5—6—7 und mehrere Straßen münden, alle mit Menschen, Fuhrwerken aller Art, und besonders viel Omnibus überfüllt. Alle diese Straßen zeigen uns kaum eine Spur von Steinpflaster, so dicht sind sie mit Leben und Verkehr besäet und ans allen und in alle wollen unabsehbare Massen. Man muß das aber sehen, um's zu glauben, wie sich das Alles stets macht, ohne daß Einem nur ein Haar gekrümmt wird. Wie hier die Wagenlenker ihre Sache verstehen, davon kann man sich kaum einen Begriff machen. Und wie es hier die Leute verstehen, vor und zwischen dichtgedrängten, eilenden Wagen aller Art durchzukommen, grenzt ebenfalls an's Wunderbare. Das bindet und windet und löst sich stets so ruhig und kaltblütig, daß Keiner ein Wort dabei verliert. Unser Omnibus, so rasch er ist, macht sich doch durch die engste Oeffnung immer rasch wieder Luft und jagt dann dahin, als wären wir und er won Papier und wohl inwendig. Wir biegen bald links, bald rechts, und kommen jetzt in eine Straße, die ungemein still und ernst und vornehm aussieht. Alle Häuser fest verschlossen, kein Kopf, kein Blumentopf an dem todten Fenster; vorn überall Eisengitter und in der Mitte eine Brücke nach dem Thürklopfer. Sonst zwischen dem Gitter und dem Hause eine Tiefe, in der man wieder Fenster und Thüren sieht und einen besondern Eingang mit einer besondern Treppe von Außen hinunter. Da unten ist das Departement der Dienstboten und der Küche. Oben jedes Haus dicht zugeknöpft, verschlossen und verzittert. Hunderte solcher Straßen hinter einander gesehen, können einen gemüthlichen Menschen zur Verzweiflung und auf Selbstmordgedanken bringen.

Aber schon wird's heiter. Die Straße ist zwar nicht ebenfalls endlos, aber eine von denen, wo auf beiden Seiten doppelter Jahrmarkt ist und zwar alle Tage, die Gott werden läßt, und die halbe Nacht hinein. In den Häusern Laden bei Laden, immer einer prächtiger, wie der andere, und an den Trottoirs hin endlose Reihen von Penny-Sachen mit Leuten, die ununterbrochen Jeden anschreien und ihm wohl gar eine Viertelmeile nachlaufen, wenn er nicht flugs genug ausfah. Und davor noch auf beiden Seiten breite, wandernde Karren mit Aepfeln, Apfelsinen, Nüssen, Zuckerwerk und besonders viel mit Austern, Pfeffer- und Essigfläschchen. Die Austern ist hier ein Proleta-

rieressen, ebenso wie die großen Schnecken in ungeheuren, posthornartigen Häufern, und die Krabben und die auf der Straße gerösteten heißen Kastanien. — So sieht's aus der Reihe nach, man mag von jeder beliebigen Seite her kommen. Noch eine Strecke und wir gelangen endlich nach der Mitte der Stadt, nach der Bank.

Wir brauchen jetzt nur noch eine Fahrt mit der Eisenbahn zu machen, um unsere allgemeinen Ansichten von London zu vervollständigen. Die Stadteisenbahnen durchreiten größere Kreise der ungeheuren Stadt. In dem Waggon wird es uns erst klar werden, daß London keine Stadt ist, sondern etwas ganz neues „höheres Dritte" zwischen Stadt und Land, die „höhere Einheit" des alten, blutigen Gegensatzes zwischen ländlichen und städtischen Interessen und Bildungsstufen. Dieser Umstand ist besonders wichtig und wir werden Gelegenheit nehmen, ihn besonders zu schildern. Er bildet zugleich einen der höchsten Reize Londons, durch welchen es erklärlich wird, daß Niemand, der London erst kennt, es wieder verlassen will, vorausgesetzt, daß ihm das nöthige Geld nicht fehlt, diesen Reiz auch zu genießen.

Von der Bank ist es nicht eben weit nach einem der Stadteisenbahnhöfe. Wir gehen zu Fuß, so weit uns das durch ein ewiges Gedränge von hunderterlei Arten von Wagen, Körben und Packeten auf den Köpfen von Weibern und Männern, blauen Säcken auf den Rücken anständig gekleideter Schnellläufer (wir lernen sie alle noch kennen) und Reihen von Tabulettkrämern in den engen Straßen möglich ist. Wie es möglich ist, begreift man erst eine ganze Zeitlang gar nicht. Hernach lernt man es finden, den Verkehr, die Communication, das Rennen, Fahren, Dreben, Drängen und Winden, das Sichüberallhurtchelfen ist hier zu dem höchsten Grade der Vollkommenheit und Freiheit ausgebildet. „Sehe Jeder, wie er's treibe, und wer steht, daß er nicht falle." Das wurde hier zur blühendsten Wahrheit, und so fällt wirklich Keiner und Jeder weiß sich und sein Geschäft zu treiben, daß man Beide für Geld könnte sehen lassen.

Wir sind auf einem Eisenbahnhofe. Wenn geht der nächste Zug ab? Das ist eine Frage, die der Bockney (der in der City geborne) im besten Bockney-Englisch nicht verstehen wird. Der Zug geht immer ab, und der Zug kommt immer an. Beides ist Eins. Draußen ein Paar hundert Schritte vor dem Halteschuppen läuft fortwährend eine Locomotive von dem Zuge weg auf andern Schienen hin und läßt den Zug mit den Hunderten von Personen sich selbst sein Ziel suchen. Während dieser sich noch bemüht, von selbst still zu stehen, geht drüben ein anderer Zug ab, und während die Leute hier zugleich aus- und einsteigen, werden plötzlich alle Thüren zugeworfen, eine Stimme ruft: „all right" und sofort ras't der eben angekommene Zug hinter dem eben abgegangenen her, nicht erst ein Weilchen langsam, sondern gleich im vollen Laufe. Und kann hat er angefangen, wie besessen zu laufen, so steht er plötzlich still, wie Einer, der in der Eile zu Hause was vergessen hat und sich plötzlich darauf besinnt, daß er's haben muß. Aber der Zug besinnt sich nicht, in derselben Minute sind vielleicht Hunderte neuer Passagiere eingestiegen und in derselben Minute hohe Burgen von Kasten, Kisten und Koffern in den Zug verschwunden, in derselben Minute Hunderte alter Passagiere hinausgesprungen und in derselben Minute läuft der ganze Zug auch gleich wieder in rasender Hast, aber ganz kaltblütig ohne Pfeifen und Klingeln davon. Nach drei — fünf Minuten ganz dieselbe Geschichte und wieder ganz dieselbe Geschichte 20 — 30 — 40 mal hinter einander, je nachdem unser Weg länger oder kürzer ist. Diese Eisenbahnzüge, die immerwährend so den ganzen Tag abgehen und ankommen, sind Dampf-Omnibusse, die scheinbar alle Nasen lang anhalten (aber jede Nase ist freilich eine gute Meile lang) und immerwährend Hunderte von Leuten und Packeten einnehmen und absetzen.

Im Anfange fuhren wir auf einer ungeheuren Brücke über Häuser und Straßen weg. Nimmt denn das gar kein Ende? Allerdings, aber erst da, wo die Eisenbahn zu Ende ist. Die ganze Bahn von Anfang bis zu Ende ist eine einzige Brücke über Häuser und Straßen hinweg. Sie ist beiläufig gesagt, blos 4 Meilen lang, denn wir nehmen an, daß wir gerade auf die kürzeste und theuerste geraten sind, welche die City mit einem östlichen Punkte, Blackwell, verbindet. Sie ist die theuerste Bahn der Erde und ihre Actien stehen höher als die irgend einer Bahn dieses Planeten, so etwa 4—500 %. Von dem, was rechts und links, unter und über uns vorbeisaust, bekommen wir kaum eine Ahnung. Nur die ungeheuren Wälder von Masten, die uns manchmal nahe kommen, ragen deutlich genug herein, uns in Erstaunen zu setzen. Wir fliegen an allen den riesigen Weltwundern vorbei, in denen die Schiffe aller Nationen theils ausruhen, theils laden und löschen. Man schmelze alle Wunder der Welt und aller Zeiten und Nationen zusammen zu Einem Wunder und sie bleiben gegen diese „Docks" ein Pfefferkuchenmann, 12 für einen Silbergroschen. Man addire den Bremer Rathskeller 100 mal mit sich selbst und multiplicire ihn 10,000 mal mit dem Heidelberger Fasse, das Faeit bleibt immer nur ein kleiner Bruch zu einem einzigen dieser Weinkeller, über die wir mit wegfahren. Wir besuchen später einen und probiren auch, ohne daß es uns was kosten soll. Diese unterirdischen Wenstädte mit ihren unterirdischen Eisenbahnen, auf denen von den 56,000 Oxhoft-Einwohnern stets welche ankommen oder abreisen in die Kehlen Amerika's, Ostindiens, Australiens u. s. w., wenn sie es nicht vorziehen, im Lande zu bleiben und die Engländer redlich zu nähren, diese Weinkeller müssen einen braven Bürger bei Kasse, der nicht nur ein gutes Glas liebt, sondern es auch mit Kennermiene gegen das Licht zu halten weiß, ehe er trinkt, um den Verstand bringen, ehe er nur einen Tropfen trinkt, so viel Staunen ist hier aufgehäuft. Auch wir werden uns sehr tapfer halten müssen, nicht nur im Nichttrinken, sondern auch im Nichtzuvielluftschöpfen. Doch das Alles nur bei- und vorläufig, anklangsweise, wie in der Ouverture zu einer Oper. In Blackwell geben wir auch nur ganz schnell in die Ostindien-Docks herunter, durch einen der Ostindienfahrer hindurch. So ein Schiff ist keine kleine Stadt, wie man wohl gesagt hat, sondern schon eine ziemlich große. Habe ich doch eins mit 1200 Zimmern (300 Wohnungen) gesehen, abgesehen von den Räumen für Frachten und Proviant.

Nur ein Paar Schritte weiter und wir steigen in einen andern Dampf-Omnibus, der etwa 10 Meilen weit durch die Ost- und Westseite der Vorstädte Londons immerwährend hin- und herläuft, aber eigentlich in der City anfängt.

Doch überall laufen ja Verbindungs-Bahnen über- und unter- und nebeneinander hin, so daß ein Kenner, der recht Bescheid weiß, von jedem Punkte zu jeder Zeit in der kürzesten Zeit überall hinkommen kann, zumal wenn er zugleich die Pferde- und Dampf-Omnibusse zu Wasser mit zu Hülfe nimmt. Wir stiegen jetzt über Wiesen und Weiden, jetzt durch Parke, jetzt über Felder, jetzt durch Reihen von Feenpalästen und umgrünter Schmuckkästchen von Villen und Cottages hin, jetzt über parademäßig aufgestellte, einförmige Straßen und Häuser, wie wir schon einmal angedeutet haben. Diese dichten Städtegruppen haben sich überall an den Anhaltepunkten der Eisenbahnen gebildet und sind da herausgewachsen wie Traubenblüthen und Doldenblumen mitten in Ackerbau, Viehzucht, Gärten und Wälder hinein, die in der prächtigsten, nettesten Cultur nun noch die einzelnen Villen und Paläste ewig umgrünen und durchbusten. Das ist überall die höchste städtische Cultur auf dem Lande, während diese Bewohner des urbanisirten Feldes jeden Tag von 10 bis 5 Uhr in dem dichtesten Stadtverkehr zubringen. So ist in London wie bereits in allen großen Städten Englands der Unterschied und Gegensatz zwischen Stadt und Land verschwunden.

London hört nirgends mehr auf, ohne daß die nächste Stadt anfängt.

Daß die Welt nicht blos natürlich, sondern auch künstlich durch Geld, Cours, Credit, Austausch, Wechsel, Dampf, Electricität, Aus- und Einwanderung, Briefe, Zeitungen u. s. w. zusammenhängt und das warme belebende Verkehrsblut immer rascher und vielseitiger und tiefer und weiter hin- und herpulsirt, um nach und nach alle Menschen mit zu erwärmen und in diesen Fluß der Bildung, des Geldes und der Waaren mit hineinzuziehen, das ist eben ihre Schönheit und ein Hauptgrund, warum die meisten Menschen lieber noch ein Weilchen warten, ehe sie sterben.

Daß London das Herz dieses pulsirenden Verkehrsblutes ist, wird mir in meinen künftigen Schilderungen sehr zu Gute kommen.

Blätter und Blüthen.

Ein Antwortschreiben. Die meisten unsrer Leser werden bereits durch die Zeitungen wissen, daß eine Anzahl hocharistokratischer englischer Damen, gerührt durch die Schilderungen in Onkel Tom ein Sendschreiben an die amerikanischen Frauen erlassen hatten, worin die letztern aufgefordert wurden, all' ihren Einfluß aufzubieten, die Abschaffung der Sclaverei oder wenigstens eine Milderung des Looses der Sclaven zu erwirken. Die Antwort der amerikanischen Frauen ist vor Kurzem eingelaufen und macht jetzt die Runde durch alle englischen Zeitungen, die für und wider große Leitartikel darüber bringen. Diese Antwort ist ächt amerikanisch — offen, derb, ohne Rückhalt und wahr. Es wird darauf hingewiesen, wie in England dieselbe Sclaverei herrsche wie in Amerika, nur unter andern Namen. „Wir kommen nicht mit Thatsachen" heißt es, „die von der Phantasie des Novellisten übertrieben, verkehrt und entstellt sind, sondern solchen, die in ihrer nackten Einfachheit in Parlamentsurkunden oder andern statistischen Schriften von anerkannter Geltung vorliegen." Es folgt dann eine Aufzählung der Schandthaten, welche sich die Engländer in Süd-Afrika, in Asien, in China und namentlich in Irland zu Schulden kommen ließen. So wird u. A. angeführt, daß in Folge brittischer Mißhandlungen die Bevölkerung Irlands innerhalb der letzten Jahre um 20 Proc. abgenommen habe. Dann fährt das Schreiben fort:

„Von Uebeln auf Eurem eigenen Grund und Boden, in Euren eigenen Gemeinden — von Uebeln, unter denen Ihr täglich lebt und webt, und mit denen Ihr persönlich zu thun habt, sprechen wir jetzt zu Euch. Wir wünschen mit Euch zu sprechen von der unwissenden und mit Armuth geschlagenen und herabgewürdigten Bevölkerung Eures eigenen Landes, und wir wollen es treulich, doch mildes Sinnes thun. Schwestern! Euer Land ist mit Sclaven angefüllt — Sclaven der Unwissenheit, Sclaven der Armuth und Sclaven des Lasters. Die furchtbare Wahrheit ist Euch gesagt worden von einem Eurer geachtetsten Autoren, J. Kay vom Dreifaltigkeits-Collegium in Cambridge, am Schlusse seines großen Werks über National-Erziehung, das Euch allen bekannt ist oder sein sollte, — die Wahrheit, daß in England, wo die Aristokratie reicher und mächtiger ist als in irgend einem andern Lande der Welt, die Armen gedrückter, elender, im Verhältniß zu den andern Klassen zahlreicher, irreligiöser und viel schlechter unterrichtet sind, als die Armen irgend einer andern europäischen Nation. Das erste und größte aller volklichen Bedürfnisse in jedem freien christlichen Lande ist das des Unterrichts, und doch hat England kein System der öffentlichen Erziehung, das des Namens werth ist. Der ganze Betrag Eurer jährlichen parlamentarischen Geldbewilligungen für die Erziehung Eures Volkes ist um Tausende von Pfunden geringer, als der jährliche Geldaufwand für diesen Zweck in der einzigen Stadt New-York! Jeder achte Mensch in Eurer Bevölkerung ist ein öffentlicher Armer (a pauper), und die Armensteuer in England während der letzten zehn Jahre hat durchschnittlich 6,000,000 Pf. St. betragen; gleichwohl um für öffentliche Erziehung vorzusorgen und dadurch großentheils dieselbe Verabsäumung zu heilen, die Euch den Fluch dieser schweren und von Jahr zu Jahr wachsenden Bürde aufgeladen, hat eure National-Legislatur in sechs Jahren nur 600,000 Pf. St. verausgabt. Zufolge unsern eben veröffentlichten Volkszählungstabellen genießt ein Drittel der Bevölkerung des Staats New-York regelmäßigen Unterricht in unsern öffentlichen Schulen; zufolge Eurem Parlamentsnachweisen genießt nur ein Elftel Eurer Bevölkerung einen ähnlichen Vortheil. — Schwestern! ist das ein christlicher Gesellschaftszustand, welcher für mehrere Millionen Eures Volkes die Entwickelung und Pflege aller jener Fähigkeiten, die den Menschen vom Thiere unterscheiden, nahebei zu einer physischen Unmöglichkeit macht?

„Ihr, die wir hier anreden, wohnt in allen Gegenden

Englands, aber überall, in der Hauptstadt, in den Fabrikstädten und auf dem Lande sieht Ihr rings um Euch die kläglichste Entblößung und Herabwürdigung. In London allein, hören wir, gibt es mehr als eine Million unterbildeter Wesen, die man niemals im Hause Gottes sieht und welche praktisch als Heiden denken und leben. Der Zustand eines großen Theils der Arbeiterbevölkerung jener ungeheuren Stadt läßt sich aus der Thatsache beurtheilen, daß von ihren 20,000 Schneidergesellen 14,000 durch vierzehnstündige Arbeit täglich, mit Einschluß des Sonntags, kaum die armseligste Lebensnothdurft erringen können; und daß die 33,000 Näherinnen, welche London enthält, täglich vierzehn Stunden arbeiten und im Durchschnitt nur $4^1/_2$ Pence verdienen. 50,000 Menschen in London suchen ihren Lebensunterhalt auf der Straße, und Henry Mayhew, eine Autorität, die Ihr nicht in Zweifel ziehen werdet, sagt von ihnen: „Wenn man sich die religiöse, sittliche und geistige Herabwürdigung der Mehrheit dieser 50,000 Menschen deutlich vorstellt, so erschrickt man bei dem Gedanken, welche Summe von Laster, Unwissenheit und Elend sich im innersten Herzen unsers Landes beisammen findet. Nicht 3 unter 100 von ihnen haben jemals eine Kirche betreten, und von zehn kann kaum einer lesen. Dabei sind unter zehn Paaren, die als Mann und Weib zusammenleben, erst eines ordentlich verheirathet.“ Eure Manufacturstädte sind nicht besser. In Glasgow z. B. sind 60,000 Weiber in den Fabriken oder als Näherinnen beschäftigt, deren durchschnittlicher Verdienst 7 bis 8 Schilling die Woche nicht übersteigt. (Folgen Details über die dortige geringe Vorsorge für die religiösen Bedürfnisse der Armen, mit Berufung auf das Zeugniß Dr. Patersons aus Glasgow.) Ebenso steht es mit Eurer Ruralbevölkerung. Ein sehr großer Theil Eurer Landleute lebt in schmutzigen und überfüllten Hütten, wo die Geschlechter Tag und Nacht in enger und gefährlicher Berührung sind, so daß die Anständigkeit schwer, die Behaglichkeit unmöglich ist.

„Aber, Schwestern! wir haben nun genug gesagt, und wir fordern Euch nun auf, ernstlich nachzudenken und mit Gott zu Rathe zu gehen, inwiefern ein solcher Stand der Dinge im Einklang ist mit seinem heiligen Wort, dem unveräußerlichen Recht unsterblicher Seelen, und dem reinen und erbarmungsvollen Geiste des Christenthums.“ —

Es wird dann in einer längern Nachschrift darauf hingedeutet, was die englischen Frauen den Armen ihres Landes gegenüber zu thun und wie sie es anzugreifen haben dem Elend ein Ende zu machen. „Wir rufen Euch auf,“ schließt das Schreiben, „als Schwestern, als Gattinnen und als Mütter, erhebt Eure Stimmen vor Euren Mitbürgern und Euer Gebet zu Gott, daß Englands Schande in der christlichen Welt getilgt werde.“ —

Literaturwerth in Deutschland und Frankreich. Unter diesem Titel läuft die nachfolgend kurze Notiz durch viele deutsche Zeitungen: „In Paris hat eine Verlagshandlung das Verlagsrecht der Victor Hugo'schen Werke an sich gebracht und zwar für den Preis von zwei und achtzig tausend Franken. Wenn man sich erkundigen will, was der reiche Cotta für das Verlagsrecht der Goethe'schen Werke gegeben hat, so wird ein guter Patriot nicht umhin können, darüber ein wenig schamroth zu werden.“ So weit die Notiz. — Was soll nun das heißen? Wollte Gott, der deutsche Patriot hätte über nichts mehr Grund sich zu schämen, dann brauchte er wahrlich dem Auslande gegenüber nicht zu erröthen. Goethe erhielt, außer von Honoraren für einzelne seiner Werke, das Verlagsrecht seiner sämmtlichen Schriften mit der runden Summe von Einhunderttausend Thalern bezahlt, also fast fünfmal so viel als Victor Hugo. Ueberhaupt hat das Honorargewinsel einzelner Journalisten etwas sehr Undelikates und Unwahres. Ganz abgesehen davon, daß unsere literarischen Verhältnisse, was den Absatz der Bücher anlangt, mit denen des Auslandes gar nicht zu vergleichen sind, so ist es auch Thatsache, daß die deutschen Autoren trotzdem nicht schlechter honorirt werden, als die französischen. Gutzkow erhielt für seinen Roman: „Die Ritter vom Geiste,“ nach französischem Gelde gerechnet, 26,000 Francs, Auerbach für den Bogen seiner Dorfgeschichte 400 Francs, Humboldt für den Bogen seines Kosmos 650 Francs, der selige Glauren, als er noch in Flor war, für sein 18 Bogen haltendes Taschenbuch „Vergißmeinnicht“ 11,000 Francs. Man vergleiche damit die Honorare der Pariser Autoren und man wird finden, daß sie kaum den unsrigen gleichkommen.

Eine Frage der Jetztzeit. Nach Berichten aus Schwaben, Thüringen, Baiern, Hessen, Schlesien, vom Rhein ꝛc. wird für das kommende Frühjahr die Auswanderung eine wahrhaft großartige werden. Im Würtenbergischen sollen sich jetzt schon nahe an Zwanzigtausend bei den verschiedenen Agenturen angemeldet haben. Und nicht die Armen geben nach Amerika, nein, die Besitzenden, nicht aus den schlechtesten, nein, aus den reizendsten, fruchtbarsten Gegenden Deutschlands wandern die Leute aus, einer unbewissen Zukunft entgegen, die ihnen viele Jahre hindurch nur Arbeit und endlose Mühen bietet. Es ist mithin Thatsache, daß nicht die Noth sie fortreibt. Also was sonst? Man hat neulich in einer östreichischen Zeitung die Frage aufgeworfen, warum diese Leute nicht nach Rußland gehen, wo ihnen von der Regierung so viele materielle Vortheile geboten werden? Warum nicht nach dem reizenden Spanien, das noch so viele unbebaute Landstriche bietet? Warum nicht nach dem fruchtbaren schönen Ungarn, das dem Ackerbauer so reichliche Ernten verspricht? Warum?

Singende Muscheln. An den Küsten Ceylons, wo in dem klaren Wasserelemente ein unermeßlicher Reichthum tausendfacher Geschöpfe sich verbirgt, hört man in den dortigen zauberischen Mondnächten nicht selten vom Ufer her eine melancholisch-melodische Musik, wie Aeolsharfen, die in ihren wechselnden zarten Klängen gleichwohl das Rauschen der Brandung übertönt. Es sind singende Muscheln, welche die alte Sage vom Sirenengesang in's Leben rufen. Reisende, welche die Insel längere Zeit besuchten, schildern solche Nächte als ungemein schön und erregend.

E. F.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Schnellpressendruck von Giesecke & Devrient in Leipzig.

№ 11. 1853.

Familien-Blatt. — Verantwortlicher Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich ein ganzer Bogen mit Illustrationen.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter für 10 Ngr. vierteljährlich zu beziehen.

Der Seewicher Pfarr-Kirmesstag.

Ein Bild aus dem thüringischen Volksleben

von

Ludwig Storch.

Schluß.

Im Seewicher Pfarrhause war die Kirmeßlust im schönsten Laufe. Alle Räume waren vollgestopft von Menschen, und dem Kuchen und Biere wurde die gebührende Ehre angethan. Was nicht sitzen konnte, stand oder lag am grünen Boden oder drängte auf und ab. Das Bier war stark und die Stimmung wurde immer lauter. Derbe Witze und eben nicht zarte Späße platzten wie Raketen bald hier bald dort auf und erregten Gelächter. Kleine Haufen stimmten schon fröhliche Lieder an. Pfeudo-Tauben-Jan schlich überall umher, besah sich die Gruppen und horchte auf ihre harmlose Unterhaltung. Plötzlich fühlte er sich am Arme gefaßt. Ein derber Rubler Messerschmied stand neben ihm und raunte ihm zu: „Kerl, was trödelst Du denn umher! Wir warten schon eine halbe Stunde auf Dich. Hinten in des Knechts Kammer liegt Dein Anzug. Die Andern sind schon Alle fertig und warten nur noch auf Dich. Es gibt einen Hauptjux. Du wirst Dich gut machen als Narrenkönig. Mach nur die Manieren des Herzogs nach.“ Damit zog ihn der Sprecher fort in eine an den Viehstall grenzende Kammer. Hier fand er einen ganzen Narrenhofstaat auf's Possierlichste herausstaffirt. Unter Necken und Schelten fielen drei vier Männer, die augenscheinlich schon viel Doppelbier getrunken hatten, über ihn her und zogen ihm die Jacke aus. Ein prächtiges Kleid, eine Karikatur des herzoglichen Staatskleides, ward ihm übergeworfen, eine Schellenkappe mit einer ungeheuern Blechkrone und Eselsohren ihm auf den Kopf gestülpt, dann wurden ihm ein schön gemaltes und mit allerlei Flittern behangenes Steckenpferd und ein tüchtiger Narrenkolben präsentirt, und alle Andern nahmen ebenfalls Steckenpferde zwischen die Beine. Der Zug ordnete sich; es war eine ganze Cavalcade. Endlich schloß sich eine Musikbande an, die sich derweil in einem Stalle aufgehalten hatte, nicht minder köstlich verlappt und vermummt, wie die Hauptpersonen. Plötzlich stürzte die ganze Bande mit rasender Musik in wilden Sätzen hervor. Ein ungeheurer Jubel brach los; Alles rannte herzu und schrie laut vor Vergnügen; denn man erkannte sogleich die Copie mehrer Persönlichkeiten aus dem eisenacher Hofstaat. Am meisten wurde natürlich der Narrenkönig beschrien und belobt und oft genug hieß es: „Ach wie köstlich! Das ist ja der Herzog wie er leibt und lebt.“

Während die berittene Narrenzunft mit wahrem Korybanten-Lärm ihren tollen Umzug hielt, trat der Pseudo-Herzog in den Hof und besah sich mit lächelnder Miene das Schauspiel. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht von seiner Ankunft unter der Menge und wirkte wie Oel auf empörte Meereswellen. „Der Herzog von Eisenach ist selber da!“ flog's von Mund zu Mund. „Was wird das geben!“ — Der Steckenreiterzug ging durch's Dorf, die Musik spielte zwar noch lustig, aber Manchem war doch die Lust vergangen, und wenn der König ihn nicht mit strengem Befehl zusammengehalten hätte, so wäre der Hofstaat wohl von einander gefahren und hätte sich salvirt. Er allein bebielt die nöthige souveräne Fassung und Ruhe und brachte seine Leute glücklich alle wieder in's Pfarrhaus zurück.

Dort war der Pseudo-Herzog unterdessen fast mit dem Pfarrer allein geblieben. Die Menge war mit dem Narrenzug gelaufen, oder hatte sich mit scheuem Respect zurück gezogen. Der Pfarrer schnitt tiefe Reverenzen vor dem vermeinten fürstlichen Herrn und bat flehentlich um Entschuldigung wegen der Mummerei, von der er nichts gewußt hatte. Jan benahm sich ganz passable fürstlich. Er war wortkarg und machte keine Umstände, winkte auch ganz gnädig mit der Hand, man möge sich durch ihn nicht in der Lust stören lassen. Auch geruhte er sich an einem Tische voll Kuchen und Bier nieder zu lassen und sprach den testamentarischen Gaben wacker zu, in aller Ruhe und schmausenden Behaglichkeit die Zurückkunft des Narrenhofs erwartend.

Sobald diese erfolgt war, begab er sich mit dem Pfarrer, der sich stets von neuem für die seinem Hause angethane Ehre bedankte, auf den Hof hinaus, wo der Narrenkönig inmitten seiner furchtsamen Getreuen sich eben anschickte ein Ordenskapitel abzuhalten. Er wollte neue Ritter in den Narrenorden aufnehmen, und gebieterisch winkte er dem Pseudo-Herzog herbei als dem Ersten, welcher den Ritterschlag empfangen sollte. Tauben-Jan wagte nicht zu refüsiren. Er dachte: „Du machst eben so lang mit als der Strang hält.“ Er trat hinzu. Der König befahl ihm nieder zu knieen, und Jan gehorchte. Der König applicirte ihm den Ritterschlag mit dem Narrenkolben über Schulter und Rücken, daß ihm schier Hören und Sehen verging und er beinah das Wiederaufstehen vergessen hätte. Andre folgten nach. Der Herzog that sich in der Maske des Narrenkönigs ein Genüge und blaute das lustige Volk nach Herzenslust durch. Jan restaurirte sich am Doppelbier und dachte: „Er hat mir einen Possen gespielt, was gilt's, ich spiel' ihm wieder einen.“

Er hatte schon beim Hereinauellen der Menschen mit dem Narrenzuge den Untersörster Voigt und seine Tochter Marielisedben unter der Menge bemerkt. Jetzt, nach beendigter Ceremonie erbob er sich mit affectirter Würde, winkte mit der Hand und gebot Stille. Darauf räusperte er sich und nahm das Wort mit Gravität: „Meister Tauben-Jan aus der Rhön hat seine Rolle als Narrenkönig gut gespielt, und ich muß mich ihm für das Vergnügen, das er mir bereitet hat, dankbar bezeigen. So soll er denn meine Gnade auf zweierlei Art erfahren. Erstlich, da ich weiß, daß Tauben-Jan ein Jagdliebhaber ist und einem Rehbock oder einem Hasen gern aufs Fell brennt, so erneun' ich ihn hiermit zum Kreiser auf meinem Rubler Revier und geb' ihm die Erlaubniß zur freien Jagd. Er wird sich dafür dankbar bezeigen.“ —

„Spitzbube! Der Teufel soll Dir das Licht halten!“ sagte der Narrenkönig halblaut.

„Zweitens, da ich weiß, daß mein Unterförster Voigt auf dem Heil'genstein in Jan's einzige Tochter verliebt ist und die beiden jungen Leute einander gern heirathen möchten, so gebe ich zu solcher Verbindung hiermit meine fürstliche Einwilligung. Meister Jan wird ohne Widerrede sogleich seine väterliche Einwilligung geben. Kommt her, Voigt und Marielise, ihr sollt mit einander verlobt werden.“

Pseudo-Jan machte ein grimmiges Gesicht, und wenn der Unterförster mit seinem niedlichen Schätzchen nicht in diesem Augenblick pfiffig lächelnd vor ihn getreten wäre, so würde vielleicht ein heftiger Ausbruch des fürstlichen Zornes erfolgt sein; denn der Herzog hatte im Nu die ganze ihm gespielte Intrigue durchschaut. Als er aber dem Mädchen in das niedliche unschuldige von Rosen und Lilien überhauchte Gesichtchen und in das glückstrahlende blaue Auge sah, hatte er schnell jede zornige Aufwallung vergessen und sagte lachend: „Recht schön! Ihr sollt ein Paar sein. Ich bin dem Durchlauchtigsten Herzog für seine Gnade sehr verbunden.“

Nun gab's ein großes Jubiliren. Die Musik spielte einen lustigen Tanz; der Unterförster schwenkte sein Bräutchen und sogleich schlossen sich andre Paare an. Der Pseudo-Herzog leerte eine Kanne auf einen Zug, um sich die Schmerzen zu vertreiben, die ihm der empfangene Ritterschlag verursachte; und der Pseudo-Tauben-Jan that ebenfalls tüchtig Bescheid und spülte sich den letzten Rest von Aerger hinunter. Zur rechten Zeit hatte er sich erinnert, daß er hierher gekommen sei, an der Fröhlichkeit der Pfarrkirmeßgäste Theil zu nehmen, nicht aber sie zu stören. Als nun Alles in voller Lust tobte, ging er zu seinem Ebenbilde hin, und sagte leise zu ihm: „Jetzt ist das Maß voll, frecher Patron. Tummle Dich, daß Du meine Kleider vom Leibe ziehst, wenn ich Dich nicht mit diesem Narrenkolben noch wacker durchblauen soll. In der Knechtskammer hinten liegen die Deinigen.“

Jan verschwand im Nu. Bald wurde auch der Herzog nicht mehr gesehen.

Herr Werneburg hatte sich über Tauben-Jan's gespieltes Streich mehr geärgert als der Herzog selbst und bei sich beschlossen, dem frechen Taubenzüchtiger einen Denkzettel anzuhängen, den er sobald nicht vergessen solle. Während sich nun Jedermann im Pfarrhause der ausgelassensten Heiterkeit bei Kuchen, Bier, Musik und Tanz hingab, lag er dem Ortsschultzen im Ohre, berichtete dem wahren Zusammenhang der Geschichte und stellte das bestimmte Verlangen, daß Tauben-Jan wegen Verletzung des Herzogs schuldigen Respects festgenommen und nach Eisenach in's Gefängniß abgeführt werden solle. Der Schulz verfaß sich sofort mit seiner Polizeimannschaft, dem Nachtwächter und einigen jungen kräftigen Bauern und bestimmte den Pfarrer ein wohlverwahrtes Gemach einzuräumen, worin der Verbrecher bis zu seiner Abführung eingesperrt und bewacht werden sollte. Kaum war diesem Verlangen gewillfahrtet, als der Herzog in seinen Kleidern sich sehen ließ. Die Seebacher Ordnungsmannschaft stürzte sogleich auf

ihn los und der Schulz brachte ihn als Staatsverbrecher oder Hochverräther zur Haft. Der Herzog, von den Geistern des Doppelbiers sehr heiter gestimmt, fand das Quiproquo sehr spaßhaft und ließ sich seine Arretirung gern gefallen. Seit Jahren hatte er sich nicht so gut unterhalten, wie am heutigen Tage, und die neue Verwicklung war ganz nach seinem Geschmack. Er wußte es jetzt im Herzen seinem hübschen Marieleschen in Bezug auf den für Tauben-Jan bestimmten Schlaftrunk nicht reinen Mund gehalten hatte, weil durch diesen Verrath die lustigen Begebenheiten des Tags veranlaßt worden waren und dramatisches Interesse gewonnen hatten. Für Tauben-Jan, der sich als Herzog sehr gut benommen, hatte er aber schier eine Zuneigung gewonnen. Ebenso hatte ihm der Pfarrer absonderlich gefallen. Als er nun in die Kammer abgeführt wurde, fiel ihm gar nicht ein, sich als wirklicher Fürst zu decouvriren; im Gegentheil ersuchte er den Schulzen mit kläglicher Stimme ihm den Pfarrer zu schicken, dem er seine Sünden beichten müsse. Tauben-Jan lief in der Narrenkönigstracht dem Schulzen und seinen Gesellen auch in den Weg und wurde mit der größten Devotion benachrichtigt, daß der „verdammte Rubler Galgenstrick" eingesteckt sei, und man nur der Befehle Sr. Durchlaucht unterthänigst warte, was mit dem frechen Menschen geschehen solle.

Jan war noch bierseliger als der Herzog. „Sitzt er fest, der Rubler Spitzbub?" lallte er mit schwerer Zunge. „Das freut mich. Gebt ihm Doppelbier so viel er trinken mag. Mir aber laßt einen lustigen Tanz aufspielen und schenkt mir eine frische Kanne ein. Wir wollen einmal zusammentrinken." Wer war wohl glücklicher als die Seebacher über die Herablassung und Leutseligkeit ihres gnädigsten Herrn.

Der Herzog in der Kammer hörte aber diese Verhandlungen mit an, und da er eben eine eigenthümliche Entdeckung in diesem seinen Gefängniß gemacht hatte, so beschloß er in bester Laune dieselbe zu einer neuen scherzhaften Rache an Tauben-Jan zu benutzen. Bei Besichtigung des Lokals gewahrte er nämlich einige ungewöhnlich große Backtröge voll Teig. Dies war der Teig zu den Pfefferscheiben, welche zu Weihnachten gebacken werden sollten; dieser mußte nämlich sechs bis acht Wochen vorher angemacht werden und an einem kühlen Orte gähren. Die Estrichkammer war das dazu bestimmte Lokal.

Der Pfarrer trat bald herein und war ziemlich bestürzt, als sich ihm der Gefangene als wirklicher Herzog zu erkennen gab, zeigte sich natürlich aber gern bereit den Plan des Herzogs, die Seebacher Ortsbehörde zu foppen, mit besten Kräften zu unterstützen. Zu diesem Behufe wurden Lichter — denn es war unterdessen Nacht geworden — ein gutes Abendbrod und ein kräftiger Punsch in das Gefängniß geschafft und Tauben-Jan vom Pfarrer eingeladen, des Herzogs Gast zu sein. Der lustige Taubenzüchter saß in dem Kämmerchen dem lustigen Fürsten gegenüber und erzählte auf dessen Befehl so gut er eben noch vermochte, allerlei Schnurren und Possen aus seinem Leben. Die Sicherheitswache vor der Thüre konnte sich über die Gnade ihres Fürsten, der dem verbrecherischen Schalenschneider aus der Rubl im Gefängniß Gesellschaft leistete, vor Erstaunen nicht fassen. —

Inzwischen dauerte es mit Jan's Erzählungen gerade nicht lange. So kräftig auch seine Natur war, das Doppelbier hatte ihr schon zu arg zugesetzt, als daß sie dem Punsch, welchen ihm der Herzog fleißig zutrank, lange hätte Stand halten können. Er fiel endlich wie ein Sack unter den Tisch. Nun hatte der Herzog sein Ziel erreicht. „Komm, mein Junge, ich will Dich schlafen legen!" sagte er sachend, hob ihn auf und trug ihn zu dem Backtrog, auf dessen Teig er ihn sanft bettete. Jan lag weich und schön wie in einem Eiderdaunenbette und schnarchte bald alle Töne.

Nun löschte der Herzog die Lichter und trat aus der Thüre. Die Wache, die ihn für den hielt, der er wirklich war, ließ ihn ungehindert passiren. Die Gäste zechten und lärmten noch. Der Fürst entfernte sich mit Werneburg unbemerkt und fand am Eingange des Dorfs sein Pferd, das er dorthin bestellt hatte.

Am andern Morgen früh war schon ein Bote da, welcher dem Schulzen erklärte, daß der Herzog und nicht Tauben-Jan eingesteckt worden sei. Werneburg, der sich ebenfalls eingestellt hatte, bestätigte diese Angabe. Der Pfarrer verfertigte daßelbe. Der Schulz war in Verzweiflung. Mit dem ganzen Ortsvorstande zog er in die Pfarre, um den schwer gekränkten und gemißhandelten fürstlichen Herrn aus der Haft zu befreien und seine Verzeihung zu erflehen.

Aber auch Jan's Ehebälfte hatte sich eingefunden, um ihren Schatz einzuholen und ihm den Text zu lesen, daß er in der Nacht nicht heimgekommen war. Er war nirgend zu finden; denn in der Kammer steckte ja der Herzog, und die Wache sagte aus, Jan habe sich Abends mit dem lügenhaften Vorgeben, er sei der Herzog, entfernt.

Die Kammer wurde geöffnet, kein Gefangner war zu sehen. Der Gemeindevorstand war wie versteinert. Da entdeckte der Schulz ein bochrothes menschliches Haupt, welches aus dem Pfefferkuchenteige hervorragte. Der übrige Körper war sanft in dem zähen Teige versunken. Ein Schrei des Entsetzens weckte den ruhigen Schläfer. Er schlug die Augen auf und sah sich verwundert um.

„Ach, Durchlauchtigster Fürst und Herr! Gnade! Gnade!" lamentirte der Schulz, und die Andern fielen im Chorus mit kläglicher Stimme ein, warfen sich vor dem Backtrog auf die Kniee und streckten die Hände flehend nach dem vermeintlichen Gebieter aus.

„Das soll der Herzog sein?" ließ sich plötzlich eine heftige Weiberstimme vernehmen, vor deren Ton der Mann im Pfefferkuchenteiche emporschrack. „Ihr Narren zusammen, das ist Tauben-Jan. Das muß ich besser wissen, denn ich bin seine Frau. — O Du abscheulicher verfoffner Schlingel! Du Tagedieb! Du Leuteverderber! Was ist das für eine Schande! Im Teige in einem Backtroge zu liegen, Du Wicht!" In diesem Tone ging die Predigt fort und schon machte die erzlitte Frau Anstalt, dem Pseudo-Herzoge mit den Nägeln in's Gesicht zu fahren, als er sich mit Anstrengung rasch aus dem Teige erhob und nun ein ungeheures Gelächter entstand. Im Hintergrunde stand der Herzog, der von Hucherode, wo er übernachtet, herübergekommen war, um sich das Vergnügen dieser Scene zu verschaffen.

So übel nun auch Jan ausfah, so machte er doch gute Miene zum bösen Spiel. Er meinte zu seinem Troste,

er habe es erst gewußt, daß mit großen Herren nicht gut Kirschen essen sei; sie würfen Einem Stiele und Kerne in's Gesicht.

Die Sache nahm aber doch den besten Ausgang für ihn. Er erhielt noch ein gutes Frühstück und wurde des Herzogs Kreiser, so wie seine Tochter Frau des Unterförsters, wie er es in der Rolle des Herzogs selbst dekretirt hatte.

„Wasser thuts freilich."

Vom Bodensee.

Pinzenz Preßnitz.

Es war ein rauher kalter Tag des regnerischen Augustmonats anno 1851, als ich mit meinem Freund S. auf dem Dampfboot „Leopold" die Wogen des Bodensees von Horn nach Constanz durchschiffte. S. war wie ich aus Hamburg, hatte sich nach vollendeter Lehrzeit einige Jahre in London, dann in Rio de Janeiro aufgehalten und sich zuletzt in Galacz häuslich niedergelassen. Hier war er seit vorigem Herbst von dem dort alle Jahre herrschenden Wechselfieber ergriffen; bis zum Skelet abgemagert, hatte er auf Anrathen der Galaczer Aerzte Oberitalien besucht, war aber hier, wohl in Folge der unerträglichen Hitze, abzehrenden Schweißen verfallen und glaubte sich bereits in Folge desselben eine sichere Beute des Todes, als er von einem Gasthofsgefährten in Venedig in die Berge der Schweiz, in die Heilanstalt des bekannten Wasserarztes Hahn, d. h. nach Horn am Bodensee verwiesen und hier binnen kurzer Zeit Besserung und Genesung fand. Dort hatten wir uns zufällig getroffen und waren bald einig, unser unerwartetes Zusammentreffen mit einem kleinen Abstecher den Rhein hinunter, bis an den Rheinfall, zu feiern.

Natürlich war er noch ganz voll von seiner brillanten Kur, von Lobeserhebungen über den Lebensretter, den er gefunden, von Lobpreisungen über die so einfache Behand-

lungsweise, durch die er genaß. Wenn schon Freund und warmer Fürsprecher einer naturgemäßeren, vernünftigeren, enthaltsamen Lebensweise, und Feind, so lange es geht, des directen Einschreitens mit den Mitteln unseres so reichhaltigen Heilapparats, konnte ich dennoch nicht so ganz in den Enthusiasmus meines Freundes einstimmen; fehlte mir doch dazu bis jetzt noch die Ueberzeugung und besonders die directe Veranlassung einer gemachten Erfahrung; nichts desto weniger wußte ich aber letztere bei ihm zu würdigen, und zollte auch meinerseits gerne meinen stillen Dank dem Arzt und seiner Heilweise, die beide im Verein mir meinen Freund erhalten hatten.

Matador unter ihnen zu sein. Von kräftiger gedrungener Statur, mit etwas bierrauschgeröthetem aufgedunsenen Gesicht, kleinen trüben Augen, hatte er überdies eine tüchtige Schmarre überm Mund, die ihn nicht allein äußerlich ziemlich entstellte, sondern auch seine Aussprache für immer undeutlich gemacht hatte.

„Hier ist meines Bleibens nicht," sagte mein Freund, nachdem er sich umgeschaut, „hinauf wieder auf's Deck, in's Freie; wollen uns lieber Nasen und Ohren droben vom Wind und Regen anpeitschen lassen, als hier unten pestilenzialische Luft athmen und dies ekelhafte Treiben mit ansehn zu müssen." „Seit mich," fuhr er fort, als

J. H. Rauhe.

„Schauen wir uns einmal die Schiffsgesellschaft da unten an," sagte ich, nachdem wir unsere Fahrbillets gelöst hatten, und zog ihn am Arm die enge Kajütentreppe hinunter. Ein buntes Gemisch von Reisenden saß da; die einen schwatzten oder aßen ein warmes Frühstück, eine Wurst oder eine Cotelette, die andern spielten Domino oder Karten; den größten und buntesten Haufen aber bildete ein halbes Dutzend junger Männer in Studenten- oder Turnertracht, die alle, ein Bierglas in der Hand und eine lange Pfeife im Mund, noch voll von den Erlebnissen der Turnerfahrt an das eidgenössische Turnfest waren, darüber hin und her debattirten. Es waren Alle noch blutjunge Söhne, Württemberger, aus Tübingen, Ulm und Stuttgart, meist kräftige, stämmige Bursche; vor Allen aber erregte einer besondere Aufmerksamkeit; er schien der

wir wieder droben waren, und uns, einigermaßen geschützt auf eine Bank hinter dem Radkasten gesetzt hatten, „seit mich das Wasser in die Kur genommen, bin ich nicht allein physisch, nein, sondern auch moralisch ein ganz anderer, weit gesünderer und entschiedenerer Mensch geworden, ich habe so zu sagen einen ganz neuen Menschen angezogen, habe an Willenskraft und Willensfestigkeit ganz enorm gewonnen Ich kann diese eigenthümliche Wirkung wohl nichts Anderem, als der gebrauchten Kur und der durch sie erlangten Heilung zuschreiben, der seither befolgten Diät und Lebensweise, und vor Allem den Grundsätzen, die ich mit der Kur, durch Lesung der Rausse'schen Schriften und durch den persönlichen Umgang mit den Kurgenossen einsog. Denn es sind kaum ein Paar Monate, als auch ich noch gleich denen da unter uns das Lebens-

glück und den Lebensgenuß nicht anders, als in sogenanntem freundschaftlichen Umgang bei Bier und Wein und Gesang und unsinnigen Streichen zu finden wähnte, und meinen leidenden Zustand fast nur hauptsächlich desshalb verwünschte, weil er mich eben zur Entsagung seiner vermeinten Lebensfreuden verurtheilte. Ja! welchen Heroismus wähnte ich es noch, mich zum Gebrauch der Wasserkur entschlossen zu haben, einer Kur, die ja, wie es allgemein heißt, die diätetische Entsagung in jeder Beziehung auf die Spitze trieb, Dies und Das zu genießen verweigerte, zu fasten vorschrieb, und was dergleichen ungeheure Forderungen mehr waren. Aber jetzt, jetzt — lieber Freund — und bei diesen Worten ergriff mich mein Wasserentbusiast bei der Hand und drückte sie fast krampfhaft innig — jetzt erst bin ich zu der rechten, wahren Erkenntniß der Worte gekommen, die einst ein großer, so oft verkannter und mißbrauchter Mensch predigte: die Füchse haben Gruben, und die Vögel unter dem Himmel haben Nester, aber des Menschen Sohn hat nicht, wo er sein Haupt hinlege. Entsagung predigte er, ein Postulat noch heute, wie damals an die Menschheit, die Christenheit. Predige heute Entsagung und Mäßigkeit, lehre Einfachheit der Natur und Lebensweise, empfehle Erhaltung und Stählung der Gesundheit — was wird Dir zur Antwort? ein schnödes, spöttisches Lächeln, vielleicht eine höhnische Abfertigung, und Du darfst zufrieden sein, wenn man Dich nicht als Narren verschreit. Wohl mögen daher noch Jahrhunderte, Jahrtausende vergehen, ehe nur dies eine Postulat der christlichen Lehre erfüllt wird, und nur schwer und langsam wird es immer mehr und mehr um sich greifen und allgemeinen Eingang verschaffen."

Ein Gejauchze von unten herauf unterbrach hier meinen Freund, der bereits ganz warm in seinem Redefluß geworden war. Die Turner kamen die Treppe herauf, in ihrer Mitte ihren Helden mit der Schwarze, taumelnd mit glogenden Augen. Man legte ihn auf die äußerste Spitze des Vorderdecks, an's Buglfriet auf ein Paar aufgerollte Taue, und überließ ihn dort seinem schnarchenden Schlafe, um wieder in die Kajüte zu gehen, und auf's Neue den Gläsern zuzusprechen.

Wir waren aufgestanden, um dem trunkenen Trupp zu rechter Zeit ausweichen zu können; als er wieder hinunter war, zog mich mein Freund, nachdem er vorher noch auf Constanz gedeutet hatte, von dem so eben die Domkuppel, in hellem Sonnenschein glänzend, sichtbar wurde, und damit uns einen herrlichen Abend am Rheinfall versprach, auf's Neue auf die Bank, fortzufahren in dem, deß sein Herz jetzt so voll war.

„Ich glaube Dich gewiß," sagte er, „vertrauter als mich mit den Vorgängen auf den Feldern der verschiedenen Wissenschaften; ich will daher hier nur hinweisen auf die reformatorischen Bestrebungen der französischen Philosophen des vorigen Jahrhunderts. Du wetzt, daß man ihnen und ihren schriftstellerischen Wirken ein gut Theil des ihnen folgenden Umschwungs in den körperlichen und geistigen Erziehungsgrundsätzen zuschreibt. Vor Allem war es ja Rousseau, der in seinem „Emil" die trefflichsten diätetischen und pädagogischen Grundsätze niederlegte. Mit ihnen war auch zugleich der Anstoß zum Umschwung vieler andern Wissenschaftszweige gegeben; so auch zu denen der Heilwissenschaft. Und in diesem wirst ja Du selber am Besten Bescheid wissen. Zwar wollt Ihr Mediciner es meist nicht haben, nichts desto weniger laß ich es mir nicht nehmen: Hahnemann nimmt einen der ersten, wenn auch nicht der würdigsten Plätze unter den Reformatoren der Arzneiwissenschaft ein. Hahnemann, dieser große und kleine Mann zugleich, groß als Denker, klein und niedrig als Charakter, räumte er nicht gehörig unter Euern veralteten empirischen Heilgrundsätzen auf, war nicht er es vor Vielen, der so kräftig und entschieden auf Vereinfachung der Diät hinwirkte, auf Verringerung Eurer oft entsetzlich gewagten Dosen heroischer Mittel hindrang, die Mutentziehungen als verwerflich hinstellte? Daß er kleinlich und erbärmlich genug dachte und handelte, seine Geistesgröße für seinen Geldbeutel auszubeuten, eine neue Heilmittel- und Heillehre aufzustellen, um damit die Wissenschaft zu bestechen und das Publikum zu betrügen — darau kann für die Geschichte wenig liegen; er hat seine Mission, die eine große und wichtige war, erfüllt, er hat dem großen Haufen die Augen geöffnet, dessen bisher unbedingten, bigotten Glauben an die Allmacht der Mediciner und die Allheilkraft der Medicamente tief erschüttert, an die Stelle des Genommenen etwas vernunft- und naturgemäßeres geboten — eben die Befolgung der uns offensichtigen Naturgesetze, — und mit allem Diesem seinen Nachfolgern in der gleichen Mission die Bahn geebnet.

„Prießnitz, einem jungen Bauerssohn im österreichisch-schlesischen Gebirge, blieb es vorbehalten, eine Verhaltungsworn für gesunde und kranke Tage nach allen Seiten hin, in jeder Beziehung und mit allen ihren Consequenzen aufzustellen. Auf dem Lande bei vorkommenden Schäden und Verwundungen, selbst bei innern Erkrankungsfällen auf seine einfachen Hausmittel (Diät und Wasser) angewiesen, hatte er bald einen ziemlichen Ruf in der Umgegend erworben. Aufgemuntert durch so gleicher Zeit auftretenden Wasserapostels Oertel in Aussbach wuchs sein Ruf von Jahr zu Jahr, so daß nach kaum einem Decennium, in den letzten Dreißiger-Jahren er bereits alljährlich mehr denn tausend Gäste bei sich zählte. Was Prießnitz so groß hinstellte, waren vor Allem seine natürliche Begabung, sein Natur- und Scharfsinn in der Auffassung der ihm unter die Hände kommenden Krankheitsfälle, seine wenigen und von jedem Laien leicht faß- und begreifbaren natürlichen Heilmittel — die frische, freie Bergesluft, die sprudelnden klaren Bergesquellen, eine thätige Beschäftigung (theils ländliche Arbeit, theils Geben, Bergsteigen, Turnen), und endlich eine kräftige einfache Diät, eine nüchterne Hausmannskost. Es waren hiernit alle Momente geboten, die eine sich durchaus an die Natur und ihre Gesetze lehnende Lebens- und Heilweise erfordert, daß Prießnitz sie auch zur letzteren, und zwar ausschließlich benutzte, ist sein größtes Verdienst, das wir aber wohl nicht allein auf Rechnung seiner Person, als besonders auch mehrerer ihn begünstigender glücklicher Nebenumstände schreiben müssen. Blieb ihm ja doch als Bauer, ohne wissenschaftliche Studien und Kenntnisse und ohne gesetzliche Befugniß von vornherein schon fast keine andere Wahl; dann auch wurde er durch den einmal erlangten Ruf als Wasser- und Naturarzt und durch den Enthusiasmus und vielleicht entschiedenen Eigen-

finn seiner Patienten, keine Medikamente mehr brauchen zu wollen, förmlich gezwungen, consequent und ausschließlich seiner Naturheilweise die Heilung seiner Patienten anzuvertrauen. Auf diese beschränkt, sah er sich natürlich genöthigt, sie für alle möglichen vorkommenden Fälle zu combiniren, zu modificiren; und auf diese Weise hat er einen Heilapparat zusammengestellt, mit dem er Wunder verrichtete, an's Unglaubliche grenzende Heilungen zu Wege gebracht, hat er einen Heilapparat aufgestellt, der kaum noch der Erweiterung und Vervollkommnung fähig wäre, wenn wir für jetzt etwa uns noch unbekannte oder wenigstens noch nicht genügend bekannte Naturkräfte (Electricität, Magnetismus?) ausschließen.

„Prießnitz hat sich so einen Platz in der Geschichte errungen, der ihm nicht streitig gemacht werden kann. Daß er auf dem Gipfel seiner heilkünstlerischen Höhe, seines Ruhs und Glücks angelangt, sich nicht zu behaupten wußte, sondern, geschmeichelt von den ihm gemachten Huldigungen, geblendet von den Reichthümern, mit denen ihn seine geheilten und nicht geheilten reichen Patienten freiwillig überhäuften, — ausartete, sich einem fast unbegrenzten Stolz und Eigennutz ergab, wer will ihn ungehört verdammen? Wer von uns wollte von sich behaupten, daß er sich niemals eher, fester auf solcher Höhe zu behaupten gewußt hätte? De mortuis nil nisi bene — den Todten soll man nur das Gute nachreden, — und so möge denn auch Prießnitz ruhen. Wir, vor Allem wir schon jetzt durch seine Heilart Gesundeten und dann die ganze Menschheit wird ihm ewig, ewig Dank wissen müssen für die endliche allseitig practische Handhabung der Naturgesetze für die allein allgültige Lebens- und Heilweise.

„Prießnitz erfand den Heilapparat der Wasserheilkunde; es galt, um seine Entdeckung vollkommen und für alle Zeiten erhaltbar zu machen, jetzt nur noch, seine Praxis theoretisch, wissenschaftlich festzustellen; und dieses eben so erhabene Verdienst gebührt einem nicht minder großen Manne, einem seiner Schüler, dem gleich Jenem über die ganze Erde bekannten J. H. Rausse oder um ihn bei seinem rechten Namen zu nennen, H. F. Francke, „einem der größten Denker unserer Zeit," wie ihn sein Biograph, der bekannte Philosoph Prof. F. Kapp nennt, „einem Mann der Wahrheit, einem Mann ohne Menschenfurcht und Menschenhaß, der sich nur in soweit wahrhaft Mensch fühlt und weiß, als er wahre Menschen um und vor sich hat, dem „Einzigen," welcher bis jetzt mit dem Begriff die Sache sich unterworfen, und den „Geist der Gräfenberger Wasserkur" richtig aufgefaßt und dargestellt hat, dem Ersten, welchem aus dem Begriff der Sache die unumstößliche Gewißheit hervorzegangen ist, daß die physische Wiedergeburt der Menschheit die alleinige und unerläßliche Bedingung zu ihrer geistigen Wiedergeburt ist.

„Für Rausse schwärme ich," unterbrach sich mein Freund in seinem Redeflusse, „und Du mußt schon entschuldigen, wenn ich Dir auch vielleicht zu enthusiastisch für ihn erscheine. Was wäre die Wasserheilkunde ohne Rausse? Hätte sie jetzt nicht wieder ein gleiches Schicksal vor sich, wie schon vor Jahrhunderten, wo sie, trotz mancher beredter Fürsprecher und Vorkämpfer, dennoch wieder in Vergessenheit gerieth? Rausse hat sie davor bewahrt, er hat ihr die ihrer würdige Vertretung in der Literatur und Wissenschaft angewiesen. Nur als einzelner Beleg hierfür mag Dir dienen, daß das Journal für Wasserheilkunde in Nordamerika (the watercure journal and herald of reforms by Dr. Nichols, Newyork) jetzt bereits 20,000 Abonnenten zählt. Rausse mußte erst den Kelch menschlichen Krankheitsleidens bis auf den letzten Tropfen leeren, mußte erst sich selbst und seine gesammte Mitmenschheit physisch für verloren geben, mußte erst zu Prießnitz auf den Gräfenberg gehen, und dort gesunden, um zu den begeistertsten der Apostel seiner Sache zu werden. Als wissenschaftlich Gebildeter war er auch glücklicherweise der Besähigteste. Rausse war praktisch kaum 4 Jahre thätig und erstaunen muß man, was er in diesem kurzen Zeitraum Großes und für alle Zeiten Werthvolles geschaffen hat. Er hat zwei bedeutende Anstalten gegründet, 5 der tüchtigsten Schüler heraugebildet; seine Schriften, theoretische wie praktische, sind in Tausend und aber Tausend Exemplaren und in fast allen gebildeten Sprachen in fast Allen Händen, und zu seinen Heilgrundsätzen bekennen sich bereits Unzählige und segnen sie aus Erfahrung, aus Ueberzeugung.

„Du darfst Rausse nicht zu den gewöhnlichen Wasserärzten zählen, die da meinen, mit einer einfachen empirischmethodischen Anwendung des Wassers sei es gethan, das sei eine Wasserkur und damit müsse Alles kurirt und Alles gesund werden. Nein, so Unsinniges und so Unmögliches wollte Rausse nicht. Rausse hat der Wasserheilung Grenzen vorbehalten, die Grenzen der Natur heilung; er hat in allen seinen Schriften immer und immer wieder auf den einen Moment seiner Wasserheillehre hingewiesen, daß sie, von ihm consequent Naturheillehre bezeichnet, sich überhaupt aller sogenannten Heilmittel zu enthalten habe, sowohl der Modikamente als Heilmittel, wie auch des Wassers als besonderen Heilmittels. Er will, daß ausschließlich nur diejenigen Natureinflüsse benutzt werden sollen, kranke Körper gesund zu machen, die auch nur den gesunden gesund sein und bleiben lassen; er will, daß sie auch nur und ausschließlich nur in der Form benutzt werden sollen, wie sie auf den gesunden Körper in gesunderhaltender Form einwirken — mit einem Wort: er will den Instinkt, an der Hand der Erfahrung und der Vernunft den einzigen maß- und rathgebenden Arzt sein lassen. Rausse will den kranken Organismus nicht zwangs- oder kurweise, sondern naturgemäß allein aus, mit und durch sich selber gesunden lassen.

„Solches sind Rausse's Heilgrundsätze; zu ihren Bekennern darfst Du auch mich zählen, und es sollte mich unendlich freuen, wenn ich auch Dich gewinnen, ganz und unbedingt gewinnen könnte."

„Lieber Freund, entgegnete ich, dies wird Dir vielleicht nicht so schwer werden wie Du meinst. Zwar muß ich gestehen, daß ich gegen das Treiben der meisten Wasserärzte in ihren Anstalten einige Antipathie habe, nicht aus Vorurtheil, sondern aus Ueberzeugung. Grundsätzen aber, wie die von Dir erwähnten Rausse'schen kann ich, wenn sie sich in Wirklichkeit so herausstellen, durchaus nur meine Billigung geben. Du weißt ja, daß ich mich lange zu den Anhängern und Förderern einer einfacheren Natur- und Lebensweise bekenne, schon seit Jahren an mir ausübe, daß ich ihr vor Allem meinen seit der Zeit erträglichen Gesundheitszustand zu danken habe, und darum ihr auch, soweit mir in meinem praktischen Wirkungskreise Gelegen-

heit geboten wird, warm das Wort rede. Ich verfolge mit Aufmerksamkeit die reformatorischen Bestrebungen auf allen wissenschaftlichen Gebieten, und begrüße jeden Fortschritt zum Besseren und zu einer vernünftigeren und nüchterneren Natur- und Weltanschauung mit lebhafter Freude. So sind es die Institute der Mäßigkeitsvereine, die Turn- und Schwimmanstalten, mehr aber noch und in weit wichtigerem Grade die Erfahrungen und Resultate der neueren Naturforscher, der Geologen und Physiker, der Chemiker, der Physiologen, der Pathologen, der Anatomen, die alle meine ungetheilte Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen; und ich bin der festen Ueberzeugung und glaube auch Dich damit einverstanden, daß sie alle für sich, gleich wie Dem Prießnitz und Rausse nur die einzelnen Glieder in der großen Kette der Menschheit und Weltreformer sind, der Menschen- und Weltbefreier aus den Banden der Befangenheit, des Aber- und Unglaubens, der Unmoral, der Genußsucht und Verweichlichung, des Siechthums, der leiblichen und geistigen Unmündigkeit. Da sind die Humboldt und Buch, die Burmeister und Roßmäßler, die Müller und Liebig, die Oppolzer und Rokitansky, die Bock und Richter, Moleschott und Wunderlich und viele andere Zeitgenossen und Koryphäen der verschiedenen Wissenschaftszweige allein in unserm Vaterlande; und wer zählt erst die andern Nationen, die alle, alle emsig und unermüdet sind, das Unbekannte zu ergründen, das Bessere zu erforschen, und das Erworbene dem Volke bekannt und verständlich, und nutz- und anwendbar zu machen.

„Du siehst, ich kann Dich und Deinen neuen und lebhaften Enthusiasmus für eine gute Sache wohl begreifen und weiß ihn wohl zu würdigen. Laß uns aber drum auch noch nicht verzweifeln an der heutigen Welt, hoffen wir ein allgemeines Hell- und Dichterwerden in den Köpfen, ein allgemeines Erwachtern und Gesunden der Leiber und ein allergreifendes Besserwerden."

Bei diesen Worten ertönte die Schiffsglocke, wir liefen in den Hafen von Constanz ein, um nach einstündigem Aufenthalte weiter rheinabwärts zu schwimmen.

Javanische Skizzen.

Von

Fr. Gerstäcker.

I.

Eine Kaffeeplantage mit ihren Arbeitern.

Am Sonnabend Abend hatte ich auf Tjoem boeloeit Hrn. Philippeau wieder getroffen und mit diesem besprochen, daß ich am Montag nach Lembang hinaufkommen solle, die dortige Kaffeeplantage zu besuchen und eine ordentliche Rhinocerosjagd zu machen. Er hatte sich indessen nämlich genau erkundigen lassen und erfahren, daß nicht allein in letzterer Zeit mehrere Rhinocerosse, und zwar sehr starke Thiere, am Ufer eines kleinen, hoch in den Bergen liegenden Sees gesehen worden wären, sondern daß es auch dort Bantangs, oder wilde Kühe gäbe und eines der Rhinocerosse sehr stark den wilden Kühen den Hof machen solle, wenigstens immer in ihrer Nähe gesehen würde. —

Nun rede Einer von Kaffeegesellschaften bei uns zu Haus, wo der gute Ruf unserer Mitmenschen untergraben und den unschuldigsten Verhältnissen boshafte Deutungen untergeschoben werden — da soll man sich noch darüber wundern, wenn hier oben die Rhinocerosse in den Bergen nicht einmal sicher vor schlechter Nachrede sind.

Montag den 1. December also ritt ich auf einem Pferd des Regenten, der mich wirklich mit einer unermüdlichen Gefälligkeit stets mit Pferden versorgte, nach Lembang hinauf, und der Richtung des Tangubau prau, eines jener Krater zu, die noch immer wühlen und kochen im Innern, und dann und wann einmal die ganze Insel mit einer plötzlichen Eruption erschüttern, und mit glühender Lava das wieder, was sich an Vegetation schüchtern in ihre Nähe gewagt hatte, verwüsten.

Von Bandong aus ritten wir zuerst, denn ich hatte vom Regenten auch einen Burschen mit bekommen, der die Pferde wieder zurückführen sollte, einige Meilen im flachen Lande fort, durch die reizende Bandong-Ebene, dann aber betraten wir die Hügel, und stiegen von nun an, die sich ziemlich rasch hebende Höhe, fortwährend bergauf, dem von Bandong etwa neun Paalen entfernten Lembang zu. Lembang liegt etwas über 4,000 Fuß über der Meeresfläche.

Aber keine öden, wilden Berge sind es, in deren dichter, noch unentweihter Vegetation der Weg sich hinaufwindet, wie über den Megamendong, sondern jeder Fuß breit war hier benutzt, keine Stelle lag unbebaut, und oben vom Gipfel ab rieselten die lebendigen klaren Quellen nieder, und sprangen von Terrasse zu Terrasse auf regelmäßig und oft kunstvoll angelegte Reisfelder, die jungen Pflanzen zu frischen und zu tränken. Hier und da unterbrachen einzelne kleine Kampongs mit ihren Kaffebüschen, Arenpalmen und andere Fruchtbäume die aufgeschichteten Felder — nur die Cocospalme hörte hier oben auf zu wachsen, und wenn auch an einzelnen Stellen einzelne gepflanzt waren, und ihre feinen herrlichen federartigen Blätter aus dem fruchtbaren Boden heraustrieben, mußte ihnen doch die kalte hinüberwehende Bergluft nicht zusagen — sie gediehen nur kümmerlich und trugen keine Früchte.

Um zehn Uhr etwa erreichten wir Lembang, es liegt auf dem Gipfel der ersten Hügelreihe nach den Kraterbergen hinüber Front machend, und hat eine wahrhaft entzückende Aussicht auf die blauen Gebirge und über tief eingerissene, mit wilden Pisang bewachsene Schluchten hin. Hier fühlte man aber auch, daß man in eine andere Temperatur kam — dies war kaum noch ein tropisches Klima,

so kühl und frisch wehten die scharfen Winde vom Tanenban prau herüber und so nebeldunkel zog's von den bewaldeten Gipfeln in's Thal, all die tropischen Früchte wollten hier, oben auf den Kuppen wenigstens, nicht mehr so recht gedeihen, aber dafür bot die Natur Ersatz in denen einer andern Zone, und ganze Beete mit Erdbeeren bepflanzt, standen in Blüthe und Frucht.

Herr Philippeau war noch unten auf Tjoom boeloeit, kam aber bald zurück, und ich unterhielt mich indessen mit zwei jungen holländischen Officieren, die sich der Gesundheit wegen hier oben aufhielten und ebenfalls Hrn. Philippeau's Gäste waren. Frau Philippeau befand sich leider auf Besuch in Tjanjor und wurde in der ersten Woche nicht zurück erwartet.

Für mich war jetzt das wichtigste die sogenannten Kaffeemühlen und ihre Einrichtung anzusehen. Mit den Kaffeemühlen geht's aber gerade so wie mit den Kaffeegärten, sie haben hier denselben Namen wie bei uns, bedeuten aber etwas anderes. Es sind die Gebäude, in welche der frisch eingesammelte Kaffee gebracht, getrocknet, ausgehülst und durch Mahlen von seinen äußeren Schaalen befreit, dann gereinigt und verpackt wird, und die Waarenhäuser, in denen er lagert, schließen sich ihnen an.

Die Kaffeebohnen, von denen, wie bekannt, zwei und zwei zusammen wachsen, sind im reifen Zustande von einer fleischigen Hülle umschlossen, die ihnen große Aehnlichkeit, an Aussehen und gewissermaßen auch in Geschmack, mit der Kirsche giebt. Diese Hülle nun zu beseitigen, kommt der frisch eingebrachte Kaffee in große steingemauerte Platten und die Bohnen, nachdem sie hier eine bestimmte Zeit gelegen haben, werden dann in der Sonne, zum völligen Trocknen, ausgebreitet. Diese Trockenbehälter sind aber so eingerichtet, daß große Schilfgeflechte, und vollkommene regendichte Dächer, die auf kleinen niedern Rädern laufen, bei eintretender nasser Witterung, leicht und rasch darüber geschoben werden können.

Sind die Schaalen nun theils abgewicht, theils gedörrt, so kommen sie in die „Mühle." — Es ist dies eine bis jetzt noch etwas unvollkommene, durch Menschenkraft getriebene Vorrichtung, ein runder Trog, in den eine gewisse Quantität Kaffee hineingeworfen wird, und in dem ein Stein sich fortwährend im Kreis herumwälzt, die trockenen Hülsen zerbrechend und außerdem, mit einer Art Rechen, die niedergepreßten wieder aufwühlend. Der Trog ist etwa zwölf bis funfzehn Zoll breit und in einen Cirkel gebaut, so daß der Stein von einem Arm des in der Mitte aufrecht stehenden Schaftes ausgehend, und von einem großen Wasserrad in Bewegung gehalten, fortwährend rund läuft.

Die Bohnen werden nachher gesiebt; dieser Stein aber kann nicht auf alle Bohnen gleich schwer niederpressen, und die Folge davon ist, daß die kleinen meist unzerdrückt bleiben und dann noch eine höchst mühselige Nacharbeit erfordern. Die Zeit raubende Arbeit ist aber nachher jedenfalls das Sortiren des Kaffees, das, wie bei dem Thee, durch Menschenhände geschieht. Die Arbeit ist ja aber hier, eben durch das gezwungene Arbeitssystem, so entsetzlich billig, daß ohne Schwierigkeiten all die nöthigen Kräfte zu bekommen sind. Auch dies geschieht fast nur durch Frauen und Kinder, jedoch ist es unangenehmer als das Theesortiren, da der Kaffee eine Masse Staub ausstößt, die der Thee nicht hat.

Die Kaffeepflanzungen oder Kaffeegärten, wie sie hier genannt werden, gleichen, wenn man sie zuerst betritt, eigentlich eher einem dichten Wald als irgend etwas anderem, und die regelmäßigen Reihen in denen sie stehen, erinnern an unsere deutschen Forstpflanzungen; hoch zwischen den Kaffeesträuchen aufsteigende und dichtzweigige Bäume überschatten aber das Ganze und geben ihm eben, wenn die Kaffeebüsche nicht recht in Zucht gehalten werden, leicht das Ansehen einer Wildniß.

Der Kaffee muß nämlich im Schatten wachsen, und man pflanzt zu diesem Zweck besondere Bäume an, unter deren Schutz er aufschießen und tragen kann. Bis jetzt hat man hierzu gewöhnlich den sogenannten Dadap-Baum genommen, der dicht belaubt und mit ausbreitenden Zweigen hierzu ziemlich gut geeignet ist; auch hat er ein gar freundliches Ansehn mit seinen hellgrünen Blättern und den brennend rothen großen Blüthen, die er auf das dunkle Laub der Kaffeebüsche mit vollen Händen hinabstreut; außerdem ist er aber gar nichts nütz, und selbst sein nasses schwammiges Holz soll nicht einmal zum Brennen zu gebrauchen sein. Hier und da werden deshalb auch schon andere Bäume gewählt, die eben so gut Schatten bieten und sonst noch zu verwenden sind. Mehre Kaffeepflanzungen sollen schon den wilden Baumwollenbaum, den Pahon Kapas dazu genommen haben.

Der Kaffeebaum selber wird, wenn nicht nieder gehalten, wohl dreißig bis vierzig, ja vielleicht mehr Fuß hoch, ich glaube aber nicht daß dann seine Früchte so groß und schön werden, keinesfalls sind sie so leicht einzusammeln, und das Gebüsch würde in dem Fall auch so dicht, daß gar keine Sonne mehr Zutritt zu dem Stamm oder den unteren Zweigen hätte. Das gewöhnliche daher ist sie fünfzehn bis achtzehn Fuß hoch zu halten, und sie sollen dann die ergiebigste Ernte tragen. Durch diese Plantagen führen nach allen Richtungen hin breite vom Gras vollkommen frei gehaltene schöne Wege und theilen die oft viele Meilen langen Gärten in ihre verschiedenen, jeder besonders bezeichneten Distrikte, die jeder wieder ihre verschiedenen Arbeiter zum Reinhalten der Pflanzen und Einsammeln der Früchte haben. Alle diese Arbeiten werden aber vollkommen systematisch getrieben.

Der Pflanzer ist hier nicht, wie das in anderu Colonien gemeinlich der Fall, Eigenthum des Landes und der Produkte die er baut, sondern die Regierung hält das Land, legt die Pflanzungen an und unterhält sie, baut Mühlen und Fabrikgebäude und stellt die Leute zu Arbeit. Der Pflanzer hat deshalb mit den Anpflanzungen selber auch gar nichts zu thun, es gehört diese in den Bereich der Culturen, und besondere Beamte sind dafür angestellt, diese anzulegen, zu erhalten und zu überwachen. Sei das nun Kaffe, Thee, Cochenille, Zimmt, Zucker, Indigo oder irgend ein anderes zum Handel und Ausfuhr gezogenes Produkt, dies Verhältnisse bleiben sich, natürlich mit einzelnen Abänderungen, die sich nach den Produkten selber richten, gleich.

Der Pflanzer hat dafür die Verarbeitung des Produktes, das Reinigen, Trocknen, oder Auspressen, je nachdemes nun ist, zu besorgen und jährlich ein gewisses Quantum fertiges Produkt zu einem bestimmten Preis —

gewissermaßen für festgesetzte Procente — an die Regierung abzuliefern. Bei dem Quantum sind aber auch all die Beamten, welche die Aufsicht darüber führen, wie Resident und Regent des Distrikts interessirt — in ihrem Vortheil liegt es also, ebensoviel wie in dem der Regierung, daß viel erzeugt werde, während für die Güte des Produkts der Pflanzer größtentheils allein verantwortlich ist, und die Regierung hat sich dabei ihre eigenen Interessen durch das zweckmäßigste Mittel gesichert, das es auf der ganzen Welt gibt, durch das Interesse ihrer Aufseher, und hierin allein liegt sicherlich die Ursache, die Java in den letzten Jahrzehnten zu einer blühenden Colonie und einer wahren Schatzkammer des Mutterlandes und ihrer Beamten gemacht hat.

Die armen Eingeborenen sind dabei freilich am Schlechtesten weggekommen, denn dieses Zwangsarbeitssystem macht allerdings aus der Wildniß blühende Felder und Fluren, aber aus den Menschen — Sclaven. Rede mir Keiner davon, daß dadurch ihr eigener Zustand verbessert sei und sie in den Stand gesetzt wären, Bedürfnisse zu befriedigen, an die sie früher gar nicht hätten denken können; das eine ist nicht wahr, und das andere ein Unsinn.

Ihr Zustand ist nicht verbessert, denn wo ich einem Menschen den freien Willen nehme, wo ich ihn zur Arbeit für Fremde zwinge, da habe ich seinen Zustand nicht verbessert, und wenn ich ihm auch nachher die Mittel an die Hand gäbe Sammet und Seide zu tragen und Hühnerpasteten oder sonst irgend etwas Gutes zu essen. Und Bedürfnisse befriedigen, die sie nicht gekannt haben, ist ein Unsinn, denn was ich gar nicht kenne, kann mir noch kein Bedürfniß sein. Wenn ich aber Jemandem ein neues Bedürfniß kennen lehre, so begebe ich dabei, nach meiner Ansicht wenigstens und von einem strengrechtlichen Grundsatz aus, ein Unrecht, das damit noch gar nicht wieder gut gemacht ist, wenn ich ihm nachher die Mittel an die Hand gebe es zu befriedigen, noch dazu, wenn ich gerade aus diesen Mitteln heraus wieder meinen eignen Vortheil habe.

Es ist ungefähr gerade so, als ob ich Jemandem im kalten Wetter die Haare glatt vom Kopfe scheere, und kaufe ihm dann eine Mütze; die Mütze hält ihm den Kopf allerdings ebenso warm, als es die Haare gethan haben würden, aber weshalb hab' ich ihm denn überhaupt nicht seine eignen Haare gelassen? — Blos um ihm die Mütze zu kaufen.

Das ist also keine Entschuldigung, nein, gebt dem Kinde gleich den rechten Namen, sagt: „Wir scheeren uns den Teufel drum, was aus den Eingebornen wird, so sie nur gesund bleiben, und uns unsere Arbeiten verrichten und dadurch Geld in unsere Gassen zu bringen, und so wir sie auch nur so viel zufrieden stellen und unter dem Daumen halten, daß sie uns nicht weiß werden und rebelliren, was allerdings eine höchst fatale Geschichte wäre." Und das ist dann nichts Schlimmeres, als in allen übrigen Colonien, wo sich die Eingebornen nur überhaupt zur Arbeit bringen ließen, oder durch die Lage des Landes begünstigt, dazu gebracht werden konnten, mit ihnen geschehen ist. Die Holländer gestatten ihnen doch wenigstens noch zwischen ihnen zu leben und treiben sie nicht durch kleine Kunstgriffe und Contrakte, von denen sie Nichts verstehen und an die sie doch nachher gebunden sein sollen, von den Gräbern ihrer Väter und aus ihren Jagdgründen, wie es die Engländer und Amerikaner thun. Der Holländer läßt den Eingebornen seine Religion und quält ihn nicht mit Missionären und neuen Glaubens-Bekenntnissen, die nur zu häufig Haß und Unfrieden in ihre Familien bringen und den armen Teufeln dann auch noch die letzten Stützen wegschlagen, auf die sich ihr Geist, von allen andern verlassen, zurückziehen könnte, — den Gott ihrer Väter. Selbst die letzte Entschuldigung wäre ihnen aber auch hierin freilich genommen, da ja die Javaner wenigstens schon lange ihrem alten Götzendienst entsagt haben und zu Allah, also zu einem einigen Gott, beten. Wieder eine neue Religion würde sie dann auch ganz confuß machen, denn wer bürgte ihnen dann dafür, daß sie diesmal die wahre bekämen, und nicht nach ein paar Jahren eine neue Secte ihnen neue Lehren verkündigte.

Ich bin auch überzeugt, daß die christliche Religion die Eingebornen nicht besser machen würde, ja nicht besser machen könnte, als sie sich jetzt in ihrem ganzen Leben und Handeln erweisen, sie sind friedlich, fromm, gastfrei und ehrlich, in ihren Familienverhältnissen treu und anhänglich (was wahrhaftig mehr ist, als die prahlenden Missionäre in der Südsee von ihren sehr precären Christen sagen können) und die christliche Religion könnte von ihnen nicht mehr verlangen.

Die ihnen von der Regierung auferlegten Arbeiten sind nun, für die einzelnen Kampongs auch besonders eingetheilt. Bei den Kaffeeplantagen müssen sie in gewissen Distrikten die Pflanzungen rein halten, die Kaffeekirschen pflücken und in die Mühle tragen und hier verarbeiten und reinigen. Von jedem Quantum, was sie liefern, bekommen sie eine Kleinigkeit, die sie eben am Leben erhält, bezahlt, und lebte der Javane nicht so entsetzlich mäßig, genügten ihm nicht für seine tägliche Nahrung nur ein paar Hände voll trockenen Reises, und vielleicht ein paar Früchte, so könnte er damit nicht einmal leben. Sehr häufig kommt es dabei vor, daß da, wo sie die Produkte oder sonst ihnen von der Regierung auferlegte Arbeiten, wie Holz zu Bauten, z. B. sehr weite Strecken zu tragen haben, sie ebensoviel unterwegs verzehren mußten als ihr ganzer Lohn betrug und sie nun völlig umsonst gearbeitet hatten.

Auch auf Lembang, wo sich die Kaffeegärten viele Meilen weit ausdehnen, sind wohl früher ähnliche Uebelstände gewesen, dafür sollen aber jetzt an den entfernteren Stationen ebenfalls Mühlen errichtet und den Arbeitenden soviel näher gelegt werden.

Die Zahl der hier beschäftigten Arbeiter ist enorm, und soll in der rechten Erntezeit, wo die reifen Kirschen gepflückt und eingeliefert werden, nur auf dieser einen Plantage zu viertausend steigen. Das ist aber nur eine Zeit im Jahre, wo die Ernte dann von früh bis spät einzig und allein für die Kaffeegärten beschäftigt sind, und es bleibt ihnen noch vollkommen Muße und Zeit ihre eigenen Reisfelder zu bestellen.

Ueberarbeiten thut sich der Javane überhaupt nicht, das Klima läßt das auch schon gar nicht zu, und ich habe während meines ganzen Aufenthalts dort nicht einen einzigen gesehen, der in Eile gewesen wäre, ausgenommen wenn er vielleicht eine recht schwere Last auf den Schultern hatte, und dann that er's nicht der Last, sondern seiner

eigenen Schultern zu liebe, daß er ein wenig größern und schnellere Schritte machte.

Herrn Philippeau's Plantage gibt jetzt in einem guten Jahre circa 30,000 Picol Kaffee (den Picol zu 125 Pfd.), die Pflanzungen sollen aber noch erweitert und ich glaube zwei oder drei Mühlen mehr darauf angelegt werden.

Der Kaffee ist auf Java nicht heimisch, sondern erst, wenn ich nicht irre, von Brasilien hierher verpflanzt; auf Sumatra wächst er dagegen wild, und die Eingebornen dort trinken allerdings ebenfalls Kaffee, aber nicht in unserer Art, sondern sie kochen die Blätter des Baumes und bereiten in der Art gewissermaßen einen Kaffee-Thee.

Blätter und Blüthen.

Die Hochzeit im Wirthshause. In der Nähe von Inverneß (England) wollte ein junges Brautpaar die letzten Weihnachtsfeiertage zugleich benutzen, in den Stand der Ehe zu treten. Er war Arbeiter bei einem Farmer (Besitzer eines Nachtlandgutes), und sie trug alle Morgen Milch in die Stadt. Beide hatten berechnet, daß ihre Einnahmen, zusammengethan, wohl im Stande wären, zwei und nach und nach mehr Menschen zu ernähren und auf dieses Additionsexempel ihre Liebe gegründet. Verwandte und Freunde wurden natürlich in großer Anzahl zu dem Hochzeitsfeste geladen und die Zimmer des größten Gasthauses in der Gegend gemiethet, um darin zu Abend zu schmausen und zu tanzen. Braut und Bräutigam waren überein gekommen, die Kosten gemeinschaftlich zu tragen. Schon war die Wirthin des Gasthauses in vollem Eifer, die Zimmer zu schmücken und ein mächtiges Mahl zu componiren, als sie durch folgenden lakonischen Brief darin gestört ward:

Decbr. 23, 1852.

„Mem, Sie werden, hoffe ich, nicht so stumpfköpfig sein, als daß Sie sich inkommodiren sollten, für mich ein Hochzeits-Essen zu bereiten, indem ich für nichts stehen thue, da sie zu kostspielig ist und ich mich anders besonnen habe.

M. N. (Name des Bräutigams.)"

Die Wirthin des Gasthauses, so erschüttert in ihren Hoffnungen auf Bezahlung einer fetten Rechnung, unterließ nun alle weiteren Vorbereitungen, und als daher Braut und Zubehör am folgenden Tage im größten Staate feierlich einrückten, fanden sie nichts vor, als den Brief des Hauptheldes dieses Tages. Er war so unliebenswürdig gewesen, der Braut nicht das Geringste von der veränderten Richtung seiner Laufbahn auf Freiers Füßen mitzutheilen. Man denke sich die Ohnmacht der Braut, die Verzweiflung der Brautjungfern und Angehörigen, und man wird sich etwas denken, woran hier gar nicht zu denken war. Statt in Ohnmacht zu fallen oder nur zu weinen, verordnet die zarte Jungfrau, daß die Stärksten und Pfiffigsten ihrer Bekannten in verschiedenen Richtungen ausgehen, den Bräutigam ausspioniren und todt oder lebendig zur Stelle bringen sollen, damit er hier sein Versprechen erfülle und sich trauen lasse. Der anwesende Geistliche, der auch nicht umsonst gekommen sein will und weiß, daß der Versprochene gesetzlich zur Erfüllung seines Wortes gezwungen werden kann, giebt Beifall und Segen zu der Expedition, und diese tritt denn auch ohne Umstände ihre Entdeckungsreise und polizeiliche Liebes-Function an.

Inzwischen vertreiben sich Braut und Brautjungfern die Zeit mit Plaudern, wie sie den Verbrecher, nachdem er gefesselt, d. h. getraut sein werde, am Empfindlichsten bestrafen könnten. Sie, die Braut, rechnet sodann in edler Empörung ihren Zuhörern laut vor, was sie Alles sei und habe, und jeden Morgen, wenn die meisten Leute noch schliefen, schon verdiene. Dem letzten Theil der Rede schenkt besonders ein inzwischen eingekehrter Gast große Aufmerksamkeit. Er mischt sich bernach in's Gespräch und erfährt dabei den ganzen Zusammenhang des unvollendeten Lustspiels. Den untreuen Bräutigam kennt er und verhehlt nicht, daß er bereits unterwegs nach Australien sein werde, da er der Gesellschaft, welche dort einen ganzen ungeheuren goldenen Berg gekauft habe, um ihn zerschlagen und auswaschen zu lassen, in die Hände gefallen sei. Somit werde wahrscheinlich die Gesellschaft der Einfänger sich vergebens bemühen. Jetzt ist die Noth allerdings groß; sie wird noch größer nach der Rückkehr der Expedition. Man schwatzt und schreit durch einander, die Braut weint sogar dazu, aber Niemand weiß zu rathen und zu helfen. Endlich steht der Fremde auf, gebietet Stillschweigen und spricht: „Sie müssen wissen, ich bin aus Forres (auch in der Nähe von Inverneß) und wollte drüben meine Alten besuchen. Aber das könnte ja unterbleiben, müssen Sie wissen. Sie müssen wissen, daß ich bei Mr. L. in Forres auch den Pflug führe. Auch habe ich mir schon ein Paar Pfunde erspart. Nun sehe ich hier, an was es fehlt, blos allein an einem Bräutigam. Der Geistliche ist ja noch da. Ich habe ihn gefragt, müssen Sie wissen, ob er nicht noch ein wenig warten wollte. Nun müssen Sie wissen, wo ich hinaus will. Ich habe mir es sehr sorgfältig überlegt, müssen Sie wissen, wenn auch nicht lange. Wozu denn auch? Zum Heirathen wollen muß man nicht viel Zeit vergeuden, denn ich denke, das Verheirathetsein dauert lange genug, wenn man einmal verheirathet ist. Und da ist's ja auch noch Zeit. Also Miß, — ich weiß nicht gleich, wie Sie heißen, Sie werden mich verstanden haben. Ich denke, Sie machen keine so schlechte Partie, als Sie machen wollten." —

Die Gesellschaft lachte, die Braut auch, trat mit ihm 2 Minuten an das Fenster und rief dann Vater und Mutter. Diese thaten auch einige Fragen, riefen dann den Prediger, der auch noch einige Fragen that und dann sogleich an's Werk ging, das neue Paar einzusegnen. — Man aß und trank darauf, tanzte und verlebte einen sehr heitern Abend. Ob der Abend des Lebens dieses Ehepaares auch heiter sein wird, bleibt um so mehr die Frage, als seit der Hochzeit kaum 3 Monate vergangen sind.

Schicksal einer Geige. Im Park des polnischen Grafen P. fand man eines Morgens einen jungen Mann, welcher sich durch einen Pistolenschuß den Kopf zerschmettert hatte, in der krampfhaft geballten Faust hielt er eine blonde Locke, neben ihm lag eine unscheinbare Geige. Die junge Gräfin hatte blondes Haar. Sie ließ den Todten in einem dunklen Eichenwäldchen bestatten, umwand die Geige mit einem schwarzen Flor, und hing sie neben das Bild ihrer verblichenen Mutter. Nach einem Jahre starb die schöne Gräfin, die Geige verlor ihr heimlich stilles Plätzchen, und wurde den jüngern Geschwistern der Gräfin zum Spielwerk überlassen, welche bald Hals und Saitenhalter abbrachen und mit ihr, wie mit einem Schlitten, in der Stube herumfuhren. Ein armer Bettelmusikant, welcher, vor Hunger und Kälte halb erstarrt, eines Abends am Schloßthor seine klägliche Fidel ertönen ließ, erhielt sie von der mitleidigen Kammerzofe, nebst einer kleinen Gabe an Geld, zum Geschenk. In dem benachbarten Städtchen ließ er sie von einem Tischler in Stand setzen und bettelte sich damit bis nach Wien. Hier wurde sie dem armen Teufel für eine kleine Zeche von 40 Kreuzern, die er nicht zu bezahlen im Stande war, abgenommen. Ein Gehülfe des berühmten Geigen- und Lautenmachers St. kaufte sie für diesen Preis, und überließ sie seinem Meister für 5 Gulden. Dieser erkannte sogleich den kostbaren Werth dieses Instruments; es war eine von den berühmtesten Geigenbauern Nikolo und Andrea Amati zu Cremona verfertigte Geige. Durch eine geschickte Reparatur gab er ihr die frühere Gestalt und den alten Ton zurück, und verkaufte sie an den Legationssekretär, Grafen von K.....y, für den Preis von 250 Dukaten. Dieser wurde später bei der österreichischen Gesandtschaft in Madrid angestellt; seine liebe Amati-Geige begleitete ihn. Hier machte er die Bekanntschaft einer italienischen Sängerin, in welche er sich sterblich verliebte, und welche eigensinnig die schöne Amati-Geige als Preis ihrer Gunst verlangte. Der Graf kämpfte lange, doch die Liebe siegte, und eines Morgens sandte er der verführerischen Sängerin die Geige mit einem zärtlichen Billet, worin er sich bei ihr zum Nachtessen einlud. Als er sich um 10 Uhr Abends bei ihr einfand, war diese bereits mit Donelli, einem italienischen Muster und ihrem heimlichen Liebhaber, abgereist. Donelli hatte die ganze Intrigue eingeleitet. In Neapel wurde Donelli Chef des Musikchores der italienischen Nobelgarde, mit welcher er 1811 nach Rußland ging; hier wurde fast das ganze Regiment aufgerieben, und die Bagagewagen desselben, welche in einem Morastе stecken geblieben waren, von den Russen geplündert. Unsere Amati-Geige fiel in die Hände eines Kosaken, welcher sie mit nach Mostau nahm und hier an einen Tischlergesellen für einen Silberrubel verkaufte. Diesem mochte das abgegriffene Instrument nicht elegant genug aussehen, er nahm dicke rothe Oelfarbe, strich sie damit an, nahm sie mit nach seiner Heimath, Breslau, und verkaufte sie hier ans Noth an einen Geigenmacher für 2 Thaler. Dieser war kein Anderer, als der ehemalige Gehülfe des berühmten St. in Wien; er erkannte auch sofort an einem Reparaturzettel auf der linken Zarge das Instrument, schrieb an St. nach Wien, welcher sie ihm auch für 200 Thaler abnahm. Der Graf K.....y war in London. St. bot ihm die Geige zum zweiten Male an, und der Graf K.....y kaufte sie zum zweiten Male für 250 Dukaten. Zwei Jahre später ging er nach Florenz; hier machte er die Bekanntschaft Paganini's, welchem er seine Amati-Geige zeigte. Paganini bot dem Grafen auf der Stelle 500 Dukaten. Der Graf aber, entzückt und hingerissen von Paganini's zauberischem Spiel, machte sie ihm großmüthig zum Geschenk. Paganini ward nun mit dem geliebten Instrumente ein Leib und eine Seele, — sie wurde seine schwärmerisch geliebte Braut. Als ihm in London ein reicher Lord 40,000 Frankes dafür bot, — lachte er ihm höhnisch in's Gesicht.

Das Herrmannsdenkmal bei Detmold wird aller Wahrscheinlichkeit nach für immer unvollendet bleiben. Nur der riesige Unterbau ist fertig. Die Aufstellung der Figur, die in verschiedenen Stücken um denselben zerstreut lag, scheiterte wie bekannt, an Geldmangel. Der Deutsche hat Geld für Festessen, für Opern und andere Dinge, die die Sinne kitzeln; wo es sich um nationale Fragen handelt, ist selten die Kasse offen. Der einzige Anlauf — die deutsche Flotte — ist verunglückt. Das Denkmal deutscher Kraft und Nationalität, eben diese Herrmannssäule, ist aber schon im Entstehen zerstückelt. Einige Diebe, wie man sagt, waren so frei, den Arm mit dem Schilde zu stehlen. Es scheint uns, das waren sehr ehrliche Diebe. Der Repräsentant und Befreier des deutschen Volkes, ohne Arm und Schild — ist das nicht lustig und traurig zugleich. Man muß gestehen, die Diebe haben wenigstens hier mit vielem Humor gestohlen.

Eine Antwort des Herzogs von Wellington. Der Bischof von Neu-Schottland wandte sich an das Gouvernement dieser Provinz und bat, den Soldaten der Garnison zu erlauben, daß sie die Waffen vor ihm präsentirten. Sir John Harvey erlaubte das Präsentiren der Waffen, bis auf weitern Befehl von Seiten des Oberbefehlshabers, des Herzogs von Wellington. Die Antwort des sonst frommen Herzogs lautete: „Die einzige Aufmerksamkeit, welche die Soldaten dem Bischofe zu erweisen haben, ist die Aufmerksamkeit auf seine Predigten."

Literarisches. Der Sommer dieses Jahres wird uns ein neues Unternehmen, einen „Kalender der Natur" bringen, herausgegeben von den beiden Redakteuren der Zeitschrift: Natur. Auch Illustrationen wird der Kalender enthalten. — Wer Gefallen an Kriegsbildern findet, dem empfehlen wir die so eben in Stuttgart erschienenen: Bilder aus dem Kriegsleben von Jul. v. Wiekede, dem Verfasser der bereits früher angezeigten Schrift: Die französische Armee ꝛc. Die Skizzen sind gut und lebendig hingeworfen und geben manch hübsches Bild aus dem Schleswig-Holsteiner Kriege. — Von Moritz Hartmann ist auch der 2. Band seines Tagebuches aus der Provence erschienen. —

E. K.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Schnellpressendruck von Giesecke & Devrient in Leipzig.

№ 12. 1853.

Die Garfenlaube.

Familien-Blatt. — Verantwortlicher Redakteur **Ferdinand Stolle.**

Wöchentlich ein ganzer Bogen mit Illustrationen.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter für 10 Ngr. vierteljährlich zu beziehen.

Die Taufe im Sterben.

Bis zu Ende der dreißiger Jahre kannte fast ganz Rom einen Mann und eine Frau von hohem Alter und ehrwürdigem Aussehen. Sie waren arm, schienen mit rührender Liebe an einander zu hangen und gingen fast immer Hand in Hand. Jeden Tag zu einer gewissen Stunde sah man sie so in die Peterskirche wandern, in welcher sie dann neben einander knieten und lange andächtig beteten. Sie trugen die gewöhnliche Kleidung, aber an ihrer braunen Gesichtsfarbe erkannte man leicht, daß sie nicht unter der Sonne Europas geboren waren. Auch in dem gastfreien Hause des Herrn v. Kästner, des Sohnes jener Lotte, die Goethe in seinem „Werther" unsterblich gemacht hat, des geistreichen Kunstfreundes und Staatsmannes, um den sich immer ein Kreis von Landsleuten sammelte und den jetzt plötzlich der Tod hinweggerafft, sprach sich eines Abends eine so allgemeine Neugierde über jenes ehrwürdige Paar aus, daß alle Anwesenden sich um den Hausherrn drängten, als er bemerkte, er kenne die Geschichte der beiden Alten, da er eine Gelegenheit benutzt habe mit ihnen zu sprechen, und er wolle sie erzählen, wie sie ihm erzählt worden sei:

Zu Ende des vorigen Jahrhunderts erschien ein schon bejahrter Missionär in Paraguay, der eifrig die Sprache der Eingebornen erlernte und bald mehrere derselben zum Christenthume bekehrte. Die Häuptlinge aber, welche den langdauernden spanischen Druck noch nicht vergessen hatten, fürchteten, wenn der Glaube der Weißen unter ihnen sich weiter verbreite, aus ihren Hütten und Wäldern vertrieben zu werden und beschlossen sie den Tod des alten Geistlichen.

Ein junger Indianer wurde als Vollstrecker dieses Beschlusses erwählt. Melutiz, wie dieser Krieger hieß, hatte sich durch seinen Muth und seinen Haß gegen die Weißen ausgezeichnet. Mehrmals war er zur Hütte des Missionärs gegangen und hatte das Kreuz zerschlagen, weil dies ihn an das Unglück seines Volkes erinnerte. Die Häuptlinge konnten also keinen Geeigneteren wählen; trotzdem hielten sie es aber für nöthig, eine Belohnung auf seinen Gehorsam zu setzen. Melutiz liebte schon längst Velida, die Tochter eines der mächtigsten Häuptlinge, da er aber arm war, hatte ihm derselbe die Hand der Tochter stets verweigert. Jetzt sagte man ihm, er solle die Geliebte sein nennen können, wenn er den Kopf des Weißen bringe.

Nachdem Melutiz den Gebräuchen seines Volkes gemäß zur blutigen That sich vorbereitet hatte, machte er sich auf den Weg zu der Hütte des Missionärs, die auf einem Hügel am Saume eines Waldes stand. Es dunkelte bereits, obgleich die Sonne eben erst am Horizonte verschwunden war. Mit einemmal blieb der junge In-

dianer stehen und schlug einen fast entgegengesetzten Weg ein, denn die Sehnsucht drängte ihn, die Geliebte noch einmal zu sehen, die er sich eben durch eine Blutthat erkaufen wollte.

Sie empfing ihn erfreut, aber bald fragte sie entsetzt:

„Du trägst Waffen bei Dir? Was willst Du beginnen?"

Melutiz lächelte und antwortete, er wolle sich die Geliebte verdienen.

„Du willst tödten, Melutiz!" fuhr Velida entsetzt auf und faßte heftig die Hände des jungen Indianers. „Wirf die Waffen von Dir, wenn Du mich liebst; kehre heim in die Hütte Deines Vaters und warte da bis zum Aufgange der Sonne. Morgen wird Dir vor Deinem heutigen Verbahen grauen, denn böse That bringt Reue und Blut ist nie von der Hand abzuwaschen, die es vergoß."

Melutiz schüttelte den Kopf und antwortete:

„Die Häuptlinge verlangen es; sie haben lange gelebt und sind weise. Ich will auch nicht einen Krieger tödten, sondern einen Weißen, einen Sohn derer, die unser Volk mißhandelten."

Velida erbleichte.

„Tödte den Weißen nicht!" bat sie flehendlich. „Der große Geist hat ihn gesandt; seine Lippen sprechen Weisheit und ich verehre ihn."

Sie schlang dabei ihre Arme um den Jüngling, um in diesen weichen Banden ihn zurückzuhalten; Melutiz aber entwand sich ihr und entfloh. Er eilte rasch auf dem Wege nach der Hütte des Weißen hin, aber immer lauter wurde das Echo, das die Bitte Velida's in seinem Herzen geweckt hatte, so daß sein Vorsatz wankend geworden als er endlich die Hütte des Missionärs erreichte. Als er dann im Mondenlicht den Greis knieen und beten sah, als er das weiße Haar des Alten erblickte, das ihm wie ein Mantel um die Schultern fiel, sein Alter zu schützen, als er die Stirn betrachtete, auf welcher seder Schmerz eine Narbe zurückgelassen, und das hagere Gesicht, das mancher Kummer durchgefurcht, verließ der Muth zu tödten den jungen Krieger ganz und gar. Er warf den spanischen Dolch von sich und trat rasch mit den Worten zu dem Betenden:

„Alter Mann, unsere Häuptlinge haben Dein Verderben beschlossen. Der Tod lauert auf Dich. Fliehe, verlaß unser Land. Eine Pirogue liegt ganz in der Nähe am Flußufer; steige hinein und rudere dahin, wo Du weiße Krieger finden wirst. Dein Bleiben ist Dein Tod."

„Mein Sohn," antwortete der Greis, „Gott möge den Menschen vergeben, wenn sie meinen Tod beschlossen haben; aber ich werde ihn furchtlos erwarten und ohne Klage erleiden."

„Bei meinen Vätern!" fiel der junge Indianer ein; „es ist keine leere Drohung. Der, welcher Dich tödten soll, ist erwählt und Du weißt es, daß in unsern Wäldern der sicherlich den Tod findet, welcher ihn zu geben sich weigert. Der Erwählte liebt überdies die Tochter eines Häuptlings und Velida wird sein Lohn, wenn er den Auftrag ausführt. Ich bin der Erwählte, also zögere nicht."

„Ich beklage Dich, aber ich verzeihe Dir," antwortete der Greis.

„Alter Mann, alter Mann!" rief da der junge Wilde aus, „ich bewundere Deinen Muth, ich fühle Mitleid mit Deinem Alter und Dein weißes Haar erschreckt mich. Erbarme Dich meiner und verlaß unsere Wälder, denn siehst Du, Velida ist die schönste Jungfrau unseres Stammes. Um ihr zu gefallen, würde ich den Glauben meiner Väter verläugnen, um sie zu besitzen, würde ich Dich tödten, alter Mann, trotz Deinem grauen Haar, denn ich liebe sie, ich liebe sie mehr als Du Deinen Gott lieben kannst."

Kaum hatte Melutiz dies gesprochen, so zuckten alle seine Glieder, denn er hörte Geräusch in der Ferne. Rasch trat er an die Thür der Hütte und lauschte in unbeschreiblicher Angst.

„Weißer alter Mann!" sagte er dann zu dem Priester, indem er den Dolch, den er von sich geworfen, wieder aufhob, „meine Brüder kommen, .. ich höre ihre Tritte, .. benutze die Zeit, die Dir noch bleibt — fliehe!"

Der junge Krieger hatte einen schweren Kampf mit sich zu kämpfen. Wie viel ihn auch reizte, den Weißen zu hassen, die großartige Ruhe desselben lähmte seinen Arm Er hob die Waffe nach dem Betenden und ließ sie wieder sinken, um ihn mit der rührendsten Bitte zur Flucht zu beschwören. Der Greis betete andächtig weiter. Die Wilden, die herbei kamen, näherten sich unterdeß mehr und mehr; sie konnten kaum noch hundert Schritte entfernt sein; Melutiz verlor die Geliebte und sein Leben, wenn sie herankamen und seine — Feigheit sahen .. Da raffte er sich auf, ergriff krampfhaft den betenden Alten und stieß ihm mit abgewandtem Gesicht den Dolch in die Brust.

Der Greis wankte und sank zu den Füßen seines Mörders nieder.

Dieser stand da wie erstarrt; nur seine Lippen bebten und kalter Schweiß trat ihm auf die Stirn.

„Gott vergebe Dir, wie ich Dir vergebe," sprach der schwer Verwundete; „er erleuchte Deinen Geist mit seiner Wahrheit!"

„Weißer Mann," rief der junge Wilde gewaltig ergriffen aus, „Dein Gott muß groß und mächtig sein, da er Dir die Kraft giebt, Deinem Mörder zu verzeihen. Ich schwöre es Dir, Dein Gott soll mein Gott sein!"

Da fand der Priester Kraft sich auf die Knie aufzurichten.

„Knie nieder!" sprach er kaum hörbar zu seinem Mörder. Dann streckte er die Hände nach dem Weihwasser aus, legte sie auf das Haupt des zerknirschten Wilden und — taufte ihn. Darauf sank er nieder und starb.

Die Indianer, die jetzt herbeikamen, um zu sehen, ob Melutiz seinen Auftrag erfüllt, sahen den Weißen in hellem Mondenlichte in seinem Blute liegen, stießen ein grauenhaftes Siegesgeschrei aus und kehrten zurück, ohne ihren Bruder gesehen zu haben, der im tiefen Dunkel noch immer gebeugten Hauptes neben seinem Opfer kniete.

Langsam stand er endlich auf, grub ein Grab neben der Hütte und legte den Getödteten hinein.

Als der Morgen graute, suchte er Velida auf.

„Du hast ihn getödtet! Du hast ihn getödtet!" rief sie ihm voll Verzweiflung zu.. „Fliehe, Mörder! Berühre

mich nicht mit Deiner blutigen Hand .., denn ich bin Christin!"

„Fluche mir nicht, Belida," antwortete Meluliz bittend; „der weiße Mann hat mir vergeben und mich gesegnet. Sein Gott ist groß und er ist jetzt mein Gott, denn der Priester hat mich im Sterben getauft."

Da leuchtete ein Blitz der Freude durch die Thränen Belida's und sie hörte schweigend an, was ihr Meluliz erzählte. Dann sprach sie:

„Wir können unter unserm Volke nicht bleiben; die Häuptlinge würden uns den Tod geben; laß uns in das Land der Weißen fliehen, um den Gott anzubeten, den Du nach blutiger That erkannt hast."

Sie entflohen beide dem Zorne ihres Volkes, aber es verging eine lange Zeit, ehe sie Gelegenheit fanden, auch aus ihrem Vaterlande zu entkommen. Italienische Missionäre endlich, die nach Europa zurückkehrten, nahmen das Paar mit sich. Meluliz und Belida gelangten so nach Rom und wurden da nach katholischem Ritus getraut. Seit zwanzig Jahren haben sie nun hier von ihrer Hände Arbeit still und zufrieden gelebt, aber jeden Tag gehen beide Hand in Hand in die Kirche, um Gott zu bitten, daß er Meluliz die blutige That verzeihe.

Jagd auf einen Sklavenhändler.

Niemand kann die guten Absichten Englands verkennen, wenn es auf der Unterdrückung des Sklavenhandels beharrt. Aber wenn man auch die gewaltigen Summen, welche dem ohnedies schon hinreichend belasteten Volke die afrikanische Küstenblokade kostet, nicht in Anschlag bringt, so bleibt doch die Frage, ob auch das gesteckte Ziel erreicht wird. Es ist allbekannt, daß die Furcht vor den englischen Kreuzern die Gräuel der Ueberfahrt von Afrika nach Amerika noch vermehrt hat, da die Menschenfleischhändler jetzt nur kleine, aber raschsegelnde Klipper bauen, um die Fahrt so schnell als möglich zurückzulegen, und so viele Sklaven hineinpacken, als nur irgend hineingehen. Die brittischen Kreuzer sind Ursache gewesen, daß die Neger auf den Märkten Brasiliens im Preise gestiegen sind. Der Sklavenhändler weiß, daß er, wenn er von drei Reisen nur eine glücklich vollendet und seine Ladung lebend an's Land bringt, immer noch bei den drei Spekulationen einen erklecklichen Profit macht.

Was der Sklavenhändler wagt, um der Wachsamkeit zu entgehen, und wie leicht er zu Unheil kommt, das wird die folgende Skizze zeigen, welche einen in allen Punkten wahren Vorfall schildert.

An einem herrlichen, von einer strahlenden Sonne beleuchteten Tage steuerte der leichter Brise die englische Kriegsbrig Semiramis in nordwestlicher Richtung den Kanal von Mozambique hinauf. Außer dem Mann am Rade und den Wachen oben in den Masten schien Jeder es sich bequem zu machen. Der Himmel war wolkenlos und die Luft so balsamisch und warm, daß schon sie zu athmen ein Genuß hieß. Die Männer lungerten, in kleinen Gruppen plaudernd, auf dem Verdeck umher; die Kadetten sannen neuen Unfug aus oder plagten den Koch; der Wundarzt beobachtete die fliegenden Fische und las zugleich in einer neuen Schrift über Anatomie, obgleich er kein Blatt umwendete. Der wachthabende Lieutenant baute inzwischen Luftschlösser und betrachtete gelegentlich die blauen, in der Ferne sichtbaren Berge Madagaskars durch sein Fernrohr.

„Segel ho!" rief plötzlich die Wache im Vortopp.

„Wobinaus?" schrie der Lieutenant aufspringend. In demselben Augenblick war die träge Sorglosigkeit der Mannschaft vorüber; ein jeder war bereit zu jedweder Thätigkeit.

„Ueber Steuerbord, hält Südwest!"

Der Kapitain eilte auf's Verdeck, während der zweite Lieutenant in's Takelwerk stieg, um das fremde Fahrzeug zu rekognosciren.

„Was ist es für ein Schiff, Herr Saunders?" fragte der Kapitain.

„Schoonertakelage, Sir, Rumpf noch nicht zu sehen!"

„Schiff gewendet!" kommandirte der Kapitain. Im Nu war ein Jeder auf seinem Posten.

Kommando folgte auf Kommando und wurde rasch ausgeführt. In fünf Minuten war die Semiramis in voller Verfolgung des fremden Schiffes begriffen.

Was ist es, das die Jagden aller Art so aufregend macht? Die unbeschreibliche Begierde des Menschen, Alles zu jagen, was irgend jagbar ist, ist im „Bathel" nicht übertrieben, wo die Einwohnerschaft einer ganzen Stadt einen bösen Geist verfolgt, der sich in eine Kugel verwandelt hat und vor ihnen herrollt, selbst die Lahmen und Blinden zur Verfolgung herbeiziehend. Aber, wer möchte die mit einer Jagd zur See verbundene Aufregung schildern? Wie begierig sind alle Augen auf das fliehende Segel gerichtet! Wie eifrig lauscht jeder, wenn das Log geworfen wird! Wie viele Vermuthungen werden aufgestellt, was das fremde Schiff sein möge, und wie heiß ist der Wunsch, daß es eine nehmenswerthe Prise sei! Denn die Habgier kommt zu der Aufregung. Jedem, vom Kapitain bis zum Schiffsjungen, schweben die Prisengelder vor.

Da die Semiramis auf dem Strich, welchen sie jetzt einhielt, weit windwärts des Schooners war, so war alle Aussicht da, daß sie ihn bald einholte, wenn er bei seinem Cours blieb. Aber wer durfte das hoffen? Jedermann an Bord der Brig war darauf gefaßt, im nächsten Augenblick zu hören, daß der Schooner umlege und fliehe. That er das nicht, so war es ein Beweis, daß er in gesetzlichem Handel begriffen und nicht das sei, was sie voraussetzten und in der That wünschten.

Eine Stunde war vergangen, und die Brig war sichtlich dem Schooner näher gekommen. Vom Topp aus konnte man schon den langen, niedrigen, schwarzen verdächtigen Rumpf sehen.

„Sie müssen uns nun doch sehen!" sagte der Kapitain.

„Es ist just so ein Schiff, wie der Dom Pedro, den wir an dieser Küste aufbrachten," rief der zweite Lieutenant im Maskorb.

„Ich hoffe, es wird eine bessere Prise sein," antwortete der Kapitain.

Jenen Dom Pedro nämlich hatten sie aufgebracht und für gute Prise erklärt; aber Kapitain und Aheder hatten appellirt und bewiesen, daß das Schiff nicht im Sklavenhandel begriffen gewesen sei. Demnach hatte jeder Mann an Bord, der bei der Wegnahme geholfen, statt Prisengeld zu bekommen, aus eigner Tasche seinen Theil zu den Entschädigungsgeldern beitragen müssen. Deshalb war der Dom Pedro eine schmerzliche Erinnerung an Bord der Semiramis.

Noch eine Stunde verging. Man konnte jetzt den Rumpf des Schooners schon vom Verdeck des Kreuzers wahrnehmen. Es war ein Fahrzeug von verdächtigem Aussehen. Jack strich die Taschen im Vorgenuß der Thaler, die bald hineinfallen mußten.

„Es ist doch wunderlich, daß er den Cours nicht ändert," sagte der Bootsmann auf dem Vorderkastell. „Er will uns wohl von der Spur bringen, indem er thut, als wenn Alles in Ordnung wäre und ihm gar nicht einfiele, daß wir es auf ihn abgesehen hätten."

„Hißt die Flagge auf!" rief der Kapitain auf dem Quarterdeck. „Wir wollen doch sehn, was er für Farben führt."

Die brittische Flagge wehte alsbald über der Semiramis, aber der Schooner bereitte sich nicht, seine Farben zu zeigen.

Jetzt rief der erste Lieutenant, welcher mit dem Fernrohr hinschaute: „Ein Brasilianer, wahrhaftig!"

Eine kurze Pause entstand. Alle Ferngläser an Bord waren in Thätigkeit; jedes Auge streugte seine Sehkraft auf's Aeußerste an. Der Kapitain unterbrach das Schweigen: „Holla, er viert ab! Endlich macht er sich auf die Flucht!"

„Es ist nun bereits zu spät," sagte der erste Lieutenant. „Vor dem Winde sind diese Schooner Backtröge, beim Winde sind sie Klepper."

Es war klar, daß der Schooner endlich auf seine Rettung bedacht war. Indem er mit dem Winde abhielt, kam er der Brig ziemlich voraus. Obgleich er vor dem Winde am schlechtesten segelte, war doch die Brise so schwach, daß sie, während sie ihm noch überweghalf, doch nicht genügte, auch der schwereren Brig hinreichenden Gang zu geben.

Noch drei Stunden dauerte die Jagd, und kein Schiff schien dem anderen Raum abzugewinnen. Aber nun gewann der Wind an Stärke, und die Semiramis fing an, dem Brasilianer bedeutend näher zu kommen. Gerade zur Rechten lag in dem Strich, den sie einhielten, eine weit in die See vorspringende Landspitze, und auf der Karte stand ein gefährliches Felsenriff verzeichnet, das von da aus noch drei Meilen weit sich hinauserstreckte. Beide Schiffe mußten auf das Riff laufen, wenn sie in ihrem Cours beharrten.

„Luv auf!" kommandirte der Kapitain. „Wir kriegen ihn! In einer Stunde muß er auch in den Wind holen und kann nicht entkommen, wenn wir in Luv sind."

Die Stunde verstrich, und noch kein Zeichen deutete an, daß der Schooner den Cours ändern wolle. Der Kapitain sah noch einmal auf die Karte; das Riff stand deutlich verzeichnet, und es schien ganz unmöglich, daß der Schooner vorbeikommen könne, wenn er so fortsteuerte. Aber sei es, daß er die Gefahr nicht kannte, oder daß er ihr Trotz bot: er versuchte es. Passirte er das Riff, ohne zu scheitern, so hatte er vor seinem Verfolger einen unermeßlichen Vorsprung gewonnen.

Es wäre nicht möglich, die Spannung zu beschreiben, mit welcher die Männer auf der Semiramis den kleinen Brasilianer beobachteten. Er stürmte wörtlich in den Rachen der Vernichtung. So wie er von den vorübergleitenden Wellen gehoben wurde, schien es jedesmal, als müsse er beim Herabgleiten auf die verrätherischen Klippen stoßen. Noch hielt er tapfer aus, und mochten auch in peinlicher Spannung jedem Mann an Bord die Lippen beben; das kleine Fahrzeug sah so schmuck und segelte so lustig vorwärts, seine weißen Segel und schlanken Spieren hoben sich im Sonnenlicht so zierlich hervor, daß selbst seine Verfolger, auch abgesehen von dem im Falle seines Untergangs verlorenen Prisengelde, innerlich für seine Rettung beteten. Denn Jack sieht nicht gern ein hübsches Schiff in Trümmer gehen.

Schon glaubten sie fast, der Schooner sei verzaubert. Er schien über das Riff selbst hinzugleiten; er war bereits mitten in dem Schaume der Brandung.

„Gott helfe mir, wenn ich nicht meine, es ist der fliegende Holländer!" sprach eine Blaujacke zur andern.

„Dummes Zeug, Bill! Wir sind ostwärts vom Kap und der fliegende Holländer kann nicht herumkommen," entgegnete der Backsmaat.

Der kleine Schooner schießt lustig vorwärts; plötzlich stockt er, jede Spiere erzittert.

„Er hat gestoßen!" rufen zwanzig Stimmen zugleich.

Nun wird er von einer herankommenden Welle gehoben; nun fährt er mit einer Gewalt nieder, daß die Stengen brechen und auf das Verdeck stürzen.

„Böte ausgesetzt!" befiehlt der Kapitain der Brig. Alle Mannen beeilen sich, den Befehl auszuführen.

Eine neue Welle hebt den Schooner, er stößt noch einmal heftig und rollt über. Die Planken reißen auseinander, die Mannschaft kämpft in den Wellen, und — Schauder ergreift die Zuschauer — Hunderte von Negern, aneinander gefesselt und im Schiffsraum eingeschlossen, werden in der schäumenden Brandung sichtbar.

Die Seelente in den Böten der Semiramis ruderten tapfer, aber sie retteten nur zwei gewaltige Schwimmer, die sich aus dem brausenden Gischt hervorgearbeitet hatten. Der Schooner war so leicht gebaut gewesen, daß er gleich beim ersten Aufstoßen zertrümmert worden war. Sechshundertunddreißig menschliche Wesen, mit schweren Eisen zusammengeschlossen, hatten in den brausenden Wogen vor den Augen der Mannschaft der Brig ihren Tod gefunden; sie hatte das herzzerreißende Geschrei der Umkommenden mit ihren leiblichen Ohren gehört. Nur zu ei der Kerkermeister waren übrig geblieben, um über die Zahl derer zu berichten, die im Meere versunken waren.

Das unterirdische Gastmahl.

Was schallt im Schooß des Berges für sonderlich Gebraus?
Was schimmert aus dem Schachte für helles Licht heraus?
Was singt und lärmt und jubelt heut' in der Tiefe dort,
Wo still sonst bei der Blende der Bergmann steht vor Ort?

Das ist der Herr von Theler, beim schwelgerischen Mahl,
Und seine frohen Gäste, wohl hundert an der Zahl;
Die machen heut' sich lustig tief in der Erde Bauch;
Denn oben nur zu schmausen, ist zu gemeiner Brauch.

Der reiche Herr von Theler ist aller Welt bekannt;
Er wird im ganzen Lande der Silberfürst genannt;
Die reichsten Silberzechen der Berge nennt er sein,
Und immer neue Gänge erschließt ihm das Gestein.

Die Schaar der Knappen müdet für ihn sich Tag und Nacht,
Wo in der dunkeln Tiefe die Silberader lacht;
Für ihn bebt sie die Schätze, die reich die Erde bot,
Und ißt doch selbst in Kummer der Armuth karges Brot.

Die schweren Wagen führen sein Erz der Münze zu,
Und bringen Silbergulden zurück in seine Truh!
Die weiß er zu vergeuden nach reicher Herren Art; —
Was hat's der Theler nöthig, daß er noch kargt und spart?

Von Gold und Silber funkelt sein Haus im lichten Strahl,
Mit barten Thatern pflastert er seinen Speisesaal,
Die Hufe seiner Rosse schmückt silberner Beschlag
Und herrlich und in Freuden lebt er jedweden Tag.

Doch heut' giebt er den Gästen gar einen neuen Schmauß,
Wie keiner noch gewesen in eines Großen Haus:
Er lud die Herrn und Frauen zum festlichen Gelag
In seine Silbergrube, zu schmausen unter Tag.

Von tausend Lichtern flimmert der Höhlung weiter Raum,
Es blitzt und strahlt so seltsam, wie bunter Märchentraum,
Es ist als ob der Berggeist mit seiner Gnomen-Troß
Heut' Festgelage hielte im unterird'schen Schloß.

An einer langen Tafel, aus Silbererz gehaun,
Sitzt dort in Prachtgewändern der Kreis der Herrn und Fraun
Auf schweren Silberblöcken, mit Purpurstoff bedeckt —
Wie das am seltnen Tische so trefflich Allen schmeckt!

Sie merken's nicht, wie droben der Sommertag sich neigt,
Sehn nicht, wie über ihnen der arme Häuer schleicht.
Der geht auf öder Halde, das Antlitz bleich und fahl,
Und hört das dumpfe Klingen vom unterird'schen Mahl.

Wie Lazarus, der Arme, an jenes Reichen Thor,
Steht er am Mund des Schachtes, und blickt zu Gott empor,
Verzehrt mit stillem Danke den trocknen Bissen Brot,
Und wiegt das Haupt bedenklich ob solchem Gastgebot.

Gern mag er Jedem gönnen das Glück, das er entbehrt,
Und läßt sich fromm genügen an dem, was Gott beschert;
Doch eisig überläuft's ihn bei dieses Festes Schall,
Und heimwärts kehrend denkt er: „Hochmuth kommt vor dem Fall!"

Da unten aber kreiset der Becher lustig fort,
Und immer lauter tönen Gesang und Jubelwort,
Und immer wilder fyrudelt der übermüth'ge Scherz,
Und immer heißer glühet die Luft am Tisch von Erz.

Der reiche Herr von Theler, berauscht von Luſt und Wein,
Schenkt sich den größten Humpen voll bis zum Rande ein,
Und in den Kreis der Gäste ruft er mit stolzem Muth:
„Wie mundet doch hier unten der kühle Wein so gut!"

„In einem bessern Festsaal, ich wage kühn die Wett',
„Gab nümmermehr den Gästen ein König sein Bankett!
„Den Tisch, an dem wir sitzen, die Stühle um ihn her,
„Sie sind, ihr lieben Freunde, zwar etwas plump und schwer;

„Doch zahlen sie die Zeche von unserm frohen Schmaus,
„Und halten wohl noch lange zu manchem andern aus.
„Bei solchem Hausgeräthe steht fest der sichre Grund
„Des alten Hauses Theler; ich sag's mit frohem Mund!" —

„Ein Hoch dem Herrn von Theler, ein donnernd Lebehoch!" —
Ruft laut der Schwarm der Gäste; — doch kaum verklang es noch,
Da mischt sich's, dumpf erdröhnend, in ihren Jubelschall,
In's Klirren ihrer Becher, wie ferner Donnerhall.

Und stärker rollt's und grollt es hoch über ihrem Haupt,
Und näher, immer näher die wilde Windsbraut schnaubt,
Und lauter, immer lauter durchtönt's der Felsen Grund,
Und schweigend vor Entsetzen erstarrt die Tafelrund!

Urplötzlich ist geendet das fröhliche Gelag,
Und Alles drängt zum Schachte, und ruft: „Zu Tag! Zu Tag!" —
Da horch! — Was für ein Rauschen! was für ein wild Gebraus!
Was für ein schrecklich Tosen! Was für ein neuer Graus!

Im Wetterſturm geborsten, bricht auf der Wolke Schooß,
Und läßt in Einem Sturze all' seine Fluthen los;
Und durch des Schachtes Mündung schießt jäh der Strom hinab,
Und bettet Wirth und Gäste in Einem feuchten Grab.

Gustav H.....r.

Geheimnisse eines Theekessels.

„Das Wasser kocht!" rief die Schwester, als wir am Tische um den singenden Theekessel saßen.

„Das Wasser kocht! Das sagt Ihr nun so hin. Wißt Ihr denn, was das Kochen ist und wie es zugeht, daß das Wasser kocht?"

„Welche Frage! Weil Feuer darunter ist."

„Das ist keine Erklärung. In dem „Darunter" liegt allerdings etwas, denn wenn man das Feuer auf den Kessel machen wollte, würde das Wasser darin nicht kochen. Das Wasser ist, wie man sich ausdrückt, ein schlechter Wärmeleiter, und es würde der Wärme sehr schwer werden, von oben in den Kessel hinunter an den Boden zu dringen. Dagegen geht sie leicht nach oben. Wie erwärmte Luft emporsteigt, so geschieht es auch, wenn man Wasser erwärmt: der erwärmte Theil desselben steigt empor und an seine Stelle rückt kälteres; so bilden sich z. B. in dem Theekessel oder in dem Kaffeetopfe über dem Feuer kleine auf- und absteigende Strömungen Wasser, bis dasselbe gleichmäßig erwärmt ist."

„Das ist bald gesagt, es wird aber wohl schwer sein, es zu beweisen."

„Keineswegs. Wenn man ein langes enges Glas

nimmt, schüttet erst ein wenig mit Indigo oder sonst gefärbtes Wasser hinein, dann auf dasselbe vorsichtig ungefärbtes, so daß beide sich nicht vermischen, endlich obenauf Spiritus und zündet den letzteren an, so kann man ihn brennen lassen, so lange als man will, das gefärbte Wasser wird ruhig am Boden bleiben; hält man aber eine Spirituslampe darunter, so wird man sofort das gefärbte emporsteigen und mit dem andern sich vermischen sehen."

„Wenn aber das Wasser gleichförmig erwärmt ist?"

„Wenn es bis 80 Gr. R. erwärmt ist, dann kocht es. Was heißt das?"

„Es wallt!"

„Nicht alles, was wallt, kocht. Wenn das Wasser bis 80 Gr. erwärmt ist, dann kocht es, d. h. dann entwickelt sich Dampf. Man kann das Wasser nur bis zu 80 Gr. erhitzen; jeder Grad Hitze mehr, der in das Wasser kommt, verwandelt einen Theil davon in Dampf und entweicht mit demselben, wenn der Dampf nicht durch großen Druck zurückgehalten wird. Man kann das Feuer unter einem Topfe so groß machen, die Glut so hoch anfachen als man will, das Wasser wird wohl schneller kochen, aber nicht im mindesten heißer als 80 Grad werden."

„Achtzig Grad R. ist also der Siedepunkt, wie man sagt?"

„Ja, bei gewöhnlichem Zustande der Luft, wie hier bei uns. Je höher der Ort liegt, an dem man Wasser kocht, bei um so wenigeren Graden Hitze kocht es. Wasser z. B., das man auf dem hohen Gipfel eines Berges kocht, ist nicht so heiß, als das, welches unten am Fuße dieses Berges gekocht wird. Auf dem Gipfel des Montblanc ist der Siedepunkt vielleicht 70 Grad. Je schwerer die Luft von der Menge Feuchtigkeit in ihr ist, um so heißer muß das Wasser werden, ehe es kocht. Wenn man es in einem Gefäße kocht, aus dem die Luft herausgepumpt worden ist, erreicht man seinen Zweck bei wenigen Wärmegraden. Daß das Kochen von dem Drucke abhängt, der auf dem Wasser ruht, beweiset man auch auf eine gewiß seltsame Art. Man kann nämlich Wasser durch Kälte kochen!"

„Warum nicht gar!"

„Füllt einmal etwas kochendes Wasser in ein Fläschchen, so daß es vielleicht zum vierten Theile voll ist, und stopfelt es fest zu. Das Kochen wird aufhören und die oberen drei Viertheile des Fläschchens werden sich mit Dampf füllen. Spritzt Ihr dann eiskaltes Wasser an die Flasche über dem Wasser, so wird dies sofort wieder zu kochen anfangen. Warum? Der Dampf in der Flasche drückt auf das heiße Wasser. Die Kälte condensirt den Dampf, d. h. verwandelt ihn wieder in Wasser. Dadurch wird der Druck entfernt — das heiße Wasser kocht und entweicht in Dampf so lange, bis es sich abkühlt. Auch auf einem Berge oben kocht das Wasser bei weniger Wärme, weil die Luft da nicht so schwer darauf drückt, als unten, mit andern Worten, weil sie oben leichter ist. Fünfhundert und dreißig Fuß Höhe machen etwa einen Grad Unterschied im Siedepunkte. Also kann man genau wissen, wie hoch man auf einem Berge oder meinetwegen nach dem Monde hinaufsteigt, wenn man einen Kessel mit Wasser und einen Thermometer bei sich hat.

„Das Wasser kocht aber auch in einem Gefäß schneller, d. h. bei weniger Hitze, als in einem andern, in einem metallenen z. B. leichter als in einem gläsernen. Die Metallfläche ist rauh und diese Rauhheit giebt viele kleine Zacken und Spitzen, von denen die Hitze in das Wasser übergeht, während es sich an eine glatte Fläche dicht und fest anlegt. Wirft man etwas Eisenfeilicht in das Wasser, dann kocht es eben der vielen Spitzen wegen schneller; wirft man Heu, Stroh u. s. w. in einen Kessel heißen Wassers, so steigt sofort Dampf auf. Der Siedepunkt des Wassers hängt aber von noch etwas Wichtigem ab, das der Theekessel z. B. jedesmal selbst meldet, ehe es kocht, obgleich nicht Alle seine Sprache verstehen. Das Singen des Kessels sagt uns ..."

„Daß das Wasser bald kochen wird!"

„Allerdings, aber hauptsächlich daß das Wasser Luft enthält. Das Singen des Kessels ist das Geräusch, das die entweichende Luft macht, welche durch die Wärme aus dem Wasser vertrieben wird. Sie hängt an dem Wasser, bis die Wärme sie ausdehnt, so daß sie emporsteigen muß. Hält man ein Glas mit Wasser unter eine Luftpumpe, so fängt das Wasser an Blasen zu werfen, als wenn es koche; die Blasen sind die Luft, die ausgepumpt wird. Die Luftbläschen in dem Wasser wirken wie Keilchen zwischen den unsichtbaren kleinen Tropfen, die das Wasser ausmachen. Wenn sie nicht wären, würde das Wasser eine Masse sein, die so fest zusammenhielte, daß sie sich nicht in Dampf verwandeln ließe und nicht kochte, bis sie zu etwa 90 Grad erhitzt wäre, wie man nachweisen kann, wenn man Wasser kocht, aus dem die Luft ausgepumpt worden ist. Und nicht blos das; wenn es kochte, würde es auf einmal kochen und mit einem Knalle aufstiegen."

„So taugte ganz reines Wasser nichts?"

„Wasser, das so rein wäre, daß es nicht einmal Luft enthielte, wäre zu nichts zu brauchen. Vor allen Dingen könnten keine Fische darin leben; es würde ferner nicht zum Trinken taugen und man könnte es nicht kochen."

„Wenn man nur zusehen könnte, wie das Wasser kocht!"

„Das ist allerdings ein gar merkwürdiges Schauspiel und man kann es sich verschaffen, wenn man Wasser in einem Glasgefäße kocht; das beste ist eine lange Glasröhre, die man mit einer Spirituslampe erhitzt; da sieht man zuerst, wie das Wasser in Bewegung kommt und wie die Luftbläschen durch die Wärme vertrieben werden. Wird das Wasser heißer, so erscheinen andere Bläschen, die von dem Boden emporsteigen.. Kommen sie höher hinauf, so werden sie kleiner und ganz oben im Wasser kann man sie kaum noch erkennen. Das sind Dampfblasen und sie werden nach oben hin kleiner, weil da das Wasser nicht so warm ist als unten und bei weniger als 80 Gr. der Dampf wieder zu Wasser wird. Wird das Wasser gleichförmig heiß, so werden die Blasen größer, steigen schneller empor und entweichen an der Oberfläche, wenn man dies ihnen gestattet. Und der Dampf durfte viele Jahrhunderte hindurch entweichen, ehe der Mensch ihn zwang, für ihn zu arbeiten."

„Der Dampfbezwinger hieß Watt, denn er erfand die Dampfmaschine."

„Sehr richtig, und die Erklärung, wie dieselbe wirkt, ist sehr leicht. Das Wasser, welches in Dampf verwandelt wird, nimmt einen unendlich größern Raum ein als gewöhnliches Wasser. Kälte verwandelt den Dampf wieder in Wasser, das somit in einen kleineren Raum zurückkehrt.

Diese zweifache Bewegung — das Ausdehnen und Zusammenfallen — ist die gewaltige Kraft, welche die Dampfmaschinen aller Art treibt. Ich will Euch aber noch etwas Merkwürdiges vom Kochen erzählen, das man erst in neuerer Zeit entdeckt hat. Es kann ein Gefäß zu heiß zum Kochen darin sein.“

„Das glaube ich nicht. Wenigstens ist es mir noch nicht vorgekommen,“ bemerkte die Mutter.

„Der Versuch ist leicht genug zu machen. Erhitzt man z. B. eine Platinaschale sehr hoch oder laßt Ihr Euren Theekessel ohne Wasser darin glühend heiß werden, und gießt Tropfen Wasser hinein fallen, so tanzt er in demselben herum, ohne zu kochen, bis die Hitze der Schale oder des Kessels sich vermindert; dann erst entweicht er in Dampf. Ja noch mehr. Wasser und sogar Quecksilber kann in einem rothglühenden Gefäße zum Gefrieren gebracht werden, wenn der Versuch geschickt gemacht wird. Vor zwei Jahrhunderten würde man dies für Hexerei gehalten und den, welcher den Versuch machte, selbst in's Feuer geworfen haben.“

„Ich habe auch gehört, daß das Wasser in manchen Kesseln aus andern Gründen schwer oder gar nicht kocht,“ bemerkte Einer der Anwesenden.

„Allerdings, wenn sich außen an einem Topfe oder Kessel recht viel Ruß angesetzt hat, wird das Wasser darin schwer zum Kochen kommen, weil dieser Ruß ein sehr schlechter Wärmeleiter ist, d. h. die Hitze nicht schnell durchdringen läßt. Aus diesem Grunde kann man sogar, wenn man sich nicht scheut schwarze Hände zu bekommen, einen stark berußten Topf, in den man kochendes Wasser goß, auf der bloßen Hand tragen, ohne sich zu verbrennen. Ebenso hindert das Kochen der sogenannte Kesselstein, der schon manche Dampfmaschine zum Stillstehen brachte, weil das Wasser in einem solchen Kessel nicht zum Dampf zu bringen war. In der neuesten Zeit hat man zum Glück ein Mittel gefunden, ihn leicht zu beseitigen. — Aber jetzt kocht das Wasser in unserm Kessel dort wirklich; es entweicht Dampf aus ihm und wir können uns nun den Thee schmecken lassen.“

Aus der Menschenheimath.

Briefe

des Schulmeisters emer. Johannes Frisch an seinen ehemaligen Schüler.

Siebenter Brief.

Das Mehl.

Neulich habe ich Dich mit den zierlichen Gestalten eines sonderbaren Steinmehles, denn so konnten wir es wohl nennen, bekannt gemacht; heute will ich Dir Einiges von dem wahren Mehle erzählen.

Ich zweifle nicht, daß es Dir angenehm sein wird, etwas Genaueres über diese mächtige Triebfeder in der Staatsmaschine zu erfahren. Getreidegewinnung ist ja Jahr aus Jahr ein eine der wesentlichsten Bedingungen zum gesicherten und gedeihlichen Bestehen der menschlichen Gesellschaft. Ein ungewöhnliches Steigen der Getreidepreise bringt sofort eine Störung der Staatsgesellschaft hervor, die sich bis zur Hungersnot und zur Revolution steigern kann.

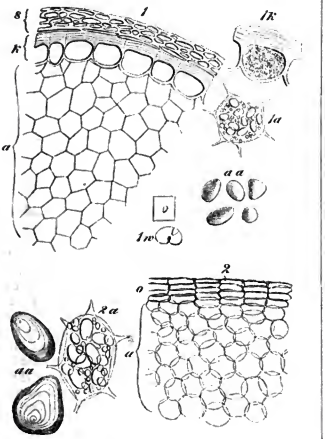
Kleine winzige Glashügelchen sind's — denn so sehen die Mehlkörnchen unter dem Mikroskope aus — worauf die Wohlfahrt der Völker wesentlich beruht. Es ist nicht blos edle Wißbegierde — es ist schuldige Dankbarkeit gegen die Natur, zu sehen, wie sich die Mehlkörnchen im Zellgewebe der Pflanzen finden und wie sie von diesen bereitet werden. Die Betrachtung der geheimen Vorgänge im Pflanzenleben gewinnt sofort neben der geistigen Befriedigung, die sie gewährt, eine praktische Bedeutung, wenn sie uns Dinge vorführt, die in so unmittelbarer Beziehung zu unserem eigenem Leben stehen. Und daran unterscheide ich den wahren Menschen, das heißt den, welcher weiß, was er ist, was er soll und was er kann, daß er nicht gedankenlos die Gaben der Natur hinnimmt, sondern das Bedürfniß fühlt, ehe er genießt, zu wissen, was es ist, was er eben von der Natur nimmt.

Mein heutiges Bild habe ich Dir mit Hülfe des Mikroskopes zeichnen müssen. Das Mikroskop ist das Falkenauge, durch welches der Mensch in die geheimen Werkstätten der Natur schaut und jetzt Dinge klar und scharf unterscheidet, von denen man bis zu Anfange des 17. Jahrhunderts, wo es erfunden wurde, sich nichts träumen ließ. Verfälschungen des Mehles, der Wollen-, Seiden- und Leinengewebe entdeckt das Mikroskop mit Leichtigkeit. Es ist ein scharfer Aufpasser. Es entscheidet sogar in manchen Krankheitsfällen über das Wesen des Uebelbefindens.

Zuerst zeige ich Dir, wie sich das Mehl im Weizenkorn findet.

Figur 1 w. ist ein wenig vergrößertes Weizenkorn im Querdurchschnitt. Davon habe ich mit einem haarscharfen Messer ein möglichst dünnes Blättchen wie mit dem Hobel abgeschnitten. Du siehst oben rechts an Fig. 1 w. angedeutet, wo dies geschehen ist und in dem kleinen Viereck darüber ist die natürliche Große dieses abgeschnittenen Stückchens dargestellt. Du siehst es Fig. 1 etwa gegen 300 Mal vergrößert. Du kannst Dir leicht nach diesem vergrößerten Stückchen ein Bild davon machen, wie groß in gleicher Vergrößerung der ganze Querschnitt eines Weizen-

korns erscheinen würde. Nach oben liegt an Fig. 1, mit a bezeichnet, die zarte gelbbraune Samenschale des Weizenkorns; Du siehst, daß sie aus mehreren unregelmäßigen Zellenschichten besteht. Zu unterst in ihr liegt eine dünne Schicht, welche eine Reihe schmaler Zellen



bildet. Dann kommt eine Zellenreihe mit k bezeichnet, an welcher die einzelnen Zellen nach außen sehr dickwandig sind. In den Zellen der Samenschale (s) ist kein Nahrungsstoff enthalten, wohl aber enthalten ihre Zellen-Häute für Menschen und Thiere unverdauliche Mineralsubstanzen, weshalb die mit Kleie gefütterten Müllerpferde so oft an Darmsteinen leiden. Aber die nun folgende Zellenschicht mit den dickwandigen Zellen (k) enthält den wichtigsten und nahrhaftesten Theil des Mehles, den so genannten Kleber, und zwar in der Form unendlich kleiner Kügelchen, wie Dir die einzelne noch stärker vergrößerte Zelle 1 k deutlich zeigt. Diese äußere Schicht der Getreidekörner ist allerdings die nahrhafteste, aber Kleienbrod ist wegen der darin enthaltenen Samenschale schwer verdaulich. Es ist ein arger Irrthum, wenn man es für ein Wegwerfen des Besten vom Getreide erklärt, wenn man die Kleie dem Vieh giebt. Wir erhalten es ja von ihm in Ochsen-, Schaf- oder Schweinfleisch verwandelt und als solches verdaulicher zurück.

Ich schalte hier ein, daß ich den Inhalt der Zellen an Fig. 1 weggelassen habe, weil er, namentlich im untern Theile der Zeichnung das Zellgewebe undeutlich gemacht haben würde, hätte ich diese Zellen alle mit Mehlkörnchen vollgestopft zeichnen wollen. Sie sind alle noch viel voller damit angefüllt, wie die einzelne Zelle Fig. 1 a es Dir zeigt. Du siehst, daß dieses mehlhaltige Zellgewebe fast ganz allein das Korn bildet. Ich habe diese Zelle an Fig. 1 mit a bezeichnet. Von einem Weizenkorne hätte ich wenigstens 1000 solcher Schnittchen machen können; es hat ungefähr 50 Zellen, in jeder Zelle finden sich wenigstens 40 Stärke- oder Mehlkörnchen. Diese weit unter der Wahrheit angenommene Schätzung würde in einem Weizenkorne zwei Millionen Körnchen geben. Von den kleinen Körnchen, die in jeder Mehlzelle (1 a) neben den größern liegen, sind einige Kleberkörnchen, die meisten jedoch Mehlkörnchen. Du wunderst Dich vielleicht über diese Behauptung, wenn ich Dir namentlich gestehe, daß sie ganz gleich aussehen. Mit Hülfe der Chemie ist es aber sehr leicht zu entscheiden. Du wirst dies nachher erfahren. aa sind einige größere Körnchen in 400maliger Vergrößerung.

Vergleichen wir nun hinsichtlich des Mehles die Kartoffel mit dem Getreide, denn im Roggenkorn ist es wesentlich eben so wie im Weizenkorn.

Fig. 2 stellt ein eben so kleines und eben so dünnes Kartoffelstückchen dar. Wir sehen nach oben die platten Zellen der Schale, und darunter die gerundeten, locker verbundenen, von mir ebenfalls leer gezeichneten, Mehlzellen. Es fehlen also hier die Klebezellen, welche, da der Kleber stickstoffhaltig ist, dem Getreidemehl den Vorzug der größeren Nahrhaftigkeit vor dem Kartoffelmehle geben. Eine solche, mit großen und kleinen Mehlkörnchen angefüllte Zelle siehst Du in Fig. 2 a.

Ich muß Dir nun noch etwas Ausführlicheres über diese Mehlkörnchen mittheilen.

Vorerst bemerke ich, daß es in allen Pflanzen von ganz gleicher Beschaffenheit ist; nur in der Gestalt und Größe kommen da Verschiedenheiten vor. Du siehst also, daß die verschiedene Nahrhaftigkeit der Mehlsorten und der mehlreichen Samen (Bohnen, Erbsen, Linsen, Reis, Gerste, Heidekorn u. s. w.) niemals von diesen Mehlkörnchen abhängt, sondern immer von andern ihnen beigemengten Stoffen.

Man nennt diese Mehlkörnchen mit dem wissenschaftlichen Namen Amylum oder Stärkemehl. Sie sind immer glashell durchsichtig, sehr hart, schwerer als Wasser — was uns die Gewinnung des Kartoffelmehls so sehr erleichtert — quellen im siedenden Wasser zu dem bekannten Stärkekleister auf, ohne sich vollständig aufzulösen, und haben die auffallende Eigenschaft — das ist das vorhin angedeutete Erkennungsmittel, — von Jod, einem chemisch reinen Stoffe, der selbst eine braungelbe Flüssigkeit mit Weingeist aufgelöst giebt, sofort blau gefärbt zu werden, während andere ähnliche in den Pflanzenzellen vorkommende Körnchen von ihm braungelb gefärbt werden. Ich sagte vorhin, daß die Gestalt und Größe der Amylumkörnchen bei den verschiedenen Pflanzen oft sehr verschieden sei. Dadurch kann man z. B. leicht Mehlverfälschung mit Kartoffelmehl entdecken; nicht nur weil die Körnchen des letzteren viel größer sind, sondern weil man an ihnen schon bei 400maliger Vergrößerung einen schalenartigen Bau unterscheiden kann — Fig. 2 aa — welcher durch die schalige Zunahme bei dem Wachsthum der Körnchen entsteht.

Sieh, das ist eine kurze Schilderung dieser kleinen

wichtigen Körnchen, welche die Pflanze übrigens nicht für uns macht. Sie sind eine Reservenahrung für Neubildungen der Pflanze selbst. Sie kommen auch nicht blos im Samen vor, in welchem sie das Keimpflänzchen ernähren sollen. In den Holzzellen finden wir während des Winters große Vorräthe von Stärkemehl abgelagert, welche durch den aufsteigenden Frühjahrssaft zu gedeihlicher Nahrung aufgelöst werden.

Spanische Reisebriefe.

Von

E. A. Roßmäßler. *)

Lyon, den 7. März 1853.

Sie haben gewünscht, werther Freund, daß ich Ihnen für die Gartenlaube Reiseberichte schreibe. Ich thue es gern. Einmal weil die Vertiebe des Lesepublikums für Reiseberichte die Mängel meiner Berichte nachsichtig beurtheilen wird; einmal weil es mir ein wahres Bedürfniß ist, meine Art, die Dinge anzuschauen, Andern zur Beurtheilung vorzulegen. Ihrer Zustimmung glaube ich im Voraus versichert sein zu dürfen, denn ich weiß, daß Sie meine Anschauungsweise theilen. Wir sehen Beide überall und in Allem das Walten der Natur und ihrer Gesetze. Ich will diesem Walten jetzt für einige Zeit in dem südlichsten Himmelsstriche Europa's lauschen, wo die mächtige Triebfeder, die Wärme, die Pulse des Lebens rascher und voller treibt und neben der anderen, kaum weniger mächtigen, dem Wasser — je nachdem es entweder fehlt oder in Fülle rinnt — entweder glühende Steppen oder üppige Gärten zaubert. Spanien ist, wie Sie wissen, das Ziel und seit lange der ersehnte Pol meines Strebens; Spanien, das ungekannte, und was schlimmer ist, das verkannte Spanien. Sie wissen noch nicht, was ich Ihnen berichten werde, wohl aber können Sie wissen, was ich Ihnen nicht berichten werde — Schilderungen von Schlössern und Palästen, von Domen und Kathedralen, Gemäldegallerien und Arsenalen, Festungen und Universitäten. Von dem Allen und sonstigen Zugredienzen der meisten Reiseberichte erwarten Sie in dem meinigen nichts. Die Natur Spaniens will ich Ihnen und Ihren Lesern schildern, so gut ich ihre Sprache, die überall dieselbe Verständlichkeit für den Naturforscher hat, verstehe.

Deshalb auch heute Nichts von Paris und Lyon. Was mich, den stillen Sohn der Natur, in Paris unsanft, ja roh berührt hat, das ist die Unnatur, die über Paris ausgebreitet, die aus Allem und Jedem hervorblickt. Ich habe mich nicht wohl gefühlt dort. Auch auf der Reise nach Lyon packte mich das Heimweh fast, so unbehaglich fühlte ich mich. Dank sei es meiner klassischen Gymnasialbildung, daß ich 8 Jahre lang wohl Latemisch und Griechisch, aber kein Französisch gelernt habe. Das Wenige, was von letzterem aus der Lektüre wissenschaftlicher Bücher in den Ecken meines Gedächtnisses hängen geblieben ist, reicht gerade aus, um mich vor dem Hungertode zu schützen und um eine von mir niemals verkannte Wahrheit mir noch tiefer in's Bewußtsein zu bringen: die Allmacht des Wortes. Man lernt dies niemals mehr würdigen, als in Gesellschaft ewig und immer parlirender Franzosen.

Marseille, den 9. März 1853.

Das war des Schönen und Erhabenen, des Lieblichen und Anmuthigen, des Neuen und Anziehenden fast zu viel für zwei Tage! — Ueberall habe ich die Provence und Provencalen nur schimpfen hören, und ich bin heute von meiner zweitägigen Rhonefahrt, die größtentheils in der Provence sich bewegte, entzückt, betäubt. Ich weiß aber, woher das kommt. Wer diese Reise im Sommer macht, der findet die baumlose Gegend öde und traurig. Jetzt konnte ich noch fein Grün erwarten und vermißte es daher auch nicht. Der Schauplatz der lieblichen Göttin Flora, als welchen diese die Provence freilich fast ganz verschmäht hat, ist eben hier, von der Rhone aus gesehen, so großartig wie nur irgendwo. In Spanien erwarte ich die tiefsten, die entzückendsten Eindrücke, aber keiner wird den Eindruck der Rhonefahrt verwischen können. Es mag sein, daß meine naturwissenschaftliche Anschauung den Dingen um mich einen größeren Reiz verlieh. Für mich ein Beweis mehr, wie nothwendig es zur menschlichen Bildung gehöre, den leiblichen Sinnen durch naturwissenschaftliches Verständniß zu Hülfe zu kommen.

Lyon, die gewaltige Fabrik, brachte mich unter tausendstimmigem Ufergetöse in das große, aber alte und schmutzige Dampfboot unter. Von den hohen Ufern der Saone schauten die siebenstöckigen Häuser auf das Treiben herab, als wollten sie die Einschiffung ihrer kostbaren Waarenballen überwachen. Nahe unterhalb der Stadt tritt die Rhone — warum machen wir Deutschen den Rhodanus der Römer und le Rhone der Franzosen zu einem weiblichen Wesen? — in die Saone ein, die nun ihren Namen an jene verliert. Mir scheint dies ein Unrecht an ihr zu sein, denn die Saone scheint mir bei ihrer Vereinigung mit der Rhone der größere Fluß; dazu kommt, daß von der Vereinigung beider an die Richtung der vereinten Ströme die der Saone bleibt, ja die schöne blaue Farbe der Rhone wird von der mehr gelblichen der Saone

*) Unsere Leser werden bereits aus den Zeitungen erfahren haben, daß der bekannte Naturforscher Prof. Roßmäßler mit amtlichem Urlaube vor Kurzem im Interesse der Wissenschaft eine Reise nach Spanien angetreten hat, von der er wahrscheinlich erst nach 6 oder 8 Monaten zurückkehren wird. Es gereicht uns zum besonderen Vergnügen, heute unsern Freunden mittheilen zu können, daß Herr Professor Roßmäßler seine Reiseberichte in der Gartenlaube veröffentlichen wird. Daß diese Berichte nicht in wissenschaftlichen Abhandlungen, sondern in frischen naturgetreuen Bildern und Schilderungen aus dem schönen Lande bestehen werden, bedarf wohl bei der populairen Tendenz unseres gemüthlichen Blättchens keiner Erwähnung. Die Red.

nach der Mischung überwältigt. Mir schien dabei die Rhone das schöne Bild eines Menschen, welcher Namen und Ruhm einem Anderen abtritt, nachdem er sich zu gemeinsamem Wirken mit ihm vereinigt hat.

Die schon von Lyon aus hohen Ufer bilden sich bald zu einer Doppelreihe malerischer Berggelände aus, mit Weinbergsterrassen bedeckt, wo es nur irgend möglich war, sie anzulegen. Zahllose Ortschaften säumen die Ufer; nur vermißte ich an ihnen die freundlichen rothen Ziegeldächer und die helle Tünche der rheinischen Uferstädte. Dies und der Mangel der Bewaldung der Uferberge stellt eine Rhonefahrt allein gegen eine Rheinfahrt zurück. Außerdem muß ich jener den Vorzug der Großartigkeit einräumen. Doch ich will jetzt keine Beschreibung der Einzelnheiten versuchen. Mein Brief würde sonst fast das Ansehen einer geologischen Skizze annehmen. War es ja doch vornehmlich der vielfach wechselnde Blick in die Schichtengliederung der zu beiden Seiten aufgethürmten Berge, was mich unaufhörlich in der aufmerksamsten Spannung erhielt. Auch der Ortschaften, von durchaus südlichem Character, will ich nicht namentlich gedenken. Nur die zierlichen Drahtbrücken, deren bis Avignon nicht weniger als 13 beide Ufer verbinden, will ich erwähnen, als einen Beweis, wie sehr der Franzose mehr als der Deutsche darauf bedacht ist, den Verkehr zu fördern. Daneben gereicht ihm freilich die Unkenntniß seines eigenen Landes, soweit diese dessen geographische Seite betrifft, zu schlechter Ehre, denn wohl sechs meiner französischen Reisegefährten fragte ich vergeblich nach dem Namen des Gebirges, welches am rechten Ufer seine schneebedeckten Berge über die niedrigen Höhen emporschauen ließ. Ohne Zweifel sind es die Cevennen. Unterhalb Vienne aber mußten diese unbekannten Berge in meiner Beachtung plötzlich entschieden zurücktreten, denn in längerer Reihe dehnte sich am östlichen Horizonte die schneeweiße Kette der Alpen aus. Wiederum konnte mir Niemand, auch nicht der Capitain des Bootes, sagen, welches der mächtigen Häupter darin der Montblanc sei; und doch mußte er darunter sein, da man ihn schon von den Lyoner Höhen sehen kann. Mit dem Sinken der Sonne verwandelte sich das blendende Weiß der Alpenkette in ein liebliches Rosa und mein überraschtes Staunen in ein begeistertes Entzücken, welchem ich glücklicherweise Worte geben konnte, da ich kurz vorher auf dem Verdeck zwei deutsche Reisegefährten aufzufinden gemacht hatte. Fern von nationaler Bornirtheit machte mich das doch sehr glücklich. Es war eben nur die Allmächtige, die Sprache, das Wort, unter deren Botmäßigkeit ich wieder trat, während ich bisher ein Verlassener gewesen war.

Gegen Abend landeten wir in Valence. Der scharfe Luftzug der Rhonefahrt hatte mir nedisch verhehlt, daß ich mich bereits in mildern Lüften befinde. Es lag für mich aber eben darin eine fast zauberhafte Ueberraschung, als ich am Ufer warme Frühlingslust mich anwehen fühlte. Als ich weiter ging, ragten über eine Gartenmauer drei Cypressen hervor. Ich mußte sie laut begrüßen — meine zwei deutschen Reisegefährten hatten sie nicht beachtet — und rief: „ja nun bin ich im Süden!“ Doch bevor ich Marseille erreichte, sollte der Zauber des Südens noch mächtiger über mich kommen. Um 2 Uhr des folgenden Tages verließen wir in Avignon das Boot. Eilig überantworteten wir uns einem der sich um unseren Besitz fast prügelnden Führer. Gegen Abend, vor Abfahrt der Eisenbahn nach Marseille, besuchten wir allein zum zweitenmale die Höhe, auf welcher der päbstliche Palast liegt. Wer vermag diese Rundschau zu beschreiben! Dicht neben uns der Palast, — jetzt ein Gefängniß! — mit der alten Kirche, deren Portal ein Ueberrest eines römischen Tempels ist; um uns blühende Gesträuche eines südlichen Himmels und rings um unsern Standpunkt herum ein fast vollständiges Rundgemälde von der mannigfaltigsten Zusammensetzung. Zu unseren Füßen die Rhone und die alte graue Stadt, gegen Osten die ferne Alpenkette, aus der in größerer Nähe der mächtige Mont Ventoux in rosiger Abendbeleuchtung emporragte. Unser Führer hatte uns die Stelle bezeichnet, wo die berühmte source de Vaucluse rinnt, wo Petrarca um seine Laura trauerte. Im Museum hatten wir den überraschenden Reichthum hier gefundener römischer Alterthümer überblickt; im einsamen Garten desselben, eingehegt von den edeln Frauen des Gebäudes, hatten mich die Düfte der Myrten und Lorberbäume betäubt — — werden Sie sich wundern, daß ich mich nur schwer von dem päbstlichen Palaste Avignons trennte? Es mußte aber sein, denn ich reise nicht in meinem eigenen Interesse allein, wie Sie wissen, sondern um der Wissenschaft und Denen zu dienen, die mir im Interesse jener das Reisegeld gaben. Um 8 Uhr fuhr ich mit dem pfeilschnellen Abendzuge der Eisenbahn ab und traf mit dem einen meiner deutschen Reisegefährten um 10 Uhr in Marseille ein.

Bis hierher schrieb ich meinen Brief, ehe ich mir den Besuch der Stadt und Umgegend gestattete, um nicht durch neue die gestrigen Eindrücke zu verwischen oder wenigstens zu stören. Ich hatte Recht daran gethan, denn nicht umsonst nennt der Franzose Marseille die schönste Stadt Frankreichs. Von 11 bis Nachmittag 4 Uhr irrten wir in der unbeschreiblich malerischen Gegend umher. Wir überließen es, ich und mein Reisegefährte, einem Fiakre, uns an einem entlegenen geeigneten Punkte aus der Stadt an das Ufer zu führen. Ich sah das Meer nicht zum ersten Male; in Triest hatte ich schon die stürmende Adria gesehen. Jetzt verschwand sie vor der Pracht des Hafens von Marseille. Der Anblick des tiefblauen Meeres unter dem klaren Himmel wäre mir ein hinreichender Genuß gewesen; nun aber stand ich sprachlos vor Staunen und Entzücken, als ich Meer und Himmel gewissermaßen blos als den Hintergrund fand, auf welchem die großartigste Berglandschaft gemalt ist. Es schmerzte mich, als ich daran denken mußte — ich weiß nicht, wie mir der Gedanke kam — daß auch hier in diesem Tempel der neuen, großen Natur die Menschen wohl auch nur die Menschen von anderwärts sein werden. Sie werden nicht über mich lachen, denn Sie verstehen mich, — belächeln mußte ich meine fromme Kühnheit selbst — ich dachte: Reisen, Reisen der Menschen zu einander, der bevorzugten Marseillleser zu den Stiefkindern der nordischen Haiden und dieser zu jenen, das muß die Menschen einander nähern; ja, die Menschen sollten reisen müssen; es müßte Nationalsache — doch weg mit den Nationen, die würden dann keine trennende Bedeutung mehr haben — es müßte Sache der Menschheit und ihrer Erziehung werden.— Ich dachte an die Meinigen daheim; ich fragte mich lächelnd, was sie jetzt wohl machen würden, wenn ich sie mit auf die Reise hätte nehmen, ihnen diesen Genuß bieten können. O gewiß, sie wären mir vor Dank

und Freude um den Hals gefallen, stumm, nur mit einer Thräne im Auge. Nur ihre Abwesenheit verhinderte, daß ich mich jetzt ganz glücklich fühlte, so glücklich, als ein Mensch nur sein kann — und ich meine, ein Mensch kann sehr, sehr glücklich sein. — Niemals, auch nicht gestern in Avignon, war ich glücklicher über meine Kraft — ja es ist eine Kraft — mich der Natur freuen zu können, so recht aus Herzensgrunde.

Verzeihen Sie, Freund, diesen Jubel meiner Begeisterung. Sie wissen aber, ich kann nicht anders. Sie müssen meine Briefe schon nehmen, wie Sie mich immer in Freundschaft genommen haben. Ich und meine Briefe sind Eins.

Ich will es versuchen, die unbeschreibliche Schönheit des Ortes mit einigen Worten zu beschreiben.

Vor mir lag das ruhige Meer, das von einem leichten Seewinde überblasen nur in fast regelmäßig abgemessenen Takten wohl dreißig Schritt lange, aber ganz flache Wellen an die sandigen Küstenstellen hinanrollte. Die Sonne stand im Zenith und glitzernde Wellchen warfen millionenfach in einer breiten Fläche ihre Strahlen zurück. Links gegen la Ciotat trat eine lange Bergkette aus dem Lande bis vor in das Meer, deren höchste Gipfel, wohl mehrere Tausend Fuß hoch, nicht die eintönigen weichen Formen der Waldberge, sondern die malerischen Ecken und Klüfte der Felsengebirge hatten. Sie kehrten mir ihre Schattenseite zu und waren daher in einen blauen Duft gehüllt. Rechts glänzten im blendenden Sonnenschein, fast reinweiß, die mit Bastionen gekrönten Kalkfelsen von einigen Inseln, welche den Hafen von Marseille schließen, welches selbst ganz von einem Vorsprunge des Felsenufers sammt dem eigentlichen Hafen verdeckt war. Dahinter dehnte sich das ferne Uebergebirge als blaue zackige Coulisse aus; aber alles fern genug, daß Alles zusammen eben wie Coulissen auf dem Horizonte des Meeres zu stehen schien, und nur die Deutlichkeit und Schärfe, oder die Weichheit und Undeutlichkeit der Einzelheiten ließ das Nahe von dem Fernen unterscheiden. Den linken Vordergrund bildeten über einer selbst schon gegen 100 Fuß hoch gelegenen Straße bergige Gärten, aus deren einem über einen Felsenvorsprung ein krystallklarer Bach herunterstürzte. Er mußte aber vorher einen Theil seines Wassers hergeben, um mitten auf einer Erweiterung des Weges aus einem runden, wohl gegen 20 Schritte breiten Bassin eine Fontaine hoch emporzuspritzen, die, so klar war das Wasser, von weitem kaum zu sehen war. Die bergige Lage, nach dem Wege zu geneigt, gestattete den Blick in die Gärten. Die Seeliefer und die Oelbäume bildeten neben hohen Haidebüschen noch das einzige Grün darin, welches düster von den fast kreideweißen Kalkfelsen hervortrat. Nicht elegante Landhäuser, sondern bunt durcheinanderstehende schlichte Häuschen waren die weit paffendere Zuthat der menschlichen Hand zu diesem Werke der Natur. — Dies ungefähr, — meine Worte werden es Sie freilich nicht mir nachempfinden machen — sah und empfand ich heute — und vor kaum mehr als einer Woche sah ich nichts, als die langweiligen schneebedeckten Ebenen Leipzigs!

Von der Stadt und dem Hafen schreibe ich nicht; beide haben Häuser und Schiffe und Verkehrsgewühl wie alle Hafenstädte, nur vielleicht Marseille etwas mehr, als manche andere.

Ich bin ja auch nur erst eine wandernde Schwalbe. Uebermorgen denke ich mich auf dem spanischen Dampfboot el Barcelona einzuschiffen. In Barcelona soll es mich auf spanischem Boden aufsetzen. Dort erst will ich das Reisen genießen, dort erst kann ich hoffen, daß meine Briefe Sie einigermaßen zum Mitreisenden machen.

Blätter und Blüthen.

Wellington, Napoleon und Blücher. Der selige General von Müffling erzählt in seinen Denkwürdigkeiten: „Während des Marsches nach der Schlacht bei Waterloo hatte Blücher einst die Absicht, Napoleon gefangen zu nehmen, wonach er auch recht sehr strebte. Den französischen Bevollmächtigten, welche zu ihm gesandt wurden, um einen Waffenstillstand mit ihm zu unterhandeln, stellte er sogleich die Bedingung, Napoleon auszuliefern. Ich wurde von Blücher beauftragt, dem Herzog von Wellington vorzustellen, daß der Wiener Congreß Napoleon für vogelfrei erklärt habe und daß er entschlossen sei, ihn niederschießen zu lassen, sobald er ihm in die Hände falle. Dennoch wünsche er zu wissen, was der Herzog von der Sache denke, denn wenn er (der Herzog) dieselbe Ansicht habe, so würden sie zusammen auf die Erreichung des Zieles hinarbeiten können. Der Herzog sah mich erstaunt an und begann die Nichtigkeit der Erklärung, welche sich der Marschall von der Wiener Proclamation mache, zu bestreiten, weil dieselbe durchaus nicht beweisen könne, zu einem Morde Napoleon's zu berechtigen oder anzureizen; er meine dabei, daß man aus dem erwähnten Document kein Recht entwickeln könne, Napoleon todtzuschießen, falls er zum Gefangenen gemacht werden sollte, auch halte er seine Stellung und die des Marschalls seit dem gewonnenen Siege für eine zu hohe, als daß sie sich eine solche Handlung erlauben dürften. — Ich hatte die Kraft aller Argumente des Herzogs gefühlt, bevor ich die Botschaft überlieferte, welche ich sehr ungern übernommen hatte, daher ich auch nicht geneigt war, dem Herzog zu widersprechen. „Ich wünsche daher," fuhr der Herzog fort, „daß mein Freund und College die Sache so ansehen möchte, wie ich es thue; ein solcher Act würde unsere Namen mit Verbrechen befleckt der Geschichte überliefern, und die Nachwelt würde von uns sagen, daß wir nicht werth gewesen wären, Napoleon's Sieger zu sein. Außerdem würde eine solche That nutzlos sein und kann keinen Zweck haben." Ich benutzte von diesen Ausdrücken nur so viel, wie nöthig war, um Blücher von seinem Vorhaben abzubringen." Müffling hat in dem Anhange zu seinen Denkwürdigkeiten drei Depeschen mitgetheilt, in denen Blücher den Herzog von Wellington zur Hinrichtung Napoleon's zu vermögen suchte. Diese Depeschen sind von Gneisenau unterzeichnet und lassen keinen Zweifel, daß man das im Kriege vergossene Blut an der Ursache desselben rächen wollte, wäre diese in die Hände des preußischen Befehlshabers gefallen. Es war Blücher's stre Idee, daß der Kaiser an derselben Stelle hingerichtet werden müsse, wo der Herzog von Enghien seinen Tod erhalten hatte. Die letzte Depesche wirft dem Herzog von Wellington eine „romanhafte Großmuth" vor, welche man im preußischen Hauptquartier nicht begreifen könne. — Wahrscheinlich ist es nur wenigen Franzosen bekannt, daß Napoleon's Leben mit vieler Mühe von dem Nebenbuhler desselben erhalten wurde.

Verlag von **Ernst Keil** in Leipzig. — Schnellpressendruck von **Giesecke & Devrient** in Leipzig.

№ 13. 1853.

Die Gartenlaube.

Familien-Blatt. — Verantwortlicher Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich ein ganzer Bogen mit Illustrationen.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter für 10 Ngr. vierteljährlich zu beziehen.

Pariser Bilder und Geschichten.

I.

Eine Frau.

Als ich vor einigen Jahren nach Paris kam, ward ich von einem jungen Franzosen, dessen Bekanntschaft ich bei einer mir liebgewonnenen Familie gemacht, in eine Abendgesellschaft (petite soirée) geführt. Wie fast alle Deutschen, welche die französische Hauptstadt zum ersten Male besuchen, kam ich aus dem Staunen und Entzücken gar nicht heraus, überall die Herrlichkeiten, welche ich da erblickte, überall das Neue und Seltsame und doch schon Bekannte, überall das Eigenthümliche und Fremdartige, das mich doch nicht überraschte, über diese Welt von der man in Deutschland so viel hört und liest und die Einem doch noch wunderbarer entgegentritt, als man es erwartet, obgleich die Phantasie gewiß nicht müßig oder träg bei den Vorstellungen geblieben, die man sich von der bewegten Stadt an der Seine gemacht. Ich habe in bester Form für Alles geschwärmt, was ich vor mir sah: für die Boulevards mit ihrem bunten Gemisch von Menschen, für die prachtvoll ausgestatteten Laden und Auslagen, für die Höflichkeit aller Leute, für die unzähligen Mercis und Pardons, die in Paris so reichlich verschwendet werden, daß man mit dem Ueberfluß die ganze übrige Welt versorgen könnte. Ich schwärmte für die feine vornehme Weise aller Classen der Gesellschaft, für den Takt in Rede und Haltung, für die Toiletten, für die Ungezwungenheit der Bewegung, die Leichtigkeit der Unterhaltung, vor Allem aber für die Weiber und ihrer unbeschreiblichen Anmuth bei aller Einfachheit, für ihre Coquetterie, die sich mehr als eine gesellschaftliche Liebenswürdigkeit, denn eine gemeine Schwäche kund gibt. „Alle sind sie schön" (die Pariserinnen nämlich) schrieb ich in meinem ersten Entzücken an einen Freund, „die Alten wie die Jungen; die Häßlichen wie die Schönen." Damals befand ich mich noch in der Befangenheit, welche Paris in dem fremden Ankömmling erzeugt, die nur zu sehen, aber nicht zu prüfen, zu betrachten, aber nicht nachzudenken gestattet, und aus welcher gewisse schüchterne Naturen ihr Lebelang nicht herauskommen.

„Alle sind sie schön" dachte und schrieb ich; denn ich wußte noch nicht, daß dieses Alles äußerer Aufputz, Tünche sei, daß hier Personen und Dinge wie Theaterstücke in Scene gesetzt werden. Ich wußte noch nicht, welche Verwüstung sich hinter dieser prunkenden Außenseite, welche Krida hinter diesen kunstvollen Auslagen sich verstecke. Doch halt! ich will ja von der Abendunterhaltung erzählen, an der ich nach kurzem Aufenthalte in Paris Theil nahm. —

Ich befand mich in einer „honetten" Gesellschaft. So nennt man nämlich in Paris eine Gesellschaft, die aus

Frauen besteht, welche ihren Männern wirklich und förmlich angetraut sind und aus Mädchen, welche, im Schutz der Familie lebend, ihrer Tugend kein lesbares Fragezeichen anhängen; denn auch die Andern haben hier ihr eigenes Leben und Treiben, ihre Salons, ihre bunte rauschende schimmernde Welt. Was die Männer betrifft, sind sie für eine Gesellschaft nicht maßgebend; denn Glacehandschuhe, Frack und schwarzes Beinkleid sind die hinreichende Legitimation des Mannes für jeden Pariser Salon. Uebrigens bestand der männliche Theil der Gesellschaft aus bekannten ansässigen jungen Kaufleuten, Aerzten, Advokaten, Agents de change, deren Glücksumstände in einem schnellen Wachsthum begriffen, eine glänzende Zukunft verhießen. Da der Zirkel der wohlhabenden Bürgerklasse angehörte, waren die Toiletten nicht nur gewählt, sondern reich und etwas solider, als man sie bei den Honetten bemerkt, welche, seitdem der Faubourg St. Germain politisch und sozial in Verfall gerathen, Königinnen der Mode geworden. Die Französin jedes Standes weiß von sich die Ueberladung fern zu halten und in dieser klassischen Einfachheit besteht das Geheimniß ihrer unerreichbaren Eleganz; abgerechnet die angeborne Anmuth und Geschmeidigkeit, die sie im baumwollnen wie im Sammtkleid, im Hut mit Marabus und im Häubchen beibehält.

Zwischen diese Gewerbsleute waren einige Künstler untergeordneter Qualität als Gährungsstoff der Conversation gemischt. Diese führten das große Wort und machten Bonmots, wie ihre großen Vorbilder Alexander Dumas und Alfred de Müsset in seiner guten Zeit, da er noch nicht das ecclatante Unglück in der Liebe gehabt und nicht so viel Absynth getrunken, wie jetzt. Mein Freund selbst trieb allerlei Künste: Musik, Malerei und aus Liebhaberei, da er doch etwas thun mußte, wenn er nicht damit beschäftigt war, die beträchtlichen Renten seiner alten Mutter zu verprassen. Die französische Lebhaftigkeit verläugnete sich auch in diesem Kreise nicht, ob er gleich aus so philiströsen Gliedern bestand, als man sie nur in Paris aufzutreiben vermag. Man plauderte, man scherzte, man lachte, man tischte Witze aus eigener und fremder Werkstatt auf; man erzählte Skandale aus den allerhöchsten Kreisen, Anecdoten, tausend komische Vorfälle, man spottete, man sprach Politik. Das Philisterthum liegt eben nicht in der Natur des Franzosen, der immer eine Zeit gebabt, da er sich die Zügel schießen ließ, und in die er, ob jung, ob alt, immer wieder zurückfällt, so wie er den Schauplatz seiner ernsten Beschäftigung, das Bureau, das Comptoir, das Magazin verläßt, um sich dem Vergnügen hinzugeben. Es gibt keinen unsystematischeren Menschen als den Franzosen, und ohne System, ohne Uhr und Kalender in der Hand kein Philisterthum! —

Der Salon, welcher uns aufnahm, war elegant mit allem erforderlichen Zubehör eingerichtet; nur durch kleine Mängel unterschied er sich von dem der eigentlich vornehmen Welt, von dem der großen Künstler, Staatsmänner und der traditionellen Herrlichkeit. So fehlte z. B. das reiche Lichtmeer, von dem sich die vornehme Welt bei solchen Gelegenheiten überströmen läßt. Es fehlte der Ausdruck gewisser Marotten und Liebhabereien, der Einem in den Salons ausgezeichneter Personen entgegentritt. Als Kupferstiche- oder Autographen-Sammlungen, Statuen, Vasen, Albums, Portraite berühmter Personen, welche eine Meinungs- oder Geschmacksrichtung bezeichnen. Kurz man vermißte die Symbole der höhern Lebenssphäre; doch kündigten sich desto lebhafter die Wohlhabenheit und das behagliche Bewußtsein derselben an, das man in Paris so selten findet, wo Jeder Alles haben will und von nichts weniger als einem Staatswunsterium träumt.

Die Hausfrau, das prachtvollste Exemplar von einer Pariserin, machte auf eine so anziehende Weise die Honneurs, daß sie alle Gäste, besonders die männlichen, entzückte. Eine Deutsche sucht in einer Gesellschaft Einem, höchstens Zweien, die sie vorzieht, dem Vornehmsten, dem Schönsten, dem Berühmtesten, und wenn sie liebt, nur dem Gegenstand ihres Herzens zu gefallen. Die Andern gehen leer aus. Die Französin will Aller Beifall gewinnen, und sie läßt in einer Gesellschaft, neben ihrem Gotte, noch andere Götter bestehen. Sie ist im Salon demokratisch, sie weiß im Salon von keiner Rangordnung. Sie hat freundliche Blicke und Lächeln für Alle ohne Unterschied des Standes. Ihr Auge macht Streifzüge durch den ganzen Gesichtskreis bis hinab zum Diener, der mit Erfrischungen aufwartet; sie versteht es im Fluge zu erobern.

Mir gefiel sie über alle Maßen, diese Madame Lamont, mit dem zarten, blassen, nunmehr mit Rosa angehauchten Gesichtchen, mit den geistreichen sprühenden Augen, in denen so viel Verständniß, so viel Muthwillen, so viel kleine Teufeleien zu sehen waren. Was war das Lächeln auf diesen spöttischen Lippen lockend und einnehmend; was trug sie das Köpfchen und schüttelte sie die braunen Locken so eigenmächtig launenhaft! Von ihrem Füßchen spreche ich nicht; denn für das gibt es kein Wort, keine Kritik, und wie gut verstand sie es, diesen Reiz zur rechten Zeit sichtbar und unsichtbar, oder besser gesagt, reden und schweigen zu machen. Kurz, Madame Lamont, war eine bezaubernde Erscheinung, die Einem ganz leicht den Kopf verrücken konnte.

„Ist Herr Lamont glücklich?“ frug ich meinen Freund, als wir uns auf einen Augenblick zusammenfanden und unbelauscht sprechen konnten.

„Wahrscheinlich,“ gab dieser zur Antwort.

„Ist er von seiner Frau geliebt?“ frug ich weiter.

„Ohne Zweifel,“ erhielt ich zur Antwort; „denn Madame Lamont hat die Einwilligung ihrer Aeltern zu dieser Verbindung erzwungen und weit vortheilhaftere Anträge zurückgewiesen.“

„Der Glückliche!“ rief ich aus.

„Ihnen gefällt also Madame Lamont, wie es scheint?“ sagte der Franzose, indem er mich mit einem schonenden Lächeln ansah.

„Ob sie mir gefällt!“ gab ich zurück; „doch möchte mich, wenn ich ihr Mann oder Geliebter wäre, ihr Wesen sehr beunruhigen.“

„Beunruhigen, wie so?“ frug erstaunt der Franzose.

„Weil sie zu liebenswürdig ist. —“

„Kann man das sein?“

„Mir macht diese Frau den Eindruck, als forderte sie leichtsinnig alle Bewerbungen heraus und ich hätte Angst, daß sie nicht Kraft genug besäße, sie alle zurückzuweisen.“

„Wohin verirrt sich Ihr germanisch türkischer Geist,“ rief lachend mein französischer Freund. „Ich verstehe gar nicht recht, was Sie da Alles sagen und weiß nur, daß Madame Lamont eine hübsche junge Frau ist und ihre

Schönheiten nicht verschleiert, sondern im Gegentheil sehen und wirken läßt."

„Ist es nicht trostlos, daß sie sich nicht mit dem Triumphe über das Herz ihres Gatten begnügt!"

„Sie würden doch nicht verlangen," rief flammend der Franzose, „daß Ihre Frau Ihnen allein zu gefallen suche?"

„Wir Deutschen haben diese Anmaßung."

„Wenn Sie das durchsetzen, wünsche ich Ihnen viel Glück," höhnte ungläubig der Franzose. „Eine Pariserin würde eine solche Forderung gar nicht begreifen und nur mit Lachen und Mitleiden erwidern." — — —

In diesem Augenblicke trat ein schlankgewachsener Mann, sehr elegant gekleidet, mit einem glattrasirten Gesichte, lebhaften Zügen und einem Blick, der nach Verschiedenheit der Personen, auf die er gerichtet war, einen verschiedenen aber immer sprechenden Ausdruck annahm, in den Salon. Er war alt. Die Furchen auf der Stirn, der tief eingegrabene Krähfuß um die Augen, die ergrauten Haare, und die Zahnlücken, beträchtlich an Zahl, zeigten auf 60 oder wenigstens nahe an dieses Alter. In seinem Auftreten zeigte sich eine etwas absichtliche Nachlässigkeit; aber nichts desto weniger waren seine Verbeugungen gegen die verschiedenen Personen, die er begrüßte und überhaupt seine Bewegungen von auffallender Anmuth und Rundung. Die Unterhaltung wär für einen Augenblick unterbrochen; denn Aller Blicke und Aufmerksamkeit wendeten sich dem Ankömmling zu; es ist leicht zu denken, wie meine Neugierde, zu wissen, wer dieser Mann sei, durch diese Signale einer ausgezeichneten Persönlichkeit, gespannt wurde. Doch da es mir nicht passend und nicht großstädtisch genug vorkam nach dem Gegenstand der allgemeinen Theilnahme den Ersten Besten aus der Gesellschaft zu fragen, und mein Freund in einem lebhaften Gespräche mit einigen Damen begriffen war, begnügte ich mich vorläufig damit, diese neue Erscheinung zu beobachten, und so bemerkte ich denn, daß ihm die schöne Hausfrau mit mehr als Freundlichkeit, mit einer Art von Huldigung entgegenkam; sie beschäftigte sich von nun an so ausschließlich mit ihm, als es nur der Anstand zuließ. Sie lauschte auf seine Worte mit einer Andacht, als ob Orakelsprüche aus seinem Munde gekommen wären.

Das Spiel, das sie vorhin mit Blicken und andern Reizen getrieben, hörte plötzlich auf; sie war von dem einen Gaste so ganz und gar in Anspruch genommen, daß sie die übrige Umgebung zu vergessen schien; sie wollte nun, so wenigstens kam es mir vor, gar Niemandem mehr gefallen, als diesem Einen. Mich setzte dieses Benehmen der jungen Hausfrau in Erstaunen; doch gewahrte ich nichts von einer ähnlichen Wirkung an den übrigen Gästen, wie ich auch forschen mochte. Herr Lamont selbst, dessen Gesichtszüge ich mit der größten Aufmerksamkeit prüfte, sah so unangefochten aus, als ob ihn das Betragen seiner Frau gar nichts anginge. Kaum einen gleichgültigen Blick warf er auf die Beiden, deren Unterhaltung seine schöne Ehehälfte so gänzlich einnahm. — Die Sache war mir ein Räthsel, aber so zarter Natur, daß es mir widerstrebte, meinen jungen Freund um dessen Lösung zu bitten. Ich beschränkte mich also, da ich mit ihm unbelauscht sprechen konnte, auf die leicht hingeworfene Frage:

„Wer ist dieser Herr?" indem ich auf den auffallend Begünstigten zeigte.

„Es ist der große Schauspieler Frederic Lemaitre" antwortete mir ohne weitere Bemerkung der Franzose.

Wochen vergingen; ich hatte in dem bewegten wechselvollen Pariser Leben die vorübergehenden Begegnungen dieses Abends längst vergessen, als mir eine Geschichte zu Ohren kam, in welcher Madame Lamont die Heldenrolle spielt und die in den verschiedensten Kreisen der Gesellschaft so viel Aufsehen machte als eben eine Geschichte in Paris, wo sich Geschichten wie Menschen rasch verdrängen, zu machen pflegt.

Herr Lamont hatte seit einiger Zeit zu bemerken Gelegenheit gehabt, daß sich seine Frau an gewissen Tagen zu gewissen Stunden vom Hause entfernt, ohne jemals von diesen Gängen und deren Zweck ein Wort zu sprechen. Wie sehr sich auch Herr Lamont bemühte alle beunruhigenden Gedanken in Bezug auf seine Frau von sich zu weisen, sie kamen dennoch mit der bekannten Zudringlichkeit unangenehmer Gedanken und warfen dunkle Schatten auf sein Herz und sein Vertrauen. Eines Tages, nachdem er lange und vergebens mit sich selbst gekämpft hatte, frug er seine Gattin mit so viel Ruhe, als er eben zu behaupten im Stande war, was es denn mit den auffallend häufig und regelmäßig sich wiederholenden Gängen für eine Bewandtniß habe. In der unverkennbarsten Verlegenheit durch diese Frage, suchte Madame sich zu sammeln und antwortete mit unsicherer Stimme, daß sie in der letzten Zeit viel bei ihrer Putzmacherin zu thun gehabt. Nun ließ Herr Lamont seine Gattin nicht mehr aus den Augen und so wie es ohne auffallend zu sein geschehen konnte, begab er sich zur Putzmacherin seiner Frau.

„Madame Lamont hat eine Brosche, ein kostbares Andenken von ihrer Mutter verloren. Ist es nicht vielleicht bei Ihnen hier gefunden worden?" frug Herr Lamont gespannt die Verschönerungskünstlerin.

„Madame Lamont war heute gar nicht hier, Monsieur," antwortete die so angeredete Putzmacherin.

„Vielleicht gestern?" frug Herr Lamont weiter.

„Auch gestern habe ich nicht die Ehre gehabt."

„Also vorgestern?"

„Die Toilette der Madame Lamont für diese Saison ist seit 14 Tagen vollständig, und es ist sehr lange, daß ich nicht das Vergnügen ihres Besuches gehabt."

Herr Lamont stürzte fort; er war außer sich vor Wuth und Erbitterung, und Gedanken an Scheidung von der Frau, die ihn so glücklich und so unglücklich gemacht, berührten seine Seele.

Zum Glücke ist der Weg von der bezeichneten Putzmacherin bis in seine Wohnung ein langer, so daß er Zeit hatte sich zu fassen und ließ sich die Stimme, welche noch keinem eifersüchtigen Manne geschwiegen, vernehmen, welche ihm zurief: Vielleicht ist sie doch unschuldig. Auf diese Weise beschäftigt, nahm sich Herr Lamont vor, keine Uebereilung zu begehen und sich vollkommene Gewißheit des Frevels zu verschaffen, bevor er ihn bestrafen würde. Es fiel ihm ein, was ihm längst hätte auffallen können, daß er ja den Zweck der geheimnißvollen Gänge durch ein unbemerktes Auflauern ermitteln könnte. Er beschloß die theils traurige, theils lächerliche Rolle zu spielen, die schon so viele Thoren und vernünftige Leute vor ihm gespielt.

Er hielt sich eines Tages in der Straße verborgen, bis er seine Frau mit eiligen Schritten aus dem Hause

geben ſah und nun folgte er ihr unbemerkt in gut berechneter Entfernung durch die Straßen quer über die Boulevards, dann wieder durch Straßen bis in die rue de l'echiquier.

Hier ſah er ſie in ein Haus treten, das ihm wohl bekannt war. Sie ging raſch an der Loge des Concierge vorüber, ohne nach irgend Jemand zu fragen und ſtieg die Treppe empor.

„Wie einheimiſch," murmelte der eiferſüchtige Ehemann vor ſich hin. Sein Herz pochte mit heftigen Schlägen; und eine Zeitlang blieb er vor dem erreichten Hauſe ſtehen, theils um ſich zu ſammeln, theils um mit ſich ſelbſt zu berathen, wie er vorgehen ſollte, um den beabſichtigten Zweck zu erreichen.

Drauf trat er in's Haus.

„Monſieur Lemaitre?" rief er dem Concierge zu.

„Er iſt ausgegangen," antwortete mürriſch, wie das in Paris Sitte, der Thorhüter.

„Nicht wahr! für mich muß er zu Hauſe ſein," rief Herr Lamont und ſtürmte die Treppe empor.

Mit einer gewiſſen Sicherheit hielt er bei einer Thüre im zweiten Stockwerk und klingelte. Ein Diener öffnete.

„Sie ſind es, Herr Lamont," frug dieſer, da er den Ankommling ſogleich erkannte.

„Ja freilich bin ich es; was iſt darin ſo Auffallendes?" antwortete Herr Lamont mit biſſiger Schärfe im Ton.

„Nicht das Mindeſte, Monſieur," entſchuldigte der Diener; „ich will Sie ſogleich melden."

„Das iſt überflüſſig. Ich kann ſchon ſo eintreten," ſprach gereizt Herr Lamont und ohne eine Antwort abzuwarten, trat er in das Gemach, welches an den Vorſaal ſtieß. Es war leer; allein in dem Salon links, den er wohl kannte, hörte er ſprechen; er blieb ſtehen, um zu lauſchen. Eine Männerſtimme, die er ſogleich als die Frederic Lemaitre's erkannte, ſprach: „Iſt es nichts, einem Manne Alles zu ſein, und das biſt Du mir im ganzen Umfang der Bedeutung. Ich breche mit meiner Vergangenheit, mit meinen Hoffnungen und Träumen, um ganz Dir zu gehören, und noch biſt Du nicht zufrieden?"

„Ich bin Dein, ob ich will oder nicht; eine verborgene Gottheit bezwingt mein Herz und gibt mich Dir zum Eigenthume; doch ſie dünkt mir eine dunkle, feindliche; ich muß Dich lieben; ob ich es gleich fühle, daß dieſe Leidenſchaft eher mein Verderben, als mein Glück."—

„Ja, Dein Verderben!" wiederholte furchtbar der arme Herr Lamont, dem ſchier die Sinne vergingen, der auf ein Sopha ſank, weil er ſich nicht aufrecht zu erhalten vermochte, denn er erkannte die Stimme ſeiner Frau, welche auf die Rede Lemaitre's Antwort gab. Und wie ſprach ſie? mit welchem Feuer, mit welcher Begeiſterung. Nie hat er, den ſie doch zu lieben vorgab, ſie ſo ſprechen hören. Der arme Mann fuhr ſich mit den Händen in die Haare, er war in Verzweiflung. Es kamen ihm noch fürchterlichere Vorſätze als Scheidung in den Kopf. Sie ſollen Beide ſterben, die mich ſo ſchändlich verrathen, ſagte er vor ſich hin mit einem Blick nach der Thüre des Salons. Drinn ſprach die männliche Stimme wieder: „Wie magſt Du Dich ängſtigen! Ein Cherub mit dem flammenden Schwerte will ich vor Deinem Paradieſe Wache halten. Und wenn ich Dir ohnmächtig erſcheine, zaghaft, von weichem nachgiebigen Weſen, Deine Liebe macht mich zum Helden, zum Gotte. Drum brauchen wir nichts, gar nichts um glücklich zu ſein, als unſere Liebe. Die ſei wahr und groß, und wir können den Beiſtand des Schickſals entbehren."

Madame Lamont ſprach:

„Laß mich ruhen an Deinem Herzen, laß mich hangen an Deinen Lippen, laß mich die Welt mit ihren Schmerzen und Freuden in Deinen Armen vergeſſen."—

Nun hielt ſich Herr Lamont nicht länger; alle Mäßigung von ſich werfend, ſtürmte er auf die Thüre, wie um ſie zu durchbrechen, öffnete und trat in den Salon.

Mit zornflammenden Blicken ſucht er die Strafbare und ..... er trank ſeinen Augen nicht ..... ſeine Frau, in einem Schleppkleid, ſteht zu einer hochtragiſchen Stellung da, vor ihr Lemaitre mit einem Heft in der Hand, an ihrer Attitude Mancherlei verbeſſernd. Die alte Haushälterin des berühmten Schauſpielers, welche ihm, da er von ſeiner Frau getrennt lebt, die innern Angelegenheiten überwacht, ſitzt auf einem Sopha mit einem Strickſtrumpf in der Hand und ſieht mit Wohlgefallen lächelnd auf die ſchöne abenteuerlich aufgeputzte Erſcheinung, die ſich ſtolz und doch anmuthig in dem ungewohnten Coſtüm benimmt. Herr Lamont bleibt ſtarr vor Entzücken und Beſchämung ſtehen. Niemand ſpricht ein Wort, bis Madame Lamont das Schweigen bricht.

„Edouard, Du haſt mir die Freude verdorben," ruft ſie unter Thränen. „Ich wollte Dich zu Deinem Namenstag mit einem Schauſpiel überraſchen. Herr Lemaitre hatte die Gefälligkeit mir meine Rolle einzuſtudiren und nun iſt Alles vorbei."

Herr Lamont ſtotterte einige entſchuldigende Worte. — Madame Lamont aber war nicht mehr dazu zu bewegen ihre Lection fortzuſetzen und es hatte mit dem Namenstagsſtück ein Ende. Unter Thränen hat der Eiferſüchtige ſpäter die Verzeihung ſeiner braven Frau erfleht, die es lange nicht vergeſſen konnte, daß er ihr durch ſein Mißtrauen eine ſchöne Freude verdorben.

Ein Beſuch in Weimar.

Endlich einmal in Weimar! Dort, 800 Schritte ſüdlich, liegt dieſes moderne Athen vor mir ſo freundlich einladend, obgleich in dieſer Schneetrauer am Tag vor Frühlings Anfang. Meine Frau war ſo ergriffen von dem langerſehnten Anblick, daß ſie ſich unmöglich entſchließen konnte zur Einſchachtelung in einen Omnibus oder Fiacker, mich am Arm nahm und dem Menſchengewühl zur Stadt auf dem Fußwege nachſchlenderte. Die Thauluft hatte bereits etwas zaghaft an dem Schnee geleckt, der Wind ſeine Spiele geübt, der Weg war nichts weniger als anmuthig. Das Geheimniß, comfortable Fußwege zu machen und ſie gut zu erhalten, ſcheint wirklich in Ilm-Athen noch unter

die unentdeckten zu gehören. Außerhalb geht es noch nothdürftig, aber der Hohlweg durch die sogenannte Brühlgasse, mit seinen achtzehn Zoll breiten Trottoirs voll Hügeln und Pfützen und Dachtraufen ohne Rinnen erinnert sehr liebenswürdig an manche klassischen Dörfer. Warum sollte man auch in einer Residenz voll wahren Ruhmes zu den vielen Müden des Lebens noch die hinzufügen, die Fußwege gangbar zu erhalten, wie auch die Witterung sein möge? Die Einwohner haben sich an dergleichen mit stoischer Resignation gewöhnt und die Fremden mögen sich sogleich beim Eintritt überzeugen, daß hier höhere Ansprüche als an solche Alltäglichkeiten zur Geltung kommen.

Der Appetit trieb uns nach dem Gasthof. Einige Reisende, ein Paar junge Beamte und dramatische Künstler bildeten die ziemlich belebte Table d'hote. Kaum hatten wir Platz genommen, so traten zwei zierlich gekleidete junge Männer heiter herein, mit einem flüchtigen Blick erforschend, wohin sie sich setzen sollten. Aber majestätisch, wie der grollende Poseidon aus den Wogen des Meeres, tauchte der Wirth über das Tischtuch empor und rief den beiden Ankömmlingen gebieterisch zu: „Meine Herren, hier wird nicht für Sie gekocht!“ Sie entfernten sich und Stille herrschte ringsum. „Wessen schweren Vergehens haben sich diese beiden Herren schuldig gemacht, daß die ganze Gesellschaft eine solche Behandlung duldet?“ frug ich erstaunt meinen Nachbar. „Die Herrn haben sich gestern die Bemerkung erlaubt, daß der Braten nicht so gut wäre wie gewöhnlich. Das darf nicht sein. Wir Weimaraner sind sehr empfindlich gegen jeden Act der Polizei von Seiten des Staate und der Commun und würden Zeter schreien, wenn von Censur wieder die Rede werden sollte, aber unsre Wirthe dürfen strengste Polizei üben und haben das Recht, auch nicht den allerleisesten Zweifel gegen ihre Allvortrefflichkeit zu dulden. Höflichkeit darf der Wirth nicht auf die Rechnung bringen, also ist er solche auch nicht schuldig.“

Wir wählten zur Besichtigung der Stadt einen Lohnbiener und machten uns bald auf den Weg.

Schiller's Arbeitszimmer in Weimar.

Es war weder Freitag noch Sommer, also mußten wir mit der Betrachtung der Außenseite von Goethe's Haus uns begnügen und trotz seines weltberühmten Salve! mißmuthig weiter gehen. Die Goethe'schen Erben haben ohne Zweifel ein Recht freiester Verfügung über ihr Eigenthum. Aber dieses ihr Eigenthum ist gewissermaßen zugleich Eigenthum der gesammten deutschen Welt, ein Wallfahrtsort, nach dem Pilger aus allen Welttheilen sich einfinden. So darf man vielleicht wohl fragen, was denn die üble Laune hervorgerufen, welche dieses Denkmal des großen Geistes der Welt verschließt und nur so wenigen Glücklichen an einigen Stunden der Sommerfreitage eröffnet. Diese herbe und befremdliche Maßregel ist nicht gleichgültig für Weimar, sie ist es nicht für Hunderte und Tausende von Reisenden, sie ist es nicht für den nationalen Geist und Sinn. Ist keine Aenderung zu hoffen? Wie könnte man sie erzielen?

Der Cicerone leitete unsere Schritte nach dem Kirchhofe, um unterwegs einen Neubau sehen zu lassen: die Freimaurerloge Amalie. Der Baumeister des Rathhauses hat auch dafür den sogenannten freien gothischen Styl gewählt und, irren wir nicht, finniger und glücklicher als bei dem Rathhaus. Dieser Bau erscheint uns als ein erfreulicher Fortschritt des Künstlers und gehört jedenfalls zu den besten, was Weimar an Bauten besitzt. — Wir standen an dem neuen Kirchhof und der Cicerone bat mich,

mit einem bedeutsamen Wink nach einem Placate an der Eingangsthüre, um gefällige Beseitigung der Cigarre. Richtig, da steht es groß geschrieben: „das Rauchen auf dem Kirchhofe ist bei einem Thaler Strafe verboten.“ Der Mensch ist von Natur ein polizeiwidriges Geschöpf und allzeit geneigt, der Polizei unrecht zu geben, aber ich bin ein ziemlich guter Mensch und freute mich daher herzlich, der Polizei auch einmal ein Belobungsdekret ausstellen zu können für dieses odi profanum vulgus. Es liegt in der That etwas Unschickliches, ja Empörendes darin an dem Orte der Hingeschiedenen, wo Pietät, Schmerz und Trauer ihrer mit der Ewigkeit sie verknüpfenden Betrachtungen, Empfindungen und Träumen sich hingeben, kalt und barsch umherzuwandeln, seiner Neugierde, seinen historischen oder ästhetischen Studien mit Cigarrendampf zu huldigen und alles trifft Menschliche darüber außer Acht zu lassen. —

Der Kirchhof ist gerade keiner der schönsten und sinnigst angelegten noch gepflegten, aber immerhin sehr freundlich. Es gibt ein gutes Zeugniß für Weimars Bewohner, daß man auch in dieser Jahreszeit der reißlosen Schneemonotonie andere Besuche, als die der Neugierde und der Touristen hier findet. Die Betrachtung des Leichenhauses mit allen, von Hufeland angeordneten und von Schwabe vervollkommneten Anstalten zu Verhütung des schaudervollen Lebendig-Begraben-werdens, hatte in diesem Augenblick nichts Lockendes für uns. Wir sehnten uns nach der Fürstengruft, und dort südlich auf der Anhöhe ragt sie hoch empor und harrt bereits der Hofdiener unserer Ankunft. Früher soll es sehr vieler Umständlichkeiten bedurft haben, um diese Fürstengruft besuchen zu können. Dem neuen Hofmarschall muß man zum Ruhm nachsagen, daß er diesen Uebeln ein Ende gemacht und die Betrachtung wesentlich erleichtert hat. Man geht oder sendet in die Hofmarschallamtskanzlei und bestellt, um welche Zeit man in die Fürstengruft wolle und pünktlich wird der Hofdiener auf seinem Posten erscheinen. Auch im Innern ist trefflich für die Besucher gesorgt. Man erwarte kein großes Prunkgebäude. Ueber einem Stufenabsatze steht die von Carl August 1824 durch Coudray erbaute Fürstengruft, ein quadratischer Bau mit dorischem Portal, Segmentfenstern und Kuppelaufsatz. Innen in der Mitte tragen vier Pfeiler, verbunden durch Halbbögen, worin Wappen, das Kuppeldach. An der Rückwand der Altar; vorn im Boden die runde umgitterte Oeffnung, um Licht und mittelst einer Vorrichtung die Särge hinabzulassen in die Gruft. In diese windet links dem Eingang eine steinerne Treppe sich hinunter. Das flache Gewölbe der Gruft senkt sich auf vier niedere breite Mauerpfeiler. — Dem Herabgekommenen rechts herum stehen hier sechsundzwanzig Särge, die ursprünglich in zwei Grüften der Kirche im Residenzschloß beigesetzt waren, nach dessen Brande 1774 in einem untern Gewölbe desselben bewahrt, 1825 hier in die neue Gruft versetzt wurden. Diese sechsundzwanzig Särge umschließen von Herzog Wilhelm, † 1662, an sechsundzwanzig Glieder des Fürstenhauses, die das Verzeichniß auf dem ersten Sarge rechts oder der Hofdiener nennt. Am 16. December 1827 ließ Carl August Schiller's Reste von dem Jakobskirchhofe hierher versetzen, 6 Monate später eröffnete sich die Gruft für Carl August's Leiche, am 26. März 1832 stellte man Goethe's Sarg neben den seines Freundes. Die Särge von Goethe und Schiller stehen gerade der Thür gegenüber....

Dies Alles erzählt man so ruhig, als wenn gar nichts Besonderes daran und Alles nur ein Frühlingstraum wäre, sobald der Hofdiener seine zwanzig Wachskerzen in der Gruft wieder ausgelöscht hat. Dennoch hat man etwas so Außerordentliches gesehen, wie es weder die Westminsterkirche des stolzen London, noch das Pantheon des übermüthigen Paris, noch Roms unvergänglicher Dom aufzuweisen haben. Es ist die feierliche und glänzende Anerkennung des Göttlichen, das von Gottes Gnaden in Männern, die nicht von Fürstinnen geboren worden. Es ist eine heilige Testamentsclausel für alle Throfolger Weimars, auf welchen Bahnen sie Heil und Ruhm erstreben, für welchen Geist sie einstehen sollen mit Arm und Mund und Herz. Es ist ein Hallelujah hehren deutschen Fürstensinnes, das die Nation vor Verzweiflung bewahrt, wenn sie aller schmachvollen Dinge der neuern Zeit gedenkt. Ja, wenn Deutschland jemals den schönen Ostertag seiner Nationalität zu feiern berufen ist — aus dieser Fürstengruft mit den beiden Dichtersärgen wird er emporsteigen. Hätte Weimar garnichts als diese Fürstengruft, so wäre es doch für jeden Deutschen der Mühe werth, hieher zu wallfahrten, ein Lorberblatt von diesen Särgen zu pflücken, vor Carl August's Sarkophag ein Knie zu beugen, ein Gebet zu sprechen für Deutschlands Heil und Ehre.

Wie gern wir auch dem edeln Sinne Carl Friedrich's und Maria Paulowna's ehrfurchtsvoll gehuldigt, den schönsten Schmuck des Weimar'schen Schlosses — die Dichterzimmer betrachtet hätten, es fügte sich nicht, wir hatten kaum noch zwei Stunden Zeit für uns. So entschlossen wir uns denn zu einem Besuch von Schiller's letzter Wohnung auf Erden, welche jetzt von dem Stadtrathe treulich gepflegt, täglich und stündlich für Jedermann offen steht.

Die alte Esplanade am alten Frauenthor, wo Linden und Schüttengraben einen oft sehr unentschiedenen Kampf um die Oberherrschaft über die menschliche Nase geführt haben sollen und Reihen von Gärten dem Gartengeschmack Weimars nicht gerade ein Loblied singen, ist nun verschwunden. Sie hat sich in eine sehr stattliche Straße verwandelt und den Namen Schillerstraße gewonnen, kaum zweihundert Schritte von dem Goetheylag anfangend, endigend an dem unvergänglichen Wittthumspalais von Anna Amalie. Ohngefähr in der Mitte der nach Süden schauenden Seite dieser Straße, an der Ecke einer kurzen Verbindungsgasse steht ein unansehnliches, nur sechs Fenster breites Haus, mit sehr niedrigem Erdgeschoß und zwei Etagen hoch. Die Schrift über der Thür sagt uns, daß es Schiller's Haus ist. Hier wohnte er die letzten drei Jahre seines Lebens.

Einem flinken Reduer in der Judengasse entschlüpften einmal die Worte: „Welchen Anlaß haben wir, uns so gewaltig über die Juden zu erheben? Wir sind ja nicht mehr als verkehrte Juden: sie bedecken ihr Haupt an Orten tiefster Ehrfurcht, und wir entblößen das Haupt.“ So erging es mir unwillkürlich beim Betreten des Flurs dieser heiligen Halle und der überaus gefällige Cassellan hatte nicht wenig Mühe, mich zur Bedeckung des Hauptes zu bewegen, da in den oberen Räumen nicht gebeizt wird. Eine Dame unserer Gesellschaft war von Neugierde getrieben an die Hinterthür gerathen und rief voll Entzücken:

„Schiller's Gärtchen!“ — Dieses Gärtchen umfaßt ohngefähr 6 □ Ruthen und enthält nichts mehr von Schiller, als den nun prachtvollen weiten Weinstock, der einst die Laube seiner Zurückgezogenheit und Erholung im Grünen bildete, als noch Garten an Garten sich reihte. Jetzt ist es ein, zwischen den Mauern von 3 Häusern eingeschlossener, und für die auf der Straße Vorübergehenden sichtbar gemachter, fast sonnenloser Raum, der sich durch die Sorgfalt des wackern Castellans jährlich in ein sehr niedliches Blumengärtchen verwandeln soll und mit der herrlichen, über zwei Stockwerke hohen wilden Rebe Schiller's prunkt. Uns drängte es nach andern Räumen, und da wir weder Architekten noch Archäologen sind, so verschmähten wir den Besuch des Schiller'schen Buschhauses, obgleich es uns sehr merkwürdig wegen seines Gewölbes geschildert wurde und einst Weimars Münzstätte gewesen ist.

Unser eigentliches Ziel, Schiller's Wohnung, umfaßt das zweite Stockwerk. Ein wohlthuender Schauer durchrieselte uns, als der Schlüssel des Castellans in dem Schloß sich drehte. Die Thür geht auf: Wir stehen in einem Vorsälchen mit allerlei Bildern und Gipswerken geschmückt, worvon nichts dem großen Dichter gehörte, weil keine Erinnerung sich der unter ihm hier bestandenen Einrichtung entsinnen konnte. Der Thür gegenüber am Boden stehen Dutzende reinlicher Hausschuhe — für die Besucher. Man muß sich bequemen, sie als Ueberschuhe anzuziehen, damit man nicht der Arbeit der Frauen und Mädchen Weimars im nächsten Zimmer wehe thue. Man ist noch nicht in dem eigentlichen Heiligthum. Auch von dieses Zimmers Einrichtung unter Schiller ist nichts mehr bekannt, und so hat man, meines Erachtens, wohl gethan, eine solche Einrichtung einst fingiren zu wollen. Das wirklich schöne Geschlecht Weimars stickte mit vereinten Kräften einen köstlichen Blumenteppich für den Fußboden und reizende Ueberzüge für die Polster. Der Stadtrath ließ das Zimmer malen und durch Arabesken am Deckengesims manche Gedichte Schiller's illustriren. Ob Wille und That, Kunst und Geschmack hierbei immer Hand in Hand gegangen, habe ich in der That keiner Untersuchung gewürdigt: die Kritik muß zu rechter Zeit frei sprechen, aber auch zu rechter Zeit zu schweigen wissen, an geweihten Stätten dem Gefühl sein heiliges Recht unverkümmert lassen.

Die dritte Thür eröffnet das eigentliche ersehnte Heiligthum, Schiller's Arbeits- und Schlafzimmer. Die unsere Menschennatur begann sich auch in mir zu regen und sprach sich bei den Damen durch seltsame O! und Ach! und Ei! lebendiger aus. Der Contrast dieser Einfachheit mit dem Prunk des vorliegenden Zimmers macht Anfangs einen nicht angenehmen, fast schmerzlichen Eindruck. Unwillkürlich denkt man sich den großen Lieblingsdichter der Nation hier auf dem weinvollen Krankenlager in beengten äußeren Verhältnissen. Dieses unangenehme Gefühl würde sich nicht aufdrängen, wäre es vergönnt gewesen unmittelbar zuvor die fast noch größere Einfachheit vom Studir- und Schlafzimmer des nach außen viel mehr begünstigten Goethe zu betrachten. Die deutschen Größen jener Zeit hatten noch keinen Sinn für das elegante Comfort- und das prunkende Nippeswesen unserer modernen Arbeitszimmer, im Gegentheil schien ihnen nur wohl zu sein in einer gewissen Vergegenwärtigung ihrer früheren Wohnungen und Schulanstalten und auf Universitäten, und sie hatten deshalb mitunter manchen schweren Strauß mit ihren Frauen zu bestehen. Sie überließen sich gern dem süßen Hang zu dem Gewohnten, und fühlten sich behaglich in einer Bequemlichkeit, die auf keine Weise durch Glanz sie genirte, dem Verkehr und dem Träumen mit den Musen so hold war, in einer Art von Durcheinander dennoch eine gewisse Ordnung aufrecht erhielt, leicht finden ließ, was man gerade brauchte und suchte.

Unter den mehrfach über einander geklebten Tapeten hatte man glücklicherweise noch Schiller's Tapete gefunden. Da sie selbst unmöglich ganz zu Tage gefordert werden konnte, fertigte ein biesiger Fabrikant getreu nach dem Muster eine neue. Diese Form wird gewiß nicht Mode werden, sie erinnert in Allem an Armuth in Kunstfertigkeit und Geschmack. Aber hier hilft sie die Seele in die rechte Stimmung zu versetzen und eine gewisse Harmonie über alle diese Dinge zu verbreiten: Schiller's Schreibtisch und Tabaksdose, sein außerordentlich einfaches Bettgestell, sein Clavierchen, das ihm so oft Erholung und Schwung verlieh, die Guitarre, die unansehnlichen Wandbilder mit ihren armen Rahmen, die einfachen Stühle. Das Alles beschäftigte die Herzen und Phantasien unserer weiblichen Wesen beinahe ausschließlich, sie konnten nicht loskommen von Betrachtungen und Vergleichungen zwischen damals und jetzt und wollten nicht begreifen, wie Frau von Schiller eine solche Möblirung ertragen, wie Schiller selbst in solcher Umgebung seine Seele zu so erhabenen Gedanken, Gefühlen und Anschauungen aufschwingen konnte.

Die Schillerbibliothek wird täglich interessanter: die verschiedenen Ausgaben von Schiller's Werken, die Uebersetzungen Englands und Frankreichs, andere auf Schiller selbst oder seine Werke Bezug nehmenden Bücher, sammeln sich mehr und mehr. Es ist in der That der Mühe werth, durch wiederholte öffentliche Aufforderungen an Buchhändler in Deutschland, England und Frankreich dieser werthvollen Schiller-Bibliothek fort und fort neuen Zuwachs zu verschaffen, nach und nach der Vollständigkeit näher zu kommen. Daraus sollten sich die Redactionen der deutschen Hauptzeitschriften ein eigenes angelegentliches Geschäft machen und auch daran erinnern, daß wir 1859 das Fest aller Deutschen, Schiller's Säkularfeier zu begehen haben. Die Nation bedarf solcher Aufrechterhaltung und Ermunterung, ihre Einheits- und Centralelemente beruhen ja lediglich in den großen Geistern, die deutsch schreiben und unsere Sprache zu ihrer vollen Herrlichkeit herangebildet haben.

Endlich hatten sich die Frauen von der Mobiliarinspection losgemacht und waren nun an das Fremdenbuch gerathen, worin auch wir unsere werthen Namen eintragen mußten. Auch abgesehen von der allgemöhnlichen Neugierde, gewährt die Durchsicht dieses Buchs der Schillerhausbesucher einen eigenthümlichen Reiz und fesselt unwiderstehlich. Es ist keine Höhe und keine Tiefe der Gesellschaft, es gibt keinen noch so obscuren Winkel Deutschlands, der nicht hier mit einigen Namen vertreten wäre, die Throne haben ihre Repräsentanten hierher gesendet und aus allen Landen Europa's kamen Besucher der Stätte, die der Seher und Prophet des neunzehnten Jahrhunderts bewohnt hatte. Nord- und Süddamerika sendeten ihre Boten des Grußes und der Verehrung den Manen des Sängers der Humanität und der edelsten Freiheit. Wie peinigte und

ängstigte sich sein Herz im Anblick aller politischen und socialen und philosophischen Bedrängnisse, Wirren und Uebelstände des alten Herkommens, des Aberglauben und des eingefleischten Despotismus, wie mächtig griff er in die Saiten gegen alle diese Ungethüme und wie tief schnitten seine Worte in den alten Krebsschäden ein. Ach, welche glühenden Thränen und Schmerzen hat der gütige Himmel diesem Edlen und Herrlichen erspart, indem er ihn 1848 und die spätern Jahre nicht erleben ließ.

Einige biedere Buchhändler dürfen sich freuen, ihre beträchtlichen Opfer für Gründung des Schillers-Albums nicht fruchtlos gebracht zu haben. Schriftsteller, Dichter, Tonsetzer, Maler und andre Männer des Geistes drängen sich immer mehr und mehr herzu, dem Andenken Schiller's hier ein Blättchen zu widmen. Auch hierin liegt eine würdige Aufgabe der deutschen Zeitschriften: sie sollen von Zeit zu Zeit an dieses Album erinnern, zur weiteren Betheiligung anmuntern. Wie viele auch erschienen sein mögen, so sind doch der Berufenen noch mehr, und der dritte Band hat noch der leeren Seiten manche. Dieses Album sollte zur Säkularfeier von 1859 in einer Prachtausgabe veröffentlicht werden, es gäbe ein köstliches Memorabile, wie wir ein zweites bis jetzt nicht besitzen. Fortsetzen soll man es, immer fortsetzen und von zehn zu zehn Jahren veröffentlichen. Was auch noch Großes und Herrliches dem Reich der deutschen Poesie erblühen möge, Schiller's Werke werden unvergänglich und sein Name für jeden Deutschen stets ein geweihter bleiben!

Aus der Menschenheimath.

Briefe

des Schulmeisters emer. Johannes Frisch an seinen ehemaligen Schüler.

Achter Brief.

Die wissenschaftlichen Namen der Thiere und Pflanzen.

Du beklagtest Dich neulich über meine garstigen „unverständlichen Namen" der Thiere und Pflanzen. Ohne Zweifel verstehst Du damit die wissenschaftlichen, aus der lateinischen und griechischen Sprache entlehnten Benennungen, welche ich namentlich neulich, als ich Dir von den Diakomeen schrieb, gebrauchte, ohne daneben deutsche hinzuzufügen. Ich gestehe Dir, mein Freund, daß ich diese Klage vorhergesehen, ja sogar erwartet habe. Dadurch erhalte ich nun von Dir selbst Veranlassung, Dir darüber Einiges zu schreiben, was Dir außerdem vielleicht gar zu trocken und uninteressant erschienen sein würde. Du kannst Dich über diese wissenschaftlichen Namen in meinen deutschen Briefen an einen deutschen Bauersmann, der nicht Lateinisch und Griechisch versteht, kaum mehr ärgern als ich selbst; aber — ich weiß nicht zu helfen.

Ich muß es daher versuchen, Dich mit den „garstigen, unverständlichen Namen" auszusöhnen, oder Dich wenigstens über die Art der naturwissenschaftlichen Namengebung zu verständigen.

Sieh, mein lieber Freund, wie die Natur allen Menschen gemeinsam angehört, so ist auch die Wissenschaft der Natur so recht eigentlich eine allgemein menschliche Wissenschaft, welche sich nicht um die trennenden Schranken kümmert, durch welche die Menschen — ich will blos bei den Europäern stehen bleiben — in Deutsche, in Engländer in Russen, in Franzosen, in Schweden, in Dänen, in Italiener, in Spanier und Türken zerfallen. Diese trennenden Schranken bestehen namentlich in der Sprachverschiedenheit. Die Naturwissenschaft ist das schöne Band, durch welches jene sprachgetrennten Menschen geeinigt werden. Keine Wissenschaft ist so sehr wie die Naturwissenschaft ein Werk, an welchem sich alle gebildeten Völker der Erde gemeinsam betheiligen, mögen sie Deutsch oder sonst wie sprechen. Bedenke, daß es wenigstens 200,000 bekannte Thier- und Pflanzenarten giebt. Hätte nun jede derselben blos einen Volksnamen, so hätte allein z. B. der Maikäfer in Europa etwa 16 verschiedene Namen (einen deutschen, einen englischen, türkischen ꝛc. ꝛc.); das gäbe, auf jedes der 200,000 Thiere und Gewächse angewendet 3,200,000 Namen! Wollte nun ein deutscher Naturforscher englische, französische und italienische naturgeschichtliche Werke studiren, so müßte er, außer der Kenntniß dieser Sprachen, auch noch dreimal 200,000 also 600,000 Namen der Thiere und Pflanzen kennen, welche jene 3 Nationen denselben geben. Das würde geradehin eine Unmöglichkeit sein und — das Studium der Naturwissenschaft würde aufhören, ein allen Nationen gemeinschaftliches zu sein und es würde bald nur eine deutsche, eine englische, eine französische Naturwissenschaft und so fort geben.

Hier kommen nun aber die überall verbreiteten beiden alten Sprachen als Helferinnen in der Noth trefflich zu statten. Jedes neuentdeckte Thier und Gewächs erhält sofort von seinem Entdecker einen aus Wörtern dieser beiden Sprachen gebildeten Namen, mag der Entdecker sonst eine Sprache reden wie immer, der sofort von den Naturforschern aller Nationen angenommen wird. Findet ein europäischer Naturforscher, mag er ein Norweger oder ein Spanier sein in einem Buche den Namen Coccinella bipunctata, so weiß er, welches Thier damit gemeint ist. Es ist der wissenschaftliche Name unseres — ja wie nennt Ihr denn in Eurem Dorfe dieses kleine allbekannte hellkreisförmige Käferchen mit den zinnoberrothen Flügeldecken, mit 2 schwarzen Punkten und den 2 weißen Flecken auf dem schwarzen Halsschilde? Ich könnte Dir jetzt wenigstens 10 deutsche Namen für dies Thierchen herzählen, welche es in den verschiedenen Theilen Deutschlands hat. Da siehst Du, wohin die Verwerfung der wissenschaftlichen Namen führen würde. Es würde eine babylonische Sprachverwirrung werden; denn jener bekannte Käfer,

ich meine das Marienkäferchen, auch Gotteskühlchen, Gotteschäfchen genannt, hat ebenso in England und Frankreich seine zehnerlei Volksnamen.

Du siehst also, welch einen außerordentlichen Vortheil die wissenschaftlichen Namen gewähren.

Ich will Dir aber noch eine andere Seite der Sache vorhalten.

Du mußt im Auge behalten, daß nationale Benennungen neben den wissenschaftlichen für die Naturwissenschaft ganz ohne Bedeutung sind. Sie würden, wenn die Entdecker neben den wissenschaftlichen immer auch einen nationalen Namen bilden wollten, von den Naturforschern ganz unbeachtet bleiben. Wir würden also in Europa jedes Jahr im mindesten Falle 8000 neue Nationalnamen erhalten, denn 500 neue Thier- und Pflanzenarten werden jährlich mindestens entdeckt, die blos gemacht würden, um wieder vergessen zu werden. Warum? weil von ihnen nur äußerst wenige in's Volk eindringen würden, welches nur selten von neuen Entdeckungen, weil diese meist seltene und ausländische Thiere und Pflanzen sind, Kenntniß nimmt. Die dem Volke von Alters her bekannten Thiere und Pflanzen haben schon Volksnamen, hier diesen, zwei Stunden davon oft schon wieder einen andern. Die läßt sich das Volk auch nicht nehmen, wenn es den Naturforschern auch einfallen sollte, einen davon gewissermaßen zu sanktioniren. Deutsche Thier- und Pflanzennamen, um als Deutsche zu reden, giebt das Volk ohne Zuthun der Gelehrten; ja gegen den Ausspruch derselben. Die Namengebung ist bei dem Volke Sache des Gemüths und der Einbildungskraft. Da läßt es sich nicht hineinreden.

Wo freilich für eine Thier- oder Pflanzenart ein deutscher Name vorhanden ist, da werde ich ihn gewiß stets brauchen, und den wissenschaftlichen blos zu mehrer Sicherheit vor Mißverständniß hinzufügen.

Ich denke so: Wenn Jemand Thiere und Pflanzen kennen lernen will, so muß er sich auch die Namen gefallen lassen, bei deren Nennung er sicher ist, daß keine Verwechselungen stattfinden. Hat ja doch jedes Gewerbe, denke dabei auch an die Waidmannssprache, seine eignen Benennungen. Ich möchte die Naturwissenschaft — verstieht sich nicht mit gelehrter Gründlichkeit und Vollständigkeit — das Universalgewerbe jedes rechten Menschen nennen. Nun so muß auch jeder Mensch sich den Formen, wenn sie zweckmäßige sind, nach Kräften fügen. Ich kenne ja manchen Bauer und Handwerker, welcher in der naturwissenschaftlichen Namengebung ganz zu Hause ist und über seinen Sammlungen seinen Acker und seine Werkstatt durchaus nicht vernachlässigt.

Siehst Du, mein lieber Freund, so steht die Sache. Bist Du noch nicht beruhigt, so schreib' mir weiter darüber.

Blätter und Blüthen.

Die dienende Classe in England. Die menschliche Gesellschaft ist darauf angewiesen, daß man sich gegenseitig ergänze, und aus diesen Leistungen des Einen für den Andern entspringt das Wohl Aller. Nur stehe Jeder recht auf seinem Platze, und leiste, was er sich zu leisten vorgesetzt, mit seinem besten Wollen, dann wird ihm auch Anerkennung nicht fehlen. Jede Arbeit hat ihren Werth, sobald sie wohlgethan ist. —

Die dienende Classe in einem Staate hat einen weiten Begriff. Wir verstehen darunter alle Jene, die ihre Leistungen, worin dieselben auch bestehen mögen, einer Person anbieten und von dieser, als Gegenleistung, eine bestimmte Summe empfangen. — Darum nennt sich in England jeder vom Staate besoldete einen Diener der Königin, obwohl die Königin dort nur nominell den Namen der Herrin führt, denn auch sie empfängt dort ihren Gehalt vom Staate. Ebenso nennt sich das Militär im Dienste der Königin, doch fließt auch dessen Sold nicht aus der Casse derselben, sondern aus der des Landes.

Die dienende Classe in einem Staate ist daher eine weit verzweigte und in jeder Sphäre des gesellschaftlichen Verbandes ist sie zu finden, und eigentlich nur der Landbesitzer und der Bürger, der ein Handwerk treibt, sind im weiteren Sinne nicht persönlich abhängig, sie dienen nicht. Man bezeichnet nun noch im Besonderen diejenigen als der dienenden Classe angehörig, die in eine Familie treten, um den Gliedern derselben jene Hülfe zu leisten, deren sie in der Führung des Hauswesens und auch sonst bedürfen. Sowohl Frauen als Männer wählen diesen Zweig der Beschäftigung, weil sie gleich aus dem älterlichen Hause, so wie sie herangewachsen sind, hierzu übergehen können, und keine Kosten der Erlernung eines Erwerbes damit verbunden sind. In England hat jede Familie ein eigenes Haus; je größer dasselbe ist, je mehr Hände sind erforderlich, um die Ordnung desselben zu erhalten. Ein ganz junges Mädchen sucht nun in einem recht großen Hause eine Anstellung zu bekommen, damit sie von den ältern und erfahrenern Dienerinnen lerne. Da giebt's denn wieder verschiedene Zweige, denen sie sich widmen kann; entweder die Küche, oder das Haus, oder auch die persönliche Bedienung bei den Damen. Wählt sie die Küche, so wird sie als Küchenmädchen unter eine Köchin gestellt, die sehr erfahren ist und zwei bis drei hundert Thaler bekömmt. Sie muß aufwaschen, muß scheuern, putzen, aber immer nur in der Küche, die unter der Erde ist, was man das Souterain nennt. Früh Morgens ist sie die Erste auf und zündet das Feuer an und bereitet alles vor zum Frühstück. Die Köchin hat ein Zimmer neben der Küche an, wo sie mit den ersten Mädchen und Dienern frühstückt; die Küchenmagd aber bleibt in der Küche, wo sie ihren Thee mit Jenen trinkt, die, wie sie, erst ihre Lehrjahre durchmachen. Ebenso beim Mittagstische, denn auch dann liegt noch Arbeit vor ihr, die ihr verbietet reinlich und ordentlich gekleidet zu sein. Zum Abend aber, wo Jeder seine Aufgabe gemacht, da zieht sie ein sauberes Kleid an, setzt eine reine Mütze auf, und erscheint in einem großen Zimmer, wo nun das sämmtliche Personal zum fröhlichen Mahle versammelt ist.

In England verschließt man keine Speisen. Die Köchin schaltet und waltet mit den Vorräthen und zeigt an, wenn dieselben aufgezehrt sind. Sie erhält ihre Befehle und das Uebrige ist ihrem Ermessen überlassen. — Für die Diener

sorgt sie. Satt essen darf sich Jeder, Zucker, Thee, Bier, wird monatlich Jedem zugetheilt, da mag er nach Belieben schalten. Zu naschen, oder die Speisen zu begehren, die nicht für ihn bestimmt sind, fällt keinem ein; dazu respectirt sich Jeder zu sehr. Daßelbe findet im übrigen Theile des Hauses statt. — In den Schlafzimmern ist nichts verschlossen, die Wäscheschränke sind offen, und Putz und Schmuck jeder Besichtigung frei. Aber keine unberufene Hand rührt etwas an, keine Neugierde wagt sich an diese Dinge, keine Lust am Besitze gewannt hier den Sieg über das Recht des Eigenthümers. Die dienende Classe respectirt sich zu sehr, um den kleinsten Schritt vom Wege des Rechten abzugehen. Dafür wird sie aber auch wieder respectirt. Von einem Befehle ist hier kaum die Rede. Gleich beim Eintritt werden Jedem die Pflichten seines Postens angedeutet. Das reicht hin. Von da an ist Alles pünktlich vollbracht, und die Besitzer des Hauses scheinen sich um nichts zu bekümmern, so ganz wie von selbst geschieht hier Alles. Ein Erinnern, Schelten, ein Wort des Zornes hört man nicht. — Findet man, daß ein Diener oder eine Dienerin ihre Pflichten nicht erfüllt, so sagt man, daß man nicht zufrieden sei, und sucht ein anderes Individuum für den Posten; denn Jeder ist einmal verantwortlich für sein Thun, das Amt, das er übernommen, muß er allein versehen, damit ihm allein auch die Ehre bleibe. — Hier in Deutschland heißt es immer, man dürfe Niemand in Versuchung führen, dürfe darum kein Geld liegen lassen ꝛc., und wieder wird Naschen für kein Vergehen gehalten und die Frau vom Hause wagt nicht einmal die übriggebliebenen Speisen von der Tafel tragen zu lassen, ohne ihre Aufsicht. Welch eine Beleidigung der Menschenwürde liegt hierin! — Wie kann ich den achten, der mir ein Stück Zucker nehmen wird, sobald ich den Rücken wende? — Und was vor Allem Noth thut in den gegenseitigen Beziehungen des Lebens ist doch die Achtung, — der Respect — aus welchem jene Respectabilität emporwächst, die den ehrenwerthen Bürger des Staates, und die das Vertrauen des Menschen zum Menschen erweckt, diese schönste Basis alles Beisammenlebens, — auf der wir hier zu fußen fast verlernt. —

A. B.

Ueber Nahrungsmittel. Es gehört zu den Kennzeichen der ächten Wissenschaft, daß sie schließlich immer ihre wohlthätigen praktischen Folgen für die Gesammtheit äußern muß. Die Forschungen der Chemie z. B. haben ungemein erfolgreiche Aufschlüsse über eine der wichtigsten Gegenstände der menschlichen Oekonomie, über die Nahrungsmittel gegeben. Wer würde nicht mit Interesse vernehmen, wenn die Wissenschaft der vorliegenden Erfahrung den Wink giebt, daß die in neuerer Zeit so häufig vorkommenden Ausfälle der Kartoffelernten keineswegs so arg zu beklagen seien, wenn man nur statt der Kartoffeln vernünftig gewählte Stellvertreter baue. Es giebt bessere Nahrungsmittel als die Kartoffeln; es handelt sich nur darum, diese Erkenntniß, wo es sich thun läßt, in's Leben einzuführen. Moleschott, dieser eben so geistreiche, wie gründliche und unermüdliche Forscher, sagt darüber u. A. Folgendes: „Zu suchen braucht man diese besseren Nahrungsmittel wahrhaftig nicht, viel weniger kostbare Reisen zu dem Zweck zu unternehmen und mühsam neue Pflanzungen einzuführen. Bohnen doch Erbsen, Bohnen und Linsen vor unsern Augen. Erbsen, Bohnen und Linsen enthalten annähernd so viel Eiweiß (Erbsenstoff) wie unser Blut, sie enthalten zwei- bis dreimal so viel Fettbildner als Erbsenstoff und die Blutsalze in reichlicher Menge. Trotz dem höhern Preise und der kostspieligeren Bereitung sind Erbsen, Bohnen und Linsen billiger als Kartoffeln. Sie sind im Stande, gut gemischtes Blut zu erzeugen, Hirn und Muskeln zu kräftigen. Kartoffeln können dies nicht. Erbsen, Bohnen und Linsen werden durch ihre Nahrhaftigkeit um so viel billiger als Kartoffeln, wie Eisen billiger ist als Holz, wenn es sich um Schienen für unsere Dampfwagen handelt. Erbsen, Bohnen und Linsen geben Kraft zur Arbeit, sie verdienen sich selbst, während eine anhaltende Kartoffeldiät unfehlbar Schwäche und Siechthum nach sich zieht. Wer vierzehn Tage im wörtlichsten Sinne von nichts als Kartoffeln lebt, wird nicht mehr im Stande sein, sich seine Kartoffeln selbst zu verdienen."

Wilhelm Beseler, der einstige Statthalter von Schleswig-Holstein, jetzt unangefochten in Braunschweig lebend, hat so eben unter dem Titel: der Prozeß Gervinus, die sämmtlichen Actenstücke und Verhandlungen dieses merkwürdigen Rechtsfalles nebst dem Rechtsgutachten der Universität Göttingen in einer 14 Bogen starken Broschüre veröffentlicht. In der Vorrede spricht sich Beseler über die Unabhängigkeit des Richters und über die Schimpflichkeit einer etwaigen Unterordnung unter fremdartigen Rücksichten in einer Weise aus, die wir hier nicht wiederholen mögen. Er weist energisch und mit Schärfe darauf hin, daß der Hermelinmantel des Richters nur dann fleckenlos bewahrt werde, wenn das Gesetz die einzige Richtschnur der Entscheidung ist."

Papierverbrauch. Alle Anzeichen weisen darauf hin, daß der literarische Markt für das kommende Jahr viele und interessante Neuigkeiten bringen wird. Es sind einzelne Sammelwerke angekündigt, die literarisch und geschichtlich von Bedeutung sind, wie z. B. das kleine Brockhaus'sche Reallexicon, verschiedene National-Bibliotheken deutscher Classiker, ꝛc. ꝛc. Die Papiermühlen sind in voller Thätigkeit und können kaum dem Bedarfe genügen. Es fehlen Lumpen, so viele es auch in Deutschland geben mag. Der Verbrauch giebt enorme Summen. Um nur ein Beispiel aufzuführen, führen wir an, daß der Illustrirte Dorfbarbier, also eine Wochenschrift von nur Einem Bogen, jährlich, mit dem dazu gehörigen Intelligenzblatt Eine Million, 440,000 Bogen verbraucht. Von allen in Deutschland erscheinenden Zeitschriften hat allerdings der Dorfbarbier die stärkste Auflage. Welcher enorme Verbrauch aber stellt sich bei Zeitungen von 10 und 12,000 Expl. Auflage heraus, die täglich und 2 Bogen stark erscheinen?

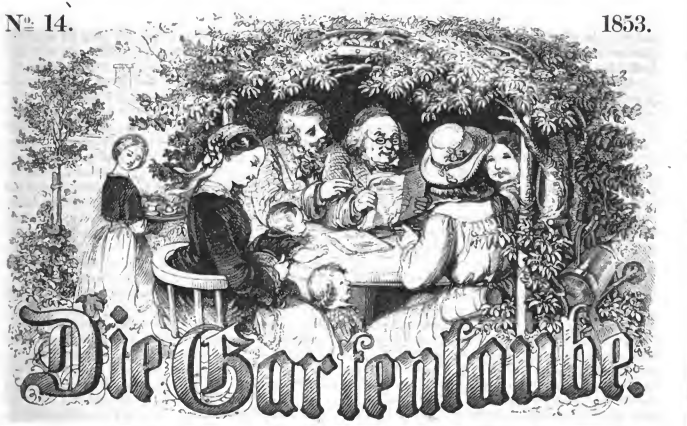
Gustav Heubner's Schauspiel: **Wittekind,** ist am 29. März in Leipzig über die Bretter gegangen und hat trotz der mangelhaften Aufführung sehr gefallen. Besonders der dritte und fünfte Akt sprachen sehr an, am Schluß wurden die Darsteller und der Verfasser gerufen. E. K.

Mit dieser Nummer schließt das erste Quartal und ersuche ich die geehrten Leser das Abonnement schleunigst zu erneuern.

Ernst Keil.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Schnellpressendruck von Giesecke & Devrient in Leipzig.

№ 14. 1853.



Die Gartenlaube.

Familien-Blatt. — Verantwortlicher Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich ein ganzer Bogen mit Illustrationen.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter für 10 Ngr. vierteljährlich zu beziehen.

Das gebrochene Herz.

Wahre Begebenheit aus Englands Gegenwart.

Von

H. Beta.

Wie manche andere Deutsche hatte auch ein Universitätsfreund von mir in England eine Hauslehrerstelle bekommen. Er fühlte sich glücklich in seinem neuen Wirkungskreise und schilderte mir seine „Jungen" als so lustige, übermüthige Burschen und die Aeltern als so brav und bieder, daß ich endlich seinen Einladungen, ihn zu besuchen, folgte. Die rasend schnelle Eisenbahn brachte mich binnen wenigen Stunden von London nach Norwich, von wo mich der ehemalige Berliner Referendar und jetzige englische „tutor" in einer Privat-Equipage nach seiner neuen Heimath abholte. Ein Paar derbe Jungen mit schwarzen Jacken, wunderschönen, glänzenden Augen, feinen, blühenden Gesichtern und ernsten Gasterbüten bewiesen mir gleich auf dem Wege viel Achtung und Freundschaft, blos weil ich einen „Schnurrbart" trug. Lange und alle Tage hätten sie ihren „tutor" aufgefordert, Barbiermesser und Oberlippen einander zu entfremden, aber vergebens; nun sollten aber doch die Leute zu Hause an mir sehen, daß sie wirklich einen „ausländischen" Hauslehrer hätten. Er selber, und das sei jammerschade, spräche so gut Englisch, daß man ihnen immer nicht glauben wolle, wenn sie versicherten, er sei vom Continent; mein schlechtes Englisch und mein Schnurrbart solle sie nun aber endlich eines Besseren belehren. Nachdem Bill, der ältere, mich versichert hatte, er werde und wolle nie etwas Ordentliches lernen, denn ersteus störe es die Heiterkeit und zweitens gäbe es in Australien Gold genug, das man desto besser graben könne, je dümmer man sei, fuhren wir durch das breite, eiserne Gitterthor des prächtigen Landsitzes, als dessen Schulmeister mein Freund hier blühte und bereits ziemlich fett und feist geworden war. Wie fett und schwer ruhte ringsum Epheu auf den Mauern, welche Fülle und Reinheit ringsum, welche üppige Parkaussichten über das herrliche Rasengrün hin!

Doch was ist alle Herrlichkeit der Natur gegen eine edle, würdige Menschengestalt? Wahre Ehrfurcht ergriff mich vor dem Adel und der sinnigen, ehrlichen Milde, womit mir die Herrin des Hauses entgegenkam. Freilich ließ man mir keine Zeit, mich vorstellen zu lassen. Dick riß mich nach der einen und Bill nach der andern Seite: ich sollte die Kaninchen des ersteren und den „Pony" des letzteren in Augenschein nehmen, während

mich eine sehr in's Rothe spielende Blondine von sechszehn Jahren, aber mit zehnjähriger Kindlichkeit bat, ihren Tauben den Vorzug zu geben. Welche Heiterkeit und Lebensfülle, welche sprudelnde Naivetät in diesen blühenden Jugendgestalten! Da steht die Turnanstalt, weiter hin blinkt ein großer See mit Kähnen und Gondeln, wo sie sich alle Tage baden und um die Wette rudern. Und dort die Kühe und jungen Ochsen, wie rund und rein und klug! Jeder hört auf seinen Namen und kommt weit her, blos um sich ein Bischen streicheln zu lassen. Die Hühner und Hähne, darunter stolze, riesige Asiaten aus Calcutta, welche Eier legen sie zum Frühstück! Immer Bewegung, Leben, Kraftübung, herrliche Natur, kräftigstes Nunstead, derbes Bier, feurigen Wein, Eier, Speck, Schinken, Haschen und Häuseln, Betten und Wagen — o welche Lust, dort Schulmeister zu sein!

Nach zwei Stunden aber hatte das Alles seinen Reiz verloren. Ich war der Dame des Hauses vorgestellt worden, und fortan beschäftigte mich ihr edles Gesicht, ihr ruhiges, trauriges Auge so ausschließlich, daß ich Alles um mich her vergaß. Was ist der Zauber in diesem klassischen, blassen Antlitz? Sie ist eine hohe Vierzigerin, und Alles, was man mit Liebe zu einem weiblichen Wesen in Verbindung bringen könnte, war von meinem mir selbst unerklärlichen Interesse für diese Augen ausgeschlossen. Gäste kamen und gingen, und sie war eine Wirthin und Herrin in ihrer prächtigen Behausung, wie ich nie etwas Aehnliches gesehen: sie machte die Honneurs mit einer Würde und Grazie, mit einer Milde, Herzlichkeit und Vornehmheit zugleich und immer mit so geheimnißvoll traurigen und treuen Augen, daß durch ihr Lächeln mit den Fröhlichen, ihr Lachen mit übermüthigen Kindern, ihr Scherzen mit den Gästen stets ein innerer, tiefer Schmerz hindurch zu tönen schien. Sie war gesund, schön, reich, gebildet, glücklich als Mutter und Gattin und in letzterer Beziehung in einem beneidenswerthen Grade. Ihr Gatte behandelte sie stets noch wie der glücklichste, jugendliche Anbeter in den ersten Flitterwochen, und etwas Fröhlicheres, Gesunderes, Witzigeres, als ihre Kinder, konnte man kaum sehen. Ich konnte keine andere Erklärung für diesen melancholischen Reiz ihrer Augen finden, als eine alte, tiefe Herzenswunde, welche die gütige Hand der Zeit gründlich zu heilen nicht im Stande gewesen war. Ein tragischer Zufall ließ mich bald tiefer in dieses edle, leidende Herz blicken.

Ich war schon beinahe vierzehn Tage Gast des Hauses gewesen und fühlte mich so glücklich, wie in einer neu gewonnenen Heimath. Der Schulmeister gab den wilden Jungen eines Abends den üblichen Unterricht, und ich ließ mich während der Zeit nachlässig auf dem See herumtreiben, wobei mir Niemand zusah, als ein Paar riesige Schwäne, die manchmal mit ihren langen Hälsen ganz tief in den Kahn hineinblickten, ob nicht einige Brocken von dem Weißbrode, das ich ihnen gereicht, übrig geblieben seien. Sonst Alles still und einsam um mich herum. Der feurige Westen blickte glühend durch große, fette Bäume und wiegelte sich in unzähligen Farbenturnieren im See, dazwischen auch meine Vergangenheit in unzähligen, schmerzlichen Bildern, denn auch die heitern und glücklichen blickten traurig aus der Tiefe des Wassers zu mir herauf: sie waren ja begraben ohne Hoffnung einer Auferstehung.

Der Kahn rauschte im Schilfe und schob sich von selbst am Ufer fest. In demselben Augenblicke, als mich diese unwillkürliche Landung aus meinen Träumen erweckte, bekam der Kahn einen plötzlichen Stoß und eine weiße Gestalt mit langen, braunen Locken stürzte sich in meine Arme. „O, wie lange daß Du mich warten lassen!“ rief sie schmerzlich. „Sieh, es ist Alles bereit. Die Gäste warten schon so lange, lange, und ich noch viel länger. Und o, mein Gott, wie bist Du alt geworden seit gestern! Komm, laß uns eilen; o die Zeit ist grausam und hält nie Ruhe. Komm, Mary soll mir Deine Perlen anlegen und den Schleier und dann treten wir gleich vor den Altar. Und dann?“ Sie umklammerte mich wieder, legte ihren Kopf an meine Brust und lachte und weinte krampfhaft. Die dünnen, geisterhaften Arme, der beinahe durchsichtige Hals und Nacken, die wirren Locken, Reden und Blicke ließen mir keinen Zweifel, daß ich ein unglückliches, wahnsinniges Wesen in meinen Armen hielt. Meine Verlegenheit wurde mit jedem Augenblicke peinlicher. Ich hatte sogleich beschlossen, ihren wirren Vorstellungen und Fragen zunächst meine Vernunft nicht entgegen zu setzen und auf ihren Wahnsinn einzugehen; aber ich konnte nicht immer zu ihrer Befriedigung antworten, so daß ich durch Ausweichungen und Vertröstungen auf eine andere Zeit davon zu kommen suchte. „Nein jetzt, jetzt oder nie!“ rief sie plötzlich und sah mich scharf und durchdringend an. „Liebst Du wirklich die Mary mehr wie mich? Es ist noch Zeit, ich liebe Dich und Mary mehr wie mich; also erlöse mich von diesen Banden, erlöse mich!“ — In meiner Voreiligkeit und wähnend, eine besahende Antwort werde sie trösten, erlösen, gab ich eine besahende Antwort. Ein gellender Schrei und die Unglückliche sprang von der Spitze des Kahns weit hin in's Wasser. Bald hatte ich ihr Kleid gefaßt, doch vergebens strengte ich mich an, sie wieder in den Kahn zu bringen. Sie kämpfte mit Riesenkraft dagegen und tauchte sich absichtlich unter. Endlich rief die Herrin des Hauses durchdringend vom Ufer: „Lufy! Lufy! Lufy, komm zu mir!“ Kaum hörte sie diese Stimme, so wurde sie sanft, flammerte sich an den Kahn, lachte und bat um Entschuldigung, daß sie sich einen Scherz gemacht habe. Sie ließ sich geduldig aus dem Wasser ziehen und in's Haus tragen. Die Herrin des Hauses führte mich und sie einige Treppen hinauf in ein ringsum gevolstertes Zimmer mit Eisenstäben am Fenster, legte die Unglückliche auf ein Sopha hielt und streichelte ihren Kopf und entließ mich mit den Worten, daß eine ihr unerklärliche Nachlässigkeit der Wärterin eine arme Wahnsinnige aus ihrem Zimmer habe entweichen lassen, worüber sie mir bei einer anderen Gelegenheit Auskunft geben wolle, da ich einmal unwillkürlich Kenntniß von diesem Unglück bekommen habe.

Nach drei für mich qualvollen Tagen nahm die edle Trauernde Gelegenheit, mir und meinem Freunde die Geschichte ihrer unglücklichen Schwester und ihre eigene mitzutheilen. Kinder und Gäste hatten eine große Partie weithinein in's Land gemacht, und es war daher so ruhig im Hause, daß man die Wahnsinnige deutlich auf ihrer Harfe spielen hörte. Bei der Erzählung blühte der tragische Reiz in den Augen der edeln Dame in ganzer schmerzlicher Fülle deutlich auf.

„Ich brauche Sie wohl nicht erst zu versichern,“ be-

gann sie, „daß meine Schwester Lusy von ungewöhnlicher Schönheit war. Sie haben sie gesehen, nachdem der Geist, die innerste Quelle der Schönheit, schon seit acht Jahren aufgehört hat, den schönen Formen Nahrung zu geben, und sie ist noch schön. — Unsere Mutter starb, als ich vierzehn und sie erst sechs Jahre alt war. Obgleich wir vom zärtlichsten Vater und einer liebevollen Tante mit der größten Liebe und Sorgfalt erzogen wurden, die Mutter war nicht zu ersetzen. In meinem siebenzehnten Jahre beirathete die Tante, und ich übernahm nun die Stelle einer Herrin des Hauses. Von Schule war für uns Beide nie die Rede gewesen. Was ich gelernt, verdankte ich dem Vater, der Tante und der verewigten Mutter; aber Lusy hatte alles Lernen, und Alles, was sie wußte, verdankte sie ihren Spielen und was ich ihr spielend und scherzend beigebracht. Der Vater haßte allen Zwang, und ich als Schwester vermochte es noch weniger, ihre Freiheit, in der sie so unbeschreiblich reizend und schön war, zu beschränken. Dabei war sie stets so zart und ätherisch, daß ich sie um dieser Schwächlichkeit willen nur um so mehr liebte und eine Sünde zu begehen glaubte, sie zum Sitzen und Studiren anzuhalten. Sie war nur Musik, die sie allein liebte und lernte. Wir behandelten sie immer alle wie ein liebenswürdiges Kind, und es gehört nicht zu dem kleinsten Theile meines ewigen, großen Schmerzes, daß ich ihr nicht mehr Mutter, Erzieherin war. Nur durch Erziehung, durch frühzeitiges Lernen im Wollen, Wissen, Ertragen und Entsagen lernt der Mensch das Leben und seine Geschicke ertragen und beherrschen.

Wir sahen stets viel Gesellschaft bei uns. Man hielt mich für schön, und da ich auch für reich galt, fehlte es mir nicht an Anbetern. Zugleich hielt man mich für eitel, kalt und wählerisch. Doch ich hatte bisher noch Niemanden gesehen, der mir ein mehr als oberflächliches Interesse abgewonnen. Sie sprachen alle zu viel von jagen, fischen und Geschäften, sogar vom Wetter. Auch Herr William W.....w, der seine Absichten am Deutlichsten verrieth, konnte mich trotz des Zuredens meines Vaters und besonders der Schwester nicht bewegen, ihm entgegen zu kommen. Schwester Lusy verrieth ein so warmes Interesse an dieser Verbindung, daß ich für sie zu fürchten begann. Sie war so jung und schwärmerisch, und in ihrer Furcht vor seinem Unglück sah ich die Keime eines Gefühls, das ihrem eigenen schönen Frieden tödtlich werden konnte.

„Wie kannst Du," sagte sie eines Tages zu mir, „so einen schönen, edeln, reichen, gebildeten Mann nicht lieben? Hätte ich einen solchen Anbeter" — sie stockte, erröthete und athmete leidenschaftlich.

„Hättest Du solch einen Liebhaber, was dann?" fragte ich.

„Ich fühle, daß ich für ihn sterben könnte," antwortete sie ernst. „Und Du, die er so leidenschaftlich liebt, willst nichts für sein Glück thun? O, nimm ihn, liebe Mary, ich bitte Dich, sonst wird er so unglücklich. Ich aber kann ihn nicht unglücklich sehen."

„Nein, liebe Lusy," antwortete ich, „selbst Dir zu Liebe kann ich ihn nicht lieben, obgleich ich ihn achte und wegen seines edeln Charakters allen andern Männern vorziehe."

Lusy schwieg. W.....w setzte seine Besuche auch nach einer verneinenden Antwort fort, bis er sich endlich überzeugt haben mochte, daß sich mein Verhältniß zu ihm nicht ändern lasse. Er verreiste und blieb lange auf dem Continente. Während dieser Zeit lernte ich meinen Mann kennen. Mögen Sie lächeln, aber es ist doch wahr, daß mein Gefühl für ihn noch ganz dasselbe ist, wie an dem Tage, an welchem ich ihn zuerst sah, nur inniger, schöner, ausgebildeter. — Ungefähr nach achtzehn Monaten kehrte W.....w zurück, schöner, männlicher und gebildeter, sogar mit einem schönen Schnurrbarte," setzte sie lächelnd hinzu. „Ich war mit meinem Manne noch nicht öffentlich verlobt; der Vater hatte darauf bestanden, daß er erst durch Abwesenheit und Arbeit beweisen sollte, ob sich das Verhältniß auch bewähre. So nahm er denn auch als Theilhaber eines kaufmännischen Geschäfts bald Abschied von uns und bestand die Prüfung. W.....w ging in unserm Hause wie ein alter Freund aus und ein und schien die alte Leidenschaft ganz unterdrückt zu haben. Er ging und sprach mit mir ganz frei und ungezwungen.

Lusy war damals siebzehn Jahre alt, ein zartes, sentimentales Wesen mit den schönsten blauen Augen, den üppigsten braunen Locken und dem feinsten, weißesten Teint, Grazie in allen ihren Bewegungen, Musik in jedem Worte. Selbst ihr größter Fehler machte sie in den Augen ihrer Anbeter nur noch liebenswürdiger. Sie konnte Tage lang in eleganter Kleidung auf dem Divan liegen und sitzen, Guitarre oder Harfe spielen, liebesieche Romane lesen und Besuche und Anbeter mit der größten Kaltblütigkeit behandeln. Sie war nicht zu bewegen, mich in meinen schweren Pflichten gegen Wirthschaft und Gäste zu unterstützen.

Nach W.....w's Rückkehr trat eine große Veränderung ein. Er war ihr Pygmalion, sie war lauter Seele, Leben und Wärme in der Gesellschaft. So oft er uns verließ, sank sie in ihre Gleichgültigkeit zurück.

Mit ängstlicher Spannung beobachtete ich W.....w, ob sich Spuren von Gegen-Neigung zeigen würden; doch vergebens. Er spaßte zuweilen mit ihr, wie mit einem unreifen Kinde. Dabei blieb es. Ich bot alle meine Liebe und Beredtsamkeit auf, ihr die Thorheit einer solchen Liebe begreiflich zu machen.

„Ich kann nicht dafür," sagte sie; „ich muß ihn lieben, wenn er mich auch haßt. Es ist meine Bestimmung. Nur durch Deine Kälte hast Du sein Herz in Eis verwandelt, und er denkt nun, nie wieder lieben zu können. Aber er soll wieder lieben; ich werde es ihm lehren oder — sterben."

Vergebens waren meine Ermahnungen, vergebens bewies ich ihr das Unedle einer solchen Leidenschaft; sie wollte, sie konnte sich nicht beherrschen. Und so vergingen qualvolle Monde für mich: er immer kalt oder herablassend spaßend mit ihr, gegen mich mild, weich, gemessen, aber freundschaftlich.

Eines Tages ging ich allein im Parke umher, um einen Plan ausfindig zu machen, wie ich die unglückliche Schwester heilen oder entfernen könne, als W.....w sich mir näherte, mir den Arm bot und mit mir weiter gehend, ernsthaft sagte: „Erschrecken Sie nicht; ich will nicht an vergangene Wünsche erinnern; nur eine Frage. Ich bitte, sie mir ehrlich zu beantworten. Liebt mich Lusy?"

„Was veranlaßt Sie zu einer so seltsamen Frage?" frug ich ziemlich bestürzt.

Ein Freund vertraute mir unlängst das Geheimniß

an. Ich lachte darüber; aber ich glaube jetzt selbst bemerkt zu haben, daß er Recht hat. Ist dem so, habe ich Ihre Einwilligung, sie zu heirathen? Nur ein Wort: „Ja oder Nein!"

„Ja," war meine zitternde Antwort.

Er dankte mir traurig, verließ mich und ließ mich in der größten Aufregung von Schmerz und Freude allein.

Nach einer Stunde kehrte ich zurück und ging mit klopfendem Herzen gerade in Lufy's Zimmer. Ihr schönes Haar verbarg sie ganz an der Brust des Geliebten. Mit einem Arme hielt er sie, mit der andern Hand hielt er ihre beiden Hände. Als sie mich bemerkte, rief sie: „O er weiß nun Alles. Und er ist so glücklich, so dankbar, so — so — Und ich — o Gott! o Gott!" Ein Strom von Thränen erstickte ihre Stimme, sie schluchzte laut und verbarg ihr glühendes Gesichtchen abermals am Busen des Gefundenen. Ich kniete vor ihr nieder und machte meinem so lange geängstigten Herzen Luft in Worten der freudigsten Theilnahme. Dabei sah ich zufällig auf, und während Lufy sagte: „Er sah mich ganz so an, wie Dich früher, liebe Marie!" begegnete ich seinem Blick. Ich erschrack, es war ein Blick voller Angst und Unruhe, nicht das Auge eines Glücklichen. — Mein Vater gab freudig seine Einwilligung: seine liebe Tochter sollte einen edeln und guten Mann ganz in seiner Nähe bekommen. Die Vorbereitungen zur Hochzeit wurden von beiden Seiten mit Eifer und großem Aufwande getroffen. Mein Vater bestand auf Verschönerungen in W.....w's Hause auf seine Kosten, und zwar unter seiner und meiner Leitung, da Lufy nicht zu bewegen war, sich dafür zu interessiren. Sie war wie eine Elfe, lauter Leben und Freude mit ihrem W.....w. Die Einrichtungen drüben, die Arbeiten in Haus, Hof, Garten und Park veranlaßten mich und den Vater oft, hinüber zu fahren und Anleitung zu geben, da der Herr selber sich nicht darum kümmern wollte und immer ernster zu werden schien, je näher der Tag der Hochzeit kam. Das merkte ich allein mit steigender Angst. Ich kam sowohl drüben als auch bei uns oft genug mit ihm in Berührung, zumal da mein Vater in Folge eines rheumatischen Fiebers lange an Bett und Sopha gefesselt blieb, da die Füße ihm ganz den Dienst versagten. W.....w unterstützte mich in der Pflege des Vaters, in der Wirthschaft und tausenderlei Geld- und Gesellschafts-Angelegenheiten. Er erschien unter den Verhältnissen wie mein natürlicher Rathgeber. Die kostbaren Vorbereitungen und Bestellungen für die Hochzeit schienen nicht alle zu rechter Zeit fertig zu werden, so daß W.....w rieth, wir möchten den Tag etwas verschieben. Doch der Vater wollte nichts davon hören. Alles was er bewilligte, beschränkte sich auf Verlegung der eigentlichen Festlichkeiten in das Haus des Bräutigams. Ein Theil der Möbels kam erst den Tag vor der Hochzeit an. Auf Lufy's Bitten mußte ich hinüber, um dieselben nach meinem Geschmacke aufstellen zu lassen.

W.....w empfing mich am Thore. Ich erschrack über sein Aussehen und fragte nach seinem Gesundheitszustande. Er läugnete alles Unwohlsein. Mein Geschäft war mit Hülfe vieler bereitwilligen Hände bald gethan und ich beeilte mich, wieder in den Wagen zu kommen. Doch die Pferde waren noch nicht angespannt; so benutzte ich die Zeit, um einige eben vollendete Veränderungen im Parke anzusehen. Da begegnete ich ihm. — Er ging einige Minuten schweigend mit mir. Plötzlich blieb er stehen und sagte: „Ich muß noch einmal eine Frage an Sie richten, Miß! Was halten Sie mit Ihrem kalten, richtigen Urtheil von einem Manne, der ein weibliches Wesen heirathet, während sein ganzes Herz unwiderstehlich zu einer andern hingezogen wird?"

„Er ist ein Schurke!" rief ich in überwallender Erbitterung; „ich habe keine Worte für die Verachtung, die ich gegen einen solchen Menschen hegen würde." Seine blasse Wange wurde noch bleicher. Er schwieg, doch sagte er kurz darauf sehr ruhig: „Und würden Sie ihn nicht mehr verachten, wenn er in seiner Falschheit beharrte, statt sie kühn zu gestehen, wenn auch schon vor dem Altare?"

Ein tiefer Abgrund öffnete sich vor meinen Augen und ich rief in namenloser Pein: „Mann, in Himmels Namen, sage mir, was dies heißen soll?"

Er sah mich fest an und antwortete: „Ich liebe Sie, nicht Ihre Schwester. Ich frage Sie daher, soll ich sie heirathen oder nicht?"

„Mir vergingen die Sinne und ich sank hin. Als ich die Augen aufschlug, stand er noch vor mir, ohne mir Hilfe zu bieten. „Sie sind nicht todt," sagte er mit derselben Ruhe, „Seelenleiden tödten nicht, sonst wär' ich längst nicht mehr. Hören Sie mich, Miß, hören Sie meinen Fall ganz an, denn in Ihre Hände lege ich mein Schicksal. Befehlen Sie mit klarem Geist und Ihrem starken Willen. Ich glaubte, Ihre Schwester zu lieben und den alten Feind überwunden zu haben. Ich sehe sie so schön, so engelschön, und ihr ganzes Herz gehört mein — ich mußte Sie vergessen und diese lieben, aber ich betrog mich! Die letzten Wochen gaben mir Gelegenheit, Sie ganz genau kennen zu lernen. Ihre Schönheit, Ihr kluges Wollen und Wirken, Ihre Aufopferungsfähigkeit für Andere, für edle Zwecke traten mir näher und näher, und ich kann der Gewalt dieser Neigung mitten in meiner Manneskraft nichts mehr entgegensetzen, nichts. Alles vergebens. Lufy dagegen nichts, als ein Goldkind, lieblich, liebend, himmlisch — aber nichts von dem, was mir in Ihnen lebendig geworden. Ich fühlte mich besser, als ich Ihnen je erschienen sein mochte; ich fühlte mich edel genug, Ihrer Liebe würdig zu sein. Ihre schwesterliche Neigung, wie leicht hätte sie wärmer werden können, wenn ich gewartet hätte?"

„Meine Hand, mein Herz sind versagt," rief ich in den größten Qualen.

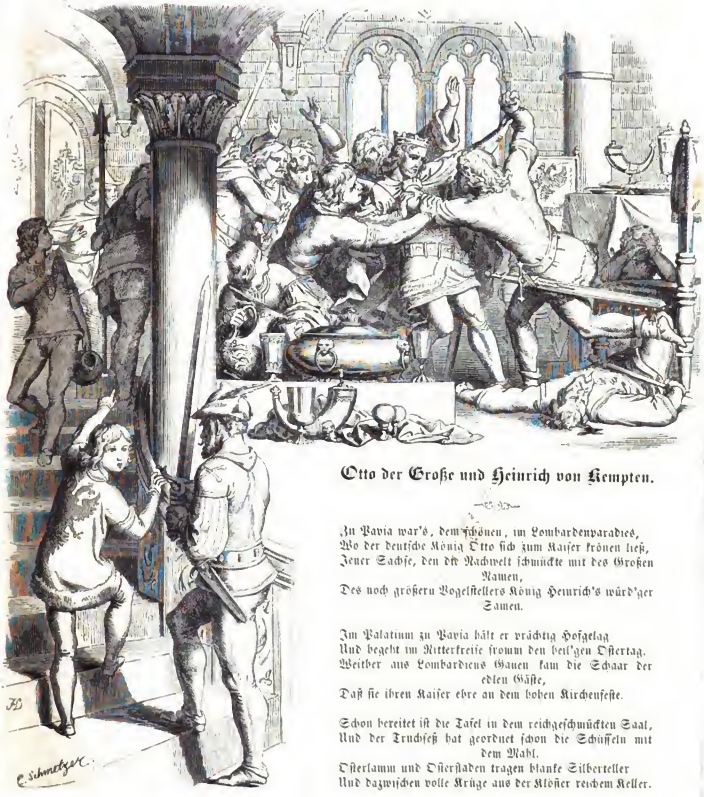
„Versagt?" rief er trostlos. „Und Sie verschwiegen es mir? Falsch! Grausam! Unedel!"

„Und Sie dürfen von Falschheit sprechen," entgegnete ich, „Sie, der Sie in wenig Stunden mit meiner Schwester vor dem Altare stehen wollen und mich eben mit einem Liebesgeständniß beleidigen? Es kann nur ein augenblicklicher Wahnsinn sein. Ich würde mich als Weib einer solchen Schwäche schämen, und Sie schämen sich Ihrer als Mann nicht? Achten Sie mich, sich selber, meine Schwester! Beherrschen Sie den Augenblick! Meiner Schwester Schicksal ist an das Ihrige gebunden. Mit dem heiligen Verhältniß, das Sie mit ihr vereinigt, wird der Wahn schwinden."

„Es ist kein Wahn," versetzte er ruhig, „es ist schreckliche Wirklichkeit, gegen welche ich meine Kraft erschöpft habe. Mein Geist fühlt sich jetzt schon zerrüttet und ich

Album der Poesien.

Nr. 3.



Otto der Große und Heinrich von Kempten.

Zu Pavia war's, dem schönen, im Lombardenparadies,
Wo der deutsche König Otto sich zum Kaiser krönen ließ,
Jener Sachse, den die Nachwelt schmückte mit des Großen
Namen,
Des noch größern Vogelstellers König Heinrich's würd'ger
Samen.

Im Palatium zu Pavia hält er prächtig Hofgelag
Und begeht im Ritterkreise fromm den heil'gen Ostertag.
Weither aus Lombardiens Gauen kam die Schaar der
edlen Gäste,
Daß sie ihren Kaiser ehre an dem hohen Kirchenfeste.

Schon bereitet ist die Tafel in dem reichgeschmückten Saal,
Und der Truchseß hat geordnet schon die Schüsseln mit
dem Mahl.
Osterlamm und Osterfladen tragen blanke Silberteller
Und dazwischen volle Krüge aus der Klöster reichem Keller.

Ernst und mit gemess'nen Schritten geht der Truchseß auf und ab,
Hält das Zeichen seines Amtes in der Hand, den schweren Stab.
Leer noch ist der Saal, der Herold rief noch nicht aus den Gemächern
Mit Drommetenschall die Gäste zu den Schüsseln, zu den Bechern.

Sieh' da springt herein ein Knabe, eines schwäbischen Fürsten Kind,
Bricht von einem schönen Kuchen sich ein Stücklein ab geschwind.
Flugs der Truchseß schlägt gewaltig auf das Haupt ihn mit dem Stabe.
Blutend, schreiend stürzt zu Boden der genäschige kleine Schwabe.

Auf dem Gang zum Speisesaale ruft des Prinzen Rothgeschrei
Seinen Führer Heinz von Kempten, den vielwerthen Mann, herbei.
Kaum erblickt der seinen Zögling auf dem Täfelwerk des Saales,
Als er rasch den Truchseß tödtet mit der Schärfe seines Stables.

Wildes Lärmen, Schreien, Rennen durch den fürstlichen Palast;
Und es nahet der junge Kaiser mit Gefolg in zorniger Hast.
Kein Gehör dem deutschen Ritter! Ohne Prüfung, ohne Fragen
Läßt er gleich den Stöcker rufen, Kempten's Haupt vom Rumpf zu schlagen.

Kaum ist der Befehl ergangen, der Herrn Heinz das Leben kürzt,
Als verzweiflungsvoll des Ritters Kraft sich an den Kaiser stürzt;
Schlägt ihn mit der Faust in's Antlitz und zerzaust ihm Bart und Locken,
Bis die Andern ihn bewält'gen, Alle schier zum Tod erschrocken.

„Willst Du so das Leben nehmen mir, dem ungehörten Mann,
Sei Dein Name schmachbelastet ewig und verflucht, Tyrann!
Und die späten Enkel mögen's ein Geschlecht dem andern sagen,
Daß gerecht den Ungerechten ich in's Antlitz Dich geschlagen!"

An der Pforte steht der Stöcker mit dem blanken Richterschwert,
Der nach seines Kaisers Spruche jetzt den schuldigen Mann begehrt,
Und die Hand, die fürchterliche, streckt er nach ihm aus, den Willen
Des Gebieters ohne Zaudern auf der Blutstatt zu erfüllen.

Doch der Kaiser spricht bedächtig: „Rühre mir sein Haupt nicht an!
Unverletzlich ist und heilig dieser pflichtgetreue Mann,
Der da ließ zur rechten Stunde mir mit seinen guten Fäusten
Ernstlich Mahnung angedeihen, Recht und Pflicht ihm treu zu leisten."

Otto hört den Ritter Heinrich an mit Ruh und mit Geduld.
„Mann ich auch nicht ledig sprechen Dich von all und jeder Schuld,
Ist Dir meine doch noch größer, weil von bösem Zorn besessen,
Ich Dich ungehört verdammte und so Recht und Pflicht vergessen.

„Darum Dir zu Dank verpflichtet, der Du mich mit Manneskraft
Hast bewahrt vor Uebereilung meiner sündigen Leidenschaft,
Wir mit Kaiserwort Verzeihung Dir für Deine Schuld entbieten.
Nimm ein Roß aus unserm Stalle und zieh morgen heim in Frieden."

Ludw. Storch.

---

kann, ich darf — darf mein und ihr Unglück nicht freventlich vollenden durch diese Heirath."

„Und Sie? O mein Gott, sie stirbt, wenn Sie die Unglückliche verlassen! Sie können, Sie werden's nicht. Sie ist nur zu gut, zu rein, zu wahr für Sie!"

„Und mit diesem Urtheil und wohl wissend, was Sie thun, rathen Sie noch zu dieser Verbindung? Ich dachte, Sie müßten dieses reine, zarte Wesen wegreißen von einer so schrecklichen Bestimmung. Denken Sie nur einen Augenblick nach und dann entscheiden Sie. Verlangen Sie es, so heirathe ich Lufy; aber bedenken Sie, daß Ihr Bild immer zwischen uns sein und in Lufy's Armen ich Ihren Schatten umarmen werde. Entscheiden Sie!"

„Doch ich war jedes Gedankens unfähig. Lufy's Bild vor mir, verrathen, verlassen, blutsterbend, todt — mein kranker Vater — meine eigene Trostlosigkeit — Richterin zwischen Betrug und Falschheit — bänderingend jammerte ich: „Haben Sie Mitleiden mit mir, W.....r! Nehmen Sie diese furchtbare Verantwortlichkeit von mir! Sie sind Mann, es ist an Ihnen, zu handeln und zu entscheiden. Das Geheimniß ist nur mir bekannt und ich werde bald in meine neue Heimath, fern von hier, abgeholt. Meine Schwester werden Sie lieben lernen, wenn die reinste, vollste Liebe Ihnen irgend etwas werth ist. Sie stirbt, wenn Sie sie verlassen. Retten Sie das herrliche Kind, retten Sie sich, retten Sie uns alle von dem namenlosen Unglück!"

„Sie haben mich getäuscht," antwortete er düster.

„Sie haben offenbar nicht an die Folgen Ihrer Entscheidung gedacht. Ich sagte Ihnen, daß ich am Eingang zum Wahnsinn stehe."

„Das ist unmännlich", rief ich entrüstet und fassungslos. „Wir sind allemal wahnsinnig, wenn Leidenschaft uns bethersicht, statt wir sie. Beruhigen Sie sich, gebieten Sie mit männlicher Entschlossenheit Ihrem Herzen Gehorsam. Sie als Mann fühlen sich zu schwach und schieben einem schwachen Mädchen deshalb die Entscheidung zu. Das dürfte mich wahnsinnig machen, nicht Sie. Ich werde zum Himmel flehen, daß er mich vor Wahnsinn schütze und Sie, mehr kann ich nicht." Mit diesen Worten verließ ich ihn. Zu Hause umdrängte man mich wegen meines zerstörten Aussehens; ich schützte Kopfschmerzen vor und wollte allein sein. Doch Lusy, hüpfend und strahlend in Freude, hat mich leidenschaftlich, nicht krank zu werden zu ihrem schönsten Feste und folterte mich auf eine Weise, die ich nie vergessen werde.

„Nach einer schlaflos durchweinten Nacht war Alles im Hause in freudigster Geschäftigkeit und ich wurde mit Fragen und um Befehle bestürmt, die ich heute zum ersten Male nicht beantworten konnte.

„Nach 2 Uhr war alles in Ordnung. Lusy strahlte in Seide, Sammet und Perlen, doch viel herrlicher in Ihrem Glücke. Man wartete nun noch auf den Bräutigam. Es wurde öfter und öfter gefragt, ob er angekommen sei. Endlich schickte der Vater hinüber.

„Ich hielt es nicht in der Gesellschaft aus; alle meine Glieder zitterten. Ich suchte nach Fassung in einem abgelegenen Zimmer. Endlich schickte der Vater nach mir. Mit Mühe erreichte ich ihn unten. Der Bote stand noch da und sagte stumpf: Ja hören müssen's Sie's doch einmal: er hat sich erstochen!

„Ein durchdringender Schrei hielt mich auf im Umsinken. Lusy war mir gefolgt und hatte die Worte ohne irgend eine Vorbereitung vernommen. Mit furchtbarem Kreischen, fliegendem Haar und wilden Sprüngen stürzte sie davon. Mit Mühe eingeholt und mit Gewalt in ein Zimmer zurückgebracht, kämpfte sie mit der Kraft des Wahnsinns gegen starke Männerhände. Ein entsetzlicher Anblick: eben noch die strahlende, ätherische Braut, jetzt mit dem vollsten Schmucke von Gold und Perlen und Seide beinahe siegreich im Wahnsinn gegen die stärksten Männer kämpfend und Perlen und Goldgeschmeide um sie her fliegend. —

„Der Wahnsinn hat sie seitdem nie verlassen. Sie ist alle Tage dieselbe, früh ein glückliches, brautliches Kind, ihren Brautschmuck ordnend und sich ankleidend, ohne eine Ahnung von Zeit und langen Jahren. Ich vermählte mich, meine Kinder wuchsen heran und immer noch rüstet sie sich jeden Morgen zum Empfange des Bräutigams. Meinen Mann und meine Kinder hält sie für Hochzeitsgäste seit Jahren und kennt sie unter keiner andern Bezeichnung. Abends, wenn ihre unglückliche Stunde kommt, gebe ich zu ihr und — erziehe sie. Sie folgt mir jetzt und tobt nicht mehr und betet mir willig Tröstungen der Religion nach. Daß er aus Mangel an früher Erziehung des Willens unterging, habe ich nicht zu verantworten; aber daß sie unter der Bucht des Schicksalstoßes zusammenbrach und die Freiheit über ihre Seele verlor, lastet ewig auf mir. Ich hatte die Pflichten einer Mutter und der Schule gegen sie; ich ließ sie gewähren und ihre Neigungen aufwachsen ohne den Schweiß des Gärtners. Wir Alle sind nichts ohne Erziehung, d. h. geschulte Herrschaft über unser Wissen und Wollen. In den untern Klassen läßt man ungebändert böses Beispiel merken, ohne dem Weizen der Seele Raum zum Wachsthum zu lassen; in den höheren glaubt man den Kindern eine „freie" Erziehung zu geben, wenn man ihnen die Mühe erspart, sich an Gehorsam gegen die höheren Willensgesetze zu gewöhnen.

Unsere Versuche, sie zu trösten, klangen uns selbst ziemlich nichtig, so daß wir sie bald aufgaben und schweigend zusahen, wie sie langsam und edel, jetzt mit dem vollen, ruhigen Ausdruck ihres großen Schmerzes in Augen und Gesicht davonging.

Wir, ich und mein Freund, stritten uns noch lange, ob die Liebe noch unter Umständen das Recht habe, Menschen wahnsinnig oder todt zu machen. Er verneinte es durchaus und war ganz besonders böse auf das geldbeherrschte, industrielle England, wo gerade noch verhältnißmäßig die meisten weiblichen Wesen nach dem Urtheil der Todtenrichter an „gebrochenen Herzen" sterben.

Die Mormonen und ihre Frauen.*)

Die Frauen sind hier in zweite Linie gestellt. Vielleicht hätte ich sagen sollen, sie ständen in gänzlicher und absoluter Unterordnung unter dem Manne, wenigstens würde dieser Ausdruck ihrer Lage entsprechender sein. Infolge des Glaubensbekenntnisses, das sie unter einander angenommen haben, hat das Weib nicht eher Anspruch auf Glück und geistige Erlösung, als bis sie sich verheirathet oder, mormonisch gesprochen, mit einem Manne versiegelt hat. Die Männer halten demnach das Loos der Frauen in ihren Händen und sind durchaus nicht beschränkt in der Zahl derer, auf die sie mit fürstlicher Liberalität und christlichem Mitleiden die Segnungen des Glückes und des Seelenheiles ausgießen wollen, während das arme Weib bei Todesstrafe gezwungen ist, nur einen Gatten als souveränen Herrn anzuerkennen.

Es ist dies ein Recht und Privilegium, von dem

*) Unsere Leser haben sicher schon von dieser merkwürdigen Sekte gehört, die im Thale des großen Salzsees, am rechten Ufer des Mississippi in der oberkalifornischen Wüste sich angesiedelt hat und mit jedem Jahre an Bedeutung und Größe wächst, so daß sie bereits einen eigenen Staat im Staate Amerika bildet. Ihre Bedeutung ist neuerer Zeit durch die Missionaire, welche sie nach Europa sandte, auch für unser Land eine größere geworden. Ueber ihre staatlichen, religiösen und gesellschaftlichen Einrichtungen, ꝛc. ꝛc. die ganz eigenthümlicher Natur sind, werden wir nächstens ein Weiteres mittheilen, heute berühren wir aus schuldiger Galanterie, zuerst von ihren Frauen, die eine große Rolle in diesem Staate spielen. Bei den Mormonen ist nämlich die Vielweiberei Gesetz. Die Red.

manche Heilige in größter Ausdehnung Gebrauch machen. Bigamie und Polygamie ist ein Cardinalsatz im Glauben und ein hervorstehender Zug im Leben der Mormonen, ein Sache, die offen und ohne alle Hülle anerkannt und verwirklicht wird. Viele Heilige trachten danach, zehn, zwölf und mehr Mädchen unter ihren heiligen Schutz zu nehmen, die dann Spiritualen genannt werden. Zum Eintritt in diesen Stand von Herrschaft bedarf es der Einwilligung des Präsidenten Brigham Young zunächst, worauf durch eine besondere Ceremonie die Vermählung vor sich geht. Die Zahl der Spiritualen zu nennen, die zu Gouverneur Young's unmittelbarem Haushalte gehören, sowie derer, auf die er souveräne Rechte ausübt, ist unmöglich. Oftmals indeß habe ich seinen Wagen oder Omnibus zur Kirche fahren sehen, gefüllt mit einem Dutzend oder noch mehr Damen von jedem Alter, die, wie man mir sagte, alle darauf Anspruch machen, seine geliebten und geehrten Weiber zu sein. Außer diesen aber, weiß ich, hat er noch eine Menge Weiber in den verschiedenen Stadtvierteln. Als Oberhaupt der Gemeinde hat er die Auswahl aus der Heerde.

Die übrigen Häupter der Heiligen, erfahre ich, haben Frauen oder Spirituale (geistliche Töchter) in der Zahl, die ihrem Range und Ansehen in der Kirche entspricht. Gewöhnlich wohnen diese Spiritualen mit ihrem Herrn im selben Hause, und zwar die Favorite in dem Hauptgebäude, die übrigen nahebei in kleinen Cottages oder Außengebäuden, die für ihre Bequemlichkeit zugerichtet sind. Bisweilen wird aber das Hauswesen so zahlreich, daß es gebieterisch eine Theilung fordert, und die Frauen ziehen dann in andere Wohnungen, wo sie, je nach Geschmack und Neigung des Gatten, eine um die andere besucht werden. Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß diese vielen vereinigten Lebusleute (um den gesetzlichen Ausdruck zu brauchen) eines einzigen Herrn, meist in bestem Einvernehmen und Harmonie untereinander leben. Die Eifersucht, dieses Ungebeuer, scheint von den Damen am Salzsee nicht gekannt zu sein. Ein derartiger Fall ist in den Annalen des Mormonismus bis jetzt unerhört und man hält ihn gar nicht für möglich.

Wie sich nach dem hier Gesagten von selbst versteht, lassen die Mormonen dagegen ihre Familien nur in einen sehr beschränkten und wohl überwachten Verkehr mit den „Heiden" treten. Mit orientalischer Eifersucht scheinen sie jeder geselligen Annäherung an ihre Weiber und Töchter von Seiten Fremder zu mißtrauen. In der That ist es den jungen mormonischen Damen durchaus untersagt, sich in irgend welche Beziehung zu einem jungen in der City lebenden Heiden zu setzen. Unäbnlich aber sind sie darin ihren großen Vorbildern, den mißtrauischen, eifersüchtigen Muselmannen, daß sie keine Eunuchen von fürchterlichem Aussehen als Wächter der Heiligkeit ihrer Wohnungen und der kostbaren Schätze darin anstellen. Ich denke aber, Viele von ihnen erfahren sich diese Masse von Zweifel, Angst und Sorgen durch die einfache Philosophie, daß, wo die Versuchung gering ist, auch Vergehen und Verbrechen verhältnißmäßig gering sind.

Der Hauptstolz und Trost, bei dem Mangel an sonstigen Privilegien, scheint für diese Frauen in der Ehre zu liegen, deren sie sich auch im höchsten Maßstabe erfreuen, Mutter einer unendlichen Menge von Heiligenkindern oder „Göttern" zu werden, wie sie sich selbst und ihre Nachkommenschaft betiteln. Die Zahl der Kinder im Thale geht in's Unglaubliche. Fast jedes Frauenzimmer, das das Alter der Mannbarkeit erreicht hat, trägt eine dieser kindlichen Verantwortlichkeiten mit sich umher, und man kann sich daraus eine Idee von der raschen Vermehrung der Bevölkerung machen, deren Salt Lake fähig ist. Diese Götterkinder werden kurz nach der Geburt meist mit einem biblischen oder andern Namen bezeichnet, wie z. B. Zebulon, Erastus, Jerodiah, Nehemia, Naphtha, Tomas ꝛc.

Seit ich hier bin, wohne ich regelmäßig ein- oder zweimal dem Gottesdienst jedes Sabbaths bei, in dem einzigen Gotteshause der Stadt. Der Charakter und das Ceremoniell bei diesen Andachten hat unverkennbar dasselbe Gepräge wie bei verschiedenen protestantischen Sekten. Den Anfang macht ein Gebet, dann wird etwas opernartig eine Hymne gesungen von einem Chor Sänger, Männer und Weiber, unter Begleitung von Geigen, Clarinetten, Flöten und sonstigen Instrumenten. Nun folgt die Predigt, auch wohl mehrere, von einem oder mehreren Aeltesten. Ist dies vorbei, so wird die Versammlung mit einem Gebete entlassen. Die Kanzel ist gewöhnlich vom Präsidenten, zwei Vicepräsidenten und den zwölf Aposteln eingenommen, aber auch von anderen hohen Aeltesten, von denen manche nur nach augenblicklicher Eingebung und ohne alle Vorbereitung zur Menge sprechen.

Vor ein paar Wochen hatte ich das Vergnügen, eine Predigt des Bruder Orson Pratt über Vielweiberei und eine Vorlesung über die Offenbarung, die Joe Smith über denselben Gegenstand wurde, durch den Präsidenten Young zu hören. Dadurch gewann ich eine hellere Einsicht in die Geheimnisse der mormonischen Theologie, als ich bis dahin gehabt hatte. Die Mormonen glauben an die Echtheit des Alten Testaments, wie an die Göttlichkeit des Charakters, der Sendung und Offenbarung Jesu Christi. Außerdem aber glauben sie, daß der Wille Gottes sich dem Joseph Smith in ähnlichen Offenbarungen kundgab und, wenn Verhältnisse es fordern, sich heute dem Brigham Young und den andern Patriarchen der Kirche eben so kund geben wird. Die Mormonen glauben an Vielgötterei eben so, wie an Vielweiberei; beide gehen Hand in Hand, beweisen ihre gegenseitige Nothwendigkeit. Den Grundideen ihrer Theologie gemäß sind sie selbst alle „Götter und Väter von Göttern", nur in Macht, Wissen und Rang verschieden; Götter, die sich selbst erniedrigt haben, eine Zeit lang unter menschlicher Gestalt auf der Erde zu erscheinen.

Eine ihrer größten Pflichten in ihrem erniedrigten Charakter ist es deshalb, ihr Geschlecht zu vermehren, und nicht allein diese, sondern auch andere unzählige und unerschaffene Welten mit ihren Nachkömmlingen, Götter wie sie selbst, zu bevölkern. Daher kommt die Nothwendigkeit und der Grund für die Annahme der Vielweiberei, nämlich um diesen großen Zweck ihres Daseins schneller zu Stande zu bringen. Nach dem Tode fahren sie in den Himmel hinauf, nehmen ihre ursprüngliche Gottheit an, und leben hier in einem Zustande ewigen Freudengenusses, umgeben von ihren zahlreichen Weibern und ihrer Nachkommenschaft. In ihrem Glauben giebt es keine Hölle. Die Hölle besteht nur darin, daß Unwürdige der Freuden und Entzückungen des Himmels beraubt werden.

Ich kann nicht umhin, einer sonderbaren Idee zu erwähnen, welche Herr Pratt in seiner Rede aufstellte, und diese war: der Hauptgrund, warum die Vereinigten Staaten und Europa nicht das System der Vielweiberei annähmen, sei, daß die Männer oft schon zu geizig seien, um nur ein einziges Weib und ihre Kinder zu ernähren. Diese Erklärung eines Gebrauches, welcher bisher dem Tugend-Prineipe der Amerikaner und der Europäer zugeschrieben wurde, wird ohne Zweifel nicht wenige derselben überraschen. Die Heiligen bemühen sich auf alle mögliche Weise, Proselyten für ihre Religion zu machen. Sie schicken zu diesem Zwecke Missionäre nach jedem Theil der Erde aus. In einigen Tagen werden achtzig oder neunzig solcher Apostel des Mormonismus sich auf ihre Missionen begeben; einige derselben sind nach verschiedenen Theilen der Union, andere nach verschiedenen Ländern in Europa, und wieder andere nach China, Hindostan, Australien, die Sandwichs-Inseln und andern entfernten Gegenden bestimmt.

Diese Missionäre werden gewöhnlich von der ganzen Gemeinschaft der Heiligen gewählt, und bisweilen aufgefordert, in einer Zeit von acht oder zehn Tagen nach ihren weit entfernten Missionspunkten abzureisen. Sie erhalten keine Belohnung oder Bezahlung. Diese Pflicht erfüllen sie meistens mit Bereitwilligkeit und Freude.

In Betreff der Politik ist, wie ich glaube, unter den Mormonen sehr wenig oder gar kein amerikanischer Geist zu finden. Wenn sie je ein Gefühl der Zuneigung für die Regierung und die Institutionen des Landes hegten, so bin ich überzeugt, daß eine Reihe von Verfolgungen und Feindseligkeiten Seitens verschiedener Staaten dasselbe beinahe gänzlich in ihrem Gemüthe vertilgt hat. Sie sind mißtrauisch und unfreundlich gegen die Bürger der Vereinigten Staaten im Allgemeinen. Da ihr Gefühl gegen das Volk von dieser Art ist, so kann man natürlicherweise keinen andern Schluß ziehen, als daß das nämliche Mißtrauen und der nämliche Widerwillen sich auch auf die Regierung erstreckt, von welcher dieses Volk regiert wird. Diese verrätherischen Gefühle und Meinungen gegen die Nationalregierung herrschen in dieser Communität in einer größern Ausdehnung, als man gewöhnlich in den Staaten annimmt.

Wenn sich diese Gefühle noch nicht in einer offenen Rebellion oder in Mißachtung der Regierungsbehörden gezeigt haben, so geschieht dieses hauptsächlich, weil die Mormonen sich noch nicht auf ihre Stärke verlassen können, oder keine hinlängliche Provocation gefunden haben, die ein solches entschiedenes Auftreten rechtfertigen könnte. Ich denke, daß in einigen Jahren ihre Stärke zunimmt, und eine geeignete Gelegenheit wird dann diese Gefühle zur Ueberzeugung eines Jeden offenbaren. Ich gründe meine Meinung nicht so sehr auf positive Handlungen oder Aeußerungen, welche ich entweder gesehen oder gehört habe, als auf die Information, welche ich mir aus verlässigen Quellen verschaffte.

Ein Töpfchen Bier.

Geehrte Freunde und Freundinnen des Biers, Sie sind der Meinung, Ihr Töpfchen würde Ihnen noch besser schmecken, wenn Sie wüßten, warum es überhaupt gut schmecke; deshalb soll ich Ihnen die chemischen Geheimnisse enthüllen, unter denen Bier, gutes und schlechtes, entsteht.?

Bier, wie Sie alle wissen, besteht aus Malz, Hopfen und Wasser, wenigstens soll es nur aus diesen drei Dingen bestehen. Aber woraus besteht Wasser, Hopfen und Malz? Wasser, wenn es nämlich ganz rein ist, besteht aus zwei Arten Gas, welche die Chemie Sauerstoff und Wasserstoff nennt, und in die es leicht zersetzt werden kann. Ganz reines Wasser können wir nur durch Destilliren erhalten; Regenwasser schon enthält etwas Fremdartiges, eine Art Luft, die man Kohlensäure nennt und die in Perlen in ihm aufsteigt. Im Fluß- und Brunnenwasser sind überdies mancherlei Dinge aufgelöst, die in der Erde lagern, Gips z. B., Eisen u. A. Solche Beimischungen machen das Wasser hart und die Brauer sind bis auf den heutigen Tag noch nicht einig darüber, welchen Einfluß das Wasser, das sie zur Bereitung ihres Biers verwenden, auf die Beschaffenheit desselben habe.

Nun der Hopfen. Die Hopfenblüthe besteht ebenfalls aus Sauer- und Wasserstoff, außerdem aber aus Kohlenstoff, aus etwas Bitterem und einem Stoffe, der schläfrig macht, Aehnlichkeit mit Opium hat und Humulin heißt.

Malz endlich ist Gerste, die eingeweicht auf einen Boden ausgebreitet wird, da so lange liegen bleibt bis sie keimt, und in diesem Zustande in einem Ofen, auf einer Darre, gedörrt wird, bei größerer oder geringer Hitze, so daß sie eine gelbe, bräunliche oder dunkelbraune Farbe bekommt je nach der Farbe, welche das Bier erhalten soll. Das Malz, welches das schwarze Braunbier giebt, ist fast verbrannt oder verkohlt. Hier nun beginnen die chemischen Geheimnisse, denn bei dem Malzen geht in jedem Gerstenkorn eine wichtige Umwandlung vor. Die Gerste besteht ebenfalls aus Sauer-, Wasser- und Kohlenstoff, nebst etwas Stickstoff. Das Malz besteht aus nichts anderem, aber das Verhältniß der Mischung dieser Stoffe ist ein verschiedenes und jede Aenderung dieser Mischungsverhältnisse giebt etwas Anderes. Das Mischungsverhältniß der genannten Stoffe in der Gerste giebt das Stärkemehl, das im Malz aber den Zucker. Bei dem Keimen wird die Gerste süß, d. h. das Stärkemehl in ihr verwandelt sich in Zucker. Die Natur sorgt als gute Mutter stets für das junge Pflänzchen, indem sie in dem Samenkorn, aus dem es aufsprossen soll, die Nahrung, aus Stärkemehl Zucker, bereitet. Diese Umänderung nennt man die Zuckergährung.

Der erste Schritt zur Bierbereitung ist nun das Maischen, d. h. die Herstellung eines Aufgusses von Malz, wodurch das Beste aus demselben, das Süße, der Zucker, in den das Stärkemehl der Gerste umgeändert worden, aus-

gezogen wird. Hierbei kommt alles auf den Grad der Wärme des Wassers an; es darf nicht kochen, es darf auch nicht zu wenig warm sein, und ein Versehn darin giebt dem Bier die unangenehme Eigenschaft leicht sauer zu werden. Hat die Maische, der Malzaufguß, ein paar Stunden gestanden, so wird die Flüssigkeit abgelassen, die nun Würze heißt.

Diese Würze wird mit dem Hopfen gekocht, um den bittern Stoff aus demselben auszuziehn. Eine besondere chemische Umänderung geht dabei nicht vor.

Die Hauptänderung der Flüssigkeit ist die, welche sie eigentlich im Bier verwandelt. Ich meine die Gährung, welche durch das Hinzuthun von Hefen bewirkt wird.

Die Gährung kann ohne das Dasein von Stickstoff nicht erfolgen. Von dem Malze her ist zwar etwas von diesem Stoffe in der Würze und so kann man dieselbe mit einiger Mühe auch durch sich selbst zum Gähren bringen. Um die Mühe zu sparen setzt man eben Hefe zu. Dies ist Schaum von früherer Gährung und enthält viel Stickstoff. Sie ist ein Stoff, in welcher eine fortwährende Bewegung vor sich geht Wie der große Chemiker Liebig meint, veranlaßt sie auf ganz mechanischem Wege Gährung, indem sie ihre eigene Bewegung den Theilchen Kohlen-, Wasser- und Sauerstoff mittheilt, welche z. B. den in der Bierwürze aufgelösten Zucker bilden. Um die Sache Ihnen recht deutlich zu machen, will ich Zahlen nennen. Das Mischungsverhältniß der genannten Stoffe im Zucker ist so, daß auf zwölf Theile Kohlenstoff zehn Theile Sauerstoff und eben so viel Wasserstoff kommen. Wenn die Hefe die Gährung veranlaßt, d. h. die Theilchen in Bewegung bringt, werden sie aus ihrem Mischungsverhältniß heraus und in andere hineingedrängt. Etwas von dem Kohlenstoff im Zucker verbindet sich z. B. mit den Sauerstoff, wodurch Kohlensäure entsteht, die als Gas entweicht. Der übrige Theil verbindet sich mit dem gesammten Wasserstoff und etwas Sauerstoff und wird Alkohol oder Spiritus, dessen Erzeugung in dem Malzaufgusse diesen in das edel und stärkende Getränk umwandelt. Die Gährung ist demnach eine innere Erschütterung, die in neuer Zusammensetzung endet, sie ist eine wahre Revolution. Alkohol oder Spiritus bildet sich übrigens in Wein und allen solchen Getränken ganz in derselben Weise wie im Bier.

Die Kohlensäure, welche wie gesagt, beim Gähren des Bieres entweicht, macht es so gefährlich in verschlossene Keller ꝛc. zu gehn, in welchen Massen von Biere gähren. Man hat Beispiele, daß Leute, die unvorsichtig an solche Orte sich begaben, sofortigen Tod fanden.

In einem Gährbottich ist der ganze Raum über der Flüssigkeit mit Kohlensäure gefüllt. Man kann sie heraus schöpfen. Wenn man eine Tasse z. B. vorsichtig hinein hält, sie dann herausholt und über einem brennenden Lichte umstürzt, löscht man dasselbe vollständig und so schnell aus, als gösse man Wasser darüber. Es ist dies ein Kunststückchen, das schon viel Leute in Verwunderung gesetzt hat. Sie wissen nichts von Chemie, sehen, daß das Licht auslöscht, wenn die leere Tasse über ihm ausgeschüttet wird und können sich das Wunder nicht erklären.

Wenn sich kein Schaum, keine Hefe, mehr bildet, ist die Würze Bier geworden, das nun auf die Fässer gefüllt wird. Die Gährung geht da aber noch immer langsam vor sich bis der gesammte Zucker oder doch so viel als möglich in Spiritus verwandelt ist. Bier, das süß schmeckt oder jung ist, wie man wohl auch sagt, enthält noch viel unzersetzten Zucker.

Jede Flüssigkeit verlangt übrigens zum Gähren einen gewissen Wärmegrad, sie selbst wird in dem Gähren wärmer und da gleichzeitig Kohlensäure ausgestoßen wird wie Rauch bei Feuer, so ist die Gährung gewissermaßen ein Verbrennen, nur mit dem Unterschiede, daß die sogenannte weinige Gährung (die den Zucker in Weingeist oder Spiritus verwandelt) ohne Zutritt der Luft erfolgen kann. Das Feuer bedarf des Sauerstoffs in der Luft; die Gährung — auch ein Brennen — findet den Sauerstoff, der sie nährt, in dem gährenden Stoff.

Die Gährung im Bier — wie im Wein — muß aufhören, sobald der gesammte Zuckergehalt in Spiritus (Weingeist) verwandelt ist. Wird die gegohrne Flüssigkeit aber der Luft ausgesetzt oder wirkt Electricität auf sie ein, dann tritt eine zweite Gährung ein. Der Alkohol oder Spiritus, welcher durch die erste Gährung gebildet wurde, zieht Sauerstoff aus der Luft an und wird durch denselben in Essigsäure, oder einfach in Essig, verwandelt. Aus diesem Grunde müssen die Fässer luftdicht verschlossen sein, denn so interessant auch in wissenschaftlicher Hinsicht die saure Gährung ist, so nachtheilig ist sie in ökonomischer. Bier, das einen Stich hat, ist Bier, in welchem die saure Gährung einzutreten begonnen hat.

Gutes Bier ist also eine Mischung von Alkohol (Weingeist, Spiritus) und Wasser, mehr oder weniger unzersetztem Zucker, mehr oder weniger Kohlensäure, einigen feinen Stoffen, von denen der Geruch und Geschmack abhängt und dem Bittern des Hopfens. Dazu kommt der Farbestoff, welchen das Malz giebt. Von der Kohlensäure im Bier hängt das Perlen und ein guter Theil des Wohlgeschmacks ab. Bier ohne diese das schmeckt schal und matt.

So viel von Bier wie es sein sollte; nun noch wenige Worte von seinen Verfälschungen. Statt des Malzes können Syrup, Honig und andere Dinge benutzt werden, welche viel Zuckerstoff enthalten und sie werden ohne Nachtheil für das Bier die und da wirklich angewendet. Auch Quassia, Wermuth und andere bittere Stoffe dürfen statt des Hopfens zugesetzt werden, ohne daß die Bierbrenker dadurch vergiftet werden. Einige Brauer thun wohl auch Bitterklee hinein, aber dieser ist bereits für gefährlich zu erklären. Auch Aloe wird nicht selten benutzt, da sie aber Arzenei ist, so bin ich dafür, daß sie auf ärztliche Zwecke beschränkt und von dem Biere fern bleibe.

Damit soll aber nicht gesagt sein, daß das Bier nicht auch bisweilen einer ärztlichen Behandlung bedürfe, da es ja bisweilen kränklich wird d. h. säuerlich. Ist diese Unpäßlichkeit nicht von Bedeutung, so helfen einige Eierschalen, d. h. Kreide, denn sie ziehen die Säure an sich. Zusatz von etwas Kochsalz soll das Bier länger halten und es kann nicht schaden. Manche setzen ein wenig Zalappe zu, warum, weiß Niemand anzugeben; es schadet nicht, es kann aber auch nichts nützen. Grüner Vitriol (Kupfervitriol) wird in das Bier gethan, um ihm viel Schaum zu geben. Da aber einige Gran auf die Tonne schon auf das Bier in jedem einzelnen Töpfchen wirken, so wirken sie auch auf den Magen des Trinkers und ich für meinen Theil mag also gar kein Vitriol in meinem Bier haben.

Kalmus, Koriander und Kümmel, Apfelsinenschalen und andere aromatische Stoffe werden dem Bier zugesetzt, um ihm den Geruch und Geschmack zu geben, den es bei gehöriger Bereitung durch Malz und Hopfen erhält.

Endlich hat man Zusätze zu dem Biere, die blos die Berauschungskraft erhöhen sollen, z. B. Kockelkörner, Ingwer, Bohnen, Brechnuß, Opium und Tabak. Darüber kann ich weiter nichts sagen, als daß jeder Brauer, der solche Gifte in sein Bier thut, von Rechtswegen verurtheilt werden sollte, sein eigenes Bier zu trinken, nichts als sein Bier, bis an seinen Tod, der höchst wahrscheinlich gar nicht lange auf sich warten lassen würde.

Blätter und Blüthen.

Gordon Cumming, ein eifriger Jäger, war lediglich aus dem Grunde nach Afrika geschwommen, um dort der Jagd obzuliegen, die in seinen heimischen Wäldern — er ist Schotte — keinen Reiz mehr für ihn hatte. Seine Abenteuer, die er dort erlebte, sind oft haarsträubender Natur. So traf er eines Tages auf eine Elephantenheerde. „Zwei von der Schaar" erzählt er „waren in einer Entfernung von etwa sechzig Schritten langsam vorübergekommen, und der eine, welchen ich mir ausgewählt hatte, ein Weibchen, weidete mit zwei anderen an einem dornichten Busche vor mir. Meine Hand war so fest, wie der Felsstein, auf welchem ich ruhete; kaltblütig zielte ich auf seinen Kopf, ein klein wenig hinter dem Auge, und feuerte. Die Kugel schlug gerade auf der angegebenen Stelle ein, brachte aber nicht die Wirkung hervor, welche ich erwartet hatte. Es stieß ein lautes Geschrei aus und drehte sich in die Runde, als die zweite Kugel dicht hinter der Schulter einschlug. Sämmtliche Elephanten flohen brüllend in raschem Trabe nordwärts; ihre langen, fächerartigen Ohren flogen nach dem Takte des Schrittes. Ich nahm mir nicht die Zeit, wieder zu laden, sondern lief den Hügel hinauf, von wo aus ich sie beobachten konnte. Als ich den Gipfel erreichte, zeigten mir die Führer die Elephanten; sie standen in einem schattigen Wäldchen, aber der verwundete Elephant war eine Strecke hinter den anderen zurückgeblieben mit einem zweiten, der ihm beizustehen suchte. Diese Elephanten hatten ohne Zweifel nie vorher den Knall eines Schießgewehrs gehört, und da sie mich weder gesehen noch gewittert hatten, so argwohnten sie keinen Menschen in der Nähe und scheuten nicht weitere Flucht zu beabsichtigen. Nun wurden meine Leute sichtbar, welche die Hunde mithrachten. Als sie herankamen, wartete ich noch eine Weile mit dem Angriff, damit Hunde und Pferde wieder zu Athem kämen. Dann ritten wir langsam auf die Elephanten zu und kamen ihnen auf zweihundert Schritte nahe. Da bemerkten sie uns, da die Gegend offen war, und eilten in östlicher Richtung hinweg. Aber der verwundete blieb wieder hinter den anderen zurück und war einen Augenblick darauf von den Hunden umringt, welche durch ihr heftiges Gebell seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen schienen. Nachdem ich zwischen ihn und den fliehenden Trupp gelangt war, stieg ich ab, um aus vierzig Schritt Entfernung auf offenem Grunde auf ihn zu schießen. Colesberg aber, welcher sich sehr vor den Elephanten fürchtete, war äußerst unruhig und störte mich sehr, indem er in die Zügel ruckte, wenn ich abdrücken wollte. Endlich schoß ich, aber als ich wieder in den Sattel springen wollte, wollte der Gaul mich nicht aufsitzen lassen. Vergebens versuchte ich, ihn vorwärts zu ziehen; er ging stätig rückwärts gerade auf den verwundeten Elephanten zu. In diesem Augenblick hörte ich einen anderen Elephanten dicht hinter mir, und als ich umschaute, sah ich den zweiten weiblichen Elephanten, welcher vorhin dem verwundeten beigestanden hatte. Mit hocherhobenem Rüssel kam er in vollem Lauf auf mich zu, gellende Trompetentöne ausstoßend. Dicht vor ihm trabte ein alter, fleckiger schwarzer Pointeur, Namens Schwart, und hatte keine Ahnung davon, was hinter ihm vorging. Ich war überzeugt, daß der Elephant es entweder auf mich oder mein Pferd abgesehen hatte, aber ich konnte mich nicht entschließen, mein Roß preiszugeben, und behielt es fest am Zügel. Meine Leute standen leichenblaß, mit aufgesperrten Mäulern, natürlich in sicherer Entfernung, und einen Augenblick war meine Lage wahrlich nicht beneidenswerth. Glücklicher Weise jedoch lenkten die Hunde die Aufmerksamkeit der Elephanten ab, und gerade als sie dicht bei mir waren, gelang mir es, in den Sattel zu kommen, wo ich mich sicher wußte. Als ich den Rücken wendete, um aufzusteigen, waren sie mir so nahe, daß ich erwartete, von ihren Rüsseln umschlungen zu werden. Ich ritt auf Kleinboy zu, um meine doppelläufige Büchse zu holen. Er und Jaal waren bleich und fast sprachlos vor Furcht. Nun ging es zum Angriff zurück, und bald war ich neben den Elephanten. Vom Sattel aus feuernd, saudte ich dem verwundeten noch ein paar Kugeln, doch zeigte sich Colesberg fortwährend sehr unruhig und ließ mich nicht zu einem sicheren Schusse kommen.

„Jetzt schien aber der Gefährte des verwundeten Thieres ernstlich entschlossen, mit ein Leid zuzufügen; er kam wüthend auf mich heran und verfolgte mich einige hundert Schritte weit. Da hielt ich es für passend, ihm eine Mahnung zukommen zu lassen, daß er weniger vorwitzig sein möchte, und nachdem ich wieder geladen hatte, ritt ich auf dreißig Schritte an ihn heran und gab es ihm scharf, rechts und links, hinter die Schulter, worauf er sogleich mit herunterhängendem Rüssel, augenscheinlich auf den Tod verwundet, sich davon machte. Noch zwei Schüsse gaben ihm den Rest. Als er sie erhielt, schwang er den Rüssel ein paar Mal auf und nieder und fiel seitwärts gegen einen dornichten Baum, welcher wie ein Halm vor seiner gewaltigen Wucht nachgab. Darauf stieß er ein tiefes, heiseres Geschrei aus und verendete."

Ein armer Teufel. Wenn man in Paris auf dem Boulevard des Italiens spaziert, bemerkt man eines der größten und ausgedehntesten Magazine der Stadt mit dem Schild. „Un pauvre diable". — Der Gründer dieses Geschäftes, ein äußerst gewandter und im hohen Grade achtungswürdiger Kaufmann, hatte sich durch Solidität, Geschäftskenntniß und Thätigkeit von einem kleinen Ge-

schäfte dieses enorme errichtet, er war mit andern Worten d'un pauvre diable ein Millionair geworden. Da berieth er sich einst mit seiner Frau und sie fanden, daß 100,000 Franken Renten für gewöhnliche Bedürfnisse hinreichend wären und sie dieselben nicht mehr vermehren wollten. Der Herr „pauvre diable“ rief also alle seine Commis zusammen, nahm von ihnen Abschied und stellte ihnen ihren neuen Herrn vor, nämlich den ob dieses unerwarteten Glückes ganz erstaunten ersten Commis, von dessen Tüchtigkeit er sich durch langjährige Dienste überzeugt hatte. Um aber nicht das Glück so ganz in den Schooß eines Einzigen zu werfen, traf er folgende interessante Verordnung, durch welche er eben so eine Menge von glücklichen Leuten, als eine Pflanzschule ausgezeichneter Commis schuf. Er bestimmte nämlich, daß der erste Commis dem Geschäfte so lange als Herr vorstehen sollte, bis er daraus einen Gewinn von 50,000 Franken Renten gezogen habe. Dann sollte er das Geschäft unter denselben Bedingungen wieder an seinen ersten Commis übergeben und so ad infinitum. Da nun der jedesmalige erste Commis weiß, daß am Ende einer gewissen Zeit sein Glück gemacht sein muß, so giebt er sich alle Mühe sich auf seinem Posten zu erhalten, eben so wie die andern Commis sämmtlich nichts sehnlicher wünschen, als durch Thätigkeit und Treue bis zum Range des ersten Commis zu avanciren. Sie sind denn je nach ihren Fähigkeiten und Leistungen alle numerirt und avanciren je nach den Beweisen, die sie von ihren Fortschritten geben können, und auf diese Weise betrachtet es jeder Commis schon als ein Glück, in das Haus aufgenommen zu werden, weil es dann nur von seinem Fleiße und Talente abhängt, erster Commis und nach wenigen Jahren Herr eines der ersten Pariser Geschäfte zu sein. Es sollen jetzt, seit 22 Jahren, sich schon drei erste Commis gefolgt sein, die sich jeder mit einer Million Franken zurück gezogen und ihren Platz dem Nachfolger cedirt haben. An dem Geburtstag des von so Vielen, die er glücklich gemacht, angebeteten alten Herrn versammeln sie sich denn Alle und wetteifern, wer ihm durch die zarteste Aufmerksamkeit, durch die liebevollste Beglückwünschung seine Verehrung am Besten darthun wird.

Weiße Sklaven in England. Onkel Tom, die Adresse der Herzogin von Sutherland an die amerikanischen Frauen und deren kräftige Antwort, haben wenigstens die eine gute Folge gehabt, daß man sich in England um die „weißen Sklaven“ bekümmert. So hat man ausgerechnet, daß London allein wenigstens gegen 100,000 solcher weißen Sklaven habe, die im Durchschnitt alle schlimmer daran seien als die Sklaven Amerikas, welche wenigstens wie das Vieh, d. h. als productives Capital behandelt würden. Ein Wochenblatt wies neulich nach, daß zunächst die 14,000 Kutscher und Conducteure von Omnibussen durchaus weit unter den Pferden ständen. Jedes Omnibusyferd mache täglich nur ein große Tour durch London und habe wöchentlich einen, auch zwei Ruhetage. Ist es krank, werde es von geschickten Aerzten behandelt, mit guten Decken versehen und sorgfältig gestegt. Der Omnibusconducteur oder Kutscher sei jeden Tag, Jahr aus Jahr ein, von 8 Uhr Morgens bis 12 Uhr Abends jedem Wind und Wetter ausgesetzt, habe nie einen Ruhe- und Erholungstag, bis er todtkrank herunterstinke und mit Weib und Kind brotlos sei. Einem solchen Kutscher habe der Eigenthümer, von ihm um einen Ruhetag gebeten, zur Antwort gegeben: „Ruhen Sie aus, wenn Sie todt sind!“ Auch das Thema der Näherinnen ist wieder aufgefrischt, selbst von der Times. Im Westend, wo die Herzogin v. Sutherland und ihresgleichen Alles kauften und machen ließen, befänden sich 20,000 Schneiderinnen und Putzmacherinnen in der Lage, bei 16—20 und auch 24-stündiger Arbeit täglich sich nicht gegen Hunger und Abzehrung schützen zu können. Die 24stündige Arbeit an einem Tage verschulde die Herzogin v. Sutherland und ihresgleichen. Wenn eine solche Dame ein Fest geben wolle, wenn eine etwas Neues gesehen, gehört oder nur einen Einfall auf ihre Garderobe habe, so laute die Ordre: es müsse in 12 oder höchstens in 24 Stunden fertig sein. So ein Kleid sei der Besitzerin einer so hohen Kundschaft und einer Heerde Sklavinnen mehr werth, als alle Arbeiterinnen zusammen, die jeden Augenblick durch andere ersetzt werden könnten. Letzteres ist mit den Sklaven in Amerika nicht der Fall. Sie kosten Geld und werden deshalb wenigstens wie nützliches Vieh gehalten. Herr Bright wies in seiner Manchesterrede auf die Millionen englischer Sklaven in Indien hin, und daß auf jeden jährlich blos eine halbe Elle Baumwolle käme, auf jeden amerikanischen Sklaven 10 Ellen. An diesen baumwollenen Manchestermaßstab haben die Sutherlands gewiß nicht gedacht. Aber es liegt eine treffende Bitterkeit darin, wenn man bedenkt, daß in Indien neben den Kaufleuten besonders die Söhne der Aristokraten herrschen und als Offiziere der zahlreichen Armeen ziemlich als Satrapen wirthschaften. —

Literarisches. Unter dem Titel: **Charakterbilder** hat der bekannte Beda Weber seine in frühern Jahren in Zeitungen veröffentlichten einzelnen Artikel gesammelt und nochmals herausgegeben. Das 31 Bogen starke Buch ist pretiöserweise mit dem Bildniß des Verfassers geschmückt. Wer Gefallen an hämischen, durch und durch giftigen und hinterlistigen Verdächtigungen und Schmähungen findet, dem empfehlen wir dieses Buch eines Mannes, der sich „Priester der christlichen Kirche“ nennt. Wo bleibt da christliche Liebe und christliches Vergeben? — In Leipzig erscheint eine „Neue **Volks-Bibliothek**,“ die in Uebersetzungen aus dem Französischen und Englischen besteht. Als Lektüre für das Volk??? wird darin auch A. **Dumas vier Frauen-Abenteuer** erscheinen. — Freunde der Alterthumskunde machen wir auf die so eben in Leipzig erschienene Uebersetzung der **Fellows**'schen Reise nach Kleinasien und Lycien aufmerksam, die mit vielen Abbildungen geziert, treffliche und gründliche Mittheilungen über jenes Land und seine vielen historischen Ueberreste einer großen Zeit enthält. — Bei Beginn eines neuen Bandes empfehlen wir noch das in Stuttgart erscheinende „Kunst- und Unterhaltungsblatt,“ das treffliche Erzählungen und bei Weitem schönere Stahlstiche bringt als das mit so vielem Pomp anspruchsvolle östreichische Familienblatt, dem wir keinen Geschmack abgewinnen können. Die vielbesprochene Preisnovelle ist sehr matt ausgefallen.

E. K.

Verlag von **Ernst Keil** in Leipzig. — Schnellpressendruck von **Giesecke & Devrient** in Leipzig.

№ 15. 1853.

Familien-Blatt. — Verantwortlicher Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich ein ganzer Bogen mit Illustrationen.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter für 10 Ngr. vierteljährlich zu beziehen.

Drei Heimgegangene.

Frühlingsbild

von

Ferdinand Stolle.

Frühling! Frühling! ewig grünes, rosengeschmücktes Evangelium, uns Staubgebornen alljährlich gesendet, daß wir an ihn glauben, den Vater der Liebe; daß wir erkennen, wie es das Licht ist und die Liebe, welche Recht behalten nach den Winterstürmen der Erde. Und hat der Winter seine Eispaläste noch so hoch gethürmt und hat er den Himmel und seine Sonnen noch so dicht verhangen; und hat er die Herzen noch so erkältet und kleinmüthig gemacht, daß sie oft verzagt, ob es je wieder Frühling werden könne — Ein Frühlingsgruß, Ein himmlischer Klang, und die Eispaläste brechen zusammen und die Wolkendecken zerreißen, und die Herzen athmen gläubig, und die Knospen schwellen und die Frühlingsglocken hallen klar und Sieg verkündend durch den himmlischen Saal.

O beneidenswerthes Menschenherz, in welchem die Frühlingsglocken wiederhallen bis in die tiefsten Tiefen, in welchem darum nie ganz Winter wird, mag solcher noch so gewaltig sein eisiges Haupt schütteln. Und ein solches Herz war Dir beschieden, theurer Vollendeter, der Du an jenem Frühlingsheiligenabende einsam hinauswandertest nach dem stillen Eichenhaine.

Wie der Wüstenwandrer nach der quellenreichen Oase hattest Du Dich lange gesehnt aus dem lärmvollen Alltagsleben, aus dem Staub der Geschäfte, aus dem Kreise unerquicklicher Gesellen nach einer stillen friedenvollen Abendstunde, draußen in freier Gotteswelt, wo der Abendstern still über dem Walde stand und im tiefen Gebüsch ein Vöglein wie im Frühlingstraum von Zeit zu Zeit seine leise Stimme erhob.

In den Kronen der alten Eichen rauschte es frühlingverheißend; die schwellenden Knospen umspielte weiche warme Abendluft — rings athmete tiefe Ruhe. Wiederholt warst Du hinausgetreten auf den grünen Rasenteppich, der im weiten Kreise vom Walde umgrenzt wird und Dein Auge hing lange, lange an dem stillen Abendsterne, der in wunderbarem Glanze über dem Walde stand. Und leise sprachst Du für Dich:

O dringe doch, Du Himmelsschein,
In jede Menschenseele ein,
Und decke so, Du Himmelsruh,
Ein jedes Herz und Auge zu.

Noch einmal überflog Dein Auge die weite Waldrotunde, die immer tiefer in die Schatten des Abends hinabsank; dann kehrtest Du in den Hauptgang zurück und

wandeltest einsam dem dunkeln Frühlingsdome entlang. Die Aeolsharfe Deiner Brust war aber durch den Frieden des Abend wunderbar gestimmt und so zog eines Deiner schönsten Lieder durch Deine Seele: Du dichtetest:

Ich wollt' ich wär die Eiche dort
Im duftig grünen Wald,
Und würde wie der Eichenbaum
Wohl tausend Jahre alt.

Geküßt so, wenn noch Alles ruht,
Vom ersten Sonnenstrahl,
Geküßt wenn niedersinkt die Nacht,
Vom letzten Licht zumal.

In jedem Frühling grün und neu —
Der Vögel luftig Haus —
So jährlich fügend Ring an Ring,
Und breitend Schatten aus.

Und träumend, wenn der Winter naht —
Im Innern warm und stark —
Voll Sommermärchen in der Brust,
Voll Trieb und Drang im Mark.

Erwachend wieder in den Lenz,
Der meine Knospen sprengt,
Ein Auge jedes Blatt, worauf
Sich Gottes Sonne senkt.

Vom Winterscheine sanft bestrahlt,
Vom Glühwurm hell umsprüht,
Entschlummernd, wenn die Nachtigall
Im Busche singt ihr Lied.

Der Wandrer ruhte unter mir,
Der Kinder frohe Schaar —
Den Menschen flüstert leis ich zu,
Wie einsten schon es war.

Und wenn ich alt geworden wär',
Wohl an die tausend Jahr,
Dann baute man aus mir ein Haus,
Tisch, Wiege, Todtenbahr.

Im Wiegenraum ein holdes Kind,
Vom Leben angelacht —
Am Tisch beim Wein ein Lebehoch,
Vielleicht mir dargebracht.

So lebt' ich, fühlte Alles mit,
Wär' selbst das letzte Haus,
Worin nach einer Welt voll Pein
Der müde Mensch ruht aus.

Der Dichter hatte den Eingang des Wald-Parks erreicht, als von der Stadt der eine Gestalt kam, die bei ihm vorüberschritt, deren Gesichtszüge er aber wegen der Dunkelheit nicht zu erkennen vermochte. Nach einigen Schritten blieb der fremde Wandrer stehen.

„Doctor, bist Du es?"

„Alle gute Geister loben Gott den Herrn, Berthold *), woher, von wannen? Welch' seltener Gast zu solcher Stunde?"

„Hergesehn, wenn Du wissen willst, wie der Mensch im Glück aussieht, siehe mich an."

„Ich will hoffen, daß Dein Glück wenigstens bis Morgen aushält, dann will ich mir Dich bei Tage besehen; jetzt trotz der Brille ist mir's unmöglich."

„Der Director war ein Mensch und hat endlich meinen sechswöchentlichen Urlaub bewilligt, den ich für mein Gastspiel bestens zu benutzen gedenke. Der Mensch im Glück braucht aber Einsamkeit oder muß sich auslaufen. Drum will ich noch bis Gohlis — komm' mit!"

„Mörder, kennst Du mein Reservoir? — sieh', diese sinkenden Nebel."

„Bei Noack treiben wir die bösen Nebel wieder heraus. Komm'!"

„Und würfst Du die Krone selber hinein
Und sprächst, wer mir bringet die Kron'
Er soll sie tragen und König sein —
Mich gelüstet nicht nach dem theuren Lohn!"

Während die Beiden noch auf diese Weise unterhandelten, ward eine dritte Gestalt in der Dunkelheit sichtbar. Sie kam ebenfalls ziemlich schnellen Schrittes von der Stadt her, umging die beiden Freunde, um sich von ihrer Autenticität zu überzeugen; dann breitete sie beide Arme aus und preßte den Doctor und Berthold convulsivisch an's Herz, und drehte Beide im Kreise umher.

„Gerechter," schrie der corpulente Berthold, „der Mensch erwürgt mich; Lortzing, bist Du des Teufels!"

„Ich hab's wohl gerne, wenn der Becher überschäumt," meinte der Doctor, indem er im Kreise herumgedreht wurde, aber vor allen Dingen

„erkläret mir, Graf Oerindur,
dieses Räthsel der Natur."

„So vernehmt, theurer Freund," rief jetzt der gefeierte Tondichter, indem er die Beiden los ließ — „eben habe ich den Brief bekommen — mein Czaar hat in Berlin prächtig Glück gemacht."

Unsern herzlichsten Glückwunsch, riefen Beide aus einem Munde, und ihre Hände drückten innig die des glücklichen Componisten.

„Ja, das wußte ich, treue Seelen," sprach dieser, den aufrichtig gemeinten Händedruck dankbar erwiedernd, „daß Euch diese Nachricht Freude machen würde. Ich bin daher schon in der halben Stadt nach Euch herumgelaufen. Ein glücklicher Zufall trieb mich hierher."

Lortzing mußte jetzt über die Berliner Aufführung seines Czaar und Zimmermann erzählen. „Ich bin mit der Besetzung ganz zufrieden," sprach er, „nur Deine Rolle, Berthold, hätte ich in besseren Händen gewünscht."

„Den Bürgermeister?"

„Ja, Du weißt, ich habe diese Partie für Dich geschrieben."

„Ein tüchtiger Bürgermeister," sprach Berthold in seinem trocknen humoristischen Tone, „ist auch heut zu Tage eine wahre Rarität."

„Das ist aber ja heut ein wahrer rarissima avis unter den Tagen," sprach der Kometenlenker Herloßsohn, „Lortzing Glück in Berlin, Berthold Glück bei Ringelhard und ich habe meinen neuen Roman ebenfalls glücklich bei Reimann in Hannover an den Mann gebracht."

*) Ein beliebter Komiker in Leipzig.

„Ich sei daher, erlaubt mir die Bitte
In Eurem Bunde der Dritte.“

„Wir können heut das glückliche Kleeblatt in höchst eigener Person anführen.“

Berthold faltete mit rührender Komik die Hände: „Gimmal drei Glückliche bei einander“ sprach er, „dies ist doch noch was Rareres als ein guter Bürgermeister.“

„Und dieser himmelvolle Frühlingsabend,“ schwärmte Lorzing, indem sein sprechendes Auge über den Himmel schweifte, der sich immer mehr mit Sternen füllte.

„Ja, aber geliebte Glückskinder,“ gab der stets für sein Abenma besorgte Doctor, zu bedenken, unser Postament, fühle ich, wird nicht wärmer. Hätten bauen können wir hier einmal nicht, dies zu gestatten würde ein wohllöblicher Magistrat, am Eingange des Rosenthals, gerechten Anstand nehmen. Also wohin?“

„Freunde,“ sprach der noch immer freudig erregte Lorzing, indem er von Neuem des Doctors und Berthold's Hand ergriff, „solcher Sonnenblicke im Leben gibt es so wenige, lasst sie uns nicht in philiströser Eintönigkeit vorüberziehen. Wir bleiben heute Abend beisammen. Ihr seid meine Gäste bei Alappi.“ *)

„Auf die heutigen Nachrichten schmeckt allerdings ein Trunk,“ sprach Berthold, „aber da muß ich mich vor allen Dingen erst zu einem selbstständigen Staatsbürger machen und meinen Hausschlüssel holen.“

„Albert,“ rezitirte der Doctor, „den Gedanken gab Dir ein Gott ein. Ich habe noch ein paar Flaschen Tokaier von der ungarischen Gräfin, die bring' ich mit. Wir lassen Czaar und Zimmermann leben, den knospenden Frühling — die künftige Rosenblüthe — die Sterne der Nacht — das deutsche Lied — die Clotbilden, Clementinen — Paulinen und was der angenehmen Gegenstände mehr sind.“

Die drei Glücklichen waren bis zu Herlosssohn's Wohnung in der Hainstraße gelangt, wo sie sich trennten.

„Also um Neun Uhr?“ frug Berthold.

„Punct Neun,“ commandirte der Compositeur des Czaar und Zimmermann.

„So lebt denn wohl, edle Paars des Königreichs,“ sprach Herlosssohn, „ich muß noch eine nichtswürdige Correctur lesen, lebt wohl — “

„Bei Alappi sehen wir uns wieder!“

Mit diesen Worten war er in der Hausflur verschwunden.

Kennt ihr jene geheimnißvollen Räume, wo hinab kein Sonnenblick fällt, wo nie das holde Licht des Tages freundlich geleuchtet; und wo tief Unten zwischen engen Kerkerwänden der Muscatello duftet; die Perlen des Rheingaus in unvergleichlicher Schene funkeln und uns Märchen erzählen, lieblich und schön, von dem Rauschen des grünen Rheinstroms, von dem Singen der Pirole, von den weinfrohlichen Hügeln des Sankt Johannes, und den dunkeln Nußbaumwäldern Sankt Goa's? Während die Julisonne glühend auf den Dächern und Fluren ruht, Alles verzehrend in erstickender Hitze, herrscht da unten eine ewig erquickende Kühle. Italien schüttet seine Goldorangen und das Morgenland seine Trauben und Mandeln in die dunkeln Tiefen. Während oben das Leben und Treiben der Menschen sich prosaisch abspinnt in unerquicklicher Hast, im Lärm der Geschäfte, waltet hier unten heilige Ruhe und leise auf den Zehen kommt herbeigeschlichen ein rezend Rind aus fernen Wunderhimmeln, die — Poesie.

Eine solche prächtige Weinkruft hatten sich auch unsre drei Freunde, die wir auf der Hainstraße verlassen hatten, ausgesucht. Sie saßen bei einander in freundlich erhellter Runme in allerbechster Gemüthlichkeit, und waren eben in der angenehmen Beschäftigung begriffen, die Perlen eines kostbaren, wilden Scharlachbergers prüfend über die Lippen gleiten zu lassen. Im Vorgemach duftete italisch eine Pyramide Apfelsinen.

Die unferne Rathhausuhr verkündete die zehnte Stunde. Der Ruf des Feuerwächters ertönte — die Straßen wurden stiller und leer. Oben blühte ein wundervoller Sternenhimmel.

Kaum waren die zehn Schläge der Rathhausuhr verklungen, als Berthold fromm die Hände faltete. „Kinder,“ sprach er feierlich, „jetzt betet, daß uns der Teufel oder sonst ein böser Gnome keinen Schaufpieler herabschickt.“

„Und keinen Literaten,“ setzte Herlosssohn dazu.

„Und keinen Beiurtheilenden,“ schloß Lorzing.

„Uebrigens,“ fuhr Letzterer fort, „wir könnten es ja Rossi sagen, daß er die Klappe oben zumacht.“

Der stets für Recht und Billigkeit besorgte Doctor gab das nicht zu.

„Bis um Elf,“ sprach er, „muß offen bleiben. Dies verlangt das Geschäft so.“ Er hatte kaum diese Worte gesprochen, als es die unfernen Stiegen herabklirrte und zwei lebensmüde Börsenjünglinge, die sich bereits auf der ersten Gallerie einnistet, bei Kühl und Großberger einnirt, bei Riedel einnvirt, und sonst wo einnvirt, traten mit Geräusch und Rauchdunst, den Hut auf dem Kopfe, in die Weingruft.

„Ah sieh da — der Herlosssohn, der Berthold, der Lorzing — fames — Rossi — halbe Julien — die Gnüther süberb — dies Stück abominabel —“

Mit diesen, in etwas näselndem Tone gesprochenen Worten, nahm der Längere in möglichst nachlässig bequemer Stellung neben Herlosssohn Platz.

„Pyramidal einnvirt — sprach der Kleinere, der sich ebenfalls auf einen Sessel geworfen — „Ringelhard verdient gehangen zu werden — Rossi — Glas Zuckerwasser — Apropos, Berthold ist die Kleine — mon dieu, wie heißt sie — Schwarzkopf, Burgstraße, engagirt?“

„Ja,“ sprach Berthold, dem der Bissen eines tranchirten Cotelettes im Munde quoll, trocken und im Doppelsinne, „die wird wohl engagirt sein.“

„Süberbe Taille. — Ringelhard ist ein Knicker.“

„Doctor,“ fuhr der Andre, der die langen Füße unterdeß auf einen Stuhl placirt hatte, in fast wagerechter Stellung fort, — „der Champagner schmeckt nicht mehr — La Fite nicht mehr — Dem Dechanei nicht mehr — Kirchenstock nicht mehr — rathen Sie Doctor.“

„Da geben Sie doch in's Wasser, guter Freund,“ rieth Herlosssohn, „was trinken muß der Mensch.“

„Famoser Witz — immer geistreich der Doctor — war nahe daran, Doctor — die verfluchten Kiel-Altonaer — schließe ab 65 — Glogguitz 73 — fängt der

*) Ein bekannter Weinkeller in Leipzig.

Hallunke der Thiers Crawall an — Baisse 20 — zum Erſchießen — aber der liebe Gott half noch.“

Bei Herloßſohn, der zwar nie zu den Frommen gehörte, aber ſich in der blaſirteſten und leichtfertigſten Geſellſchaft immer ein kindlich religiöſes Gemüth bewahrte, trat jetzt

muß morgen in die Leipziger Zeitung, damit dies Blatt einmal intereſſant wird.“

Dieſer Witz von wegen des Intereſſantwerdens der Leipziger Zeitung ſchien den beiden Jünglingen eben ſo geiſtreich wie belachenswerth. Sie lachten aus vollem Halſe.

Herloßſohn. Berthold Lortzing.

die Galle in's Blut, in Folge des edeln Scharlachbergers das Herz auf die Zunge. Nichts empörte ihn mehr, als wenn der Name Gottes auf ſo unſeligem Gebiete gemißbraucht wurde.

„Sagen Sie doch, der Teufel half,“ ſprach er, „aber laſſen Sie den lieben Gott bei Ihren elenden Actien aus dem Spiele.“

„Elend — ha ha, — ſtehen wieder 66 die Altonaer — Glogawitz 81 —“

„Ha ha“ — fiel der Kleinere ein — „der Doctor Herloßſohn iſt fromm geworden — famoſe Entdeckung —

Berthold raunte Lortzingen in's Ohr: „Wollen wir den Nackers nicht ein halb Pfund Brechweinſtein in's Geſöff ſchmeißen. Ich hab's nicht mehr aus; mir kribbelt's im ganzen Leibe.“

Lortzing tröſtete: „Hoffentlich verduften ſie bald.“

„Roſſi,“ hob der Lange wieder an, indem er mit vornehmer Nachläſſigkeit ſeinen Wein prüfte, „wo iſt dieſer Julien her?“ — Herr Roſſi nannte das Haus. „Bah,“ fuhr der Koſter fort, „Sie müſſen von ..... nehmen, wenn Sie was Feines haben wollen.“ Er koſtete nochmals.

Das bekam ihm aber übel. Ein paar Tropfen geriethen in die Luftröhre. Ein langanhaltendes Husten folgte.

„Wenn der Kerl nur dies einzige Mal erstickte," brummte Berthold. Nachdem sich der Husten gelegt, frug der Ermattete: „Doctor — kein Mittel für den Husten — der Satan plagt mich täglich?"

„O ja" — sprach Herloßsohn trocken.

„Aber ein Radicalmittel — Sie sind ja so ein Stück Radicaler." Dieser Witz erschien ihm wieder äußerst belachenswerth.

„Ein Radicalmittel," fuhr Herloßsohn in demselben trockenen Tone fort, „Sie müssen sich die Gurgel abschneiden. Das ist der Sitz des Uebels. Wenn der beseitigt ist" —

„Menschenfeindlicher Doctor — aber guter Witz — Ach wer doch schon in Paris wär'" — Er streckte sich wieder so lang aus als er gewachsen war.

„Ja, ich wünscht's auch," brummte Berthold.

Dem Kleinern schien sein Zuckerwasser auch nicht zu munden. „Die Limonade ist matt wie Deine Seele, Rossi."

„Wünschen Sie etwas Rothwein darunter?"

„Non, bringt mir einen Absynth, aber alten."

„Jetzt fängt er gar an zu schnapsen," murrte Berthold, „'s wird immer unterhaltender."

„Charles — !?"

„Qui vive?"

„Schläft wohl gar." —

„Wollen wir?" — frug der Lange ohne seine Position zu verändern.

„Pauline schmollt sonst."

Auf diese Worte erhob sich Charles, matt und schlaftrunken, und warf einen Thaler hin. Der Kleinere goß seinen Absynth hinunter und erhob sich ebenfalls.

„Adjos — menschenfeindlicher Doctor," sprach Charles, Herloßsohn nachlässig und halb gnädig die Hand hinhaltend.

„Wünsche recht wohl zu leben," sprach Berthold und halb für sich: „Hol' Euch der Satan."

Die Beiden stolperten hinaus. Unsern drei Glücklichen fiel aber eine Centnerlast von der Brust.

„Gott sei getrommelt und gepfiffen," rief Berthold neu aufathmend.

Lotzing erhob sein Glas: „Zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag."

Herloßsohn rieb sich gemüthlich die Hände: „Kinder, nun kann's hübsch werden."

Eben schlug die Rathhausuhr die Eilfte Stunde. Aber kaum war der eilfte Schlag erklungen, da riefen drei Stimmen wie aus einem Munde:

„Rossi, die Klappe zu!"

(Schluß folgt.)

Ludwig XVII. noch am Leben.

In dem Augenblicke, wo der Stern der Bonapartes seinen Höhepunkt erreicht hat, gewährt es ein ernstes und trauriges Interesse, auf die Dynastie zurück zu blicken, welche jenen in der Regierung von Frankreich vorausging. Das Haus Bourbon gelangte im Jahre 1588 mit dem großen, aber unglücklichen Heinrich IV. auf den französischen Thron, und mit so unwandelbarer Gleichmäßigkeit war das Schicksal dieses Hauses gewoben, daß der letzte regierende Fürst aus demselben, obgleich ihm erst in Folge einer fünfmaligen Anwendung des Salischen Gesetzes die Krone zufiel, doch in seiner Person noch alle natürlichen und legitimen Rechte der Capetinger vereinigte, und als der gerade Erbe Hugo Capet's, der 987 zur Herrschaft gelangt war, das Schauspiel dieses 800jährigen Herrschergeschlechts zu seinem tragischen Schlusse brachte.

Ludwig XVI. heirathete 1770 Marie Antoinette Josepha Johanna von Oesterreich, die Schwester Joseph's II., der Königin von Neapel und der Herzogin von Parma; die Tochter Kaiser Franz I. und der Königin von Ungarn und Böhmen, Maria Theresia. Am 10. Mai 1774 beseligt Ludwig den Thron. Marie Therese Charlotte, das erste Kind dieses unglücklichen königlichen Paares, wurde im December 1778, ein zweites Kind, welches aber bald wieder starb, 1781 geboren. Das dritte, der aus der Revolutionsgeschichte bekannte Dauphin Karl Louis erblickte am 25. März 1785 das Licht der Welt.

Das traurige Schicksal dieses Kindes, seine Schönheit, seine guten Fähigkeiten und — seine Leiden sind bekannt. Nach der Trennung desselben von seinen weiblichen Verwandten und nach dem Tode seiner Mutter 1793 wurde der junge Prinz den Händen des Schuhflickers Simon übergeben, der ihn in einer, jedes menschliche Gefühl empörenden Weise behandelte. Kälte, Hunger, Schmutz, Mangel an Schlaf, übermäßige Anstrengung seiner Kräfte, Prügel und die Schreckniße der Zeit brachten ihn in einen Zustand völliger geistiger Stumpfheit. Erst nach dem Falle Robespierre's und nach der Hinrichtung Simon's wurden seine Leiden geringer. An die Stelle der offenen Brutalitäten Robespierre's und St. Just's trat unter dem Convent die heimliche Niederträchtigkeit. Schon das Dasein Ludwig's XVII. war ein schlimmes Ding für die Republikaner, welche es damals nicht einmal vor sich selbst entschuldigen konnten, ihn zu tödten. Im December 1794 wurde im Convent der Beschluß gefaßt, „daß der Regierungsausschuß Maßregeln treffen solle, den Sohn Ludwig's aus dem Territorium der Republik zu entfernen." Am 9. Juni 1795 wurde dem Convent berichtet, daß derselbe gestorben sei. Sein Tod wurde von drei Aerzten beglaubigt und einem Skorbutleiden zugeschrieben. Die Herzogin von Angoulême, seine Schwester, hat in ihren Memoiren über die näheren Umstände dieses Todes dasjenige mitgetheilt, was sie darüber in Erfahrung gebracht hatte.

Ist nun Ludwig XVII. 1795 wirklich gestorben, wie damals berichtet wurde und seitdem allgemein geglaubt worden ist, oder ist er noch am Leben und hält sich im Staate New-York auf?

Die Beantwortung dieser Frage soll durch Aufführung der nachfolgenden Thatsachen in so weit versucht werden,

als es überhaupt möglich ist, in einer Sache, die so sehr in das Gebiet des Wunderbaren hinüberspielt, eine Ansicht zu gewinnen, die auf allgemeine Geltung Anspruch machen kann.

Vor etwa zwei Jahren wurde in öffentlichen Blättern Nordamerikas darauf aufmerksam gemacht, daß neuerdings an's Licht gekommene Thatsachen es als wahrscheinlich herausstellten, daß der Geistliche Eleazer Williams in Green Bay in Wisconsin Niemand anders sei als der todtgeglaubte Ludwig XVII. Diese Notiz erweckte ein allgemeines Interesse und veranlaßte den Geistlichen Hanson, die sorgfältigsten Nachforschungen anzustellen, um die Wahrheit jener Angabe zu ergründen. Er machte zu diesem Zwecke mehrere Reisen, auch nach dem nördlichen Theile des Staates New-York, und als er von hier im Herbste 1851 nach New-York zurückkehrte, brachte ihn der Zufall auf der Eisenbahn mit demselben Manne zusammen, den er seit einigen Jahren vergebens gesucht hatte. Er traf in einem Waggon den Geistlichen und Indianer-Missionär Williams in lebhaftem Gespräch mit zwei Indianern und war von der Aehnlichkeit desselben mit dem bekannten Familiengesichte der Bourbonen so überrascht, daß er sich Williams sofort als Amtsbruder vorstellte, mit ihm später auf einem Dampfboote die Reise den Champlain-See hinunter fortsetzte und in der mit ihm beginnenden Unterhaltung gleich auf die Sache selbst einging. Zu seinem größten Erstaunen erfuhr Hanson, daß Williams selbst die Geschichte seines königlichen Ursprungs nicht für unglaublich halte, obgleich er auf dessen Frage, ob ihm, der doch bei dem Tode seiner Mutter bereits acht Jahre alt gewesen, gar keine Erinnerung von dem geblieben sei, was in Paris und vor seiner Reise nach Amerika vorgegangen, entgegnete: „Darin eben liegt das Geheimniß meines Lebens. Ich weiß Nichts von meiner Jugend. Alles, was vor meinem dreizehnten oder vierzehnten Jahre liegt, ist verwischt, gänzlich ausgelöscht aus meinem Gedächtniß, unwiederbringlich verloren. Denken Sie sich ein Kind, das, so viel es davon versteht, stummsinnig, seines Erachtens bis zu jenem Augenblicke sogar ohne Bewußtsein war. Es badete mit einer Schaar Indianerknaben im Georgs-See. Mit der Furchtlosigkeit des Stummsinnes kletterte es auf eine Felsenspitze. Es stürzte kopfüber in das Wasser. Es wird für todt herausgezogen, in eine Indianerhütte gebracht und in's Leben zurückgerufen. Da war der blaue Himmel, da lag der glänzende See — das ist das Erste, was ich von meinem Leben weiß."

Dieser Sturz in den Georgs-See ist eine wichtige Begebenheit in dem Leben Williams', denn von jener Zeit an schien sein Geist seine Spannung und Gesundheit wieder erlangt zu haben, und es lebten manche Bilder und Erinnerungen aus der Vergangenheit in ihm wieder auf, ohne daß er ihnen jedoch Namen und Platz anweisen konnte. Als höchst bedeutungsvoll in dieser Beziehung erscheint folgender Vorfall. Ein eben aus Europa zurückgekehrter vornehmer Mann unterhielt sich mit Williams und legte während des Gesprächs mehrere Lithographien und Kupferstiche auf den Tisch; kaum hatte Williams eins dieser Bilder erblickt, so rief er, ohne dessen Unterschrift gesehen zu haben: „Großer Gott! das Gesicht kenne ich; es hat mich durch mein ganzes Leben verfolgt." Und dies Bild stellte niemand anders dar, als den Schuhflicker Simon, den Kerkermeister des Dauphin.

Wie ist nun aber der Indianer-Missionär Eleazer Williams dazu gekommen, in sich nach und nach die Ueberzeugung zu befestigen, daß er der Sohn Ludwig's XVI. sei? Er ist in einer Indianerfamilie erzogen; sein angeblicher Vater Thomas Williams galt in Folge der Abstammung von seinem Großvater mütterlicher Seits als ein Indianer vom Irokesenstamme, der sich mit einer Vollblut-Indianerin verheirathete. Mit dieser erzeugte er, außer Eleazer, noch elf Kinder, die alle die Abstammung ihres Blutes an sich tragen, nur Eleazer nicht, der weder seinen angeblichen Geschwistern, noch diese ihm gleichen. Thomas Williams wie seine Frau waren katholische Christen und alle ihre Kinder sind nach empfangener Taufe in das Kirchenregister eingetragen, nur Eleazer's Name fehlt. Auch wurde derselbe in die Schule nach Long Meadows, im Staate Massachusets, geschickt und dort der Sorgfalt des Geistlichen Ely anvertraut. Aus den Büchern dieses Geistlichen geht hervor, daß für Eleazer Williams halbjährlich mit großer Pünktlichkeit das Schulgeld bezahlt worden ist, und daß sein angeblicher Vater Thomas Williams diese Gelder nicht bezahlt, steht außer Zweifel, da ihm hierzu die Mittel fehlten, auch seine andern Kinder nicht eine gleiche Erziehung genossen. Endlich haben sowohl Thomas Williams wie seine noch lebende Frau, also die angebliche Mutter Eleazer's, eine hochbetagte Frau, zu verschiedenen Malen erklärt, daß Eleazer nur ihr Pflegekind sei; doch waren selbst Eleazer's Bemühungen bis jetzt vergebens, seine Mutter dahin zu bringen, daß sie bestimmt erkläre, wer ihn (Eleazer) ihr zur Pflege übergeben. Einiges Licht ist allerdings in dieses Geheimniß gedrungen und zwar durch die Aussage eines Sterbenden. Es war dies ein Franzose, Namens Belanger, der im Jahre 1848 in New-Orleans starb und auf seinem Todtenbette das Bekenntniß ablegte, daß er derjenige sei, der den Dauphin nach Amerika geschafft und ihn unter die Indianer im nördlichen Theile des Staates New-York gebracht habe. Nun ist aber geschichtlich erwiesen, daß am 31. Mai 1795 ein gewisser „Bellanger", ein Maler, den Dienst im Gefängnisse des Dauphin hatte, länger mit ihm sprach und eine Zeichnung des Prinzen machte. Sollte sich dieser nicht, unter Vorwissen des Convents, heimlich mit dem Prinzen entfernt haben? Eben so wahr ist es, daß im Jahre 1818 der damalige französische Geschäftsträger Genet, der sich in einer Gesellschaft im Hause des Dr. Hosack in New-York befand, in welcher auch zugleich mehrere angesehene Männer, und unter diesen der Graf Jean d'Angeley, zugegen waren, bestimmt erklärte: „Meine Herren, der Dauphin von Frankreich ist nicht todt, sondern nach Amerika geschafft worden." Ueber diesen interessanten Gegenstand wurde noch weiter gesprochen, wobei Genet unter Anderem gegen die Gesellschaft äußerte, er glaube, der Dauphin befinde sich im westlichen Theile von New-York, und Le Ray de Chaumont wisse Alles, was ihn betreffe, am Besten. Dieser Le Ray de Chaumont war 1794, 95 oder 96 nach Amerika gekommen, hatte sich dort angekauft und immer nicht weit von dem Orte gelebt, wo Williams erzogen wurde. Erst nach der Julirevolution im Jahre 1832 kehrte er nach Frankreich zurück. Er, wie noch ein anderer Franzose, der Oberst De Fervier von der Leibgarde Ludwig's XVI., welcher, mit einer Indianerin verheirathet, unter den Indianern in Oneida lebte, wo auch

Williams einen großen Theil seines Lebens zubrachte, scheinen den Letzteren gewissermaßen überwacht zu haben.

An diese Thatsachen reihen sich noch andere, nicht minder wichtige Umstände, unter denen der eine besondere Beachtung verdient, daß Louis Philipp als Herzog von Orleans, begleitet von seinen Brüdern, in den neunziger Jahren bei den Indianern im westlichen New-York, so wie auch in New-Orleans, in der Nähe des oben erwähnten Belanger, waren. Ferner, daß Eleazer Williams bis zur Stunde über dem linken Auge und auf der rechten Seite der Nase die Spuren einer Mißhandlung an sich trägt, die er von seinem grausamen Merkermeister, dem Schuhflicker Simon, zu erdulden hatte; auch sind seine Aunee ganz mit strophulösen Narben bedeckt, und es ist Thatsache, daß der Dauphin hauptsächlich an dieser Krankheit litt. Dann ist zu erwähnen, daß Schachteln mit Kleidern und Medaillen von Ludwig XVI. und Maria Antoinette bei dem Kinde zurückgelassen wurden, von denen eine, so wie ein Kleid der unglücklichen Königin sich noch im Besitze Williams' befinden.

Der Aehnlichkeit Eleazer Williams mit den bekannten Familienzügen der Bourbonen — und das Portrait des Indianer-Missionärs sieht dem Ludwig's XVIII. auf's Haar ähnlich — ist schon erwähnt, doch wird eine genauere Beschreibung seiner Persönlichkeit für die Leser gewiß von Interesse sein. Sein Teint zeigt uns die Farbe, wie sie bei Jemandem zu sein pflegt, der lange im Freien gelebt hat, und er gilt deshalb für einen Halbindianer. Aber seine Züge sind entschieden die eines Europäers, sie sind mehr breit, und ganz charakteristisch sind die vollen, hervorragenden, österreichischen Lippen. Jeder Kundige weiß, daß solche niemals bei den Eingeborenen, und selbst sehr selten bei den Amerikanern gefunden werden. Sein Kopf ist wohlgebildet und sitzt stolz auf den Schultern. Seine Augen sind dunkel, aber nicht schwarz. Sein Haar kann schwarz genannt werden, ist dicht und glänzend, aber mit Grau gemischt. Seine Augenbrauen sind voll, von derselben Farbe — am linken findet sich eine Narbe. Sein Bart ist stark, sein Nase gebogen, die Nasenlöcher sind weit und scharfgeschnitten. Sein Temperament ist heiter; er hat etwas sehr Lebendiges in seinen Manieren, liebt gute Kost und neigt zur Wohlbeleibtheit, wie dies in der bourbonischen Familie gewöhnlich ist.

Sprechen nun alle diese Thatsachen und äußeren Erscheinungen dafür, den jetzt 68jährigen Eleazer Williams für Ludwig XVII. zu halten, so wird man in diesem Glauben noch durch ein wichtiges Ereigniß bestärkt, das sich im October 1841 zutrug, und das eigentlich die Hauptveranlassung war, den bis dahin mit seiner Abstammung unbekannten Williams zu der Ueberzeugung zu bringen, daß er wirklich der sei, für den ihn Dunkle, unbestimmte Gerüchte ausgaben. In genannten Jahre, im October, besuchte nämlich der Prinz von Joinville die Vereinigten Staaten und stellte im Staate New-York sorgfältige Nachforschungen nach dem Geistlichen Eleazer Williams an. Am 18. October traf der Prinz in dem am Michigan-See belegenen Hafen von Mackinac mit demselben Dampfschiffe ein, auf welchem Williams, der daselbe erwartet hatte, nach Green-Bay fahren wollte. Der Prinz machte gleich nach der Ankunft des Dampfbootes mit seiner Gesellschaft einen kurzen Ausflug nach einer Berggegend und während seiner Abwesenheit theilte der Kapitain des Schiffes, Mr. Shoof, Williams mit, daß ihn der Prinz während der Fahrt von Buffalo her zwei bis dreimal nach einem Herrn Williams gefragt habe, der Missionär unter den Indianern in Green-Bay wäre. Der Kapitain bemerkte, nur er (Williams) könne der sein, den der Prinz suche, und obgleich Williams dies nicht für wahrscheinlich hielt, da er den Prinzen gar nicht kenne, so war doch der Letztere kaum zurückgekehrt, als ihm Williams von dem Kapitain vorgestellt wurde. Beim Anblicke des Missionärs verrieth der Prinz Ueberraschung und Verwunderung, dann ergriff er Williams Hände, drückte sie lebhaft und sprach wiederholt seine große Freude aus, daß ihn sein gutes Glück mit Jenem zusammengeführt. Williams befand sich nun drei Tage in der Gesellschaft des Prinzen, der sich mit ihm ausschließlich über die erste französische Revolution und über die wichtigen Dienste unterhielt, die Ludwig XVI. den Nordamerikanern in ihrem Kampfe gegen England geleistet. Es schien, als wollte der Prinz den Missionär durch diese Unterhaltung gleichsam auf die wichtige Enthüllung vorbereiten, die er ihm am nächsten Tage, 19. October, als kaum das Dampfschiff gelandet war, machte. Der Prinz von Joinville offenbarte nämlich dem erstaunten Eleazer Williams, daß er der Sohn Ludwig's XVI. sei und legte ihm zugleich eine Urkunde vor mit der Aufforderung, dieselbe zu unterzeichnen und damit allen Ansprüchen auf den Thron von Frankreich gegen Zusicherung eines glänzenden Auskommens zu entsagen. Der Prinz ließ den tieferschütterten Williams zehn bis funfzehn Minuten allein, damit er sich sammeln könne, und als er, zu ihm zurückgekehrt, seine Aufforderung wiederholte, gab der Missionär dieselbe Antwort, die Ludwig XVIII. im Jahre 1802 Napoleon erteilte: „Obgleich arm, elend und verbannt, kann ich doch meine Ehre nicht opfern!"

Am folgenden Tage, 20. October, verabschiedete sich der Prinz auf die wohlwollendste Weise von Williams und kehrte nach New-York zurück. Ueber diese hochwichtige Zusammenkunft hat sich Williams, der auf das Entschiedenste erklärt hat, daß er niemals auf den Thron Anspruch machen werde, in seinem Tagebuche ausführlich ausgelassen, auch ist es erwiesen, daß nach der Rückkehr des Prinzen nach Frankreich Ludwig Philipp eigenhändig an Williams geschrieben hat.

Alle diese Thatsachen, die hier aufgeführt wurden, um die Identität des Indianer-Missionärs Eleazer Williams mit Ludwig XVII. darzuthun, sind ausführlich in einer so eben in Dessau erschienenen Broschüre behandelt, die indessen nur die deutsche Uebersetzung eines größeren Aufsatzes ist, der im Februarheft von Putnam's Monthly Magazine of American Literature, Science and Art mitgetheilt wird. Der Verfasser dieses Aufsatzes ist der oben erwähnte Geistliche Hanson, der keine Mühe scheut, diese wunderbare Geschichte vollständig zu enthüllen, mit Eleazer Williams im engsten Verkehr steht und mit seiner Genehmigung jenen Aufsatz veröffentlicht, auch den Prinzen von Joinville als Gentleman gleichsam aufgefordert hat, vor der Welt Zeugniß abzulegen über das, was er in Green-Bay mit Eleazer Williams verhandelte. Es ist demselben bereits geglückt, abermals einige „neue und wichtige Thatsachen" aufzufinden und er wird dieselben in einem der nächsten Hefte des genannten amerikanischen Magazins mittheilen.

Aus der Menschenheimath.

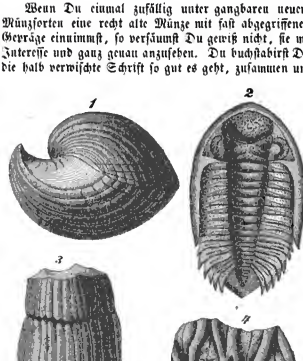
Briefe

des Schulmeisters emer. Johannes Frisch an seinen ehemaligen Schüler.

Neunter Brief.

Die ältesten geschichtlichen Denkmale.

Wenn Du einmal zufällig unter gangbaren neuern Münzsorten eine recht alte Münze mit fast abgegriffenem Gepräge einnimmst, so versäumst Du gewiß nicht, sie mit Interesse und ganz genau anzusehen. Du buchstabirst Dir die halb verwischte Schrift so gut es geht, zusammen und



besiehst Dir Wappen und Kopf genau. Bist Du damit fertig, so hast Du nun Deine Neugierde befriedigt. Aber dann kommt noch etwas hinzu. Das siehst Du nicht auf der Münze. Es wird nur durch sie in Dir geweckt. Du denkst nun an die lange Zeit, die seit ihrer Prägung verflossen ist. Du denkst nicht blos an die tausend Hände, durch die sie seitdem gegangen ist, sondern Du denkst auch an ihren Verfertiger. Du siehst im Geiste in altdeutscher Tracht den Prägemeister und seine kräftigen Gesellen und es fällt Dir auch wohl ein, daß Derjenige, der die neue Münze zuerst ausgab, dafür gewiß viel mehr an Werth erhalten hat, als Du heute dafür erhältst. Oder laß mich einen andern Fall denken. Hast Du einmal einen alten gothischen Dom besucht? Wenn Du da die zierlichen Arbeiten der alten längst verfaulten Steinmetzen an den schönen Spitzbogenfenstern zwar halb verwittert aber doch noch in ihrer ganzen Zierlichkeit und phantastischen Mannigfaltigkeit erblickst, da belebt sich Dir gewiß, mir geht es wenigstens so, der Raum um die Kirche zum geschäftigen Bauplatze, auf dem es hämmert und meiselt, daß es eine Lust ist. Wir sehen dann den ehrwürdigen Baumeister im seidenen Wamms mit der goldenen Halskette unter den Bauleuten herumgehen und sich den langen Bart streichen. Da streift man die Gegenwart von sich ab und tritt wie durch Zauberei im Nu um vier, fünf Jahrhunderte zurück in die alte Zeit unserer Väter.

Sag', woher kommt das? Was ist es, was uns da bewegt? Ist es etwa Sehnsucht nach der Vergangenheit und eine Abneigung vor der Gegenwart? Ich glaube nicht. Es ist der Zauber der Geschichte, welcher aus solchen alten Ueberbleibseln uns anweht, der Geschichte unseres eigenen Volkes. Ich bin überzeugt, daß uns die alten Baudenkmäler der Mexikaner ziemlich kalt lassen würden. Wir kennen ja die Geschichte jenes Volkes nicht, wir gehören ihm nicht an, und wir sehen höchstens aus dem Grade der Verwitterung, aber nicht aus dem Baustyle jener mexikanischen Bauwerke, ob sie neu oder alt sind.

Sieh, mein Freund, hierin erblicke ich einen mächtigen Zug des menschlichen Herzens, denn das ist dabei vielleicht mehr betheiligt als der Geist; — ich möchte für meine heutigen Mittheilungen diesen Zug in Dir recht wach rufen. Fragen wir, was diesem Zuge zum Grunde liegt, so finden wir als Antwort den in jedem unverdorbenen Menschen schlummernden Drang, als ein Glied sich der langen Kette des Bildungsganges der Menschheit anzuschließen. Denn wahrlich, bloße kindische Neugierde liegt unserer Theilnahme für Alterthümer nicht zu Grunde. Es ist mehr, es ist das unbewußte Vergleichen der Vergangenheit mit der Gegenwart, das Anknüpfen dieser an jene.

Daß ich Dir heute von den ältesten geschichtlichen Denkmälern erzählen will, sagt Dir schon die Ueberschrift, die ich wie gewöhnlich, so auch diesmal über meinen Brief gesetzt habe. Das sollen aber keine gothischen Dome sein, auch keine alten Inschriften oder römischen Bildsäulen. Viel, viel älter sollen sie sein, Millionen Jahre älter, als das Menschengeschlecht. Die mindestens 4000 Jahre alten Pyramiden der ägyptischen Pharaonen sind dagegen neugeborene Kinder.

Ich meine die Versteinerungen. — Daß ich sie geschichtliche Denkmale nenne, wird Dich nicht Wunder nehmen, wenigstens wird es Dir am Schlusse meines Briefes einleuchten. Nicht blos das Menschengeschlecht hat eine Geschichte. Unsere Mutter Erde hat auch eine Geschichte und zwar eine unendlich viel längere und be-

wegtere. Wir Menschen gehören zwar auch mit auf den Schauplatz dieser Geschichte, aber wir sind zu allerletzt darauf getreten. Vor uns haben zwar noch keine menschenähnlichen Geschöpfe, aber Tausende von Thier- und Pflanzenarten ihr Rolle in dieser Geschichte gespielt, deren letzte Nachkommen längst ausgestorben sind, und neuern Thier- und Pflanzenformen Platz machen mußten.

Weiß man auch nicht, wie viele Jahrtausende seit der Bildung der ältesten oder, um mich deutlicher anzudrücken, der zuerst entstandenen dieser versteinert bis auf unsere Zeiten gekommenen Wesen verflossen sind, so hat die Naturwissenschaft doch Gründe, diese Zeit nicht nach Jahrhunderten, selbst nicht nach Jahrtausenden, sondern nach Millionen von Jahren zu schätzen. Darf man doch annehmen, daß seit der Bildung der Steinkohlen — und schon lange vor dieser Zeit lebten Thiere und Pflanzen auf der Erde — acht Millionen Jahre verflossen sind. Und dennoch kann man sich heute noch ein ziemlich vollständiges Bild von der Pflanzenwelt machen, welche ihre Leiber zur Bildung der Steinkohlen hergegeben haben. Und die Fische und andern Thiere, die lange vor der Steinkohlenbildung gelebt haben, kennt man größtentheils, wenigstens ihrer äußeren Gestalt nach, heute eben so genau wie unsere Karpfen und Insekten.

Wie unsere Urahnen, wenn auch nicht in Gestalt doch in Sitten und Gewohnheiten, in Kunst und Wissenschaft desto mehr von uns abweichen in je älteren Zeiten sie vor uns gelebt haben, so weichen auch jene vorweltlichen Thiere und Pflanzen, wie man sie mit einem höchst sonderbar gewählten Worte bezeichnet, von der heutigen ebenfalls um so mehr ab, in je älteren Perioden des Erdlebens sie gelebt haben. Die Versteinerung — wie diese stattfindet, erzähle ich Dir vielleicht einmal später — hat aber ihre äußere Gestalt oft so vollkommen erhalten, ja nicht selten sogar ihren innern Bau, daß ihnen oft nicht viel mehr als das Leben fehlt, nur daß ihre meist weiche, lebenerfüllte Körpermasse in todten, starren Stein umgewandelt ist.

Mein heutiges Bild zeigt Dir die naturgetreuen Abbildungen von einigen Versteinerungen aus der ältesten Zeit unserer Erdgeschichte.

Fig. 1 stellt eine Muschel aus jener Periode vor, welche derjenigen vorausging, an deren Ende die mächtigen Steinkohlenlager sich bilden. Sie ist also einer der allerältesten Urahnen der heutigen Muschelwelt. Du siehst übrigens, daß sie von unsern heutigen See- und Süßwassermuscheln sehr abweicht, indem die eine Schale schnabelförmig vor der anderen hervorragt, was bei keiner Muschel der Jetztwelt der Fall ist. Wenn aber auch unsere heutigen Muscheln von denen jener Urzeiten bedeutend abweichen, so haben wir eben doch noch Muscheln. Das gilt aber nicht von den andern Thieren. Fig 2 Wahrscheinlich ist es ein Thier gewesen, was wir, wenn es jetzt noch lebendig vorkäme, im Systeme in die Nähe der Krebse oder Asseten stellen müßten. Seine Art, seine Gattung, seine Familie, d. h. seine näheren Systemverwandten sind längst gänzlich aus der Reihe der lebenden Thiere verschwunden. Diese wunderbaren Thiere lebten, aber in großer Menge und Mannigfaltigkeit der Arten, eben nur in der allerältesten Zeit, noch lange vor der Steinkohlenzeit. Nur einige wenige Arten erhielten sich bis in diese, um dann für immer zu verschwinden. Man nennt sie alle zusammen deshalb Palädien, was etwa uralte Thiere bedeutet.

Figur 3. stellt ein Stück eines mehrartigen, gegliederten Stengels dar, eines Calamiten, welcher einer ausgestorbenen Pflanzenfamilie angehörte, die an der Bildung der Steinkohle einen großen Antheil gehabt hat. Was wirst Du aber zu der letzten Figur meines Bildes sagen? Es ist ein Rindenstückchen, in natürlicher Größe, von einem Baume, von dessen Holze die Steinkohlen größtentheils herrühren. Man nennt diese Bäume, eben wegen dieser zierlichen Bildungen auf der Rinde, Schuppenbäume. Es waren Bäume von der Größe und dem Ansehen unserer Fichten, standen aber auf der verwandtschaftlichen Stufenleiter des Gewächsreiches viel tiefer, da es nur riesige Bärlapp-Arten waren, und als solche zu den Farrenkräutern gehörten. Ueberhaupt hatte es die damalige Pflanzenwelt nicht weit über die Farrenkräuter hinaus gebracht, indem es außer einer großen Menge baumartiger Farren blos noch einige wenige Nadelhölzer, den unsrigen ähnlich, gab. Von allen diesen Pflanzen findet man die Ueberreste, als Rinde, Blätter, Früchte, in den Schieferthon- und Sandsteinschichten, welche zwischen den Steinkohlenflötzen liegen, und zwar als Abdrücke, auf welchen der abgedruckte Pflanzentheil meist deutlich als zarte Steinkohlenkruste, worin er verwandelt wurde, zu erkennen ist. Die Schuppenbäume hatten lange, schmale Nadelblätter, ähnlich unseren Kiefern. Man findet in den Steinkohlengebirgen häufig in den Schieferthonschichten Zweige davon mit den ansitzenden, verkohlten und abgedruckten Nadeln und zapfenartigen Früchten.

Wenn ich Dir nun hierzu bemerke, daß man aus den Schichten der Steinkohlenperiode Pflanzenüberreste von bereits über 500 Arten kennt, die meist ein vollständiges Bild der Pflanzen, von denen sie herrühren, geben, so wirst Du mir zugeben, daß wir dieselben, (wie überhaupt alle Versteinerungen), mit Fug und Recht geschichtliche Denkmale nennen können. Denn man kann an ihnen erkennen, wie in früheren Jahrtausenden das Pflanzenreich beschaffen war, man liest aus ihnen die Geschichte des Pflanzenreiche, die wieder ein Theil der Geschichte unseres Erdkörpers ist.

Unsere Erdoberfläche ist mit zahlreichen geschichteten Gebirgsmassen bedeckt, die sich in dem langen Verlaufe der Umbildung derselben zu ihrer gegenwärtigen Beschaffenheit aus großen Wasserfluthen niederschlugen. Diese Schichten bilden gewissermaßen die Riesenblätter eines Geschichtsbuches. Was sie uns erzählen, würden wir ohne die Versteinerungen darin schwer verstehen. Die Versteinerungen sind aber die erläuternden Figuren, die Illustrationen, in diesem unermeßlichen, uralten Buche der Erdgeschichte.

Blätter und Blüthen.

Die wandelnde Leiche um Mitternacht. (Klopfgeistergeschichte.) Gewiß hat der Leser schon von Madame Haydn aus Amerika gehört, die unlängst nach London kam, um die nüchternen Engländer mit jener Welt des Jenseits, wo man nicht mehr „Geld macht", etwas näher bekannt zu machen, als ihre Hochkirche es vermag. Mad. Haydn nimmt gegen Bezahlung von 10 Guineen (70 Thaler) Einladungen zu Familientees an und dafür trinkt sie nicht nur Thee, sondern läßt auch Geister erscheinen, wenn auch nicht erscheinen, so doch „hohere" Buchstabirübungen machen. Der Witz ist so. Mad. Haydn vertheilt ABC-Bücher d. h. Blätter, worauf die Buchstaben stehen. Nun fragt sie: Wer nun gefälligst einem Verstorbenen etwas sagen will, gebe langsam mit einem Griffel über die Buchstaben weg. Der geehrte Verstorbene wird auf die Art antworten, daß er jedesmal klopft: klapp tapp tapp, wenn der Griffel einen Buchstaben berührt, der das Wort bilden helfen soll, welches er antworten will. Bisher hat sie ziemlich gut geklopft, namentlich viele schöne Male 10 Guineen aus gläubigen Taschen. Auch hat sie schon von ihren Geistern Tische und andere Meubels im Zimmer herum rücken lassen und so den Meubelfuhrherren bange gemacht, daß die Todten ihnen Concurrenz machen würden. Dieses unerklärliche Auftreten von Klopfgeistern hat in unserer nüchternen Zeit allerdings etwas sehr Angenehmes und schauerlich Romantisches, wie man es jetzt gerade brauchen kann. Aber was hilft's? „Das Klopfen hört man wohl, allein es fehlt der Glaube." Sehen muß man's. Sprechen müssen sie, nicht blos auf eine langweilige Weise buchstabiren. Deshalb ist folgende Geistergeschichte mit Fleisch und Bein und Hand und Fuß gewiß interessanter, als alle Klopffechterei der bagern Amerikanerin.

Auf einem ganz fashionablen Platze Londons, in Soho-Square, wo täglich und immer viele Equipagen halten, miethet einer der feinsten „Gentlemen" herrlich ausmeublirte Zimmer bei einem reichen Rentier. Rentier und Gentlemen haben beide nichts zu thun und so schließen sie bald Freundschaft, um sich die Zeit gegenseitig zu vertreiben. Der Miether ist bald wie ein Kind im Hause und hat Zutritt zu allen Zimmern und Schätzen. Er ist ein ganz feiner, stets pornehm gekleideter Herr mit weißester Wäsche und Glanzlackstiefeln, wofür der Engländer durchweg eine wahre Hochachtung hegt. Ohne sehr weiße Wäsche kommt nur der Millionär verwärts. Sehr weiße Wäsche kann sogar baares Geld ersetzen, zumal wenn glanzlackirte Stiefeln dazu kommen. Der Herr Miether ist auch immer sehr fidel. Plötzlich wird er traurig und trauriger. Sein geliebter Bruder in einem andern Stadttheile ist erkrankt und zwar bedenklich. Boten und Briefe werden häufiger. Endlich bleibt der Miether einige Nächte ganz aus, und bei seiner Rückkehr theilt er mit gebrochener Stimme mit, daß der Bruder hinter geschlummert sei in der Blüthe seiner Jahre. Er findet herzliche Theilnahme, will sich aber gar nicht trösten lassen. Es liegt ihm noch etwas Schweres auf dem Herzen. Der Verstorbene hat ihn, schon mit gebrochenen Augen, gebeten: „Laß mich in unserer Familiengruft ruhen!" Nun sei aber die Familiengruft in Westminster, und da er nicht in dem betreffenden Sprengel gestorben sei, verlange die Hochkirche mit ihrem bekannten guten Magen eine ungeheure Summe, um ihre Erlaubniß zu geben, Soso-Square gehöre zu dem Sprengel. Ob er, der Hauswirth, nicht erlauben wolle, die Leiche heimlich hierher zu bringen. So beweise man, daß der Bruder hier gestorben und erspare über ein halbes Tausend Thaler.

Die Erlaubniß wird bereitwillig gegeben und die Leiche unter Schluchzen und Weinen des Bruders in eins seiner Zimmer gebracht. Mit schmerzlicher Theilnahme wirft der Portier einen furchtsamen Blick in den geöffneten Sarg, wo die edle Gestalt des Bruders der Verwesung pflegt, und eilt schaudernd davon.

Nach englischer Sitte wacht immer Jemand in dem Hause, wo ein Todter der Beerdigung harrt. Der Portier und ein Kutscher haben das Ihrige schon getban, so daß sich für die dritte Nacht das Dienstmädchen bequemen muß, aufzubleiben. Sie sitzt furchtsam am Kaminfeuer und stört, um die Stille fleißig zu stören, sehr oft in den glühenden Kohlen. Auf einmal hört sie's zwölf schlagen, und rauschen und knistern im Sarge. Die Leiche erhebt sich und setzt sich neben sie an's Feuer, einen stieren hohlen Blick auf sie heftend. Vor Schreck ganz gelähmt, sitzt sie eine Weile still, ohne schreien zu können. Endlich läuft sie davon, die Treppe hinauf und gerade in das Schlafzimmer des Portiers und seiner (hoffentlich) bessern Hälfte. Die Leiche stabkt*) feierlich, wie es Leichen geziemt, hinterher in dasselbe Schlafzimmer, schließt die Thür, stellt sich davor und bindet die Drei mit ihrem hohlen, stieren Blick danieder, so daß sie weder zu schreien, noch überhaupt sich zu bewegen wagen. Alle Drei thun weiter nichts, als schwitzen Angst, wozu sie auch große Ursache hatten. Nach einer Viertelstunde schien sich die Leiche zu langweilen und ging deshalb feierlich und langsam ab. Portier, Portiere und Dienstmädchen schwitzen Angst fort, bis die Morgenröthe (so weit sie überhaupt in London in Betracht kommen kann) hereinleuchtet und hernach sogar etwas Sonne, welche denn ohne besondere Beleuchtung zeigte, daß nicht nur Leiche und Miether, sondern auch alles Geld und alle Pretiosen (für mehr als 120,000 Thaler) spurlos verschwunden waren.

Das Tischrücken und die Tänzerin Pepita geben jetzt allein den Unterhaltungsstoff auf der Leipziger Messe ab. Man vergißt Leder, Tuch und Wechsel und hört und spricht nur immer von diesen beiden. Wir überlassen die glutaugige Tänzerin den Bein-Enthusiasten und Aestbetikern und kümmern uns nur um das merkwürdige Experiment, das jetzt in Leipzig und allen Orten, in allen Familien und Privatgesellschaften mit mehr oder weniger Erfolg versucht wird. Die Art und Weise,

*) „Stabken" ist hier ein unersetzlicher Ausdruck für langsames Gehen, so daß es scheint, als wollte der Gehende nach jedem Schritte Boden bleiben.

wie es zu Stande gebracht wird, ist bekannt. Um einen runden Tisch bilden 4, 5 oder 7 Personen eine Kette. Die auf diese Weise um den Tisch Placirten dürfen weder ihre Füße untereinander, noch den Fuß des Tisches berühren; sie stehen mit dem letzteren und unter sich nur vermöge der Kette in Verbindung, die dadurch gebildet wird, daß jeder Einzelne seine beiden Hände auf den Tisch legt und mit seinen kleinen Fingern jene des Nachbars berührt, und zwar so, daß der kleine Finger der rechten Hand auf dem kleinen Finger der linken Hand des Nachbars zur rechten Seite ruht. Die Kleider dürfen sich nicht berühren und bei mehren Versuchen hat es sich als praktisch herausgestellt, wenn die Kette abwechselnd durch das männliche und weibliche Geschlecht gebildet wurde. Man kann dabei sprechen, lachen und scherzen, darf aber die Kette keinen Augenblick unterbrechen. Nach 30 oder 40 Minuten, oft erst nach 1¼ Stunde beginnt nach und nach der Tisch zu ächzen, zu knacken, hebt sich, wenn auch wenig, und fängt dann plötzlich an sich zu drehen, erst langsam, dann immer rascher und rascher, daß die Kette kaum folgen kann. Sobald sich die Kleider berühren oder die Kette gesprengt wird, steht der Tisch, sobald die Kette wieder geschlossen, beginnt der tolle Tanz von Neuem. Bei einzelnen Versuchen hat das Kreisen schon nach 4 und 6 Minuten begonnen, bei den meisten ist es ganz verunglückt. Man erzählt sich, daß durch das Eintreten eines Knaben W. in Leipzig in die Kette sofort das Kreisen begonnen habe; nachdem er herausgetreten, konnte trotz aller Bemühungen der Anwesenden der Tisch nicht in Bewegung kommen.

Den Grund und die Ursache dieser merkwürdigen Erscheinung suchen die Meisten in einem thierisch-magnetischen Fluidum, das mehr oder weniger jedem Menschen innewohnt und durch den kettenartigen Verband mehrer Personen zu einer kreisenden Strömung gebracht wird, die so mächtig und eigenthümlich wirkt, daß dadurch sogar todtes Holz zu einer Bewegung gebracht werden kann. Viele Personen wollen diese Strömung bei den Versuchen ganz deutlich in den Fingern und Armen gefühlt haben, auch wird allgemein angenommen, daß durch sogenannte Sensitive (nervös-erregte) das Experiment bei Weitem leichter und schneller zur Ausführung gebracht werden könne. Viele Ungläubige, die anfangs das Faktum abläugneten, haben sich durch den Augenschein von der Wahrheit desselben überzeugt.

Dagegen erklärt ein Herr Siebert in der neuesten Nummer der Augsburger Allgemeinen Zeitung das Ganze für ein Kinderspiel, das schon vor 30 Jahren vielfach geübt wurde. Das Schließen der Kette ist nach seiner Versicherung völlig überflüssig, das Berühren oder Nichtberühren der Kleider von keinerlei Einfluß und von einer elektro-magnetischen Einwirkung gar keine Rede. Das Auflegen der Hände auf den Tisch genüge, um nach einiger Zeit die vielbesprochene Bewegung hervorzurufen. Diese Bewegung entsteht, nach seiner Ueberzeugung, durch das Zittern der Hände und Arme.

Er bezeichnet es geradezu als einen großen Irrthum, daß man glaube, der Bewegung des Tisches nachzulaufen, während man sie doch selbst veranlasse. Man schiebe, während man glaube nachzulaufen. Sein Bericht schließt mit einigen derben Seitenhieben auf die Leichtgläubigkeit der Jetztwelt und auf die neuerdings erwachte Lust an allen mysteriösen Dingen.

Was den Schreiber dieser Zeilen anlangt, so will er sich vorläufig jedes Urtheils enthalten. Die elektro-magnetische Strömung im Menschen ist keine neuentdeckte Kraft, jeder Gebildete kennt deren Existenz. Ihre Einwirkung auf Holz aber wäre neu. Hinzufügen muß er noch, daß zwei Versuche in seinem eigenen Hause — ohne Erfolg blieben.

Wenn sich die Thatsache, d. h. die bewegende Einwirkung des thierischen Magnetismus im Menschen auf Holz und andere Gegenstände bestätigen sollte — welche ungeheuren Folgen würden sich daran knüpfen? Welche Veränderung in allen Maschinen, in der Heillehre, in Beförderungsmitteln ꝛc. ꝛc. Aber: Wer das Wenn und das Aber erdacht ꝛc. ꝛc.

Ein Spaß. Ein junger Student in L. ging vor einigen Tagen mit dem Professor spazieren, der wegen seiner persönlichen Fürsorge für die jungen Herren überall der Studentenfreund heißt. Als sie auf das Feld kamen, entdeckte der Student ein Paar alte Schuhe am Wege, die einem armen Manne, der auf dem Acker arbeitete, gehören mochten. „Wir wollen dem Manne mal einen Streich spielen und seine Schuhe verstecken," sagte der Student zum Professor. „Wenn wir uns hinter die Bäume dort verstecken, können wir sehen, wie er sich haben wird." „Lieber Freund, man sollte sich doch wohl niemals einen Spaß auf Kosten der Armen machen," entgegnete der Studentenfreund; „doch ich will auf Ihren Vorschlag eingehen: spielen wir dem Manne einen Streich. Sie sind reich; stecken Sie in jeden Schuh einen harten Thaler und dann wollen wir hinter den Bäumen abwarten, wie er sich haben wird."

Der Student ging darauf ein, versteckte in jeden Schuh einen harten Thaler und dann mit dem Professor sich selbst. Da es schon Abend war, brauchten die Herren nicht lange auf die Wirkung ihres Schabernacks zu warten. Der arme Mann kam bald heran, zog seinen Rock an und schlüpfte zu gleicher Zeit in den einen Schuh. Da er etwas hartes darin fühlte, bückte er sich und fand bald das Stück Geld. Erstaunen und Wunder spiegelten sich auf seinem faltigen Gesichte; er starrte den Thaler an, schlug auf einen Stein, um die Aechtheit des Geldes zu prüfen, drehte sich um und wieder um, sah sich dann nach allen Seiten um, und da er Niemanden sah, steckte er endlich das Geld in die Tasche. Jetzt zog er den andern Schuh an. Sein Erstaunen, als er den andern Thaler fand, war lächerlich erhaben. Er stürzte auf seine Kniee, betete gen Himmel mit nassen, dankbaren Augen und dankte dem wunderbaren Gotte im Himmel so laut und inbrünstig, daß die Verstecken jedes Wort vernahmen. Er sprach von seinem kranken, hilflosen Weibe und den kleinen Kindern, die nun der Himmel nicht verlassen werde. —

Der junge Mann stand erschüttert und konnte sich der Thränen nicht erwehren. „Gefällt Ihnen mein Schabernack nicht besser, als der Ihrige?" fragte der Professor.

Kein Wort hat der junge Mann gesagt, aber die Hände des „Studentenfreundes" hat er geküßt unter Thränen

der Freude und der Beschämung und ein Gefühl ist in ihm rege geworden, das er bisher noch niemals gekannt. Irren wir nicht, so wird der Spaziergang vielen Armen Segen bringen.

Selbstmord. In Berlin macht augenblicklich der Selbstmord eines jungen reichen Arztes, Namens Amort viel von sich reden. Die Feuerspritze sagt darüber: Der Selbstmord des Dr. Amort ist eine jener Schauder erregenden Thaten, in denen die Furie des Wahnsinns unter der Maske geistiger Gesundheit erscheint, einer Maske, welche uns das Lächeln frohen Lebensmuthes vorlügt, während unter derselben der mordgierige Hohn der Selbstvernichtung grinst. Dr. Amort sah aus wie der Urtypus üppiger Lebensfülle und glücklicher Behaglichkeit. Seine Persönlichkeit besaß diese Eigenschaften in solchem Grade, daß sie dadurch auffiel. Es mag wenige Berliner geben, die ihn nicht wenigstens von Ansehn gekannt haben. Kaum 30 Jahr alt und mittelgroß, besaß Dr. Amort eine fast übermäßige Leibesfülle und ein breites pausbackiges Gesicht, dessen alabasterweißer Teint und strotzende Röthe mit den feinen Conturen und den geistvollen, gutmüthig blickenden Augen einen zugleich angenehmen und burlesken Eindruck machten. Dieser Contrast zwischen Anmuth und Burleske, der ihn überhaupt charakterisirte, fand auch in seiner elegant Kleidung und dem formlosen weißen Filzhut einen Ausdruck. Amort war reich, körperlich gesund, geistig reich begabt, gebildet, voll Humor und Jovialität, ein guter Gesellschafter und als solcher in den besten Häusern gern gesehen und selbst gesucht, ein Ehrenmann durch und durch, gutmüthig, theilnehmend, als Freund zu jeder Aufopferung bereit und fähig. Er liebte die sinnlichen Genüsse des Lebens, aber in fast noch höherem Maaße die geistigen. Er hatte zuerst Jura, dann Medizin studirt, interessirte sich aber zugleich lebhaft für die schöne Literatur und war Freund und Kenner der Künste. Und dieser Mann, der so durch und durch berufen war, das Leben in seiner reichsten Fülle zu leben, hat seinem Dasein durch Selbstmord ein Ende gemacht, ohne andere Ursache, als weil vielleicht an einer einzigen Faser seines Hirns ein Tropfen erblichen Giftes haftete. Bereits mehrere Mitglieder seiner Familie sind Opfer dieser selbstmörderischen Manie geworden. Grauenvoll ist die Ruhe, wir möchten sagen die Behaglichkeit, womit Amort die That ausführte. Er war am Mittwoch noch mit einigen Freunden in einem Kaffeehause zusammen, aß, trank, scherzte, — während bereits auf dem Tisch in seinem Zimmer der Brief lag, in welchem er den Freunden mittheilte, daß sie morgen seine Leiche finden würden, und in seinem Pult das Testament, worin er über seine Effecten, Bücher, Pretiosen rc. zu Gunsten seiner Freunde verfügte. Dieser rothwangige, lebensfrische Genussmensch war bereits eine designirte Leiche; dieser frische, joviale Geist wandt sich heimlich unter der Martergeissel des Wahnsinns! Entsetzlicher Betrug, wenn strotzende Gesundheit und leuchtender Geist so heimtückisch lügen! — Als man Amort's Leiche bei Moritzhof aus dem Wasser zog, ging eben der Dr. L... vorüber, und erkannte mit Entsetzen in der Leiche seinen ehemaligen Schüler. Amort hinterläßt ein bedeutendes Vermögen. Weder Noth und Sorgen, noch unglückliche Liebe oder gekränkter Ehrgeiz haben ihn zu dem traurigen Schritt freiwilliger Selbstvernichtung getrieben. Er war geliebt und geachtet in allen Kreisen, in denen er sich bewegte. Seine That kann nichts sein, als die gräßliche Wirkung eines verhüllten Wahnsinns, einer Monomanie, deren finsteres inneres Getriebe in die unerforschlichen Irrgänge der menschlichen Seele führt.

Zwei Denkmäler. Zu Ende des Jahres 1812 befanden sich zwischen Moskau und dem Niemen 1131 französische Kanonen in der Gewalt der Russen. Kaiser Alexander befahl, aus diesen Kanonen nach Art der berühmten Rostrumsäule in Rom (aus Schiffsschnäbeln) zwei colossale Säulen, die eine in Moskau, die andre in Petersburg zu errichten. Ob es eine Antwort auf diese russischen Denkmäler sein sollte oder nicht — genug! am Tage nach der Schlacht von Bautzen, den 23. Mai, erließ Napoleon früh Morgens 2 Uhr ein Decret für Errichtung eines Monumentes auf dem Mont Genis zu Ehren Frankreichs und Italiens mit folgender Inschrift: „Kaiser Napoleon hat auf dem Schlachtfelde von Wurschen die Errichtung dieses Denkmals anbefohlen als einen Beweis seiner Dankbarkeit gegen die Völker von Frankreich und Italien und für die fernste Nachwelt zum Andenken an diesen merkwürdigen Zeitpunkt, wo in drei Monaten zwölfmalhunderttausend Mann zum Schutze der Integrität des Gebiets des französischen Reichs und dessen Bundesgenossen die Waffen ergriffen haben." 25 Millionen Franken waren zur Ausführung dieses Denkmals bestimmt und alle Architekten des französischen Reichs zu dessen Entwurf aufgefordert. Leipzig ersparte Geld und Mühe! Unterdessen ist das Monumenten-Errichten für Napoleon I. wieder in Schwung gekommen, u. A. wird die Stadt Lille eine Quantität Bronze, die von den bei Austerlitz eroberten Kanonen herrührt, für eine Statue desselben verwenden. Bei den beweglichen Franzosen ist nun einmal der Cäsarencultus in Mode!

Literarisches. Amerika, das uns die Geisterklopfer und die Tischverrücker gesandt hat, vergißt bei allem Mysteriösen und Geheimnißvollen doch das Praktische nicht. Auch in der dortigen Literatur bestätigt sich das. So erscheint jetzt in Washington ein polytechnisches Journal, das in merkwürdig populairer Form die wichtigsten Entdeckungen in der Physik, Chemie, Technik, Ackerbau rc. zur Kenntniß des Publikums bringt und durch prachtvolle Illustrationen instructiv veranschaulicht. Wenn man unsre deutschen polytechnischen Journale dagegen liest, die von unnützen Theorien strotzen und in einer für den Handwerker und den weniger Gebildeten unverständlichen Gelehrtensprache geschrieben sind, so fühlt man das Praktische dieses amerikanischen Journals recht auffallend heraus. Einer der Redakteur ist ein Deutscher, Namens Fleischmann. — In Paris wird nächstens die erste Nummer einer großen deutschen Zeitung ausgegeben werden. Tüchtige Kräfte sollen sich dabei betheiligen. Trotz alledem fürchten wir, daß sie das Schicksal ihrer vier Vorgängerinnen haben wird, und nach einigen Monaten wegen Ueberfluß an Abonnentenmangel eingehen wird. **E. K.**

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Schnellpressendruck von Giesecke & Devrient in Leipzig.

№ 16. 1853.

Die Garfenlaube.

Familien-Blatt. — Verantwortlicher Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich ein ganzer Bogen mit Illustrationen.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter für 10 Ngr. vierteljährlich zu beziehen.

Drei Heimgegangene.

Frühlingsbild

von

Ferdinand Stolle.

(Schluß.)

„Frische Gläser — zweite Strophe" — commandirte Lortzing, indem er eine Markobrunner-Cabinet entkorkte und die goldenen Perlen des herrlichen Jahrgangs in die blitzenden Römer herabfallen ließ.

„Ach," rief Berthold, sich an dem kostbaren Aroma erquickend, „diese Blume ist allerdings gemacht, was Herrn Charles et Comp. vergessen zu machen. Ich möchte übrigens wissen, wozu der Herrgott solche Menschengesichter in die Welt gesetzt hat. Die Natur gefällt sich doch in großen Räthseln."

„Nichts von ihnen," sprach Lortzing, „entweihe unsere Sitzung nicht. Wen begrüßen wir mit diesem Markobrunner?"

„Es lasse ein jeder einen Tondichter der Gegenwart, den er in's Herz geschlossen, leben," rieth Herlosssohn.

„Bravo, Doctor," lobte Lortzing, „so bring' ich denn diese duftende Blume des Rheingaus dir, du milder, klarer harmonienreicher Genius, dessen ganzes Leben ein „Sommernachtstraum" und „eine glückliche Fahrt auf stiller blauer Meeresfluth" — dir mein Felix Mendelssohn!"

„Und ich lasse, da Du, Albert, schon drangewesen, meinen alten Heinrich Marschner leben!" sprach Berthold.

„Ich kann mich so hoch nicht versteigen," meinte der Doctor, „ich steige aber um so tiefer in mein Herz, ich bringe diesen Weingruß meinem alten braven Polenz."

„Bravo, da stoßen auch wir an," riefen die beiden Andern; und die Römer klangen aneinander.

„Es ist doch was Schönes um ein gutes Glas Wein," meinte Berthold, „und ich wüßte nicht, wenn mir ein solches so gut geschmeckt hätte wie heute. Siehe, Lortzing," fuhr er gemüthlich fort, „lebten wir nun in Frankreich, wäre Dein Glück gemacht. Dein Czaar und Zimmermann wäre für Dich ein kleines rentables Kapital. Du säßest im Trocknen und könntest sorgenfrei, ledig von der Last erdrückender und unerquicklicher Geschäfte, in irgend einem freundlichen Erdenwinkel Opern machen, daß dem Volke das Herz im Leibe lachen sollte."

Der Componist frülte mit dem Markobrunner einen leisen Seufzer hinunter. Berthold fuhr fort: „Ich will Euch nur gestehen, daß mir es nachgerade auch oft recht sauer ankommt, wenn ich von den Bretern herab dem Volke

lustig Zeug vorsingen und vorschwatzen muß, während mir's im Innern gar nicht so ist. Wißt Ihr denn, was darum die ganze Zeit daher mein Lieblingswunsch ist?"

„Nun?" frug Lorzing.

„Sag' an Dein Sprüchlein, theil's uns mit," versetzte der Comctenlenker, eine Mandel knackend.

„Wenn ich könnte so ein Wirthschaftchen an mich bringen," fuhr Berthold vertraulich fort, — „aber es müßte etwas Apartes sein — so was Poetisches — Humoristisches. Als ich neulich in Grimma drüben war beim alten Dorfbarbier, der treuen Seele, und ihr meine Idee mittheilte, hat die mir auch gleich eine Ankündigung aufgesetzt so ganz nach meinem Sinne. Wart', dies Ding muß ich bei mir haben, dies muß ich Euch vorlesen, damit Ihr ungefähr fehlt, wie ich die Sache anzufangen und das Volk zu packen gedenke." Er kramte lange in der Seitentasche unter Briefen und Papieren, endlich brachte er einen zerknitterten Papierfetzt hervor, den er auseinander glättete und davon folgendermaßen ablas: Also ergebenste Bekanntmachung meiner projectirten Schaufwirthschaft: Veranlaßt durch die „Macht der Verhältnisse," angetrieben durch „Vaterliebe" und um für „Künstlers Erdenwallen" einen weniger sorgenfreien Ausgang anzubahnen, hat der ergebenst Unterzeichnete sich entschlossen, einem für Leipzig tiefgefühlten Bedürfnisse abzuhelfen und eine neue Restauration zu gründen, welche den Namen „zum Weltumsegler" führen wird. Ich wollte sie erst „zum treuen Schäfer" nennen, aber da meine verehrten Gäste in spe hoffentlich sämmtlich auf der Höhe des Zeitbewußtseins unterjährigen Lagerbiers angelangt sind, so ist dieser Titel zu idyllisch und ich würde höchstens zum „Wollmarkt" Geschäfte damit gemacht haben. — Was die innere Einrichtung meines Locals anlangt, so verbietet Bescheidenheit ein Weiteres. Denn wollt' ich auch des großen Luxus gedenken, der daselbst angebracht ist, würde man mir doch nicht ohne Grund zurufen: „Na möglich ist's schon, aber wahrscheinlich nicht." — Im Vertrauen kann ich nur erwähnen, daß „Menschenbass und Neue," der „Menschenfeind," „Parteienwuth" und der „häusliche Zwist" gänzlich vom Revertoir gestrichen sind; während „Edelmuth und Liebe," der „gute Ton" und „humoristische Studien" einen stehenden Artikel bilden werden. — Zahlreicher Besuch von „Stadt und Land" soll mir gleich willkommen sein. Ich huldige hier keinem engherzigen städtischen Patriotismus, und der „Doctor Wespe," der „alte Student" werden mit derselben Zuvorkommenheit empfangen werden, wie der „neue Gutsherr" und der „Bauer als Millionär." — Sollten mich auch fremde Etrangers zu beehren die Güte haben, so wird sich so wohl für den „Bräutigam aus Mexiko" den „Kaufmann von Venedig," sowie für den „Vetter aus Bremen" ein Plätzchen darbieten. — Schließlich erlaube ich mir für meine trinklustigen verehrten Gäste die gewiß beruhigend wirkende Bemerkung, daß der „artesische Brunnen," der „Feensee" und der „Wasserträger" mir als Wirth völlig fremde Pieces sind. — Daß es für ein aufblühend Institut nur von erwünschtem Erfolge sein kann, wenn von einer zu oft wiederholten Aufführung der „Schuld" Umgang genommen wird, versteht sich von selbst. Und so empfehle ich mich mit dem aufrichtigen Wunsche, daß es der ausdauernden Anhänglichkeit meiner Gönner gelingen möge, daß ich nicht als holde Phantasie vom hohen Cothurn herab, sondern endlich einmal auch in der Wirklichkeit anerkannt sein kann: „Meine Mittel erlauben mir das!" Sebt," schloß der von seiner Lieblingsidee eingenommene Berthold, „in solchem Geiste ungefähr müßte meine Wirthschaft gehalten sein."

„Die Ding ist nicht übel," lachte Herlosssohn; Lorzing aber rieb sich bei des Freundes Restaurationsplänen eine Zeitlang die Ohren. „Lieber Berthold," sprach er, „ich will Dich von Deiner Lieblingsidee nicht gerade abwendig machen; aber ich fürchte, Du bist als Wirth weit mehr ein Sclave der Launen des Publikums denn als Schauspieler. Ich gebe zu, daß Deine bekannte und beliebte Persönlichkeit im Anfang viel Zulauf finden wird; aber ein Jeder, der ein Glas Bier bei Dir verzehrt, wird auch das Anrecht zu haben glauben, daß Du ihm für seine zwei Groschen so erscheinst, wie Du ihm von der Bühne her bekannt bist. Man wird im „Weltumsegler" auch den Weltumsegler selber, wie er auf dem Theater dargestellt wird, suchen, den Leporello, den Papageno, den Doctor Bartholo u. s. w. und, wie ich Dich kenne, sich getäuscht finden. Doch lassen wir die Zukunft, wo die Gegenwart uns so freundlich winkt. Wir kommen zur dritten Studie." Mit diesen Worten entkorkte er eine Steinberger-Cabinet und füllte die frischen Gläser, die Herr Rossi unterdeß gegen die zeitherigen umgetauscht hatte.

„Auch kein Hund," meinte Herlosssohn, mit Kennermiene den Steinberger prüfend. „Wem bringen wir jetzt das erste Glas?"

„Dreien Schriftstellern der Gegenwart, die wir lieben," sprach Lorzing.

„Wohlan," rief Berthold, „so lasse ich für meine Person den Heinrich Zschokke leben in Aarau. Ich wüßte nicht, welcher Schriftsteller der Gegenwart mir so zu Geist und Gemüth spräche."

„Und ich," sprach Lorzing, „ebenfalls einen Schweizer, ein noch wenig bekannter Name, er nennt sich Jeremias Gotthelf — seinen gemüthreichen Schweizerbildern nach muß das ein ganz vortreffliches Haus sein."

„Ich muß diesmal wider Willen galant werden," versetzte Herlosssohn. „Ich lasse Friederike Bremer leben. Diese Frau verdient schon wegen ihrer vortrefflichen „Nachbarn" ein Glas. Ach," fügte er nach einer Pause mit einem Seufzer bnzu, „ich könnte auch Bessres zu Wege bringen, wenn ich nicht als Esel in die tägliche Tretmühle des Comeren gespannt wäre und begenweise um das liebe Brot schreiben müßte. Wenn nur so ein wohlhabender böhmischer oder thüringischer oder rheinischer Graf das Einzigemal den guten Einfall hätte und mir ein Jahrlang ein freundlich Stübchen einrümmte mit erquicklicher Aussicht in grüne Berge und Ruhe und Stille und Frühling — da könnte schon was werden."

Berthold lächelte; „ein wahres Idyllenthum," sprach er, „aber ich wette, Herloß, Du hältst es nicht vierzehn Tage aus. Du bist viel zu eingeleiyzigert. Wie schwer hältes, Dich einmal sozureißen zur einfachsten Landpartie. Wie oft hast Du dem Stolle versprochen, ihn zu besuchen in seinem freundlichen Grimma, wo er so schön wohnt an der Mulde, in grünen Bergen. Wenn Du nicht Mittags zu Verouelli schlendern kannst und dann zu Kühl und später zu Kintschy in's Rosenthal — da bist Du gar

nicht der Herlosssohn. Kommst mir übrigens vor, wie ein gefangener Kanarienvogel, der nur drei Hölzchen im Käfig hat."

Der Doctor reichte dem Freunde die Hand: „Hast Recht, alter Knabe, ein eintönig Leben — nun wer weiß, wie lang es noch dauert."

„Dies können wir sogleich erfahren," meinte Lorzing, „die Gelegenheit ist günstig, Mitternacht nahe, Herr Rossi, haben sie keinen Seidenfaden?"

Rossi, der aus seinem Vorgemach herein trat, zuckte die Achseln. Endlich besann er sich auf seine neue comfortable Saft'sche Mütze. Er holte sie herbei und den gemeinschaftlichen Bemühungen gelang es, dem Prachtstück einen halbelligen Seidenfaden zu entwinden.

„Was soll denn das werden?" frug Berthold und auch der Doctor schaute neugierig auf.

„Ein Orakel," belehrte Lorzing. Er nahm einen goldenen Ring vom Finger, durch welchen er den Faden zog, so daß der Ring daran in der Luft schwebte.

„Hokus Pokus," sprach Berthold.

„Es giebt Vieles zwischen Himmel und Erde, wovon sich unsre Philosophie nichts träumen läßt," sprach Lorzing ernst. Dann hielt er den an dem Seidenfaden schwebenden Ring ungefähr einen halben Zoll von der Außenseite des Weinglases. „Nun paßt auf," fuhr er fort, „ich frage jetzt das Orakel und wünsche zu wissen, wie viel Jahre ich noch hienieden leben werde. Der Ring wird mir durch unterschiedliches Anschlagen die Anzahl der Jahre nennen."

„Närrisch Zeug," meinte Berthold, doch schaute er unverwandt nach dem Orakel.

Der Ring fing sich nach einiger Zeit in Folge der Blutströmung zu bewegen und drehen an. Die Schwingungen wurden immer größer, so daß er endlich die Glasfläche erreichte. Er klingte an, erst ganz leise, dann vernehmlicher. Deutlich zählte man elf Schläge, worauf die Schwingungen wieder kürzer wurden, so daß das goldne Orakel das Glas nicht mehr erreichte.

„Also noch elf Jahre," sprach Lorzing, mit ziemlich gut gelaunter Resignation, „da kann ich noch viel Opern schreiben."

Berthold schüttelte scheptisch mit dem Kopfe. „Dummes Zeug," sprach er, „das muß doch ganz auf Dich ankommen, wie vielmal der Ring anklingen soll?"

„Versuch's nur," erwiederte Lorzing, „da wirst Du ja sehen, ob es in Deiner Macht steht oder nicht."

„Der Doctor mag's erst machen," sprach der corpulente Zweifler.

Herlossohn, bei welchem der edle Rebensaft bereits mehr in's Blut gegangen sein mochte als bei den Andern, ergriff jetzt den Faden und Ring; aber kaum hatte er die Hand in die gehörige Lage gebracht, als der Ring auch schon zu läuten anfing.

„Der kann's," lachte Berthold, „mein Gott, kommen da Cometenjahrgänge zum Vorschein."

Als das Anklingen bei Herlossohn auch gar kein Ende nehmen wollte — die Freunde hatten schon in die dreißig gezählt — sprach Berthold: „Das hört gar nicht wieder auf; ich glaube, der muß einmal speciell auf Befehl des durchlauchtigsten deutschen Bundes getödtet werden, sonst kommt er nicht von der Erde."

Nach dem Lorzing'schen Ringorakel ward der Redacteur des Cometen gerade hundert Jahre alt.

„Mein Großvater ist auch in die neunzig geworden," motivirte der Doctor, dem die lange Lebensperspective trotz des häufig ausgesprochenen Lebensüberdrusses gar nicht unangenehm erschien.

„Da würd' ich aber auf jeden Fall noch heirathen," sprach Lorzing; „noch achtundfunfzig Jährchen, ein hübscher Zeitraum."

„Natürlich," stimmte Berthold eifrig bei, „heirathen muß er; erstens sehe ich nicht ein, warum wir beiden allein im Joche traben sollen — was er voraus haben will und zweitens sagt Herr von Goethe:

In raschen Jahren geht's wohl an —
Doch kommt die böse Zeit heran,
Und sich als Hagestolz allein zu Grab zu schleichen,
Dies hat noch keinem wohlgethan.

„Jetzt ist Berthold an der Reihe," sprach Lorzing und ertheilte demselben Unterricht, wie er Faden und Ring zu halten habe.

„So alt, wie dieser Methusalem werde ich auf keinen Fall," sprach der Opernsänger und fing an das Orakel zu befragen. Lag es nun in dem dickern Blute des Letzteren oder in seinem phlegmatischen Temperamente, er mochte noch so vorschriftmäßig halten, der Ring rührte und rückte sich nicht.

„Der Kerl hängt wie todt," begann endlich der Orakelnde; „ich glaube, Ihr bringt mich gar nicht lebendig nach Hause. Rossi kann mich gleich hier begraben lassen. Was hilft mir mein Urlaub."

Nach einer Pause fuhr er fort, „Wenn der Racker nur wenigstens so lange anklänge, bis ich vollkommen pensionsfähig wäre."

Berthold ward endlich ungeduldig und rückte mit den Worten: „Wird er wackeln!" ein Wenig mit der Hand. Der hierdurch in Bewegung gesetzte Ring schlug dreimal an das Glas, worauf er in seine alte Ruhe versank.

„Schon alle?! —" frug der Orakler, „das war verflucht wenig, Herlosß, Du könntest mir ein paar Jahrzehnte ablassen, für Geld und gute Worte."

Lorzing nahm jetzt lächelnd dem Freunde das Orakel aus der Hand. „Du hast den Glauben nicht," sprach er, „bei einem so ungläubigen Thomas wie Du wirst sich der Ring nicht incommodiren."

„Na, gute Worte geb' ich nicht" meinte Berthold und schlürfte mit aller Behaglichkeit sein Glas aus.

Die Glocken der Mitternacht tönten jetzt von Leipzigs Thürmen. Man kam zur vierten Stunde. Ein herrlicher Viermunddreißiger Johannisberger flimmerte in den Gläsern.

„O schöner Brunnen, der uns fließt," lispelte Berthold selig. Herlossohn aber erhob begeistert sein Glas. „Diese himmlische Blume," sprach er, „bringe ich dem neuen Frühling. Möge er herabsinken mit seinen Blüthen und Goldgewölken, liebend und segnend auf die Geschlechter der Erde. —

Lorzing erhob sein Glas: „Alle jungfräuliche Blumen sollen leben und alle blumige Jungfrauen."

Berthold hielt mit gefalteten Händen seinen Römer umklammert und schlürfte den Göttertrank „O Königin," sprach er, „das Leben ist doch schön!"

Herlossohn sprach, „Brüder, wir sind so glücklich,

wie wir es lange nicht waren, laßt uns auch dankbar sein dem himmlischen Vater, der da ist ein Vater der Unglücklichen; laßt uns einen Tropfen Balsam werfen in das Meer des menschlichen Elends.“ Er schüttete mit diesen Worten den ganzen Inhalt seines ziemlich gefüllten Beutelchens auf den Tisch. „Da nehmt,“ rief er, „Wenig mit Liebe.“

Lorzing trat eine Thräne in's Auge. Er legte schweigend zwei Thaler zu dem Gelde. Dann reichte er dem Doctor die Hand. „Du bist und bleibst,“ sprach er, „der alte gute Junge.“

Auch Berthold zog sein Beutelchen und steuerte den Inhalt zur Liebesgabe. „Wenn wir nur gleich einen recht Hülfsbedürftigen wüßten,“ sprach er.

„Auf dem Brühle ist heute ein Maurer vom Dache gestürzt,“ erzählte Lorzing, „und hat sich zu Tode gefallen. Es war ein braver Mann und hinterläßt eine arme Wittwe mit sechs unerzogenen Kindern.“

„Rosst,“ rief Herlosssohn indem er das Geld in einen veralteten Theatergettel packte, „dieses Geld schicken Sie Morgen der armen Wittwe, deren Mann heute verunglückt ist, jedoch unter der Bedingung, daß wir nicht genannt werden.

„Kinder,“ sprach Berthold nach einer Pause in seltsam ernstem Tone, „es muß doch außer unserm Erdenleben noch ein himmlisches Land geben, wo die Liebe wohnt und die Tugend. Das wird mir allemal zur unumstößlichen Gewißheit, wenn ich einem Hülfsbedürftigen aus freier Herzensregung wohlgethan. Es kommt da ein Frieden über mich, der nicht von dieser Welt ist.“

„Auch ich,“ meinte Lorzing, „lasse mir den beseligenden Glauben an eine himmlische Heimath, wo die sich wiederfinden, die sich hier lieben, nicht nehmen; und lasse mich durch die trostlose Philosophie der heutigen Hegellinge nicht irre machen.“

Herlosssohn saß eine lange Zeit schweigend da. Eine leise Verklärung überzog sein ausdrucksvolles Gesicht. Endlich sprach er: „O, Geliebte, glaubt Ihr denn wirklich, daß uns jenes Land so ganz unbekannt ist, daß wirklich eine so große Kluft das Hier von dem Jenseit scheide? Nein, Geliebte, das wäre ein Sprung in der Schöpfung, und den gibt es nicht. Ueberall, wir mögen in der schaffenden Natur zurückgehen, so weit wir wollen, überall finden wir ein harmonisches Aufsteigen vom Unvollkommenen zum Vollkommnen. Jede Veränderung in der Natur, sagt der große Herder, ist eine Vervollkommnung. Nirgends gibt es Sprünge und schroffe Uebergänge. Und so ist auch der Tod keiner. Er verliert alles Schreckhafte, sobald wir ihn mit der ganzen Natur in Einklang bringen. Es ist dieselbe liebevolle Mutternatur, die das Herz zum erstenmale pulsiren heißt, die es später den Himmelsklängen der Liebe öffnet und die es stille stehen heißt in der Stunde des Todes.“

Nach diesen Worten entsiegelte Herlosssohn eine Flasche kostbaren Ungarweins, das geistreich poetische Präsent einer ungarischen Gräfin für seinen ungarischen Roman. Er füllte die Gläser, ergriff das seine und sprach mit tiefer Bewegung:

Ernstes Lied aus fernverklungnen Zeiten,
Das mich oft so wunderbar ergreift,
Das so süß, wie Aeolsklang der Saiten
Sanft melodisch durch die Blüthen streift,
Das mir Frieden fern aus Himmelsweiten
Wie die Nacht den Thau auf Rasen träuft —
Lied, wer ist dein Sänger? Unbekannt
Tönst du mir aus fremdem Wunderland.

Tröstend Lied, das in die Wermuthschaale
Bittern Schmerzes mildes Honig gießt,
Das uns am umflorten Grabesmale
Sanft die Thräne von der Wange küßt,
Einst im Tode im Verklärungsstrahle
Als der treuste Führer uns begrüßt —
Lied, du Bürge einer schönern Zeit,
Lied ich nenne dich — Unsterblichkeit.

Die Gläser klangen aneinander; eine feierliche Stimmung hatte sich der Freunde bemächtigt und von den Thürmen der Stadt tönte die erste Stunde.

„Brüder, es wird Morgen,“ sprach Lorzing, „laßt uns aufbrechen.“

„Aber nicht eher,“ erwiederte Berthold, „bevor wir uns das heilige Versprechen gegeben, heut über zehn Jahre wieder hier zusammen zu kommen; und sollte einer oder der andere schlafen gegangen sein, so soll der Zurückgebliebene dem Vorangegangenen einen Becher des Angedenkens weihen. Die heutigen schönen Stunden mögen uns aber erquicken wie dem Wüstenwanderer die Quelle der Oase, in lieber Erinnerung; ja es bleibt ein wahres Wort des Dichters: Nur die von der Poesie geröstheten Stunden hat man gelebt.“

„So sei es,“ sprachen die Freunde und man leerte die Becher auf die — alte Freundschaft.

Als man der Weingruft entstiegen, begrüßte die mildeste Frühlingsnacht die Freunde. Noch blühten lieblich die Sterne. Im Innern wunderbar ergriffen, wollte es zu keinem Gespräche kommen und die Drei wanderten fast schweigend die Hainstraße entlang.

Als man zu Herlosssohn's Wohnung gekommen, drückte dieser den Freunden innig die Hand und zu dem prachtvollen Sternenhimmel deutend, sprach er: „Wort gebalten wird in jenen Räumen.“

Und gleichsam als eine himmlische Antwort tönte der Ruf einer Lerche hernieder, die den keimenden Morgen begrüßte.

Alle drei, seltsam ergriffen, lauschten andächtig diesem himmlischen Frühlingsgruße.

„Ja, sie wissen von uns droben,“ sprach Lorzing und die Freunde trennten sich.

Sie sind nicht wieder zusammen gekommen, als die zehn Jahre um waren, die drei Freunde. Sie ruhten alle drei im Schooße der Erde. Aber dort Oben im himmlischen Saal haben sie den Jahrestag gewiß gefeiert und angeklungen mit himmlischen Pokalen: „jedem schönen gläubigen Gefühl.“

Denn herrlichen Wein muß es droben auch geben,
Dort, wo er wohnt, der die Reben erschuf!

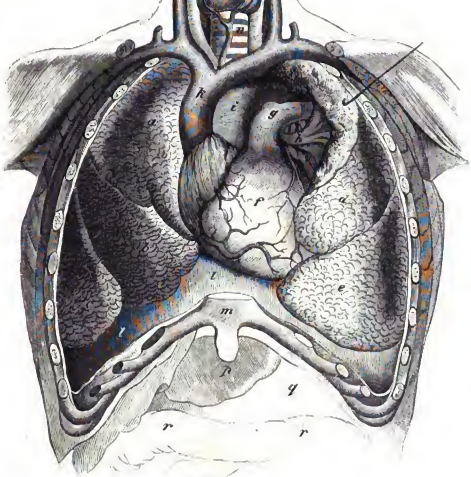
Vom Baue des menſchlichen Körpers.

II.

Der Athmungsprozeß und die Werkzeuge deſſelben.

Jeder unſrer freundlichen Leſer kennt die Wichtigkeit des Athmens für das Leben; er weiß, daß Athem, Odem oft für Leben ſelbſt gebraucht wird; „er hat ausgeathmet," ſagt man, wenn Jemand geſtorben iſt. Und dies iſt denn auch vollkommen richtig. Mit dem letzten Hauche aus der Bruſt iſt auch der Stillſtand des zum Leben nöthigen Kreislaufes bedingt, die Aeußerung der Lebensthätigkeit beendigt, der Tod eingetreten. Daher in ſolchen Fällen das ſorglichſte Forſchen nach der unbedeutendſten Spur des menſchlichen Odems, um ſich nicht über das wirkliche oder nur ſcheinbare Eingetretenſein des Todes zu täuſchen.

Warum, wird man fragen, hat denn das Athmen dieſe hohe Bedeutung? Bei der Betrachtung des Herzes und des Blutumlaufes, welche ſich der Leſer vergegenwärtigen wolle, haben wir erfahren, daß das Blut diejenige Flüſſigkeit im Körper ſei, aus welcher dieſer ſich mit ſeinen verſchiedenen Organen bildet und ernährt; man wird ſich aber auch erinnern, daß nur das Blut von hochrother Farbe die zur Ernährung nöthigen Eigenſchaften hat. Es muß alſo ein Vorgang gegeben ſein, welcher dem Blute dieſe Farbe und damit die Fähigkeit, die Theile von Neuem zu beleben (da auch hier wie in der geſammten Natur ein beſtändiges Entſtehen, Wachſen und Zerfallen oder Vergehen



stattfindet), verleibt, so wie eine Vorrichtung, welche jenen Vorgang vermittelt. Ersterer ist aber der Athmungsprozeß, durch welche der das dunklere Blut wieder hochroth färbende Sauerstoff aus der umgebenden Luft in den Körper gebracht wird; letztere besteht aus den dabei thätigen und dazu behülflichen Organen oder Werkzeugen. Wesen und Bestimmung des Athmungsprozesses ist daher diese Aufnahme des Sauerstoffes, das Athmen zur Ernährung unentbehrlich, die erste Bedingung des thierischen Lebens. Der Sauerstoffgehalt der Luft macht aber auch die Luft allein wiederum für den thierischen Organismus athembar, indeß eben nur in der Mischung, wie ihn die atmosphärische Luft darbietet. Nur durch diese Mischung kann der Athmungsvorgang auf die Dauer und ohne Nachtheil unterhalten werden, und dabei erträgt der Körper die sonst noch zugemischten Luftarten ganz wohl, während der ganz reine Sauerstoff nicht im Stande ist, das Leben zu erhalten, und andere Luftarten theilweise sogar sehr schnell, wenn sie eingeathmet werden, einen verderblichen, vergiftenden und somit tödtenden Einfluß ausüben. Das thierische Leben erlischt also sowohl da, wo keine Luft ist, sowie wo der nöthige Sauerstoff fehlt. Darüber wenigstens wollen wir dem Leser ein paar kleine Versuche mittheilen, die das Gesagte bestätigen.

Die Luftpumpe ist eine Maschine, womit man einen bestimmten Raum, in den die äußere Luft nicht nachdringen kann, also z. B. eine Glasglocke, von der in ihm eingeschlossenen Luft entleeren kann. Bringt man nun irgend ein kleines Thier in jenen Raum, so bemerkt man, wie dasselbe mit dem zunehmenden durch das Auspumpen hervorgebrachten Mangel an Luft immer unruhiger wird und endlich scheintodt niederfällt, auch wirklich sterben würde, wenn man nicht zu rechter Zeit die erlöschen wollende Flamme des Lebens durch Einpumpen neuer Luft anfacht. Umgiebt man eine Glasglocke mit Wasser, so sperrt dies gleichfalls die äußere Luft ab. Bringt man nun ein Thier in den abgesperrten Luftraum, so beobachtet man gleichfalls die Erscheinungen des ersteren Falles, nur etwas langsamer. Das Thier verzehrt durch Einathmen den Sauerstoff der es umgebenden Luft; und wenn keiner mehr vorhanden ist, so stirbt es an Erstickung. Das Absterben der Fische in nicht erneuertem Wasser erklärt sich ähnlich, und ebenso die nachtheiligen Wirkungen des Zusammenseins vieler Menschen in engen Räumen, wenn die Lufterneuerung eine sehr geringe, verhältnißmäßig fast gar keine ist. Vielleicht erinnert sich Mancher der Leser des schrecklichsten Beispiels dieser Art in jener schwarzen Höhle von Calcutta, in der eine große Anzahl in dem Kampfe mit dem Beherrscher von Mysore gefangener Engländer zu Grunde ging. Dabei kommen indeß noch andere Verhältnisse in's Spiel als die Verzehrung des Sauerstoffes, die uns hier zu weit führen würden.

Da wir das Nähere des Athmungsherganges nicht darlegen können, ohne die dabei wirksamen Organe zu nennen, so wird es die Deutlichkeit unterstützen, wenn wir die Beschreibung dieser letztern hier folgen lassen.

Zu den Athmungsorganen gehören: 1) der Brustkasten mit der Brusthöhle, welcher seitlich aus den Rippen (12 auf jeder Seite), hinten von 12 Brust-Wirbeln und vorn vom Brustbeine gebildet wird und durch Muskeln (Athmungsmuskeln), unter denen das Zwergfell (l) der wichtigste ist, wie ein Blasebalg erweitert und verengt werden kann. 2) Die Luftwege und Luftbehälter oder Lungen, von welchen die erstern die Luft in die Brusthöhle zu kleinen Bläschen in den Lungen leiten und aus der Nasen- und Mundhöhle, dem knorpligen Kehlkopfe (a) und der aus knorpligen Halbringen zusammengesetzten Luftröhre (a) mit ihren Verzweigungen bestehen. Die Luftröhre verbreitet sich nämlich mit mehreren größern Zweigen baumförmig innerhalb der Lungen, indem sie sich in immer enger werdende Aestchen (Röhrchen) zertheilt und endlich in zarte Säckchen, Luft- oder Lungenbläschen genannt, endigt. Die dünnen Wände dieser Bläschen werden von einem äußerst feinmaschigen Netze ganz enger Blutgefäßchen (Haarröhrchen) umsponnen, welche dunkelrothes Blut aus der Lungenpulsader (g), die aus der rechten Herzkammer entspringt, empfangen und dasselbe, nachdem es eine Zeit lang an der Wand der Bläschen hinfloß, hellroth durch die Lungenblutadern (h) zum linken Vorhofe der Herzens zurück schicken. Diese Verwandelung der Farbe des Blutes aus dem Dunkeln in das Hellrothe geschieht dadurch, daß während des Durchfließens des dunkelrothen Blutes durch die Haarröhrchen der Lungenbläschen dasselbe Kohlensäure, welche es dunkel machte, nach den Höhlen und in die Luft der Bläschen hin abgiebt, dafür aber Sauerstoff, welcher das Blut hell rötbet, in sich aufnimmt. Der Austausch von Kohlensäure und Sauerstoff geht durch die Bläschenwände hindurch vor sich. Die Lungenbläschen (etwa 1800 Millionen an Zahl) setzen in Verbindung mit größern und kleinern Aestchen der Luftröhre, so wie mit Blut- und Lymphgefäßen, mit Nerven und Zellgewebe, die rechte und linke Lunge zusammen, deren Gewebe also der vielen luftbaltigen Bläschen wegen sehr locker und schwammig, der zahlreichen Blutgefäße halber aber sehr blutreich sein muß. Die Gestalt jeder Lunge ist die eines Kegels; die Spitze ragt oben bis zum Halse, ihr breiter Theil oder die Grundfläche ist ausgehöhlt und ruht unten auf dem Zwerchfelle. Die rechte Lunge ist in 3 Abtheilungen oder Lappen (a. b. c.), die linke, welche einen Theil des Herzens (f) überdeckt, nur in 2 Lappen (d. e.) getheilt; jeder Lappen besteht wieder aus einer Menge kleiner Läppchen, die von einem Häufchen von Luftbläschen gebildet werden. Der äußere gewölbte Umfang jeder Lunge stößt an die Brustwand, die innere etwas hohle Fläche umfaßt das Herz. 3) Die Brustfelle, welche ebenfalls noch mit zu den Athmungsorganen gehören und die Lungen in ihrer Lage erhalten, stellen 2 dünnhäutige, vollständig geschlossene Säcke oder Blasen dar, von denen die eine in der rechten, die andere in der linken Brusthälfte ihre Lage zwischen Lunge und Brustwand einnimmt, indem die äußere Partie jedes dieser Säcke an die Brustwand, die innere an die Oberfläche der Lunge fest angewachsen ist. Im Innern des Brustfellsackes befindet sich etwas Flüssigkeit, welche die innere Oberfläche des Sackes glatt und schlüpfrig erhält, damit bei den Bewegungen der stets dicht an der Brustwand anliegenden Lunge sich diese nicht an der Brustwand reiben und entzünden könne. — Auf der beigefügten Figur zeigt sich in dem vorn geöffneten Brustkasten das feines Herzbeutels herabte Herz mit den großen Blutgefäßen; die Lungen, aber ohne Brustfelle, die Luftröhre mit dem Kehlkopfe; das Zwerchfell und die zunächst unter diesem, in der Bauchhöhle liegenden Organe.

a, Oberer, b, mittler, und c, unterer Lappen der rechten Lunge. d, Oberer und e, unterer Lappen der linken Lunge. f, Herz. g, Lungenpulsader. h, Lungenblutader. i, Große Körperpulsader. k, Obere Hohlader. l, Zwerchfell. m, Unteres Ende des abgeschnittenen Brustbeins. n, Luftröhre. o, Kehlkopf. p, Leber. q, Magen. r, Quergrimmdarm.

Was den eigentlichen Vorgang beim Athmen betrifft, so beginnt derselbe sofort nach der Geburt mit dem Einziehen von atmosphärischer Luft durch Mund, Nase, Kehlkopf, Luftröhre und ihre Aeste bis in die Lungenbläschen, welche nun im gesunden Zustande niemals wieder leer von Luft werden. Aus dieser eingezogenen Luft dringt nun fortwährend nach rein physikalischen Gesetzen, ein Theil des Sauerstoffs durch die Bläschen- und Blutgefäßwände in das dunkelrothe Blut der die Bläschen umspinnenden Haarröhrchen und dafür tritt auf denselben Wege eine ähnliche Quantität Kohlensäure aus diesem Blute heraus in die Luft der Bläschen. Durch diesen Austausch von Sauerstoff und Kohlensäure wird, wie schon oben erwähnt wurde, das dunkelrothe Blut in hellrothes verwandelt, welches letztere dann durch die Lungenblutadern und die linke Herzhälfte in die Körperpulsadern abfließt. Würde nun nicht stets neue atmosphärische Luft in die Lungen einund die alte Luft ausgeführt, so würde sehr bald aller Sauerstoff der in der Lunge vorhandenen Luft in das Blut übergegangen, dafür aber die jetzt sauerstofflose Luft mit Kohlsäure überfüllt sein, sonach der Zweck des Athmens (Aufnahme von Sauerstoff in das Blut und Entfernung von Kohlensäure aus dem Blute) aufgehört haben. Um nun fortwährend neue sauerstoffhaltige Luft in die schon lufthaltigen Lungen einzuführen und einen Theil der kohlensäurereichen aus der Lunge herauszubefördern, ist das Athmen, die Respiration, eingerichtet, bestehend aus dem Einathmen (Inspiration) und aus dem Ausathmen (Expiration). Das Erstere geschieht dadurch, daß mit Hülfe der Athmungsmuskeln, vorzugsweise des Zwerchfells, der Brustkasten wie ein Blasebalg ausgedehnt, dadurch die Brusthöhle erweitert und Luft eingezogen wird; das letztere besteht dagegen in nachfolgender Verengerung der Brusthöhle, wodurch die vorher ausgedehnten Lungen wieder zusammengedrückt und eines Theiles ihrer Luft entledigt werden. Die ausgeathmete Luft ist natürlich anders beschaffen, als die eingeathmete, da die erstere ärmer an Sauerstoff, dagegen reicher an Kohlensäure und Wasser als letztere sein muß. Die Anzahl der Athemzüge ist nach Alter, Geschlecht und Körperbeschaffenheit sehr verschieden, auch variirt dieselbe sehr häufig bei denselben Personen und zu verschiedenen Zeiten. Erwachsene athmen etwa 12 bis 20 Mal in der Minute ein, Säuglinge gegen 40, Kinder 26, junge Leute 20—24 Mal. Eigenthümliche Abänderungen erleidet das Einathmen beim Gähnen, Seufzen, Schluchzen, Keuchen, Schnüffeln, Saugen und Schlürfen, das Ausathmen dagegen beim Husten, Niesen, Räuspern, Hauchen, Schnäuzen, Lachen und Weinen.

Athmungs-Regeln werden in einer der nächsten Nummer folgen.

Lebens- und Verkehrsbilder aus London.

Zu Briefen von einem in London lebenden Deutschen.

II.

Die Ostermesse in London.

In einem Lande, wo „statistische Tabellen" herrschen, und die Regierungsweisheit größtentheils darin besteht, Zahlen und Massen „Rechnung zu tragen", spielen die capite censi oder (um es in ein deutscheres Latein zu übersetzen) Proletarier auch ohne das Recht, alle 6 Jahre einen mit einem bezahlten Namen beschriebenen Zettel abgeben zu dürfen und so das höchste politische Recht zu genießen, eine viel bedeutendere Rolle, als sich die Herren im Ober- und Unterhause träumen lassen. Seit der großen Ausstellung, die jetzt in dem prächtigen Parke Sydenhams zu dem glänzendsten Volksbildungstempel vereinigt wird, hat in England eine neue Epoche der Geschichte angefangen, deren Hauptinhalt darin besteht, daß sich das politischunberechtigte Volk in seiner Selbstständigkeit und Bildung selbst vertritt und in allen wichtigen politischen Angelegenheiten, ohne Vertretung, den Ausschlag giebt. Wir benutzen die Gelegenheit der Londoner Ostermessen, uns dieses Volk einmal so recht in der Nähe und so hübsch beisammen anzusehen.

Unsere Reise geht zunächst diesseits der Themse, drei Meilen weit von der City östlich durch lange, zum Theil ungemein breite, stets überfüllte Straßen, an unzähligen engen, schmutzigen, dunkeln Seitenstraßen vorbei. Wenn wir uns im Hauptstrome halten, kommen wir ganz sicher in die Steynes-Messe hinein, ein Labyrinth von Menschen, Buden, Apfelsinen, Austern, Zuckerwerk, Spielsachen, Flaschenbatterien, Polichinell-Theatern, Jongleurs, Musikanten, wilden Thieren, Zwergen, Riesen, Mißgeburten entweder ohne Hände mit den Füßen schreibend, oder ohne Füße auf den Händen gehend, nachgemachten Negern, Indianern, Menschenfressern, Penny-Theatern, Publics, Thee- und Pie-Häusern mit großen Fahnen auf den Dächern an schiffsartig aufgetakelten Masten, in ein Geschrei, Gewühl, ein Drängen und Stoßen, ein liebenswürdiges Lumpengesindel, das an Ausdehnung, Dichtigkeit, Gutmüthigkeit und Kaltblütigkeit seines Gleichen in der ganzen Welt nicht finden mag.

Wir sind mitten auf dem berühmten Steynes-Markte. Sie nennen es hier „Fair", was auf deutsch „Fehr" heißt, denn man kann es weder mit „Messe", noch „Markt" übersetzen. Auf Märkten und Messen ist die Hauptsache kaufen und verkaufen; die Fairs sind Volksfeste, wo man nur im Ernste verkauft. Alles Kaufen ist Spaß und dient nur der Volkslust.

„Steyney" ist ein Name, mit welchem man alle die großen Proletarierstädte im Osten der City: Whitkapel, Spitalfields, Bethnolgreen, Poplar-Linehouse, Schadwell u. s. w. in einem Worte bezeichnet. Der Mittelpunkt der Steyney-Volksbelustigungen ist denn auch ungefähr in der Mitte dieser großen Haufen Unglück in den bezeichneten Stadttheilen — zwischen drei Eisenbahnhöfen und einer Menge Kanälen, die in die neun meilenweiten Docks und von da in die ewig belebte Themse führen. An jedem Eisenbahnhofe lungern stets Hunderte von Boten und Trägern, in jedem Dock finden jeden Morgen 600 bis 1000 Menschen als Löscher und Lader Beschäftigung, ohne die Hunderte und Tausende, denen die Thore vor der Nase zugeschlagen werden und die sonach mindestens 24 Stunden hungern oder betteln, wenn sie nicht anderweitig in der ewigen Lotterie von Angebot und Nachfrage einen Gewinn ziehen. In jedem Kanal ziehen, laden und löschen täglich Hunderte von Kohlenmännern und Frachtkahnschiffern. Ringsum liegen außerdem unendliche Massen von Fabriken und Manufacturen und Werkstätten, die für große Lieferanten arbeiten, auch „Klein-Deutschland" in Whitstapel mit seinen Zuckersiedern, Straßenmusikanten, Besen- und Blumenmädchen aus allen Theilen Groß-Deutschlands. — Alles dies ist nun heute so hübsch beisammen in Steyney. Zunächst kann man gar nichts unterscheiden. Es ist wie ein Wasserfall, der statt aus Tropfen, aus Menschen, Buden, Apfelsinen und Zündschwamm besteht. Lernt man dann etwas unterscheiden, fällt uns gewiß zunächst eine ungeheure Masse schmutziger Jungen und Mädchen auf, die alle etwas für 1 Penny oder 1/2 Penny zu verkaufen haben, besonders Apfelsinen, Zündschwamm und Zuckerwerk. Jedes Mädchen hat einen Hut auf, geht aber jedenfalls barfuß. Der Hut ist das Letzte, was ein weibliches Wesen in London verliert. Nichts sieht komischer aus, als wenn so ein irisches Apfelsinenmädchen mit zottigem Haar so ein recht nettes, vornehmes, seidenes Mützchen, das sie geschenkt bekam, auf den Lumpen trägt, die ihr in schauerlicher Vielseitigkeit um die nackten Beine fliegen. Und die Erwachsenen? Ja hier sieht man Vollblut-Angelsachsen. Was für stoute, doppelstoute, vierschrötige, gutmüthige Kraftmenschen! Das ist Proletariat mit Guineen in der Tasche und Fleisch und Porter im Magen. Sie stillen nicht ihren Hunger, sondern befriedigen täglich den gesegnetsten Appetit mit Fleischkeulen, die sie noch eben so zubereiten, wie die alten griechischen Helden im Homer, und mit Porter und Ale, gegen dessen Stärke sich die deutschen „Kümmel" im Gefühl ihrer Schwäche hinter das blanke Wasser verkriegen würden.

Die Masse blauer Jacken mit blauen Knöpfen, flatternden Halstüchern und breitkrämpigen Strohhüten zeigen, daß Seewasser in der Nähe ist. Was für seltsame Gestalten! Und was für eine Menge unmöglicher Sprachen sie mit einander reden. Lange, hagere, breite, dicke, gelbe, braune, rothe, schwarze Matrosen — alle Völker und Racen waten da schwerfällig umher und zum Theil Arm in Arm, verbrüdert durch das kosmopolitische Meer und in den Tanzkneipen Hamburgs, Londons, New-Yorks, Valparaisos, Capstadts, Cantons, Shanghais, Adelaides, Melbournes, Sydneys u. s. w.

Um auch einen Blick auf das weibliche Geschlecht zu werfen, so bemerken wir, daß es hier am Schlechtesten herund wegkommt. Zwar sieht man manche anständige, schöne, arme Gestalt; aber die Meisten lachen dir gerade in's Gesicht und nicht selten wirst du in ihrer Nähe einen unerträglichen Gin-Geruch merken. Gin, der ekelhafteste, giftigste Branntwein, ist der tägliche Trost der Verworfenen, Armen und Hungrigen, besonders der hier überaus stark vertretenen Irländerinnen, kenntlich an ihren breiten, stumpfen, schmutzigen Gesichtern.

Was thun denn nun aber die etwa 500,000 Menschen hier? Sie genießen Staub, Gin, Bier, Austern, sehen und lassen sich sehen, drängen und lassen sich drängen — das ist Alles. Doch nein, für den Gehörsinn ist doch am Besten gesorgt. Man denke nicht, daß die Leute eben hier in Buden hineinguckten und sich etwas ausschen oder auch nicht, und dann hieten und handeln oder auch leer wieder weggehen. So bequem haben's die Handelsleute hier nicht. Alle Bildung und Weisheit aller Zeiten und Nationen muß hier in den Buden und an den Ständen mitarbeiten, um den Leuten ihr Kupfer und Silber abzujagen. Dort blinkt eine „silberne" Zuckerzange in der Luft. Der Mann, der sie emporhält, erzählt in der anmuthigsten Weise deren ganze Geschichte und Werth, wie das Erz aus der Erde kam, geschmolzen, gereinigt, verarbeitet ward, die lange Mords- oder Bibelgeschichte, die in Reliefsiguren auf sie gedruckt ward. — Nachdem das Alles im lebendigsten Flusse und Feuer öffentlicher Beredtsamkeit bekannt geworden, faßt er Alles zusammen und wie eine Bombe donnert dann der Schluß in die staunende Menge: Gentlemen und Ladies, das Alles bekommen Sie für 1 Schilling. Aber keine Hand regt sich, kein Schilling zeigt sich gerührt. Nun „man wird ihn hören, stärker beschwören". Zu der Zuckerzange gesellt sich ein Rasirmesser. Dessen Geschichte und Tugenden werden jetzt mit denen der Zuckerzange verflochten. Bombe: Alles für 1 Schilling. Es kommt noch Keiner. So nimmt er zu der Zuckerzange und dem Rasirmesser, Löffel, Messer und Gabel. Die Rede beginnt von vorn und verwebt die Tugenden und Biographien aller fünf Gegenstände zu einem einzigen Hauptessect. Alles, Alles das zusammen für einen einzigen Schilling. Zuletzt stropt die Hand wie eine große Sonne von Zuckerzange, Rasirmesser, Löffel, Messer, Gabel, Scheere, Federmesser, Theelöffeln, Nadelbüchsen, Zahnbürste, Badeschwamm, Geldbörse u. s. w. — Mit so erhobener Hand führt der Mann die verwickelste Fuge von Biographien und Attesten mit Aufzielungen auf Minister, mit Citaten von Sokrates, Cicero u. s. w. durch, und auch jetzt kostet Alles zusammen nur noch einen Schilling. Ein Glück, wenn das englische Achtgroschenstück sich nun ergiebt. Ergiebt's sich nicht, so wirft der Mann Alles zusammen nieder und versucht's mit Schnittwaaren, Bildern u. s. w. nach demselben Systeme. Welch eine Ausdrengung, welch ein Witz, welch eine Gelehrsamkeit, um eines Schillings willen. Aber das ist noch Aristokratie.

An tausenderlei Orten sieht du dasselbe Schauspiel um bloßer kupferner Pence willen. Da steht z. B. ein Mann mit einem Haufen gewohnlicher Calmuswurzel. Der Mann sagt, man habe dem Sokrates, nachdem er das Gift getrunken, gerathen, von dieser Wurzel zu nehmen, er habe es aber abgelehnt, und das sei der einzige Grund, weshalb er gestorben, sonst würde er heute noch leben. Was man Christus am Kreuze gereicht, sei nicht Essig in einem Schwamm, sondern

dieſe Wurzel geweſen. Der große griechiſche Arzt Hippokrates ſage da und da in ſeinem Werke ſo und ſo über dieſe Wurzel. Wellington ſei bei Waterloo zum Tode verwundet worden, habe von dieſer Wurzel gegeſſen und dadurch die Schlacht gewonnen. Und ſo fort durch alte, mittelalterliche und neue Zeit, wo dieſe Wurzel ſtets alle Krankheiten geheilt habe. Schluß und Effect: Alles für einen Penny.

Die Hauptſache iſt gegen Abend Trinken und auch etwas Betrunkenſein. Iſt im Weine Wahrheit, ſteckt auch jedenfalls in Bier und Spirituoſen etwas davon, da der „Geiſt“ in allen dieſen Getränken ein und derſelbe iſt. Und ſo ſah ich denn auch, wie reſpectabel der Engländer in ſeiner Wahrheit d. h. ſeiner Betrunkenheit iſt. So fortzieheriſch auch die Bahnen manches Helden waren, er ſtieß und beleidigte Niemanden. Kein Schimpfen und Schlagen. Selbſt ſchon ganz danieder liegende Helden unterhielten ſich ganz höflich mit dem Policeman, der blos zu beweiſen ſuchte, daß es für ihn, den Helden, comfortabler ſein würde, wenn er ſich eine bequemere Stelle zum Mittagsſchläfchen ausſuchte. Er bequemte ſich nur unter der Bedingung dazu, daß der Policeman ſein Ehrenwort darauf giebt, wie er ihn für völlig nüchtern und einen Gentleman halte.

Gleichzeitig findet die „Fair“ zu Greenwich auf der andern Seite der Themſe, die Fair zu Blackwall zwiſchen Docks und die Fair um die „Chalk-Farm“ am entgegengeſetzten Ende Londons ſtatt. Greenwich iſt ſchon ſo oft von deutſchen Federn beſchrieben worden, daß die Deutſchen den „Markt zu Greenwich“ vielleicht beſſer kennen als wir hier zu Lande. Stepney iſt für das rieſige reiche Proletariat, die von der Themſe und dem Meere leben, Greenwich für die Clerks, Gerk's und Needlewomen (Kaufmannsdiener, Stutzer und Räberinnen), Chalk-Farm für das blaſſe, hagere Proletariat des Weſtendes. Die Unterſchiede ſind ziemlich ſcharf, aber im Ganzen haben dieſe Meſſen etwas Gleichmäßiges. Alle Klaſſen erſcheinen gutmüthig, friedlich und anſpruchslos, und die Hauptbeluſtigungen beſtehen in ſpielender Uebung körperlicher Kraft und Geſundheit und der Freude daran: Wettlaufen Hügel auf, Hügel ab, Scheibenſchießen mit Flitzbogen um Eßwaaren, Eſel- und Pferdewettrennen von Damen und Kindern, Kraftproben im Gewichtheben, in langen Reihen über einander hinwegſpringen, Schaukeln, Haſchen, Cricket- und Racketſpiel, Kokusnußabwerfen. Die Neckereien mit den Knarren, mit denen man immer unvermuthet einander den Rücken herunter rädert, iſt wohl bekannt. Man muß ſtarke Nerven haben, um's zu vertragen. Es fühlt ſich nicht nur jedesmal, als wenn der Rock von Oben bis Unten zerriſſe, ſondern erſchüttert auch von den Rückennerven her den ganzen Organismus. Man lacht ſich hier bald todt darüber und beweiſt damit, daß Nerven und Muskeln geſund ſind. Ja, es iſt ein geſundes, kräftiges, gutes, gebildetes Volk mit rothen Wangen, lachenden Augen, ſchönen Geſichtern, hohen Stirnen, wozu bei dem weiblichen Geſchlechte noch die langen ſchweren braunen und blonden Locken und die eigenthümlich leuchtenden Augen kommen, deren feſte, ruhige Milde ſich weiter nicht ſchildern läßt.

Aber da waren ja auch ſo viele Gruppen von blaſſen, zerlumpten Geſtalten! Stand bei dem Einen nicht mit großer Schrift um den Hut herum: „We are Syng with starvation“? (Wir ſterben vor Hunger.) Und wo's nicht auf dem Hute ſtand, las man's noch deutlicher in Geſichtern. Richtig, furchtbar wahr und wirklich. Aber ihr fehlt in dieſen Geſichtern zugleich auch die celtiſche Race, den Irländer, die Folge und den Fluch anderer Mächte. —

Blätter und Blüthen.

Handwerker aus Inſtinkt. Am Kap der guten Hoffnung giebt es einen Vogel, der unter dem Namen „Republikaniſcher Sperling“ bekannt iſt, nach der wiſſenſchaftlichen Benennung aber Philaeterus Socius heißt. Dies Vögelchen baut ein regelmäßiges Viereck. Mit einer Anzahl ſeines Geſchlechts nimmt er einen Baum in Beſitz und baut um den Wipfel deſſelben ein großes Neſt, das gegen zweihundert Abtheilungen enthält. Jeder Vogel hat ſeine bequeme kleine Wohnung, in welcher er mit ſeinem Weibchen lebt, ſeine Jungen aufzieht und der unbedingteſten Freiheit genießt. Sie ſind in ſo fern Baumeiſter, als es ſich auf die Erbauung der gemeinſchaftlichen Wohnung, die Ausbeſſerung und Vertheidigung derſelben bei drohender Gefahr und das Aufſuchen der Vorräthe bezieht. Benimmt ſich irgend ein Vogel gegen die Regeln der Geſellſchaft oder überhaupt unfreundlich, ſo wird er von einem ausgewählten Polizei-Detachement heimgeſucht, das ihn mit unbarmherzigen Biſſen der ſtarken Schnäbel hinaustreibt und ihm niemals die Rückkehr in die gemeinſchaftliche Behauſung geſtattet. Verſucht es irgend ein bösartiges kriechendes Thier ſich einzuſchleichen, ſo bildet ſich ſofort eine Bürgergarde, und ſobald die wachſame Schildwache ein Zeichen giebt, ſtößt das tapfere Corps ein gellendes Geſchrei aus, beeilt ſich, die gewöhnliche Garniſon zu verſtärken und zwingt meiſtentheils den Feind durch die Maſſe drohender Schnäbel, die ſich ihm wie undurchdringliche Pallisaden entgegenſtrecken, zum Rückzuge.

Ein anderer Vogel, der ebenfalls am Kap gefunden wird, baut für ſich ein aus drei Abtheilungen beſtehendes Haus, mit bogenförmigen Eingängen, ähnlich denen, deren ſich die Römer in ihrem Bauſtyl bedienten. Dieſer Vogel, eine Reiherart, heißt Scopus umbretta, baut ſein Neſt in einen Strauch oder vielmehr um einen Strauch, gibt ihm eine kreisförmige Geſtalt und theilt es in drei Abtheilungen, die mittelſt bogenförmiger Oeffnungen unter einander in Verbindung ſtehen. Er beginnt den Bau damit, daß er zuerſt das Fachwerk ſeiner Wohnung aufrichtet und ſich hierzu theils der, für ſeinen Plan geeigneten Zweige bedient, theils die vernichtet, die ihm hinderlich ſind; dann ſucht er kleine Reiſer, um den Bau zu vollenden und gibt ihm eine

so große Regelmäßigkeit, daß ein Zimmermann darauf stolz sein könnte. Ist das Fachwerk vorbereitet, so schafft er Thon herbei, um die Zwischenräume auszufüllen und bedeckt zuletzt die Außenseite mit einem Ueberzug aus körniger Erde, vollkommen wasserdicht und so fest, daß er dem Schnabel des stärksten Raubvogels widersteht. Wenn das Nest vollständig fertig ist, sieht es, wie ein kleines arabisches Zelt aus und ist, wie schon bemerkt, in drei Räume abgetheilt. Noch Niemand hat bis jetzt den Zweck der beiden ersten Räume entdecken können; sie sind stets sehr sauber und scheinbar unbewohnt. Im dritten Zimmer wohnt der Scopus umbretta. Hier, auf einem Lager von weichem Moose und Federn, legt das Weibchen ihre Eier und brütet die Jungen aus. Wenn ihr Männchen auf den Fischfang ausgeht, verschließt es sorgfältig die drei Thüren mit Steinen und kleinen Zweigen und mauert auf diese Weise seine Familie ein, um sie vor den Angriffen kriechender Thiere zu schützen. Kehrt es mit Vorräthen von Fischen zurück, so zerstört es mit dem Schnabel die Befestigung, wirft die Trümmer derselben sorgfältig bei Seite und schließt sich der Familie im innern Raume an. Bei irgend einem Geräusch oder einer drohenden Gefahr, eilt der Scopus umbretta sofort herbei und stellt sich vor den äußeren Eingang. Hier erwartet er mit vorgestrecktem Schnabel und zum Kampfe bereit den Feind, greift ihn an, ehe er in die Wohnung eindringen kann, und geht in der Regel als Sieger aus dem Kampfe hervor. Nicht selten findet man in der Nähe des Nestes todte Kriechthiere, die mit zerhackten Köpfen, den Trophäen des scharfsinnigen Vogels daliegen.

Man findet am Kap diese Nester so gewöhnlich wie bei uns die Nester der Hausschwalben, denen wir in der Regel zu geringe Aufmerksamkeit schenken, obgleich sie sich unter den Dachrinnen unserer Häuser befinden und wir nur nöthig hätten, unsere Augen zu ihnen zu erheben.

Denkmäler Göthe's, Schiller's und Wieland's in Weimar. Wieder einmal wird dem deutschen Volke Gelegenheit geboten, einige seiner großen Todten in würdiger Weise zu ehren. Von Weimar aus, wo die vier genialsten Dichter Deutschlands, Göthe, Schiller, Herder und Wieland seiner Zeit innig verbunden nutereinander lebten, ist so eben ein Aufruf zu Beiträgen für die obengenannten Denkmäler ergangen. Herder's ehernes Standbild, das schon im Jahre 1850 errichtet wurde, stand seitdem wie mahnend da, daß man der andern drei Männer im Bunde nicht gedacht. Die drei Statuen, welche die Höhe von 10 Fuß rheinisch Maaß erhalten, werden im Costüm ihrer Zeit ausgeführt, und Schiller und Göthe, als die innigst befreundeten, zu einer besondern bedeutungsvollen Gruppe vereinigt. Das Modell zu letzterm Denkmal ist von Ernst Rietschel in Dresden in Ausführung genommen worden, das zum Standbilde Wieland's führt Hans Gasser in Wien aus; das Erz zu sämmtlichen schenkt König Ludwig von Baiern aus seinen Vorräthen. Die Verehrer der drei großen Dichter endlich haben für die Kosten des Gusses, der Fußgestelle und der Aufrichtung etwa 12,000 Thaler aufzubringen, deren Sammlung durch den eben erfolgten Aufruf angestrebt wird.

Ein See im Gouvernement Kaluga. In der Provinz Kaluga, südöstlich von Moskau, befindet sich ein eigenthümlicher See, der in seiner Form einen Ellbogen beschreibt, nicht ganz eine halbe Stunde lang ist und die Richtung von Süden nach Norden hat. Das Eigenthümliche desselben besteht darin, daß die an seinen Ufern wachsenden Pflanzen und Gräser durch ein fortwährendes Vordringen das Wasser überwuchern. Zur Grundlage hat diese auf dem Wasser schwimmende Pflanzenwelt einiges Erdreich, das in den untereinander verschlungenen Wurzeln und Fasern zurückgehalten wird. Die unaufhörlich fortwuchernde Vegetation hat schon ziemliche Fortschritte gemacht, und macht darin jedes Jahr noch mehr, so daß mit der Zeit die ganze Fläche des Sees bedeckt sein, und dieser dann zu einer Art unsichtbaren Wasserbehälter umgewandelt sein wird. Auf der den See so allmälig überwachsenden Decke kann man gehen ohne Gefahr einzusinken, doch fühlt man bei jedem Schritt, daß dem Boden die gehörige Festigkeit fehlt. Tritt man fest mit dem Fuße auf, so dringt sofort das Wasser hervor und vertheilt sich über das Gras. Der See selbst ist ungewöhnlich tief, und halten sich in ihm eine Menge Fische auf, welche den umwohnenden Bauern zur Nahrung dienen. Der Fischfang wird jedes Mal im Winter vorgenommen, wenn die Mitte des Sees von einer soliden Eisdecke überzogen ist, und wo dann das Eis an verschiedenen Stellen, durch welche man die Netze in das Wasser hinunterläßt, aufgehackt wird.

Literarisches. Es war für den Freund der deutschen Literatur eben kein erfreulicher Anblick, als vor einigen Monaten sich zwanzig und dreißig buchhändlerische Firmen eines ausländischen Romans (Onkel Tom) bemächtigten und diesen in wohlfeilen und theuren, in illustrirten und löschpapiernen Uebersetzungen dem Publiko in jeder Weise anpriesen und durch Manipulationen und Kunststückchen aller Art aufzwangen. Aber dieser Roman, wenn auch als literarisches Produkt von sehr geringer Bedeutung, war doch in seiner Tendenz eine edle That und in seinen Erfolgen von so großem Einfluß, daß eine große Verbreitung nur wünschenswerth erscheinen mußte. Was soll man aber dazu sagen, wenn deutsche Buchhandlungen sich nicht schämen, notorische Schwindeleien und bereits entlarvte Betrügereien zur Grundlage ihrer Spekulation zu machen? Man lese das Börsenblatt. Dort wimmelt es bereits von Anzeigen, nächstens erscheinender Broschüren und Flugblätter über das „Geisterklopfen," dieser „merkwürdigen Naturerscheinung," die uns „einen so tiefen Blick in das Dunkel der Geisterwelt" thun läßt. Das ist eine verwerfliche Spekulation auf den Aberglauben und die Dummheit des Volkes, die in keiner Weise zu entschuldigen ist. — Gervinus Geschichte der deutschen Dichtung ist vor einigen Tagen erschienen. Der berühmte Verfasser hat das Buch Dahlmann und den Gebrüdern Grimm gewidmet, auf daß diese daraus ersehen „daß er noch nicht ganz in politischen Wühlereien aufgegangen." Ueberhaupt spricht sich Gervinus in der Vorrede sehr entschieden über die gegen ihn verhängte Verfolgung aus.

E. K.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Schnellpressendruck von Giesecke & Devrient in Leipzig.

№ 17. 1853.

Die Gartenlaube.

Familien-Blatt. — Verantwortlicher Redakteur **Ferdinand Stolle.**

Wöchentlich ein ganzer Bogen mit Illustrationen.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter für 10 Ngr. vierteljährlich zu beziehen.

Frühlingsboten.

Wo ist des Frühlings erste Spur,
Wenn der Winter noch hüllet Wald und Flur?
Welches Vöglein singt zuerst,
Welches Knösplein springt zuerst,
Welches Gräslein ringt zuerst? —

Früh ist das Veilchen am Bach,
Früh ist die Birke wach,
Früher noch Glöcklein im Schnee,
Schwalben in luftiger Höh.

Doch, was am Ersten sich regt,
Früher denn alle
Hell ihm entgegenschlägt:
Ist das Herz in des Busens Halle.
Kaum daß ein leiser Hauch
Kündet den Lenz von Weitem,
Will es nach altem Brauch
Gleich ihm die Stätte bereiten.
Läßt sich nicht halten, noch hüten:
Wenn kein Vöglein noch singt,
Wenn kein Knösplein noch springt,
Wenn kein Gräslein noch ringt,
Steht es in vollen Blüthen.

E. in D.

Bilder aus dem Leben.

Von

Ed. Gottwald.

II.

Eine Vergnügungsreise.

Wenige Tage nach der feierlichen Eröffnung der Chemnitz-Riesaer Staatseisenbahn herrschte in dem freundlichen Städtchen Lichtenberg eine mehr als gewöhnliche Aufregung, denn der Senator und Strumpfwirker Buttlich, Vorsteher der Bogenschützen- und Harmoniegesellschaft, welcher die Eröffnungsfahrt bis nach Dresden mitgemacht und versprochen hatte, nach zweitägigem Aufenthalt in der Residenz, wieder zurückzukehren, war, obgleich schon

fünf Tage vorüber, noch nicht eingetroffen, und die Mitglieder der Harmonie Lichtenbergs, welche sich von dem als einem der gemüthlichsten Gesellschafter allgemein geschätzten Senator Buttlich gar viel des Neuen und Interessanten aus dem Residenzleben versprachen, waren aus Neugierde eben so aufgeregt über die ungewöhnlich lange Abwesenheit Buttlich's, als dies seine Gattin aus banger Besorgniß war, da diese Letztere, als der vierte Tag vorüber ohne den Gatten zurückzubringen, anfangs zwar fest entschlossen war, ihm, so wie er nur erst wieder in seinen vier Pfählen sei, derb und tüchtig den Text wegen ungebührlichen Herumtreibens zu lesen, die aber als der Morgen des fünften Tages anbrach, sich den ängstlichsten Vermuthungen hingab, und ihren Buttlich im Geiste in Dresden krank liegen sah, oder durch irgend einen andern Unfall betroffen wähnte. Um dieser quälenden Ungewißheit zu entgehen, welche von Stunde zu Stunde peinigender wurde, entschloß sich Madam Buttlich am Abend des fünften Tages, den andern Morgen in Begleitung ihres Schwagers nach Ebemnitz zu fahren und von da nach Dresden zu reisen, dort aber bei allen Sicherheits- und Wohlfahrtsvollzeibeamten Nachfrage wegen des abhanden gekommenen Gemahls anzustellen, die mit Hülfe der verstärkten Nachtwächterschaar gewiß nicht ohne Erfolg bleiben würden. In der Lichtenberger Harmonie dachte man aber durch die Bemerkungen des pensionirten Accisinnehmers Wärmdich und des Postmeisters Grober aufmerksam gemacht ganz anders, und war darüber einig geworden, daß Buttlich, als Lebemann bekannt, diese Gelegenheit benutze, unbemerkt von Frau und Gevatterschaft den Genüssen der Residenzvergnügungen sich ungestört hinzugeben, da einmal nach Lichtenberg zurückgekehrt, wohl Jahre vergehen könnten, ehe es ihm wieder gelingen möchte, sich so frei und ungebeumt zu bewegen, und daß er gegenwärtig gewiß weit weniger Sehnsucht nach Frau und Verwandten in Lichtenberg fühle, als diese nach ihm.

Der fünfte Tag war vorüber. Madame Buttlich, welche alles gepackt und vorgerichtet, um die Entdeckungsreise nach Dresden anzutreten, hoffend, daß er doch noch kommen könnte, gab auch den sechsten Tag zu, als aber der siebente Tag sich zu Ende neigte und weder von Dresden noch von Ebemnitz, wohin man an Verwandte geschrieben, Nachrichten über den abhanden gekommenen Ehemann eintrafen, da litt es die geängstigte Gattin nicht länger in Lichtenberg, und eben im Begriff mit der Abendpost nach Ebemnitz und von da mit dem Nachtzuge nach Dresden zu fahren, verbreitete sich plötzlich die Nachricht, daß Herr Buttlich mit dem Neukrchner Botenwagen zum Thore hereinfahre. Es konnte daher nicht fehlen, daß die sämmtlich mit Buttlich's bis in's zehnte und funfzehnte Glied verwandte Frauenwelt Lichtenbergs pflichtschuldigst auf den Beinen war, um sich zu übergezeugen, daß er auch wirklich da sei, und auf welche Weise die Freude des Wiedersehens bei dem Buttlich'schen Ehepaare sich kund geben würde, während diesen Abend die Mitglieder der Harmonie sich zahlreicher als gewöhnlich einfanden, sicher darauf rechnend, daß, sobald Buttlich nicht durch erstliches Unwohlsein zu Hause zurückgehalten, er auch nach den ersten Begrüßungen und herzlichsten Mittheilungen, aus dem Kreise der Seinigen in den Kreis der Freunde eilen würde. Und dem war auch so. Nach acht Uhr Abends, als schon Mehrere die Hoffnung aufgegeben hatten, den längst Erwarteten noch heute zu sehen, und die Anwesenden zum großen Theile sich an Seat- und Schafkopftische vertheilt hatten, trat Buttlich ein.

„Endlich!“ tönte es von allen Seiten, und die Karten wurden weggelegt.

„Endlich!“ wiederholte der Bürgermeister, und reichte dem Eintretenden die Hand, während die Uebrigen sich nach dem großen runden Räsonnirtische drängten, um Buttlich so nahe als möglich Platz zu nehmen; und gewiß, der freundliche Leser wird diesen Heißhunger der Lichtenberger nach Neuigkeiten nicht unnatürlich finden, wenn er berücksichtigt, daß dieses Städtchen eines von denjenigen ist, welche von allen Eisenbahnen und Handelsstraßen abgeschnitten, und nur durch einen Communfahrweg mit einer in Verfall gekommenen Chaussee in Verbindung stehen. —

„Ei, ei, Gevatter, sind dies zwei Tage?“ tönte es lachend von mehreren Seiten als Buttlich Platz genommen und sein scharlachrothes Sammetmützchen aufgesetzt, — denn ein solches trug als Zeichen der Mitgliedschaft der Lichtenberger Harmonie jeder der Anwesenden.

„Ihr habt gut lachen“, entgegnete ernst der Gefragte. „Aber ich kann Euch versichern, zwanzig Thaler wollt' ich darum geben, wenn ich nicht nach Dresden gefahren wäre, wenigstens will ich an diese Parthie denken, so lange ich lebe.“

„Also doch Unglück gehabt?“ frug theilnehmend der Postmeister.

„Nun gerade genug, um sobald nicht gleich wieder einen Ableger nach der Residenz zu machen.“

„Und wie so?“ rief neugierig der Accisinspector.

„Ja, meine Herren“, entgegnete lächelnd der Senator, „das ist eine lange Geschichte, und nach überstandenem Arrest, und nun beute von der Eisenbahn- und Botenwagenfahrt müde und matt, habe ich wahrlich nicht viel Lust es mitzutheilen.“

„In Arrest, der Teufel auch!“ brummte der alte Oberförster, der zwei Stunden von Lichtenberg wohnend, alle Wochen einmal Abends in's Städtchen kam

„In Arrest!“ rief staunend der Bürgermeister, während dem Accisinspector vor Neugier die thönerne Pfeife aus dem Munde fiel.

„Und warum?“ fuhr Buttlich fort, absichtlich die Spannung der Freunde steigernd. „Warum?“ wiederholte er und nahm sein rothes Sammetkäppchen ab, indem er es Allen zur Beschauung hinhielt. „Nur dieses Abzeichens unserer Harmoniegesellschaft wegen.“

„Ah!“ tönte es betroffen von allen Seiten.

„Drück' Er los, Er Sacrementer!“ lachte der alte Oberförster. „Ich komme unter acht Tagen nicht wieder in Euer Nest, und möchte es gern beute mit nach Haus bringen, was Euch passirt. Frau Wirthin, eine Bowle Punsch zur Feier der Wiederkehr unseres Landstreichers.“

„Ja, eine Bowle Punsch zur Wiederkehrfeier“, riefen alle lachend. „Aber erzählt, Buttlich.“ —

„Nun denn, es sei“, entgegnete der Bestürmte, brannte sich die lange Pfeife an und begann, nachdem er einen langen Zug aus seinem Biertöpfchen gethan: „Die Beschreibung der feierlichen Eröffnungsfahrt habt Ihr schon in allen Wochenblättern gelesen und braucht sie also von mir nicht

noch einmal zu hören, ich will daher der Kürze wegen nur mittheilen, von wo an in Dresden sich mein heilloses Pech anfing."

„Es mochte gegen 11 Uhr Vormittags sein, als wir in Dresden angekommen und ich meinen Gasthof verließ, um mich in der Stadt umzusehen; da aber bis zum Mittagsessen mir noch zwei volle Stunden Zeit blieben, war mein erster Gang in einen Hutmacherladen, um meine Reisemütze mit einer anständigern Kopfbedeckung zu vertauschen, denn mit der Mütze auf dem Kopfe, dachte ich, sieht jeder daß du aus der Provinz bist, und das wollte ich vermeiden, indem ich obnedem gezwungen war, einen Besuch beim Rentier Busch zu machen, an welchen ich einen Brief eines Ehemnitzer Verwandten abzugeben hatte."

„Merkst du was?" zischelte der Accisejunnehmer dem Postmeister zu.

„Sobald ich meinen Pariser Filz mit 3 Thaler bezahlt, und meine Mütze in den Gasthof zurückgetragen, trat ich in eine der vielen bayrischen Bierstuben ein, die zu Dutzenden auf allen Straßen der Altstadt zu finden sind. Die, welche ich gewählt, befand sich auf der großen Brüdergasse und schien eine der nobelsten zu sein, das bemerkte ich an der Gesellschaft, welche ich hier traf und an dem Betrage meiner Zeche, denn ich hatte den Wirth derselben kaum angesehen und ein Glas Wein nebst etwas Caviar zu mir genommen, als ich auch einen halben Thaler los war. Aber gut und fein, das läßt sich nicht läugnen, war alles und eine Bedienung, na schön guten Morgen, da sind wir hier noch um 50 Jahr zurück."

„Oha!" brummte der Wirth der Harmonie, der im Hintergrunde des Zimmers stand und aufmerksam zuhörte.

„Nun, dachte ich, gehst du weiter und besiehst dir das neue Museum und die Zwingerruinen und dann wird es Zeit zum Essen sein. Ich stehe also auf und will fort, greife nach meinem Hute, den ich unweit meines Platzes an einen Haken gehängt, aber all die Hüte, die ich mir besah, hatten ihren Herrn und mein neuer Pariser war fort. Der Wirth, ein gewandter freundlicher Mann, der mir ansah was mir fehlte, bat mich, einige Minuten noch zu verweilen, da um diese Zeit gewöhnlich sämmtliche Gäste sich entfernten, denn nur aus Versehen könnte eine Vertauschung meines Hutes stattgefunden haben, und jedenfalls müßte doch ein Anderer dafür übrig bleiben. Mir blieb natürlich auch weiter nichts übrig, ich wartete bis der letzte Gast fort war, aber es blieb kein Hut zurück, denn der, welcher mir den Meinigen genommen hatte, hatte wahrscheinlich eine Mütze getragen, und diese auf Raub ausgehend, in die Tasche gesteckt. Verstimmt darüber, kaum eine Stunde in Dresden zu sein und auch schon bestohlen und noch dazu in so anständiger Gesellschaft, verließ ich diese Restauration und begab mich mit einer Mütze des Wirths versehen nach dem nächsten Hutmacherladen, um den zweiten Hut zu kaufen, und sendete die geborgte Mütze von meinem Gasthofe aus dem Restaurateur zurück, der, wie er mir wiederholt versichert hatte, um so unangenehmer durch diesen Vorfall berührt worden war, als seit Jahren ein Hutdiebstahl oder ein ähnlicher Gaunerstreich in seinem Lokale nicht stattgefunden.

„Doch bald hatte ich an der Table d'hôte meines Gasthofes unter heiterer Tischgesellschaft und bei einer Flasche Liebfrauenmilch die Geschichte vergessen, und im Laufe des Gespräches mit mehreren der Anwesenden verabredet, den Nachmittag auf's Linksche Bad in's Concert zu kommen, wo Musikdirector Hünerfürst mit seinem Chore spielte, und von dessen Leistungen wie es schien, ganz Dresden entzückt war. Ich dachte, nun, das paßt, das Concert ist vor Beginn des Theaters zu Ende, und sollteste du das Letztere auch heute nicht besuchen, so bleibt dir morgen noch Zeit und damit gut. Ehe wir aber noch vom Tisch aufbrachen, kam zufällig das Gespräch auf das Postwesen, und mein Nachbar zur Linken, ein Hessenkasseler äußerte so hingeworfen, daß er noch nie eine sächsische Paßkarte gesehen. Aus Höflichkeit nahm ich die Meinige aus der Brieftasche und übergab sie demselben, vertiefte mich dann noch mit meinem Nachbar zur Rechten in ein Gespräch über den Zollverband, worauf wir von unserm Industrie- und Fabrikwesen auf wollene Strümpfe und Damastwirkerei, auf Leinenwaaren und Kattundruck, auf Oesterreich und England und von da bis nach Californien und Australien auf Goldsucherei und Mord und Todtschlag kamen, dann aus aber in recht rosiger Laune trennten, denn der ersten Flasche Liebfrauenmilch war eine zweite nachgefolgt, und ich fühlte bereits, daß ich im besten Zuge war, einen Haarbeutel zu erhalten, denn ich fing an mit der Zunge anzustoßen und erblickte, als ich von meinem Nachbar auf Wiedersehen Adieu nahm in dessen Gesicht statt einer Nase zwei, und statt zwei Augen vier.

„Um den Nachmittag nicht zu verschlafen, eilte ich, wieder auf die Straße zu kommen und traf nach einem stundenlangen Spaziergange Punkt 3 Uhr auf dem Bade ein. Aber einen Platz dort erlangen zu können, dazu war keine Aussicht, denn obgleich es ein gewöhnlicher Wochentag war, so stand und saß doch alles Kopf an Kopf bis an die Thüren des Saales, der übrigens nebenbei gesagt, unserm Schießhaussaale nicht das Wasser reicht."

„Was, so ein Saal in der Residenz sollte nicht dem Ausrigen hier gleich kommen?" frug der Webermeister und Stadtverordnetenvorstand Giltnisch.

„Ja, Buttlich hat recht", bekräftigte der Postmeister dessen Urtheil. „Dresden hat keinen einzigen zweckmäßigen und schönen Saal auf alle den Restaurationen, die zu den besuchtesten Concertorten gehören. Nichts als Lerchengebauer und Flickwerk."

„Wie gesagt", fuhr Buttlich fort, „es war gestopft voll, und aller Augen waren nach der Musik gerichtet, und dabei herrschte eine Stille wie in der Kirche. Aber wahr ist es, schöner und graziöser kann man aber auch kein Concert, wie man sie auf öffentlichen Orten großer Städte hört, vortragen hören, als hier die Leistungen dieses Hugo Hünerfürst's und seines Chors. Und die Damenwelt hättet ihr betrachten sollen, alle Blicke der Augen so vieler Schönen hingen an des Directors Violinenbogen und Tactbewegungen, der aber dirigirte ernst und ruhig; aber merken mochte er es wohl, daß er so aufmerksam beobachtet wurde, denn er lächelte manchmal verstohlen nach dieser oder jener Gegend des Saales hin, nur wollte mir die Stille auf die Länge der Zeit bei diesem Concerte nicht gefallen, denn wo man Cigarren raucht und Kaffee und Bier trinkt, da hatte ich nicht gern lange Ruhe, aber hier mußte ich, denn als ich einige Male während des Spiels mit meinem Nachbar zu sprechen begann, da tönte es rechts

und links um mich: bſcht, bſcht, Ruhe, und das gefiel mir gleich gar nicht; ich drückte mich daher noch vor Schluß des Concerts, denn sonst hätten sie mir vielleicht auch noch das Niesen verboten, und wanderte allein dem Waldschlößchen zu, da es mir nicht möglich gewesen war, einen meiner Tischgenossen unter dieser von Tabakwolken umhüllten Menschenmasse zu entdecken.

„Kommt's denn nicht bald schlimmer?" frug gähnend der alte Oberförster, dem die Geschichte anfing langweilig zu werden. (Schluß folgt.)

Das glückliche Thal.

San Francisco im Jahre 1849.

Californien, das zweite große Goldgefilde, das nach der Entdeckung Amerikas entdeckt worden ist, ist ein Land der Wunder und des Fortschritts. Noch im Anfange dieses Jahrhunderts gehörten mehrere Menschenalter dazu, um eine Stadt oder wohl gar einen Staat zu gründen. Aber auf den Rädern der Dampfkraft geht der Wagen der Industrie so schnell, als Jahrhunderte zu Jahren, Jahre zu Tagen werden, zumal seit der Dampf zugleich die entferntesten Erdtheile in die bequemste und schnellste Verbindung bringt. England und Amerika legten auf diesen Dampfrädern während des letzten Vierteljahrhunderts einen Weg zurück, wozu früher drei ganze Jahrhunderte nicht gereicht haben würden.

Die Entdeckung des Goldes in Californien und Australien beschleunigte dieses Rennen und Laufen zu einem fieberhaften Rasen und Rausen in Industrie und Handel. In diesem fieberhaften Golddurste ward es den Engländern und Amerikanern, oder wie man sie zusammen nennt, den Angel-Sachsen — möglich, unglaubliche Wunder zu thun. Für den nüchternen Verstand haben ihre Thaten beinahe etwas Wahnsinniges und Dämonisches, als hätt' ihnen der Teufel des Mittelalters geholfen, der sich es zuweilen, um eine Seele zu gewinnen, ungeheuer sauer werden ließ und z. B. einmal vor einem mit vier Pferden bespannten Wagen das Pflaster aufriß und es hinter ihm sogleich wieder zumachte, während die Pferde im vollen Carriere über die lockere Erde liefen. Die Angel-Sachsen haben in Californien und Australien mit Indiern, Chinesen und Vertretern aller Nationen der Erde ein goldenes Zeitalter eröffnet, welches das Unterste thatsächlich zu oberst zu kehren und die Weltgeschichte zu unseren Gegenfüßlern entführen zu wollen scheint. Dort ist freilich Alles zu golden, als daß sie, die sich immer viel mit Eisen, Blei, Schwefel, Kohlen und Salpeter abgab, es lange aushalten könnte, wenn sie hinzöge. Auch geht dort Alles zu schnell, als daß man's noch Geschichte nennen

dürfte. Das Gold regt zu sehr auf, macht zu luxuriös und entnervt und entsittlicht zu massenhaft, als daß man berechtigt wäre, große Hoffnungen auf diese goldenen Länder zu bauen, oder auf diese Städte, die über Nacht aus der Erde hervorzuspringen scheinen.

Wo einst der Indianer in wilden Bergen und Thälern jagte oder der schlaue Jesuit aus seinem Eulennefte hervor Gift für Gold verkaufte, wimmelt jetzt in hingezauberten Städten eine rastlos, heißblutige Masse, ein furchtbares Gemisch aller Völker und Stände und bauen Städte in einem Jahre mitten in Berge und Sümpfe hinein, die sich wie auf Zauberwort in fruchtbare Ebenen verwandeln. Die Städte Californiens sind von gestern, brennen heute ab und stehen morgen wieder da schöner, größer und prächtiger.

Wir sehen nur auf San Francisco, die Hauptstadt Californiens. Sie ist erst vier Jahre alt und dabei so fabelhaft groß und reich, wie kaum eine Stadt Europas, die schon vor Christi Geburt groß war. San Francisco ist noch dazu während dieser vier Jahre mehrmals durch Feuer, Pestilenz, Anarchie und Verbrechen aller Art zerstört und entvölkert worden, aber sie blüht, sie breitet sich immer üppiger aus und ist schon jetzt ein zweites New-York, das New-York des stillen Oceans auf der andern Seite Amerikas.

Nichts, was wir von dem fabelhaften Gedeihen dieser Stadt je gehört haben, giebt einen lebhafteren Begriff von ihrer Entwickelung als zwei Ansichten, die eine ein Bild derselben von 1849, die andere von 1852.

„Das glückliche Thal", wie 1849 noch der Mittelpunkt von San Francisco hieß, war damals fast nur von den rohesten Goldsuchern bewohnt, die in ganz gewöhnlichen Zelten ihre Schlafstellen, ihre Küchen und Speisekammern, ihre Putzzimmer und etwaigen Liebhälle brüderlich vereinigten. Sie bestanden in mehreren Gesellschaften zu gegenseitigem Schutz und gemeinschaftlichem Gewinn und Verlust, communistisch-kleinen „Staaten". Das Thal lag zwischen öden, zum Theil sehr hohen und breiten Hügeln und dem Meere, und gewährte mit allen seinen „Staaten" keinen andern Anblick, als den im ersten Bilde versinnlichten. Drei Jahre später waren alle die Hügel und Thäler und Zelte verschwunden, in eine große Ebene verwandelt und mehrmals mit ganzen Straßen und Stadttheilen, zum Theil mit den prächtigsten Palästen, bebaut worden. Wo noch vor drei Jahren das unruhige Meer

San Francisco im Jahre 1852.

mit bodenlosem Dünensande spielte, erheben sich jetzt feste, stolze Straßen mit steinernen Palastreihen, ungeheuern Vorrathshäusern und En-gros-Geschäften mit Welthandel. Die Straßen wimmeln von Fuhrwerken und Fußgängern aller Farben und Formen. Alles entstand so schnell, wie der Milton'sche Palast (im „verlornen Paradiese"), mit welchem es in einer Beziehung, wir meinen hinsichtlich seiner gigantischen Laster — auch eine große Aehnlichkeit haben soll.

Mit dem schnellen Anwachsen der Bevölkerung ward es nothwendig, die Natur durch Kunst zu unterwerfen. Hügel und Thäler waren Hindernisse des Verkehrs; so beschloß man denn die Wege zu ebenen. Wer beschloß es? „Behörden" gab's nicht, Jeder machte was er wollte, und da, wo der Dieb gestohlen hatte, wurde er auch ohne viele Complimente aufgehangen, so daß von jeher dort eine größere Sicherheit des Eigenthums herrschte, als irgendwo. Ein bedeutendes Kaufmannshaus, das sich große Strecken am Ufer zugeeignet hatte, ließ im December 1849

aus eignem Interesse die ersten Spatenstiche thun. Sofort machten's ihm andere speculative Leute auch „im eigenen Interesse" nach, und so ward das Berge-Versetzen bald ärger, als jemals bei „Gläubigen". Man grub fort bis heute, aber nicht immer mit schwachen Menschenhänden.

Im Jahre 1850 kam ein Gasthausbesitzer, der sich vor Gold kaum mehr retten konnte (es war und ist Mode den mühsamen Goldgewinn oft in einer Nacht durchzubringen) auf den Gedanken, einen Vergnügungspalast im großartigsten Maßstabe bauen zu lassen. Er ließ deshalb auf einem der Hügel den Raum dazu ausgraben und den Feuerpalast in die Höhe steigen. Er nannte ihn „The Oriental Hotel". Er steht noch so da, wie wir ihn auf dem zweiten Bilde sehen, freilich aber ohne Hügel ringsum, die nun mit Dampf zu verschwinden anfingen. Das Werk des trägen Spatens wurde bald aufgegeben und für Massen von Gold Dampf aus eisernen Ungeheuern angestellt, das Werk des „Glaubens" zu verrichten. Im April 1851 fing die erste derartige Berge abtragende und Thäler ausfüllende Dampfmaschine, genannt „the steam paddy" (Dampf-Wegbahner) zu arbeiten an. Auf ihren Rädern wühlte sie verzweifelt in die Berge hinein, Steine, Staub und Erde hinter sich schleudernd und auf Wagen ladend, die auf Eisenschienen, von Pferden gezogen, die Höhen in Thäler stürzten.

So verschwanden die Hügel in allen Richtungen und mit ihnen „das glückliche Thal", das um alle Schätze californischen Goldes nicht bleiben mochte, vielleicht auch, weil Glück und Gold sich innerlich nur selten vertragen sollen. Selbst die Gestade des allmächtigen Meers wurden weit zurückgetrieben, und ihm tüchtige Streifen für stolze Straßen abgerungen, so daß, was früher dicht am Wasser lag, schon beinahe mitten in die Stadt gehört. Da liegt nun San Francisco — eine ungeheuere Stadt in kahler Ebene, eine Mischung von weißen, schwarzen, braunen, rothen, grünen, gelben und blauangelaufenen Menschen, ein unendliches Gewirr von Straßen, Läden, Waarenschuppen, Wohnhäusern, Palästen und namentlich amerikanischen Hotels, diesen Zerstörern der „Heimath" und aller ihrer Reihe von fröhlichen Kindern, gemüthlichen Frauen, traulichem Kaminfeuer und dem lebenwarmen Feuer, das Liebe und Freude in die Mengen der Angehörigen treibt, wenn der liebe Papa vom Geschäfte zurückkommt und dann ohne Weiteres gegessen und geplaudert werden kann.

Spanische Reisebriefe.

Von

E. A. Roßmäßler.

II.

Barcelona.

Ende März 1853.

Auf spanischem Boden wäre ich nun. Aber ich kann nicht sagen, daß ich mich bis jetzt sehr behaglich auf ihm fühlte — denn mich friert, und indem ich dies schreibe, habe ich meine Filzstiefeln übergezogen und meine Reisedecke umgehängt; und doch habe ich heute hunderte von fruchtbeladenen Citronen- und Orangenbäumen gesehen, von denen die Gärten vor meinem Hause voll sind. Doch lassen Sie sich mit einigen Worten erzählen, wie ich hierher gekommen bin.

Der Bareino geruhete seine Abfahrt um einen Tag zu verschieben, wahrscheinlich weil sich noch zu wenig Reisende gemeldet hatten. Also erst am 12. März früh 7 Uhr betrat ich in meinem Leben das erste Seedampfboot; doch erst nach 2 Stunden wurden die Anker gehoben. Den Genuß des Rückblicks auf die malerische Küste und den Mastenwald des Hafens von Marseille mußte ich mir durch einige Ueberwindung erkaufen, denn das Schwanken des Bootes ließ den Horizont bald über bald unter der Brustwehr des Verdecks erscheinen, was mir einen Uebles vorbedeutenden Schwindel verursachte. Das wird gut werden, dachte ich. Doch nein; nachdem wir nach 26stündiger fast stürmischer Fahrt in Barcelona landeten, war ich meines Bäffens der einzige Passagier, der nicht seekrank geworden war, und ich strich beim Frühstücke in der Gaststube die Beglückwünschungen deshalb als einen schuldigen Tribut mit einem gewissen Stolz ein. Ich war daher auch so ziemlich der Einzige, dem das vortreffliche Frühstück mundete.

Während meine ächzenden oder endlich zur Ruhe gekommenen Reisegefährten in ihren Kojen lagen, machte ich mich vor dem Grauen des Tages munter und frisch aus der meinigen, um auf dem Verdeck nach der spanischen Küste auszuschauen. Sie lag in phantastischen Bergzumrissen bereits ziemlich nahe vor mir und über allen ragte das schneeweiße Haupt des Monserrate hervor. Ich war von einem heiligen Grausen erfüllt. Um mich wogte, von den Schaufelrädern gepeitscht, das weite schwarze Meer, dessen Murmeln nach dem zischenden Brausen des Abends mir wie das halblaute Brummen in den Bart eines zur Ruhe gebrachten Zänkers vorgekommen sein würde, wenn dieser Vergleich des gewaltigen Elementes würdig wäre. Ueber mir funkelten am wolkenlosen Himmel die Sterne, unter denen meinem unkundigen Auge am südlichen Horizonte dennoch einige neue Sternbilder auffielen. Gleicherweise sah ich den Polarstern tiefer, als zu Hause — dies brachte mir in diesem feierlichen Augenblicke, der es mir war, mein Fernsein von der Heimath und den Meinigen zu recht tiefem ernsten Bewußtsein. Als wir auf der Höhe von Mataro angekommen waren, malte der eben dort abgebende Eisenbahnzug seine waagerechte weiße Dampflinie auf der Küste und wir konnten sie fast bis Barcelona verfolgen, wo wir erst eine Stunde später als er ankommen mochten.

Von Marseille kommend, macht Barcelona als Hafen keinen großen Eindruck. Aber sehr freundlich ist sein landschaftliches Bild. Auf einer Landzunge, die den Hafen bildet, breitet sich rechts das neue Barcelona mit seinen schnur-

geraden, niedrigen Häuserreihen aus; links erhebt sich der malerische Berg des Monjuy mit seinem Castell und zwischen beiden liegt die rührige, gewerbreiche Hauptstadt von Catalonien. Ich bezog die Fonda de las cuatro naciones als fünfte; denn schwerlich wird die deutsche eine der vier gemeinten Nationen sein. Ich war also wie überall das fünfte deutsche Rad am Wagen der Nationalität. Doch nach einer Stunde fühlte ich mich geborgen unter der Obhut der liebenswürdigsten Bewillkommnung eines Landsmannes, des Herrn v. Gülich, Secretairs des preußischen Generalconsulates, der mich schon erwartet hatte, da er von meinem Reiseunternehmen in der Cölnischen Zeitung gelesen hatte. So etwas thut wohl. Es ist mir eine Pflicht, meinen Dank dafür öffentlich auszusprechen. Möchten alle Consularbeamte dem Herrn v. Gülich gleichen!

Es war Sonntag. Auf der Rambla, an der mein Gasthof liegt, wogten viele Tausende von Spaziergängern einher. Nach ihrem Putz zu schließen, ist, was sich nur immer mehr bestätigte, Barcelona ein Gemisch von Französisch und Spanisch. Die Frauen gingen eben so häufig, wenn nicht noch häufiger, nach der französischen Mode gekleidet, wie nach der unendlich viel schönern spanischen. Die Mantilla, meist schwarz, doch auch weiß, habe ich mir anders gedacht. Sie ist ein langer, nicht eben schmaler Shawl von Seide mit breiter Spitzeneinfassung, oder auch ganz von Spitzen. Er wird über den Kopf gelegt und mit 2 großen Nadeln an den Zopf gesteckt, jedoch so, daß die Spitzeneinfassung zurückgeschlagen oder als Schleier über das Gesicht heruntergelassen werden kann. Ich glaubte über die berühmte „Mantilla" diese modistische Notiz den schönen Leserinnen der Gartenlaube schuldig zu sein. Anfangs lachte ich noch über die Männer, welche im warmen Sonnenschein ihren langen Mantel, den einen Zipfel über die linke Schulter geworfen, trugen. Heute beneide ich sie darum. Die nahen Pyrenäen blasen recht kalt herunter. Mitten unter der geputzten Gesellschaft schritten die malerischen Gestalten der Landleute und Arbeiter einher, in die „Manta" gehüllt, ein großes Tuch, was sie mantelähnlich über die Schultern schlagen. Sie ist meist roth mit andersfarbigen Streifen. Am meisten fielen mir einige Männer auf, die ich in einer Pyrenäenschlucht für Räuber gehalten haben würde. Sie trugen blaue Jacken und Mäntel, rothgefüttert, mit weißen Borden besetzt, kurze Beinkleider, Gamaschen und Sandalen, und waren außer einer Flinte und einem Degen mit einem Dolche im rothen Gürtel bewaffnet. Die breite Krämpe ihres Hutes war an einer Seite emporgeklappt. Die Leute sind aber das Gegentheil dessen, wofür wir sie halten würden. Es waren Mozos de la Escuadra, Landjäger, welche organisirt und besoldet, aber Bürger sind. Sie üben den Sicherheitsdienst auf dem platten Lande aus.

Am folgenden Tage machte ich in Begleitung eines jungen Deutschen, der seit einem Jahre Spanien bereist, einen Ausflug in das nahe Gebirge, welches gegen Westen das Thal des Llobregat begrenzt. Wir kamen in die reizend gelegene Ortschaft Gracia, wo viele reiche Barcelonesen Landgüter haben. Was mich schon vorher bei einer Besteigung des Monjuy in hohem Grade interessirte, das fand ich hier in dem durch den unermüdlichen catalonischen Fleiß urbar gemachten Boden noch viel großartiger, nämlich die Garteneinfriedigungen mit riesigen Agave- und Cactus-Hecken. Es ist für den nordischen Naturforscher noch mehr als für den in der Kenntniß der Natur Unbewanderten ein hoher Genuß, in ihrem Vaterlande die Pflanzen in üppiger Entfaltung zu sehen, von denen er daheim nur verkümmerte Zwerge kannte. Namentlich sind es die colossalen Cactusbäume, denn man kann sie wohl so nennen, was uns Nordländer fesselt. Weit über mannshoch recken sie, ihre über schuhlangen eirunden Glieder aneinander reihend, ihre bizarren Gestalten zwischen den ungeheuren Agave-Blättern empor und bilden mit diesen eine zwar durchsichtige, aber völlig undurchdringliche Hecke. Die abgestorbenen Agave-Blätter legen sich zurück auf den Boden und vertrocknen zu festen, holzigen Mumien. Unter ihnen ist das Versteck der Insecten und Schnecken. Es war mir unmöglich, die dartenförmigen, stachligen Dinger zu beseitigen, um nach letzterem zu suchen. Unter ihnen liegen sie geborgen wie hinter Mauern und Wällen, und der Sammler muß geduldig warten, bis sie die Sonne hervorlockt. Einen eigenthümlichen, fast möchte ich sagen, unbeschreiblichen Eindruck machte auf mich ein Weizenfeld, welches mit einer Agave-, oder wie man sie gewöhnlich fälschlich nennt, Aloe-Hecke eingezäunt war. Unser heimathlicher Weizen in dieser Nachbarschaft! Es wird Manchem sonderbar erscheinen, aber mir kam es dennoch so vor, als wenn die nüchterne, nordische Getreidepflanze der südlichen Agave allen ihren Zauber nehme. Von weitem sah die Agave-Hecke wie ein riesenhafter Rasenstreifen aus. Sie, wie die Opuntia — wie diese Cactusart genauer zu benennen ist — muß man auf felsigen Abhängen oder verfallenen Mauern sehen, wie ich sie nachher sah, um ein richtiges Bild von ihrem Wesen zu erhalten. Die untersten Stammglieder der Opuntia sah ich da schenkeldick und die Blätter der Agave fast mannshoch, nicht mehr so elegant in fraßliger Rankung gestellt, wie in der Jugend und an unseren schwächlichen Gewächshaus-Exemplaren, sondern zurückgebogen und von den Winden kraus durcheinander geweht, wie die Blätter eines riesenmäßigen Grasstockes. — Und doch ist das hier bei Barcelona nur noch ein schwacher Anfang gegen das, was diese europäischen Pflanzencolosse mehr im Süden Spaniens erreichen! In den so bewachten Weingärten standen zahlreiche Johannisbrodbäume (Algarroba), — sie äheln einigermaßen den Wallnußbäumen — deren süße Schoten hier als Viehfutter benutzt werden, während sie bei uns den Kindern eine Lieblingsnäscherei sind. Auf einigen niedrigen Citronenbäumen eines kleinen Weingartens, der sehr armen Leuten gehören mochte, waren — o des Kontrastes! — zerfetzte Windeln zum Trocknen aufgelegt, unter denen die goldenen Früchte hervorblinkten; daneben stand ein Orangenbaum, mit Früchten überladen, von denen einige abgefallen und den Abhang hinabgerollt waren. Niemand nahm sich die Mühe, sie aufzulesen. Und alle diese goldene Pracht stand in einer Einöde! Denn alle Bäume, die kein immergrünendes Laub haben, waren noch ohne Blätter, der karge Rasen noch ohne Blumen; fast nur unser heimisches Gänseblümchen war erst da; außer ihm einige prachtvolle, von giftigem Milchsaft strotzende Wolfsmilcharten, deren ich fünf verschiedene Arten fand, eine von ausnehmender Schönheit.

So war denn recht eigentlich der Gruß der spanischen Flora, den ich erhielt, ein neckender. Sie lächelte mir

aus ihren goldenen Hesperidenfrüchten zu und fröstelte mich an aus den laubfosen Kronen ihrer Bäume. In Gracia erbeiten wir zu unserm Mittagessen eine frisch vom nahen Baume gepflückte Citrone — und jetzt vermisse ich bitter in meinem Zimmer den Ofen, denn nicht einmal Camine giebt es mehr in Barcelona. Man kann daher vielleicht eben so wie hinsichtlich der Sitten auch hinsichtlich des Klimas Barcelona einen Grenzort nennen. Wir Deutschen führen gegen den Winter den offenen Vertheidigungskampf mit allen Waffen, vom Ofen und den Winterfenstern bis zu den Pelzhandschuhen und Müffen. Der Barceloneſe lebt mit ihm im Guerillakrieg der perſönlichen Vertheidigung, durch seine Kleidung allein. Gegen den Sommer ist das Verhältniß umgekehrt. Die wenigen aber großen Fenster der spanischen Häuser wehren der Hitze das Eindringen durch innere Läden und äußere Jalouſien; die stets mit Backsteinen getäfelten Fußböden der Zimmer und die engen dunkeln Gänge der Häuser haben denselben Zweck. Wir haben fast nur die leichten Kleider dafür, und bedürfen auch nichts weiter.

Es wird Sie wundern, wenn ich Ihnen erzähle, daß ich gestern, am Palmſonntage, in Pedralbes auf einem ſüdlichen nicht über 400 Fuß hohen Abhange im Schatten der Häuser trotz des sonnenhellen Himmels dickes Eis auf den Pfützen fand. Ueberhaupt ergeht fast aus ganz Spanien die Klage über einen ganz ungewöhnlich strengen Nachwinter. Daher sahen mich die Catalonier eher neidiſch als verwunderungsvoll im Pelze auf der Rambla muralla del mar ſpazieren gehen. Mag der ſpaniſche Lenz, den ich in Valencia zu finden hoffe, auch fast tropiſche Ueppigkeit und glühende Blüthenpracht entfalten, — ein Reiz des deutſchen Frühjahrs fehlt ihm dennoch; es iſt die völlige Wiedergeburt aus winterlichem Todesſchlafe. Die vielen immergrünen Bäume und Sträucher laſſen ihn nur Lücken ausfüllen. Es iſt nur eine Vervollſtändigung, keine junge neue Schöpfung. Wenn die auch bei uns vorkommenden Pappeln, Ulmen, Akazien und einige andere nicht immergrünen Bäume, die jetzt hier noch ſo kahl und todt daſtehen, maßgebend ſein müſſen, ſo iſt hier heute noch Winter. Und doch blühen die Wicken- und Pferdebohnenfelder und der Weizen iſt dem Schoſſen nahe. Es fehlt hier die Ueberraſchung, das Gefühl der Erlöſung aus der Feſſel des Winters.

Geſundheits-Regeln.

I.

Athmungs-Diätetik.

Aus einem früheren Aufſatze über die Athmungsorgane hat der Leſer erſehen, daß der Zweck des Athmens das Einführen vom Sauerſtoff der atmoſphäriſchen Luft in die Lungen und in das Blut, ſowie das Ausführen von Kohlenſäure aus dem Blute und aus dem Körper iſt; daß ferner zur Erreichung dieſes Zweckes atmoſphäriſche Luft und Athmungsorgane nöthig ſind. Dieſer Austauſch von Sauerſtoff und Kohlenſäure beim Athmen ſtellt nun aber blos den Anfang und das Ende eines äußerſt wichtigen, das Leben unterhaltenden Prozeſſes dar. Denn der durch das Einathmen in das Blut eingeführte Sauerſtoff, deſſen erſte Wirkung in einer Umänderung der dunklen Röthe des Blutes in eine helle beſteht, wirkt während ſeines Umlaufes mit dem Blute theils auf die guten Beſtandtheile deſſelben fortbildend, indem er dieſelben zum Uebergange in die Körperſubſtanz (zur Verjüngung derſelben) tauglich macht, theils auf die ſchlechten und überflüſſigen fettigen Blutbeſtandtheile zerſtörend, verbrennend, ſo daß dieſelben nun leichter aus dem Körper entfernt werden können. Bei dieſer Einwirkung des Sauerſtoffs auf die Blutbeſtandtheile (d. i. eine Verbrennung) entwickelt ſich aber zuvörderſt Wärme, welche als Eigenwärme oder thieriſche Wärme (28 — 30° R.) dem Körper zum Leben unentbehrlich iſt; ſodann gehen aus dieſer Verbrennung Ausſcheidungsſtoffe hervor, unter denen Kohlenſäure und Waſſer obenan ſtehen, Stoffe, welche zum größten Theile in der Lunge aus dem Blute wieder ausgeſchieden und durch das Ausathmen aus dem Körper entfernt werden. Aber nicht genug, daß durch das Athmen das Blut fortwährend in gutem Zuſtande erhalten wird, ſo wirkt dieſer Prozeß auch noch befördernd auf den Blutumlauf und auf den Speiſeſaftfluß. Beim Einathmen wird nämlich nicht blos, wie in einem Blaſebalg, Luft in die Bruſt hineingezogen, ſondern zugleich auch Blut und Speiſeſaft (die Lymphe) in den großen Adern, auf ähnliche Weiſe etwa wie Flüſſigkeit in eine Spritze beim Aufziehen des Stempels eingeſogen wird. Durch das Ausathmen wird dann nicht blos ein Theil der Luft aus den Lungen heraus getrieben, ſondern auch Blut aus Lunge und Bruſtkaſten gedrückt. Iſt alſo der Athmungsprozeß nicht in der gehörigen Ordnung, ſo kann das Einnehmen von Sauerſtoff und Ausgeben von Kohlenſäure, ſonach das Verjüngen und Reinigen des Blutes, ſowie die Wärmeentwickelung und der Kreislauf des Blutes, kurz der richtige Stoffwechſel im Blute und Körper, das geſunde Leben, nicht in der gehörigen Ordnung vor ſich geben. Dies iſt aber leider bei den meiſten Menſchen der Fall und faſt die Hälfte der Menſchheit ſtirbt an Krankheiten der Athmungsorgane, beſonders an Lungenſchwindſucht. Forſchest Du nach der Urſache dieſes ſo verbreiteten Leidweſens, ſo wirſt Du als ſolche ſehr oft Verſtöße gegen die Geſetze des Athmens finden, die größtentheils aus Unkenntniß des menſchlichen Körpers und der in ihm wirkenden Geſetze veranlaßt werden. Wenn der Menſch ſich doch ſelbſt und ſeinen Wohnplatz, die Erde, gehörig kennen lernen wollte, wie anders würde es da in jeder Beziehung nun uns ausſehen! Lies deshalb, lieber Leſer, das Folgende mit Aufmerkſamkeit und nimm' Dir's zu Herzen.

1) Die erſte Bedingung zum richtigen Athmen und Geſundbleiben der Athmungsorgane iſt eine gute atmos-

phärische Luft. Gut und rein ist aber die Luft dann, wenn sie neben ihren regelmäßigen und in der gesetzlichen Menge vorhandenen Bestandtheilen (d. h. Stickstoff, Sauerstoff, etwas Wasser in Gas- oder Dunstform und eine äußerst geringe Menge Kohlensäuregas) nicht auch noch andere Stoffe zufällig enthält, welche entweder die Athmungsorgane krank machen, oder das Blut verderben können, und wenn von ihren constanten Bestandtheilen einzelne nicht in widernatürlich großer oder geringer Menge vorhanden sind. Die gewöhnlichste und schädlichste Verunreinigung der Luft ist die mit einer größern Menge von Kohlensäure. Dieses Gas häuft sich am leichtesten in verschlossenen kleinen Räumen dann an, wenn in denselben viele Menschen und Thiere athmen (welche ja Kohlensäure ausathmen). Diese ausgeathmete Luft ist aber auch deshalb noch für den Körper sehr gefährlich, weil sie neben der schädlichen Kohlensäure verschiedene schlechte Ausdünstungsstoffe enthält, welche eine Verderbniß des Blutes herbeiführen (z. B. Typhus) im Stande sind. Darum müssen vor Allem die Schul- und Arbeitsstuben sehr geräumig und gut ventilirt sein, nicht mit Kindern und Arbeitern überfüllt und öfters gelüftet werden. Die größte Rücksicht aber ist in Familien auf die Schlafzimmer zu nehmen, weil im Schlafe das Athmen am regelmäßigsten vor sich geht. Ein gesundes Schlafzimmer muß geräumig, hell, sonnig und luftig sein und den Tag über gehörig gelüftet, nicht zum Trockenplatz für kleine Kinderwäsche, nicht als Aufbewahrungsort schmutziger Kleidungsstücke und dgl. benutzt werden. Größere Mengen von Kohlensäure dünsten auch an manchen Stellen der Erdoberfläche aus (d. s. Mofetten, gewöhnlich in der Nähe von erloschenen oder noch thätigen Vulkanen), sie bilden sich ferner in Kellern mit gährendem Weine oder in Gruben (besonders aus Kohlenflötzen), in Kalköfen und Brauereien, überhaupt beim Verbrennen unserer gewöhnlichen Brennmaterialien, sowie bei der Gährung und Fäulniß organischer Körper. — Eine andere sehr gefährliche Gasart ist ferner das Kohlenoxydgas (Kohlendunst, Kohlengas), was sich besonders leicht beim unvollkommnen und langsamen Verbrennen (mit erstickter Flamme) von Kohlen bildet und schon oft Schlafenden den Tod gebracht hat, zumal wenn vor Schlafengehen die Ofenklappe geschlossen wurde. Bei unserer jetzigen Heizung mit Kohlen ist demnach ganz besonders auf gut ziehende Oefen zu sehen und einfaches Feuern auf Kohlenpfannen, Becken, Töfeln u. dgl., besonders in Schlafstuben, ist ganz verwerflich. — Das Kohlenwasserstoffgas entwickelt sich in Sümpfen als Sumpfluft, welche leicht bösartige Fieber (Wechselfieber) erzeugt, und stellt in Schachten die sogenannten schlagenden Wetter oder feurigen Schwaden dar. — Schwefelwasserstoffgas und die sogenannten Cloakengase, welche nach faulen Eiern und stechend scharf riechen, können das Leben unvorsichtiger Cloaken-Arbeiter sehr schnell endigen, aber auch langsam bei schlechter Einrichtung der Abtritte, zumal wenn dieselben in der Nähe der Schlafzimmer ihre Lage haben, die Gesundheit untergraben, weshalb dieser Einrichtung mehr Aufmerksamkeit zu schenken ist, als dies gewöhnlich geschieht. — Die sogenannten sauren und scharfen Dämpfe, aus Salpeter und salpetriger, sowie schwefliger Säure, aus Chlor, Brom, Ammoniak, Phosphor u. s. w., sind natürlich ebenso wie Arsenik-, Blei- und Quecksilberdämpfe äußerst nachtheilig für die Gesundheit und müssen soviel als nur immer möglich vom Eindringen in die Lunge abgehalten werden. Deshalb sollte jeder Arbeiter, welcher mit irgend einem mineralischen oder organischen Stoffe häufig umzugehen hat, sich gehörig über dessen Einwirkung auf den menschlichen Körper unterrichten lassen. — Was das Einathmen von feinem Staub betrifft, so ist dies zwar nicht so gefährlich wie das von den vorhergenannten Stoffen, allein es bringt doch auch und insofern Nachtheil, als durch die reizende Einwirkung des Staubes, zumal wenn derselbe scharf, giftig und sehr hart ist, die Athmungsorgane leicht ertranken können.

Die freie Luft ist das Hauptmittel zur Erhaltung der Gesundheit, die freie Luft ist es auch, welche die Heilung der meisten Krankheiten unterstützt und der die Bäder, die Kaltwasserheilanstalten und die Reisen u. s. w., zum allergrößten Theile ihre günstige Wirkung auf Kranke verdanken. Der Mangel freier Luft dagegen in engen, finstern (besonders Hof-) Wohnungen, in niedrigen mit Menschen überfüllten Räumen, in dunklen Geschäfts- und Arbeitslocalen, in schmutzigen Hütten oder Kellern, der ist es, welcher allmälig ein unheilbares Siechthum erzeugt. Leider ist es nur zu gewiß, daß die unendliche Mehrzahl der Menschen, selbst in civilisirten und wohlhabenden Ländern den größten Theil des Lebens in Wohnungen, Kinderstuben, Arbeitsstätten und Schlafzimmern zubringt, welche geradezu als positiv nachtheilig für die Gesundheit bezeichnet werden müssen. Dieser Nachtheil wird aber noch dadurch bedeutend erhöht, daß die meisten Bewohner solcher ungesunden Localitäten die nöthige Körperbewegung vernachlässigen und endlich in eine krankhafte Trägheit des Körpers und Geistes verfallen. Am meisten leiden die Kinder durch den Mangel an freier Luft (im Hause und in der Schule); bei ihnen kommt dadurch sehr bald Blutarmuth und Bleichsucht, Scrophulose, Schwindsucht und Verkrüppelung in Folge der Knochenerweichung (Rhachitis oder englischen Krankheit) zu Stande. Ein Hauptgesetz für jeden Menschen ist es daher: so oft als möglich die freie Luft zu genießen, natürlich mit der Vorsicht, dabei große Hitze und Kälte, rauhe Winde und Luftzug, Nässe und Staub zu vermeiden. Von der größten Wichtigkeit ist aber der Genuß der freien Luft für Kinder und Kranke (Reconvalescenten), sowie für solche Erwachsene, welche eine sitzende Lebensweise zu führen pflegen und in ihrer Wohnung der freien Luft entbehren. Gesteigert wird der Vortheil des Luftgenusses dann um ein Bedeutendes, wenn man im Freien mäßige Körperbewegungen vornimmt und dabei langsam, kräftig und tief ein- und ausathmet, weil dadurch der Blutlauf befördert wird.

2) Eine andere Bedingung zum gehörigen Vonstattengehen des Athmens sind gute Athmungsorgane. Von diesen Organen werden aber gerade die wichtigsten, nämlich der Brustkasten mit seinen Muskeln und die Lungen, am meisten in ihrem Baue und in ihrer Thätigkeit von Seiten des Menschen beeinträchtigt. — Was den Brustkasten oder Thorax betrifft, dessen Höhle mit Hülfe der Athmungsmuskeln einem Blasebalge gleich erweitert und verengert werden kann, so wird derselbe sehr häufig in der Entwickelung seiner Weite gehemmt und zwar gewöhnlich schon von Geburt an, nämlich: durch festes Einwickeln des Säuglings; beim weiblichen Geschlechte durch das Schnür-

leib, durch straffes Binden der Unterrockbänder und enge Kleider; beim Manne durch enge Westen und Hosenbunde, durch Uniformen und Nierengurt. Es wird sodann auch so gut wie nichts zum Weitmachen der Brust gethan, obschon dies sehr leicht durch zweckmäßiges Turnen und kräftiges Athmen zu ermöglichen ist. Auch die Athmungs-Muskeln, welche das Erweitern (das Einathmen, die Inspiration) und das Verengern der Brusthöhle (die Exspiration, das Ausathmen) besorgen, lassen sich durch zweckmäßige Uebungen kräftigen, abgesehen davon, daß sie durch die richtige Blutbildung mit Hülfe einer guten Kost und Luft, immer in ihrer gehörigen Structur und Zusammenziehungsfähigkeit erhalten werden können. Die Lungen als die eigentlichen Luftbehälter und Umwandlungsstätten des Blutes, bedürfen vor Allem der gehörigen Weite, sowie der richtigen Ausdehnungs- und Zusammenziehungsfähigkeit, wenn sie das Athmen ordentlich unterhalten sollen. Zu diesem Zwecke trägt aber ein gutgenährter und kräftig bewegter Brustkasten, sowie eine gute Luft das Meiste bei; sodann läßt sich noch durch langsames und tieferes Athmen in reiner Luft, durch mäßiges Singen und Blasen (von Instrumenten und durch Röhren) günstig auf die Lungen einwirken.

3) Eine dritte Bedingung, wenn das Athmen in seinen weitern Folgen dem Körper den richtigen Nutzen bringen soll, ist, außer einer guten atmosphärischen Luft und einem guten Athmungsapparate, auch noch ein in Menge und Beschaffenheit normaler Verbrennungsstoff für den beim Athmen innerhalb der Lunge in das Blut eingeführten Sauerstoff. Dieses Feuerungsmaterial, durch dessen Verbrennung die Eigenwärme des Körpers entwickelt wird, ist nun seinem Zwecke nach dreifacher Art: 1) Eiweißstoff, welcher durch den Sauerstoff allmälig zu solchen Materien verwandelt wird, die dem Körper seine hauptsächlichste Grundlage geben, wie Fleisch, Knochen, Bänder, Gefäße und Nerven u. s. f. Diesen Eiweißstoff müssen wir deshalb durch die Nahrung (welche vorzugsweise thierische sein muß) in der gehörigen Menge zu uns nehmen, damit der Körper richtig ernährt werde und der Sauerstoff im Blute nicht falsche Stoffe verbrennen kann. 2) Fett, welches bei seiner Verbrennung durch den Sauerstoff hauptsächlich in Kohlensäure umgewandelt wird, die sich dann durch die Lungen (und Haut) aus dem Körper wieder entfernt. Anstatt des reinen Fettes (Fleischfett, Butter, Eidotter, Oele, Leberthran u. s. w.) können wir zur Unterhaltung dieser Verbrennung auch solche Nahrungsstoffe genießen, die dem Fette ähnlich zusammengesetzt im Körper allmälig zu Fett umgewandelt und dann theilweise verbrannt werden (wie: Zucker, Stärke, Spiritus, Sago, Arrowroot, isländisches Moos und Caraghen, Salep und Leinsaamen, Gummi u. s. w.). Der Theil des Fettes, welcher nicht verbrannt wird, geht mit dem Eiweiß in die Zusammensetzung des Körpers ein und deshalb gebraucht dieser letztere eine ziemlich große Menge vom Fette oder doch von fettbildenden Stoffen. 3) Abgestorbene Körperbestandtheile bilden das dritte Feuerungsmaterial. Sie werden als solche natürlich nicht von außen, durch die Nahrung, wie das Eiweiß und das Fett, in unsern Körper eingeführt, sondern bilden sich erst innerhalb desselben, aber fortwährend und zwar durch das theilweise Zerfallen unserer Körperbestandtheile (die früher aus Eiweiß und Fett gebildet worden waren) während ihres Thätigseins. Diese wieder in den Blutstrom aufgenommenen alten Maser-Stoffe verbrennt der Sauerstoff allmälig zu Kohlensäure, Wasser und solchen eigenthümlichen Materien (Auswurfsstoffen), die hier und da im Körper durch bestimmte Absonderungs-Organe (Nieren, Leber, Haut, Lungen) ausgeschieden werden und unter denen der mit dem Urin in den Nieren abgesonderte Harnstoff eine große Rolle spielt. — Diese genannten Verbrennungsstoffe müssen nun hinsichtlich ihrer Menge stets in dem richtigen Verhältnisse zur Menge des in das Blut eingenommenen Sauerstoffs stehen, wenn nicht falsche Verbrennungen und dadurch die Bildung abnormer Stoffe, also eine krankhafte Beschaffenheit des Blutes zu Stande kommen soll. Leider sind uns diese falschen Verbrennungsprozesse und die daraus hervorgehenden Krankheitsproducte noch ziemlich dunkel. Am deutlichsten zeigt sich allenfalls noch eine solche falsche Verbrennung bei der Gicht, wo nämlich ein Theil der abgestorbenen Körpertheilbestandtheile und des in zu großer Menge in den Körper eingeführten Eiweißes durch den Sauerstoff nicht ganz bis zu Harnstoff, sondern nur zu Harnsäure verbrannt zu werden scheint, welche sich dann in Verbindung mit Salzen in den Gelenken (als Gichtknoten) aus dem Blute ablagert. Zur Heilung der Gicht würde es deshalb nöthig sein, daß entweder mehr Sauerstoff oder weniger von jenem Verbrennungsstoffe dem Blute zugeführt werde, da die Schuld dieser falschen Verbrennung entweder die zu geringe Menge von Sauerstoff oder die zu große Quantität des Verbrennungsmaterials trägt. Vielleicht gehören zu den Folgen falscher Verbrennungen auch die Tuberculose (Knotensucht, Lungensucht), die englische Krankheit (Knochenerweichung), die Scrophulose, der Krebs ꝛc.; jedoch sind dies bis jetzt nur noch Vermuthungen. So viel steht aber fest, daß Unordnung in der Ernährung (Gesundheit) des Körpers einreißt, wenn die Verbrennungen im Blute in Folge gestörten Athmens nicht richtig von statten gehen.

Fassen wir nun schließlich die Regeln, durch deren Befolgung ein richtiges Athmen vor sich gehen und dadurch die Gesundheit erhalten werden kann, kurz zusammen, so sind dieselben folgende:

1) Athme stets eine gute atmosphärische Luft ein. Da sich dies aber nicht immer bewerkstelligen läßt, so muß man wenigstens so oft als möglich in freier Luft tief athmen und sich dabei zweckmäßig bewegen. Auf die Wahl der Schlafzimmer ist natürlich die größte Sorge zu verwenden.

2) Strebe nach guten Athmungsorganen d. h. nach gehöriger Weite und Beweglichkeit des Brustkastens, nach kräftigen Athmungsmuskeln und nach Lungen, die sich ordentlich ausdehnen und zusammenziehen können.

3) Liefere dem Sauerstoffe im Blute das richtige Verbrennungsmaterial. Dieses Material besteht theils aus Eiweiß und Fettstoffen, welche sich in den verschiedenen Nahrungsmitteln in größerer oder geringerer Menge vorfinden, theils aus den Gewebs-Schlacken, die sich durch das Thätigsein und Mausern der Organe, welche den menschlichen Körper zusammensetzen, bilden.

Man konnte den gesammten Athmungsprozeß einigermaßen mit unserer Ofenfeuerung vergleichen; der Ofen mit den Rohren und der Esse stellt den Athmungsapparat

dar; die Zugluft durch den Ofen ist für uns die eingeathmete atmosphärische, sauerstoffhaltige Luft; das Feuerungsmaterial (Holz, Kohlen, Torf) wird im menschlichen Körper vom Eiweiß, Fett und von den Mauserstoffen gebildet; der Rauch und die Asche gleicht der Kohlensäure in der ausgeathmeten Luft. Wie leicht die Ofenfeuerung durch Nichtbeachtung der dazu erforderlichen Dinge in Unordnung geräth, ist allgemein bekannt, dasselbe ist aber noch leichter beim Athmungsprozesse der Fall. Der Mensch hatte also in seinem Körper wie in seinem Zimmer auf einen guten reinen Ofen, auf einen richtigen Luftzug in demselben und heize ordentlich (nach Bedürfniß) ein. **(Bock.)**

Blätter und Blüthen.

Nun hört wirklich Alles auf! Ein Bonner Privatdocent, Dr. H. Schauenburg hat unter dem Titel „Tischrücken und Tischklopfen" ein Schriftchen herausgegeben, das besonders über das Tischklopfen Dinge erzählt, die in der That mehr als fabelhaft klingen. Man weiß nicht, ob man über dergleichen lachen oder sich ärgern soll. Das Fabelhafteste aber dabei ist, daß mehrere bekannte Autoritäten, der Doctor Simrock, Hoffmann von Fallersleben, Dr. Schade und ein gewisser Herr Reusser das Erzählte, wenn auch mit ausweichenden Phrasen, als wahr mit ihren Unterschriften bestätigen. Man höre nun den Herrn Doctor Schauenburg selbst:

Wichtiger und noch schwerer zu erklären sind die nun folgenden Versuche, bei denen der Tisch durch Klopfen, d. h. durch regelmäßiges und rhythmisches Heben und Senken gewisse Zahlen angab, als Antwort auf bestimmt ausgesprochene Fragen. Ein Unterschleif war unmöglich, insofern das auffallende Zustimmen der erfolgten Zahlen mit der vorher gewußten oder nachher ermittelten Wahrheit auch noch vor jeder Erklärung steht.

Erste Frage: „Wie viel Personen stehen um dich, Tisch?" — Die erfolgende Antwort 3, 4 oder 7 wurde jedes Mal richtig durch das Klopfen angegeben.

Zweite Frage: „Wie viel Uhr ist es?" — Es erfolgte ein fünfmaliges Klopfen und im Augenblick darauf schlug es von der Münsterkirche fünf.

Dritte Frage: „Wie viel Kinder hat die Frau B.?" — Die Antwort sieben war richtig.

Vierte Frage: „Wie viel Viertel ist es nach 8 Uhr?" — Es erfolgte dreimaliges Klopfen und meine Uhr zeigte richtig ¼ vor 9 Uhr, wovon sich alle Anwesenden überzeugten.

Fünfte Frage: „Wie viel Jahre ist Caspar (Sohn des anwesenden Herrn Professor Simrock) alt?" — Die Antwort war richtig.

Sechste Frage: „Wie viel Ringe hat die Frau Dr. Schauenburg an den Händen?" — Die richtige Angabe erfolgte.

Siebente Frage: „Wie viel ist die Hälfte von 14?" — Hier wurde zuerst einmal geklopft, bei der zweiten strengeren Frage erfolgte aber die richtige Auflösung dieses Rechnenexempels.

Diese Fragen nach zukünftigen Dingen wurden aus Delicatesse von der Gesellschaft nicht weiter gestellt, da es doch immerhin möglich ist, daß Antworten auf dergleichen Fragen Verdrießlichkeiten zur Folge haben. Aber es wurde nach Dingen gefragt, die nur Einem oder Keinem aus der Gesellschaft bekannt waren. Z. B.

Achte Frage: „Wie viel Kinder hat die Schwägerin des Herrn Professor in N.?" — Die Antwort zwei war richtig.

Die neunte Frage: Wie viel Kinder hat der Herr Professor selbst, wurde, statt mit 4 mit 6, also falsch beantwortet. —

Zehnte Frage: „Wie viel Jahre alt ist die Mademoiselle X?" — Die Antwort 37 scheint richtig, wenigstens vermutheten dies alle Anwesenden nach dem Taufscheine, den die genannte Dame im Gesichte trägt.

Elfte Frage: „Wie viel Knäufe hat du in deiner Fußsäule?" — Als ich diese Frage aussprach, stand die Gesellschaft um den Tisch, daß es unmöglich war, nach der Säule hinzusehen, um die Knäufe zu zählen. Ich so wenig wie irgend ein Anderer kannte die Zahl. Es erfolgte durch Klopfen die Angabe dreizehn, und als wir nun den Tisch emporhoben und mit der gespanntesten Erwartung nachzählten, fand es sich, daß die Säule wirklich aus dreizehn Knäufen in dem Mittelstück bestand.

Andere ähnliche Fragen wurden ebenso richtig beantwortet. Er habe eine Säule und drei Füße u. s. w. — Auf die Frage: wie viel Thaler hast du gekostet, kam die richtige Antwort zwei, und „wie viel bist du jetzt noch werth?" — Einmaliges Klopfen.

Die Gesellschaft war zu verständig, um ernsthafte Dinge aus der Zukunft zu fragen. Man erinnerte mit Recht an das nun schon mehrtägige Krankseln einer Dame in Cöln, die nach den ihr noch bevorstehenden Lebensjahren gefragt hatte und dann, als der Tisch zu klopfen anfing, ohnmächtig zur Erde gesunken war, sofort nach Hause gefahren werden mußte und sich noch immer nicht von der erlittenen Gemüthsalteration erholen kann. Man fragte nur nach Dingen, die zur Erheiterung beitragen konnten, die vielmehr das innerliche Grauen, welches bei einigen der Damen sich unverkennbar kund gab, wieder in Heiterkeit umwandeln konnten. Um die körperliche Nachwirkung bei Mehreren war ich wirklich in Sorge, und bat sie, andern Tags die Experimente nicht zu wiederholen, da das ihrer Gesundheit nachtheilig werden könne. Wir stellten die Fragen ein und ließen den auf die Platte gelegten, also umgekehrten Tisch, die zuerst genannten Bewegungen machen, die ebenso erfolgten, wie beim richtigen Stehen, aber nicht fortgesetzt werden durften, weil die Politur verdarb. Wir legten ihn auf die Seite und ließen ihn nach flüchtig gebildeter Kette hin- und herrutschen, was richtig und ganz so, wie wir es wollten und erwarteten, ausgeführt wurde. Wir schroben die Platte ab und legten sie mit der polirten Seite auf eine Mahagonitischfläche, jede Bewegung trat ein; selten, daß die Richtung nicht diejenige war, die der Eine und der Andere, der an der Reihe war, sich gedacht hatte.

Wir wiederholten später alle Versuche an einem neuen Mahagonitisch mit ovaler Platte von circa 4 Fuß Längen-

durchmesser und einer Säule. Er antwortete richtig durch Klopfen, daß er vierzehn Thaler gekostet habe.

Eine alte Mahagonicommode von mehr als 60 Pfund mit 4 eisernen Rollen konnte ebenfalls bald in eine so schnelle wirbelnde Bewegung gebracht werden, daß es Schwer hielt, ihr zu folgen. Sie ging ebenso aus einem Zimmer in das Andere u. s. w. —

Bei der Wiederholung der gestern angestellten Versuchsreihe waren zugegen die Herren Prof. Dr. Hoffmann von Fallersleben, Dr. Schade und Marcus sen., Buchhändler, beide letzteren in Bonn wohnhaft, zugleich die meisten der Damen und Kinder vom gestrigen Tage. Man versammelte sich gegen 6 Uhr in demselben Zimmer und experimentirte mit denselben Meubles. Die Außenverhältnisse waren dieselben, Wärme c. 17° R. Das Wetter war wenig freundlicher.

Herr Prof. Hoffmann fragte zuerst mit schon nicht mehr zweifelndem Tone, wie viel Uhr es sei? Der Tisch schlug deutlich sechs Mal an und drehte sich nach dem sechsten Klopfen um sich selbst, als ob er anzeigen wolle, daß er nun die ganze Zahl angegeben habe. Dieses Zeichen nach vollendeter Antwort wurde auch gestern bemerkt, und ich habe nur versäumt, es schon mitzutheilen.

Die Frau Neusser befahl nun dem Tische, dem Herrn Nachbar Marcus eine Verbeugung zu machen, was sofort geschah. Ich gebot, Fräulein Antonie Neusser, 12 Jahre alt (was der Tisch sehr wohl weiß und sehr oft angezeigt hat), dieselbe Ehrerbietung zu bezeugen. Es geschah. Frau Neusser sagte, als Herr Marcus und Herr Hoffmann mit einigen Damen die Kette bildeten: „es ist ein Dichter am Tische, den grüße!" Der Tisch säumte nicht. Darauf bezeichnete er Herrn Hoffmann als den ältesten, Fräulein Antonie als die jüngste der Umstehenden.

Am 12. April, an dem die ersten Versuche gemacht waren, hatte der Tisch Fräulein Sophie Soborn auf die Frage: wie viel Tage es noch regnen würde, geantwortet: drei Tage; am 13. April in meiner Gegenwart antwortete er: zwei Tage; heute am 14. April klopfte er einmal. Es darf also am 16. April nicht regnen oder es ergeht dem Tische nicht besser, wie Herrn Professor Stiefel und andern Wetterpropheten. Auf das einmalige Klopfen drehte er sich wie mit einer trimmphirenden Schnelligkeit viele Male um sich selbst.

Eine Dame spielt in der Lotterie. Der Tisch wurde gefragt: „wie viel gewinnt mein Loos?" 20maliges Klopfen. „Und wie viel bekomme ich davon?" Fünfmaliges Klopfen. Die Dame spielt nur ein Viertel.

Es wurde mir ein Batisttaschentuch gereicht, in dem die Buchstaben A. S. und 6 eingestickt waren. Während mein Auge noch auf der 6 weilt, frage ich: „Der wievielste Buchstabe im Alphabet ist der erste hier eingestickte?" Antwort: 6. Ich tadele nun den Tisch mit ernster Stimme, Professor Hoffmann lacht, alle merken auf, als ich meine Frage wiederhole, und deutlich erfolgt einmaliges Klopfen mit lebhaft nachfolgender Drehung.

Herr Dr. Schade läßt den Tisch wieder rechnen und fragt: „wieviel ist die Hälfte von 14?" und der Tisch klopft 7 Mal.

Prof. Hoffmann fragt aus der Metrik, wieviel Füße ein Hexameter habe, und der Tisch klopft, aber nicht ohne Schwierigkeit, als ob er flottere, 6. Ich ging in das Gebiet der Historie über und fragte: wieviel Könige bis zum Tarquinius Superbus Rom beherrscht hätten, und er klopfte 7 Mal.

Seine eine Säule und drei Füße gab er Herrn Prof. Hoffmann richtig an.

Fräulein Schramm, die während dieser Fragen in das Zimmer trat, behandelte der Tisch sehr galant und gab ihr nur 30 Jahre, worauf sie lachend austief, sie sei indeß bereits 40. — Die Herren Hoffmann und Schade, die am Tische standen, sagten mir sofort, daß sie für sich die Dame nur auf 30 geschätzt hätten. Der Tisch hatte nach 30maligem Klopfen sich nicht gedreht.

Herr Marcus fragte, wieviel Kinder er habe, und erhielt die richtige Antwort 5.

Herr Dr. Schade, dessen Familie keiner der Anwesenden kennt, fragte: „wie viel Geschwister habe ich?" Antwort: 3. „Falsch, wie viel lebende Geschwister?" Es erfolgte einmaliges Klopfen. Herr Schade sagte uns, die Angabe sei richtig, er habe drei Geschwister gehabt, aber zwei seien todt.

Herr Marcus fragt: „wie viel Söhne habe ich?" Richtige Antwort: 4. Und wie viel Töchter?" Ebenso richtig wurde einmal geklopft, worauf der Tisch sich drehte.

Zur Veränderung richtete man nun die Fragen an die Commode, die Herrn Marcus nach einem mißglückten Versuche das vorgeschriebene Compliment machte.

Herr Dr. Schade fragte: „wie viel Personen im Zimmer seien?" worauf die Commode mit Elephantennubehülflichkeit 10mal klopfte. Es war falsch. Elf Personen waren zugegen. Die Frage wurde mit lauter Stimme und ernsthaft wiederholt, worauf das alte Hausmeuble mit einer Lebhaftigkeit und Hast, als ob es von Schamm erfüllt sei und einen Fehler gut zu machen habe, elf Mal sich sehr tief verneigte. Die Leser dürfen überzeugt sein, daß besonders Herr Dr. Schade mit Argusaugen alle Nahestehenden und besonders die kaum die Platte der Commode berührenden Finger beobachtete, um sich zu überzeugen, daß auch zu diesen schwerfälligen und mit großem Geräusche vor sich gehenden Bewegungen keine Veranlassung vorhanden war, als das Ueberströmen höchstens aus den Fingerspitzen.

Wir ließen nun die Commode und den Tisch gleichzeitig operiren, sich einander nähern und gegeneinander verbeugen, was ohne Anstand geschah.

Jemand fragte den Tisch, an dem neben der kleinen liebenswürdigen Antonie noch auch die Herren Hoffmann und Schade standen: „welche Person ist die geschiedteste?" und der Tisch verneigte sich gegen — Fräulein Antonie. Und er hatte von seinem Gesichtspunkte aus wohl Recht, denn von Niemanden wurde auf sein Thun und Lassen ein so auffallender Einfluß ausgeübt, als von dieser kleinen Dame. Wenn wir Herren bis 10 Minuten vergebens am Tische harrend gestanden hatten, bedurfte es nur eines leisen Handauflegens derselben, um sogleich die lebhaftesten Bewegungen in Gang zu bringen. Es scheint auch nach andern Erfahrungen günstig für das Gelingen zu sein, immer auch Kinder an dem Kettenbilden Theil nehmen zu lassen.

„Wer ist der Heftigste?" Neigung gegen den 14jährigen Hermann Neusser. „Wer der Wahrhaftigste?" Neigung gegen Antonie. „Wie viel Thaler hast du gekostet?" 2maliges Klopfen. „Wie viel Thaler bist du werth?" Einmaliges. —

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Schnellpressendruck von Giesecke & Devrient in Leipzig.

№ 18. 1853.

Die Gartenlaube.

Familien-Blatt. — Verantwortlicher Redakteur **Ferdinand Stolle.**

Wöchentlich ein ganzer Bogen mit Illustrationen.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter für 10 Ngr. vierteljährlich zu beziehen.

Bilder aus dem Leben.

Von

Ed. Gottwald.

II.

Eine Vergnügungsreise.

Schluß.

„Nur Geduld, das Beste kommt zuletzt!" entgegnete Buttlich und fuhr fort: „Um zu Ende zu kommen, will ich Euch nicht damit aufhalten, wie es mir auf dem Waldschlößchen und bei Felßner gefallen, aber spät mußte es sein, als ich meinen Rückweg nach der Stadt von der Felßner'schen Restauration aus nahm, da Droschken und Omnibusse, die bis Abend 10 Uhr vor diesem stark besuchten Etablissement stets zu finden sind, nicht mehr anzutreffen waren. Ich trollte daher zu Fuße der Stadt zu, aber seltsam, ich war kaum eine Viertelstunde gegangen, als ich von der Bautzner Straße rechts ab in eine Gegend gerathen war, die gar nicht mehr zur Residenzstadt zu gehören schien, während die beleuchteten Straßen Dresdens immer weiter zurücktraten, statt daß ich denselben näher kommen sollte. Aber ich war noch im Dresdner Stadtgebiet, nur war ich statt nach Neustadt auf die sogenannten „Scheunenhöfe" gerathen, wo aus einer Unzahl von Wirthshäusern oder Winkelkneipen Gesang und Musik, Gelächter und Streit mir entgegenschallte." —

„Hm!" dachte ich, „hier geht's lustig zu, da kannst du einmal einkehren, und richtig, mich plagt der Teufel, grad' auf das Gasthaus zur goldnen Henne zuzusteuern. Hier saß die große saalähnliche Stube voll Soldaten, Artillerie und Pioniere, Linie und Cavalerie, Schützen und Train, alles bunt durcheinander, alle mit Nachtzeichen versehen, da es den Abschied zweier Stellvertreter gegolten, denen zu Ehren sich Alle hier eingefunden. Einige sangen, Andere declamirten, während hier renommirend und fechtend sich wieder Andere in der Mitte des Zimmers bewegten und Mehrere derselben schon stark benebelt waren, und dazu kam ich Unglückvogel grade, als die ganze Zeche auf die Neige zu gehen schien."

„Wieder umkehren, das ging nicht gut; ich nahm daher so unbefangen als möglich Platz an einem Tische, an welchem mehrere Civilisten saßen und bestellte mir ein Glas Grog. Die Soldaten hatten meinen Eintritt nicht beachtet, die mit mir an einem Tische Sitzenden, welche aus der Nachbarschaft zu sein schienen, da sie sämmtlich in Schlafpelzen und wollenen Jacken paradirten, hielten es auch nicht für nöthig eine weitere Notiz von mir zu neh-

men, und da ich so ungestört mir selbst überlassen blieb, nahm ich meinen Hut ab, setzte mein rothes Käppchen auf, wie ich es seit Jahren alle Abende gewohnt bin, und brannte mir eine Cigarre an, indeß der Wirth mir das verlangte „Warme“ gebracht.“

„Nur wenige Augenblicke verweilten die an meinem Tische sitzenden Leute aus der Nachbarschaft und entfernten sich dann bis auf einen alten Mann, welcher mit dem Wirth in ein Nebenzimmer ging, und auch ich hatte große Lust meinen Grog stehen zu lassen und aufzubrechen, als ich die höchst unangenehme Entdeckung machte, daß sich die Aufmerksamkeit sämmtlicher Soldaten meiner Person zugewendet und nachdem Alle lachend unter einander geflüstert, begann die ganze Gesellschaft das Lied von der rothen Nase aus Otto's Gesellenfahrten, aber mit verändertem Text: so daß der Chor allemal mit folgenden Strophen einfiel:

„Haha, die rothe Mütze schaut,
Es prahlt damit die alte Haut,
Und macht hier unter uns gar Staat.
Schaut, schaut, er ist ein Democrat
Mit seiner rothen Mütze.“

„Mir ward heiß und kalt während dieses Gesanges, während unter wildem Gelächter die Blicke Aller nach mir sich richteten. Doch faßte ich mir ein Herz, um nach meinem Hut zu greifen und mich zu entfernen. Aber, o Jammer, auch der zweite neue Hut war verschwunden.“

„In diesem Augenblicke trat der Wirth in's Zimmer und an ihn wendete ich mich so ärgerlich als bekommen, und klagte, daß mein Hut, ein ganz neuer Hut, von Albrecht auf der Schefflegasse, der zweite, den ich heute gekauft, mir hier abhanden gekommen sei, und ob er nicht wüßte, wer die Leute gewesen, die mit mir an einem Tische gesessen und vor wenig Augenblicken erst sich entfernt.“

„Die kenne ich nicht,“ entgegnete der Wirth. „Wer Teufel soll alle Leute hier kennen. Aber Ihr Hut wird wohl noch da sein. Wir wollen suchen.“ Mit diesen Worten nahm er einen Leuchter und suchte unter Tische und Stühle, während die Soldaten aufstanden, um, wie es schien, sich ebenfalls zu entfernen.

„Hier ist ein Hut,“ rief der Wirth und zog einen solchen unter einem Stuhle hervor. Ich griff darnach, ohne ihn anzusehen, froh, nur ohne weiteren Skandal fortzukommen, aber mein Hut war es nicht, sondern ein alter abgetragener Deckel, der mir bis über die Nase in's Gesicht rutschte.“

„Das ist nicht mein Hut!“ rief ich mit steigendem Aerger und riß ihn vom Kopfe, und zwar so heftig, daß mir die Krämpe in der Hand blieb.“

„Oho!“ lachten die Soldaten und sangen von Neuem an:

„Haha, die rothe Mütze schaut —
Noch prahlt damit die alte Haut.
Herunter mit der Mütze.“

„Und plötzlich lag mein rothes Mützchen, welches ich in meiner Angst aufbehalten, von unsichtbarer Hand mir vom Kopfe gerissen, am Boden.“

„Meine Herren!“ rief ich voll Ingrimm über eine solche Behandlung, „das ist gemein!“

„Was!“ rief ein Sergeant mit halb verbissenem Lachen, „Herr, wer sind Sie, mit Ihrer rothen Mütze, der hier von Gemeinheit zu sprechen wagt.“

„Wer ich bin, geht Niemand hier etwas an!“ rief ich giftig, und hob mein Mützchen auf, um es einzustecken. „Aber meinen Hut verlang' ich von Ihnen, Herr Wirth, mit Euch Soldaten hab' ich nichts zu schaffen.“

„Aber wir mit Ihnen!“ riefen wie drohend mehrere derselben.

„Was geht mir Ihr Hut an,“ entgegnete patzig der Wirth, „wer weiß, ob Sie einen mitgebracht, denn hier ist kein anderer und gefressen hat ihn auch Niemand.“

„Zu gleicher Zeit näherte sich der alte Mann, welcher bisher außerhalb des Zimmers gewesen war, hob den von mir zu Boden geworfenen Hut nebst abgerissener Krempe auf und rief zornig:

„Heda! was ist denn das für Wirthschaft, wer hat meinen Hut ruinirt.“

„Die rothe Mütze!“ schrieen die Soldaten und zeigten lachend auf mich.

„Herr!“ schrie nun der Alte, sich zu mir wendend, „der Hut hat mir einen Louisd'or gekostet, die Hälfte wenigstens müssen Sie bezahlen.“

„Ich, Ihren Deckel bezahlen, der keine zwei Groschen mehr werth ist,“ entgegnete ich schäumend vor Wuth. „Nicht einen Pfennig. Aber meinen neuen Hut verlang' ich, der zweite, der mir heute hier in Dresden weggekommen.“

„Sie dürfen nicht eher fort, bis Sie meinen Hut bezahlt“ — brüllte der Alte.

„Die ganze Geschichte kommt mir verdächtig vor,“ rief der Wirth mit untergestemmten Armen, mich von oben bis unten betrachtend. „Jetzt fragt ich Sie, wer Sie sind;— denn da könnte Jeder kommen und sagen: mir ist mein Hut gestohlen!“ —

„Darnach haben Sie doch wohl nichts zu fragen?“ entgegnete ich mit verbissenem Grimme, und suchte vergebens, dieser Gesellschaft gegenüber ruhiger zu werden.

„Wir haben darnach zu fragen!“ lachten die Soldaten.

„Ich muß darnach fragen!“ schrie der Wirth.

„Ich muß wissen, wer Sie sind!“ brüllte der Alte.

„Nun denn ja Ihr sollt es wissen!“ rief ich ruhiger. „Ich bin der Stadtrath Buttlich aus Lichtenberg!“

„Beweisen!“ riefen die Soldaten.

„Ja, beweisen müssen Sie uns das, wenn wir's glauben sollen,“ entgegnete höhnisch der Wirth.

„Hier ist meine Paßkarte!“ schrie ich von Neuem ärgerlich über diese Foppere, und rieß meine Brieftasche heraus, um die Karte herauszunehmen, aber ich mochte suchen, wie ich wollte, die Paßkarte war weg.

„Bin ich denn heute behext!“ grollte ich halblaut, während die Anwesenden jede meiner Handbewegungen verfolgten.

„Meine Herren!“ begann ich finstern Blicks. „Durch ein Versehen ist meine Paßkarte in meinem Gasthofe entweder auf meinem Zimmer oder sonst irgend wo liegen geblieben, ich muß Sie daher ersuchen, wenn Sie mir nicht glauben wollen, mich in die Stadt zu begleiten, um sich zu überzeugen.“

„Ach was da, Stadtrath oder sonst etwas,“ entgegnete der alte Mann, mir fortwährend seinen Hut nebst der abgerissenen Krempe hinhaltend. „Meine zwei Thaler will ich haben, eher dürfen Sie nicht fort.“

„Faule Fische,“ rief höhnend der Wirth. „Erst legitimiren, sonst behalte ich Sie bis eine Patrouille kommt.“

„In diesem Augenblicke trat ein Corporal mit zwei Mann ein.

„Die Soldaten entfernten sich geräuschlos beim Eintritt desselben. Der alte Mann aber nebst dem Wirthe, wendeten sich an den Corporal, der Eine verlangte, die Patrouille sollte mich zwingen, zwei Thaler für den zerrissenen Hut zu zahlen, der Andre verlangte, mich als Arrestant mitzunehmen, indem ich mich über meine Person nicht genügend legitimiren könnte.“

„Haben Sie diesem Herrn den Hut zerrissen?“ frug mich der Corporal.

„Allerdings,“ entgegnete ich, „habe ich die Krempe in der Hand behalten, als ich ihn abnahm, aber wahrscheinlich war er schon defect.“

„Der Hut ist so gut wie neu!“ rief der Alte dazwischen.

„Dann müssen sie Entschädigung gewähren,“ entgegnete der Corporal lächelnd. Doch“ — setzte er ernst hinzu, „diese Angelegenheit geht mir nichts an, wohl aber Ihr Legitimationsmangel. Ist dem so, wie der Wirth aussagt, daß Sie sich für den Stadtrath Buttlich aus Lichtenberg ausgegeben und ihrer Versicherung nach Ihre Paßkarte im Gasthause zurückgelassen haben?“

„Ja!“ entgegnete ich ruhig in meinem Innern werdend, denn nun dachte ich, bist du erlöst aus dieser nichtswürdigen Situation.

„Dann,“ bemerkte der Corporal achselzuckend, „muß ich Sie bitten, mir auf die Hauptwache zu folgen, wo das Weitere sich finden wird.“

„Als Arrestant?!“ rief ich erschrocken.

„Allerdings,“ antwortete der Corporal.

„Aber meine zwei Thaler für den Hut!“ jammerte der Alte.

„Sie haben sich an die Polizeibehörde zu wenden, welche mit diesem Herrn sich morgen beschäftigen wird,“ belehrte der Corporal den Alten und befahl ihm sich fort zu packen.

„Ich, Arrestant!?“ schrie ich von Zorn und Kummer überwältigt. „Ich Johann Leberecht Buttlich, Senator und Aeltester der Strumpfwirkerinnung zu Lichtenberg. Das ist zu toll.“

„Vorwärts, marsch!“ commandirte der Corporal, und mit der rothen Mütze das Haupt bedeckt, da kein anderer Hut in dieser verdammten Kneipe zu finden war, mußte ich von Soldaten mit Ober- und Untergewehr begleitet, meinen Marsch nach der Hauptwache antreten, während höhnend hinter uns das Chor der über meine Arretur jubelnden Soldaten, die sich noch in der Nähe des Wirthshauses aufhielten mit höhnend nachhallte:

Haha, die rothe Mütze schaut,
Es prahlt damit die alte Haut, —
Nun macht er auf der Wache Staat,
Gute Nacht, gute Nacht du Demoerat
Mit deiner rothen Mütze.“

„Das heißt Pech!“ brummte der Oberförster, als Buttlich erschöpft inne hielt, und die Wirthin die dampfende Punschbowle auf den Tisch setzte.

„Aber wie wurde es denn nun noch?“ frug neugierig der Accisseinnehmer.

„Wie es noch wurde,“ entgegnete Buttlich. „Nun das will ich in der Kürze noch mittheilen, dann aber laßt mich für heute ruhig mein Glas Punsch trinken und meine Pfeife rauchen, denn ich bin müd' und matt an Leib und Seele. —

„Auf der Hauptwache, wohin man mich gebracht, wurde ich zwar sehr artig behandelt, mußte aber bis gegen 4 Uhr des Morgens campiren, und dann einem dort meiner Person wegen eingetretenen Polizeidiener nach dem Polizeihause folgen, wo ich bis 10 Uhr Morgens zu warten genöthigt war, ehe ich zum Verhör gelangen konnte. Der Wirth meines Gasthauses bezeugte, daß ich des Tags vorher angekommen, aber nach der Table d'hôte mich entfernt hätte, und weiter konnte er auch nichts bezeugen; dagegen war meine Paßkarte nirgend zu finden. Da, als ich mit der Welt zerfallen, bis auf Weiteres wieder abgeführt wurde, besann ich mich, daß ich einem meiner Tischnachbarn diese Paßkarte zur Besichtigung gegeben, und daß ja der Rentier Busch gern bezeugen würde, daß ich der wirkliche Leberecht Buttlich aus Lichtenberg sei, und ließ dies dem betreffenden Polizeiactuar melden. Aber unglücklicher Weise war Busch verreist, und der Fremde mit meiner Paßkarte über alle Berge. Schon war man im Begriff nach Lichtenberg an Euch Gevatter Bürgermeister zu schreiben und eine der hiesigen Magistratspersonen auf meine Kosten nach Dresden kommen zu lassen, um mit der Identität meiner Person auf's Reine zu kommen, da erschien zu meinem Glücke Busch den dritten Tag nach meiner Verhaftung und befreite mich durch seine Bekräftigung, daß ich der betreffende Buttlich sei und durch seine Bürgschaft für meine Person während meines etwa noch längern Aufenthalts in Dresden aus den Händen der wohllöblichen Polizei.“

„Also habt Ihr in einem Tage drei Hüte bezahlen müssen, und doch keinen gehabt,“ lachte der Bürgermeister.

„Und drei Tage gebrummt,“ setzte der Postmeister hinzu. „J nun, als Vergnügungspartie ist dies genug.“

„Ihr habt gut spotten,“ entgegnete Buttlich. „Uebrigens habe ich nicht drei Tage auf der Polizei zugebracht, sondern unter Hausgelöbniß bis zu Busch's Rückkehr in meinem Gasthofe. Aber, darauf könnt Ihr Euch verlassen, ich fahre sobald nicht wieder nach Dresden.“

„Aber wenn die ganze Harmoniegesellschaft von Lichtenberg hinrutscht, wie da?“ frugen Mehrere.

„Dann, ja dann ist es etwas Anderes,“ entgegnete der Gefragte lächelnd.

„Also, die Gläser gefüllt!“ rief der Bürgermeister. „Auf eine fröhliche Fahrt nach Dresden zum nächsten Frühjahre!“

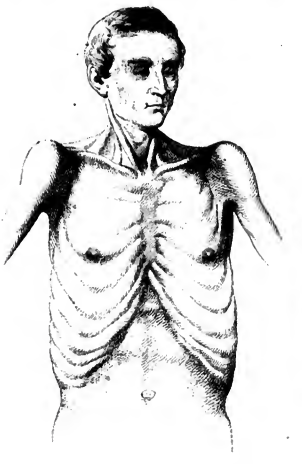
„Glück auf zur Fahrt nach Dresden ohne Buttlich's Pech!“ tönte es laut im heitern Kreise unter hellem Gläserklang und spät nach Mitternacht erst trennte sich die Harmoniegesellschaft, den wieder zurückgekehrten Senator in der fröhlichsten Laune bis an die Thür seines Hauses begleitend.

Bausteine zu einer naturgemäßen Selbstheillehre.

I.

Keine Apotheken mehr!

Aber auch fort mit den Quackſalbern, mit Magnetiſeuren und Sommambülen, mit Amuletten und Geheimmitteln. So lange dieſer Hokuspokus und Betrug noch exiſtirt, wird die Menſchheit niemals ordentlich geſunden; ſo lange der Menſch nicht ſchon in der Schule Kenntniß von ſeinem Körper bekommt, wird er ſich fortwährend ſelbſt die Geſundheit und das Leben untergraben; ſo lange die Aerzte ihren Nimbus als heilende Engel zu erhalten ſtreben und nicht lieber im Gefühle ihrer menſchlichen Schwäche anſtatt des Gurirenwollens von Krankheiten dieſelben dadurch zu verhüten ſuchen, daß ſie die Menſchen mit denjenigen Be-



dingungen und Geſetzen bekannt machen, durch welche der Körper geſund, kräftig und ſchön erhalten und gegen die vielen krankmachenden Einflüſſe geſchützt werden kann, ſo lange wird auch das allopathiſche, homöopathiſche und iſopathiſche, hydropathiſche, dynamiſche, ſchrothiſche, rademacherſche, ſympathiſche, myſtiſche und gymnaſtiſche ärztliche Gaukelſpiel noch Manchem Geld und Geſundheit, wo nicht gar das Leben koſten.

Es iſt wahrlich merkwürdig, wie Curirer und Curirtſeinwollende ſeit Jahrhunderten ſo hartnäckig an Heilmitteln hängen, die zur Zeit der Noth faſt immer im Stiche laſſen. Es verhält ſich aber hier ganz wie bei der alten Großmutter-Regel vom Einfluſſe des Mondes auf das Wetter. Trifft nämlich zufällig einmal die Witterungsveränderung mit dem Mondwechſel zuſammen, dann iſt der Mond natürlich Schuld daran und man ſtaunt deſſen wetterverändernde Kraft an; ändert ſich aber das Wetter zehnmal und hundertmal dabei nicht, dann hat wahrſcheinlich der Mond gerade keine Macht gehabt, das Wetter zu ändern und die alte dumme Regel bleibt dennoch feſt ſtehen. Wer die Augen gehörig aufmachen kann, ſollte doch wirklich ſehen, wie trotz der gerühmteſten und an-

geblich ſicherſten Heilmittel, deren es eine Unzahl gibt, die aber noch von Tage zu Tage wie eine gefahrdrohende Lawine wächſt, die Maſſe der Kranken fortwährend zunimmt; wie der Lebertbran die Zahl der Schwindſüchtigen noch durchaus nicht gemindert hat, wie Kinder am Scharlach und an ſogenannten Hirnkrämpfen trotz Calomel und Blutegel in Menge dahin ſterben, wie den Hunderten von Arzneibüchſen in den Apotheken zum Hohne und zur Freude der Apother, der Brunnenärzte in den Bädern, der Kaltwaſſerdoctoren und der mit Geheimmitteln handelnden Buchhändler, die große Mehrzahl der Menſchen bleich und

mager aus Blutarmuth, mißmuthig und verdrießlich durch Hypochondrie und Hämorrhoiden, hinkend und steifbeinig in Folge von Rheumatismus oder Gicht, hinten und vorne, oben und unten von Schmerzen aus Nervenschwäche und Hysterie geplagt, hohläugig, kahlköpfig, zahnlos und buckelig auf unserer schönen Erde herumwankt. Sind das etwa die Ebenbilder Gottes? das die Herren der Schöpfung?

Sehr treffend sagt Dr. Mises (im „Panegyrikus der Medicin"): „unsere heutige Medicin ist ein sich durch sich selbst immer mehrendes Kapital. Wie wenig Aerzte konnten ehedem davon leben; jetzt nachdem die Medicin zu einem so hohen Gipfel gebracht worden ist, finden Legionen Aerzte ihr Brod in Besorgung von Krankheiten. Man fahre nur fort, tapfer darauf los zu curiren und der Fond wird sich schon noch mehr vergrößern; und wenn die göttliche Kunst am höchsten gestiegen sein wird, dann wird hoffentlich auch die Welt ein Lazareth, in dem der Arzt alleinherrschend umhergeht, und das allgemeine Speisehaus wird die Apotheke sein." Nicht minder wahr schreibt Dr. Steudel (in der lesenswerthen Schrift „die medizinische Praxis, ihre Illusionen und ihr Streben zur Gewißheit") über unsere Arzneimittel: „wenn aus der Reichhaltigkeit des Heilapparates, der Verschiedenheit der Heilmittel, aus der Sorgfalt, mit der jedes derselben präparirt und aufgehoben wird, und aus der Schnelligkeit, mit welcher dem bereits fast unermeßlichen Material stets neue, natürlich untrügliche und vortreffliche Ingredienzien zugeführt werden, ein Schluß gemacht werden dürfte auf entsprechende, zunehmende Sicherheit im praktischen Handeln und auf reelle Bereicherung unsers Wissens, so müßte es glänzend stehen um das leibliche Wohlsein des Menschengeschlechts; denn fast aus allen Reichen hat man die Körper, die sich durch irgend eine besondere Eigenschaft auszeichnen, zusammengeholt, dieselben auf die verschiedenste Weise unter einander verbunden, und aus den einzelnen wieder die wirksamsten Theile ausgezogen, um das vermeintlich heilende Princip in absoluter Reinheit und in möglichster Concentration zu besitzen. Leider muß man aber gestehen, daß mit der Vermehrung des Materials nur die Unsicherheit und Willkür im praktischen Handeln zugenommen hat und eine solche Verwirrung eingetreten ist, daß es eigentlich gar kein Gesetz mehr gibt und Jeder thun kann, was er will."

Bei der allopathischen Quacksalberei, welche auch Kranke heilt ohne dieselben gesehen zu haben, kann jede Krankheit so ziemlich mit demselben Mittel (am liebsten aber mit Jod, Quecksilber, rothen Fingerhut oder Lebertran) curirt werden, da jedes Mittel fast bei allen Krankheiten probat gefunden wurde. Beim homöopathischen (oder Samuel-Hahnemann'schen) Aberglauben soll Nichts mit Milchzucker vor unsern sichtlichen Augen überirdische Dinge thun, während man bei der Vincenz Prießnitz'schen Kaltwasserquälerei die alten Sünden des Patienten und seiner frühern Aerzte stromweise in's Bett laufen und ersaufen sieht. Durch die altbackene Semmel- oder Austrocknungscur des Bauer Schroth, wird die Krankheit zum Verdursten gebracht und dann ihre Leiche in einem Semmelsarge aus dem Körper geschafft. Die Rademacher'sche oder Erfahrungsheilkunst probirt an einem Kranken erst Salpeter, Eisen oder Kupfer, und war die Krankheit zufällig keine Salpeter-, Eisen- oder Kupferaffection d. h. wurde der Kranke beim Gebrauch dieser Mittel nicht gesund, dann versetzt man ihm noch so lange dieses und jenes Medicament (am liebsten nach dem Alphabet) bis seine unverwüstliche Natur doch noch über die Krankheit siegt oder Patient sich durch den Tod seinen Quälern entzieht. Der Trost bleibt aber dann den Hinterlassenen, daß der Verstorbene bei der schrecklichen Salpetereisenkupferaquaffabrechnußchininarsenikkrankheit, von welcher er heimgesucht worden war, nicht länger leben konnte.

Daß durch Sympathie in der That bisweilen Erfolge bei Krankheiten erzielt werden, liegt nur darin, daß die jetzige Menschheit große Sympathie für Unsinn hat und beweist recht deutlich, auf welch' niederer Stufe wir in geistiger Beziehung stehen. Die Iporathik, ein Absenker oder wie sie sich selbst rühmt, eine Veredelung der Homöopathie und von einem Landarzte Hermann erfunden, strebt mit den Pulvern oder Tinkturen gesunder thierischer Organe die entsprechenden kranken Organe des Menschen zu heilen. Ist z. B. die Leber krank, gleichviel wie, so ist das beste Heilmittel pulverisirte oder in Weingeist ausgezogene Fuchsleber u. s. f. Es ließe sich übrigens diese Heilmethode dadurch noch wirksamer machen, daß man kranken Menschen präparirte Organe von solchen Thieren verordnete, welche mit den Patienten einige Aehnlichkeit hätten. Wie theuer würden da nicht die Eselsgehirne werden? Was die mystische Heilmethode betrifft, so muß wohl an dieser Etwas sein, da selbst ein Professor der Medicin, Hr. Ringseis in München, predigt, daß die Krankheiten von der Erbsünde, dem Schlangensamen u. s. w. herkämen und daß Rückkehr zur Frömmigkeit, Buße und Gebet die Hauptsachen bei der Herstellung von Krankheiten ausmachen. — Die gymnastische Heilmethode der Neuzeit, in Schweden durch Ling und Branding am weitesten gediehen und jedenfalls mit eine der naturgemäßesten Methoden zur Erhaltung und Wiederherstellung der Gesundheit (wenn sie nämlich zweckmäßig angewendet wird), artet auch schon wieder durch Einseitigkeit und Pedanterie aus und nimmt, nach ihrer eigenen Ausdrucksweise, eine linksstreckrechtskklasterrechtsseitfallrechtsbalbstehende Stellung ein. Uebrigens empfehlen wir doch unsern Lesern gegen verdorbenen Magen folgendes gymnastische Recept als probat:

℞ Sturzstehende concentrische Quermagenwalkung.
Spaltbochsitzende Hüftrollung und Magenlinddrückung.
Streckspaltsitzende Brustspannung.
Halbstreckgangstehende Vorwärtsdrehung.
Spaltstehende Doppeltniebeugung.
Lastneigende Rückenerhebung.
Hochstehende Beinvorwärtsdrückung.
Klafterstehende Planarumbeugung von hinten nach vorn.
Gehsitzende Wechselkniestreckung.
Halbliegende Pfandrehung. m.

Daß die Badecuren von allen Curen die glücklichsten Resultate bei Krankheiten liefern, ist nicht zu bewundern, wenn man bedenkt, daß in Bädern der kranke Mensch auf vernünftigere Weise als zu Hause Wasser, Luft, Sonne, einfache milde Nahrung und körperliche, so wie geistige Ruhe genießt. Wer aber den Geiste der Quelle, dem sogenannten Brunnengeiste, oder was so

ziemlich dasselbe ist, den Paar im Wasser aufgelösten Salzen und andern Stoffen die gute Wirkung der Bäder vorzugsweise zuschreibt, verdiente wirklich in den Brunnengeist einer Bitterwasserquelle verwunschen zu werden. Die Geheimmittel, in welchen jetzt größtentheils Buchhändler machen, wahrscheinlich weil diese gewöhnt sind, durch ihre Bücher längstgefühlten Bedürfnissen abzuhelfen, stehen auf dem Höhepunkte der medicinischen Betrügerei, weil bei diesen Mitteln, die aus ganz billigen entweder nichtsnutzigen oder wohl auch aus giftigen Substanzen zusammengesetzt sind, dem Dummen das Geld geradezu so gut wie aus der Tasche gestohlen wird. Daß auch die Tischrückerei und die Geisterklopferei zum Heilen von Krankheiten benutzt werden müssen, versteht sich von selbst, da alle die vorher angeführten Heilmethoden so wenig im Stande sind Krankheiten zu heben.

Man sieht, es fehlt der leidenden Menschheit nicht an allen möglichen Wegen, auf welchen man ihr die Wiederherstellung ihrer Gesundheit anbietet, und dabei sind noch nicht einmal die Elektrisirer und Magnetiseurs (dynamische Heilkünstler), Barbiere, Thierärzte, Apotheker, Schäfer und Hufschmiede mit ihren Hexereien mitgerechnet. Alle stellen sich brüstend hin und rufen (oder lassen es durch Zeugnisse in den Zeitungen bekannt machen): „unsere Kranken werden durch unsere Mittel gesund.“ Natürlich! Die günstigen Resultate (sagt Steudel), die meist die unverwüstliche Natur hervorbrachte, die aber die Heilkünstler immer nur sich selbst und ihren Mitteln zuschreiben, waren von jeher das Schlagwort für jeden Unsinn, der in der Geschichte der Medicin so reichlich zu finden ist. Jede Partei behauptete immer, ihre Vorgänger seien Narren und Mörder gewesen, und sie allein habe den wahren Stein der Weisen entdeckt und wisse die Kranken zu heilen. Wir kennen das! Und wenn es auch nur ein einziges Mal wahr gewesen wäre, die Welt müßte längst ausgestorben sein, da nach diesem Grundsatz alle Aerzte bis auf die neueste Zeit Giftmischer und Todtschläger gewesen wären. Da aber von jeher das Verhältniß der Genesenden und Sterbenden bei den verschiedenartigsten Behandlungsweisen unter den Kranken im großen Ganzen so ziemlich dasselbe blieb, so kann der denkende Mensch nicht anders, als annehmen, daß zu allen Zeiten die Genesung von ganz andern Ursachen abhängig war, als von den medicinischen Lehrsätzen und ihren sich stets widersprechenden Heilmitteln und Heilmethoden. Diese Ursachen finden sich aber im menschlichen Körper selbst vor und sind die von Natur ihm inwohnenden Gesetze, durch deren Kenntnisse wir uns vor Krankheiten zu schützen und beim Kranksein selbst zu helfen im Stande sind.

Haben wir die gehörige Einsicht in die Oeconomie unseres Körpers gewonnen, was gar nicht so schwer ist, dann werden mit den Apotheken (bis auf eine Büchse mit betäubenden Mitteln) alle die angeführten Quacksalbereien und Betrügereien allmälig von selbst verschwinden und durch die richtige Anwendung der Luft, des Wassers, der Nahrung und Bewegung endlich ganz verdrängt werden. — Die Nothwendigkeit einer guten Luft und gesunder Athmungsorgane wird Dir, lieber Leser, aus den vorigen Nummern klar geworden sein; über den großen Einfluß des Wassers, der Nahrungsmittel und der Bewegung auf unsern Organismus sollst Du später unterrichtet werden. Vorläufig beschaue Dir die beiden abgebildeten Brustkasten, von denen der enge und abgezehrte durch vernünftiges Turnen allmälig zum weiten und kräftig-musculösen geworden ist. Möchtest Du nicht auch solch' eine Brust? Nun da laß Dir doch ja von Deinem Arzte etwas Stärkendes verschreiben, wenn Du den erbärmlichen Brustkasten wünschest, und komm' auf den Turnplatz, wenn Dir der andere und naturgemäße besser gefällt. **(B.)**

Lebens- und Verkehrsbilder aus London.

Zu Briefen von einem in London lebenden Deutschen.

III.

Die Geld-Post in England.

(Post-Office-Money-Orders.)

Als vor 60 Jahren der englische Marine-Soldat für 30 Schillinge monatlich den Franzosen auf beiden Theilen der Erdkugel zum Kampfe herausforderte und die Landarmee für 1 Schilling täglich in Indien um's Leben spielte, fing man an, einzusehen, daß die Soldaten ihre Ersparnisse nicht sicher und rasch genug an ihre Liebchen oder Frauen senden konnten, nicht einmal innerhalb des engern, vereinigten Königreichs. Die Regierung, die Gefahr sehend, wenn sie ferner zugäbe, daß die Ueberschüsse der Löhnungen Löcher in die Taschen der Soldaten brennen, war damals schon so gütig, ein recht sicheres Mittel gegen diese Verbrennungen in der Tasche zu erfinden. Das Monopol, Geld von einem Orte zum andern zu befördern, ward an drei Gentlemen, in Verbindung mit der Post, zugestanden. Sie durften — acht Pence für jedes Pfund und ein Schilling Stempelsteuer für die Regierung, wenn die Summe über zwei Pfund betrug — höchstens fünf Pfund auf je eine Person oder Sendung — Gelder von Privatleuten befördern. Der Brief selbst mußte außerdem mit einen Schilling frei gemacht werden. Die Tage dieses Monopols sind nun Gott sei Dank vorüber. Was früher einen Schilling kostete, wird jetzt viel pünktlicher und prositabler für alle Theile a ein Penny gethan, wobei die Regierung blos etwa 50,000 Thaler jährlich gewinnt, natürlich abgesehen von dem Gewinne, welchen sie durch die fabelhafte Summe von Briefen für Geldaufträge genießt. Als das Privilegium von Marine- und Landsoldaten, Geld unter obigem Monopole schicken zu dürfen, auf das Publi-

kum überhaupt ausgedehnt ward, hatte Jeder der drei Monopolisirten einen Durchschnitts-Nettogewinn von etwa 4,600 Thaler jährlich. — Erst im Jahre 1838 ward das Geldsendungsmonopol (Money-Order-Office) mit der Post selbst vereinigt und die Gebühren dafür auf die Hälfte herabgesetzt. Aber ein Haupt-Beamter konnte mit zwei Gehilfen noch alle Aufträge des Publikums besorgen und zwar mit einem Verluste der Regierung. Die Acht-Pence- und Schilling-Portos konnten diesen Geschäftszweig nicht beleben. Erst das Penny-Porto ward der Vater des gigantischen Money-Order-Systems*), das jetzt durch ganz England in einer Thätigkeit blüht, die unglaublich sein würde, wenn sie nicht durch die genaueste, täglich fixirte Statistik bis in's Kleinste bestätigt würde. Das Penny-Porto mit dem Money-Order-System hat, wie Dickens in seiner Zeitschrift sagt: die Tugenden der Klugheit, Sparsamkeit, der Brüderliebe und Selbstverleugnung unter Millionen gekräftigt, die unsäglichen kleinen Qualen, die aus momentanen Geldverlegenheiten entstehen, gebeilt, und den Kleinbandel mit goldenen Schwingen versehen. Diese und andere großartigen Segnungen werden durch folgende Thatsachen erst gehörig gewürdigt werden können.

In dem Jahre, welches der Einführung des Penny-Portos vorausging, war die Gebühr für Geldbriefe (Aufträge zum Zahlen bei Einzahlung in einem Bureau) 3 und 6 Pence bis zu Beträgen von 5 Pfund. Es wurden im ganzen Königreiche nur 180,000 Aufträge für 2,191,000 Thaler während dieses ganzen Jahres gegeben. Und im 10ten Jahre des Penny-Portos, 1850? — Vier Millionen, vierhundert und vierzig Tausend Aufträge auf neunundfunfzig Millionen, vierhundert fünf und sechzig Tausend Thaler! Blos 1 Million weniger als die ganzen Einkommen- und Grundteuern im ganzen Königreiche. Im ersten Monate des Penny-Portos (1840) etwa 10,000 Aufträge für 112,000 Thaler; im Monat December 1851 gegen 370,000 Aufträge für mehr als 4,800,000 Thaler. Eine Zunahme um das Vierzigfache! In diesem einen Monate zweimal so viel, als im ganzen Jahre 1840. Was heißt das, aus trockenen Zahlen übersetzt in's warme Leben? Von allem Besitzthum ist Geld am Schwersten zu halten, desto schwerer, je weniger es gilt, vor'm Ausgeben zu retten! Wenn früher ein Jüngling aus der Provinz, ein Unterkommen suchender Schotte seine sichere Heimath verließ, um sein Glück in der Ferne zu suchen und wenn er es gefunden, wie oft unterlag er den Versuchungen, die Ersparnisse für Vergnügungen zu vergeuden, da es zu kostspielig war, sie für spätere Zwecke oder den bedürftigen Angehörigen zu Hause zu übersenden! Jetzt haben diese Versuchungen ihre Macht für Jeden, welcher will, verloren: er kann seine Ersparnisse schnell, sicher und wohlfeil durch Post-Aufträge hinsenden, wohin er will, zur guten, alten Mutter, zur leidenden Schwester oder in Sparbanken für seine eigene Zukunft, seine Heirath, seine Etablirung.

Welche Summen gingen schon von braven Irländern aus England hinüber auf die grüne Insel des Elends! Jede Heuernte machen Irländer eine Invasion nach England. Im Februar 1851 wurden 13,000 Aufträge in England für Irland gegeben für 133,000 Thaler, im Heumonat desselben Jahres daggegen 33,000 Aufträge für mehr als 230,000 Thaler.

Ohne das Money-Order-System und unter dem alten Monopol wäre wahrscheinlich das Meiste von diesen 230,000 ersparten Thalern vertrunken oder wenigstens in Hecken und Höhlen und alte Strümpfe versteckt oder in krewenlose Hüte eingenäht, zu spät gekommen. Während des Hungerjahres (1847) übertrafen die Aufträge für Irland die Durchschnittssumme um 143,000 Aufträge für mehr als 1 Million Thaler, ein Beweis, wie der Arme gern dem Armen hilft, wenn ihm nur Mittel und Wege dazu gebahnt werden. Die „Money-Order-Office"-Statistik Schottlands malt den Charakter der Bewohner mit schönern Farben, als alle Kunst, als berechnend, sparsam und kaufmännisch-ökonomisch auch in den kleinsten Geldsachen, gemäß dem englischen Sprüchworte: „Hüte die Pence, die Pfunde sorgen schon selbst für ihre Sicherheit." — Mit einer um zwei Drittel geringern Bevölkerung, als Irland, bekam es doch von seinen Söhnen und Töchtern aus England über 1,700,000 Thaler durch das Money-Order-System; Irland während derselben Zeit für zwei Drittel und von mindestens zwei Drittel mehr nur etwa 2 Millionen Thaler. Schottland bekam sein Geld durch 140,000, Irland durch mehr als 200,000 Aufträge, was zugleich auf den verschiedenen Werth und Lohn für schottische und irische Arbeiter schließen läßt.

Das „Money-Order-System" hat ein unberechenbar gesteigertes Leben in den Kleinhandel gebracht und die Tabuletkrämerei und das lästige Hausiren beinahe ganz beseitigt, so wie es Alle, die früher nicht ohne eine Masse von Aufträgen und Commissionen befreundeter oder verwandter Familien, vom Lande „in die Stadt" gehen durften, von großen Belästigungen und Verantwortlichkeiten befreit haben muß. Jede Familie, jeder kleine Handwerker, jeder Ladenbesitzer bekommt jeden Artikel in jeder Quantität in jede Gegend des Königreichs in höchstens 24—48 Stunden geschickt gegen eine Money-Order, die in nicht weniger als elfhundert durch das ganze Land vertheilten Bureaux aufgegeben werden können. Händler und Städte en gros haben zum Theil selbst ihre besondern Fahr- und Eilposten, welche die in Penny-Briefen ertheilten Aufträge ausführen und Zahlung dafür durch Anweisungen auf die Post erhalten.

Durch Penny-Porto, 1100 Money-Order-Offices und „parcel-delivery-companies" (Gesellschaften, die Packete befördern) öffentliche für alles Publikum und private, d. h. einzelner Großhandlungen, haben in England Zeit und Raum ihre Kraft verloren. Man kann in jedem Orte

*) Das Money-Order-System besteht darin, daß man, anstatt das Geld versackt der Post zur Versendung zu übergeben, dasselbe in das Postbureau des Ortes baar einzahlt, welches dafür 2 Scheine ausstellt, von denen der eine im Besitz des Absenders bleibt. Der zweite geht mit der Adresse des Empfängers nach dem Orte seiner Bestimmung, wo er vom dortigen Postbureau sofort gegen Quittung ausgezahlt wird. Es werden dadurch Baarsendungen oder Wechselgeschäfte gänzlich vermieden. Auch in Deutschland ist seit einiger Zeit die Sache eingeführt, wird aber wenig benutzt, wie im Anfange in England, eben weil sie bei uns noch zu kostspielig ist. Die Red.

jeden noch so entfernten Artikel so leicht beziehen wie von einem Wandnachbar. —

Anrufe zur Wildthätigkeit werden nicht selten in Briefen à 1 Penny mit Anweisungen auf die Post in wenig Stunden reichlich befriedigt. Höker, Kleinhändler, Matrosen und dergleichen kleine unstäte Leute zahlen ihr Geld der Sicherheit wegen an einem Orte ein, um es sich an einem andern wiederzuholen: eine ganz praktische Sicherstellung gegen eigene Verschuldungen und die langen Finger Anderer. Kleine Schulden und Forderungen lassen sich auf diese Weise stets schnell und sicher erledigen. Der Segen für das Publikum geht materiell und moralisch in's Unendliche, zumal wenn man sich dabei erinnert, daß durch ganz England (ähn Ausgebildetsten in Schottland) durch das vollkommenste Baufsystem jede Summe von 5 Pfund an zu jeder Zeit und auf jede beliebige Zeit zinsbar angelegt werden kann und jeder gemeine Bauer, Matrose u. s. w., der sich in dieser Beziehung einer Bank zu empfehlen wußte, Credit auf ziemlich hohe Beträge bekömmt, wenn er sich verbessern, etabliren oder sonst durch einen momentanen Geldaufwand in Production und Achtung höher stellen will.

Ein Brief mit 5 Siegeln würde in England, insofern er einen Geldbrief bedeutete, als das Zeichen eines längst untergegangenen barbarischen Zeitalters so merkwürdig sein, daß man ihn für Geld sehen lassen konnte. Geld unterwegs ist so lange todt, als es reist. Wozu diese commerzielle Barbarei! Geld, das nicht reist und hier bezahlt auch zugleich dort bezahlt ist, hat eine doppelt lebendige Existenz, als körperliche Masse und als geistiges, als Creditwesen.

Die „Central-Money-Order-Office", dicht neben dem Hauptpostamte Londons und der Welt, in Aldersgate-Street, das Herz der übrigen 1099 Anstalten, verdient noch einen kleinen Besuch. Ein riesiges Gebäude mit ungeheuern Gewölben, die sich in unermeßliche Wälder und Berge von Anweisungen und Quittungen — alle auf das Sorgfältigste und Methodischste geordnet — verlieren. Das Bureau, worin die Orders ausgegeben und bezahlt werden, hat einen unendlich langen Zahltisch, an welchem die Commis hinter Eisengittern mit ihren hölzernen Zahlbrettern und kleinen, niedlichen Goldwagen in unabsehbaren Massen unaufhörlich zahlen und zahlen lassen, schreiben und schreiben lassen. Hier sieht man alle Tage von 10 bis 4 Uhr alle Sorten von Menschen in Massen kommen und gehen, so daß die Schwung-Thüren (die sich, ohne Klinken, durch bloßes Andrängen nach Innen und Außen öffnen) nie eine Minute Ruhe haben: schwierige Fleischer mit Fettklümpchen im Haar vom Newgate-Markt, ihre beißen Struxen an den Eisengittern kühlend und reibend und gierig durchblickend, wie Bären im guten Humor, straffe, kleine Commis, noch nicht lange aus der Schule gelaufen, ältere Commis in Jagd-Fracks, Matrosen, die keine Macht der Erde oder des Himmels bewegen kann, in kurzen, klaren Worten zu sagen, weshalb sie eigentlich gekommen sind, Leute mit kleinen Kindern, die in ganz entlegenen Ecken untergebracht werden und ansehen, als sollten sie da, aufgegeben, ewig hocken bleiben, Arbeiter, Kaufleute, Beamte mit halben Gehältern, zurückgezogene alte Herren aus schönen Gartenhäusern am New-River, ungeheuer kaltblütig gegen Stöße und Tritte und ungeheuer ausdauernd, ihre Anweisungen mit Stöcken und Regenschirm-Stielen hinein zu schüren u. s. w.

Die Art, wie die Leute Geld zahlen und empfangen, ist eine unerschöpfliche Quelle von Charakter-, Standes- und Vermögens-Enthüllungen. Damen z. B., die beim Einzahlen zögern, den letzten Schilling hinzulegen und sich allemal einbilden, diese Kleinigkeit werde in der Eile und Unendlichkeit des Geschäfts nicht bemerkt werden, sind allemal Hausfrauen.

Hin- und herschwebend hinter diesen Massen beobachtet ein langer Constabler kaltblütig deren Thun und Treiben, ein stattlicher Anblick für Matronen und Wittwen und unaufhörlich in Anspruch genommen vom weiblichen Geschlecht, das sich nicht in die ungalante Ordnung des Geschäfts finden und fügen will. Wer falsches Geld hat, hüte sich, es hierher zu bringen. Der stattliche Constable winkt euch in ein Nebenzimmer, schneidet euch eure Krone entzwei und wickelt die Stücke im besten Falle nach einer scharfen Untersuchung in einen mit eurem Namen beschriebenen Zettel, in welchem sie einem großen Vorrathe anderer unedeln Münzen einverleibt werden. Daß eine Menge Schwindler, Pillendreher, Haarwuchsmacher u. s. w. durch die Money-Order-Office und die Leichtgläubigkeit des Publikums reich werden, ist bekannt. „Wer fünf Schilling schickt, sichert sich dadurch ein jährliches Einkommen von 75 bis 300 Pfund, so lange er lebt." — Der Fall ist bereits durch die Zeitungen bekannt geworden. Die „Money-Order-Office" hat dem Autor dieser Anzeige viele Tausende von Pfunden auszahlen müssen, allerdings ein betrübendes Zeichen von arithmetischer Bildung unter dem großen Haufen in England. „Leichtgläubigkeit und Geldgier haben keine Grenzen."

Hinter den Commis läuft eine Reihe von 1100 „Taubenlöchern", wie der Kunstausdruck heißt, hin, entsprechend den 1100 Bureaux in England (mit Irland und Schottland, die eigene Bureaux haben, 1700). Wenn man eine Geldanweisung präsentirt, geht der Commis direct damit in die Höhle hinein, die den Namen des Ortes trägt, wo sie ausgegeben und bezahlt ward. Stimmt es, so erfolgt sofort die Auszahlung. Das Centrum aller 1100 (und resp. 1700) Bureaux in Aldersgate-Street beschäftigt 178 Commis ohne die obern Beamten. Ordnung und Zusammenhang sind hier so schnell und genau, daß jeden Tag um 2 Uhr die Bilanz jedes der 1700 Bureaux bis auf Heller und Pfennig gezogen werden kann. —

Um eine Ahnung von den riesigen Operationen des ganzen Systems zu geben, theilen wir die Uebersicht des letzten Jahres mit. Es wurden 4,700,000 Orders auf 63,000,000 Thaler gegeben und überhaupt 119,000,000 Thaler durch die Money-Order-Offices in Empfang genommen und gezahlt, mehr als ein volles Drittel der ganzen Staatsausgaben dieses officiell ziemlich theuern Landes. Jeden Tag ein Umsatz von kleinen, nicht baarfähigen Beträgen — von 350,000 Thaler. Der Reingewinn betrug 1851 ziemlich 50,000 Thaler. Ohne Penny-Porto und mit dem Monopol setzte die Regierung dabei jährlich über 74,000 Thaler zu. — Trotz der ungeheuern Zunahme dieses Geschäfts und der Verdoppelung seiner Arbeiten — sind die Kosten desselben auf die Hälfte gesunken, ein Beweis, was praktische Einrichtung und Einfachheit vermag.

Man schaffte 78 Hauptbücher und 60 Commis ab, um das verdoppelte Geschäft besser führen zu können. Blos durch Verkleinerung der gedruckten Formulare wurden jährlich gegen 8000 Thaler gespart. Dadurch, daß man das Gesetz, nach welchem jedes einzelne Geschäft in einer besondern Anweisung gegeben werden mußte, aufhob, spart man wöchentlich 46,000 Briefe im Durchschnitt. Diese Reformen in der Verwaltung geben eine Ersparniß von etwa 120,000 Thaler jährlich bei ungeheurer Zunahme der Geschäfte.

Wir sind zu Ende. Für den nachdenkenden Leser werden die angeführten Thatsachen einleuchtender und stärker predigen, als alle Redekünste, wie das moralische und materielle Heil des Volks wesentlich auf der Freiheit und Flüssigkeit der Werthe und Waaren, des Verkehrs beruht, auf Einrichtungen, die Raum und Zeit überwinden und Jedem zu jeder Zeit Gelegenheit bieten, Mangel und Ueberfluß, Angebot und Nachfrage auszugleichen. Alles Andere, ob es politisch vom Staate oder heilig aus der Kirche oder philanthropisch von Gesellschaftskünstlern ausgehe, ist, wenn nicht störend, so doch stets wenigstens Nebensache.

Blätter und Blüthen.

Der Deutsche in Amerika. Was mich tief anregt, schreibt ein Reisender aus Amerika, und worauf ich immer und immer zurückkomme, das ist die hier in Washington recht augenfällig herausretende, traurige Stellung der Deutschen in politischer Beziehung. Im Senate saß im Sommer 1852 ein einziger Mann von deutscher Abkunft. Es wurde dies in den öffentlichen Blättern als ein Ereigniß hervorgehoben, das zum erstenmal in der Union vorkomme; doch erwähnten deutsche Blätter: dieser Senator verläugne alles Deutsche dermaßen, daß er seine alte Mutter, die nur wenig Englisch verstehe, bei einer letztern Zusammenkunft Englisch angeredet, worüber die gute Frau Thränen des Kummers vergossen habe. Dabei bemerkt ein Blatt: der Herr Senator verstehe genug deutsch, um sich verständlich machen zu können, allein er scheue sich sorgfältig dies merken zu lassen, um nicht bei seinen Gönnern, den Yankees, in Ungnade zu fallen. Die Englischen in der Union lassen Leute deutscher Abkunft also nur zur höhern Repräsentation gelangen, wenn sie sich als Deutsche prostituiren! Im Repräsentantenhause sitzen schon etliche Männer, die deutsche Namen tragen; indessen habe ich nicht bemerkt, daß sie irgend ein Zeichen besonderer Berücksichtigung der Deutschamerikaner jemals an den Tag gelegt hätten, und halte mich fest davon überzeugt, keiner gebe von der Idee aus, eine förmliche Gleichstellung des deutschen Elements der Bevölkerung mit dem englischen erstreben zu wollen. Im Gegentheil ist anzunehmen, daß alle auf ein Amerikanerthum mit Alleinherrschaft der englischen Sprache hinzielen. So steht es mit der Vertretung einer Union, in deren Staaten, Districten (Counties) und Gemeinden die Verhältnisse fast genau dieselben sind; kaum daß in Staaten und Ortschaften, wo sich eine besonders starke deutsche Bevölkerung vorfindet, eine ansehnlichere Zahl von Vertretern deutscher Abkunft zeigt, im Verhältniß zur Menge der deutschen Bevölkerung stehen sie nie. Genau derselbe Fall wie bei der Vertretung ist es auch bei der Verwaltungspartei. Man findet in deren Departements, namentlich wo man wissenschaftliche oder künstlerische Ausbildung nicht entbehren kann, mehrere Deutsche als Subalternbeamte angestellt und benutzt, allein die einträglichern Stellen von Bureauchefs und dergleichen sind immer mit Englischen besetzt. Im Verwaltungssache der Staaten, Districten und Gemeinden stellt sich ein ganz ähnliches Verhältniß heraus. Nur etwa in Gegenden, wie z. B. Californien, wo Gouverneure, Richter und dergleichen gelegentlich umgebracht zu werden pflegen, wird vielleicht ein Deutscher an die Spitze gestellt. Beim Militair und bei der Flotte bekommen Deutsche selten oder nie Officierstellen, allein das Kanonenfutter, vom Gemeinen an bis etwa zum Feldwebel und Wachtmeister, rekrutirt man gern aus den Deutschen, die immer gut zum blinden Dreinschlagen waren.

Die Ehrlichkeit der Montenegriner. „Man hatte mich," erzählte ein Reisender im Böhmischen Museum, „vielfach gewarnt vor der Grausamkeit und Raubsucht der Montenegriner, die durchgehens als Räuber geschildert wurden. Ich machte mich indeß getrost auf den Weg und da habe ich denn gefunden, daß es in den montenegrinischen Bergen zu jeder Tageszeit sicherer ist, als in unseren hochcivilisirten Städten, wo man sich, sei es auf der Straße, in der Kirche oder sonst wo, nicht genug in Acht nehmen kann, daß eine unbefugte Hand Einem nicht in die Tasche fährt, die Uhr herauszieht oder des seidenen Taschentuches wegen den Rockschoß abschneidet. Ich habe aus glaubwürdiger Leute Mund vernommen, daß in Montenegro und den angrenzenden österreichischen Ländern der Diebstahl eine der größten Seltenheiten und dieses Laster als daselbst gar nicht vorhanden zu betrachten ist. Um nur ein Beispiel von der Ehrlichkeit der Tschernogorzen anzuführen, will ich erzählen, was mir mit meinem Begleiter Sawo begegnet ist, mit dessen Wachsamkeit und Dienstleistungen ich vollkommen zufrieden war. Als ich von dem Lohne sprach, den ich ihm zu geben beabsichtigte, sagte er: „Herr, ich habe mich an dich nicht verdingt, deshalb verlange ich auch nichts." — „Nun, so nimm wenigstens die Paar Zwanziger, die ich dir hier anbiete, wenn auch keine Uebereinkunft zwischen uns getroffen worden ist," erwiederte ich. Mit Selbstgefühl, doch ohne den Beleidigten zu spielen, antwortete mir darauf Sawo: „Ich bin Pensjanik des Wladika und ersülle lediglich, was mir vom Hospodar befohlen worden ist. Dafür nehme ich kein Geld, habe dich aber deshalb doch lieb." „Nun, wenn du mich wirklich liebst," entgegnete ich, „so nimm wenigstens die Hand voll Kleingeld da, ich werde dich beim Wladika schon entschuldigen und ihm sagen, du hättest es nur auf mein dringendes Zureden gethan." Sawo bedachte sich einen Augenblick, blickte auf das dargereichte Geld und

sagte dann: „Nein, so viel darf ich nicht nehmen, warte, ich will dir's sagen, wie viel ich davon nach Recht und Gewissen behalten darf.“ Und er zählte das Geld, behielt sich den dritten Theil und gab den Rest mit dem Bemerken zurück, ihm komme eigentlich gar nichts zu, und was er nehme, geschehe unter meiner Verantwortung. — Ist das nicht ein Zug von seltener Ehrlichkeit, und trifft man dergleichen wohl in unsern civilisirten Ländern? — Und diese Leute sollten Räuber sein? — Es ist lächerlich, so etwas nur zu denken.

Der Lohn eines Dichters. Es war in der Nacht unmittelbar nach Aufführung des Scribe'schen Stückes „Malvina, oder die Heirath nach Neigung.“ — Eben hat es zwei Uhr Morgens geschlagen, und der Verfasser suchte vergebens die Ruhe; ein dumpfer Wiederhall von den Beifallsbezeugungen des Abends trafen sein Ohr und weckten ihn wieder auf, so oft er die Augen schließen wollte, und sich selbst zum Trotz, begann sein Geist einem neuen Erfolge nachzujagen. Plötzlich hört er Tritte in der Rue-Olivier-Saint-Georges; Man klopft an die Thür des Hotels. Auf der Treppe und in dem Zimmer entsteht Bewegung und es lassen sich Stimmen vernehmen. Ein Bedienter kommt herauf, öffnet, und tritt mit einer Kerze ein. — „Was geht denn vor? Was will man von mir?“ „Mein Herr,“ entgegnete der Bediente, ein großer Bewunderer des Herrn Bordier und seines Amtes; „Mein Herr, hier ist ein Brief, den in Ihre Hände zu geben man mich berief.“ „Um diese Stunde! Gieb der! Wer hat ihn gebracht? Gieb das Licht her.“ — Eine dicke Frau, mit rothem Gesicht, unordentlichen Haaren und ganz außer Athem, aus der wir nicht ein einziges Wort bringen konnten. — Der Brief wird entsiegelt und mit den Augen verschlungen. — „Gut; es ist keine Antwort darauf. Zünde die Lampe wieder an.“ — Und als der Bediente fort ist, wird der Brief wieder gelesen, zugemacht, wieder geoffnet und abermals gelesen. — Ihr glaubt wohl, ein süßes Geheimniß, ein Liebesbrief? Nein, kein Wort von Liebe. Etwas Besseres als das. Der Brief war mit zitternder Hand von einer alten, vielleicht armen Frau geschrieben, von einer Mutter, blos einige Zeilen, die aber das Herz mit Stolz erfüllen mußten. — „Mein Herr, ich wohnte diesen Abend mit meinen Kindern der ersten Vorstellung von „Malvina“ bei. Nach unserer Rückkehr wartete meine älteste Tochter, bis ich allein war, und warf sich mit zu Füßen; sie gestand mir unter Schluchzen, daß sie auf dem Punkte stehe, mit einem jungen Menschen ein Liebesverhältniß einzugehen, der ihrer unwürdig sei; Ihr Stück hat ihr die Augen geöffnet, ihr Gewissen beruhigt und ihre Liebe zerstört; sie fühlt aufrichtige Reue und ist in meinen Armen. Meine ganze Familie schläft. Ich und sie, wir wachen allein, und weinen vor Freude, vor Dankbarkeit. Sie werden uns nie kennen lernen, aber seien Sie überzeugt, daß Ihr Name uns stets heilig bleiben wird. Könnte doch dieser Gedanke einigen Werth für Sie haben; Sie haben uns die Ehre und das Leben gerettet!“

Verschlte Spekulation. Wie merkwürdig oft schon berechnete Pläne zum Gegentheil umschlagen, zeigt ein Vorfall, welcher sich in Nordamerika ereignete. Der Sherif einer Grafschaft in dem nördlichen Theile des Staates Mississippi hatte 15—20,000 Dollars an Staatsgeldern im Hause: eine schöne Summe! Gold lacht, Gold blendet. Der Sherif erklärte seiner Frau, er müsse Geschäfte halber auf einige Tage verreisen, empfiehlt ihr Vorsicht, Wachsamkeit, da das Geld in dem und dem Geldkoffer liege. Die Frau sieht ihren Herrn und Gemahl abreisen; es wird Abend, da pocht ein wohlaussehender Mann an's Haus des Sherif's und bittet um gastliche Aufnahme. Ein Wirthshaus ist nicht da, die Nacht ist stürmisch, die Frau hat sich eigentlich vorgenommen, während ihres Mannes Abwesenheit keinen Fremden aufzunehmen, indeß der Sherif ist eine öffentliche Person, hat vor Allem Gastlichkeit zu üben; der Fremde bittet sehr, die Frau wird umgestimmt, sie läßt ihm eine Schlafkammer anweisen. In der Nacht geschieht, der Himmel weiß wie, ein Einbruch; drei Neger oder Weiße, welche sich in Neger verwandelt haben, traten hin vor das Bett der Frau und fordern die Auslieferung der 20,000 Dollars. Die Arme ruft Hilfe — vergebens; sie muß sich in den Willen der Diebe fügen. In der Kammer, wo der Fremde schlief, lag das Geld wohl verschlossen. Sie macht die Thüre auf, verspricht das Geld sogleich zu bringen; in der Kammer sieht sie, wie der Gast, durch das Geräusch im Hause aufgeschreckt, soeben damit beschäftigt ist, seine Pistole zu laden. Schnell flüstert er der Frau zu, sie solle nur Muth zeigen, sich ein Herz fassen, so könne noch Alles gut und das Geld gerettet werden. „Sie nehmen in die linke Hand den Geldbeutel,“ sagte der Fremde, „und schießen mit dem Pistol in der rechten Hand dem Neger, wenn er nach dem Gelde greift, die Kugel vor den Kopf; mit den andern beiden Schwarzen will ich schon fertig werden.“ Mit kühnem Muthe führt die Frau diesen Rath aus: einer von den Negern fällt; in demselben Moment hat der Fremde den zweiten Neger niedergeschossen und stößt dem dritten, ehe er die Flucht nehmen oder sich zur Wehr setzen kann, sein Jagdmesser in den Leib. Durch die Pistolenschüsse aufgeweckt, kommen die Nachbarn gelaufen und fragen, was vorgefallen. Die Schwarzen werden beleuchtet, untersucht, und es ergibt sich, daß der von der Frau getödtete Schwarze — ihr Gatte, die beiden andern gute Freunde ihres Mannes sind! Der Grund dieses Diebstahls war leicht zu finden; daß der schlaue Sherif sich verrechnet hatte, war rein Schuld des Zufalls und der Vorsehung. Kein Wort über den Schmerz der betrogenen Gattin! Wo die Achtung aufhört, da schwindet auch die Liebe; wo man nicht mehr liebt, kann man immerhin tiefbedauern, doch der Schmerz weicht der Verachtung.

Literarisches. Von einem durch seine Idee sehr ansprechenden Unternehmen: Vierhundert deutsche Männer in Bildnissen und Lebensbeschreibungen, ist so eben bei G. Wigand die erste Lieferung erschienen. Schade, daß der Text in die Hände Ludw. Bechstein's gefallen ist, eines Mannes, der durch die Kraft- und Markslosigkeit seines Wesens und seiner Schreibweise sich am allerwenigsten zum Biographen deutscher Männer eignet. — Von Auerbach erscheint nächstens eine Gesammtausgabe seiner Schriften. Der Preis, welcher ihm für diesen Wiederabdruck seiner wenigen Werke (auf 10 Jahre) vom Verleger bezahlt worden ist, beweist abermals, daß in Deutschland gangbare Autoren nicht schlechter honorirt werden, als in Frankreich. E. K.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Schnellpressendruck von Giesecke & Devrient in Leipzig.

№ 19. 1853.

Die Gartenlaube.

Familien-Blatt. — Verantwortlicher Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich ein ganzer Bogen mit Illustrationen.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter für 10 Ngr. vierteljährlich zu beziehen.

Mary.

Sir William Fletscher war ein berühmter Advocat gewesen und mit den Früchten gewonnener und verlorner Prozesse — beinahe $1\frac{1}{2}$ Millionen Thalern — auf sein großes Landgut im Norden Englands gezogen, um hier seines Goldes und Lebens froh zu werden. Daran hätte ihn auch Niemand gehindert; denn das Bewußtsein seiner Thaten, so schlecht sie sich auch mit Moral und Christenthum vertrugen, störte ihn nicht: er hatte ja Alles im Dienste der Gerechtigkeit „gesetzlich" erworben — wenn nicht sein einziges Kind, ein wilder Knabe, mit der Zeit groß und ihm eine lebendige Strafe für seine Grundsätze geworden wäre. Vater und Mutter waren „geldstolz" und hielten es deshalb auch unter ihrer Würde, ihren einzigen Erben — Dudley — in seinen Wünschen und Launen zu hindern, „er hatt's ja dazu." „Arme Leute mögen ihre Kinder so erziehen," sagte der alte Fletscher, „daß sie den Mantel nach dem Winde hängen können, mein Dudley kann den Mantel tragen wie's ihm beliebt."

So wuchs der Junge wie ein echtes „Goldföhnchen" auf. Der Hauslehrer war einer seiner Diener, der ihm zwar nicht die Stiefeln zu wichsen brauchte, dafür aber desto mehr Mühe hatte, ihn nur etwas aus dem Gröbsten herauszupoliren. Der Junge wäre unerträglich gewesen, wenn er mit seiner Verschwendung, seinem Eigensinn nicht eine natürliche Gutmüthigkeit und sogar gelegentlich ein gefühlvolles Herz verbunden hätte.

In seinem neunzehnten Jahre fing er sogar an, oft sehr ernst und sinnig zu werden. Er suchte oft die Einsamkeit, ging oder ritt des Nachts aus, arbeitete am Tage bei verschlossener Thüre und benahm sich überhaupt so seltsam, daß ihn der Hauslehrer für verliebt erklärte und gegen den Vater den Verdacht laut werden ließ, Dudley mache im Geheimen — Verse. Letzteres hielt jedoch „der Alte" für eine so arge Verläumdung, daß er den Hauslehrer aufforderte, entweder Beweise zu schaffen oder dem Sohne dafür Abbitte zu thun. Was die Verliebtheit betreffe, so wolle er ihm dankbar sein, wenn er Beweise schaffe: hier müsse man bei Zeiten einschreiten, da 10 Meilen rund herum kein Mädchen wohne, das zu seines Sohnes „Gelde" passe. (In England ist die Phrase: „Sie paßt nicht für mein — Geld" im Munde von Heirathscandidaten und „Verliebten" sogar sprüchwörtlich geworden.)

Der Hauslehrer, aufgebracht über den Unglauben, der seinem Scharfsinne begegnete, setzte sich selbst zu einem Untersuchungs-Comité nieder, um zunächst Beweise zu schaffen. So schlich er eines Nachts seinem Schüler nach, bemerkte, wie derselbe sich in die Gebäude eines der Fletscher'schen Pächter verlor, dort eine Melodie pfiff und kurz darauf mit einer weißen Gestalt im benachbarten Parke verschwand.

Der Hauslehrer ging nach Hause und verfiel mehrere Tage lang in tiefes Nachdenken, um Beweise seiner Behaup-

tungen zu schaffen, die seinen Brodherrn recht derb überführen und beschämen sollten.

In einer schwarzen, stürmischen Nacht, während die ganze Familie Fletscher, Vater, Mutter und Sohn — in einem eifrigen Familiengespräche begriffen waren, machte er sich auf nach dem Pachtgute, pfiff, so gut er konnte, dieselbe Melodie, die sein Zögling als Zauberformel gebraucht hatte, und wartete der Dinge, die darauf folgen sollten. Der Erfolg war überraschend. Zwar näherte sich keine weiße Gestalt und flüsterte süße Worte der Liebe, aber zunächst kam ihm ein mächtiger Peitschenhieb auf die Nase, die diesen kostbaren Theil des Gesichts ziemlich zerfwaltete, und seine sofortige Flucht wurde von so viel Hieben, die auf den Rücken regneten, beschleunigt, daß er sich selbst wunderte, wie schnell er wieder zu Hause war.

Am nächsten Morgen wunderten sich die Fletscher's ungeheuuut nicht wenig über die Nase des Hauslehrers und sein ganzes Ansehen, hielten es aber unter ihrer Würde, von so einer untergeordneten Creatur weitere Notiz zu nehmen. Nur durch einen unerwarteten Besuch wurde diese Nase als Knoten einer dramatischen Entwickelung auf einige Augenblicke wichtig. Der Besitzer derselben ward zu Sir William Fletscher gerufen, der ziemlich aufgeregt auf und abging. Nachdem er Nase und Hauslehrer ziemlich genau angesehen, ließ er seinen Pächter Thomas Wickley eintreten. Letzterer trat ganz so auf, wie aufgebrachte Väter auf dem Theater.

„Sie behaupten also," fragte Fletscher, „daß mein Sohn Ihrer Tochter Marie eine ungeziemende Aufmerksamkeit schenkte?"

„Das that ich und thu' ich!"

„Und daß Sie ihn dafür gewrügelt haben?"

„Ja — und ich denke, er selber wird die Beweise davon noch an sich tragen. Ich zeichnete ihn erst vorige Nacht."

Fletscher lachte. Wickley sah ihn mit der größten Entrüstung an.

„Entschuldigen Sie," unterbrach sich Fletscher, „mein Lachen erscheint Ihnen nicht am Orte; aber ich werde Sie sogleich von Ihrem Mißverständniß überzeugen —"

„Das können Sie nicht!"

„Hätten Sie ihn wirklich geschlagen, ihn meinen Sohn, würde ich anders vor Ihnen stehen, darauf verlassen Sie sich. Mein Sohn hat gestern Nacht nicht das Haus verlassen. Aber sehen Sie sich mal diesen Gelehrten hier an!"

Wickley musterte den Hauslehrer, schüttelte aber mit dem Kopfe, zog ein Packetchen aus der Tasche und, indem er es Fletscher überreichte, murmelte er mürrisch: „Ich weiß nicht genau, wen ich gewrügelt habe; daß aber Jemand etwas Gehöriges von mir bekommen hat, ist ein Faktum. Ich weiß auch nicht, wer dies hier geschrieben hat; aber Sie wissens vielleicht."

Der alte Advocat entfaltete das Packetchen, zog ein zierliches Briefchen mit gerafften Manten hervor, überlog es und rief: „Das ist meines Dudley Hand, und es hat wahrhaftig die schanderhafteste Aehnlichkeit mit Poeterei."

Der Hauslehrer wollte etwas sagen, der alte Advokat riß aber so heftig am Klingelzuge und befahl so heftig, Dudley solle sogleich zu ihm kommen, daß ihm die bescheidene Hinweisung auf seinen psychologischen Scharfsinn, die er auf der Zunge hatte, in den Sprachwerkzeugen stecken blieb.

Dudley trat ein und der alte Fletscher las mit Hohn und Wuth:

Zuviel verlangt! Ich trag' es nicht,
Marn, von Dir, von meinem Leben,
Von meiner Seele Sonnenlicht
Zu scheiden und mich zu ergeben.
Ergeben, wenn? Der Willenlosigkeit,
Dem rohen Heischen unsrer Väter?
Sie lieben nicht, ihr Herz ist Nacht:
Und unsre Herzen glühn im Aether.

Was Thau der Blume auf dem Feld,
Dem Wasser aber nächtliche Sterne,
Was Gott der ganzen, großen Welt,
Das bist Du mir in Nah' und Ferne;
Doch wie der Thau die Blume tränkt,
Die Sterne sich im Flusse baden,
Und Gott sich liebend niedersenkt
In wandeln auf der Erde Pfaden;

So kannn auch Du, Du liebes Licht
Zu mir hernieder ohne Zagen!
Der Trennung Schmerz ertrag' ich nicht.
Mich zwingt kein Gott, Dir zu entsagen."

„Hast Du das Zeugs geschrieben?" fragte der Vater, nachdem er diese Zeilen mit recht grausamer Bedächtigkeit und mit den schrecklichsten Betonungen laut gelesen.

„Das habe ich," antwortete Dudley zugleich vor Scham und Zorn erröthend.

„Was hast Du damit sagen wollen? Daß Du dieses Mannes Tochter liebst und heirathen willst?"

„Mein Gentlemen wird einen andern Sinn darin finden."

„Heirathen?" rief Fletscher der Alte, sich hoch aufrichtend, als wollte er persönlich die Höhe seines Vermögens damit andeuten. „Unverzogner Bube!"

Der junge Fletscher fuhr bei diesen Worten auf seinen Vater zu, als wollt' er Hand an ihn legen, besann sich aber sogleich, und trat einen Schritt zurück, indem er sagte: „Ich will die Antwort auf einen solchen Titel schuldig bleiben" und verließ das Zimmer.

„Poeterei und Liebe zu einer Pachterstochter," rief der Vater, „das muß ich an meinem einzigen Sohne erleben!" —

Mary's Vater ward mit nichtigen Redensarten von Satisfaction wegen der seiner Tochter angethanen „Schmach" (da Heirathen in diesem Falle nach den Gesetzen der „guten Gesellschaft" für eine reine Unmöglichkeit galt) entlassen, Dudley eingeschlossen und das Weitere zwischen Vater, Mutter und Hauslehrer feierlich berathen.

Das Ergebniß dieser geheimen Sitzung ward schon den folgenden Morgen bekannt und ausgeführt. Der Hauslehrer wurde mit einer Gratification, womit er sein Nasenbein wieder in Ordnung bringen lassen sollte, entlassen und der Sohn in ein ehrenvolles Exil geschickt.

„Er ist alt genug, um etwas zu lernen," hatte der alte Advocat die Sitzung geschlossen, „er kann gleich anfangen, bei Dr. Galomel Medicin zu studiren, und bei der Tante Mrs. Hays wohnen. London ist weit genug und die Medicin ein gutes Mittel, ihn von solchen Absurditäten, wie Liebe und Poeterei, zu curiren." — —

Dudley eröffnete also seine Studien unter der Leitung des berühmten Dr. Galomel in London und zugleich seine

„gesellschaftliche" Laufbahn unter der Weisung seiner jungen Tante Mrs. Hays. Dr. Calomel lehrte ihm das Geheimniß, Dosen einzugeben, Mrs. Hays — Dosen einzunehmen.

Diese Dame, elegant, reich und schön, hatte großen Einfluß auf Alles, was man Ton und gute Gesellschaft nennt. In ihrem Hause drängten sich vornehme Herren und Damen; ihr Wille galt als Gesetz zunächst in ein Dutzend anderen Familien, die durch ihr bloßes Beispiel mit eisernem Scepter über die ganze „Schicht" der guten Gesellschaft, in die sie nach englischen Kastengesetzen gehörten, herrschten. Sie war in der That ein Musterbild von Weltdame. Nie war ein Fleckchen auf ihren schneeigen Charakter gefallen. Mit eisiger Kälte und Härte verurtheilte sie jede kleinste Abweichung von dem Pfade der gesellschaftlichen Tugend. Dabei war sie unstreitig die vollkommenste Lehrerin des Lasters, die jemals als Dienerinnen der Hölle auf Erden lebten. „Den Schein retten" ist Alles, unter dem Heiligenscheine hochkirchlicher Gläubigkeit und hohen guten Gesellschaftstones ist Alles erlaubt. Dudley war ganz verwirrt und entzückt. Wenn er den Glanz seiner Tante mit dem bescheidenen, einfachen Landmädchen verglich, sah er eine ungeheure Kluft, die ihn für immer von seiner ersten Liebe zu trennen schien. Dann schrieb er ihr wohl um so längere und glühendere Briefe, um sich selbst zu täuschen und Mary antwortete in noch ausführlicheren und tiefer und immer tiefer aus ihrem Herzen quellenderen; aber er kam dabei auf dem glänzenden Pfade des Lasters unter der vollkommensten Leitung immer weiter, bis die Briefe an Mary allmählig kürzer und seltener wurden und endlich ganz aufhörten.

Wie die arme Marie sich Tag für Tag und Nacht für Nacht abhärmte, bis ihre feinen, rothen, frischen Wangen von Thränen weggewaschen waren — die Leiden eines solchen Herzens, immer still verzehrend und nagend, ohne Abwechselung und Linderung, im Gegentheil nur gesteigert und verschärft durch gelegentliches rohes, gutgemeintes Dreinreden und „Keifen" der Aeltern, welche die Quelle bald ahnten, das läßt sich schwerlich schildern. Der Sommer verbleichte zum Herbste, der Herbst frör zum Winter zusammen, Tage und Tage, Wochen und Wochen, Monde und Jahreszeiten waren in träger, schwerer Langsamkeit dahingegangen ohne ein Wort von Dudley. Nur zuweilen hatten die Aeltern absichtlich Mittheilungen über ihn besprochen, wie er in London allmählig ein Trunkenbold, Schwelger und Lustjäger geworden, und wie er auf diesem Wege die reißendsten Fortschritte mache. Nach einer solchen Beurtheilung ihres unbefleckten Ideales, die mit besonders rohen Zurechtweisungen begleitet wurde, begab sie sich eines Nachts in ihr Schlafzimmer, stürzte schluchzend auf die Kniee, schrieb einige Zeilen an ihre Aeltern, hüllte sich in die nöthigsten Kleider und eilte in die kalte, finstre Nacht hinaus. Sie wollte fort, sie mußte fort, sie wollte Dudley sehen, ihn zurückrufen in die Zeit ihrer Unschuld, seiner Poesie, seiner Reinheit, seiner Liebe. Daheim war keine Hoffnung mehr, kein Leben.

Durch die lange, schreckliche, eisige Nacht hin eilte die arme Unglückliche immer die Straße hinauf, die in die Hauptstadt führt, durch weite starre Felder und durch Hügel und Thäler, die sich alle meilenweit auszustrecken und mit ihr zu gehen schienen, um sie nicht vorwärts kommen zu lassen. Und wie die dürren Gerippe riesiger Bäume im Winde zitterten und krachend ihre dürren Arme gegeneinander riehen!

Ruhige Pächtereien lagen schlafend dazwischen, hier und da noch mit einem schwachen Lichte aufblickend, vom großen Hunde bewacht, der eifriger und eifriger bellte, je näher sie kam, und sich erst lange nach dem Verhallen der letzten Schritte zufrieden gab. Durch Hügel und Thal, durch Wald und Feld immer trieb sie eine innere dämonische Gewalt vorwärts. Keine Muße, kein Geisterspuk der Nacht erschreckte sie. Die Wetterfahnen kreischten vergebens, alte Bäume zogen ihr vergebens drohende Gesichter. Sie sah nichts davon, ihre ganze, fieberisch zitternde, schmerzgequälte Seele war bereits in London und suchte ängstlich in den Straßenlabyrinthen herum, das Haus zu finden, wo er wohnte. Das kleine furchtsame Alltagsmädchen schritt als weibliche Heldin durch die Nacht. Der Morgen dämmerte herauf, die Sonne stieg empor, ohne ihre Pflicht zu thun, Wärme auf das ermüdete, vor Kälte und innerm Zieher zitternde Mädchen herabzuspenden; endlich ward es auch Mittag — sie wankte, schwankte, schaute immer noch vorwärts, doch langsamer und immer mühseliger, bis ein Wagen, der langsam vor ihr vorbei gefahren war, still stand und sie zu erwarten schien. Ein alter, glatzköpfiger Gentlemen, in seinem Buffalo-Pelze fast ganz unsichtbar, trippelte herbei und lud das arme, schöne, von Frost, Hunger und innerm Leiden zerquälte Wesen mit dem herzlichsten Tone echter Theilnahme ein, sich seines Wagens mit zu bedienen. Sie folgte mechanisch, und so kam sie endlich in einem Hotel Loudeus an, ohne zu wissen wie. Wie öfter auf dem Wagen, zwang sie auch hier der alte Gentlemen wieder, etwas zu genießen und den Kaffee beinahe hoheudheiß zu trinken, bot ihr alle mögliche Hülfe, alle möglichen Rathschläge, allen möglichen Schutz an, ohne daß das arme Wesen wußte, wie sie Alles abwehren sollte. Die uneigennützigste, seltenste Theilnahme des alten edeln Herrn, wie es deren nur in England geben soll, ausäte sie nur. Sie hat endlich um etwas Frist; sie werde vielleicht bald im Stande sein, sich ihm vollständig mitzutheilen und ihm für seine edele, herzliche Theilnahme zu danken.

Der Alte ging. Sie blieb im Gastzimmer allein zurück, am Fenster stehend, trostlos auf die großen Häuser drüben und das unaufhörliche, kalte Durcheinandereilen von Wagen und Menschen blickend. Sie versuchte einen Entschluß zu fassen. Dabei wurde ihr die äußende Wirklichkeit ihrer hülflosen Lage immer deutlicher und legte sich auf ihr Herz, wie eine erdrückende Riesenlast. Der Kopf brannte, alle Glieder schmerzten und zitterten im Fieber, und Nichts konnte sie ermannen. Endlich fragte sie furchtsam einen Kellner, ob er wisse, wo der Dr. Calomel wohne?

Der Kellner machte eine lange Beschreibung, wie das Haus zu finden sei, ging sogar selbst bis zur nächsten Ecke mit und zählte ihr dann die andern Ecken und Straßen vor, die rechts und links, krumm und grade, grade auf das glänzende Haus des berühmten Doctors zuführten.

So vermiedet der Weg war, fand sie ihn doch. Sie stieg die weite Halle empor, die zur ersten Eingangsthür führte, klopfte leise und ward von einem alten, magern

Manne, mit einem langen Besen in der Hand eingelassen. Es war noch sehr früh, doch meinte der alte Mann, der Herr Doctor werde bald zu sprechen sein, um seine „Armen-Praxis" kurz abzufertigen, da er heute sehr früh zu einem Patienten müsse, der mehr Guineen als Gesundheit besitze. Sie ward in ein großes Zimmer gewiesen, das mit verschiedenen scheußlichen Bildern kranker und verunstalteter Köpfe, Körper, Arme und Beine u. s. w. geschmückt war, außerdem mit Glasschränken, in denen Knochen, Schädel und ganze Gerippe aufgeschichtet standen. Durch eine offene Thür sah sie andere große Zimmer, ganz in demselben Style ausmeublirt.

Mary saß und wartete wohl zwei Stunden, während der Diener immer schweigend hin und her fegte, wischte und abstäubte und alle Minuten von der Glocke nach der Thür gerufen ward, um alle Arten von Kranken und zerlumpten Krüppeln, besonders viel hohläugige Mütter mit bläulichen und oft skelettartigen Kindern einzulassen. So füllte sich endlich das große Zimmer. Niemand sprach; nur schrie hier und da ein jämmerliches Kind ohnmächtig auf, und alte Leute seufzten, stöhnten und husteten hier und da durch die öde, stille, elende Gesellschaft, auf welche die gebleichten Knochen aus den Glasschränken still und höhnisch herabgrinzten. Einige Gerippe schienen ganz besonders Wohlgefallen an der Gesellschaft zu finden; sie zeigten die Zähne von einem Ohre bis zum andern und lachten ohne Aufhören. Endlich kam der Doctor hastig herein, ein kleiner, trockner, faltiger, graubaariger Mann mit kalten blauen Augen, die eben so gefühllos auf die Armen herabsahen, wie er wirklich war. Barsch und heftig gab er Einigen diese und jene Rathschläge, die er manchmal verwechselte, so daß der Blinde eine Verordnung als für ihn bestimmt nahm, welche einem Weibe für ihr lahmes Kind galt. Manche fragte und hörte er gar nicht, Andere schalt er mit einigen Kraftworten aus, und so war er in einigen Minuten mit seiner Wohlthätigkeits-Praxis — durch mehr als 50 Menschen hindurch — zu Ende. Die am Ende stehende Hauptkranke fuhr er zuletzt an: „Und was ist hier los?"

„Ich wünsche Dudley Fletscher zu sprechen," war die zitternde Antwort.

Der Doctor warf einen kalten höhnischen Blick auf die Unglückliche, eilte davon, indem er heftig nach der Uhr sah, und rollte sogleich in seiner prächtigen Doctorkutsche davon.

Hinterher wankten und hinkten die Kranken, welche zu dem höhern Ruhme des berühmten Doctors so viel beitrugen. „Er ist wie unser Heiland selber," sagten die höhern Frommen seiner Klike, „er läßt Alle, die mühselig und beladen sind, zu sich kommen und erquickt sie" — im besten Falle mit Medizin aus einer Apotheke, die ihm — hundert Procent von ihrem Gewinne bezahlen muß.

Marie war allein zurückgeblieben. Der Portier gab ihr endlich Auskunft. Herr Fletscher sei ein Lebemann und komme jetzt selten zum Doctor, doch könne es immer möglich sein, daß er heute grade einmal komme, um am Kohlenfeuer zu schlafen, während die Andern eifrig dem Doctor zuhörten; aber wahrscheinlich sei es nicht. Das Beste sei vielleicht, ein Billet an ihn zurückzulassen.

Mary wartete noch einige Stunden, dann schrieb sie mit zitternder Hand einige Zeilen, übergab sie dem Portier und wankte bis zum Tode betrübt in ihr Hotel zurück. —

Hier dachte sie lange darüber nach, was sie thun, was sie sagen wollte, wenn Dudley wirklich käme.

Sie kam zu keinem bestimmten Gefühle und Gedanken. Nur fieberisches, unendliches Weh durchwüthete Seele und Leib, und wenn sie ihn nur noch einmal sehen, nur noch einmal seine Stimme hören, nur noch einmal seinen Arm um ihre Gestalt geschlungen fühlen könnte, müßte Alles wieder gut sein, dachte sie, weiter nichts. Aber die Zeit schlich langsam dahin und kein Dudley kam. Bei jedem Geräusch von Schritten zitterte sie auch und meinte, nun müsse er es sein. Doch wieder und immer wieder getäuscht und durch impertinentes Ansehen von Kellnern und Fremden in Verlegenheit gesetzt, stellte sie sich wieder an's Fenster, und, hinstarrend auf das ewige Gedränge in der Straße, merkte sie endlich plötzlich, daß ihre Augen von den fließenden Thränen ganz matt geworden. Das unaufhörliche Toben und Wühlen auf der Straße ging an ihr vorüber wie einförmiges Wasserrauschen. Der Abend kam und sie stand immer noch am Fenster.

Die Laternen wurden angezündet, das Toben und Tosen auf der Straße wurde stiller und stiller, schon sah man die Leute einzeln gehen und immer einzelner, und immer war noch kein Dudley gekommen; Kellner kamen öfter und fragten immer zudringlicher, was sie eigentlich wolle, so daß sie sich zuletzt genöthigt sah, zu gehen. Wohin? Hinaus in die düstern, kalten Straßen Londons mit seinen ewigen Reihen dichtverschlossener und burgartig vergitterter Häuser. Wohin? Nicht von dem Hotel weg: er kann ja immer noch kommen. So ging sie vor dem Hotel und gegenüber auf und ab, jede Gestalt die sich näherte, mit den Augen durchdringend, ob er nun endlich einmal zu entdecken wäre. Aber auch hier wurde sie bald belästigt, von Vorübergehenden frech angesehen oder wohl gar mit verächtlicher Zutraulichkeit angeredet, so daß sie beschloß, seine Wohnung, das Haus der berühmten Mrs. Hays, zu erfragen. Manch kundiger, freundlicher Policemann wurde vergebens gefragt, Mancher der weniger wußte, als nichts, gab ihr Straßen und Richtungen an, die vom Ziele abführten, so daß es Mitternacht wurde, ehe sie sich zurecht gefragt hatte und sicher war, den richtigen Weg zu gehen.

Endlich stand sie vor einem strahlenden Palaste, aus welchem rauschende Musik erscholl. Hier wohnte Mrs. Hays, das war keine Frage mehr. Jedes Kind wußte es in der Nachbarschaft. Sie schlich sich an die prächtige große Thür und sah auch den silbernen Knopf, welcher in einer Umschrift verkündigte, daß er nur von „Gästen" gezogen werden könne, während auf der andern Seite ein blos „messingner" Knopf die Umschrift „servants" (Dienstleuten) trug. Sie zog an einem. An beiden Seiten der Thür liefen Säulenhallen hin mit prächtigem Marmor und Gußeisenwerk. Innerhalb derselben wagte sie sich bis an ein Fenster. Im ersten Augenblicke stand sie ganz geblendet. Die prächtigsten Säle hinter riesigen Spiegelscheiben, wohl absichtlich gar nicht verhüllt, schwammen im üppigsten Lichte goldener und krystallener Kronenleuchter. Purpurne und goldene Tapeten, kostbare Meubles mit Sammet und dem künstlichsten Schnitzwerk, ungeheuere Oelgemälde, schwellende Teppiche mit herrlicher Stickerei und auf diesen ein Gewoge der glänzendsten Ge-

sellschaft, nach den Takten schmetternder, jauchzender Musik sich schwingend und drehend. — Sie sah ein Feenmärchen vor sich und in diesem — Dudley.

Das Blut drängt sich gewaltsam in die blassen Wangen. Er ist es, strahlend in Liebenswürdigkeit und überfließend von süßen Liebesworten zu der üppigen, schmunzelnden Dame an seinem Arme, deren Finger und Hals und Kopf auf das Geschmackloseste mit Gold, Emaille und Brillanten überladen sind. Sie nehmen Platz nicht weit vom Fenster. Er beugt sich mit dem Munde an ihr Ohr und sieht sie an und sie ihn wieder auf eine Weise, deren Sinn auch die Unschuld in ihrem tödtlichsten Weh ahnt. Sie glaubt ihn zu hören, die Worte klingen ihr in's Ohr wie Dolche, deren jeder das Herz durchbohrt. Ihre Liebe ist verrathen, ihr Ideal entwürdigt — es ist wahr, was angebliche Verläumdung bei ihre ferne, stille Heimath trug —

Sie ist fort. Das tiefste, tiefste, tödtlichste Weh in dem schönsten Gesicht, das je die Unschuld trug, drängt sich nicht mehr zitternd an die kalte, zwei verschiedene Welten scheidende Spiegelscheibe. Sie ist fort. Die bleiche, rasch aufglühende, zum letzten Male in trügerischer Jugendblüthe aufflammende Gestalt ist fort. Wohin treibt sie ihr tödtliches Weh? Wer fragt danach in der dichten, herzlosen Jagd von drei Millionen Menschen nach Brod, Gewinn, Kupfer, Silber und Gold? Verlieren sich nicht allnächtig Tausende in diesem unendlichen Gewirre ruheloser Straßen in Qualen und Leid, von denen die Welt niemals etwas erfährt, mit denen der Himmel kein Erbarmen hat und die jeden Tag der Todtengräber mit ewigem Schweigen deckt? Das schwache, schöne, unschuldige, ungekannte, wie aus Gottes Meisterhand am Gelungensten hervorgegangene Wesen hat sich verloren im riesigsten Gedränge von Menschen und Waaren und Goldhaufen und Häusern und Wohlthätigkeitsanstalten, die alle, alle verschlossen sind, meilenweit, viele Meilen weit in allen Richtungen sicher und fest und dreifach und vierfach verschlossen.

Eine Gesellschaft von Studenten der Medicin trieb sich trinkend, lachend, pfeifend, rauchend und Billard spielend in einem großen Restaurations-Zimmer herum. Ihre Kleider, der Duft ihrer Cigarren, ihre Getränke, ihr flegelhafter Uebermuth bekundeten, daß ihre Väter eben nicht lässig im Zusenden von Geldanweisungen sein mochten.

„Kömmst Du heute Abend mit in die Vorlesung, Tom?“ fragte Einer, indem er sein geleertes Glas auf den Tisch warf.

„Das versteht sich. Ich denke keine Muskel dieses Helden ununtersucht zu lassen. Er hat uns viel zu schaffen gemacht, dieser Riese, ehe wir ihn erwischen konnten.“

„Ja wahrhaftig, es wäre eine Schande, bei ihm zu fehlen. Das ausgebildetste Muskelsystem und außerdem gehangen, das kommt nicht alle Tage vor.“

„Ganz gewiß,“ setzte ein dritter hinzu, „Groß ist eine wahre Schönheit. Jede Faser an ihm ist ein Kapital für die Wissenschaft. Bei Gehangenen bilden sich namentlich die Blutgefäße musterhaft aus.“

„Wie gelehrt sich Redschan ausdrückt! Denkst Du Dich nicht auch einmal um unsere Wissenschaft verdient zu machen? Wie wär's, wenn Du Dich auch einmal der unschuldigen Operation einer zu engen Halsbinde vom Seiler unterwürfest?“

„Wer kann's wissen in dieser Lotterie des Schicksals. Vorläufig haben wir an Groß genug.“

„Wir haben in unserer Klasse doch einen schönern Bissen!“ versetzte ein torusterblonder Camerad mit einem feuerrothen Backenbarte, der ihm das Aussehen eines ältlichen, trocknen Kaufmannes, eines englischen Mustergesichts gab. „Eine Schönheit erster Klasse.“

„Ach was, wir halten's mit dem Stricke. Niemals erwies uns der Galgen einen größern Dienst. Doch vorwärts. Es wird Zeit. Aber vergessen wir Dudley nicht!“

„Wo steckt er denn?“

„Da liegt er, wie gewöhnlich, betrunken und eingeschlafen. Ein Kerl, wie aus Theeblättern gemacht, kann schon gar nichts mehr vertragen.“

„Das kommt von den gütigen, frommen, schönen Tanten,“ erwiederte Einer. Ein schallendes Gelächter und einige Püffe weckten ihn auf. Er starrte um sich, ließ sich in die Mitte nehmen und taumelte mit den fingenden, pfeifenden, rauchenden Cameraden davon.

Es war nicht weit bis zum Anatomie-Gebäude der medicinischen Lehranstalt. Sie stiegen schwere, steinerne Treppen hinauf, schritten durch lange Corridore und kamen endlich an große eiserne Doppelthüren, die sich schwerfällig öffneten. Obgleich die Fenster offen standen, durch welche der Wind dämonisch in das flackernde Kaminfeuer fuhr, füllte doch ein unvertilgbarer Verwesungsgeruch das ganze große Auditorium. Auf langen schmalen Tischen streckten sich, nachlässig mit Papier bedeckt, nackte Leichname und auf verschiedenen Seitentischen lagen zerstreut zerschnittene und „präparirte“ Glieder in gräßlicher Farbe und Verstümmelung, auf dem Fußboden und in Winkeln schmutzige Knochen und grinzende Schädel. Die Studenten bewunderten den Riesen, bis der Professor kam und zu schneiden und zu dociren anfing. Studenten und Leichen scheinen beide aufmerksam zu horchen. So oft der Professor schweigt, hört man nichts, als das eigenthümliche Geräusch der Messer und das — Schnarchen Dudley's, der in einem Winkel eingeschlafen und vom Stuhle gefallen war.

Die Stunde geht rasch dahin. Das Feuer ist niedergebrannt, die Lichter flackern trübe, die Vorlesung ist vorüber. Alles eilt froh über die herrlichen Muskeln des Riesen davon, und der Diener schließt mit einem Ruck die Quelle der Gasflamme, schließt hastig die großen eisernen Thüren und eilt, froh, daß das Tagewerk wieder einmal vorüber ist, nach Hause.

Dudley schläft, vergessen unter Leichen, eingeschlossen in Verwesung, weiter.

Das Feuer ist erloschen. Eisiger Nachtwind überfällt den Bewußtlosen immer empfindlicher, bis er zitternd und bebend an allen Gliedern aufwacht. Er starrt um sich und besinnt sich endlich mit Mühe, in welcher Lage und Umgebung er sich eigentlich befindet. Er grasyt sich, stolpernd über Knochen mühsam nach der Thür. Sie ist verschlossen. Das angestrengteste, anhaltendste Klopfen verhallt ungehört in dem Raume und in den öden Hallen draußen. Von der fürchterlichsten Kälte erlahmt, versucht er nun, das Feuer im Kamine wieder zu beleben. Doch

ein schwacher Rest von Gluth erbleicht unter seiner störenden Hand. Er greift rasch nach den Papierbogen, mit welchen die Leichen bedeckt sind und sucht es in Flamme zu bringen. Es versengt langsam, aber will nicht in Flammen ausbrechen. Da läuft er in das nächste Zimmer, wo andere Leichen unter dünnem Papier schlafen. Hastig knittert er die Bogen zusammen, sie von Leiche nach Leiche wegreißend. Warum steht er auf einmal starr? Warum gaspt er nach Luft und blickt so stier und wild?

Wenn das ein Traum ist, muß es der grauenvollste sein! Er schlägt sich vor die Stirne, ringt die Hände und taumelt davon. Er wacht. Er will umkehren, noch einmal hinsehen — nein, nein, er kann es nicht. Er hat sie einmal gesehen in vollster, blühendster Schönheit, aber todt, unwiederbringlich verloren und erloschen. Er weiß, warum. Der Brief steckt noch in seiner Tasche. Er versucht ihn beim schwachen Mondenlichte noch einmal zu lesen. Vergebens. Noch einen Blick auf die schöne, schöne Gestalt, die das rasch erstickende Wasser der Themse von dem langsamen Tode des Absiechens am gebrochnen Herzen gerettet hatte, noch einen Blick und er sinkt, von physischer Kälte und dem Blitze des furchtbarsten Richterspruchs in's Herz getroffen, zusammen.

Dort lag er und starrte mit wahnsinnigem stieren Blick durch die mondhelle Finsterniß über die todten Gebeine hin bis zu ihr, der unschuldigen, schönen, todten Hülle, in der einst seine Poesie, sein Himmel, alle Seligkeit einer reinen Jugend gelebt und geliebt, zu ihr, die er ermordet und unter Diebe und Mörder, unter den Auswurf der Armuth geschleudert! Bewegte sich nicht ihre schöne Hand? — Sie schien sich zu bewegen. Sie erhebt sich, wendet sich, ihre Wange röthet sich, ihr Auge öffnet sich, ihre süße Stimme ruft ihn. Nein, er befindt sich — da liegt sie noch in Schönheit und Unschuld, aber todt und kalt und bewegungslos. Er rafft sich auf; mit aller Gewalt will er hinaus in die Freiheit, in's Leben, unter Lebendige. Die schweren Riegel setzen dem Ohnmächtigen unerschütterlich ihre stumme, eiserne Kraft entgegen. Niemand hörte ihn, Niemand, das fühlte er, konnte draußen die ewige Last von seiner Seele nehmen. Er sank wieder an der Thür zusammen.

Dort fand ihn der Schließer am nächsten Morgen besinnungslos und körperlich gelähmt in allen Gliedern. Die Kunst der Aerzte bot vergebens allen ihren Witz auf: wohl kam er wieder zum Bewußtsein seiner Schuld, aber nie wieder zum Gebrauch seiner Glieder. Man fuhr ihn endlich zurück in das väterliche Haus, hilflos wie ein Kind. So blieb er und so lebt er fort niedergebeugt, trostlos in ewiger Reue.

Auf dem kleinen Kirchhofe, nicht weit von seinem Hause, erhebt sich ein grauer Hügel, wo weder der sanfthüllende Schnee des Winters, noch der lustige Vogel des Frühlings ein Denkmal, einen Namen setzen. Nur das Gras flüstert an kühlen Sommerabenden sehr leise und scheint von dem Unglücklichen verstanden zu werden, der hier so oft und so lange sitzt und wartet, bis es wieder nach Hause getragen wird.

Auch wir wissen wohl, wer unter dem Hügel so frühzeitig den ewigen Schlummer zu schlafen begann. Und von dem stummen, gebrechlichen Wesen, das fast Tag für Tag hiehergetragen und wieder weggetragen wird, läßt sich erwarten, daß er noch in einer Hoffnung Trost finde, in der Hoffnung, bald treu und unwandelbar an ihrer Seite den Schlaf der Todten schlafen zu können.

Spanische Reisebriefe.

Von

E. A. Roßmäßler.

II.

Der Monserrat.

Barcelona den 26. März 1853.

Es war mir gelungen, zu einem Ausfluge nach dem großartigen Naturwunder, welches der Monserrat ist, zwei Reisegefährten zu finden, und so bestiegen wir denn miteinander am 23. d. M. in der Mittagsstunde den Himmel eines Omnibus, welchen Platz wir der freien Aussicht wegen absichtlich gewählt hatten. Diese Himmelsfahrt wurde anfangs in den Gassen Barcelonas, welche ein treues Abbild des wildromantischen catalonischen Hügellandes sind, zu einer wahren Höllenfahrt; aber desto mehr prieien wir unser Himmelreich, als wir auf die gut unterhaltene Landstraße kamen und nun der freieren Umschau auf die reizende Gegend genossen. Die reiche Stadt streckt ihre Arme weit hinaus in die weite fruchtbare von Hügelreihen umfriedigte Ebene. Die Ortschaft Sans ist großentheils eine Gasse schöner Villen und großer Fabrikgebäude. Wir fuhren durch San Feliu, fast noch dieselbe Erscheinung. In allen Hausfluren saßen die Weiber vor großen Klöppelkissen, umringt von kleinen, oft kaum zehnjährigen Schülerinnen. Plötzlich trat der Monserrat als ferner blaugrauer Umriß über den Horizont hervor. Je mehr sich unser schaukelnder Wagen ihm näherte, desto mehr traten auf dem Kamme des wunderbaren Berges die zahlreichen Kegel hervor, die ihm den Namen gegeben haben und die ihm von weiten eine Aehnlichkeit mit einer Unterkinnlade etwa eines Höhlenbären geben. Bei Molins del Rey überschritten wir auf einer schönen steinernen Brücke den Llobregat, ein Fluß, der hier, wenige Stunden vor seiner Mündung in das Meer, etwa der Saale bei Halle gleichkommt. Wir blieben nun an seiner rechten Seite, meist dicht an seinem hohen Ufer. Dieses steigt vor Martorell, einem gewerbfleißigen Städtchen, beträchtlich empor. An diesem hohen Ufer in das Städtchen jäh hinabfahrend, entfaltete sich vor unseren Augen eine unvergleichlich schöne Landschaft. Zur Rechten hatten wir tief unter uns den rauschenden Llobregat, links den zu bedeutender Höhe

sich fortsetzenden Uferhang, dicht vor uns das Städtchen Martorell, zu welchem eine hochgeschwungene Brücke, die Puente del 1 iablo, über den Llobregat führt, und über all diesem die mannichfaltigste Berglandschaft, aus welcher gerade vor uns der breite zackige Rücken des Monserrat hervorragte. Ich schwelgte in den Reizen dieses entzückendschönen Landschaftsbildes, welches durch die fremdartige Gestalt und das graue Alterthum der Brücke wesentlich gewinnt, deren Fundament und ein verfallener Triumphbogen an ihrem einen Ende, der alten Carthagena, man behauptet sogar bestimmt, dem Hannibal angehört.

Nachdem in Martorell frische Maulesel vor unsern Wagen gespannt waren, ging es schnell weiter nach Esparraguera zu. Der bisher ziemlich klare Himmel bedeckte sich mit Regenwolken und nun sah der uns schon ziemlich nahe Monserrat vollkommen aschfarbig aus und schien aus zackigem Binsstein zu bestehen. In Esparraguera übernachteten wir, nachdem wir in der für Spanien ganz guten Posada an einem frugalen Nachtessen und feurigem Wein uns gelabt hatten. Wir gönnten uns nur eine kurze Nachtruhe und am andern Morgen ließen wir uns von einem Führer nach dem Dorfe Colbato, welches dicht am südlichen Abhange des Monserrat liegt, bringen. Um unseren so genußreich verlaufenen 24. März in jeder Hinsicht genußreich zu machen, fanden wir in der sehr freundlichen und reinlichen Posada del Monserrate ein leckeres Frühstück von Chocolade, Eiern und würzigem Wein. Gegen 8 Uhr traten wir unsere Wanderung an. Voran unser Wirth als Führer, auf leichten Sandalen den hüpfenden Schritt des Bergsteigers uns voranschreitend. Seine Führung war eine durchaus durchdachte. Er begann an dem weniger malerischen und nicht beschwerlichen Theile des Weges und stieg zu immer entzückenderen und beschwerlicheren Parthien an, bis er zuletzt unser Leben geradezu in Gefahr brachte, das er aber auch kräftig schützte. Der muntere Petro Bacarisas aus Colbato wird mir unvergeßlich sein und sei hiermit den Lesern und Leserinnen der „Gartenlaube" empfohlen, wenn sie dem Monserrat einen Besuch machen wollen.

Der Monserrat ruht, wenigstens nach einer Untersuchung seiner Südseite, auf einer braunrothen sandsteinartigen Unterlage, welche aber bei näherer Untersuchung auch wie der Berg selbst ein Conglomerat ist, in welchem das Bindemittel über die eingebackenen Rollsteine sehr vorwaltet. Der Monserrat selbst macht durchaus den Eindruck, als sei er durch vulkanische Gewalt empor gehoben worden, und doch ist er das Werk des Wassers. Um sich einen Begriff von seiner Felsart zu machen, so denke man sich ein Mauerwerk, welches aus Erbsen bis mehr als Kürbis großen abgerundeten Steinen aller Art und einem braunröthlichen Mörtel besteht. Die verwitterten, stets ganz glatten Wände der meist lissenförmigen Felsen erscheinen aber ganz hell grauweiß. Ihre horizontale Schichtung in mächtige Bänke kann man nur selten erkennen, weil sie teutrecht durch reiche mit niedrigem immergrünem Buschwerk ausgekleidete Schluchten gewachsen sind und man aneinander und übereinander gelegte Säulen zu sehen glaubt. Bei Colbato, welches großentheils auf einem mit Quarzschnüren durchzogenen und vielfältig in seinen Schichten gestörten Gneus ruht, fand ich einen kleinen sehr regelmäßigen Kegelberg, den ich seiner dunkelgrauen Farbe und seiner Gestalt wegen für einen Basaltdurchbruch hielt. Ich fand aber, daß er aus einem dichten Kalk bestehe, dessen Schichten fast auf dem Kopfe, gegen den Monserrat zu, aufgerichtet stehen.

Im Aufsteigen unterhielten mich die immergrünen niedrigen Gesträuche, die aus allen den zahllosen Schluchten und Rissen hervorsprießen. Es waren meist niedrige Eichenbüschchen mit sachlijen Blättern, Haidearten, Rosmarin, Lavendel, Buchsbaum, Seidelbaste und der bei uns so oft im Zimmer gepflegte Laurentinus (Laurus Tinus), der eben zu blühen begann. Nach zweistündigem Marsche befanden wir uns auf dem Sattel des Gebirges, denn der Monserrat ist mehr so als ein Berg zu nennen. Auf dem nicht sehr breiten Sattel stehen zahllose Felsen von 200 bis 500 Fuß Höhe. Sie sind ganz bellgrau, fast weiß und stets glatt und mit abgerundeten Wänden. Meist gleichen sie in der Form riesigen Zuckerhüten oder thumen Säulen, bald einzeln, bald truppweise beisammen: hier bilden zwei ein Thor, indem sie sich oben aneinanderlehnen und den Rahmen einer reizenden, kleinen Fernsicht bilden; dort stehen zwei mit ihrem Fuße dicht beisammen und streben oben mit ihren Spitzen auseinander. Meist sind sie durchaus unersteiglich. Nur einen dieser Kegel fanden wir durch ein auf seiner Spitze aufgepflanztes Kreuz als ersteigbar bezeichnet. Er schien aber nicht der höchste und so begnügten wir uns mit der an seinem Fuße nicht weniger schönen und umfassenden Aussicht. Diese zu beschreiben ist ein gewagtes Unternehmen. Ganz Catalonien lag zu unseren Füßen ausgebreitet. Keine Stelle, so groß wie ein Tisch, erschien uns eben — Alles bunt durcheinander gestochtene Berge und Thalschluchten, vom Llobregat und dem Nova durchschlängelt. Im Norden dehnte sich, so weit das Auge reichte, die bleudend weiße Kette der Pyrenäen aus; über die Berge im Osten ragte das schneebedeckte Haupt des Monseny hervor, im Westen thürmten sich die valencianischen Gebirge; aber im Süden — da hing das blendende Tagesgestirn über einer Landschaft von unendlicher Schönheit. Zu unseren Füßen lag das freundliche Colbato; im Mittelgrunde ruhete Martorell im Schatten seines steilen Bergnachbars; zu seiner Linken über dem Silberbande des Llobregat konnten wir deutlich Hannibals Teufelsbrücke erkennen. So löst sich der südliche Horizont im Sonnenlichte allmählig in Duft auf und an zwei Stellen, über Barcelona und am Ausflusse des Llobregat, beide durch den blauen Hügel des Monjuy geschieden, trat das herrliche Mittelmeer hoch am Horizonte empor. Ueber Barcelona war es mit Sonnenschein in weiter Ausdehnung übergossen, und nur hier konnte ich durch die Beleuchtung die Grenze zwischen Meer und Himmel erkennen; auf der andern Stelle gingen beide ohne Grenze in einander auf.

Freund Pedro ließ uns wenig Zeit; er trieb vorwärts. Er sagte uns vor dem Weitergehen, mit dem Arme über die Pracht zu unseren Füßen hinstreifend: „Alles, was Sie jetzt als kahle, rothe Erde sehen" — und unsere ganze erkennbare Umgebung sah so aus — „das sind alles Weingärten." Er führte uns nun in die tiefe Schlucht, welche den Monserrat in seiner Längenausdehnung von Westen nach Osten spaltet, und in der, wie in den Eingeweiden eines thierischen Körpers, der ganze wunderbare Bau des phantastischen Bergriesen sich uns

offen darlegte. Zunächst sahen wir mehrere zerstörte und verlassene, einstmals aber gewiß ganz wohnlich gewesene Einsiedeleien, deren es 12 giebt. Den Besuch der einen werde ich nie vergessen. Von einer tieferen Stufe der Schlucht ragte vor mir ein Riesenkegel von vielleicht 600 Fuß senkrecht empor. Ungefähr in der Mitte der Höhe seiner glatten Wand sahen wir, mir wenigstens erschien es täuschend so, das angemalte Bild eines verfallenen Häuschens, dem Körper schien mir das Ding nicht zu haben und — nach einer halben Stunde saßen wir in dieser kleinen Ruine der Einsiedelei und verzehrten einen mitgenommenen Imbiß. Wie wir dahin gekommen sind, weiß ich jetzt kaum mehr; nur so viel weiß ich, daß ich, hätte ich vorher von unten Menschen darin gesehen, ich sie für verlorene Verbannte oder für Verzauberte gehalten haben würde. Oft fragten wir mit einigem Grausen unseren munter voranschreitenden Führer, der mit seinen nachgiebigen Sandalen einen sicheren Tritt hatte, „dahinauf" oder „dahinunter sollen wir?" Doch es ging überall glücklich für alle Drei. Der Zauber der herrlichen Natur strömte Kraft und Muth durch unsere Leiber. Ich fand in der Schlucht die Pflanzenwelt viel üppiger als auf dem südlichen Abhange. Meine Mütze war nun ringsum mit duftenden Zweigen besteckt, jetzt kam ein frisches Lorbeerreis dazu und nun umwehete mein Gesicht die süßen Düfte dieses Dichterbaums wie die Seufzer der vor dem Apollo fliehenden Daphne. Ich hatte den balsamischen Duft des frischen Lorbeers noch nicht gekannt und nicht geahnet. Der Buchsbaum schoß in der Schlucht zu Stämmchen von 4—5 Ellen empor. Ich brach mir eins der schlankesten zu einem Stocke ab. Das feine harte Holz sprang leicht, fast wie Glas, vom Wurzelstocke ab.

Plötzlich traten wir dicht an den jähen Schlund und tief unter uns lag — vielleicht die malerischeste Lage eines Hauses — in schwindelnder Vogelperspective das Kloster des Monserrat oder wie sein Name ist: Convento de Nuestra Sennora del Monserrate. An den steilen Wänden der Schlucht abwärts steigend, waren wir nach einer halben Stunde in der — Wiege des Jesuitismus, denn hier hat Ignatius Loyola seine weitverzweigende „Gesellschaft Jesu" erdacht. Und wahrlich, man muß den Monserrat durchstiegen und wie wir, seine Wanderung durch denselben am Kloster geendigt haben, um die furchtbare Gewalt und Consequenz des Loyola'schen Systems zu begreifen. Durchdrungen, wie ich es bin, von der Ueberzeugung, daß die Umgebung zu einem großen Theile den Menschen und seine Gedanken macht, konnte ich begreifen, wie gerade hier der Jesuitismus erdacht sein konnte. Ein Mönch, an den wir empfohlen waren, zeigte uns in schwindelnder Höhe über dem Kloster die Mauerüberreste einer kleinen Klause, wie ein Schwalbennest auf die Spitze eines Felsenkegels geklebt, wo der furchtbare Mann die Schlingen und Ketten seines Netzes erfunden, oder, wie der Mönch sagte, in heiligen Bußübungen Tage und Nächte verbracht hat. Was die kühnste Phantasie eines Malers ersinnen kann, — um das Kloster herum ist es überboten. Es liegt am östlichen Ausgange der Schlucht, welche das ganze Gebirge tief spaltet. Hier erheben sich die mächtigen Felsenkegel zum Theil unmittelbar aus den schäumenden Wellen des Lobregat und überragen das gegen 2000 Fuß über dem nahen Mittelmeere gelegene Kloster noch um ein Bedeutendes. Ihre Spitzen gestalten sich gerade hier zu den bizarrsten Formen. Aus den Fenstern der Südseite sieht das Auge an den schroffen Felsen, die Oeffnung der Schlucht begrenzend, bis an das Meer, in welchem man bei hellem Wetter die Berge der balearischen Insel Mallorka sehen kann. Nach Osten liegt vor dem Beschauer jenseits des nahen Llobregat ein bunt durcheinander geworfenes Berglabyrinth, welches je weiter, desto mehr ansteigt und über welches zuletzt der weiße Scheitel des Monsenj hervorblickt. In der unmittelbaren Nähe des Klosters herrscht das ganze Jahr hindurch eine Todtenstille, denn nur seltene Besuche Fremder und Solcher, welche dem einsamen Mönchsleben die Bedürfnisse zuführen, kommen bis hieher. Kaum ein Vogel, die überhaupt in Spanien sehr mangeln sollen, unterbricht die zur Beschaulichkeit einladende Stille dieses zauberischen Plätzchens unserer Mutter Erde.

Doch ich muß zum Ende drängen, wie unser Führer zum Aufbruch drängte, nachdem wir flüchtig die Klostergebäude, seit der Zerstörung durch die Franzosen größtentheils in Ruinen liegend, durchwandert waren. Es sollte noch zu der Tropfsteinhöhle gehen. Schon war es 4 Uhr und noch sollten wir bis zur Höhle eine volle Stunde brauchen. Der Weg führte uns abermals an den kaum gangbaren Wänden der Schluchten hin, wobei zwischen uns und dem Tode hundertmale kaum ein Fuß breit sicheren Bodens war. Endlich waren wir vor der Höhle. Ich wagte es nicht mit hineinzugehen, weil ich zu sehr erhitzt war und nichts sehen mochte, was ich in der Adelsberger Höhle in Illyrien viel schöner gesehen hatte. Ich mochte den Monserrat, von dem ich bezaubert war, in seiner jedenfalls viel weniger schönen Höhle nicht bemäkeln. Ich setzte mich einstweilen auf einen Stein am Eingange der Höhle. Vom Thale aus habe ich wahrscheinlich wie ein kleines Menschenbild, auf die vollkommen senkrechte Wand hingemalt, ausgesehen. Ich hatte keine Ahnung davon, wie hier hinunter zu kommen sein sollte, und, ich muß es gestehen, es wurde mir fast um mein Leben bange. Denn um Knochen handelte es sich hier nicht blos. Ich wußte, daß es einer Strickleiter bedürfen würde und daß zu unserem Herunterseigen noch 2 Gehülfen von Colbato hierher beordert waren, welches tief unten zu meinen Füßen lag. Es ging aber für Alle glücklich von Statten, obgleich an zwei Stellen der Fehltritt eines Zolles der Kaufpreis unseres armen Lebens gewesen sein würde. Doch war mir für diesen halsbrechenden Schluß der Hochgenuß des Tages nicht zu theuer erkauft, obgleich ich mir und den abwesenden Meinigen stillschweigend das Wort gab, solche augenscheinliche Gefahren hinfüro hübsch zu vermeiden.

Leider gelang es mir nicht, in Barcelona ein erträgliches Bild des wunderbar schönen Monserrat zu finden. Ueberhaupt steht die Kunst in Spanien auf einer sehr tiefen Stufe. In dem großen Barcelona sah ich von Lithographien eigener Fabrik nur elende Machwerke. Desto mehr habe ich mich gefreut, im Kloster des Monserrat in die Fußtapfen eines Frankfurter Freundes, des berühmten Landschaftsmalers Fritz Bamberger, zu treten. Er hat im vorigen Sommer in den reizenden Labyrinthen des Monserrat fleißig gezeichnet. Vielleicht erhalten wir durch ihn bald ein treues Bild dieses Naturwunders.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Schnellpressendruck von Giesecke & Devrient in Leipzig.

№ 20. 1853.

Die Garfenlaube.

Familien-Blatt. — Verantwortlicher Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich ein ganzer Bogen mit Illustrationen.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter für 10 Ngr. vierteljährlich zu beziehen.

Der Stadthauptmann von Lüneburg.

Historische Erzählung aus der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts.

Von

Ed. Gottwald.

Die wilde Herrschaft des Faustrechts in Deutschland, welche im 13. Jahrhunderte den Bund der Hansa hervorgerufen, um den Handel der Städte zu Wasser und zu Land gegen räuberische Ueberfälle zu schützen und den Eroberungsgelüsten der deutschen Ritter und Fürsten eine bewaffnete Macht entgegen zu stellen, diese Herrschaft der rohen Willkür rief auch hundert Jahre später den Bund der schwäbischen Städte in's Leben, als unter der Regierung des wankelmüthigen Kaiser Karl IV. Nord- und Süddeutschland der Schauplatz der blutigsten Fehden eroberungssüchtiger Fürsten und Bischöfe geworden war. In diese wildbewegte Zeit fiel die Regierung des Herzog Magnus des Jüngern, welcher über die vereinigten Braunschweig-Lüneburg-Hannoverschen Lande herrschte, und dem die Geschichte den Namen Torquatus beilegt.*)

In ununterbrochener Fehde mit den Herzögen von Sachsen und Mecklenburg, sowie mit den Bischöfen von Hildesheim und Münster verwickelt, mußten die reichen mit der Hansa verbundenen Handelsstädte seines Landes gar oft die leer gewordenen Säckel des nicht immer siegreichen Fürsten füllen und die ärgsten Erpressungen erdulden. Dieser Bedrückungen müde, verschlossen unter dem Schutze des Hansabundes Braunschweig und Harburg, Hannover und Wolfenbüttel zuletzt dem wilden Welfenfürsten ihre Thore und aus friedlichen Bürgern wurden mit den Waffen wohl vertraute Kriegsleute, die hinter den festen Wällen ihrer Städte den beutesüchtigen Heerhaufen des Herzogs höhnend Trotz boten.

Soweit war es auch zwischen dem Herzog Magnus und der Stadt Lüneburg im Jahre 1371 gekommen. — Um die Befreiung von sechzig seiner Ritter zu erlangen, welche in die Gefangenschaft des Herzogs von Mecklenburg

*) Magnus Torquatus regierte vom Jahre 1358—1370 und erhielt seinen Beinamen durch das Tragen einer silbernen Kette, an welche ihn in seinem sechzehnten Jahre sein Vater Magnus der Fromme hatte festschließen lassen, als er auf dessen Drohung: „wenn er seine bösen Streiche nicht lassen wolle, würde er ihn an ein hänfenes Seil hängen lassen," höhnend geantwortet: „So Du mich hängen lassen willst, muß es an einer silbernen Kette geschehen, denn ein Strick paßt für keinen Herzogssohn!"

Die Kette selbst trug Magnus Torquatus bis zu seinem Tode.

gerathen waren, hatte er der Stadt Lüneburg befohlen, die auf der Sülze *) daselbst haftenden Einkünfte der Mecklenburger Prälaten mit Beschlag zu belegen, und als die Stadt dies zu thun sich geweigert, war derselben vom Commandanten der Burg auf dem dicht vor Lüneburg gelegenen Kalkberge, welche die Stadt beherrschte, eine Strafe von 2000 Mark Silber auferlegt worden.

Kaiser Karl IV., genöthigt durch die Klagen, welche von Fürsten, Bischöfen und Städten fortwährend über den händelsüchtigen Herzog einliefen, erklärte denselben in die Acht, belehnte den Herzog Albert von Sachsen nebst dessen Oheim den Churfürsten Wenzeslaus **) mit dem lüneburgischen Lande, und übertrug dem Herzog von Mecklenburg die Vollstreckung der Achtserklärung. Sobald Herzog Magnus diese Nachricht erhielt, rückte er mit seinen Kriegsvölkern und verbündetem Adel den Mecklenburgern entgegen, und zwang diese bei Winsen an der Lühe zur Schlacht. Diese aber lief so unglücklich für Herzog Magnus ab, daß er selbst nur mit Mühe sich durch die Flucht rettete, 1500 Todte auf dem Kampfplatz ließ und über 600 seiner adeligen Reiter sich dem Feinde als Gefangene ergeben mußten, für deren Auslösung der Herzog von Mecklenburg 6000 Mark Silber verlangte.

Diese Summe nebst den noch schuldenden 2000 Mark sollte die Stadt Lüneburg binnen acht Tagen auf Befehl des Herzogs nach Celle senden, im Weigerungsfalle aber sollte der Befehlshaber auf dem Kalkberge die Stadt als eine feindliche behandeln, bis der Herzog selbst zu deren Züchtigung heranziehen würde. — Dies zur Einleitung der nachfolgenden Erzählung.

Es war Freitag vor Lichtmesse des Jahres 1371, als vor dem auf dem großen Marktplatze der alten Stadt Lüneburg gelegenen Rathhause sich eine ungewöhnlich zahlreiche Volksmenge versammelt hatte, die trotz der späten Abendstunde und des wilden Schneegestöbers, welches ein heftiger Nordwind durch die Straßen der Stadt jagte, mit neugieriger Unruhe nach den Fenstern des Rathhauses blickte, in welchem der Magistrat Lüneburgs zu ernster Berathung versammelt war, da es sich um nichts Geringeres handelte, als um die Abfassung des Absagebriefs der Stadt an den Herzog Magnus Torquatus von Braunschweig. Denn wenige Tage vorher hatte der Befehlshaber der Festung auf dem Kalkberge die Vornehmsten des Raths und die Führer des von der Stadt besoldeten Kriegsvolkes zu sich entboten und ihnen angekündigt, daß binnen acht Tagen die Löse- und Strafgelder der Stadt erlegt werden müßten, indem er sonst den Befehl seines Gebieters nachzukommen genöthigt sein würde, und so wohl er es auch mit der Stadt meine, sie dann doch nicht länger schonen könne. — Endlich schien die Berathung beendigt; ernsten Schrittes wendete sich der Bürgermeister Lüneburgs Ulrich von Weißenburg über den Marktplatz schreitend seiner Wohnung zu, einen Rathsdiener hinter sich, welcher eine Pergamentrolle trug, die den verhängnißvollen Absagebrief enthielt.

Ehrerbietig grüßend machte ihm die Volksmenge Platz, während die dem Bürgermeister nachfolgenden Senatoren sich unter die Gruppen der Bürger mischten, und nicht lange darauf, als gälte es einer allgemeinen Berathung, sah man die Bürger und Rathsherren sich wieder dem Rathhause zuwenden, und in dem großen Sitzungssaale desselben sich versammeln.

Im Hause des Bürgermeisters von Weißenburg aber hielt währenddem dessen blühende achtzehnjährige Tochter einen stattlichen jungen Kriegsmann umhalst, welcher wie zur Abreise gerüstet, des Bürgermeisters Rückkehr vom Rathhause zu erwarten schien.

„Hab' keine Angst, Elsbeth!" tröstete der junge Kriegsmann das bangende Mädchen, indem er einen Kuß auf deren jungfräuliche Stirn drückte. „Ich reise unter Gottes Schutz und gerechter Sache. Mag auch der Magnus ein gar wilder und böser Herr sein, so soll er mir doch nichts anhaben können, da es diesmal gilt der Gewalt die List entgegen zu setzen. Und — fuhr er mit vor Freude strahlenden Blicken fort — knüpft sich doch an die Vollziehung des mir gewordenen Auftrags Deines Vaters Einwilligung zu unserer Herzen Bündniß, wie sollte ich da nicht Alles wagen, um Dich sobald als möglich für immer mein nennen zu dürfen?!"

„Wenn Dich aber der wilde Herzog fest halten und in den Kerker werfen läßt?" — klagte Elsbeth mit thränenfeuchten Blicken zu dem Geliebten aufschauend.

„So nahe werde ich mit den Wutherich nicht kommen lassen," entgegnete beruhigend dieser, und zog das liebende Mädchen fester an seine Brust, indeß, von Beiden unbemerkt, die ernste stolze Gestalt des Bürgermeisters Ulrich von Weißenburg am Eingange des Gemachs sichtbar ward, der mit wehmüthig lächelnden Blicken auf das in inniger Umarmung verschlungene Liebespaar schaute.

„Elsbeth!" rief jetzt des Vaters ernste Stimme, und erschrocken eilte die Jungfrau aus des jungen Kriegsmanns Umarmung, während dieser sich ehrerbietig vor dem Bürgermeister verneigte, und dann, die Blicke nicht ohne einige Verlegenheit senkend, sich an dem Wehrgehenk seines Schwertes zu schaffen machte.

„Ich will Euch nicht verargen — begann Weißenburg jetzt mit mildem Ausdruck in Blick und Stimme — daß Ihr Abschied nehmt von einander als gelte es einer langen Trennung, denn wohl könnte es kommen, daß Dein Sponse auf längere Zeit Quartier erhalten dürfte in der Hofburg des Herzogs zu Celle, wenn'er nicht all' seinen Muth und seine Klugheit zusammen nimmt, denn es ist kein leichter Gang, welchen Dir, Arnold Becker, die Stadt Lüneburg als ihren Kriegshauptmann überträgt, und den wir nur eben einem Manne von Entschlossenheit, wie Du als solcher Dich bewährt, übertragen konnten."

„O meine Ahnungen!" jammerte Elsbeth, und lehnte von liebender Besorgniß überwältigt, ihr Haupt an des Geliebten Brust, während sie zu gleicher Zeit des näher getretenen Vaters Hand erfaßte.

„Macht mir meine Elsbeth nicht bange, Herr Bürger-

*) Die Sülze, ein schon im vierzehnten Jahrhundert ergiebiges Salzbergwerk dicht bei Lüneburg, welches nebst seinen Gebäuden mit einer besondern Ringmauer umschlossen war.

**) Herzog Albert von Sachsen und Kurfürst Wenzeslaus waren Fürsten aus dem Askanischen Hause, welches in die Sachsen-Lauenburgische und Sachsen-Wittenbergische Linie getheilt war. Nach der von Kaiser Karl IV. ertheilten güldenen Bulle verblieb die Churwürde und das Erzamt bei der Sachsen-Wittenbergischen Linie, während die Sachsen-Lauenburgische nur den Herzogstitel führte.

meister," entgegnete mit einem zärtlichen Blick auf die Geliebte im Tone scherzenden Vorwurfs der junge Kriegsmann.

„Ich weiß recht wohl — fuhr er dann fort — daß ein Ritt zum wilden Welfenherzog, diesem den Absagebrief seiner Stadt Lüneburg zu überbringen, so gar leichtes Spiel nicht ist, da ich aber durch solch' einen Ritt mir Elsbeth's Hand und Euern Vatersegen zu unserm Liebesbund erwerbe, so würde ich eben so fest vertrauend auf Gottes Schutz und mein Glück in der Walpurgisnacht zum Hexentanz auf den Blocksberg reiten, als wie jetzt zu Magnus Torquatus nach Celle."

„Du bist ein wackerer Kämpe, Arnold —" rief der Bürgermeister, sichtlich erfreut über den kecken Muth des künftigen Schwiegersohns, und auch Elsbeth blickte, ihre Angst vergessend, mit holdseligem Lächeln zu dem Geliebten auf, dessen Lob sie mit Stolz erfüllte, da sie ja deutlich sich sagen mußte, daß Alles, was er zu wagen entschlossen sei, nur aus Liebe zu ihr geschehe.

„Wenn der Auftrag, den wir Dir geben — fuhr Ulrich von Weißenburg zu Arnold Becker gewendet fort — Dir ein neuer Beweis ist, welch' Vertrauen die Stadt Lüneburg Dir schenkt, so wirst Du mir wohl glauben, daß ich nicht theilnahmlos geblieben, als es sich darum gehandelt, das Leben eines Mannes, welchem ich das Theuerste, was ich auf Erden besitze, mein einziges Kind überlassen will, den Gefahren Preis zu geben, die nicht allein in Celle unter Magnus wildem Kriegsvolke, sondern auch auf Deiner Rückkehr nach Lüneburg durch Verfolgung Dich treffen können.

„Es ist daher Vorkehrung getroffen, daß bei Deinem Hin- und Herritt auf drei Dir bekannten Punkten der Haide frische Pferde zum Wechsel für Dich bereit gehalten werden, und es kommt nur darauf an, daß Du auch Zeit zur Flucht gewinnst, während der Herzog den Absagebrief durchliest; es muß Dir dies durch List auszuführen überlassen bleiben, denn eben das ist das schwierigste Deines Auftrags."

Der Bürgermeister hielt hier inne, und warf einen prüfenden Blick auf den Kriegsmann und Elsbeth, deren Besorgniß von Neuem durch die Andeutung der Gefahren, die den Geliebten drohten, mächtig gesteigert wurde. Obgleich sie keines Wortes mächtig zu sein schien, so gab doch ihr heftig wogender Busen und ihr ängstlich forschender Blick, mit welchem sie den Geliebten betrachtete, deutlich die Aufregung kund, in der sie sich befand, während Arnold Becker heiter und ruhig ihr zulächelte. „Nimm jetzt Abschied von Elsbeth —" begann der Bürgermeister von Neuem — und folge mir in mein Cabinet, wo noch besondere Instruction Dir werden soll.

„Will's Gott, so bist Du morgen Abend schon wieder hier und dann mag Elsbeth als Deine verlobte Braut Dich begrüßen. — Wir aber," setzte er mit ernster Stimme hinzu — „wollen die morgen nicht unthätig beiben, um Hand an's Werk zu legen zur Befreiung Lüneburgs von der Zwingburg des Welfenherzogs."

Mit diesen Worten verließ er das Gemach, und mit dem Ausruf inniger Liebe: „Elsbeth, morgen für immer mein!" zog der Kriegshauptmann die bangende Jungfrau stürmisch an seine Brust und nach einem langen heißen Kusse eilte er dem Bürgermeister nach.

Eine Stunde später ritt Arnold Becker in den Farben eines herzoglichen Kriegshauptmanns gekleidet, der Straße nach Uelzen zu, indeß Elsbeth in ihrem Kämmerlein im stillen Gebet unter heißen Thränen des Himmels Schutz auf den Geliebten herabflehte.

Während in neuerer Zeit Kunststraßen und Eisenbahnen die öden traurigen Sandflächen durchziehen, welche von Lüneburg und Harburg sich bis nach Münster hin ausbreiten und nur eine geringe Abwechselung von Hügelland und zerstreuten Laub- und Nadelholzpartien bieten, war vor 50 Jahren so wenig wie vor 400 Jahren durch die größte dieser mit Haidekraut und Moorboden bedeckten Ebene, bekannt unter dem Namen der Lüneburger Haide, eine eigentliche Straße nirgend zu finden, wohl aber durchzog ein Labyrinth von Fahrgleisen nach allen Richtungen der Windrose diese Steppe, denn es blieb jedem Fuhrwerk überlassen, sich selbst eine Straße zu wählen. — Der einzelne Reiter und Fußgänger mußte in dieser 12 bis 15 Meilen weiten weglosen Fläche genau bekannt sein, wenn er nicht Gefahr laufen wollte sich zu verirren, da die wenigen in der Haide oder an deren Grenzen gelegenen Ortschaften meilenweite Entfernung von einander trennte, und so lange dieselben nicht sichtbar, auch nirgend das kleinste Zeichen sich kund gab, daß man sich in der Nähe menschlicher Wohnungen befinde.

Aber Arnold Becker hatte den Weg von Lüneburg nach Celle auf seinen Kriegsfahrten schon oft zurückgelegt, um ihre zu reiten und gelangte nach 12stündigem scharfen Ritte, ohne daß er auf irgend ein Hinderniß gestoßen, in Zelle an, wo Herzog Magnus Torquatus seit einigen Wochen Hof hielt und von hier aus seine Rüstungen gegen die Bischöfe von Münster und Osnabrück betrieb, mit denen er neuerdings wieder in Fehde gerathen.

So wenig auch Arnold Becker der Furcht in seinem Innern Eingang gestattete, so ward ihm doch etwas unheimlich zu Muthe, als er so allein Celle sich näherte, welches weit eher einem wilden Kriegslager als einer herzoglichen Residenz glich, deren Straßen von neugeworbenen Kriegsvölkern angefüllt waren, und in den weiten Höfen und Zwingern der Hofburg der Kern der herzoglichen Kriegsleute rastete, denen das blutige Fehdeleben zur Gewohnheit geworden und die hinsichtlich ihrer Grausamkeit und Plünderungswuth in Feindesland zum Schreckgebild von ganz Deutschland geworden waren.

Ehe der junge Kriegshauptmann noch vom Roß gestiegen, umringte ihn schon ein Trupp herzoglicher Panzerreiter und musterte den Angekommenen mit mißtrauischen Blicken.

„Nun, Herr Hauptmann," begann ein alter Rottmeister, sich selbstgefällig den langen Zwickelbart streichend, indeß Becker sein Roß einem Stallbuben übergab und sorgfältig den Absagebrief unter den Brustharnisch verbarg — „Ihr scheint scharf geritten zu sein; kommt Ihr, um uns die bischöflichen Kreuzfahrer anzumelden, denen die Glaxen nach unsern Flaubergen zucken?!"

„Nein, Rottmeister," entgegnete Becker ruhig. „Ich komme von der Festung auf dem Kalkberge mit einem Schreiben unsers Commandanten an unsern herzoglichen Kriegsherrn."

„Aha,“ lachte der Rottmeister, „dann ist der Geldkasten wohl schon aufgepackt, den auf des Burghauptmanns Befehl das patzige Bürgervolk in Lüneburg endlich gefüllt. Nun dann seid Ihr willkommen, denn der Magnus verlangt sehnlich nach Geld und wartet schon längst auf Botschaft von daher.“

„Ich bringe wohl mehr, als der Herzog, unser gnädigster Herr glaubt,“ bemerkte Becker mit geheimnißvoller Wichtigkeit in Blick und Stimme. „Aber“ — fuhr er in einem vertraulichen Tone übergehend fort — „erst Kamerad laßt mich mein armes Roß sicher unterbringen, was wacker hat ausgreifen müssen, um mich so schnell als möglich bis hierher zu tragen, dann will ich Euch länger Rede stehen.“

„So ist's recht, ein braver Reiter sorgt erst für sein Roß, dann für sich,“ lächelte beifällig der Rottmeister, als Becker dem Stallbuben folgte, während die übrigen Kriegsleute sich gleichgültig von ihm abgewendet, da sie in ihm nichts mehr als einen Eilboten sahen, deren von den Verbündeten des Herzogs in der neuern Zeit so viele in Celle eingetroffen waren.

„Willst du dir einen Goldgulden verdienen?“ — frug Becker den Stallbuben, dessen offenes ehrliches Gesicht ihm gefiel, als er mit diesem allein im Stalle war und sich nun überzeugte, daß sein Roß in guter Pflege sei.

„Einen Goldgulden!“ rief staunend der Stallbube. „Heiliger Ambrosius, einen Goldgulden — und womit denn?“

„Durch einen ganz leichten Dienst,“ fuhr Becker fort. — „Sieh! Du scheinst mir ein wackerer Junge und weißt, wie viel ein gutes Roß dem Reiter werth. Nun aber hat mein Ungarbengst hier scharf herhalten müssen und damit er mir nicht erlahmt durch halbstündige Ruhe, so sollst du ihn, sobald er richtig abgefüttert, aus dem Stalle ziehen und mir ihn bis vielleicht zum äußern Hofthore bin langsam auf- und abführen, so daß, wenn ich schnell wieder auf Herzogs Befehl zurück muß, was sicher geschehen wird, ich ihn auch sogleich wieder zum Fortritt besteigen kann. Versprichst du mir das?“

„Gewiß, Herr Ritter! verlaßt Euch darauf, Euer Roß soll gut versorgt werden und Ihr sollt es gesattelt und gezäumt finden, noch ehe Ihr die Stufen wieder hinabsteigt, die zu des Herzogs Gemache führen,“ entgegnete treuherzig der Stallbube und ging an die Fütterung des Pferdes, während der lüneburgische Kriegshauptmann mit hochklopfendem Herzen den Hallen der Hofburg zueilte und dort von einem herzoglichen Diener geleitet durch einen langen gewölbten Gang eine breite Treppe hinauf nach einer Art Vorzimmer geführt wurde, in welchem zwei Trabanten des Herzogs, lautlos auf und nieder schreitend und ohne den Ankommenden einer besondern Aufmerksamkeit zu würdigen, Wache hielten. —

In dem Gemache, vor welchem die Trabanten Wache hielten, saß Herzog Magnus Torquatus völlig gerüstet, über dem stark vergoldeten Brustharnisch die schwere silberne Kette tragend, mit welcher ihn als Jüngling des Vaters Zorn gefesselt, umgeben von seinen vertrautesten Räthen und Kriegsobristen, um eine große eichene Tafel, auf welcher eine Anzahl riesiger Humpen paradirten, welche der Mundschenk des Herzogs von Zeit zu Zeit füllte, da der Wein bei den Beratbungen dieses Kriegsfürsten mit seinen Getreuen nie fehlen durfte. Zur Seite des Herzogs saß der Kanzler von Syrof, der Einzige, welcher an der großen Berathungstafel mit Schreibmaterial versehen war, vielleicht auch der Einzige, welcher die Schreibekunst wirklich verstand und neben diesem nahmen die Grafen von Hoya, Hallermund und Homburg Platz, während die übrigen Würdenträger des herzoglichen Hofes und die unter den Befehlen der genannten Grafen stehenden Kriegshauptleute in Gruppen vertheilt die Tafel umgaben. —

Die Berathung, welche mit der achten Stunde des Morgens begonnen und bereits drei Stunden gewährt, mochte dem Herzog eben nicht viel Erfreuliches gebracht haben, denn schon zeigten sich auf der vom Wein und Ingrimm gerötheten Stirn des Fürsten finstere Falten, die sichern Vorboten eines bald ausbrechenden Jähzorns, und man schien es der nächsten Umgebung des Herzogs anzumerken, daß bei so böser Laune, wie sie dem Welfenherzog bald zu überfallen drohete, keiner der rauben bärtigen Kriegsmänner gern in seiner Nähe verweilte.

„Zum Teufel mit all' diesen Verbündeten!“ — rief nach einer kurzen Pause unheimlichen Schweigens der Herzog plötzlich heftig und schlug so gewaltig mit der Faust auf den Tisch, daß der Kanzler von Syrof erschreckt zusammenfuhr, während die Grafen von Hoya und Hallermund sich ebenfalls erhoben und nur der Graf von Homburg sitzen blieb. — „Zum Teufel mit all' den Verbündeten!“ wiederholte der Herzog. „Will der Erzbischof Albert von Magdeburg etwa dasselbe Spiel treiben, wie sein Vorfahr, der Erzbischof Dittrich bei Dünkeler*) und den Feinden leichtes Spiel machen, wo wir vereint ihn für immer zu Boden halten würden. Warum stößt er mit seinem Kriegsvolke nicht zu uns, da bereits acht Tage verflossen, seit er versprochen mit 5000 Mann Fußvolk und 500 adeligen Reitern hier einzutreffen. Just so ging es damals auch und das Zögern brachte uns um Land und Freiheit, während das reiche Hildesheim mit all' seinem Gold und Silber unser werden mußte und der Bischof Gerhard statt mit unserem Golde sein Domdach zu decken, froh sein durfte, wenn wir ihn nicht in den Hungerthurm gesperrt. Wahrlich des Kaisers Majestät hätte nicht gewagt uns die Achtserklärung zukommen zu lassen, wie er's dann gethan, als wir von allen Seiten uns verrathen sahen. Aber Geduld! ich will diesen Glatzköpfen für ihr Zaudern und Heucheln eine Fackel aufstecken, die dem Kaiser von Aachen bis Goslar leuchten soll.“ —

„Und wird Adolph von Holstein nicht eben so wortbrüchig handeln wie Eure Pfaffen?“ frug trocken der Graf von Homburg seinen Platz verlassend und sich an die Ecke eines Bogenfensters lehnend.

„Holstein wortbrüchig?!“ fuhr Magnus auf. „Ha! dann dürfte ich mir selbst nicht trauen. Warum befürchtet Ihr dies?“

„Ich befürchte es nicht, aber ich vertraue auch Niemand als mir selbst,“ entgegnete Graf v. Homburg, einer der bedeutendsten Parteiführer der damaligen Zeit, über

*) Durch zu spätes Eintreffen der erzbischöflichen Hülfsvölker verlor Magnus Torquatus die Schlacht bei Dünkeler d. 3. Sept. 1367 gegen Bischof Gerhard von Hildesheim.

welchen, so wie über Herzog Magnus die Reichsacht ausgesprochen, der aber mit seinen wilden Kriegsvölkern sich wenig darum kümmerte und diese nach Gefallen in Feindes Lande plündern und sengen ließ und von dem, als einem seiner mächtigsten Verbündeten, selbst Magnus Widerspruch ertrug.

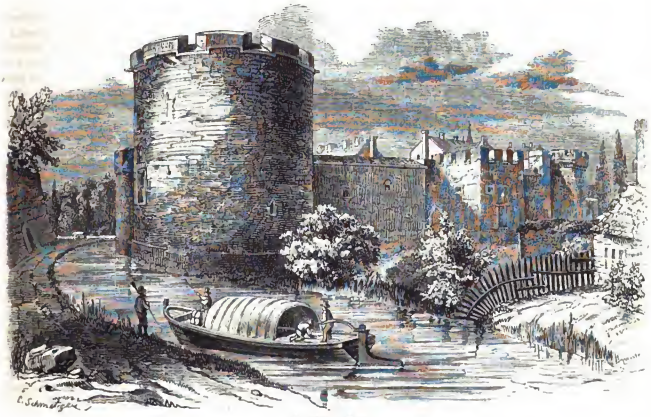
„Wir sind stark genug," — fuhr der Graf von Homburg fort — „um gegen die feindlichen Bischöfe so wie gegen Sachsen und Mecklenburg Stand zu halten, denn wir zählen an 15,000 Lanzen und 6000 schwer gerüstete Reiter und unsere Kriegsvölker fragen den Teufel nach Bann und Acht, wenn nur reiche Beute in Aussicht ist. Das Herumlungern hier macht das Volk faul und mürrisch, und da wir vor Allem Geld brauchen und Eure getreue Stadt Lüneburg in Güte nicht zahlen will, so glaube ich, es wäre das Kürzeste, wir holten es uns und setzten der Rebellenstadt für die Mühe des Wegs dahin den rothen Hahn auf's Dach."

„Ja, auf gegen Lüneburg!" — riefen die Grafen v. Hoya und Hallermund, ebenfalls Verbündete des Herzogs. „Homburg hat Recht, das Volk wird trotzig und böswillig ob der trägen Ruhe, in die es hier sich schicken muß."

„Nun, glaubt Ihr denn, der Magnus gefällt sich hier und wäre nicht schon längst aufgebrochen gen Lüneburg, wenn er nicht erst mit den Bischöflichen hätte aufräumen wollen?" entgegnete bitter lachend der Herzog und warf einen grollenden Blick auf seine Verbündeten.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Staatsgefängniß.



Das Schloß Ham.

Unter den Schlössern Frankreichs hat das alte Schloß Ham, an der Somme im gleichnamigen Departement des nördlichen Frankreichs belegen, zu verschiedenen Zeiten eine verschiedene Rolle gespielt. Durch seine natürliche Lage an einem großen Sumpfe und auf der Westseite durch den Somme-Fluß gedeckt, bot das Schloß, außerdem stark befestigt, durch vier runde, mittelst einer hohen Mauer unter einander in Verbindung stehende Thürme, welche sich gleich vier Wächtern an den Ecken eines länglichen Vierecks erheben, in den unruhigen und kriegerischen Zeiten des 15. und 16. Jahrhunderts einen sicheren und leicht zu vertheidigenden Zufluchtsort. Der kolossale Baustyl desselben rechtfertigt die Annahme, daß es schon im Mittelalter, wo der übermüthige und raublustige Adel den Herrn spielte, erbaut ward. Die starken Mauern des Schlosses trotzten im 16. Jahrhundert einer hartnäckigen Belagerung der Engländer, erlagen aber bald darauf den Spaniern unter Philipp II., der Ham heftig beschießen ließ und es dann mit Sturm einnahm. Seit dem Anfange des 18. Jahrhunderts verlor das Schloß seine Bedeutung als Waffenplatz; es wurde zum Staatsgefängnisse bestimmt, und zu diesem Zwecke namentlich der auf der Westseite befindliche,

100 Fuß hohe Thurm, dessen aus Bruchsteinen erbaute Mauern einige 30 Fuß dick sind, eingerichtet. Staatsmänner, Krieger, in Ungnade gefallene Höflinge, hochgestellte Prälaten, Schriftsteller und Künstler haben im Laufe des vorigen und des jetzigen Jahrhunderts in den Zellen dieses Thurmes für wirklich begangene oder ihnen aufgebürdete Vergehen büßen müssen; und in unseren Tagen, d. h. vor noch nicht dreißehn Jahren, wurde Ludwig Napoleon, von der Pairskammer zu lebenslänglichem Gefängniß für sein zweites mißlungenes Attentat zu Boulogne verurtheilt, im October 1840 nach Ham abgeführt und dort so strenge bewacht, daß jeder Fluchtversuch unmöglich schien. Seitdem Ludwig Napoleon als Staatsgefangener in Ham saß, war die Aufmerksamkeit Europa's auf das alte Schloß gerichtet; es war kein Geheimniß, daß der eingekerkerte Prinz noch zahlreiche Verehrer und Anhänger in Frankreich hatte, und man war gespannt, ob diese irgend welche Versuche zu seiner Befreiung unternehmen würden.

Die hierbei zu überwindenden Schwierigkeiten waren freilich der Art, daß auch dem Verwegensten der Muth sinken mußte. Zunächst gränzte es fast an Unmöglichkeit, die zahlreichen Wachen zu täuschen, welche Tag und Nacht sowohl die äußeren Eingangs-Thore zum Schlosse, als auch die inneren Hofräume, die zu dem Gefängnisse führende Treppe und die Gefängnißthüren selbst bewachten. Vierhundert Mann bildeten die Besatzung des Schlosses, und von diesen waren täglich sechszig Mann zum Wachtdienst kommandirt. Die unmittelbar zum Gefängniß führende Thür hüteten drei Schließer, von denen sich zwei beständig im Dienst befanden. Außer den zahlreichen Schildwachen in dem inneren Hofraume war das Hauptthor einem besondern Wächter anvertraut, der alle Aus- und Eingebenden scharf beobachtete. So oft der Prinz auf den Wällen spazieren ging, begleiteten ihn ein Polizeikommissar und drei Gefängnißwärter, die ihm so ängstlich auf Schritt und Tritt folgten, daß an ein plötzliches Entweichen gar nicht zu denken war.

Die Umgebung des Prinzen bildeten sein Arzt, Dr. Conneau und sein Sekretär und zugleich Kammerdiener, Karl Pelin, welchen beiden es erlaubt war, die Stadt Ham besuchen zu dürfen. Auf diese beiden, ihm treu ergebenen Personen war Ludwig Napoleon vorzugsweise angewiesen; sie waren seine Gesellschafter, und in der Unterhaltung mit ihnen und in der Beschäftigung mit schriftstellerischen Arbeiten brachte er seine Zeit hin, und es hieß von Zeit zu Zeit in den öffentlichen Blättern, daß er sich mit Resignation in sein Schicksal ergeben habe. Länger als fünf Jahre war der Prinz bereits in Haft, da erfuhr man, daß derselbe, obgleich er sich bis dahin stets geweigert hatte, die Gnade Ludwig Philipp's anzusprechen, sich an den König gewendet und diesen um die Erlaubniß gebeten habe, nach Florenz gehen zu dürfen, um seinen, auf den Tod darnieder liegenden Vater, den Grafen St. Leu, ehemaligen König Ludwig von Holland, noch einmal zu sehen und zu sprechen. Dieser Brief des Prinzen, unterm 14. Januar 1846 von Ham datirt, wurde veröffentlicht, und man ersah aus demselben, daß Ludwig Napoleon bei seinem Ehrenworte angelobt hatte, sich, wenn die französische Regierung es wolle, wiederum als Gefangener zu stellen, sobald er die heiligen Pflichten eines Sohnes erfüllt. Wider Erwarten verweigerte das französische Kabinet dem Prinzen die Erfüllung seines Gesuchs, auch blieben die Bemühungen einflußreicher Männer, sowohl in Frankreich wie in England, demselben die Freiheit zu erwirken, fruchtlos. Um so überraschender war daher auch, nach Verlauf einiger Monate, die Nachricht, Ludwig Napoleon habe das fast Unmögliche durchgesetzt, alle ihn umgebenden Wachen getäuscht, sei am 25. Mai aus Ham, in der Verkleidung eines Arbeiters entflohen, und habe glücklich die englische Küste erreicht.

Wie der Prinz diese Flucht vorbereitet und ausgeführt, darüber hat er selbst in einem Briefe an den Redakteur des Journals de la Somme Mittheilungen gemacht. Diesen zufolge hat ihn nur der sehnliche Wunsch, seinen alten, am Rande des Grabes stehenden Vater noch einmal zu sehen, zu dem kühnen Unternehmen angetrieben, dessen Ausführung, wie er selbst schreibt, mehr Muth und Entschlossenheit erforderte, als die Unternehmungen von Straßburg und Boulogne. Nothwendig gewordene Reparaturen in demjenigen Theile des Thurmes, den der Prinz inne hatte, brachten ihn auf die Idee, sich als einer der hierbei beschäftigten Arbeiter, als Maurer, zu verkleiden, um unter dieser Maske aus dem Schlosse zu entkommen. Sein Kammerdiener Pelin sorgte sofort für eine Blouse und ein Paar Holzschuhe, und in diesen Kleidern trat der Prinz, nachdem er sich seinen Bart abgeschnitten und sein Haar gefärbt hatte, am Morgen des 25. Mai um die achte Morgenstunde die gefährliche Wanderung an. Er trug ein Bett auf der Schulter und hatte ganz das Ansehn eines Arbeiters; um aber keinen von diesen Leuten zu begegnen, hatte Pelin einen Theil derselben zu einem Morgentrunke eingeladen, auch einen der Schließer abgerufen, während sich Dr. Conneau mit den anderen unterhielt. Dennoch hatte der Prinz kaum seine Zelle verlassen, als ihm ein Arbeiter begegnete, der ihn jedoch für einen seiner Kameraden ansah. Unten an der Treppe stieß der Flüchtling auf einen Gefängnißwärter, aber er hielt das Bett vor sein Gesicht, und wurde weder von diesem noch von den Schildwachen und dem Offizier in den inneren Hofräumen, an denen er vorüber mußte, erkannt. Die Soldaten am Wachthause scheuen allerdings über sein Erscheinen einigermaßen überrascht, und namentlich sah ihn der Tambour mit so auffallender Aufmerksamkeit nach, daß der Prinz schon an dem glücklichen Gelingen seines Wagnisses zweifelte. Zufällig begegneten ihm jedoch wieder einige Arbeiter und da er sofort das Bett vor das Gesicht hielt, diese aber meinten, er wolle sich aus Scherz vor ihnen verbergen, so rief einer derselben: „Oho, das ist ja Bernard!"

Dieser Ausruf befreite den Prinzen von aller Gefahr, entdeckt zu werden; er kam glücklich aus dem Schlosse und ging dann rasch auf der Straße nach St. Quentin fort. Der treue Pelin, der bereits Tags zuvor für einen Wagen gesorgt hatte, holte ihn bald ein, und nun eilte der Prinz, nachdem er sich seiner Verkleidung entledigt hatte, durch St. Quentin, nach Valenciennes, und von hier auf der Eisenbahn nach Brüssel, wo er am Abend desselben Tages eintraf und sich am nächsten Morgen über Ostende nach England begab.

Der Arzt des Prinzen, Dr. Conneau, war im Gefängnisse zurückgeblieben, und man glaubte daher, Ludwig Napoleon sei unwohl. Derselbe meldete jedoch gleich nach seiner Ankunft in London dem französischen Gesandten,

daß er aus Ham entflohen sei, versicherte demselben seine friedlichen Absichten, und bat ihn, sich seiner noch in der Gefangenschaft befindlichen Freunde anzunehmen.

Sieben Jahre sind seitdem verflossen und der damals dem Kerker entronnene Prinz Ludwig Napoleon gebietet jetzt als Kaiser der Franzosen über Frankreich, Ludwig Philipp aber ist im Exil gestorben und seine Kinder und Kindes-Kinder leben in der Verbannung.

Aus der Menschenheimath.

Briefe

des Schulmeisters emer. Johannes Frisch an seinen ehemaligen Schüler.

Zehnter Brief.

Ein streitiges Gebiet.

Wenn man eine Lilie und einen Fisch vergleicht, so sollte man allerdings kaum glauben, daß es zwischen dem Thierreiche und dem Pflanzenreiche ein streitiges Gebiet, daß es Wesen gebe, über die heut zu Tage noch von den Naturforschern gestritten wird, ob sie Thiere oder Pflanzen seien.

Ich glaube nicht mich zu irren, indem ich voraussetze, daß es Dich interessiren werde, wenn ich Dich in meinem heutigen Briefe einmal auf dieses streitige Gebiet hinausführe. Obgleich es sich dabei nur um die kleinsten Wesen handelt, so werden wir doch bei einigen derselben großartige Beziehungen, sogar zu dem Interesse des menschlichen Lebens und Bedürfnisses und zu der Oberflächengestaltung der Erde finden. Daß es sich hier aber nicht um große Körper handeln könne, das versteht sich wohl ganz von selbst; denn darin liegt eben zum Theil wenigstens der Grund, daß man über ihre thierische- oder pflanzliche Natur im Unklaren ist, daß sie viel zu winzig sind, um eine nur einigermaßen zusammengesetzte innere Organisation zu haben, die es, wenn sie sie hätten, leicht machen würde, den Zweifel zu lösen.

Eigentlich steht die Angelegenheit, die uns jetzt ein Stündchen beschäftigen soll, in engster Verbindung mit der Frage: wodurch unterscheiden sich Thiere und Pflanzen von einander. Jedermann glaubt dies zu wissen und dennoch — gesteht jeder ehrliche Naturforscher ein, daß er es nicht wisse. Ja, wenn alle Pflanzen die vollendete Ausbildung der Eichen, Tulpen und dergl., und alle Thiere die der Vögel, Insekten, Fische u. s. w. hätten, so wäre die Sache leicht. Es gibt aber eine Menge niederer, d. h. sehr unvollkommen gebildeter Thiere und Pflanzen, bei denen die von den genannten und ähnlichen vollkommeren Thieren abgeleitete Erklärung der Begriffe Thier und Pflanze oft weder hinter noch vor passen will.

Es würde also keineswegs ein überflüssiges Geschäft sein, wenn ich Dir jetzt die Unterschiede zwischen Pflanzen und Thieren möglichst deutlich und ausführlich auseinandersetzen würde. Ich unterlasse es aber, weil es mich heute zu weit von meinem „streitigen Gebiete" wegführen würde. Wünschest Du es, so ist es später einmal auch noch Zeit.

Ich führe Dich jetzt in Gedanken an einem heißen Sommertage an einen Sumpf oder Teich, oder an einen Wassergraben oder meinetwegen auch an eine kleine Lache eines verlassenen Steinbruches — mit einem Worte an ein stehendes Gewässer, welches einen feinen schlammigen Grund hat, in welchem Meerlinsen und andere Sumpf- und Wassergewächse und namentlich die bekannten, grünen, schlüpfrigen Wasserfäden, die der Botaniker Algen nennt, wachsen. So viel auch auf einer Quadratmeile Landes Insekten und Fische und Vögel und Säugethiere leben — in einer Hand voll von dem feinen Schlamme eines solchen Wassers leben doch oft hundertmal mehr kleine Wesen; so klein freilich, daß es der stärksten Vergrößerung bedarf, um sie einigermaßen deutlich zu sehen.

Niemand ahnet — wem nicht die Kenntniß der Natur offen daliegt — daß ein am Rande eines Teiches schwimmendes verfaultes Baumblatt ein kleines Weltall ist für Millionen — ich schreibe Dir diese Zahl nicht gedankenlos hin — unendlich kleiner und unendlich zierlicher Wesen, welche für die Menschen von Leeuwenhoeck *) gewissermaßen erst geschaffen wurden, als er sie mit dem nicht lange vorher erfundenen Mikroskope 1675 entdeckte.

Bis vor nicht langer Zeit wurde diese außerordentlich artenreiche Welt winziger Geschöpfchen unter dem Namen Infusionsthierchen zusammengeworfen. Seit etwa 30 Jahren hat man aber angefangen diese schon vielen Tausende verschiedener Gattungen und Arten — von denen man eine vollständige Sammlung in einem Fingerhute unterbringen könnte — als Wesen von sehr verschiedenartiger Gattung auf der Stufenleiter des Natursystems zu erkennen.

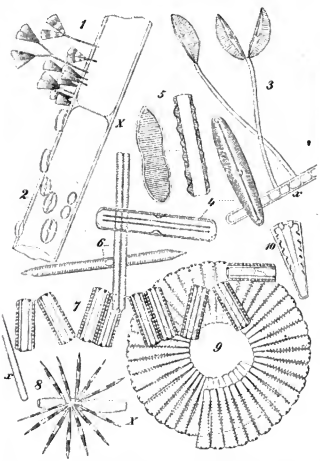
Für heute will ich mich auf eine Gruppe dieser kleinen Feenwelt beschränken, welche man mit dem wissenschaftlichen Namen Diatomeen belegt, was auf das Vermögen, sich zu theilen, hindeutet. Früher nannte man sie meist Bacillarien oder Stabthierchen, wegen der Aehnlichkeit mancher mit einem Zollstabe. Einen allgemein angenommenen deutschen Namen gibt es noch nicht. Er wird kommen, wenn der Streit, ob Thier ob Pflanze, entgiltig entschieden sein wird.

Ich bitte Dich, ohne weiteres meine heutige Zeichnung zur Hand zu nehmen. An sie will ich das anreihen, was ich Dir von den Diatomeen erzählen will. Vergiß nicht, daß meine Figuren sehr stark vergrößert sind. Die Vergrößerung ist ungefähr eine vierhundertmalige. Die Figur 10 also z. B. ist in der Wirklichkeit blos den vierhundertsten Theil so lang als sie hier erscheint. Man braucht

*) Sprich: Löwenhuk.

lange Zeit, wenn man die zahllosen Diatomeen genau mit dem Mikroskop beseben will, welche mit einem Tropfen Wasser auf einem Glasplättchen von der Größe eines Zolles dünn ausgebreitet sind.

Die Zierlichkeit und Mannichfaltigkeit der Figuren meiner Zeichnung wird Dir um so mehr auffallen, wenn Du bedenkst, daß die formschaffende Kraft dazu blos einen so unendlich kleinen Raum hat. Du würdest die abgebil-



deten etwa 30 Diatomeen auf einem Glasplättchen für ein wenig Staub halten und hinwegbauchen. Was wirst Du aber sagen, wenn ich hinzufüge, daß diese Körperchen unverbrennlich sind. Wenn Du das Glasplättchen mit ihnen mit einem Zängelchen über einer nicht rußenden Spiritusflamme glühend heiß machen würdest, so würdest Du sie nachher unter dem Mikroskope unverändert wiederfinden. Nur die feinen Stielchen von Fig. 1 und 3 und die Algenfäden mit x bezeichnet, an denen jene wie Fig. 7 und 8, sitzen, würdest Du von der Hitze zerstört finden. Woher kommt das? Alle Diatomeen haben wie unsere Schnecken und Muscheln einen zierlichen sogenannten Panzer — das was Du siehst ist blos der Panzer — der aus einer Kieselerde besteht, wie die Schnecken- und Muschelschalen aus Kalkerde bestehen. Dieser Panzer ist fast immer, wenn es überhaupt Ausnahmen von dieser Regel gibt, glasbell durchsichtig. Ich habe dies durch Uebereinanderlegung einiger, z. B. 7 über 9, angedeutet. Also alle die zierlichen Streifen, Rippen, Punkte, Zähnchen, die Du siehst, befinden sich an dem Kieselpanzer. Innerhalb desselben befinden sich nun die schwachen Spuren von Organisation, mit denen sich diese unvollkommenen Wesen begnügen müssen. Da ist freilich von Herz und Magen, Lungen und Leber, Augen und Ohren keine Rede. Darum ist aber eben die Entscheidung der Frage so schwer, ob man in ihnen Thiere oder Pflanzen vor sich habe. Und doch ist in den schwachen Spuren ihres inneren Organismus von Beiden etwas, weshalb sie von Manchen für Wesen gehalten werden, welche gewissermaßen zwischen Thier- und Pflanzenreich in der Mitte stehen.

Fig. 7 und 9 zeigen Dir, daß sich die Diatomeen auf verschiedene Weise zu zierlichen Gruppen verbinden. Fig. 10 ist eine einzelne selbstständige Diatomee, (stärker vergrößert), wie sich deren in Fig. 9 eine ganze Menge zu dem zierlichen Kreise durch seitliche Aneinanderlegung verbunden haben. Es ist dies das schöne meridion circulare. — Deutsche Namen gibt es für diese Geschöpfchen kaum, da sich das Volk noch nicht mit ihnen befaßt hat und die Wissenschaft nicht nach den Sprachstämmen ihre Namen gibt, sondern in den für alle Sprachstämme gleich geltenden Sprachen der alten Römer und Griechen. Bei der gemeinen Diatomee, Diatoma vulgare, (Fig. 7) sind die einzelnen Individuen an einer Ecke durch einen kurzen Stiel zu einer Kette verbunden. Die Synedra gracilis (Fig. 8) sitzt sternförmig gruppirt an einem Stückchen Algenfaden. Die sehr kleine Cocconeis pediculus (Fig. 2) schmarotzt oft zu Hunderttausenden an den Algenfäden, wie die Schildläuse (Coccus) auf Pommeranzenblättern, von denen sie auch den Namen hat. Die gemeinste von allen Diatomeen, Naviccula viridis, siehst Du in Fig. 4 von zwei Seiten dargestellt; eben so zwei andere Arten: die von der einen Seite einer Schuhsohle ähnliche Surirella solea (Fig. 5) und die schlanke Synedra ulna (Fig. 6). Gomphonema subramosum (Fig. 1) sitzt gesellig auf kurzen, zuweilen verästelten weichen Stielchen ebenso wie Cocconema cistula (Fig. 3) auf einem Algenfaden.

Doch ich nehme Deine Aufmerksamkeit nicht blos für die Kleinheit und Zierlichkeit und für die zweifelhafte Natur der Diatomeen in Anspruch. Sie sind auch von hohem praktischen Interesse. Mehrere Straßen von Berlin stehen auf einer an manchen Stellen über 50 Ellen mächtigen feinen silbergrauen Erde, welche großentheils aus Diatomeen-Panzern besteht, und woraus man Ziegelsteine brennt. Man baut also Häuser aus diesen unsichtbar kleinen Wesen! In der Lüneburger Haide findet sich eine Schicht, die viele hundert Ruthen lang und zum Theil 40 Fuß mächtig ist, welche durchaus nur aus den leeren Panzern von Diatomeen besteht! Unser Polierschiefer und Tripel ist nichts weiter, als Diatomeen Panzer. Ein Würfelzoll davon enthält deren etwa 41,000 Millionen! Solche Diatomeen-Schichten kennt man in Europa, Afrika und Amerika.

Aber ihre höchste, wenn auch eine traurige Bedeutung für den Menschen gewinnen diese kleinen Wesen dort oben am kalten Norden, in Schweden und Lappland, wo der Sommer nicht warm und lang genug ist, um Brodkorn zu reifen. Dort werden alljährlich viele hundert Wagen feines, schneeweißes Bergmehl, so nennt man diese Kieselpanzer-Erde, mit gemahlener Baumrinde und einem wenig echten Roggenmehl — zu Brod verbacken. Also recht eigentlich Brod aus Kieselstein! Ich habe von dort, aus Lollhagyfión, eine Probe dieses Bergmehls, worin ich mit

dem schärfsten Mikroskop nichts weiter als eben die, zum Theil zerbrochenen, kleinen Kieselpanzer entdecke. Gerade dort ißt man sie in der Noth sehr häufig. Jene Ablagerungen der Kieselpanzer dieser kleinen Wesen, welche wahrscheinlich vor Jahrtausenden ersolgt sind, sind also Magazine für den darbenden Hunger; uralte Magazine!

Blätter und Blüthen.

Die Englische Küche. „Sage mir, mit wem Du umgehst und ich will Dir sagen, wer Du bist," ist ein Sprichwort, das wir überall wiederfinden, weil es auf einer tiefliegenden psychologischen Wahrheit beruht, die in jedem Clima dieselbe bleibt. „Sage mir, was Du ißt und ich will Dir sagen, wer Du bist," möchte nicht minder seine Berechtigung finden, wenn man im neunzehnten Jahrhundert noch mit einem Sprichworte hervortreten dürfte. Aber die Zeiten sind lange dahin! Die gute Gesellschaft, die so genannte, wo Wachskerzen brennen, und der Fuß auf spiegelglatten Parkets ausgleitet, hat sich eine eigene Sprache geschaffen, die ohne Fallen und Steigen der Stimme, das Wort, wie Bachesmurmeln, über die Lippe trägt; hier ist kein kerniger Spruch, der mit drei Worten eine Lebenswahrheit hinstellt, mehr gebräuchlich, denn man kommt nicht zusammen der Wahrheit halber. Im Gegentheil! — Zu Volke hört man dann und wann noch so ein Wort aus alter Zeit, das einst der Lippe eines Weisen entfallen, im frommen Glauben an die Autorität von Mund zu Mund getragen wurde, und sich bis heute mit schwachen Nachklängen erhält, denn auch hier wird es seltener. — Was die Bilderſprache dem Oriente, das war vielleicht einst dem Deutschen sein Sprichwort. Er konnte sich damit bei wenigen Worten so gar Vieles denken. Jetzt ist die Sprache so reich, daß man der Gedanken entbehren kann. Gesetzt aber, wir dürften uns des Sprichworts bedienen, so wäre ein auf die Speise bezügliches gewiß recht gut angebracht; besonders mit Bezug auf den Engländer, der in diesem Punkte sehr systematisch zu Werke geht. Wohin der Sohn des nebeligen Albion auch seine Schritte lenkt, überall wird seine Hauptsorge darauf gerichtet sein, daß er sich angemessen nähre. Der Wohlgeschmack einer Speise wird ihn nimmer dafür entschädigen, daß sie an Nahrungsstoffen arm! Er ist sich auf jedem Schritte durch das Leben bewußt, daß sein physischer Mensch der Träger des geistigen Menschen ist, und wird darum seine Basis stets im Auge behalten.

In jedem Volke ist das Clima in gewissem Sinne die Begründerin seiner Küche. England, mit seiner feuchten Luft, bedingt daher eine Lebensweise, die dem Bewohner des Continents befremdend ist. Er hat es keinem Zufall überlassen seine Küche zu bilden, kein Gastronom hat ihm verschreiben dürfen, wie er seine Speisen bereite, sondern Vernunft und Erfahrung haben hier das entscheidende Urtheil gesprochen. Das ist gesund, und das ist nicht gesund, sind daher Worte, die bei seinen Mahlzeiten unzählige Anwendung finden. Und selbst die Wissenschaft hat man sich in dem Punkte dienstbar gemacht. Sie half nicht allein Spinnmaschinen erfinden, Pferde diätetisch auf die erste Stufe bringen, den Menschen an äußerer Schönheit der kaukasischen Race wieder nähern; sie lehrte ihnen auch eine Biscuit-Torte durch Soda, statt mit Eiern, locker zu machen, ein Fortschritt den jede Hausfrau mit Dank in ihren Rechnungsbüchern verzeichnet.

Der Engländer, das wissen wir alle, ist ein durchaus praktischer Mensch, der gerne weiß, warum er eine Sache thut. Setzt er sich zu Tische, so geht er nicht leichtsinnig dabei zu Werke, er betet, denn er ist sich bewußt, daß es sich hier um sein oder nicht sein handelt; — er betet, daß ihm seine Speise bekommen möge. Nachdem er sich auf diese Weise christlich mit der Gottheit verständigt, beginnt er seinen Act der Pietät — der Erhaltung seines Lebens.

Nur drei Mal täglich speist der Engländer. — Je schwerer das Clima, je langsamer die Verdauung, darum auch genießen diejenigen, die geistig arbeiten, gewöhnlich vom Frühstück bis zum späten Mittagsessen um acht Uhr Abends keine Speise. Er steht nicht früh auf, — vom weichen Pfühle und Morgenroth darf man bei ihm nicht reden; entschlüpft er seiner harten Matratze, so fällt sein Auge sogleich auf seine Marter-Instrumente, seinen härenen Haudschuh, sein rauhes Handtuch, womit er sich nach dem kalten Bade sofort reibt, bis er einem gekochten Krebse gleicht: Die praktischen Morgenträume sind nun schon alle dahin und mit Vergnügen sieht er la tête — mit Herrn von Le Maistre zu reden, die Treppe hinunter steigen, und eine Portion heißen gebratenen Speckes mit Andacht verschlingen. Eier und Speck sind die Lieblingsessen des Engländers bei seinem Frühmahle, grade wie bei dem Chinesen, der von diesen beiden Speisen, nebst Reis, existirt — und da beide dem Gehirne Nahrung zuführen, so hat er dadurch allerdings einen Vorzug vor den Kaffee trinkenden Geschöpfen, die einzig ihre Einbildungskraft füttern. — Gleich nach dem Frühstück geht es in die frische Luft hinaus, wäre es auch nur um — eine Cigarre zu rauchen. Denn dies Geschäft wird er unter keiner Bedingung im Zimmer vornehmen.

Zu seinem Mittagsmahle bedarf der Engländer keiner Suppe, aber Fleisch, nur immer Fleisch. Suppe ist in England ein Luxus, denn man ißt sie nur sehr stark, so wie überhaupt alles kräftig sein muß, und das Fleisch wovon sie bereitet werden, wird nicht genossen, weil es keinen Nahrungsstoff enthält. Ein Haushalt, der nicht auf Luxus eingerichtet ist, bietet daher keine Suppe. Gekochtes Fleisch ißt man nur stewed, das heißt, ganz kurz in seiner eigenen Brühe eingekocht, und ein großes Stück Rindfleisch auf diese Art zubereitet, ist ein Lieblingsessen der Engländer. Fleisch und Gemüse werden aufgetragen, beide ohne Zuthat von Butter, — nach Moses Vorschrift, möchte man sagen. Aber das Fleisch ist so vortrefflich und die Gemüse sind so schön cultivirt, das beide der Zuthat entbehren können. Ein Beefsteak schwimmt in seinem eigenen Blute, eine Cotellet von Hammelfleisch ist gleichfalls en naturel bereitet, und zugleich die gesundeste Speise, für

die der Engländer schwärmt — eben so dreht sich ein Braten lustig vor dem rothen Kohlenfeuer, bis ihm die hellen Tropfen von der Haut herabrieseln und unten in eine Pfanne fallen, die diesen Lebenssaft bewahrt und in seiner natürlichen Güte auf die Tafel sendet. Das Gemüse kocht indessen auf dem Feuer lustig fort und zwar, — sei es ein Blumenkohl so groß wie ein Menschenkopf, oder eine Pfund schwere Kartoffel — in seiner natürlichen Größe — und je größer je schöner, und erscheint auch in seiner riesigen Schönheit auf dem Tische. Die Köchin ist so gut wie unbeschäftigt; denn diese Gerichte kochen sich nun selbst, und sie mag vornehmen was der Haushalt sonst erfordert.— Der Pudding — bei uns Mehlspeise genannt — wird bei dem nächsten Bäcker gebacken. In einem kleinen Haushalte will man nicht deshalb allein den kleinen Ofen heizen, in dessen Röhre er bäckt. Der ganze Reis mit Milch ist aufgequollen, die Köchin hat ihn in eine weiße Schüssel gefüllt, ein, oder zwei Eier hineingeschlagen — und auch das nicht immer — der Bäckerjunge mit seiner weißen Mütze hat einen sonderbaren unarticulirten Ton ausgestoßen, der sein Dasein verräth, sie ist mit ihrer Schüssel hinausgeeilt, und hat diese auf sein weißes Brett gesetzt, das er auf seinem Kopfe trägt und mit einer Hand hält — und ihr Pudding macht ihr nun keine weitere Sorge. Pünktlich um die anberaumte Zeit wird derselbe Ton sie rufen, und hellbraun und dampfend wird ihr der Reis in ihrer Schüssel entgegen lachen. Ihre Mehlspeisen wechseln aber auch, sie nimmt nicht immer Reis, sie nimmt auch Gries und Sago und Arrowroot und was es sonst an körnigen Gewächsen giebt, die sich mit Milch vertragen. Das ist für den Winter, und für die Kinder, die neben dem kräftigen Fleische stets auch etwas Hülsenfrucht haben müssen. Kommt aber im Sommer die Obstzeit, dann werden auch Früchte hinzugezogen, und die berühmten Obstpasteten und Obstpuddings kommen an die Reihe. Aber auch diese verursachen der Köchin wenig Mühe. Die Obstpastete ist schnell gemacht. Das Obst wird, rob wie es ist, in eine Schüssel gethan und oben mit einer dünnen Schicht Butterteich überdeckt, in die man mit einer Gabel einige Stiche macht. Die Nothwendigkeit dieser Stiche kennt jede Köchin; aber die Ursache dieser Nothwendigkeit begreift sie nicht. Wären in dem Butterteiche nicht diese kleinen unsichtbaren Höhlchen, so würde die Schüssel, wenn sich die Hitze in derselben ausdehnt und seinen hinreichenden Raum mehr findet, zerspringen; darum die weißen Löcher. — Der Bäcker bäckt die Torte nun, und die berühmte Obstpastete ist fertig. Mit dem Obstpudding ist schon ein wenig mehr Mühe verbunden; aber auch nur wenig. Die Köchin muß da früh schon das schöne weiße Rindertalg mit seinem Mehl vermischen und dünne ausrollen; dann legt sie rohes Obst darauf, schlägt den Teich dicht darum zu, bindet ihn in ein Tuch, stellt dies in ein Gefäß und kocht es eine Stunde lang; dann öffnet sie es, und in einer grauen Mütze verborgen, stecken die duftenden Aepfel, die bei dem ersten Schnitte mit einer wohlschmeckenden Brühe herausfallen. In der Zusammenstellung dieser Speisen sind die Nahrungsstoffe stets, wie durch eine Inspiration, sehr glücklich gemischt, und das Obst, mit solcher Zuthat, wird zu einer gesunden, nahrhaften Speise.

Auch das Geflügel röstet der Engländer nur vor seinem Kohlenfeuer, das Huhn und das Hühnchen müssen gleich sehr in ihrem eigenen Fette schwimmen, eine Aufgabe, die sie nicht immer gehörend lösen. Dafür gibt man ihnen dann aber eine weiße Sauce bei, bereitet von Semmel und Milch mit etwas Zwiebel und Pfeffer und ißt kleine Saucisses dazu, oder auch geröstete Speckscheiben.

Reine Luft, kaltes Baden, und die nahrhafte einfache Diät verleihen dem Engländer jene Muskelkraft und rosige Gesichtsfarbe, die schönen Zähne und die kräftige Gestalt, durch die er sich auszeichnet. — Die Speisen, die man auf seinem Tische sieht, sind der Ausdruck des ganzen Menschen. — Kräftig, solide und einfach wählt er alles, und vor allem dem Zwecke entsprechend. Der gesunde Egoismus, mit dem sich sein „Ich" so lange mit einem großen Buchstaben dem kleinen „sie" gegenüber behauptet, legt er stets bei der Wahl seiner Speisen an den Tag. An eine Nachahmung des Fremden ist dabei nicht zu denken, Frösche, Schnecken und Vogelnester läßt er unberührt an sich vorübergehen; denn sie nähren ihn nicht, ein Beefsteak aber und ein Glas Porter wird unter allen Umständen sein Herz erfreuen und den Vorzug erhalten, — und sieht man ihn essen, sei es auch an den äußersten Polen, so wird man sogleich errathen, daß es ein Sohn des grünen Albion ist, der hier die höchste Pflicht gegen sich selbst erfüllt. —

Alles schon dagewesen. Mit dem Od, Tischrücken und Geisterklopfen wird die große Menge wieder auf das Gebiet des Geheimnißvollen und Wunderbaren geleitet. Was im vorigen Jahrhundert bereits so vielfach bearbeitet und von Gauklern aller Art ausgebeutet wurde, was man durch Wissenschaft und nüchterne Verstandesanschauung längst beseitigt glaubte, dieser ganze romantische Plunder mit seiner Welt des Geisterspukes und Uebersinnlichen, seinen Wahrsagern und Erscheinungen der Verstorbenen, er scheint noch einmal wiederkehren zu wollen. Justinus Kerner mit seiner Seherin von Prevorst, von Zimmermann in Münchhausen so prächtig persiflirt, schwimmt wieder oben. In den Zeitungen wimmelt's bereits von geisterhaften Andeutungen, und die Buchhändler, „um einem längst gefühlten Bedürfniß abzuhelfen," sorgen nicht für geistreiche, sondern für Geisterlektüre. So ist in Berlin jetzt unter dem Titel: „Beglaubigte Mittheilungen aus der Geisterwelt und Nachtgebiete der Natur" eine Schrift erschienen, die „beglaubigte" Geistererscheinungen, Heraustreten aus sich selbst, Todesprophezeihungen ꝛc. in Masse bietet. Zum Vergnügen unsrer Leser theilen wir eine Probe daraus mit:

König Friedrich Wilhelm I. von Preußen, Vater Königs Friedrich II., stand mit dem König August II. von Polen in so freundschaftlichen Verhältnissen, daß sie einander, wenn's möglich war, wenigstens Einmal des Jahres sahen. Dies geschah auch noch kurz vor dem Tode des letztern; derselbe schien sich damals ziemlich wohl zu befinden, nur hatte er eine etwas bedenkliche Entzündung an einer Zehe. Die Aerzte hatten ihn daher vor jedem Uebermaaß in starken Getränken sehr gewarnt, und der König von Preußen, welcher dies wußte, befahl seinem Feldmarschall von Grumbkow (der den König bis an die Grenze begleitete und ihn dort in einem königlichen Schloß standesgemäß bewirthen sollte), daß er bei jenem Abschiedsschmauß alles sorgfältig vermeiden möchte, wodurch die — dem König von Polen aus er-

wähnter Ursache von den Aerzten so sehr empfohlene Mäßigung im Genusse des Weins überschritten werden könnte.

Als aber König August noch gleichsam zu guter Letzt einige Boutcillen Champagner verlangte, so gab Grumbkow, der diesen Wein selbst liebte, nach, und genoß dessen auch seinerseits so viel, daß er sich, indem er über den Hof des königl. Schlosses in sein Quartier ging, an einer Wagendeichsel eine Rippe zerbrach und sich daher in einem Tragsessel zum König August bringen lassen mußte, als dieser seine Reise des andern Morgens sehr früh fortsetzen und ihm noch einige Aufträge an König Friedrich Wilhelm geben wollte. Hierbei war der König von Polen, außer einem vorn geöffneten Hemd, nur mit einem kurzen polnischen Pelz bekleidet.

In eben diesem Aufzuge, nur mit geschlossenen Augen, erschien er am 1. Febr. 1733 früh, ungefähr um 3 Uhr, dem Feldmarschall von Grumbkow und sagte zu ihm:

„Mon cher Grumbkow! je viens de mourir ce moment à Varsovie.“ *)

Grumbkow, dem die Schmerzen des Rippenbruchs damals noch wenig Schlaf gestatteten, hatte unmittelbar zuvor bei dem Schein seiner Nachtlampe und durch seine dünnen Bettvorhänge bemerkt, daß sich die Thüre seines Vorzimmers, worin sein Kammerdiener schlief, öffnete, daß eine lange menschliche Gestalt hereinkommt, in langsam feierlichem Schritt um sein Bett herumgeht und seine Bettvorhänge schnell öffnet. Nun stand die Gestalt König August's gerade so, wie Letzterer nur wenige Tage vorher lebendig vor ihm gestanden, vor dem erstaunten Grumbkow und ging dann, nachdem er obige Worte gesprochen hatte, wieder zu eben der Thür hinaus. Grumbkow klingelte und fragte den zur nämlichen Thür hereineilenden Kammerdiener, ob er den nicht auch gesehen habe, der so eben gerade da herein und hinaus gegangen sei? — der Kammerdiener hatte nichts gesehen.

Grumbkow schrieb sogleich den ganzen Vorgang an seinen Freund, den damals bei König Friedrich Wilhelms Hoflager befindlichen kaiserlich königlichen Gesandten und Feldmarschall, Grafen von Seckendorf, und bat Letzteren, die Sache dem König bei der Parade mit guter Art zu hinterbringen. Bei dem Gesandten von Seckendorf befand sich, als ihm das Grumbkow'sche Billet schon früh um 5 Uhr zukam, dessen Schwestersohn und Gesandschaftssekretair von Seckendorf, nachheriger Brandenburg-Anspachischer Minister und zuletzt kaiserlicher Geheimer Rath. Jener sagte zu diesem, indem er ihm das Billet zum Lesen darbot: „sollte man nicht denken, die Schmerzen hätten den alten Grumbkow zum Visionär gemacht? Ich muß aber den Inhalt dieses Billets noch heute dem König hinterbringen!“

Nach 40 Stunden (wo ich nicht irre) langte durch die von Warschau nach Berlin von 3 zu 3 Stunden unterlegten polnischen Ulanen und preußischen Husaren die Nachricht in Berlin an, daß der König von Polen in der nämlichen Stunde, wo Grumbkow jene Erscheinung gehabt hatte, zu Warschau gestorben sei.

*) Mein lieber Grumbkow! ich bin so eben in Warschau gestorben.

Die Todtenuhr. „Pick, pick, pick!“ so hat es der Leser gewiß schon in der Stube oder im Schlafkämmerchen klingen gehört, wenn er allein war, und schon Mancher, welcher sich dieses Picken nicht enträthseln konnte, stammelte dabei voll Furcht und Angst die Worte: „Ach, das ist die Todtenuhr!“ — Allerdings ist sie es; jedoch eine ganz andere als die, welche in seinem Kopfe spukt; denn ein kaum drei Linien langes, schwarzbraunes Käferchen — die Todtenuhr oder der Holzwurm genannt — erzeugt die unschuldigen, dem Picken einer Taschenuhr vergleichbaren Töne, indem es seine starken Kiefer an einander schlägt. Es schadet nichts, wenn man sich zu jedem Pick, den das Thierchen hören läßt, einen Buchstaben denkt, bis ein ganzer Satz daraus wird, wie z. B. „Eins ist Noth“ oder „Bedenke das Ende“ oder „Zeit vergeht um Jahr um Jahr“ und andere sind. So ein Sprüchlein hat immer sein Gutes, und man kann nicht oft genug daran erinnert werden.

Weißt Du aber auch wohl, warum das Thierchen so pickt? — Das thut es, um sein Weibchen, sein Männchen oder auch einen andern seiner Kameraden herbeizurufen, also keineswegs aus dem lächerlichen Grunde, den Tod eines der Stubenbewohner verkündigen zu wollen und die Leute in Furcht und Angst zu setzen. Aber es kömmt noch besser, und der Leser wird sich nicht wenig wundern, wenn ich ihm sage, daß der Holzwurm Jahr aus Jahr ein sein trockenes Brot, nämlich die Sägespäne ißt, die er selbst macht, und nichts dazu trinkt und doch nicht verdurstet. Wie das möglich ist, sagen uns die Naturforscher.

Sie haben nämlich gefunden, daß in jedem Pflanzenstoffe zweierlei Wasser ist; eines, das man durch Pressen und Aufhängen in der Luft herausbringen kann, wie der Papiermacher aus dem Papiere, und ein anderes festgewordenes, das man nur durch Verbrennen herausbringen kann. Nimmt man z. E. ein leinenes Tuch, das 10 Pfd. wiegt und hängt's einen ganzen Tag in die Sonne oder bringt's in die stärkste Presse, die man hat, so könnte leicht Einer wetten, es wäre kein Tropfen Wasser mehr darin. Und doch müßte er seine Wette an den Scheidekünstler verlieren; denn der brächte das Tuch in ein Ding, gleich einer fest verschlossenen Branntweinblase, schürte Feuer darunter und brächte noch wenigstens 4 Pfd. Wasser heraus. Ebenso würde er auch aus einem Stück Holze, das 50 Pfd. schwer wäre und sei es noch so alt und trocken, doch noch 22 Pfd. Wasser herausnöthigen. Das kann aber der Magen des Holzwurms, der von dem Schöpfer dazu eingerichtet ist, noch besser als der Scheidekünstler, und Gott der Herr reicht also auch ihm das Wasserkrüglein, nur auf eine andere Weise als dem durstigen Wanderer an dem Brunnen.

Unser kleiner Käfer beißt aber auch noch Trotzkopf und führt diesen Namen mit deutschem Rechte, wie der erste Minister den Namen Ministerpräsident. Bemerkt er nämlich, daß ein Menschenkind in seiner Nähe ist, so zieht er augenblicklich das Trotzkörperlein unter die Karuze, legt die Beine fest an den Leib und läßt sich dann weder durch Feuer, Wasser, noch irgend ein anderes Mittel, wär's auch noch so grausam, bewegen, auch nur das geringste Lebenszeichen von sich zu geben. Und in einem solchen Zustand, verharrt er minuten-, ja stundenlang. Erst wenn er glaubt sicher zu sein und nicht mehr beobachtet zu werden, regt er

sich von Neuem, geht eiligst seinen Schlupfwinkeln und dunkeln Gängen zu und beginnt sein „Pick, pick, pick!"

Der Holzwurm ist ein sehr schädliches Insekt. Er durchlöchert nicht nur das Holzwerk unserer Häuser, in dem er sich auch als Larve und Puppe aufhält, sondern schadet uns noch auf verschiedene andere Weise. Hatte doch einst ein solcher Käfer 27 neben einander stehende Folianten in gerader Linie durchbohrt. So können wir uns denn nur freuen, daß der schwarze Zimmenkäfer oder Ameisenwolf ihn unaufhörlich verfolgt und dadurch seiner allzugroßen Vermehrung einen Damm entgegensetzt.

Zur orientalischen Frage. Wie schwer es dem Sultan wird die Vorurtheile seines Volkes zu überwinden und abendländische Verbesserungen in Staat und Gesellschaft einzuführen, mag ein Beispiel lehren. Vor einigen Jahren, bei der neuen Organisation des Heeres, wurde eine neue Art Hosen eingeführt, wie sie die Türken bis jetzt nicht kannten und als eine durchaus nothwendige Zuthat natürlich auch die Hosenträger. Dagegen sträubten sich fast alle türkischen Soldaten und warum? — weil diese Hosenträger auf dem Rücken ein Kreuz bilden, das Zeichen der Ungläubigen. Viele erduldeten noch jetzt lieber die strengste Strafe, selbst den Tod für Ungehorsam gegen militärische Befehle, als daß sie auf ihrem Körper dieses ihrer Religion feindliche Zeichen tragen.

Literarisches. Wer Lust hat ein recht fades, in Tendenz und Ausführung ganz verfehltes Buch zu lesen, dem empfehlen wir den so eben in Pesth in Lieferungen erscheinenden Roman von Levitschnigg: „Der Montenegriner oder Christenleiden in der Türkei." Der Verfasser ist einer jener unglücklichen Autoren, deren Begeisterung par Ordre de Mufti nur dann erscheint, wenn sie bei bestimmten Richtungen oder Personen Geschäfte machen kann. — Dagegen möchten wir unsern Freunden dringend rathen, das vor einigen Tagen in Leipzig erschienene „Buch der Lyrik" von Adolf Böttger nicht zu übersehen. In der prächtigsten Ausstattung wird hier der Leserwelt eine Anzahl Gedichte geboten, die nicht, wie es jetzt leider bei dergleichen Sammlungen Mode geworden, aus den Gedichtsammlungen anderer Autoren ge — nommen (fast hätten wir gesagt: gestohlen) sind, sondern in Originalgedichten bestehen, von den bedeutendsten Dichtern der Gegenwart, als Geibel, M. Hartmann, Fr. Hebbel, A. Meißner, Eichendorff, L. Schäfer, G. Beck, Seidl, Vogl, L. Storch, A. Böttger, Roquette ꝛc. ꝛc. Es ist da ein Reichthum von Poesie aufgestapelt, wie in keinem der neuen Albums oder Musenalmanache. Schade, daß sich der Herausgeber durch seine Gutmüthigkeit zur Aufnahme der Beiträge von Bube, Redwitz, Rud. Hirsch, und Bechstein verleiten ließ, die gar sehr von den übrigen abstechen. — Freunde der Natur machen wir noch auf ein von Körner herausgegebenes Buch: Der Mensch und die Natur, aufmerksam, das sehr gut und frisch geschriebene Skizzen aus dem Kultur- und Naturleben enthält. Die einzelnen Artikel sind ebenso unterhaltend wie belehrend. —

Vehse behandelt in dem so eben erschienenen zweiundzwanzigsten Bande seiner „Geschichte der deutschen Höfe" die Hofhaltungen des Hauses Braunschweig in Deutschland und England. Den Romanschriftstellern, denen es so oft an interessanten historischen Stoffen fehlt, empfehlen wir diesen Band auf das Angelegentlichste, sie werden Material in Masse darin finden. Interessant ist es noch, was Vehse von dem vertriebenen Herzog Carl von Braunschweig erzählt. Dieser wird als ein Mann hingestellt, der Gift und Dolch nicht scheute, wenn es die Erreichung seiner Zwecke galt. Nach Vehse soll beim Schloßbrande ein „Lieblingskästchen des Herzogs" aufgefunden worden sein, mit verschiedenen Giftsorten und in kleine Gläser eingeschmolzenen Portionen Aqua tofana. (Weiß man wirklich in Braunschweig von diesem Fläschchen?) Der Herzog soll den Vieeoberstallmeister von Oynhausen mit diesem Gifte, (über dessen sichere Wirksamkeit er oft Gespräche führte) einen vielwissenden Kammerdiener und einen Mohren umgebracht haben. An das Sterbebett Oynhausen's gerufen, soll er die entsetzlichen Worte ausgestoßen haben: „O ich muß mich an Leichen gewöhnen." Das klingt etwas theatralisch, etwas gemacht und Herzog Carl war damals alles, nur kein Phrasenmacher! Vehse erzählt noch eine Masse anderer „liebenswürdiger Züge aus dem Leben dieses Mannes." So hatte der Herzog aus mancherlei Gründen den Kammerherrn von Cramm und wollte um jeden Preis Rache an ihm nehmen. Cramm's Gemahlin war gesegneter Hoffnung. Alle Aerzte Braunschweigs erhielten Befehl vom Herzog, ihr bei ihrer Niederkunft absolut keinen Beistand zu leisten; ihm, dem Herzog solle aber augenblickliche Anzeige von ihren ersten Wehen gemacht werden, um in ihrer Nähe sodann — eine Pulverexplosion zu veranstalten.

Die Gemahlin des Herrn von Cramm ist doch jedenfalls niedergekommen, Herr Vehse erzählt aber nicht, daß die Pulverexplosion wirklich stattgefunden, wie denn überhaupt überall die Beweise für seine Anschuldigungen fehlen. Unser Mann ist der Herzog Carl wahrlich nicht, alberne Anekdötchen aber, die in den dreißig Jahren vom Braunschweiger Adel ausgestreut wurden, um den Haß gegen Herzog Carl zu nähren, sollte man nicht einem Geschichtswerk einverleiben. Dadurch müssen nothwendig Zweifel an der Wahrhaftigkeit aller übrigen Mittheilungen entstehen.

E. K.

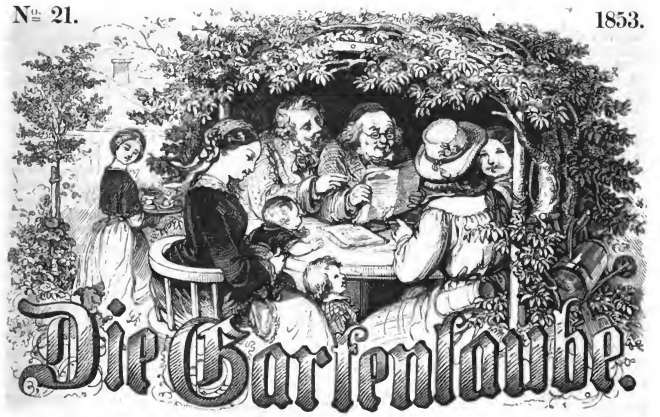
Briefkasten.

L. Ch. in Schw. Recht hübsch, aber viel zu lang. Folgt nächstens retour. — E. H. in L. Danken freundlichst, können aber jetzt keinen Gebrauch davon machen. — Franz M — sch in Hschkg. Jede Woche nur zwei Ihrer Gedichte, jedes von 24 Zeilen, wünschen Sie in der Warteslande abgedruckt! Was haben wir Ihnen Leids gethan, daß Sie uns umbringen wollen? — Ekon. in Elkrt. Ihre medicinischen Artikel sind, wenn auch mit bedeutenden Veränderungen, zum Abdruck gekommen. Fortsetzung bitten wir vorläufig nicht zu senden. — A. Sch. in Dtn. Kann aus mancherlei Gründen, deren Mittheilung hier zu weitläufig wäre, nicht veröffentlicht werden. Sie haben Recht, aber nicht Alles, was Recht ist, darf gedruckt werden. — H. Pfle in Lbch. Märchen — Schwänke — Anekdoten — nein, passen nicht für die Warteslande. — L. St. in W. Danke bestens. Brieflich mehr.

Die Redaktion.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Schnellpressendruck von Giesecke & Devrient in Leipzig.

№ 21. 1853.



Die Garfenlaube.

Familien-Blatt. — Verantwortlicher Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich ein ganzer Bogen mit Illustrationen.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter für 10 Ngr. vierteljährlich zu beziehen.

Der Stadthauptmann von Lüneburg.

Historische Erzählung aus der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts.

Von

Ed. Gottwald.

(Fortsetzung.)

In diesem Augenblicke wendete sich im Vorgemach der lüneburgische Kriegshauptmann Becker, welcher deutlich des Herzogs Stimme vernommen und nun überzeugt war, daß der Absagebrief in des Magnus Hände gelangen mußte, an einen der wachthaltenden Trabanten, indem er das zusammen gebrochene Pergament unter seinem Brustharnisch hervorzog.

„Hört, Trabant!“ begann er, „es wird nicht nöthig sein, daß ich selbst dies Schreiben unsers Commandanten vom Kalkberge dem Herzog Magnus übergebe, da eben, wie ich vernommen, Kriegsrath gehalten wird. Seid so gut und tragt es dann hinein, ich will in der Hofküche auf Antwort warten, denn Ihr werdet wohl begreifen, daß wenn man zwölf Stunden nicht aus dem Sattel gekommen, Hunger und Durst nicht fehlen.“

„Wie Ihr wollt, Herr Ritter,“ entgegnete der Trabant und nahm das Pergament in Empfang.

„Es braucht auch nicht gleich zu sein,“ warf Becker gleichgültig hin: „Laßt die Herren da drinnen immer noch eine feine Weile sich berathen und streiten, kaum bleibt mir und meinem todtmüden Rosse Zeit uns zu kräftigen zum Heimritt, denn wahrscheinlich muß ich heute noch zurück nach Lüneburg, des Herzogs Antwort zu überbringen.“

„Schon gut,“ brummte der Trabant, während Becker sich langsam entfernte, dann aber mit schnelleren Schritten die Gänge und Höfe durcheilte und bald, am äußeren Burghofe angelangt, dort den Stallbuben mit seinem Rosse fand.

„Hier, nimm Bube,“ rief er und warf diesem ein Goldstück zu, indem er ihm die Zügel abnahm und sich in den Sattel schwang.

„Wohin so eilig, Herr Ritter,“ — frug der Rottmeister, welcher ihm neugierig gefolgt und auf die versprochene Mittheilung zu warten schien.

„Nach Soltau, auf Kundschaft, heut' Abend schon wieder hier!“ rief schnell gefaßt Becker, gab seinem Rosse die Sporen und jagte zum Burgthore hinaus, während der Stallbube staunend sein Goldstück betrachtete, der

Rottmeister aber kopfschüttelnd und mißtrauisch dem bald seinen Blicken entschwundenen Reiter nachsah.

Nach Verlauf von einer guten halben Stunde, seit Becker's Entfernung aus dem Schlosse, trat der wachthabende Trabant in das Berathungszimmer und übergab dem zufällig der Thüre nahe getretenen Grafen von Hallermund die Pergamentrolle mit dem Bemerken, daß ein herzoglicher Reiterhauptmann diese von dem Commandanten der Festung auf dem Kalkberge überbracht, und in der herzoglichen Hofstube auf Antwort warte.

„Was gibt es?" frug der Herzog sich nach dem Grafen wendend.

„Ein Schreiben der Stadt Lüneburg wahrscheinlich, mit der Bitte, der Stadt die Zahlung der Lösegelder zu erlassen," spöttelte der Graf. — „Doch nein," setzte er hinzu und übergab das Schreiben dem Herzog, „ich irre mich, Euer Commandant vom Kalkberge hat es durch einen Eurer Kriegshauptleute übersendet."

Der Herzog nahm das Schreiben und warf es dem Kanzler von Spörk zu, „leset, Kanzler, was das Krämervolk wieder ausgeheckt."

Dieser öffnete bedächtig das Schreiben, aber kaum hatte er einen Blick hineingeworfen, als er, erschreckt durch den Inhalt desselben, einen Schritt zurücktrat.

„Nun, Kanzler, was zögert Ihr?" rief Herzog Magnus.

„Unglaublich!" stammelte der Kanzler, „dies hat kein herzoglicher Kriegshauptmann überbracht, dies hat die Stadt durch einen der Ihrigen übersendet, die sich gegen Euch, Herr Herzog, auflehnt und Euch Fehde ankündigt."

„Wie!" schrie der Herzog „Seid Ihr verrückt, und tanzen Euch etwa die gemalten Schnörkel verkehrt vor den Augen. Noch einmal erklärt deutlich: was enthält dies Schreiben?!"

„Die Stadt Lüneburg sagt hiermit dem Herzog Magnus von Braunschweig Hutb und Weide, Gehorsam und Unterthänigkeit auf für ewige Zeiten," las jetzt der Kanzler mit langsamer aber zitternder Stimme.

„Ha, diese Hunde," knirschte Magnus und riß dem Kanzler das Schreiben aus der Hand, warf einige Blicke auf dasselbe, und als er sich von der Wahrheit dessen, was Spörk vorgetragen, überzeugt, zerriß er das Pergament und trat es vor Wuth schäumend mit Füßen.

„Wo ist der Bote?" brüllte er nach einer kurzen Pause. „Schafft ihn herbei! Verstümmelt auf ein Roß geschmiedet, soll er der Rebellenstadt die Antwort bringen."

Eilig stürzten mehrere der Anwesenden aus dem Gemache, den Befehl des, in seinem Zorne von Allen gefürchteten, Herzogs zu erfüllen, aber vergebens durchsuchten hunderte von Kriegsleuten und Dienern die weiten Räume des Schlosses, der lüneburgische Hauptmann war nirgends zu finden. Bald darauf sprengten Bewaffnete der Richtung nach Lüneburg zu, den Geflüchteten zu ereilen, während die Signale der Schlachthorner die in und um Celle lagernden Kriegsvölker zum Aufbruch riefen.

Aber nicht so schnell als es den erbitterten Herzog in seiner zürnenden Hast drängte, konnte er der Stadt Lüneburg mit seiner Rache nahen, denn an demselben Tage, an welchem er den Absagebrief dieser Stadt erhalten, und im Begriff war, sich mit seinen Kriegsvölkern gegen Lüneburg zu wenden, kamen Eilboten von Hannover, meldend, daß sich Herzog Albert von Sachsen mit starker Kriegsmacht dahin gewendet, und als vereinige sich alles ihm Feindliche, um seine Macht mit einem Male zu brechen, so erschienen noch an demselben Tage Flüchtlinge, welche den im finstern Groll mitten unter seinen im Aufbruch begriffenen Reiterschaaren haltenden Herzog verkündeten, daß die Heerhaufen der Bischöfe von Münster und Hildesheim sich mit dem Herzog von Mecklenburg verbunden und gegen Braunschweig zögen, so wie bald darauf die Kunde an Magnus gelangte, daß die Städte Harburg, Uelzen, Lüdershausen, Hannover und Winsen den Beispiele der Stadt Lüneburg gefolgt, und ihm den Gehorsam aufgesagt. —

Seine Macht theilend und die Rache gegen seine rebellischen Städte auf spätere Zeiten sparend, wendete sich Herzog Magnus zum Kampfe gegen Sachsen und Mecklenburg; die Bürger Lüneburgs aber, wohl wissend, daß, so lange die Festung auf dem Kalkberge nicht in ihren Händen, die Stadt fortwährend den Schrecknissen nächtlicher Ueberfälle und Brandunglücks Preis gegeben sei, beschlossen in derselben Nacht, in welcher der Kriegshauptmann Becker mit dem Absagebrief nach Celle geritten, sich zum Kampf vorzubereiten und durch List oder Gewalt sich in den Besitz der Burg zu setzen. —

Und dazu gab der Ablaß, der im Benedictinerkloster, welches in den Ringmauern der Festung sich befand, jedes Jahr am Tage der Lichtmesse ausgetheilt wurde, die günstigste Gelegenheit. In der vierten Morgenstunde des 2. Februar 1371 (Lichtmeß), als noch finstere Nacht über die Häusermassen und Thürme der Stadt Lüneburg lagerte, setzte sich vom Marktplatze aus, eine Anzahl Mönche an der Spitze, ein langer Zug von hunderten der Frauen Lüneburgs geweihte Kerzen tragend, nach dem Kalkberge zu in Bewegung. Arglos, der frommen Brauch ehrend, ließ der wachthaltende Kriegsmann die äußern Thore der Festung öffnen, während von der Kirche des Benedictinerklosters her, Geläute der Glocken den Beginn der feierlichen Ablaßertheilung verkündeten.

Neugierig folgte die wachthaltende Abtheilung der Besatzung dem Zuge der Frauen, indeß der Commandant der Festung sowie der größte Theil der streitbaren Mannschaft noch im tiefen Schlafe ruhete. Aber kaum im Innern der Festung angelangt, verwandelten sich mit Blitzesschnelle die Mönche und bußfertigen Frauengestalten in wohlgerüstete Krieger, die mit Schild und Schwert, mit Streitaxt und Lanze über die keines Ueberfalls sich vermuthenden herzoglichen Söldner herfielen und dieselben niedermetzelten.

Zu gleicher Zeit drangen von der Stadt aus, in welcher die Stille der Nacht durch ein wildes von Waffengeklirr begleitetes Treiben unterbrochen wurde, neue Streitkräfte in die Festung, und als der Commandant des Kalkberges, Ritter Segebald vom Berge, halbangekleidet an der Spitze der übrigen noch schlaftrunkenen Besatzung herbeieilte, waren die Bürger schon im Besitz des größten Theils der Festung. Schritt vor Schritt aber mußten die Lüneburger das Eindringen in das Innere derselben erstreiten, und nur als der mit Löwenmuth kämpfende Commandant v. Berge, von dem Schwerte des

Rathsherrn Karsten Rodenwald durchbohrt, todt zu Boden sank, ergab sich der Rest der Besatzung den siegenden Bürgern, während die Flammen des durch den Kampf in Brand gerathenen Klosters ihren Glutschein weit hin über die dunklen Häusermassen der Stadt und deren Umgebung warfen, und als sich gegen Vormittag 10 Uhr die Strahlen der Sonne Bahn brachen durch die dicken Nebel eines trüben Winterhimmels, verkündeten nur die schwarzen Rauchsäulen, welche aus den Trümmern der Klosterkirche aufstiegen, daß da oben des Krieges Verwüstung geherrscht; vom höchsten Thurme der Burg wehete stolz das Panner der Stadt Lüneburg, in der Stadt selbst aber mischte sich der Jubel der Sieger mit den Wehklagen der Frauen und Kinder, deren Gatten und Väter als Opfer des Kampfes gefallen, denn es hatte die Stadt bei diesem Ueberfall über 130 ihrer wackersten Kämpfer verloren.

Am Abend desselben Tages sagten zwei Reiter auf verschiedenen Wegen der Stadt Lüneburg zu. Der eine derselben war ein Gilbote des Herzog Magnus, welcher dem Commandanten des Kalkberges den Befehl bringen sollte, streng das Treiben der rebellischen Bürger zu überwachen und der Festung wegen Tag und Nacht auf der Huth zu sein. Der andere Reiter war der Kriegshauptmann Becker, welcher eine Stunde früher todtmüde auf schaumbedecktem Rosse am Stadtthore hielt, welches sich ihm, der die Verfolger oft hart hinter sich gehabt, aber trotz der Erschöpfung seiner körperlichen Kräfte ohne Gefahren glücklich entronnen war, sogleich öffnete.

Des Herzogs Boten aber empfingen Steinwürfe und Geschimpf, als er dem Burgthor sich näherte, und Einlaß im Namen des Herzogs begehrte; als er aber erkannte, daß die Burg bereits in den Händen der feindlich gesinnten Bürger sei, da wendete er entsetzt sein Roß zur schleunigen Rückkehr nach Celle, um dem Welfenherzog das Unglaubliche zu verkünden. —

In fieberhafter Aufregung hatte Elsbeth der Ankunft des Geliebten geharret, und während der blutigen Ereignisse des Tages qualvolle Stunden in ihrem Gemach einsam verlebt, und mit dem freudigen Ausruf: „Gott sei Dank, Du wieder hier!“ sank sie in Becker's Arme, als dieser des Bürgermeisters Haus betrat.

Stammend vernahm dieser aus Elsbeth's Munde, wie schnell Lüneburg die Eroberung der Festung gelungen, und als bald darauf Ulrich von Weißenburg eintrat und erfreut über die glückliche Rückkehr Becker's ihn zum ersten Male an seine Brust zog, da eilte auch die Tochter von ihrem Gefühl übermannt unter Freudenthränen an das Vaterherz.

„Du hast bereits durch Elsbeth erfahren, daß auch wir nicht unthätig gewesen,“ begann jetzt der Bürgermeister, als Becker die glückliche Ausführung seines Auftrags ihm mitgetheilt — „doch wird wohl noch manch' schwere Stunde uns treffen, ehe wir gänzlich befreit vom Joche dieses Wüthrichs, der so oft schon geschworen, eher all seine Städte der Erde gleich zu machen, als deren Trotz zu dulden.“

„Wir will es scheinen, als wende sich des Magnus Glücksstern gänzlich von ihm und als gebe es mit all' seiner Macht zur Neige,“ bemerkte Becker, während Elsbeth an des geliebten Mannes Seite, dem sie indeß den stärkenden Imbiß bereitet, der Männer Rede aufmerksam lauschte. —

„Jedoch“ — fuhr Becker fort — „wird der rachsüchtige Herzog gewiß nicht säumen, und seinen Zorn fühlen zu lassen, sobald seine Händel es ihm irgend gestatten, und darum mag Lüneburg vor Allem scharfe Wacht halten bei Tag und Nacht, auf Wall und Festung.“

„Wir haben bereits darüber im versammelten Rathe gesprochen,“ entgegnete der Bürgermeister, ernst des künftigen Schwiegersohnes Hand ergreifend, — „und da Du, Becker, unser Vertrauen stets gerechtfertigt, und es Dir nicht fehlt an Muth und Umsicht, so haben wir heut' Abend noch den Beschluß gefaßt, Dir den Oberbefehl über die bewaffnete Macht der Stadt zu übertragen, und ich bin überzeugt, daß die Stadt Lüneburg nicht schlecht dabei fahren wird.“

„Ha!“ rief freudig überrascht Becker. „Auch dies danke ich Eurer Vatergüte, und gewiß, ich will derselben nie unwerth, ein treuer Hüter der Stadt sein. Aber“ fuhr er bittend fort — und ergriff Elsbeth's Hand — „Ihr habt mir schon so viele Beweise Eurer Güte gegeben und mich, den schlichten Kriegsmann, zu Euch herangezogen, durch Huld und Liebe gleich Eurem Sohne. O, gewährt mir nun auch das Höchste, was mein Herz begehrt, gewährt, daß Elsbeth und mich nun auch der Kirche Segen für immer einige.“

„Nimm sie, Arnold!“ — sprach mit dem Tone ernster Rührung Ulrich von Weißenburg. „Dein Vater war mir ein treuer Freund, der mir in bösen Tagen Ehre und Leben gerettet, warum sollte ich dem Sohne nicht vergelten, was ich dem Vater schulde. Nimm hin mein einzig Kind!“ wiederholte er und führte Elsbeth, hocherglühend vor Freude und jungfräulicher Schaam, dem glücklichen Krieger in die Arme. — „Auch Du bist aus wackerm Geschlecht und werth in den Stammbaum der Weißenburg's zu treten und wohl bedarf die schwache Jungfrau in so trüber Zeit eine feste Stütze. Möge mein Kind in Deinen Armen glücklich sein.“

„Vater, guter lieber Vater!“ stammelte Elsbeth, dessen Kniee umschlingend. — „Segnet uns, damit auch Gott uns segne!“ bat tief gerührt durch Weißenburg's Güte Becker und beugte an der Seite der Geliebten sein Kniee vor der hohen edlen Gestalt des Bürgermeisters, der mit mildem Lächeln auf die Knieenden schaute, und dessen Augen sich mit Thränen der Freude füllten.

„Nehmt meinen Segen!“ rief feierlich die Hände auf der Knieenden Haupt legend der Vater. „Möge er ein treuer Begleiter sein auf Eurer Lebensbahn. — An demselben Tage, an welchem Lüneburg seine Huldigung dem Sachsenherzog bringt, sei Eure Vermählung, einfach und still, wie es in so ernstbewegter Zeit sich geziemt.“

Und noch einmal die Liebenden an sein Herz drückend, verließ er das Gemach, das Brautpaar mit den Träumen ihres Glückes allein lassend.

Wenige Tage nach diesem Ereigniß traf der Herzog Albert von Mecklenburg als kaiserlicher Commissar in Lüneburg ein, um mit Rath und Bürgerschaft wegen der Ueberweisung der lüneburgischen Lande an die sächsischen Fürsten Verhandlung zu pflegen, und bald darauf

hielten Herzog Albert und dessen Oheim Churfürst Wenzeslaus in Lüneburg ihren feierlichen Einzug, um die Huldigung der daselbst versammelten Landstände entgegen zu nehmen, die bestehenden Privilegien und Freiheiten zu bestätigen, und von diesem Tage an als des Landes rechtmäßige Herren zu verfahren.

Ernst und feierlich ging dieser für Lüneburg so wichtige Act vor sich, ohne jene lärmenden Lustbarkeiten für die niedere Volksmenge, welche damals so wie noch viele Jahre nachher bis zur neuesten Zeit im Gefolge derartiger Feierlichkeiten sich befanden; denn nicht wie friedliche Bürger, sondern zum Kampf gerüsteten Kriegsscharen gleich, leisteten mit bewaffneter Hand Lüneburgs Bewohner den neuen Fürsten den Eid der Treue und Unterthänigkeit, wohl wissend, daß trotz dieses Wechsels der Herrscher schon die nächste Stunde den Kampf auf Leben und Tod mit Herzog Magnus herbeiführen konnte.

Treu seines Wortes ließ nach geschehener Huldigung der Bürgermeister von Weißenburg Elsbeth und Becker durch Priesterhand verbinden, still und prunklos, wie es den glücklich Neuvermählten um so willkommener war, und es der ernsten Zeit angemessen, deren nächste Zukunft eher wilde Stürme, als friedlich heitern Himmel versprach; und um ungetrennt von dem Vater zu leben, zog auf dessen Wunsch der neue Stadtobrist mit seiner Gattin in die wohnlichen Räume des Weißenburgischen Hauses.

Den Tag nach der Huldigung zogen die sächsischen Fürsten mit starker Heeresmacht gegen Magnus, welchem seit Kurzem das Kriegsglück wieder sich günstig gezeigt, und der mit reicher Beute beladen nach siegreichem Kampfe gegen die Bischöfe von Münster und Hildesheim nach Celle zurückgekehrt war, um von da aus gegen Lüneburg aufzubrechen. — Bei Winsen an der Lühe, wo Magnus einst gegen Mecklenburg so unglücklich gekämpft, mußte diesmal der Herzog Albert von Sachsen nach mehrstündigem heißen Kampfe dem Welfenfürsten das Schlachtfeld überlassen und in wilder Flucht sich nach Hannover wenden, wohin ihm Magnus Torquatus, verlockt durch zwei so schnell hintereinander errungene Siege, ungestüm folgte. — Hier aber wendete sich sein Glück; vereinigt mit dem Herzog von Mecklenburg schlug Albert von Sachsen den Braunschweiger Herzog in die Flucht, ließ die Lauenburg schleifen, und überließ die Trümmer dieser gefürchteten Zwingburg der Stadt Hannover zur Erweiterung ihrer Ringmauern. Herzog Magnus verlor in dieser Schlacht über 2000 seiner tapfersten Krieger, und mußte hinter den festen Wällen der damals so mächtigen Stadt Braunschweig Schutz suchen, mit welcher er durch Schenkung wichtiger Privilegien von Neuem sich geeinigt.

Wie wenig aber die kaiserlichen Achtserklärungen in jener wildbewegten Zeit fruchteten, beweist, daß trotzdem Herzog Magnus zu wiederholten Malen geächtet worden war, die sächsischen Fürsten dennoch bald nach jener Schlacht in einen Vergleich mit ihm sich einließen, nach welchem:

> Herzog Albert und Churfürst Wenzeslaus von Sachsen Landesherren im Lüneburgischen bleiben sollten, so lange sie lebten; nach deren Tode aber die Successio daselbst alternative gesehehen solle, also, daß sie allemal auf den Aeltesten der beiden Häuser — Braunschweig-Lüneburg nämlich und Niedersachsen — fallen müßte;

und da mit diesen Bestimmungen beide Theile zufrieden waren, so wurde von Kaiser Karl dem Vierten die über Magnus Torquatus ausgesprochene Achtserklärung zum zweiten Male zurückgenommen. Doch trotz dieses Bündnisses, durch welches die Stadt Lüneburg gegen alle Feindseligkeiten von Seiten des Herzogs von Braunschweig geschützt zu sein schien, konnte der rachsüchtige Welfenfürst dieser Stadt nicht vergessen, daß sie auf so kecke Weise sich der Festung auf dem Kalkberge bemächtigt, und bereitwillig unterstützte er die Raubzüge seiner Verbündeten, um der Stadt an Vermögen und Besitzthum, durch Plünderung und Niederbrennung ihrer Freihöfe und Meiereien Schaden zuzufügen.

(Schluß folgt.)

Zwei Stunden in einem Londoner Arbeitshause.

Einige englische Schriftsteller und öffentliche Volksredner haben wohl von Zeit zu Zeit den Versuch gemacht die Arbeitshäuser, Der Unions — diesen Zufluchtsstätten der hülfsbedürftigen Armen der Nation — mit dem schreckerregenden Namen „Bastille" zu brandmarken. Die Bastille war, wie sich unsere geehrten Leser sehr wohl erinnern, das alte Staatsgefängniß von Paris, und der Schauplatz manches höchst tragischen Dramas. Es bestand aus acht verschiedenen Thürmen, welche vermittelst eines ungeheuren Mauerwerkes miteinander vereinigt waren, und das Ganze war dann zunächst mit einem 120 Fuß breiten und 25 Fuß tiefen Graben umgeben, und endlich folgte eine 36 Fuß hohe, dicke, steinerne Mauer. Die Thürme waren in verschiedene Etagen getheilt, welche wiederum kleine achteckige Zimmerchen enthielten, die vermittelst einer engen, offenen Schießscharte durch eine sechsfüßige Mauer höchst matt erleuchtet wurden. Da war kein Ofen oder sonstiger Heizapparat, kein Hausgeräth, mit Ausnahme eines eisernen Gitters, welches ungefähr 6 Zoll von dem Fußboden entfernt in waagerechter Stellung befestigt war und auf dem sich die Matratze des Gefangenen befand, auf der er des Tages in tiefster Einsamkeit saß und des Nachts — wenn er dazu Neigung fühlte — schlummerte, um von der verlornen Freiheit angenehm zu träumen.

Nun diese englischen Arbeitshäuser sind zweifelsohne etwas verschiedener Natur; sie sind keine Gefängnisse mit Wällen und Gräben umgeben, in deren finsteren Zellen Verbrecher in Banden und Fesseln ihre Vergehen gegen das Gesetz und die verletzte Gesellschaft abbüßen, sondern es sind vielmehr — wie wir bereits angedeutet haben — Zufluchtsstätte für bedürftige Arme, welche — vielleicht durch äußere Noth gezwungen — jedoch freiwillig eintreten und sie jeden Augenblick ganz nach Belieben verlassen können. Der Holzschnitt nebenanstehend giebt eine

genaue Darstellung des Arbeitshauses, welches für die Windsor-Union im Jahre 1840 errichtet worden, und es befindet sich an der Grenze des großen Windsor-Parkes, unmittelbar an der Landstraße, welche nach Bishopgate und Englefield führt, gerade in der Mitte der allerschönsten Landschaftsscenen, an denen die Umgebung des majestätischen Windsor so überreich ist, und es war namentlich dieser äußerst malerische Theil, welcher den Inhalt zu Denhams berühmtem Gedichte „Cooper's Hill" geliefert hat. Die äußere Erscheinung der Anstalt steht in schönem Einklange mit den heiteren Aussichten über das liebliche fruchtbare Thal der „gelbgelockten, göttlichen" Themse und den ehrwürdigen riesenhaften Bäumen, welche den Reiz und die feierliche Stille dieser Waldlandschaften so unermeßlich erhöhen. Es ist im Style des sechszehnten Jahrhunderts erbaut, als Bequemlichkeit und Eleganz, die Erzeugnisse des Wohlstandes und einer größeren Sicherheit, die rohen Festungsburgen der feudalen Großherren zu verdrängen begannen. Der Raum, welcher es umgibt, ist von der öffentlichen Landstraße durch nichts als ein Stacketgitter getrennt und vor dem Centralgebäude blühen in der Mitte des grünen Rasens die mannigfaltigsten Blumen in schönster Pracht, und der Fleiß der Einwohner hat an den beiden Flügeln des Gebäudes zwei ansehnliche Strecken in üppige Küchengärten verwandelt.

Arbeitshaus der Windsor-Union.

Doch lasset uns selbst eintreten.

An dem Portale des Centralgebäudes begegnen wir einem Thüröffner, welcher uns auf das allerartigste in ein Zimmer zeigt und unseren Wunsch, das Arbeitshaus in Augenschein zu nehmen, dem Director mittheilt. Die Erlaubniß ist sofort gewährt und wir beginnen nun unsere Wanderung. Die Insassen haben so eben gespeist; wir kosten die verschiedenen Gerichte, aus denen die Mahlzeit bestanden hat und müssen eingestehen, daß der Pudding, das Brod und Käse von der allerbesten Qualität waren, welche wir jemals genossen haben. Aber dann, wie verhält es sich mit der Quantität? Wie viele arme Kinder verlassen die Tafel mit hungrigem Magen? und wie viele bejahrte Personen bedürfen noch einiger anderer Erfrischungen und Erquickungen außer der gewöhnlichen Suppe und Grütze und Pudding und gekochtes Rindfleisch. Diese Gedanken drängen sich dem Besucher unwillkürlich auf, welcher die Redner und Schriftsteller, die diesen Anstalten feindlich sind, von der unerträglichen Diät und dem Hungersysteme in diesen Arbeitshäusern so laut hat reden hören. Die imponirende äußere Erscheinung des [illegible]gebäudes hat bereits manche unserer Vorurtheile völlig vernichtet; aber da mag dessen ungeachtet ein ungeheures Elend hausen, obwohl die Zimmer einladend, hell, luftig und äußerst sauber erscheinen. Lasset uns in unserer Wanderung fortschreiten.

Die verschiedenen Speisezimmer für die Männer, welche sich auf der linken Seite von dem Centralgebäude befinden, sind sämmtlich von diesen verlassen und wir eilen deshalb vorwärts und besuchen sie in ihren Wohnzimmern, welche sowohl in der Front als nach hinten hinaus mit verschiedenen Höfen in Verbindung stehen. Die ganze Menge der männlichen Insassen sind zunächst in zwei Klassen getheilt: die Arbeitsfähigen und die Bejahrten und Schwachen oder Arbeitsunfähigen; und jede dieser Klassen haben ihre bestimmten Zimmer und Aufenthaltsplätze. Die Alten

und Schwachen sitzen ruhig in dem warmen Sonnenscheine oder in ihrem betreffenden Zimmer, um desto besser die genossene Mahlzeit in Gemüthlichkeit zu verdauen; einige wenige sind mit Lesen beschäftigt. Die Arbeitsfähigen — in dieser Jahreszeit nur eine geringe Anzahl — haben sich bereits an ihre verschiedenen Beschäftigungen begeben; einige arbeiten in den Gärten, andere zupfen Werg aus alten ausgedienten Tauen und Stricken, andere hinwiederum hacken Holz oder arbeiten, im Falle sie eine bestimmte Profession als das Schuhmachers- oder Schneiderhandwerk erlernt haben, für das allgemeine Beste der Anstalt. Die Knaben sind in der Schule unter der geistigen Leitung eines Lehrers. Wir sehen hier eine Anzahl gesunder, wohlgekleideter und durchaus reinlicher Knaben mit lachenden, lebensfrohen Gesichtern, welche unter der Führung eines einsichtsvollen, jungen Mannes, dem die Ausübung seiner Pflichten ein Vergnügen zu sein scheint, lesen, schreiben, buchstabiren und auch wohl ein wenig rechnen lernen.

Von hier begaben wir uns eine Treppe hinauf, um die Schlafzimmer in Augenschein zu nehmen. Der ganze obere Theil des Gebäudes, welches ungefähr 360 Fuß lang ist, besteht aus einer ungeheuren Anzahl von einzelnen Zimmern, welche vermittelst verschiedener breiter Treppen zugänglich sind, jedoch vermittelst eines Ganges in ihrer ganzen Ausdehnung mit den Zimmern der verschiedenen Aufseher und Aufseherinnen in dem Centrum des Gebäudes in unmittelbarer Verbindung stehen. — Diese Schlafzimmer sind hinwiederum in verschiedene Abtheilungen für die Alten, die Schwachen, Arbeitsfähigen, und Knaben abgetrennt; die Schlafzimmer für die weiblichen Insassen befinden sich in dem Flügel, welcher von dem Centralgebäude rechts belegen ist, und sind ganz nach derselben Art wie die der Männer eingetheilt. Jeder einzelne Insasse hat sein eigenes Bett, und da wir, dazu speciell aufgefordert, mehrere dieser Betten genau untersucht haben, so fühlen wir uns zu dem Urtheile berechtigt, daß wie überall, so auch ganz besonders hier in dieser Abtheilung der Anstalt die allergrößte Reinlichkeit und Ordnung herrscht, und die Lüftung (Ventilation), welche für das Gedeihen der menschlichen Constitution von der allergrößten Bedeutung ist, ist durchaus musterhaft.

Wenn wir hinwiederum die breite Treppe hinunterstiegen, welche sich auf der rechten Seite des Centralgebäudes befindet, so gelangen wir in die verschiedenen Zimmer der Frauen, welche nach demselben Plane gebaut und eingetheilt sind, als die der Männer. Die alten Frauen, welche nicht zu schwach sind, haben ihren Stuhl nahe an das geputzte Fenster gerückt und sind mit jugendlichem Eifer mit einem Nähzeuge oder wohl gar mit dem Strickzeuge beschäftigt, welches seit der Erfindung der Strumpfwebedampfmaschinen in England eine außerordentliche Erscheinung ist; andere lesen in tiefster Andacht in dem Buche des Lebens, aus dem sie im vollsten Maaße den Trost schöpfen, welchen sie in den wogenden Verhältnissen des Lebensgebrauses vergeblich gesucht haben, dafür zeugt die Inbrunst, mit welcher sie den Text Wort für Wort in sich aufnehmen, und die tiefgefurchte Stirn und jenes melancholische Auge spricht auf das Unverkennbarste von harten Kämpfen und großen Leiden, ehe sie in diesen Hafen des Friedens ruhig eingelaufen waren. Ja auch diese hochbetagten, hinfälligen Gestalten vor unseren Augen haben einst in Schönheit und übermüthiger Jugendfülle gestrotzt, auch ihr Busen hat einst manche kühnen Träume geboren, auch ihr Herz war einst voller Wärme und Leidenschaften; das Alles ist nun vorüber und Nichts geblieben, als die Hoffnung auf die seligen Freuden einer besseren Welt. — Andere hinwiederum gehen auf dem Hofe in dem hellen Sonnenscheine spazieren, um ihren Appetit ein wenig mehr für die Tasse Thee zu schärfen, welche mit den schönsten Vorgenüssen erwartet wird. Die Mädchen befinden sich unter der Direction einer Lehrerin und lernen nähen, stricken, lesen und schreiben. Auch besitzt die Anstalt eine kleine Bibliothek nützlicher und erbaulicher Schriften, welche jedem Insassen, alt und jung, zu Gebote steht.

Bis jetzt haben wir eigentlich noch gar kein wirkliches Elend gefunden; in der That haben wir kaum ein Gesicht gesehen, welches eine tiefe Unzufriedenheit mit der gegenwärtigen Lage verrathen hätte, und die Nahrung, obwohl nicht luxuriös und übermäßig, muß durchaus ausreichend sein, denn überall um uns herum sehen wir Nichts, als blühende Gesundheit. Wir wissen, daß eine gute Gesundheit namentlich von Reinlichkeit, einer gehörigen Lüftung und hinreichender, gesunder Nahrung abhängig ist. Hier herrscht zweifelsohne die größte Reinlichkeit, und die Ventilation ist musterhaft, und wir dürfen aus guten Gründen wohl annehmen, daß auch die verabreichten Nahrungsmittel zuträglich sein müssen, denn sonst würden wir nothwendigerweise elende, verbrungerte Wesen antreffen. Wir haben noch das mit der Anstalt verbundene Krankenhaus zu besuchen. Hier in der That befindet sich ein nicht gerunges Maaß von Elend, aber es ist ein Leiden der Art, welches wir in dem Inneren eines wohlgeleiteten Hospitals antreffen. Der Leidende sucht hier die Hülfe, welche er in der eigenen Wohnung nicht haben kann. Hier ist der Schlaglüssige, dessen Aufenthalt in der Gesellschaft so viel als möglich unlästig gemacht werden muß; hier ist der Krüppel, welcher für jede Arbeit oder Anstrengung unfähig ist, und dessen Schmerzen unter der Aufsicht chirurgischer Kunst gelindert werden müssen; hier ist auch einer, welcher bei der ungewöhnlich scharfen Kälte des vergangenen Winters den Gebrauch seiner Gliedmaßen einbüßte und er wird in kurzer Zeit völlig hergestellt und arbeitsfähig sein. Die verschiedenen Patienten versichern uns, daß sie Beauemlichkeit, welche sie nur wünschen, sofort gewährt und daß ihnen auf Anweisung des Doctors jedes erforderliche Nahrungsmittel, ja selbst außerordentliche Begünstigungen, welche über die gewöhnliche Diät der Anstalt hinauoreichten, mit der größten Bereitwilligkeit verabfolgt wurden. Die umfangreiche Küche mit ihren ungeheuren kupfernen Kesseln und riesigen Pfannen und in der Alles mit Dampf gekocht und gebraten wird; die Waschanstalt, in der sämmtliche Wäsche des Hauses gewaschen, gerollt und geplattet wird; dann die niedliche Kapelle, in der die üblichen Morgen- und Abendgebete gehalten, und des Sonntags der Gottesdienst stattfindet, machen den Beschluß unserer Rundschau.

Welches ist nun der Zweck eines solchen Unions-Arbeitshauses, welches den hülfsbedürftigen Armen unsreitig größere Bequemlichkeiten bietet, als sie möglicherweise in ihren eigenen Wohnungen haben können; ist es ein Ort, in welchem der Arme sein ganzes Leben zu verbringen wünscht? Nein durchaus nicht. Denn wenn dies der Fall

wäre, dann würde es in unserer Meinung ein größerer Fluch für die Gesellschaft sein, als der Schmuz, die Unwissenheit, das Laster und das Elend der alten Arbeitshäuser der einzelnen Bezirke, deren einziger Gegenstand war, die Armen zu füttern; denn wir fürchten für das Gedeihen und Wohlsein eines Staates Nichts so sehr als wohlgenährte Bettler an Stelle einer gesunden und kräftigen Arbeiterklasse. Für den Arbeitsfähigen muß selbst das beauemste Unions-Arbeitshaus ein höchst unwillkommener Aufenthalt sein. Die geordneten Eintheilungen, die zugemessene Quantität der Nahrungsmittel, die unveränderliche Einförmigkeit der strengsten Disciplin, der Zwang zu arbeiten und der gänzliche Ausschluß von der Außenwelt, jedes einzeln und Alles zusammen bietet Unbequemlichkeiten dar, deren sich nicht leicht jemand unterzieht, der die Mittel besitzt, seinen Lebensunterhalt anderswo zu verdienen. Der schmuzige Vagabond, welcher gelegentlich einspricht und um Obdach und Nahrung nachsucht — welches beides jedem ohne Unterschied gewährt wird, — findet natürlich keinen Gefallen an der herrschenden Reinlichkeit und Ordnung, welche ein Aufenthalt in der Anstalt erheischt; und er hält es deshalb nicht lange darin aus. Für den ordentlichen Arbeiter hingegen, welcher eine Zeit lang wider eigenes Verschulden ohne Existenzmittel ist; für den Bejahrten und Schwachen, der nicht im Stande gewesen ist, sich eine sorgenfreie Lage im drücken den Alter zu erarbeiten; für die Wittwen und Waisen, welche durch einen unzeitigen Tod des Ernährers und der väterlichen Stütze beraubt sind, für diese Personen sind die Unions-Arbeitshäuser unstreitig von der höchsten Bedeutung und dem wohlthätigen Einflusse, und wir wissen, daß manche arme Kinder in diesen Anstalten eine Erziehung genossen haben, welche sie sonst niemals hätten erhalten können, und so lange es noch Arme in England gibt, welche in eine der angegebenen Klassen fallen, für welche diese Arbeitshäuser gegründet sind, so lange halten wir sie für durchaus praktisch und dem Zeitgeiste angemessen.

Bausteine zu einer naturgemäßen Selbstheilslehre.

II.

Sind die Aerzte entbehrlich?

Ja! die Aerzte sind entbehrlich, welche die kranke Menschheit durchaus nur mit sogenannten Arzneimitteln oder durch einseitige Heilmethoden kuriren wollen; die Aerzte sind aber zur Zeit noch ganz unentbehrlich, welche Krankheiten verhüten oder den Kranken den naturgemäßen Weg zeigen, auf welchem diese entweder ihre Gesundheit wieder erlangen oder, ist das Uebel unheilbar, doch die wenigsten Nachtheile davon haben können. Aber wahrlich dieser Weg führt nicht durch die Apotheke, nur manchmal neben einer einzigen Büchse derselben, neben der mit betäubenden Mitteln vorbei. Ich höre im Geiste, lieber Leser, wie Du mir höhnisch lächelnd einwirfst: aber wie viele Kranke sind nicht schon durch Aerzte und Medicin gesund worden und was für Männer — Halt! urtheile nicht eben so falsch, wie die Aerzte selbst und schreibe nicht Alles, was in Dir geschieht, wenn Du Medicin eingenommen hast, nur dieser zu. Bedenke, daß Dein Körper von Natur so eingerichtet ist, daß er die meisten Krankheitsprocesse, am leichtesten bei richtigem diätetischen Verhalten, aus eigenen Mitteln allmälig tilgt und glaube mir, die meisten dieser Kranken sind nur trotz des Arztes und obschon sie Arznei nahmen gesund worden. Der Arzt bringt nur da scheinbar durch seine Arzneien Hülfe, wo in der That die Natur das Uebel hebt; höchstens kann der Arzt durch Angabe des richtigen Verhaltens des Kranken der Natur die Heilung etwas erleichtern. Aber China gegen Wechselfieber! rufen alle Aerzte wie aus einem Munde; da sieht man doch klar und deutlich, daß eine bestimmte Krankheit durch ein bestimmtes Mittel gehoben werden kann, und was bei einer Krankheit möglich ist, das muß doch bei den andern auch zu ermöglichen sein. Also suche man nur fleißig, damit man die richtigen Mittel gegen andere Krankheiten endlich auch erhasche. Falsch! Grundfalsch! Die China kurirt die eigentliche Krankheit, kaltes Fieber genannt, nicht, sondern hebt nur die auffälligste und beschwerlichste Erscheinung desselben, den sogenannten Fieberanfall (Frost und Hize), und dies können auch eine Unzahl anderer, selbst sympathetischer und mystischer Mittel fast ebenso gut, wie die China. Wollte man die China für ein spezifisches Mittel gegen Wechselfieber ansehen, dann müßte man auch andere Arzneien, welche lästige Symptome einer Krankheit in den Hintergrund drängen, für spezifische erklären, z. B. Opium gegen Krebs und andere schmerzhafte Uebel, Champagner gegen Hypochondrie bei Männern, Schoosshündchen, ein Ball oder ein neues Kleid gegen hysterische Weinkrämpfe bei Weibern u. s. w. Ich warne Euch hiermit vor Aerzten, die immer nur Recepte verschreiben, oder gar Alles, selbst aus der Entfernung, über einen Leisten kuriren. Paßt einmal auf die Recepte eines solchen Arztes auf und Ihr werdet bald finden, daß derselbe nur etwa 15 bis 20 Formeln bei 8 bis 10 Mitteln im Gebrauche hat, um die verschiedensten Krankheiten zu kuriren, daß er nur manchmal statt des Milchzuckers einfachen Zucker, anstatt des gemeinen Wassers destillirtes und statt eines braunen Saftes einen grünen nimmt.

Traut den Aerzten ja nicht, die Euch nach oberflächlicher Befragung, nachdem sie den Puls gefühlt und die Zunge besehen, aus der Apotheke etwas Stärkendes für die Nerven, für den Magen und andere Theile verschreiben wollen, die durch Arzneien die schlechten Säfte des Blutes zu tilgen, verstimmte Organe auszufegen oder von Innen nach Außen, von Oben nach Unten und von Vorn nach Hinten abzuleiten streben und die Euch Mittel, deren Titel mit anti- anfängt, wie antiscorbutische, antihämorrhoidalische, antigichtische, antirheumatische, antisyphilitische, antiphlogistische, antiscorbutische u. s. w. beibringen wollen. Nur Denen schenkt Euer Vertrauen, die Euch genau untersuchen, Eueren Körper befühlen, beklopfen

und behorchen, Euch hinsichtlich Eurer Lebensweise bis in's Kleinste examiniren, und Euch in Bezug auf Essen und Trinken, Wohnung und Kleidung, Bewegung und Ruhe, Wärme und Kälte u. s. w. Aufklärung und Verhaltungsmaßregeln geben, die dem Ausspruche Wunderlich's beistimmen: „wo die Receptensucht aufhört, fängt die Therapie an", oder mit Griesselich behaupten: „die edelste Aufgabe der Heilkunst bestehe darin, sich selber überflüssig zu machen. Solche Aerzte nun nennt man rationelle oder vernünftige, von ratio, die Vernunft, und die neuere Heilkunde, welche durch die richtige Einsicht in den gesunden und kranken, lebenden und todten menschlichen Körper solche Heilkünstler zu bilden strebt, heißt die rationelle oder physiologische Medicin. Dieser Wissenschaft wird es gar nicht einfallen, auf gut Glück diese oder jene Heilmethode bei Krankheiten zu probiren oder immer und immer wieder die seit Jahrhunderten von den Verfertigern der Heilmittellehren empfohlenen, aber schon längst als ganz nutzlos erfundenen Arzneimittel in Gebrauch zu ziehen, da sie durch die Mithülfe der Naturwissenschaften weiß, wie naturwidrig dieses Gebahren ist. Sie strebt dagegen darnach die Unordnungen in der Oeconomie des menschlichen Körpers und deren Ursachen zuvörderst richtig zu erkennen und lehrt dann dieselben zu vermeiden oder auf naturgemäßem Wege allmälig wieder in Ordnung zu bringen; sie zeigt uns auch, wie die meisten Krankheiten ohne Medicamente, nur bei gehöriger Einwirkung der richtigen Lebensbedürfnisse in Gesundheit übergehen oder, wo dies nicht geschieht, wie dann auch alle Arzneimittel und Heilungsversuche erfolglos bleiben.

Laßt Euch das Wirken eines rationellen Haus-Arztes in Kürze beschreiben. Zuvörderst würde derselbe Euch über das Klima und den Ort, welchen Ihr eben bewohnt, solche Aufklärung geben, welche zur Erhaltung Eurer Gesundheit beitrüge; sodann müßte er Euch in der Wahl und Einrichtung der Wohnung unterstützen und hier vorzüglich die gesündeste Stube zum Schlafzimmer und zum Aufenthalte für die Kinder auswählen; ja sogar die Geräthschaften der Küche und die Beschaffenheit der Abtritte dürften nicht unbeachtet von demselben bleiben. Was Euere eigene Person betrifft, so würde Euch ein solcher Arzt auf diejenigen Eurer Gewohnheiten (z. B. in Bezug auf Essen und Trinken, Kleidung, geistige und körperliche Thätigkeit u. s. w.), welche nach und nach die Gesundheit untergraben können, aufmerksam machen und zugleich die passenden Mittel und Wege zur Kräftigung Eures Körpers angeben. Sein Hauptaugenmerk würde aber auf die Kinder gerichtet sein und diese müssen von demselben nicht blos in körperlicher, sondern, — wie die Schulen zur Zeit beschaffen sind, — auch in geistiger Beziehung streng überwacht werden. Alle die genannten Pflichten des Arztes würde freilich ein jeder verständige Erwachsene recht gut selbst übernehmen können, wenn er in der Schule sich selbst hätte kennen lernen oder wenn er sich nach den Schuljahren um die Natur und die Einrichtung seines Körpers bekümmert hätte. Wie die Sachen aber jetzt stehen, brauchen fast alle Menschen bis in ihr spätestes Alter noch einen ärztlichen Vormund, und der Arzt darf nicht blos auf den kranken Körper angewiesen sein.

Ich werde später dem Leser noch weiter auseinander zu setzen suchen, wie von einem rationellen Arzte recht gut bei Kindern die so oft tödtlich ablaufenden Krankheiten, als Bräune, Lungenentzündung, Brechdurchfall und bitziger Wasserkopf (Hirnkrämpfe) vermieden werden können; wie krumme und lahme Beine, Buckel und blöde Sinne nicht zu existiren brauchten; wie Blutarmuth (Bleichsucht) und Lungenschwindsucht seltener sein könnten. Für das höhere Lebensalter würde ein richtiger Arzt aber insofern von schützendem Einflusse sein können, als er dem Auftreten von Gicht und Rheumatismus, von Hypochondrie und Hysterie, von Nervenschwäche und Unterleibsbeschwerden, von Lähmungen und selbst dem Schlagflusse entgegen zu treten im Stande ist. Was machen aber die Aerzte und die Laien jetzt? Sie warten beide, selbst wenn sie eine Krankheit schon deutlich herannahen sehen, bis die genannten Uebel sich zu einem solchen Grade ausgebildet haben, daß von einer völligen Wiederherstellung der Gesundheit gewöhnlich gar nicht mehr die Rede sein kann und dann wandern die meisten Patienten aus der Hand des einen Quacksalbers in die vieler anderer, um endlich durch die dunklen Kräfte der Somnambülen, der Wunderdoctoren und Geheimmittel zehn bis zwanzig Jahre zu früh in das dunkle Grab gestoßen zu werden. Die meisten Aerzte beruhigen sich dann damit, daß sie sich Mühe gegeben und Alles gethan, um es, wie Goethe dem Mephistopheles von der Medicin sagen läßt, um Ende gehen zu lassen, wie's Gott gefällt. Hätten sie es doch lieber gleich vom Anfange gehen lassen, aber wie's Gott gefällt. Uebrigens gibt es doch auch noch einzelne Aerzte, die darüber Gewissensbisse bekommen, daß sie dem Verstorbenen vor seinem Tode nicht noch einige Blutigel ge- und dieses oder jenes Medicament versetzt haben. Sie gleichen jenem Landarzte, der bei innern Krankheiten zuletzt, wenn kein Mittel mehr anschlagen wollte, noch einen Zahn auszog. Höre also auf meinen wohlgemeinten Rath, lieber Leser, nimm Dir einen rationellen Arzt so lange Du gesund bist und laß Dich von demselben vor Krankheit beschützen, denn zur Zeit der Noth ist, wie Du doch endlich von selbst merken solltest, die Macht des Arztes eine sehr geringe, die der Arzneien aber eine blos eingebildete.

III.

Verdienen die meisten Menschen rationelle Aerzte?

Nein! nein! und nochmals nein! Die meisten Menschen verdienen bei ihrem hartnäckigen Sträuben gegen die Aufklärung durch die Naturwissenschaften, bei ihren blödsinnigen Ansichten über die Naturerscheinungen und über die Beschaffenheit ihres eigenen Körpers, sowie wegen ihrer Willensschwäche, ihrer Indumanität und Selbstsucht gerade jetzt recht tüchtig geradewachert, geschrothet und gepreßnitzt zu werden; denn wer nicht hört, muß fühlen. Doch gibt es auch noch immer eine Menge gutmüthiger Menschenfreunde, denen das leibliche Wohl der Menschen in der Gegenwart und für die Zukunft am Herzen liegt, und für diese sind die in den nächsten Nummern folgenden Gesundheits- und Krankheitsregeln bestimmt. Am meisten würde freilich durch dieselben genützt werden, wenn

Mütter und Schullehrer sich das Gesagte zu Gemüthe zögen und bei der Erziehung der Kinder in Anwendung brächten. Vielleicht finden meine Worte auch bei Solchen Anklang, welche in ihrem Leben trotz vieles Heilkünsteins doch viel durch Krankheiten und den Tod gelitten haben. — Uebrigens sage ich mit Stendel: „ich hoffe nicht, daß man mir den Vorwurf machen wird, ich wollte die medicinische Wissenschaft herabsetzen, wenn ich die Blößen der Arzneikunst aufdecke; im Gegentheil, ich habe einen sehr hohen Begriff von Dem, was die Medicin leisten könnte und leisten sollte; ich meine, sie sollte, statt ein besonderes Gewerbe zum Kurriren von Kranken zu sein, zu einer Anstalt für das Gemeinwohl, zu einem Segen für die Menschheit werden, und auch das Publikum sollte nach und nach einsehen, was es von der Medicin zu erwarten und zu fordern berechtigt ist." (B.)

Blätter und Blüthen.

Die verrückte Bettstelle. Die durch höhere Geisterbund verrückten Tische sind schon etwas Altes. Und wenn die Geisterklopfer es mit ihren geborsamen Verstorbenen nicht weiter bringen, als zur Verdrehung von Tischen, ist die Hoffnung, daß sich die Geister zu Ostern und Michaelis beim Meublefuhrwerk nützlich machen könnten, eitel. Was aber die Kunst, Meubles und Menschen verrückt zu machen, betrifft, so ist sie durchaus nichts Neues. Wir kennen einen Gentleman in London, dessen ganzes Haus mit allen Meubles und Menschen aus höherer Magie besteht. Setzt man sich auf einen Stuhl, geht er auseinander und stellt sich in zwei Theilen neben dem Daruniederliegenden auf. Der Tisch, auf welchen man sich stützt, verwandelt sich in ein Klavier, das von selbst spielt. Statt der Handschuhe, die ich aus meinem Hute nehmen wollte, zog ich ein Paar lebendige Kaninchen heraus. Und so ging's fort; immer eine Zauberei nach der andern. Am Schlimmsten ging's einem Irländer, der zum Besuche gekommen war und bei dem Zauberer die Nacht zubrachte. Nachdem er mit der größten Gastfreundschaft behandelt und verleitet worden war, bedeutend über den Durst zu trinken (wozu bei dem Irishman nie viel Verführung gehört) brachte man ihn in sein Schlafcabinet, ein hohes gothisches Zimmer mit einem ungeheuren, bis an die Decke reichenden Himmelbett. Das Bett selbst befand sich kaum 2 Fuß hoch über dem Fußboden, recht bequem für einen Irländer, der über den Durst getrunken hat. Man unterstützte ihn gebührlich im Auskleiden, machte es ihm möglichst bequem im Himmelbette, wünschte ihm gute Nacht und ließ ihn im Finstern.

Die Gesellschaft wurde jetzt mit der höhern Magie der Bettstelle bekannt gemacht. Vor der Thür in einem Winkel war eine Maschinerie angebracht, die auf den Druck einer Feder zu arbeiten anfing und das Bett innerhalb der 4 Pfosten langsam bis an die Decke schrob. Die schnarchenden Töne von innen waren das Zeichen zum Berühren der Feder. Der Schläfer befand sich bald in angemessener Höhe. Eine Minute darauf war das ganze Haus in fürchterlichem Aufruhr. Die Bedienung war auf Alles gut eingeübt. Man schrie Feuer! stieß, schleppte, rutschte, heulte und lärmte auf tausenderlei Art. Gleichzeitig ward dem Fenster des Irländers gegenüber im Hofe etwas Maculatur und kleines Holz in Brand gesteckt, daß es fürchterlich flackerte und loderte. Und der Hausherr schrie laut: „Gott im Himmel, wer rettet meinen armen Irländer! Die Flammen verzehren schon das Zimmer unter ihm!"

Es dauerte nicht lange, hörte man im Zimmer den gewünschten Fall und ein witziges Verwünschen und Fluchen aus dem Zimmer des Irländers. In einem Nu war das Feuer ausgelöscht und Alles mäuschen still. Jetzt wurde der Genuß für den Zauberer vollkommen. Der dicke, schwere Dialect des Irländers unterbrach allein die Stille der Nacht. Immer lauter und witziger schrie er um Hülfe. Nach einigen Minuten begaben sich ein Paar Diener im tiefsten Negligee und gähnend in das Zimmer und fragten, was ihm gefällig sei.

„Brennt's denn nicht im Hause?"

„Brennen, Sir? Ich denke, kein Funke im Kamin ist noch lebendig."

„Nun wozu denn also der Feuerlärm?"

„Sie müssen geträumt haben, Sir; keine Maus hat sich gerührt."

„O wirklich! Dann sind es zwei Fälle: mein Traum ein Fall, und ich aus dem Bette Genitiv oder zweiter Fall."

„Aus dem Bett gefallen, Sir? Ich hoffe, Sie haben sich nicht verletzt, das Bett ist ja Gott sei Dank so niedrig."

„Ich denke nicht so niedrig von diesem Bett. Ich fiel wohl fünf Minuten lang, ehe ich hier unten ankam."

„Sir, das ist Ihnen im Traume so vorgekommen. Sehen Sie, das Bett (das inzwischen wieder hinter dem Vorhange herunter gezaubert worden war) ist kaum 2 Fuß hoch."

Der Irländer besah sich die Dimension und rief: „Nun dann haben meine Sinne allen Credit bei mir verloren." Er bat um Entschuldigung wegen der nächtlichen Störung, begleitete die Diener bis an die Thür, schloß sie und begab sich wieder zu Bett, welches freilich inzwischen wieder in die Höhe gewunden worden war. Draußen hatte man nun seine, wenn auch nicht christliche, doch höhere englische Gentlemen-Freude, zuzuhören, wie der Irländer inwendig im Finstern grasirte, fluchte und Witze machte, daß es ihm nicht gelingen wollte, in's Bett zu kommen. Er hob bald den rechten, bald den linken Fuß zuerst, um einzusteigen, kam aber immer wieder auf den Fußboden. Die ganze Bettstelle immer ein leerer Raum. Er dachte laut, wunderte sich, sprach von unberufener Geistereinmischung und daß er Mrs. Haydn verklagen wolle und dergleichen, bis man vernahm, daß er auf einem Stuhle sich zurecht rückte, um dort den Rest seines Rausches auszuschlafen.

Inzwischen hatte man das Bett wieder heruntergeschroben. Am Morgen besuchte ihn der Besitzer der Bettstelle, die er für sein Meisterwerk hielt, und wollte bald bersten

vor innerem Gelächter, als der Irländer gar nicht müde werden konnte, die Bettstelle zu betrachten und zu untersuchen.

Auf wiederholtes Fragen, was er an ihr Merkwürdiges finde, antwortete er nur: „Ich denke nicht so gemein von meiner Bildung, sie unter die Geistesgaben einer Bettstelle zu stellen; deshalb stelle ich den Antrag, diese Bettstelle für unbedingt verrückt zu erklären. Außerdem bitte ich nur noch um etwas Opodeldock zum Einreiben."

Kampf mit Wölfen. Die Jagd der Rinder in den mexicanischen Prairien ist oft mit großen Gefahren verknüpft. Einer der tüchtigsten unerschrockensten Büffelfänger hätte vor Kurzem seine Jagdlust fast mit dem Leben gebüßt. Er war am Abend hinaus in die Prairie geritten und hatte sich matt und müde in ein Gebüsch gelagert, während sein Pferd in einer Vertiefung ruhig graste. Es mochte nach Mitternacht sein, als er erwachte. Plötzlich hört er in seiner Nähe ein schauerliches, durch alle Nerven gehendes Geschrei, dessen Bedeutung er recht wohl kennt.

Es ist sein Pferd, das von einer Schaar von Wölfen umgeben ist.

Es ist zu spät, das arme Thier zu retten. Vom Hunger getrieben sind die Wölfe bei Nacht ungewöhnlich verwegen. Sie sind in großer Anzahl versammelt und sie streiten sich um jeden Bissen der Beute, denn sie reicht nicht zu, den Hunger der ganzen Schaar zu befriedigen. Mehre derselben wenden sich mit gereiztem Appetit hinweg und nähern sich dem Jäger, während ihre Gefährten um die Gebeine des Pferdes streiten. Mittlerweile ist der Jäger aufgesprungen und hat seine Doppelbüchse ergriffen — außer dem Lasso, die einzige Waffe, die er bei sich führt — entschlossen, sich so lange als möglich zu wehren und sein Leben so theuer als möglich zu verkaufen.

Die Wölfe haben ihn jetzt umringt, aber sie zögern noch, ihn anzugreifen. Wölfe dieser Art ziehen sich gewöhnlich beim Anblicke eines Menschen zurück, außer wenn sie der Hunger zur Verzweiflung treibt; aber jetzt ist es Nacht; sie sind in großer Anzahl versammelt, ihr Appetit ist durch das Blut ihrer Beute gereizt worden — sie haben es nur mit einem einzigen Manne zu thun und sie kommen näher. Sie sind ihm endlich so nahe gerückt, daß er das Sternenlicht in ihren glühenden Augen funkeln sieht, während der Dunst ihres Athems ihn umhüllt. Von einer plötzlichen fast verzweifelten Regung erfaßt, richtet er seine Büchse auf die nächste Gruppe seiner Feinde und schießt. Einer der Wölfe liegt todt auf dem Boden, ein anderer ist verwundet und die anderen weichen erschrocken etwas zurück.

Das Schreckmittel wirkt jedoch nur einige Augenblicke; die Wölfe sehen, daß nichts weiter erfolgt und kommen wieder näher. Sie haben ihn wieder dicht umringt; die Lage des Jägers ist im höchsten Grade bedenklich; aber es tritt zu seinem Gunsten ein kleiner Aufenthalt ein, indem die Thiere gemeinschaftlich über ihre Kameraden herfallen, die eben getödtet worden sind. Diese zweite Mahlzeit bringt eine fast eben so große Verwirrung hervor, wie die erste; der Jäger benutzt sie und versucht es, sich langsam und vorsichtig aus der unmittelbaren Nähe seiner Feinde zu entfernen.

Bald folgen sie ihm auf's neue und es scheint jede Schranke zwischen ihm und einem entsetzlichen Tode gefallen zu sein. Noch immer zieht er sich langsam und halb bewußtlos zurück; sie sind ihm jetzt ganz nahe; jetzt macht einer von ihnen einen Sprung, um ihn anzufallen und der zweite Lauf der Büchse entladet sich im Kampfe; glücklicher Weise hat der Schuß den verwegenen Wolf getödtet; die übrigen weichen wieder zurück und verzehren wie vorher ihren todten Gefährten.

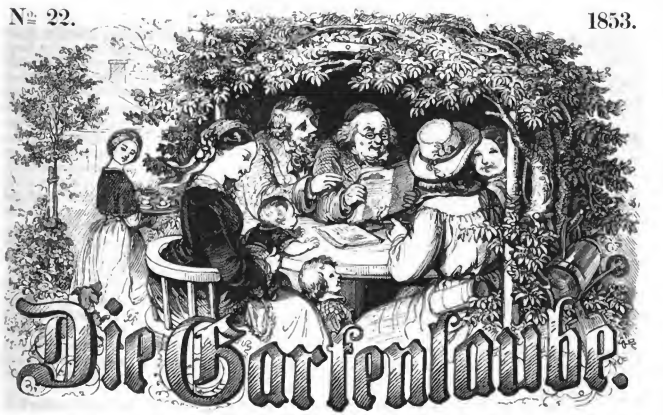
Wenn er nur den tiefen Fluß erreichen kann, den er zu seiner Rechten schimmern sieht, dann hat der bedrängte Jäger Aussicht auf Rettung. Das Wasser wird ihn jedenfalls schützen, da er ein ausgezeichneter Schwimmer ist. Dieser Gedanke gibt ihm neue Hoffnung und neuen Muth; er schreit und wehrt bei jedem Schritte seine Feinde ab und erreicht endlich nach mancher drohenden Gefahr glücklich das Ufer des Flusses. Die Wölfe scheinen jedoch die Wichtigkeit des Augenblicks zu erkennen und unternehmen, als er eben im Begriffe ist, in den Fluß zu springen, einen wüthenden gemeinsamen Angriff.

Für einen Augenblick ist nichts zu erkennen als Schaum und aufgespritztes Wasser, indem die Angreifenden sowohl als auch der Angegriffene in den Fluß stürzen. Der Jäger hat sich, indem er unter die Oberfläche taucht, fast dem Bereiche der Wölfe entzogen, während viele von den letzteren ertrunken sind und als todte Körper um ihn herumschwimmen. Schon glaubt er mit dankbarem Gefühle der Gefahr entronnen zu sein, indem er seine Feinde heulend und die Zähne knirschend am jenseitigen Ufer stehen sieht, da fühlt er sich plötzlich von zwei Thieren gepackt, die größer und kräftiger sind als die übrigen. Ihre Zähne schließen sich fast in seinem Fleische und er wird trotz aller verzweifelten Gegenwehr allmälig in's Wasser hinabgezogen. Vergebens faßt er mit aller Kraft der Verzweiflung ihre Kehlen; aber sie wollen ihre Beute nicht aufgeben und der Fluß färbt sich mit seinem Blute. Plötzlich verliert der kleinere der beiden Wölfe seinen Halt, er wird vom Strome hinweggeführt und ertrinkt.

Der Jäger hat es jetzt nur noch mit einem Gegner, einer großen Wölfin, zu thun. Er ringt verzweiflungsvoll, aber vergebens, um sich von ihr zu befreien; aber er bemerkt eine Art von Steifheit in ihren Bewegungen, die er vorher nicht wahrgenommen hat, und indem er noch einmal seinen Arm ausstreckt und seine Hand auf ihren Kopf und ihre Schnauze legt, entdeckt er, daß sie todt ist. Dennoch zieht ihn ihr Gewicht noch immer niederwärts; plötzlich fühlt er sich von einer Ohnmacht befallen — er verliert das Bewußtsein und versinkt unter die Oberfläche des Wassers, während der todte Wolf ihn noch immer gepackt hält. Aber während beim Untersinken des Jägers und seines Gegners das Wasser in heftige Bewegung geräth, verliert das todte Thier plötzlich seinen Halt. Der Jäger erhebt sich wieder zur Oberfläche und indem sein Kopf mit einem scharfen Felsen in Berührung kommt, kehrt auch das Bewußtsein zurück. Er öffnet seine Augen, sammelt seine ganze Kraft und erklimmt endlich völlig erschöpft das Ufer. Als die ersten Strahlen des friedlichen Morgenlichtes erschienen, erkannte er den ganzen Umfang der Gefahr, in welcher er geschwebt hatte; er wendete sich um und sah am jenseitigen Ufer die letzte Schaar seiner blutgierigen Gegner davon ziehen, und andächtig seine Hände über seine Brust faltend, dankte er dem Himmel inbrünstig für seine Rettung.

Verlag von **Ernst Keil** in Leipzig. — Schnellpressendruck von **Giesecke & Devrient** in Leipzig.

№ 22. 1853.



Die Garfenlaube.

Familien-Blatt. — Verantwortlicher Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich ein ganzer Bogen mit Illustrationen.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter für 10 Ngr. vierteljährlich zu beziehen.

Der Stadthauptmann von Lüneburg.

Historische Erzählung aus der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts.

Von

Ed. Gottwald.

(Schluß.)

Acht Monate waren bereits seit der Eroberung der Festung auf dem Kalkberge verflossen und außer jenen räuberischen Ueberfällen, durch welche die außerhalb der Ringmauern Lüneburgs liegenden Besitzungen der Stadt mehrfach gefährdet wurden, war die Ruhe im Innern derselben durch nichts gestört worden. Tag und Nacht hatten bisher abwechselnd Bürger und Soldtruppen auf den Wällen der Stadt und Festung strenge Wacht gehalten, jedoch da ein Monat nach dem andern vergangen war, ohne daß Magnus sich der Stadt genähert, so ließ auch, sicher gemacht durch den Vergleich der sächsischen Fürsten mit dem Erzfeind Lüneburgs, die ängstliche Wachsamkeit immer mehr und mehr nach, und um den durch so lange ununterbrochenen Tag- und Nachtdienst erschöpften Bürgern Erholung zu gönnen, wurden die zur Nachtwache nöthigen Posten nur von den städtischen Söldnern besetzt, und die Anzahl derselben soweit nur möglich vermindert.

So war der Tag der zehntausend Jungfrauen, der 31. October 1371, gekommen. Eine finstere Herbstnacht lag über Lüneburg, in dessen Häusern alles dem stärkenden Schlummer sich überlassen, und die Grabesstille, welche im Innern der Stadt herrschte, wurde nur selten vom Ablösungsruf der auf den Wällen wachthaltenden Kriegsleute und deren Waffengeklirr unterbrochen; je näher aber die Mitternacht rückte, je heftiger der Regen niederströmte, der mit Beginn der Dunkelheit begonnen, je seltener gab sich auf den Bastionen der Stadt und Festung ein Zeichen der Wachsamkeit kund, und bald schienen auch diese Wächter der Stadt, gleich den Bewohnern derselben, in festen Schlaf versunken.

Nur im Hause des Bürgermeisters Ulrich v. Weißenburg theilten zwei Personen das Gefühl der sichern Ruhe nicht, es war dies der Bürgermeister und Arnold Becker. Beide hielt eine ungewöhnlich seltsame Unruhe wach, und eben war der Stadtobrist im Begriff, den nächtlichen Umgang auf den Wällen zu halten, den er nie verfehlte, um Zeuge zu sein, daß es an Wachsamkeit nicht fehle, als die Thüre eines Nebengemachs sich öffnete, und Elsbeth, die junge Gattin Becker's, welche schon seit zwei Stunden der Ruhe gepflegt, bleich und verstört, in ihr Nachtgewand gehüllt, hereintrat.

„Elsbeth!“ — riefen beide Männer zugleich. „Was ist Dir?!“

„Dem Himmel sei Dank, es war nur ein Traum,“ stöhnte die junge Frau, schwer aufathmend und schmiegte sich zitternd an des Gatten Brust. — „O!“ — fuhr sie fort — und bedeckte einen Augenblick mit beiden Händen ihr Antlitz, als fürchte sie, die Schreckbilder ihres Traumes noch einmal zu erblicken — „o fürchterlich war das Bild, was ein böser Traum vor meinen Augen aufrollte und so deutlich als stehe es jetzt noch hier. Du, Arnold, warst im Handgemenge mit dem Feinde, um Dir her thürmten sich die Leichen der von Dir Erschlagenen, deren Blut Dich bespritzt und Du, Vater, beugtest demüthig Deine Knie vor dem Feinde, der in stolzer Siegersicherheit auf dem Marktplatz hielt, und vor dem Du Gnade für die Stadt erflehtest.“

Betroffen sahen sich bei dieser Erzählung Arnold und Weißenburg an.

„Geh' zur Ruh, Elsbeth!“ begann jetzt Becker und versuchte zu lächeln. „Du siehst ja wohl, daß es eben nichts war als ein wirres Traumbild, was Dich erschreckt. Ich selbst will jetzt gehen und mich überzeugen, ob Lüneburg, treu bewacht, der nächtlichen Ruhe pflegen darf.“

„O nur heute geh' nicht von hier!“ bat Elsbeth und versuchte den Gatten zurückzuhalten.

„Laß ihn, Kind,“ ermahnte der Bürgermeister. „Es ist seine Pflicht und der Stadt nöthig. Denn bald würde es traurig um die Wachsamkeit unserer Söldner aussehen, wenn sie wüßten, daß wir der Ruhe pflegen und keiner da wäre, den sie fürchten, und der sie überwacht.“

„Elsbeth! geh' in Dein Kämmerlein, bald bin ich wieder hier,“ tröstete der Stadtobrist und führte die sich sträubende Gattin ihrem Schlafgemach zu, drückte einen zärtlichen Kuß auf ihre Lippen und entfernte sich schnell. Aber fast in demselben Augenblicke als Becker das Haus verlassen, unterbrach von der Festung her der Donner des Lärmgeschützes*) die Stille der Nacht, und bald darauf tönte der Angstruf: der Feind! der Feind! durch die Straßen der Stadt. Aus allen Häusern stürzten die in Eile bewaffneten Bürger ihren Sammelplätzen zu, während das Geschrei einzeln flüchtender Bewohner mit dem wilden Hohngelächter der Feinde sich mischte, die begünstigt durch den Nebel, welcher den Tag vorher die Umgegend bedeckt, sich der Stadt genähert und mit Beginn der Nacht auf Sturmleitern die Wälle derselben erstiegen, wo nach geringem Widerstande der aus tiefem Schlaf aufgeschreckten Wachen sie nichts gehindert bis in's Innere der Stadt vorzudringen.

Aber bald wich der Bürger Besürzung der muthigen Besonnenheit derselben und wohlgeordnet zogen unter des Stadtobristen Becker und des Kriegshauptmanns Fischkeute Befehl die Schaaren der Bewaffneten dem Markte zu, denn hier hielt der Feind, bestehend aus 700 größtentheils adeligen Kriegern, die als Verbündete des Herzogs Magnus unter Anführung des Grafen von Homburg und des Ritters Siegfried v. Saldern (genannt „mit den Krükken“) diesen Ueberfall versucht.

Ihres Sieges gewiß erwarteten hier in stolzem Uebermuth die Feinde der Stadt Lüneburg demüthige Unterwerfung, und bald näherte sich auch, nach einer kurzen Besprechung mit dem Stadtobristen, der Bürgermeister Ulrich von Weißenburg, welcher beim ersten Hülferuf, nachdem er die jammernde Elsbeth ihren Dienerinnen übergeben, sogleich nach dem Schauplatz der Verwirrung geeilt, mit mehreren der Rathsherren in demüthiger Haltung ohne alle Waffen, von einem Fackelträger begleitet, und blieb in einer kurzen Entfernung vor dem an der Spitze des feindlichen Kriegshaufens haltenden Grafen v. Homburg stehen, während Becker und Fischkeute die bewaffneten Schaaren der Bürger so geräuschlos als möglich in allen zum Markte führenden Straßen vertheilte, ohne daß der Feind sich irgend eines Angriffs vermuthete.

„Bringt Ihr die Schlüssel der Rebellenstadt?“ herrschte Graf v. Homburg den Bürgermeister zu, welcher sich tief vor dem stolzen feindlichen Heerführer verneigte.

„Ja, Graf von Homburg,“ entgegnete ernst der Bürgermeister. „Sobald Ihr uns Frist vergönnt, die Bürgerschaft zu unterrichten, daß Ihr die Schlüssel verlangt, und sobald Ihr uns versprecht, daß wir an Leben und Gut nicht Schaden leiden sollen, und die Stadt verschont bleibt vor Eurem Grimm, da Herzog Magnus ja selbst vor Kaiser und Reich uns Sicherheit zugesagt im Vergleich mit den sächsischen Fürsten.“

„Und wenn wir das alles nun aber nicht wollten?“ — frug höhnisch Siegfried v. Saldern, — „wie dann?!“

„Dann bleiben wir, der Rath der Stadt, Euch überliefert, die Bürger Lüneburgs werden dann mit Euch den Kampf wagen auf Leben und Tod,“ antwortete fest und ruhig Ulrich v. Weißenburg.

„Thörichtes Krämervolk!“ — schalt verächtlich Graf v. Homburg, während seit den letzten Worten des Bürgermeisters das Murren der Ungeduld und des Unwillens in den Reihen der Feinde immer lauter vernehmbar wurde. — „Was würden wir wohl von Euch zu fürchten haben, da wir schon in den Mittelpunkt Eurer Stadt ohne Schwertstreich gelangt. Wahrlich fast bereue ich, daß wir nicht schon den rothen Hahn auf Eure Dächer gesteckt; darum spute Euch und bringt unterwürfige Antwort, denn ein Wort von mir und Eure Stadt ist dem Verderben Preis gegeben.“

„Habt Geduld, edler Graf,“ bat der Bürgermeister und verneigte sich demüthig. „Ihr sollt sogleich gnügende Antwort erhalten.“

Aber kaum hatte sich Ulrich v. Weißenburg mit den Rathsherren entfernt und den Blicken der Feinde entzogen als die in Schlachtordnung aufgestellten Schaaren der Ritter und Knappen sich zu trennen begannen, um nach eigner Willkür, des Harrens überdrüssig, in den Straßen der Stadt sich zu vertheilen, in deren Besitz sie sich ungehindert wähnten.

In diesem Augenblicke gab der Stadtobrist Becker mit dem Ausrufe: „Mit Gott für Lüneburg!“ das Zeichen zum Angriff, und mit Ungestüm stürmten von allen Seiten die bewaffneten Bürger auf die feindlichen Krieger, die in wilder Unordnung zurückweichend den muthigen Bürgern nicht Stand zu halten vermochten. Mit Löwenmuth kämpfte an der Bürger Spitze Arnold Becker Mann gegen Mann mit dem Grafen v. Homburg und als dieser mit gespaltetem Haupte todt zu Boden sank, durchbohrte

*) Bekanntlich gab es schon seit dem Jahre 1360 in Deutschland gegossene Kanonen, deren die Hansestädte und Augsburg sich zuerst bedienten.

auch des Kriegshauptmanns Fischkeute Schwert den tapfersten der Feinde, den Siegfried von Saldern mit den Krükken. Ihrer Führer beraubt, drängten die Feinde der Straße zu, die nach der Sülze führte, von woher sie so leichten Kaufs in die Stadt gelangt, aber hierher ward sich auf Nebenwegen Becker mit dem Kern seiner Mannschaften, die ermuthigt durch den Sieg mit der Tapferkeit ihres Anführers zu wetteifern schienen. Ueber 200 von Adel und über 300 Kriegsknechte des Feindes lagen erschlagen auf dieser Straße, während der Rest der Ritter und Knappen sich der Stadt als Gefangene überlieferte. Die Straße aber und das Thor wo das Gemetzel unter des Magnus Verbündeten am Aergsten gewesen, hieß nach Jahrhunderten noch, in Folge des Blutbads, welches die Lüneburger unter ihren Feinden hier angerichtet, das rothe Thor und die rothe Straße.

Im heißen Angstgebet lag während dieses Mordgefechtes Elsbeth auf ihren Knieen, denn deutlich drang der Schlachtruf der Kämpfenden unter wildem Waffenlärm in ihr stilles Gemach. Als aber nach beendeter Schlacht die siegestrunkenen Bürger unter lautem Jubelruf den tapfern Stadtobristen und den um das Wohl der Stadt Lüneburg so oft sich verdient gemachten Bürgermeister nach deren Wohnung geleiteten, da litt es das junge Weib nicht länger allein, und mit fliegenden Haaren und hochwallendem Busen eilte sie hinab in die Hausflur und sank unter Thränen der Freude und des Stolzes in des geliebten Mannes Arme, der mit blutbefleckten Schwerte und vom wilden Kampfe hochglühendem Antlitz sie innig an seine Brust zog.

Schäumend vor Wuth empfing Magnus Torquatus die Kunde von der blutigen Niederlage der tapfersten seiner Krieger, aber obgleich er fortwährend auf Rache sann gegen die ihm verhaßte Stadt, so gelang es ihm nie wieder gegen Lüneburg zu Felde zu ziehen, da bis zu seinem Tode in immer neue Fehden verwickelt von jenem Tage an, wo seine mächtigsten Verbündeten Graf Homburg und Siegfried v. Saldern gefallen, das Unglück als rächende Nemesis ihn Schritt vor Schritt verfolgte.

Noch einmal versuchte auf erhobene Beschwerde der Fürsten von Sachsen gegen Magnus v. Braunschweig, wegen gebrochenen Vertrags der Kaiser in Güte beide Parteien zu einigen und beschied dieselben nebst mehreren andern Fürsten und Prälaten, die er zu Beisitzern und Mitrichtern gewählt, zu einem Gerichtstag nach Pirna im Stifte Meißen. Allein Magnus Torquatus blieb aus, weil er entweder sein Erbrecht zum Herzogthum Lüneburg nicht auf einen zweifelhaften Rechtsfall setzen wollte, oder auch wohl wußte, daß der größte Theil der dorthin beschiedenen Mitrichter den beiden Sachsenfürsten mehr zugethan war als ihm. Entrüstet über diese Nichtachtung und Zurückweisung kaiserlicher Befehle und gütlicher Vergleiche, drangen die versammelten Fürsten und Prälaten in den Kaiser, einen Machtspruch zu thun, und für immer diesem Streit ein Ende zu machen. Und dem geschah so. Das Fürstenthum Lüneburg wurde von neuem dem Herzog Albert und dem Churfürsten Wenzeslaus von Sachsen zugesprochen, die Succession auf Albert's Nachkommen übertragen und über Magnus Torquatus die Reichsacht zum dritten Male ausgesprochen.*)

*) Durch die Vermählung des Herzogs Friedrich, Sohn des Magnus Torquatus, mit Anna, des Churfürsten Wenzeslaus Tochter, im Jahre 1486, kam das Fürstenthum Lüneburg wieder an die Herzöge von Braunschweig.

Die Stadt Lüneburg aber genoß an Wohlstand gewinnend unter Herzog Albert eines ungestörten Friedens. Noch lange Jahre weilte Ulrich von Weißenburg bis in's hohe Greisenalter unter seinen Kindern, an deren Glück sich erfreuend, und obwohl Arnold Becker, der zugleich herzoglicher Feldobrist geworden, oft mit dem lüneburgischen Aufgebot Theil nahm an den Fehden seines neuen Gebieters, so kehrte er doch jedesmal, ob auch oft mit Wunden bedeckt, ohne Gefährdung seines Lebens zu den Seinigen zurück, wo ihm an Elsbeth's Seite, von blühenden Kindern umgeben, die kurzen Freuden eines häuslich stillen Friedens reichen Ersatz für sein wild bewegtes Kriegerleben boten.

Nach Arnold Becker's Tode nannte man die Straße, auf welcher der tapfere Kriegsobrist gewohnt, diesem zu Ehren, „die Beckerstraße," sowie man sein Bildniß in Lebensgröße in Stein gehauen über dessen Hause zum ewigen Andenken anbringen ließ. In voller Rüstung, in der einen Hand ein Schwert, in der andern Hand eine Lanze haltend, ist er so mitten unter den von ihm erlegten Feinden als Sieger stehend, abgebildet, über seinem Haupte die Worte:

Pugna pro Patria!

Herzog Magnus aber, dessen mächtigste Verbündete theils durch den Tod auf den Schlachtfeldern hingerafft worden waren, theils aber auch durch die über ihn und alle mit ihm Verbündete ausgesprochene Reichsacht sich von ihm zurückgezogen, hatte seit der Schleifung der Lauenburg bei Hannover nach und nach den größten Theil seiner festesten Burgen verloren, und irrte oft, wenn die Thore seiner Städte ihm verschlossen blieben, obdachlos an der Spitze seiner gefürchteten plündernden und brennenden Reiterhaufen von Ort zu Ort, von Land zu Land.

Aus persönlicher Zuneigung überließ Herzog Albert von Sachsen der Gemahlin und den Kindern des flüchtigen Herzogs das Schloß und die Stadt Celle. Albert selbst aber blieb in beständiger Fehde mit Magnus Torquatus verwickelt, den es oft in toller Wagnis drängte, sich seinen Feinden entgegen zu werfen und die verlornen Lande wieder an sich zu reißen. Das Kriegsglück, welches ihn für immer verlassen zu haben schien, war bei mehreren seiner letzten Streifzüge ihm wieder günstig gewesen und hatte dem wilden Kriegsfürsten reiche Beute und frische Kriegsvölker zugeführt; dies ermuthigte ihn und seinen beutesüchtigen Schaaren, um kühner wieder in größere Fehden sich einzulassen. Der Grund zu einer solchen fand sich bald, denn als seines Bruders Wittwe sich an den Grafen von Schaumburg vermählte, überfiel er mit seinen Reitern eine Abtheilung schaumburgischer Krieger, welche den Fuhrleuten zur Bedeckung dienten, auf deren Wagen der Schmuck und das Hausgeräth der neuvermählten Wittwe nach der Schaumburg gebracht werden sollte, und verweigerte die Herausgabe des Raubes.

Entrüstet über diese Frechheit und bestürmt von den Klagen seiner Gemahlin über den Verlust ihres Vermögens, verband sich Graf Schaumburg mit dem Herzog Albert von Sachsen und rückte mit vereinigter Streitmacht dem Herzog Magnus entgegen, der mit seinen Schaaren schon

seit längerer Zeit bei Leveste am Deisterwalde sich gelagert. Dort kam es am St. Jacobustag des Jahres 1373 zur offenen Feldschlacht, und laut hatte Magnus vor Beginn des Kampfes geschworen, noch denselben Tag in Feindesslande als Sieger zu schlafen. Schon weichen die Kriegsvölker des Sachsenherzogs, in wilder Flucht sich auflösend, schon lagen die ersten der feindlichen Heerführer zu Boden geworfen, und mit Rachejubel durchbohrte des Magnus Schwert die Brust des Grafen von Eberstein, des Heerführers der Sachsen, und Mann gegen Mann kämpfend, kreuzten sich die Schwerter des Welfenherzogs und des Grafen von Schaumburg. Da überschlug sich des Letztern Roß und vertheidigungslos lag der Graf unter dem gestürzten Thiere. Mit Hohngelächter warf sich Magnus vom Roß und auf den Grafen, zum Todesstreich das Schwert erhoben, da plötzlich sank auch er tödtlich getroffen als Leiche auf den lebenden Grafen. Ein schaumburgischer Stallmeister hatte den mordlustigen Herzog auf seines Herrn Leib getödtet.

Der Tod des gefürchteten Fürsten war für seine Reiterschaaren das Zeichen zur Flucht, und der Sieg, den er schon errungen, ward durch seinen Fall den Gegnern zu Theil. Als man den Grafen von Schaumburg unter seinem Rosse hervorzog, nachdem man ihn von der Leiche des Herzogs befreit, und sein Blick auf die noch im Tode finstern und trotzigen Züge des Welfenherzogs fielen, rief der Graf aus:

„Da unser Schwager Magnus geschworen, die Nacht noch in Feindesland zu schlafen, darum wollen wir ihn in unser Land führen, und dann in's Land Braunschweig schicken."

Und dem geschah; die Leiche des Herzogs wurde die erste Nacht auf Burg Schaumburg gebracht und dann der Stadt Braunschweig übergeben, welche die Hülle des im Leben so unruhigen Fürsten in den herzoglichen Grabgewölben des St. Blasiusdoms beisetzen ließ.

So endete auf dem Schlachtfelde, an der Spitze wilder Söldnerhaufen, die unter seinem Befehl kämpfend und seinen Namen tragend zu den gefürchtetsten Räuberbanden Deutschlands geworden waren, einer der mächtigsten aber auch rauflustigsten Fürsten des vierzehnten Jahrhunderts, dessen dreizehnjährige Regierung der Nachwelt nichts hinterlassen, als ein blutiges Schlachtenbild mit den rauchenden Trümmern verheerter Burgen und Städte. — Seine Gemahlin, welche auf ihrem Wittwensitz zu Celle lebte, vermählte sich ein Jahr nach seinem Tode mit Herzog Albert von Sachsen.

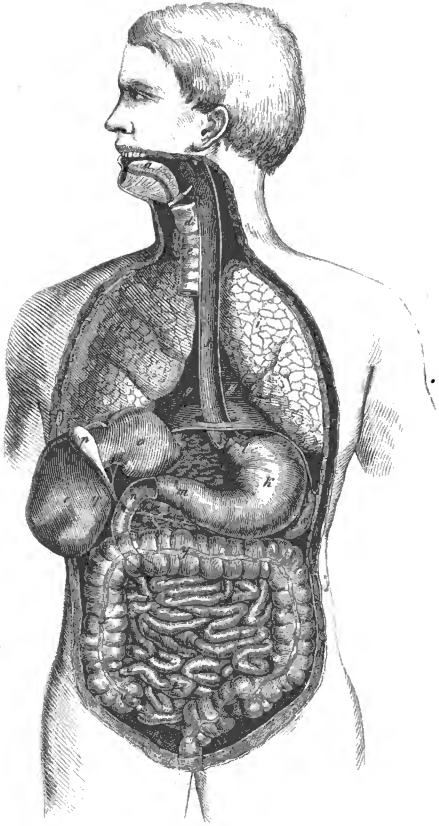
Vom Baue des menschlichen Körpers.

III.

Der Verdauungsapparat.

Essen und Trinken erhält den Leib! Aber dies geschieht nur dann, wenn wir richtig essen und trinken, und wenn das Genossene innerhalb unseres Körpers richtig verarbeitet wird. Dieser Verarbeitung, welche auch Verdauung, Digestion, genannt wird, stehen nun eine größere Anzahl von Organen (Verdauungsorganen) vor, welche zusammengenommen den Verdauungsapparat bilden, dessen Eingang der Mund, der Ausgang aber der After ist. — Zu den Digestionsorganen gehören: die Mund- und Rachenhöhle mit ihren Gebilden (a, b), die Speiseröhre (f), der Magen (k) und Darmkanal (r, t, v, x, y, z, tz). die Leber (o) und die Bauchspeicheldrüse (e). Von allen diesen Organen müssen gerade die wichtigsten, nämlich der Magen und der Darmkanal, das Meiste durch den Unverstand der Menschen leiden und deshalb laufen auch eine so große Menge von garstigen und mißmuthigen Egoisten mit allerlei Unterleibsbeschwerden in der schönen heitern Welt herum. Spiegelt Euch an ihnen!

Was soll man nun aber essen und trinken, um das Richtige zu genießen? Diese Frage, lieber Leser, beantworte ich Dir nächstens ausführlicher; jetzt kannst Du nur einen kurzen Abriß von dem bekommen, was in Deinen Nahrungsmitteln sein muß, wenn sie Dich gehörig ernähren sollen. Gott hat bei Erschaffung unserer Erde die Einrichtung getroffen, daß alle lebenden oder beseelten Wesen, zu denen die Pflanzen, die Thiere und die Menschen gehören, so lange sie am Leben sind, fortwährend als Nahrungsstoff diejenigen Materien aus der Außenwelt in sich aufnehmen müssen, wenn sie nämlich ordentlich bestehen wollen, aus denen auch ihr eigener Körper zusammengesetzt ist. Der menschliche Körper besteht nun aber vorzugsweise aus Wasser, eiweißähnlicher Substanz (Eiweißstoff, Faserstoff, Käsestoff und Gallerte), Fett, Kochsalz, Kalk und Eisen. Also können für uns nur diejenigen Stoffe aus der Pflanzen- und Thierwelt richtige Nahrungsmittel sein, welche alle oder doch viele dieser genannten Materien in sich enthalten. Blos die Milch und das Blut besitzen nun aber alle diese Stoffe und deshalb könnte der Mensch auch von diesen Nahrungsmitteln allein recht gut leben, wie Du ja beim Säugling siehst. Dagegen enthalten alle übrigen Nahrungsmittel nur einen größern oder geringern Antheil von den Bestandtheilen des menschlichen Körpers und daher kommt es, daß wir bei unserm gewöhnlichen Essen und Trinken verschiedene Nahrungsmittel mit einander verbinden müssen, um das zum Leben nothwendige Material in der gehörigen Beschaffenheit und Menge in unsern Körper einzuführen. Solche Stoffe, welche alle oder viel von diesen Materialien in sich enthalten, nennt man nahrhafte; Milch und Blut sind sonach die nahrhaftesten Nahrungsmittel, an sie reihen sich dann das Ei (aber ja nicht etwa blos das Eidotter, sondern auch das Eiweiß) und das Fleisch, das Getreide und die Hülsenfrüchte; alle noch übrigen Nahrungsmittel haben nur wenig Nahrhaftes in sich. Man würde also sehr irren, wenn man glaubte, daß Kartoffeln, Austern, Eidotter, Sago, Salep, isländisches Moos, Arrowroot, Caraghen und dergleichen Stoffe für



a. Zunge. b. Schlundkopf. c. Kehldeckel. d. Kehlkopf. e. Luftröhre. f. Speiseröhre. g. Zwerchfell. h. Rechte und i. linke Lunge. k. Magen. l. Magenmund. m. Pförtner. n. Zwölffingerdarm. o. Leber. p. Gallenblase. q. Gallengang. r. Bauchspeicheldrüse. s. Milz. t. Gekrösdarm. u. Uebergang des Dünndarms in den Dickdarm. v. Blinddarm. w. Wurmfortsatz. x. Aufsteigender, y. Quer- und z. absteigender Grimmdarm. 1z. Mastdarm.

sich allein nahrhaft wären; dies ist durchaus nicht der Fall, und zwar deshalb nicht, weil diese Stoffe nur sehr wenige von den Materien in sich enthalten, welche unsern Körper zusammensetzen. So bestehen die Austern nur aus Eiweiß, das Eidotter größtentheils aus Fett, und die übrigen Stoffe haben auch nur die Zusammensetzung und den Nutzen des Fettes. Am häufigsten wird aber in unserer Diät darin gefehlt, daß man zu wenig von den Stoffen genießt, welche unser Körper zu seinem Wohlsein in ziemlich großer Menge bedarf und diese sind: Wasser, Kochsalz und Fett. Das letztere kann allenfalls durch einige andere Stoffe ersetzt werden, wie durch Stärke, welche sich fast in allen Pflanzenstoffen, vorzugsweise aber in der Kartoffel findet, durch Zucker, Alcohol, Gummi, Pflanzenschleim und Pflanzengallerte. Doch davon in einem spätern Aufsatze; jetzt zu den Verdauungsorganen und dem Verdauungsprocesse.

Die Verdauung beginnt mit der Vorverdauung, deren erster Akt die Aufnahme der Speisen und Getränke in die Mundhöhle ist. Die aufgenommenen flüssigen Stoffe werden sogleich, vermischt mit dem Schleime und Speichel der Mundhöhle, verschluckt und gelangen so durch die Speiseröhre in den Magen, die festeren dagegen unterliegen vorher einer Zerkleinerung, dem Zerkauen. Während des Kauens, welches mit Hülfe von Muskeln zwischen den Kiefern durch die Zähne (s. Nr. 4 der Gartenlaube) geschieht, fließt aus G, von der Seite und am Boden der Mundhöhle liegenden Drüsen (Speicheldrüsen) eine Flüssigkeit zu den Speisen, welche Speichel heißt und nicht blos die gekauten Stoffe befeuchtet, einweicht und zum Theil auflöst und so schmackhaft macht, sondern auch mit diesen verschluckt wird und dann im Magen die Stärke der pflanzlichen Nahrungsmittel in Zucker umwandelt. Nach dem Einspeicheln wird das Zerkaute Bissen genannt) mit Hülfe der Zunge (a), indem sich diese an das Dach der Mundhöhle (den harten Gaumen) andrückt und dabei zugleich das Genossene schmeckt, hinterwärts gedrückt und gelangt so unter dem Gaumenvorhange (dem Zäpfchen) hinweg und zwischen den beiden Mandeln hindurch in den Schlundkopf (b). Hat der Bissen den hintersten Theil der Zunge, die Zungenwurzel passirt, so rutscht er über eine Klappe hinab in den Schlundkopf und von da in die Speiseröhre (f). Diese Klappe deckt beim Hinabschlucken des Bissens, was durch den glatten Schleim an der Wand der Speisewege erleichtert wird, die Oeffnung des Kehlkopfes (d) und der Luftröhre (e) zu, damit nicht etwa Stückchen des Genossenen in die falsche Kehle (d. i. in den Kehlkopf und die Luftröhre) kommen. Ist der Bissen auf diesem Wege in die Speiseröhre (f) gelangt, so wird er durch die Zusammenziehungen dieser fleischigten und stets geschlossenen Röhre, welche sich vom Halse aus hinter der Luftröhre, dem Herzen und den Lungen hinweg durch die Brusthöhle und durch eine Oeffnung des Zwerchfells (z) hindurch in die Bauchhöhle herabererstreckt, ganz allmälig hinunter in den Magen befördert und damit ist die Vorverdauung, welche aus der Aufnahme, dem Zerkauen, dem Einspeicheln und Verschlucken der Nahrungsmittel bestand, vollendet. Es folgt jetzt die

Magenverdauung oder Speisebreibildung (Chymification) und diese geht innerhalb des Magens vor sich. Der Magen (k) ist ein dudelsackförmiger, häutiger Sack, welcher hinter der Herz- oder richtiger Magengrube, mehr im linken Theile der Oberbauchgegend seine Lage hat und zwei Oeffnungen besitzt, von denen die eine mit der Speiseröhre zusammenhängt und Magenmund (l) heißt, während die andre aus dem Magen hinaus in den Darmkanal führt und Pförtner (m) genannt wird. Das Innere des Magens ist mit einer sammtähnlichen Haut (mit Schleimhaut) ausgekleidet, welche Schleim, zum Glatt- und Schlüpfrigmachen der Magenwand, und einen eigenthümlichen sauren Saft, den Magensaft, zum Auflösen und Verwandeln der festern eiweißartigen Nahrungsstoffe bereitet. Um die Schleimhaut außen herum liegt eine Fleischhaut, welche die Speisen, nachdem sich diese eine Zeit lang im Magen aufgehalten haben und in einen Brei (Speisebrei, Chymus) aufgelöst worden sind, allmälig (durch die sogenannten wurmförmigen Bewegungen) aus dem Magen durch den Pförtner hinaus in den Darm treibt. Während des Verweilens der Speisen im Magen, welches nach der Löslichkeit der Speisen längere oder kürzere Zeit, etwa 2, 4 bis 6 Stunden, dauert, wird ein Theil des Flüssigen (Wasser, flüssiges Eiweiß, aufgelöste Salze u. s. w.) von den Saugadern und Blutgefäßen der Magenwand aufgesogen und in das Blut geschafft. Der übrige feste Theil des Genossenen wird dagegen zu Speisebrei umgewandelt und hierbei löst der saure Magensaft nur die festen eiweißartigen Substanzen auf, während ein Theil der Stärke vom verschluckten Mundspeichel gelöst und in Zucker umgewandelt wird. Die fetten Stoffe erleiden im Magen keine Umwandlung. Die Luft im Magen rührt entweder von der Zersetzung der Speisen her oder wurde mit dem Speichel verschluckt; es ist gewöhnlich atmosphärische Luft, Kohlensäure und Wasserstoffgas. Ist der Speisebrei fertig und das Flüssige desselben zum Theil von den Gefäßen der Magenwand aufgesogen, so wird der Rest in den Darm geschafft und es beginnt die

Dünndarmverdauung, welche im obersten an den Pförtner des Magens grenzenden Theile des Darmkanales, im sogenannten Dünndarme ihren Sitz hat. Der enge oder Dünndarm, dessen innere Oberfläche ebenfalls mit sammtähnlicher Schleimhaut ausgekleidet ist und Schleim, so wie einen eigenthümlichen Darmsaft absondert, zerfällt in 3 Portionen, von denen die oberste der Zwölffingerdarm (n) heißt und deshalb von großer Wichtigkeit ist, weil sich in diesen Darm 2 Flüssigkeiten ergießen, welche mit dem Darmsafte gemeinschaftlich die weitere Verdauung des Speisebreies besorgen. Die eine dieser Flüssigkeiten ist die Galle, welche durch den Gallengang (q) aus der Leber (o) und Gallenblase (p) in den Darm gelangt. Die andere Flüssigkeit heißt Bauchspeichel und stammt aus der Bauchspeicheldrüse (r), welche hinter dem Magen, zwischen der Milz (s) und dem Zwölffingerdarme ihre Lage hat. Die zweite Portion des Dünndarmes, der Leerdarm, und die dritte der Krummdarm, ziehen sich in der Mitte des Bauches und Beckens unter dem Namen der Gekrösdärme (t) in schlangenförmigen Windungen herauf und herunter, und endlich senkt sich der letztere in der rechten Unterbauchgegend in den Dickdarm ein (u). Innerhalb des Dünndarms gehen nun folgende Veränderungen mit dem, durch die wurmförmigen Bewegungen des Darmes langsam fortbewegten Speisebreie und zwar mit Hülfe der Galle, des Darmsaftes und

Bauchspeichels vor sich. Der Rest der eiweißartigen Nahrungsmittel, welche vom Magensafte nicht aufgelöst wurden, werden noch durch den Darmsaft flüssig gemacht; die im Speisebreie noch vorhandene Stärke verwandelt sich durch die Einwirkung des Bauchspeichels und des Darmsaftes in Zucker; die fetten Substanzen dagegen werden durch die Galle und den Darmsaft vielleicht auch mit durch den Bauchspeichel) in so feine Partikelchen zertheilt, daß jetzt das flüssige Fett wie eine Mandelmilch aussieht. Auf diese Weise ist abermals wie im Magen ein großer Theil des Speisebreies, und zwar der gute lösliche, flüssig gemacht worden und kann nun als Speisesaft (Chylus) von den Saugadern der Dünndarmwand aufgesogen und durch die Gekrösdrüsen hindurch in das Blut geschafft werden, um dasselbe zur Ernährung des Körpers tauglich zu erhalten. Damit aber die Auffangung des Speisesaftes im Dünndarme recht lebhaft vor sich gehen könne, ist die Schleimhaut desselben mit unzähligen feinen Zotten besetzt, in denen Saugadern wurzeln. Je weiter der Speisebrei im Dünndarme heruntertückt, um so mehr wird natürlich der flüssige Speisesaft von den Saugadern herausgesogen und so gelangt endlich größtentheils Festes und Untaugliches in den Dickdarm. Daß die Nahrungsstoffe bei ihrem langsamen Durchrücken durch den Dünn- und Dickdarm nicht in Fäulniß übergehen, daran ist die Galle Schuld, welche auch noch zur Verdünnung des Speisebreies und zur Tilgung der Säure in demselben beiträgt. Ist der Rest des Speisebreies aus dem Dünndarme in den Dickdarm übergegangen, so nimmt nun die

Dickdarm- oder Nachverdauung ihren Anfang, bei welcher der Rest des Speisebreies allmälig die Beschaffenheit des Kothes annimmt. — Der weite oder Dickdarm beginnt unten in der rechten Seite des Bauches mit dem Blinddarm (v), an welchem sich ein regenwurmähnliches Anhängsel, der Wurmfortsatz (w), befindet, steigt dann in der rechten Seite des Bauches als aufsteigender Grimmdarm (x) bis zur Leber in die Höhe, läuft von hier als Quergrimmdarm (y) dicht unterhalb des Magens quer nach links zur Milz herüber und wendet sich nun in der linken Seite des Bauches als absteigender Grimmdarm (z) nach abwärts, um mit einer Sförmigen Krümmung in den Mastdarm (r) auszulaufen, dessen Ausgang der After ist. — Der Rest des Speisebreies, welcher den Dickdarm passirt und endlich durch den Stuhlgang entfernt wird, besteht fast nur aus unlöslichen und nicht nahrhaften Bestandtheilen der genossenen Nahrungsmittel, so wie aus Darmschleim und zersetzter Galle. Je mehr also Jemand unlösliche Stoffe mit der Nahrung genießt, um so mehr Reste derselben muß er wieder ausleeren, während beim Genusse leicht löslicher und zum größten Theile auffangungsfähiger Stoffe der Stuhlgang nur sehr sparsam sein kann. Der eigenthümliche Geruch des Kothes, so wie die Luftentwickelung im Dickdarme rührt von der Zersetzung (Fäulniß) der Galle und der Nahrungsreste her. Sollte sich in dem Dickdarminhalte noch etwas Nahrhaftes befinden, so wird es durch den Dickdarmsaft aufgelöst und von den Saugadern weggesogen, um auch noch in das Blut geführt zu werden.

Hiernach ist die Einrichtung bei der Verdauung unserer Nahrungsmittel so getroffen, daß die eiweißartigen Substanzen durch den Magen- und Darmsaft, die fetten Materien durch die Galle und den Darmsaft, die stärkehaltigen Stoffe durch den Mund- und Bauchspeichel, so wie auch durch den Darmsaft aufgelöst und umgeändert, verdaut und dadurch zur Auffangung geschickt gemacht werden. Alle übrigen löslichen Bestandtheile der Speisen werden nur schlechtweg aufgelöst und aufgesogen, ohne vorher eine weitere Veränderung zu erleiden; die unlöslichen Reste der Nahrungsstoffe bilden zuletzt den Koth. Die Verdauung der drei hauptsächlichsten festen Ernährungsmaterien besteht aber darin, daß die festen eiweißartigen Substanzen in eine Art flüssigen Eiweißes (Pepton), die Stärke in Zuckerlösung, die Fette in eine Art Mandelmilch verwandelt und dann mit den übrigen aufgelösten Stoffen (Zucker, Salze) von den Saugadern als Speisesaft aufgesogen werden. Ein guter, das Blut und durch dieses den Körper gehörig ernährender Speisesaft, dessen Bereitung eben Zweck der Verdauung ist, kann demnach nur aus solchen Nahrungsmitteln gebildet werden, welche die Stoffe in sich enthalten, aus denen unser Körper zusammengesetzt ist. Von den Nahrungsmitteln wird deshalb der nächste Aufsatz handeln. (B.)

Eine Wallfahrt nach Shakspeare's Geburtsort Stratford.

Es war am ersten Osterfeiertage dieses Jahres, als wir, d. h. ich und noch zwei deutsche Landsleute, von London aus einen Abstecher nach dem durch Shakspeare's Namen und Ruhm geweihten Ort beschlossen. Die Sonne schien heiter und lebenbringend auf die fruchtbaren und grünen Hügel des Landes nieder und in kurzer Zeit waren wir in einem jener luxuriösen fliegenden Salons, welche uns das Eisenbahnsystem gebracht hat, und dahin ging es in brausender Eile auf unserem Wege. In demselben Coupé mit uns waren zwei Engländer, der eine wollte predigen, der andere seine Andacht verrichten in einem Tempel von Menschenhänden gemacht. Ich konnte nicht des Vorstellung nicht enthalten, wie mild und schön der Geist der christlichen Religion sei, welcher uns erlaube in die Ferne zu wandern, in edlerer Gemeinschaft und in einem schöneren Tempel unsere Andetung zu verrichten. In der nächsten Station verließen uns unsere beiden englischen Reisegefährten und wir waren im Nu in Warwick, wo uns gerade noch Zeit genug blieb, einen flüchtigen Blick auf die Ruinen zu werfen, die ein vortreffliches Prosbestück bieten von den makellosen Schätzen, welche von dem herrlichen Glanze des Ritterthums auf diese unpoetische und baumwollene Zeit überkommen sind. Der Betrachter, welcher seinen Staud auf der Brücke, die über die Avon führt — genommen hat und auf das ergraute, ehrwürdige Burgschloß schaut, wie es da liegt auf seinem hohen Felsen, sieht sich nothgedrungen in die Zeit zurückversetzt, wo Richard Nevil — der brave und stolze Königmacher —

dort seinen Hof hielt. Die Sonne scheint kaum Ein Mal ihre Bahn vollendet zu haben seit jenen Tagen, wo der heitere und gottlose Edward IV. und sein verschlagener Bruder mit ihren lustigen Höflingen innerhalb der Wälle festmahlten und jubelten, welche jetzt schweigend und im rauhen Festkleide des hohen Alters dastehen. Doch hier ist keine Zeit für romantische Träumereien, fort geht's auf unserem Wege und bald sind wir in den klassischen Gefilden von Stratford. Die Stadt unterscheidet sich ihrer äußern Erscheinung nach durch Nichts von einer ganz gewöhnlichen Provinzialstadt. Wir stiegen in dem ersten Gasthofe ab und nachdem wir pflichtgemäß unserer Wirthin sorgfältig auf's Gewissen gebunden hatten, gegen unsere Zurückkunft ja einige gute Rumpsteaks ꝛc. ꝛc. well done in Bereitschaft zu halten, ging's per pedes apostolorum weiter auf unserer Pilgerfahrt. Das erste Gebäude, welches unsere Aufmerksamkeit auf sich zog, war die Stadthalle, die durchaus keine architektonische Prätensionen zu machen hat, jedoch den Reisenden für einen Augenblick fesselt, weil er an der Außenseite in einer Nische eine Statue des unsterblichen Dichters bemerkt, welche, wie man ihn unterrichtet, von David Garrick geschenkt ist. In einem großen Saale des Gebäudes in dem die häufigen Stadtbälle — für welche, als uns unsere Führerin informirte, Stratford weit berühmt ist — statt zu finden pflegen, befindet sich ein Portraits Garrick's von Gainsborough und ein anderes von Shakspeare, gemalt von Wilson. Wir erkundigten uns hierauf nach dem Orte, in welchem der Barde lebte und starb. Das Haus wurde leider von einem Vandalen — Francis Gastrell — bis zum Grunde gänzlich verwüstet, sein Name, wir hoffen, wird wie ein zweiter Eydhaltes schmachvollen Andenkens der Nachwelt für alle Zeiten aufbewahrt werden. Wir gingen dann zu der Kirche, welche die letzten irdischen Ueberreste des großen Dichters in sich schließt. Dieses Gebäude ist eine Structur von bedeutender Ausdehnung und ungewöhnlicher Schönheit. Der Eingang zur Kirche ist durch eine schöne Lindenallee verziert. Das Innere scheint vor nicht allzu langer Zeit restaurirt zu sein und zwar in einer Weise restaurirt, daß den Beschauer — wunderbar genug — die Ausbesserung nicht gereuet. Wenn wir mit dem Gesichte dem Altare zugekehrt stehen, so befindet sich zu unserer linken Seite das Denkmal, welches in stummer und andächtiger Betrachtung während Jahrhunderte von den wechselnden Geschlechtern angestaunt worden. Wo sind die Tausende und Abertausende, welche vor uns an dieser heiligen Stätte in tiefer Bewunderung gestanden? Wo ist das Resultat ihres Denkens? Welches die Frucht ihrer Handlungen?

Das Denkmal ist von Gerard Johnson — einem Holländer von Geburt — mit bedeutender Sorgfalt ausgeführt und war anfänglich mit Farben angestrichen, um so den Barden mehr in seiner natürlichen Erscheinung darzustellen. Malone jedoch, nicht zufrieden gestellt mit der empfindlichen Beleidigung, welche er dem Dichter durch die

Shakspeare's Geburtshaus.

Herausgabe seiner Werke zugefügt hatte, fühlte sich höchst eigenmächtig bewogen, die ursprüngliche Farbe abzukratzen, und das Ganze mit einem Nichts sagenden Weiß zu übertünchen. In seinem ursprünglichen Zustande bot das Denkmal folgende Erscheinung dar: Die Augen waren von einem hellen Nußbraun; der Anzug bestand aus einem Scharlach-Kamisole, über welches ein weites schwarzes Gewand ohne Aermel lose hingeworfen war. —

Wenige Fuß von der Wand sind die Ueberreste von William Shakspeare; an seiner Seite liegt seine Gattin Anne Hathaway, und nahe dabei schläft seine Tochter verehelichte Hall, von der man sagt, daß sie einen guten Theil von ihres Vaters Genius besessen habe. In demselben Theile der Kirche befindet sich auch die Gruft der Combe'schen Familie. Auf einem ansehnlichen Monumente liegt in voller Lebensgröße das Ebenbild des Sir John Combe, der treue und würdige Freund unsers großen Dichters. Wir sehen uns noch einmal flüchtig das Ganze an, blättern zwei oder drei Minuten in den ungeheuern Folianten, in welche die Besucher ihre Namen eingetragen

pflegen, und eilen dann nach Shoterbury, wahrscheinlich auf demselben Fußwege, auf welchem Shakspeare an dem ruhigen Sommerabende mit hoffendem Herzen hinzueilen pflegte, um Anne Hathaway zu werben. Was thut es, daß sie nun ein Paar Jahre älter war als er? Ich habe manches an Jahren wohlgereifte Mädchen gesehen, welches, meiner Meinung nach durchaus fähig war, ein junges warmes Herz mit sehnsüchtiger Liebe zu erfüllen. Der Grund ist, Liebe kümmert sich nicht um Kleinigkeiten. Anna Hathaway wurde von Shakspeare herzlich geliebt, und sie war — wir wagen zu behaupten — ein schönes, geistreiches Landmädchen, als sie ihren William in dem alten Landhause erwartete, welches noch dasteht mit demselben Bette und derselben Bank, auf welcher der Dichter mit seinem Liebchen zu kosen pflegte. Wir hätten lange in Shoterbury verweilen können, Alles schien so ächt, so natürlich; doch wir hatten noch die Geburtsstätte des großen Dichters, jetzt ein alter elender Schlächterladen in Henley-Street zu besuchen und bald befanden wir uns in dem fraglichen Zimmer. Wir erkannten es instinktmäßig — das

Des mächt'gen Shakespeare's Wiegenstätt ist da!
Die, wo er starb, vergeblich sucht Du sie!
Unnütz die Müh', unsterblich ist er ja,
Und was unsterblich ist, vergehet nie.

Eine Frau Baroneß Wilson hat ihrer Signatur folgende Worte beigefügt:

Bard des unsterblichen Reim's
Bard des Gesanges, der nie wird alten,
Dein Lied war für alle Zeit.
Dein lyrisches Feuer wird nie erkalten,
Unlöschbar Licht aus Dir entsprang,
Du Meisterzauberer im Gesang.

Als Curiosum führen wir noch folgende Verse an, welche mit Rothstift geschrieben sich in der einen Ecke des Zimmers befinden:

Auch Schulze war hier mit Müller
Beim Vater von Göthe und Schiller,
Auch Lessing's Wiege stand hier,
Jean Paul mit ihnen macht vier!
Glücklicher Vater! der solche Söhne gebar,
Glückliche Söhne, denen solch' ein Vater war.

Das Zimmer des Zimmers, in dem Shakspeare am 23. April 1564 geboren ist.

Fenster — die Wände — übersäet mit unzähligen autographischen Verewigungen, schienen uns so heimisch, so wohl bekannt, als hätten wir sie alle Tage besucht. Man kann eine gute Weile an einem solchen Orte zubringen, ohne von der Langeweile geplagt zu werden. Mancherlei und zahlreich waren die ehrenwerthen Namen, welche wir dort gewahrten. Scott und Sockhart waren dagewesen und hatten, wie billig, ihre Namen zusammen gezeichnet. In derselben Weise sahen wir Charles Dickens, Catherine Fox und ihr gemeinsamer Freund Forster. Auch hocharistokratische Namen waren da im Ueberfluß. — König William; König von Sachsen; Königin Adelaide; Gräfin von Nesselrode und die Großherzogin von Rußland. Amerikaner, Franzosen, Deutsche, Italiener, kurz fast alle Nationen haben hier ihre Repräsentanten. Washington Irving hat nicht blos seinen Namen, sondern auch die folgenden Verse niedergeschrieben:

Dieses sind nicht die einzigen poetischen Herzensergießungen. In dem Zimmer sind einige schreckliche Erzeugnisse zu Tage gefördert worden; Erzeugnisse, welche noch viel weniger guten Geschmack verrathen, als wir je in dem Stammbuch einer jungen Dame gesehen haben. Es würde in der That eine große Freundlichkeit sein, die Namen, Vornamen, Straßen, Alter, Stand und Beschäftigung der bedauernswerthen Wesen durch den Druck zu verewigen, welche alljährlich die geweihte Stätte besuchen, und durch ihre poetischen Ungestalten nicht den Genius Shakspeare's, wohl aber das Fremdenbuch und den Gemeinsinn auf das allerempfindlichste beleidigen. Zum Schlusse fügen wir noch ein Ereigniß bei, welches uns in der That mit großer Freude erfüllte. Während der Zeit nämlich, daß wir uns in dem Zimmer befanden und damit beschäftigt waren, die Namen der Großen und Guten zu lesen, welche nicht nur zur Befriedigung einer kindischen

Neugierde, sondern aus innerer Hochachtung für das Schöne und Wahre diese Stelle betreten hatten, erschien plötzlich ein gewöhnlicher Tagearbeiter mit seiner Ehefrau, und die stille Ehrfurcht, welche sich in ihrem ganzen Wesen so unzweideutig zu erkennen gab, zeigte deutlich die edlen Gefühle, welche ihre Brust erfüllten. Welch' ein Triumph für den Barden! welch' ein Ruhm für den ungelehrten Landmann!

Blätter und Blüthen.

Die Lépheros. Von all den verschiedenen Klassen des mexikanischen Volkes sind keine mehr geeignet, einen Fremden mit Abscheu und Ekel zu erfüllen, als jene Vagabundenzünfte beiderlei Geschlechts, die man mit dem Namen „Lépheros" bezeichnet. Im höchsten Grade schmutzig und abstoßend in ihrer äußern Erscheinung, sind sie Bettler, Spieler und Diebe zugleich. Man würde ungerecht sein, wollte man einen Lépero nur in einer dieser drei Eigenschaften schildern, denn er zeigt abwechselnd die eigenthümlichen Merkmale jeder einzelnen und die Schnelligkeit, mit welcher er von einem Charakter zum anderen übergeht, ist wahrhaft überraschend.

Sebt jenen elenden Menschen mit gekrümmter Gestalt und boshaftem Gesichte, dessen verbundenes Bein unter dem Gewichte seines Körpers zu zittern scheint, indem er stöhnend und ächzend seinen alten Sombrero ausstreckt, um eine mildthätige Gabe von Euch zu fordern. „Um der Liebe der heiligen Jungfrau willen," flieht er Euch an, „habet Erbarmen mit mir! Bei den Seufzern und Wunden des sterbenden Erlösers beschwöre ich Euch, habet Mitleid mit meinen Qualen! Bei Eurer Hoffnung auf himmlische Seligkeit bemitleidet meinen Jammer! Habet Ihr eine Mutter? — Um ihretwillen, um der heiligen Mutter willen da oben im Himmel schauet mit Erbarmen auf mich! Habet Ihr ein Weib? Möchte das theure Andenken an sie Euch bewegen, mein Elend zu lindern! Habet Ihr Kinder? — Um ihretwillen, um jenes heiligen Kindes willen — hört mich an und schenkt mir Euer Mitleid! Ich will beten und flehen, das alle Segnungen der Erde und des Himmels auf ewig Euer Theil sein mögen!"

Ihr gebet vorüber, ohne dem Bettler das erwartete Almosen zu reichen; seine Stirne zieht sich in Falten, sein Gesicht verfinstert sich, indem er sich abwendet, und sein Flehen verwandelt sich in Verwünschungen. „Mögen alle Furien der bodenlosen Hölle Dich verfolgen! Mögen Schlangenzungen und Natterngift Dich vernichten! Mögen alle Heiligen des Himmels auf ewig Dich verdammen! Möge jedes Labsal Dir versagt, der Himmel auf ewig Dir verschlossen sein! Dein Weib und Deine Kinder mögen Deinen Armen entrissen werden und vor Deinen Augen jämmerlich umkommen! Möge Dein Fleisch an Deinen Knochen langsam verfaulen, Dein Tod von Qualen und Grauen begleitet sein und Dein Körper ewig unbegraben bleiben!" In dieser Weise ergießt sich der verhärtete Bösewicht in Bitten und Drohungen, in Gebete und Verwünschungen und es ist ein Glück für Euch, daß Ihr Euch nicht in seiner Gewalt befindet.

Aber so entrüstlich die Lépheros im Ganzen auch sein mögen, so sind sie doch nicht alle in gleichem Grade verderbt, und man findet dann und wann einen unter ihnen, der etwas weniger schlecht ist als die große Menge. Jeder Aufklärung und sittlichen Veredlung entrückt, sind diese Menschen fast zur Stufe der Thiere herabgesunken, findet man aber dann und wann wirklich einige versöhnende Ausnahmen, so erscheinen sie des Contrastes wegen nur um so bemitleidenswerther.

Ein Freund von mir traf einen Lépero in Attakapas, der auf einer der dortigen Prairien, die man zur Viehzucht und zur Weide benutzt, als Hirt diente. Durch eigenthümliche Umstände in jene Gegend verschlagen, lebte er friedlicher und ehrbarer und folglich auch glücklicher als zuvor. „In seinem Aeußeren," sagte mein Freund, „erhob er sich über das durchschnittliche Maß der Mexikaner seiner Klasse; sein Körper war kräftiger, sein Gesicht weniger abstoßend und obgleich seine Geschichte furchtbar und schrecklich war, so verrieth doch die Art, mit welcher er sie erzählte, oft genug das Vorhandensein eines keineswegs kalten und fühllosen Herzens."

„Vielleicht wissen Sie," fuhr mein Freund fort, „daß die Prairien von Attakapas eigentlich nichts weiter sind, als Landstrecken, die sich aus Bäumen gebildet haben, welche entweder gefallen oder auf Seen, die später ihre Zuflüsse verloren haben, angeschwemmt worden sind. Dieser Niederschlag hat mit der Zeit eine feste Oberfläche angenommen, so daß hier Menschen wohnen, leichte Schuppen und Hütten erbauen und Viehzucht treiben können. Die Bodendecke ist jedoch an manchen Stellen so dünn, daß durch das Gewicht einiger Ochsen eine zitternde, bebende Bewegung entsteht, und dieser Eigenthümlichkeit wegen heißen sie die zitternden oder bebenden Prairien. An manchen Stellen, besonders in der Nähe der Grenzen, sinkt die Erde zuweilen ein, und es bilden sich Vertiefungen und Risse, in welche mit der Zeit das Salzwasser aus dem mexikanischen Meerbusen seinen Weg findet. Aber ich wollte Ihnen die Geschichte des Lépero mittheilen. Er erzählte sie mir mit folgenden Worten:

„Es sind fast zwei Jahre, Sennor, als ich zum ersten Male meinem kräftigen Feinde begegnete. Es war in einem sehr gefüllten Spielhause in der Stadt Mexiko, das von unserer Klasse fleißig besucht wird, und der Zufall machte uns in den ersten Nächten zu Spielgenossen. Es war ein kleiner, aber kräftiger Mann mit Augen, die wie brennende Kohlen zu glühen schienen und fast aus ihren Höhlen traten, wenn das Glück sich von ihm abwendete.

„Der Mann, von welchem ich rede, war einer der glücklichsten Spieler in Mexiko — schlau und geschickt, aber er bediente sich zuweilen unredlicher Kunstgriffe, die ihm sehr geläufig waren — so daß ich mich nicht enthalten konnte, sein Verfahren bloßzustellen, als ich einige Tage später im Spiele sein Gegner wurde. Er wies meine Behauptung mit lautem Geschrei zurück, und als ich sie

wiederholte, gerieth er in heftige Wuth. Es folgten leidenschaftliche Worte und gegenseitige Herausforderungen; wir wurden von einem Haufen von Zuschauern umringt und er zog sein Messer hervor und führte einen wüthenden Stoß gegen meine Brust; aber ich entging dem Angriffe durch eine schnelle Bewegung, und da die Zuschauer bemerkten, daß ich unbewaffnet war, trennten sie uns und wir schieden in bitterer Feindschaft, nachdem wir verabredet hatten, früh am nächsten Morgen uns zu treffen und die Sache auszufechten.

„Ich suchte damals, gegen die herrschende Sitte der Lépero's, mir meinen Unterhalt als Lastträger zu verdienen, denn ich hatte ein Weib und zwei Kinder, die ich zärtlicher liebte, als ich glaubte, wie ich später, nachdem ich sie verloren hatte, nur zu deutlich erkannte. Ich sah besonders aus diesem Grunde dem verabredeten Zusammentreffen nicht gerade mit angenehmen Gefühlen entgegen.

„Obgleich solche Kämpfer unter uns sehr gewöhnlich sind, so hatten doch viele von unseren Gefährten an dem Streite im Spielhause so großes Wohlgefallen gefunden, daß sie schon vor uns auf dem Platze waren. Sie schlossen eine Art Kreis für unseren Zweikampf und erwarteten offenbar mit großer Freude dessen Anfang. Unsere zerlumpten Serapés um den linken Arm werfend, machten wir anfänglich nur vorsichtige entfernte Ausfälle mit unseren Messern; dann aber wurden wir wärmer und ich bemerkte bald, daß mein Gegner, wenn auch in anderen Dingen sehr gewandt und erfahren, mir an Kraft und Geschicklichkeit in der Handhabung der Waffe keineswegs gewachsen war, während mir seine Wuth und Rachsucht nur einen noch größeren Vortheil gaben. Er verlor endlich alle Geduld, als er sich fast überwunden und leicht verwundet fühlte, und sich zu einem wüthenden Angriffe ermannend stieß er mit all' seiner Kraft nach meinem Herzen. Glücklicherweise fing ich den Stoß in den Falten meines Serapés auf und versetzte meinem Feinde dagegen einen tiefen Stich in den Rücken, ehe er Zeit hatte, das Gleichgewicht wieder zu gewinnen. Er fiel zu Boden und verlor die Besinnung, ehe seine Freunde die Wunden verbinden oder das daraus hervorströmende Blut stillen konnten. In dem Augenblicke jedoch, als sie ihn hinwegtragen wollten, sprang er mit der geringen Kraft, die ihm noch übrig geblieben war, aus ihren Armen und drang, schäumend vor Wuth und Schmerz und mit blutigem Körper noch einmal auf mich ein. Es wurde mir diesmal nicht schwer, ihn abzuwehren und sein Blutverlust machte ihn auf's neue ohnmächtig. Als man ihn hinwegtrug, kam er wieder zu sich und ich sah, daß sein Auge fest und mit dem Ausdrucke glühender unversöhnlicher Feindschaft auf mich gerichtet war. Ich wußte, daß er sich rächen würde — ich erwartete es — aber ich war nicht auf eine so gräßliche Rache vorbereitet.

„Nachdem er sich von den Folgen seiner Wunde erholt hatte, verschwand er plötzlich — Niemand wußte wohin, und ich hatte ihn fast schon vergessen, als ich plötzlich auf's neue in der entsetzlichsten Weise an seine Feindschaft erinnert wurde. Ich kehrte eines Abends später als gewöhnlich nach der Hütte zurück, in welcher ich wohnte, und war höchlich erfreut über das Glück, das mir an diesem Tage geblüht hatte; ich hatte glücklich gespielt, das ist allerdings wahr; aber ich freute mich darüber bei Weitem nicht so sehr, wie über die dauernde und regelmäßige Beschäftigung, die mir an diesem Tage endlich zugesichert worden war, und mit deren Ertrage ich meine Familie in Zukunft erhalten konnte, ohne zu den seitherigen Mitteln meine Zuflucht zu nehmen oder mit der Gesellschaft zu verkehren, an welche ich bis jetzt gewöhnt gewesen war. „Wie glücklich werde ich sein," dachte ich, „wenn ich redlich leben und mir sagen kann, daß auch meine Kinder redliche Leute werden sollen. Schmach und Elend sind nun überstanden, denke ich, und wir können nicht wissen, welches Glück uns noch erwartet.

„In dieser heitern, freudigen Stimmung näherte ich mich meiner Hütte, aber mich überraschte die Dunkelheit und Ruhe, von welcher ich bei meinem Eintritte empfangen wurde. Ich vermuthete im ersten Augenblicke, daß meine Familie, während sie mich erwartet hatte, vom Schlafe überrascht worden sei — aber wie kam es, daß man die Thüre halb offen gelassen hatte? Ich zündete ein Licht an und erkannte schnell die entsetzliche Ursache. Mein Weib und meine zwei Kinder lagen in einer Blutlache auf dem Boden — ganz todt und mit durchschnittenen Kehlen.

„Wer vermöchte die Gefühle zu schildern, von welchen ich mich in dieser Nacht ergriffen fühlte; mein Kopf schien in Feuer zu stehen und der Schlag, der mich getroffen hatte, lähmte jede Kraft. Ich lag mehre Stunden neben den Gemordeten auf dem Boden und beneidete sie um ihr Schicksal, so entsetzlich der Anblick auch war. Als der Morgen tagte, erwachte ich jedoch aus dieser Erstarrung und erhob mich mit zitternden Gliedern und blutigen Kleidern von dem Boden. Aber ich erwachte zum glühendsten Rachedurst und als die ersten Strahlen der Sonne in das Gemach fielen, gelobte ich bei allem, das mir theuer gewesen war, den Mörder meiner Familie mit unermüdlichem Eifer zu verfolgen, wo nur immer ich seine Spur finden könnte.

„Aber noch an demselben Tage wurde ich von einer unwilligen Menge hinweggeführt und vor dem „Administrador" beschuldigt, mein Weib und meine Kinder ermordet zu haben. Mein wildes, verstörtes Aufsehen, meine verworrenen Worte und vor Allem das Blut an meinen Kleidern und an meinem Körper schienen die abscheuliche That zu beweisen; meine Versicherungen, daß ich unschuldig sei, blieben unbeachtet, meine Angaben und Aussagen fanden kein Gehör, und ich wurde in Folge der entsetzlichen Anklage mehre Monate in der „Acordada" gefangen gehalten. Endlich wurden einige von dem Mörder zurückgelassene Spuren entdeckt und obgleich er glücklich entronnen war, so kam doch allmälig die Wahrheit an den Tag und ich wurde wieder in Freiheit gesetzt. Ich traf schnell alle nöthigen Vorkehrungen zu meiner Reise, hing einen Sack mit Lebensmitteln über meine Schulter, besuchte noch einmal das Grab meines Weibes und meiner Kinder und begann meine Verfolgung.

„Mein Feind war klug und schlau und hatte vollauf Zeit gehabt, sich nach einer entfernten Gegend zu flüchten, so daß meine Nachforschungen, obschon ich unermüdlich und von dem Geiste der Rache angefeuert wurde, erfolglos bleiben mußten. Ich wanderte lange Zeit vergebens von einem Theile des Landes nach dem anderen; aber ich war

entschlossen, meine Verfolgung nie aufzugeben und die Schwierigkeiten, die mir entgegentraten, dienten nur dazu, mich in meinem Vorsatze zu bestärken.

„Endlich erlangte ich einige Auskunft hinsichtlich meines Feindes, die mich nordwärts führte, und als ich ungefähr fünfzig Ligas von diesem Orte eines Abends durch eine wüste Gegend wanderte, erreichte ich einen Reiter, der vorsichtig vor mir her ritt und sich so argwöhnisch und ängstlich umsah, daß augenblicklich der Verdacht in mir erwachte, er müßte das Thier, auf welchem er ritt, gestohlen haben. Er wendete sich um, als ich näher kam — unsere Blicke begegneten sich — es war mein alter Feind. Meine Erscheinung schien wie ein Blitzstrahl auf ihn zu wirken; er erbebte und fiel fast zu Boden; dann aber spornte er sein Pferd zu verzweifelter Eile und war meinen Blicken bald verschwunden, so sehr ich mich auch anstrengte, ihn einzuholen.

„O weh!' ein Grimm bemächtigte sich meiner, als ich mich auf diese Weise getäuscht fand. Ich zerraufte mein Haar, es stand Schaum auf meinen Lippen und ich befürchtete, daß mich das Bischen Verstand, das mir noch übrig war, vollends auf ewig verlassen würde. Nur die Ueberzeugung, daß ich endlich auf seiner Spur sei, erhielt mich aufrecht; sie bewahrte mich vor Verzweiflung und gab mir endlich meine Besonnenheit und Thatkraft für die Ausführung meines Vorsatzes zurück.

„Ich verfolgte viele erschöpfende Meilen weit dieselbe Richtung — ich will damit nicht sagen, daß ich die Reise beschwerlich fand, denn an Beschwerden und Ermüdung dachte ich nicht, aber meine Ungeduld mißgönnte jeden Schritt und verlängerte jeden Tag. In geringer Entfernung von dieser Gegend erfuhr ich endlich, daß ein Mann, welcher meiner Beschreibung zu entsprechen schien, als Vaquero oder Hirt auf diesen Prairien gesehen worden sei. Wahrscheinlich hatte er geglaubt, daß er in dieser fernen abgelegenen Gegend vor meiner Verfolgung sicher sein würde, und dies würde auch der Fall gewesen sein, hätte mich nicht die mir ertheilte Auskunft hierher geführt. Hier erreichte also meine Verfolgung ihr Ende. Ich ruhte nicht eher, als bis ich ihn, ohne von ihm bemerkt zu werden, gesehen hatte, als er eben mit einem Manne sprach, den ich für den Capitaz — seinen Brodherrn — hielt. Mit großer Anstrengung bändigte ich für diese Nacht meine heftige Leidenschaft und nachdem ich mein Messer geschärft hatte, legte ich mich auf ein Bett von Strauchwerk und Binsen und bemühte mich, jene Ruhe zu gewinnen, deren ich so sehr bedurfte; aber leider vergebens. Es war mir unmöglich zu schlafen oder zu ruhen; ich konnte kaum einige Augenblicke in derselben Stellung bleiben; die Aufregung, in welcher ich mich befand, schien mein Blut zu entflammen und ich sehnte mich nach dem Tageslichte, das meine Rachethat vollbracht sehen sollte.

„Nicht ganz eine Stunde nach Sonnenaufgang trat mein Feind ruhig aus der Thüre seiner Hütte, um an einem entgegengesetzten Theile der Prairie sein Tagewerk zu beginnen. Ich war dicht hinter ihm; er hörte meine Schritte nicht, und leicht seine Schulter berührend, zog ich in demselben Augenblicke mein Messer. Er drehte sich schnell um, entriß sich, wie ein Wahnsinniger aufschreiend, meiner Hand und lief davon. Ich verfolgte ihn, und er blieb augenblicklich wieder stehen, denn er mochte erkennen, daß er mir jetzt nicht mehr entrinnen könnte, und ermannte sich zu einem letzten verzweifelten Kampfe.

„Er war diesmal kaltblütiger als ich — er vertheidigte sein Leben — ich aber dürstete nach seinem Blute. Anfänglich war der Vortheil auf seiner Seite und er verwundete mich am linken Arme, der durch keine Verhüllung geschützt war. Aber meine Kraft und meine Wuth waren unwiderstehlich; ich warf ihn mit aller Gewalt zu Boden und schloß, an mein Weib und meine Kinder denkend, meine Waffe fester in meine Hand, um sie ihm in's Herz zu stoßen. In diesem Augenblicke wurde plötzlich von einem Dritten mein Arm ergriffen und das Messer meiner Hand entwunden. Es war der Capitaz, der uns aus der Ferne bemerkt hatte und jetzt herbeigeeilt war, um dem Kampfe ein Ende zu machen.

„Aber mit einem einzigen Schlage hatte ich den Capitaz zu Boden gestreckt und in demselben Augenblicke auch mein Messer wieder erlangt. Mittlerweile hatte sich aber auch mein Gegner wieder erhoben und ehe ich Zeit hatte, seinem Stoße auszuweichen, gab er mir ein Andenken, das ich mit in's Grab nehmen werde. Sein Triumph war jedoch nur von kurzer Dauer, denn im nächsten Augenblicke lag er unter mir und ich stieß ihm mit aller Kraft, die ich aufbieten konnte, mein Cuchillo in die Brust. Der Stoß war so gewaltig, daß die Klinge sich mit dem Hefte in seinen Körper bohrte und trotz aller Bemühungen nicht wieder herauszuziehen war.

„Als der Capitaz sich wieder erhoben hatte, erzählte ich ihm meine Geschichte und sein Unwille war fast so groß, wie der meinige. Er verband meine verwundete Schulter, die heftig blutete, und dann schickten wir uns an, den Todten zu begraben. Nachdem wir die dünne Erdkruste bis zu einer geringen Tiefe durchgraben hatten, sahen wir unter uns das Wasser glänzen. Wir befestigten hierauf an den Kopf und an die Beine meines alten Feindes einige Steine und ließen ihn durch die Oeffnung in die Tiefe fallen, wo er, wie ich nicht zweifle, bald eine Beute der Fische geworden ist.

„Meine Geschichte ist nun mit wenigen Worten beendigt, Senor," fügte der Lépero hinzu. „Ich konnte nicht nach dem Schauplatze meines vergangenen Lebens zurückkehren, ich konnte mich nicht entschließen, mich wieder zu meinen früheren Gefährten, den Léperos, zu gesellen oder in der Stadt meine Wohnung wieder aufzuschlagen, wo mein Weib und meine unschuldigen Kinder ermordet worden waren. Ich nahm daher das Anerbieten des Capitaz an, statt des Bösewichts, der endlich seinen gerechten Lohn gefunden hatte, in seine Dienste zu treten, und glaube, daß ich hier, obgleich ich für mein tägliches Brod mit größerer Anstrengung und länger arbeiten muß, als ich es früher zu thun gewohnt war, den Rest meiner Tage noch als redlicher Mann und in Ruhe werde verleben können."

Literatur. Allen Freunden der Thierwelt empfehlen wir ein soeben erschienenes Buch: Charaktere und Betrachtungen aus der Thierwelt, von Wunderlich, das eine Menge ebenso unterhaltender wie belehrender Schilderungen enthält. Das Buch eignet sich besonders zu Vorträgen für die reifere Jugend.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Schnellpressendruck von Giesecke & Devrient in Leipzig.

№ 23. 1853.

Familien-Blatt. — Verantwortlicher Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich ein ganzer Bogen mit Illustrationen.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter für 10 Ngr. vierteljährlich zu beziehen.

Der Genius von New-York

oder

Abenteuer eines geflüchteten Kurhessen.

Auch ich war in Arcadien geboren, nämlich in Kurhessen, und dort auch Maler geworden. Aber was ist ein Maler, der nicht trifft? Ich war brodlos und wurde auch heimathlos, nachdem ich einen berühmten Mann gemalt und nicht getroffen hatte. Besonders, weil die Finger zu lang gerathen waren. — Glücklich war ich in London angekommen; aber wie hier glücklich durchkommen? Ich hatte mir die Stiefeln schief und die Sohlen abgelaufen. Niemand wollte mir Gehör, geschweige Arbeit und Brod geben. Niemand hatte Zeit, am Wenigsten dazu, Geld für Kunst auszugeben. Ich glaube auch, daß die Leute hier nur deshalb so reich sind, weil sie niemals Zeit haben, Geld auszugeben. Die Zeit reicht kaum hin, um es zu verdienen.

Gott, rief ich, was ist das für eine Weltbauptstadt, wo die Leute Alles haben, nur keine Zeit! Nicht einmal gemeine, nach Stunden und Minuten gemessene Zeit, geschweige Muße. Ohne Zeit keine Muße, ohne Muße keine Musen. Ich traf manche deutsche Brüder, die mir alle riethen: habe Geld und fang' ein Geschäft an, sonst gehst Du zu Grunde. Andere meinten's noch redlicher und gaben mir noch bestimmtere gute Regeln: Nicht blos Geld sollt' ich haben, auch feine Wäsche und Kleider, einen Bakkenbart und glanzlackirte Stiefeln, sonst komme man unter den Engländern nicht fort. Das rieth man mir, der ich schon 14 Tage lang nach Verwirklichung meines nächsten Ideals strebte, ohne es zu erreichen: neuer Sohlen unter meine kurhessischen Stiefeln.

Doch ich will mich über diese sich immer mehr ausdehnenden Zwischenräume zwischen Oberleder und Sohle nicht zu weit ausdehnen, zumal da ich dann der Vollständigkeit wegen auch die Gründe auseinander setzen müßte, warum ich den rechten Arm immer sehr knapp um die Seite hielt, was nicht meine Gewohnheit war, als ich unter dem Arme noch nicht zu erröthen brauchte. Ich dachte: Streckt sich doch Mancher, der mehr hat und ist, als ich, nach der Decke; warum soll ich nicht wenigstens den Arm nach einer Stelle, die nicht gehörig bedeckt ist, strecken? Aber, wie gesagt, ich will an diesen meinen Gebrechlichkeiten nicht zum Maler werden und über eine Zeit hinwegeilen, in der ich jedenfalls verhungert wäre, wenn nicht meine Wirthin, eine sehr arme Frau, Erbarmen und Brod für mich gehabt hätte. Ich schreibe keine Dichtung, sondern ein Stück Leben, wie sich's eben wirklich zusammensetzte.

Ich bin angestellt. Brod! Eine Stelle! Etwas Gewisses jede Woche! Was will der Mensch mehr heut zu

Tage? Die Wirthin hatte auch dafür gesorgt. Konnte mich die arme Frau zum Hofmaler machen oder bei einem Lord einführen? Nein, aber doch in einen Lumpenboden mit fünf Schillingen wöchentlich. Lum — Ja, ich schreibe keine Dichtung, ich meine auch nicht etwa einen blos lumpigen, sondern einen großen, wirklichen Lumpenboden (pag-Shop) mit sechszehnverschiedenen Beamten in den Departements der leinenen und kattunenen, der wollenen und halbwollenen und der gemischten Lumpen, der verschiedenen Maculaturſorten und der Knochen. Blos acht Tage arbeitete ich im Knochen-Departement, dann avancirte ich schon zum Papiere und zwar gleich zum Sortiren des feinen und gröbern. Freilich nach vier Wochen waren meine Augen schon so entzündet, daß ernstlich an einen Arzt gedacht werden mußte. Auch hier schaffte die brave, dicke Wirthin Rath und sogar ein Hospital, das deutsche Hospital weit oben in Dalston (einem äußersten, nordöstlichen Stadttheile Londons). Der brave Doctor Heß heilte nicht nur die Augen, sondern verschaffte mir auch Eintritt in einige deutsche Familien, die mich aus Gnad' und Barmherzigkeit Portraits malen ließen. Das schwerste, sauerste Brod, das ich je gegessen! Es klingt wieder sehr unzart, wenn ich melde, daß ich mich in den Lumpenboden zurückſehnte, aber es ist doch wahr, und vor der Wahrheit muß man immer Respect haben, in welcher Gestalt sie auch auftrete. Aber was half's? Dort war keine Stelle vacant und so fuhr ich fort, Leute anzuspioniren, die sich portraitiren ließen. Man hatte mir die Gegenden jenseits des Towers empfohlen, wo viele deutsche Capitains und Matrosen zu finden seien. Und wirklich, dort erblühte mein Glück. Diese Art Herren haben nicht so feine Physiognomien und Ansprüche und waren leicht zu treffen und zu befriedigen. Mancher Matrose zahlte nicht nur Geld, sondern auch herzlichen Dank für die Freude, daß er nun seine Physiognomie einer alten Mutter oder einer jungen Liebsten schicken könne. So kam ich durch Praxis und Empfehlung immer weiter in den Hafen hinein, einmal auch auf ein Schiff, das auf Wind für Amerika lauerte. Dort hatte ich namentlich den Steuermann gut getroffen. Sogleich versprach mir der Capitain zehn blanke Thaler, wenn ich ihn eben so gut träfe. Ich ging an's Werk, aber natürlich nicht als freier Künstler, sondern als eine für zehn Thaler verkaufte Seele. Und dazu der steife Grog! Und dabei das immerwährende Aufspringen und Donnern unter den Matrosen von Seiten des Capitains! Der Wind wurde günstig, ehe ich ihn nur im Umrisse günstig conterfeit hatte. Ich entschloß mich kurz, mitzufahren. Ein Bischen Seekrankheit ärgerte mich anfangs, ging aber bald vorüber. Am Tage spielten wir Karte und tranken Grog, des Nachts wurde geschlafen.

So kamen wir mit wenigern Abenteuern, als auf der kürzesten Postſtation, eines Nachmittags in New-York an. Matrosen und Capitain sahen weder tuks noch rechts und würdigten das Gewühl am Strande keines Blicks. Alle hatten's schon hundertmal gesehen. Auch mir fällt es nicht ein, New-York zu beschreiben. Was gibt's denn hier zu schildern? Geschäfte, große und kleine Geschäfte, verdorbene oder verschlossene Deutsche, Louis Drucker, Linden-Müller, Irländer. — Inwendig mag manches Herz schlagen und manches edle Gefühl und manche schöne That blühen — ich habe nichts davon bemerkt. Ich portraitirte mich bald immer weiter nach Südwesten hinein, ohne daß mir dabei etwas Besonderes passirt wäre. Alles, was ich erlebte, beschränkt sich auf pecuniäre oder appetitionäre Verlegenheiten, aus denen ich mich dann immer so ziemlich mit etwas farbiger Kreide herausstrich. Nur Muskanten und Portraitmaler können so in die Welt hineinlaufen, wie ich, allenfalls noch Handwerksburschen. Andern Leuten mag ich's nicht rathen.

Endlich bin ich in einer kleinen, jungen Stadt weit innen im Lande. Ich will sie nicht nennen, denn ich habe es mit lauter wirklich lebenden Personen zu thun. In der kleinen Stadt bin ich Gehülfe bei einem Franzosen, der fabrikmäßig portraitirt. Er macht die Gesichter, ich die Haare und Kleider, ein Anderer die Rahmen u. s. w. Die Personen brauchen blos $^1/_2$ Stunde zu sitzen. Drei Stunden nachher wird ihnen das Portrait mit Glas und Rahmen und einer quittirten Rechnung in's Haus geschickt. Letzteres besorgt ein hübscher Junge mit einem Tressenkragen. Eines Tages kömmt ein schönes Mädchen herein. Der Fabrikherr wirft eben die Züge eines alten Herrn auf's Papier, während eine dicke, rothlockige Mutter mit ihrem Jungen aus einer Tasche ißt und öfter fragt, ob sie bald dran kämen. Die junge, schöne Dame eröffnet, daß sie gar keine Zeit habe, und es müsse überhaupt sehr rasch gehen, sonst sei sie genothigt, sich an einen Andern zu wenden. Wer aber läßt die Kunden in einem Geschäft gerne gehen? Der Portraitfabrikherr fragt mich, ob ich's wagen wolle? Ei warum nicht! Die junge, schöne Dame setzt sich mir gegenüber, und daß nun der Zeitpunkt gekommen ist, wo die Liebesgeschichte anfängt, versteht sich. Sie war selbst unter den schönen Amerikanern schön, außerdem wohl kaum 17 Jahre alt. Auch ich bin nicht häßlich, so viel weiß ich als Portraitmaler, und hab' ich nicht einen Schnürenrock und einen schönen Bart rings um und langes Haar mit etwas natürlicher Lockung? Außerdem mußte sie durch das viele gegenseitige Ansehen bald merken, daß ich mit einem nicht schlechten Herzen voll heiliger Bewunderung für dieses feine, frische, edele, schöne Gesicht war. Doch wozu so etwas schildern? Die Sache ist, daß wir uns in der ersten Stunde gegenseitig liebten und zwar sehr eifrig. Sie war viel zu offen und naiv, als daß ihr das Versteckspielen hätte gelingen sollen. Sie wohne „sechste Straße," die nur aus einem einzigen Hause bestehe, sagte sie, als sie sich verabschiedete. Man möge eine bestimmte Zeit festsetzen, wenn das Portrait abgeliefert werden solle, damit sie's im Garten in Empfang nehmen könne; Vater sollt' es nicht sehen. Die armen Amerikaner haben keine Geschichte, keine Könige, keine großen Kriegsheiden, nach denen sie ihre Straßen taufen könnten, und so helfen sie sich mit magern Zahlen, um sich in ihren nüchternen geraden Straßenzeilen zurechtzufinden.

Sechste Straße — einziges Haus! Das ist ja kinderleicht zu finden, dacht' ich und trug das Portrait natürlich selbst hin. Aber die vierte und fünfte Straße und die siebente und achte Straße bestanden auch erst aus einzelnen, zerstreuten Häusern, deren Linien in der Dämmerung sich gar arg verwirrten. Nachdem ich vergebens an mehreren einzelnen Häusern herum spionirt hatte, ob sich das liebe Gesicht zeige, kam sie mir endlich entgegen, nahm das Portrait in Empfang, fragte nach der Rechnung und öffnete ihr Taschenbuch.

„Es kostet mehr, als Sie da in dem Buche haben,"

antwortete ich mit beleidigtem Künstlerstolze, „es ist nicht mit Geld zu bezahlen.“ —

Sie sah in das Taschenbuch, blickte nur einmal halb darüber hinweg auf mich und sah dann noch tiefer hinein. Also vollkommen verstanden. Ich wollte das Honorar selbst von ihren Lippen entnehmen, aber sie wendete das schöne Köpfchen so rasch, daß die braunen Locken flogen, und flüsterte, ob ich das Capital nicht noch etwas stehen lassen wolle.

„Wenn ich hoffen darf, daß mir gute Zinsen nicht vorenthalten werden!“ erwiederte ich.

„Ich denke es so gut anzulegen, daß mir auch hohe Zinsen nicht schwer fallen werden,“ kicherte sie kindlich, aber doch auch so süß und gedämpft, daß offenbare Liebe der Jungfrau aus dem Kinde sprach.

Es war eine so einfache Situation, aber nie hatte ich in meinem Leben etwas Höheres, Gewaltigeres, Schöneres gefühlt und empfunden. Wir waren uns so fremd, zwei verschiedene Erdtheile hatten uns aufwachsen lassen und doch gingen wir nun nach diesen wenigen, ersten Worten so innig bekannt und verwandt, so vertraunungsvoll neben einander, als hätten wir uns schon immer alle Tage gesehen, gesprochen und allmählig lieben lernen.

Da ich hier nicht als Romanheld florire, brauche ich mich nicht weiter zu idealisiren. Und so gesteh' ich offen, daß ich sowohl in Kurhessen, als auch in London, als ich die schiefgetretenen Stiefeln trug, geliebt habe, ohne an Dauer und Ehe zu denken. Als ich meinen Fabrikherrn das Erlebniß in der sechsten Straße erzählte, um meine Bitte, den Betrag von meinem Honorare abzuziehen, damit zu begründen und er mich auslachte wegen meiner deutschen Gutmüthigkeit der pfiffigen Yankeetochter gegenüber, die eben nur die zwei Dollars habe sparen wollen, dachte ich auch wieder so, wie in Kurhessen. Meine Schwärmerei war dahin. Dessenungeachtet fand ich den folgenden Abend das Haus sehr gut und auch sie wieder — Aurelia. Natürlich war nun sogleich wieder aller Zweifel vorbei, solche offene, zarte, naive, schöne Weiblichkeit und kindliche Frische, um zwei Dollars zu sparen? Ich schämte mich ordentlich, dem Fabrikmaler nur einen Augenblick geglaubt zu haben.

Vorläufig ist nun aber nichts Besonderes in unserer Geschichte. Wir kamen jeden Abend im Garten zusammen, selbst wenn es regnete. Nie wurde ein Capital reichlicher verzinst, das versteht sich. Aber das Wort „Garten“ ist nicht ohne Erklärung zu verstehen. Es war kein gewöhnlicher, es war der schönste Garten, der mir je vorgekommen. Blos eine Sorte Grünes wuchs darin, welches man im gemeinen Leben Gras nennt. Wo blieben denn die Bäume? Nun was kümmerten uns Bäume? Wir wollten weder klettern, noch Häuser von Holz bauen. Früchte sind auch sehr schön im Garten, wenn man Früchte essen will; Blumen gehören auch in den Garten, wenn man Blumen sehen will; aber Aurelia und ich wollten weder Aepfel essen noch Blumen sehen; wir wollten eben blos Arm in Arm einherwandeln und uns zuweilen etwas setzen und Auge im Auge sehen und Capital und Zinsen für mein Portrait in Unordnung bringen, so daß von beiden Seiten immer genommen und zurückgegeben werden mußte, ohne daß es je stimmte, und nichts Anderes übrig blieb, als immer von vorn anzufangen. Die Sache war idyllisch bis „der Alte“ dahinter kam. Der Alte war ein Kaufmann, der Geld machte, ich ein Malergehülfe. Eines Abends überraschte er uns, sprach sehr freundlich zu mir und traute mir zu, daß ich selbst die Unmöglichkeit einer ehelichen Verbindung einsehen würde, da das Malen immer ein sehr unsicheres „Geschäft“ bleibe. Er erwarte daher bestimmt, daß ich mich nie wieder sehen lassen werde.

Natürlich kamen wir doch wieder zusammen. Mehrmals wieder ertappt, mußten wir endlich scheiden. Aurelia sollte zur Mutter gebracht werden, die in einer andern Stadt einem andern Geschäfte vorstand. Der Alte war so freundlich, mich im Hause förmlich Abschied nehmen zu lassen, denn gegen meine Person hatte er durchaus nichts.

Aurelia drückte mir beim Abschied ein Zettelchen in die Hand. Es stand darin, daß wir uns den folgenden Nachmittag auf dem Eisenbahnhofe treffen und „fliehen“ wollten. Natürlich stellte ich mich ein. Sie war schon da mit einer bauschigen Reisetasche. Da der Zug im Vorbeigehen blos eine Minute hielt, war Pünktlichkeit nöthig. Wir flogen daher, sowie der Zug hielt, hinaus und stießen zugleich Beide auf den „Alten.“

„Hallo, junges Völkchen!“ rief er scherzhaft, „'n Bischen 'n Ausflug machen, wie? Wohin denkt man denn? Und was hat denn da meine liebe Aurelia für einen mörderlichen Reisesack?“

„Oh, Papa!“ schluchzte sie und weinte so leidenschaftlich, daß es ein Erbarmen war.

„Na, sagen Sie mal, junger Herr, was ist denn das nun hier eigentlich?“ wandte er sich an mich, indem er seine joviale Miene ablegte.

„Nun,“ sagte ich mit desperater Courage, „nichts als dies, daß wir uns hätten davon gemacht und trauen lassen, wenn Sie nicht so unberufen dazwischen gekommen wären!“

„Hm! Hm! gibt's da vielleicht einen bestimmten Grund für solche Eile?“ Der Alte sah mich dabei ungemein fest an.

„Allerdings,“ sagte ich.

„Was?“ schrie jetzt der Alte. „Was für ein Grund?“

„Wir lieben uns!“ antwortete ich mit fester Stimme und festem Blick in sein Auge.

„Leben Sie wohl!“ sagte er, nachdem er mich und Aurelia wechselweise prüfend angesehen, „und besuchen Sie mich, wenn Sie mir 5000 Dollars oder ein sicheres Einkommen von 2000 Dollars jährlich nachweisen können, aber nicht eher!“ Mit diesen Worten nahm er Aurelia's große Reisetasche in den einen und sie an den andern Arm und ging sehr rubig und fest ab.

Der Garten war und blieb leer. Sie war fort. Nun galt es, 5000 Dollars anzuschaffen. Ich wollte sie unter allen Bedingungen schaffen, oder sterben. Das stand fest bei mir. Ich lernte nun portraitiren, wie Einer und schon nach einem Vierteljahre hatte ich 100 Dollars in der Bank. Da kam ein Brief. Mein ehemaliger Herr, jetziger Freund, war gerade bei mir. Der „Alte“ schrieb mir, daß seine Tochter seit drei Wochen verstorben sei.

Ich weinte wie verzweifelt und wurde dann still.

„Woran denken Sie?“ frug der Franzose.

„An Tod!“

„Selbstmord, denke ich.“

Ich gab keine Antwort.

„Haben Sie ihr Portrait?“

„Nur eine schlechte Skizze von meiner eigenen Hand, auch ein Daguerreotyp, aber kalt und duftlos.“

„Genug, Leben und Liebe copiren Sie aus Ihrem eigenen Herzen. Malen Sie Aurelia. Schaffen Sie ein Kunstwerk und dann bringen Sie sich um, wenn's gefällig ist. Aber wir Deutschen und Franzosen sollten nicht um Kleinigkeiten sterben.“

„Kleinigkeiten?“

„Sicherlich. Wir haben eine Mission in den neuen Welten. Die Anglo-Sachsen machen Geld und haben zu nichts Anderem Geschick und Geschmack. Die Menschheit geht in ekelhafter Geldmacherei unter, wenn wir nicht schöne, große Ideen unter sie werfen. Sehen Sie in England, in Amerika, in Australien sind es überall Deutsche und Franzosen, die Kunst, Literatur, Wissenschaft säen und schaffen. Tragen Sie zu unserer Mission ein Werk bei. — Sie haben gerade jetzt die rechte Stimmung und Weihe dazu — und dann schießen Sie sich todt, wenn Sie glauben, hier fertig zu sein. Ich habe bald Geld genug, um dann auch als Künstler anfangen zu können. Das Gesicht ist wundervoll und Ihr Schmerz groß; damit können Sie etwas leisten.“

Das packte mich durch und durch. In sechs Wochen sollte eine Kunstausstellung in der nächsten großen Stadt eröffnet werden. Nach einem Monate war das Bild vollendet. Ich hatte während der Zeit Essen und Trinken vergessen, aber es war fertig. Acht Tage lang dämpfte und bob ich noch an den Farbentönen; dann thaten wir's in einen Rahmen, den mir der Franzose creditirte, packten es ein und schickten es nach dem Eisenbahnhofe.

Mehrere Zeitungen sprachen gleich am zweiten Tage mit Enthusiasmus von der Perle der Ausstellung, dem über New-York schwebenden und bittend herniederblickenden Genius der Kunst, nur tadelten sie, daß der Genius „zu Deutsch“ aussähe. New-York sieht in der Vogelperspective erhaben aus. Die beiden Theile von Meerwasser getrennt und stets tausendfältig durch elegante Dampfer verbunden, dieses Meerleben ringsum — und das viele Morgenroth und die vielen derben, körperlichen Farbentöne dazwischen bildeten einen effectvollen Gegensatz zu dem vom Aether getragenen Genius oben, dessen Gewandung, aus lichten durchsichtigen Wolken gewoben, sich weit in den Himmel hinein immer leichter und unsichtbarer verlor. Vom Gesicht ging alles Licht aus, das sich aber vertheilte, nur das untere vom irdischen Morgenroth. So konnte man das Gesicht zugleich für eine höhere, überirdische Sonne nehmen. Doch ich will nicht weiter aus den Zeitungen abschreiben; aber ich kaufte mir alle möglichen Zeitungen und borgte mir bei dem Franzosen Geld dazu, nachdem ich ihm Alles, was irgendwie entbehrlich erschien, versetzt hatte. Ich war lauter Gluth und Aufregung. Ehrgeiz, Künstlerstolz und Sehnsucht nach dem Originale meines Bildes, das mir zugleich verwoderud aus dem Sarge entgegenstarrte, verzehrten mich. So saß ich eines Abends matt und aufgeregt in meinem Zimmer und ließ mich geduldig brennen und glühen von Bildern und Leidenschaften aller Art. Sie schwebte vor mir lächelnd in den Wolken; sie streckte todt und angstvoll bittend mir ihre Hände aus dem Grabe entgegen. Nun öffnete sie leise die Thür, und ihre geisterhafte, weiße Gauze erröthete, und ihr weißes Gewand rauschte, ihr süßer Mund bewegte sich und flüsterte:

„Ottomar kennst Du mich nicht mehr?“

„O meine Aurelia, Dich nicht kennen?“

„Und Du liebst mich noch?“

„Du bist mein unsterbliches Selbst. Ich Dich nicht lieben?“

„Nun warum bewillkomnst Du mich nicht? Ottomar, warum empfangen mich Deine Arme nicht?“

Von Furcht und Schrecken niedergedrückt, aber plötzlich von wahnsinniger Leidenschaft erhoben, stürzte ich mich auf das Phantom los und schloß es in meine Arme, meine süße, lebenswarme, wirkliche Aurelia. Das waren wirkliche Arme, wirkliche Küsse.

„Mein Gott! Mein Gott! Wie ist das möglich? Wie lange hab' ich Dich als todt beweint!“

„Und ich Dich als begraben.“

Doch nun wurde unsere Unterhaltung so lebendig und Fragen und Antworten so schnell und verwickelt, daß ich's nicht mehr aufschreiben kann.

„Der Alte“ hatte uns für einander todt gemacht, um die Tochter an seinen „Co.,“ wie so ein Theilnehmer am Geschäft in der kurzen, kaufmännischen Kunstsprache titulirt und geschrieben wird, zu verkaufen. Sie hatte aber nicht ihn, sondern ein Fieber bekommen, wovon sie noch so blaß ausgesehen hatte, bis unsere Umarmungen kamen. Nun hatte der Alte „eingewilligt,“ nur uns sie gesund zu machen, dann aber gleich wieder von seinem „Co.“ angefangen und sie gequält, bis sie auf der „Ausstellung“ gewesen waren. Da hatte sie gemerkt, daß ich nicht todt sein könne, obgleich sie mir vorwarf, ich habe gar zu sehr „geschmeichelt.“ Ich unterbrach sie und meinte, nun wollten wir sogleich fliehen.

„Das ist nicht nöthig. Alterchen hat nichts mehr dagegen. Und da hinten steht er selbst. Frag' ihn nur!“

„Sir!“ sagte der Alte, indem er vortrat, „jetzt ist's etwas Anderes. Jetzt gebe ich natürlich meine Einwilligung, da Sie die versagten 5000 Dollars nachweisen können.“

„Ich 5000 Dollars?“ O selbst meine 100 waren längst wieder dahin.

„Ist der Brief mit der Anweisung noch nicht da?“ fragte der Alte. „Nun die Compagnie in New-York, welche Ihr Bild kaufte, hat Credit bei mir. Und wenn Sie heute Abend in der sechsten Straße Ihren Thee trinken wollen, soll es mir sehr angenehm sein. Hoffentlich hat der Genius über New-York nichts dagegen.“

Gewiß nicht. Wir tranken den Abend Thee und kurz darauf saß ich eines Nachmittags mit meinem Genius als Hauptheld unter lauter langen, schmalschultrigen, backenbärtigen Yankees und ihren Damen. Viele bestellten bei mir Bilder. Jeder wollte einen in der Luft schwebenden Gegenstand haben, unter Anderm Einer seine Großmutter, weil sie ihm bei ihrem Tode viel mehr hinterlassen, als er erwartet hatte. Die Kunst ist noch kindlich in Amerika, ich aber bin gegenwärtig ein glücklicher Ehemann und renommirter Künstler.

Richard Cobden.

Der Charakter, die ganze geiſtige Richtung, insbeſondere aber der ſcharfe und praktiſche Blick eines Mannes laſſen ſich oft aus einem einzigen Ausſpruche deſſelben erkennen, und wenn Richard Cobden in irgend einer Rede einmal ſagte:

„den Chineſen baumwollene Nachtmützen anzugewöhnen, ſei für England wichtiger als alle Protokolle der Diplomaten“ —

ſo tritt aus dieſer ſo wunderbar klingenden und doch ſo wahren Bemerkung ſogleich hervor, daß ſich in ihr der

Geist eines Mannes abspiegelt, der, frei von allen phantastischen Traumereien, nur den Eingebungen des Verstandes folgt, und der auf das innigste davon überzeugt ist, daß Handel und Industrie, die beiden großen Pulsadern der gesellschaftlichen Zustände, die thätigsten und wirksamsten Verbreiter der Civilisation sind, je weniger sie in ihrem Aufschwunge gehemmt werden. Und in der That hat Richard Cobden, der einfache Kattunfabrikant von Manchester, seit seiner fünfzehnjährigen öffentlichen Thätigkeit für diese seine Ueberzeugung rastlos gewirkt, und den, von ihm verfochtenen Grundsätzen des Freihandels-Systems einen so glänzenden Sieg errungen, daß sein Name als einer der bedeutungsvollsten hervortritt in der neuesten nationalökonomischen Entwickelung des gesammten britischen Weltreichs.

Indessen begann Cobden nicht unvorbereitet seine öffentliche Laufbahn. Um sich einen tieferen Blick in die Verhältnisse der Zeit und in die Zustände verschiedener Länder zu verschaffen und sich Erfahrungen einzusammeln, unternahm er im Frühjahre 1837 eine längere Reise, die ihn besonders nach der Türkei, Aegypten und Griechenland führte. Seine Beobachtungen und Erlebnisse theilte er zu Anfange des Jahres 1841 in einer schottischen Zeitschrift mit, und machte sich dadurch als einen rein praktischen Mann und scharfen Beurtheiler bekannt. Doch schon bald nach der Rückkehr von seiner Reise hatten ihm die gedrückten Verhältnisse der Fabrikarbeiter wie überhaupt der Manufakturthätigkeit Gelegenheit geboten, öffentlich gegen die drückende Herrschaft des Monopolsystems, hauptsächlich aber der Kornsetze*), die zu Gunsten der reichen Grundbesitzer auch bei den ergiebigsten Ernten den Preis des Brots auf einer bestimmten Höhe erhielten, aufzutreten und sich in seiner Vaterstadt Manchester mit mehreren gleichgesinnten Freunden zu verbinden. Cobden's erstes Auftreten gegen das Monopol und seine Vertheidiger entging zwar der öffentlichen Aufmerksamkeit nicht, aber der Anfang war an sich zu unbedeutend, als daß es die stolzen Landlords hätten der Mühe werth erachten sollen, wider den gegen sie ankämpfenden Kattunfabrikanten zu Felde zu ziehen, um so mehr, da die Trennung zwischen den Ackerbautreibenden und den Fabrikdistrikten Englands noch eine viel zu schroffe war, und man unter den Ackerbauern leicht die Ansicht verbreiten konnte, daß Cobden nur auf Kosten des Landbebauers die Fabrikanten und ihre Arbeiter bereichern wollte. Gegen diese falsche Ansicht, die sich nur auf ganz verkehrte nationalökonomische Grundsätze stützen konnte, mußte entschieden angekämpft werden, und da dies weder einem Einzelnen noch einigen, wenn auch durch gleiche Meinung vereinigten Männern mit nachhaltigem Erfolge würde gelungen sein, so wurde hauptsächlich auf Cobden's Antrieb im September 1838 zu Manchester der Verein gegen die Kornsetze (Anti-Kornsetz-Verein) gegründet, an dessen Spitze Cobden als einer der Hauptbegründer trat und bis zu dem großen Triumphe, den die Lehren dieses Vereins davon trugen, die Seele desselben blieb. Von diesem Augenblick an begann, unter der Leitung Cobden's und seiner näheren Freunde (Wilson, Bright, Villiers, Tompson u. A.), der Kampf gegen die Kornsetze, die Hauptstütze der Aristokratie Englands, nach einem bestimmten Plane, mit einer gewissen Berechnung; und wenn sich der Verein auch vorzüglich die Vernichtung dieser drückenden Gesetze zum Hauptziele gesteckt hatte: so richtete er gleichzeitig seine Waffen auch gegen alle Handelsbeschränkungen, gegen das Monopol im Allgemeinen und pflanzte die Fahne des Freihandelssystems auf. Wie lange dieser Kampf dauern würde, war, da es die Gegner des Anti-Kornsetz-Vereins nicht an hartnäckiger Gegenwehr fehlen ließen, nicht zu berechnen; es hing Alles daran, die öffentliche Meinung für die Ansichten zu gewinnen, daß billiges Brot wie überhaupt Billigkeit der nothwendigsten Nahrungsmittel und freie Konkurrenz im Handel und Verkehr nicht einer Klasse der Gesellschaft, sondern allen Klassen gleiche Vortheile bieten, und dies konnte nur durch eine friedliche, aber zugleich auch großartige Agitation, wie sie die freien Institutionen Englands gestatten, erreicht werden.

Mit unermüdlicher Anstrengung war Cobden für den Verein thätig, und kaum hatte er durch seine Bemühungen demselben eine Anzahl einflußreicher Männer in Manchester gewonnen und in öffentlichen Versammlungen in einfacher, klarer Rede den gewaltigen Druck nachgewiesen, den die Kornsetze auf den gesammten Verkehr ausübten, so bildeten sich in kurzer Zeit, nach dem Muster des Hauptvereins in Manchester, in allen Fabrikdistrikten Zweigvereine, in deren Versammlungen ganz nach der, von Cobden vorgeschriebenen Taktik verfahren wurde.

Aus unscheinbaren Anfängen war der Verein bis zum Jahre 1841 schon zu solcher Bedeutung gelangt, daß er während der um die Mitte dieses Jahres eintretenden Parlaments-Auflösung, der sofort eine neue Wahl folgte, eine in vieler Beziehung wichtige Rolle spielte. Cobden, längst in ganz England gekannt, auch von vielen seiner Gegner gefürchtet, trat bei der Neuwahl in Stockport als Bewerber um einen Sitz im Unterhause auf und wurde mit überwiegender Mehrheit gewählt. Die Zahl der Kornsetzgegner so wie der Kämpfer gegen das Monopolsystem war im Unterhause bis jetzt nur klein gewesen, durch die Wahl von 1841 wurde sie ansehnlich verstärkt, und daß Cobden selbst, der Hauptführer der Freihandelspartei, nun auch parlamentarisch für die Wahrheit seiner Ansichten kämpfen konnte, erhöhte die Wichtigkeit seiner Person wie die Sache des Vereins außerordentlich. Aber Cobden und seine Freunde mußten auch jetzt ihre Anstrengungen verdoppeln, denn mit dem 1. September 1841 trat Sir Robert Peel, der Führer der torystischen Partei, an die Spitze der Regierung, und wenn auch von diesem klugen und vorsichtigen Staatsmanne zu erwarten stand, daß er sich bei allen das Zoll- und Finanzwesen betreffenden Fragen nur durch die Forderungen der öffentlichen Meinung leiten lassen würde: so war doch gerade von ihm keine freiwillige Annahme der Grundsätze zu erwarten, deren Verwirklichung Cobden zur Aufgabe seines Lebens gemacht hatte. Ein energischer Charakter indessen läßt sich durch Schwierigkeiten, die sich ihm entgegenstellen, nicht von der Verfolgung eines einmal aufgesteckten Zieles abschrecken. Gerade von dem Augenblicke an, wo Sir Robert Peel die

*) Die Kornsetze besteuern eingeführtes Korn im Verhältniß zu dem Preise, den das im Lande gewonnene Korn auf dem Markte hat. Steht der englische Marktpreis hoch, so ist der Einfuhrzoll niedrig, im umgekehrten Falle wird der Einfuhrzoll erhöht, so daß eine Konkurrenz des fremden Korns mit dem einheimischen gar nicht möglich ist.

Leitung der Geschäfte übernahm, arbeitete Cobden mit der ganzen Kraft seines thätigen Geistes daran, den Anti-Kornzoll-Verein zu einer Macht zu erheben. Versammlungen über Versammlungen wurden gehalten, zahllose Schriften über das Schädliche der Kornzölle und die segensreichen Folgen der Vernichtung derselben im ganzen Lande verbreitet, Lehrer der Volkswirthschaft angestellt und gleichsam als Sendboten ausgeschickt, um überall, auch in den kleinsten Orten, Vorlesungen zu halten und die Wohlthaten des Freihandelssystems dem Volke anschaulich zu machen. Alle diese Schritte und Maßregeln überwachte Cobden mit scharfem Blicke, und der erste Lohn seiner Anstrengungen war der, daß der Premierminister Sir Robert Peel, als er am 9. Februar 1842 im Unterhause seine Zoll- und Finanzgesetze vorlegte, nicht nur an den alten Kornzöllen durch wesentliche Abänderungen des früheren Zollsatzes rüttelte, sondern auch eine so bedeutende Reduktion des allgemeinen Zolltarifs vornahm, daß dadurch den von Cobden und seinen Freunden vertretenen Prinzipien wenigstens der Anfang einer Bahn gebrochen würde.

Die Art und Weise, wie Robert Peel seine Zollreformen eingeleitet, ließ mit Gewißheit voraussehen, daß er zu umfassenderen Zollverbesserungen geneigt sei und nur die hierzu passende Zeit abwarte. Cobden hielt es demnach für unumgänglich nöthig, daß der Anti-Kornzoll-Verein nach allen Seiten hin seine Anstrengungen verdoppele, vornehmlich aber darauf hinwirke, die Bevölkerung der Ackerbau-Distrikte, die Pächter, für die Lehren des Vereins zu gewinnen und dahin zu überzeugen, daß das wohlfeile Brot, was der Fabrikarbeiter verzehre, auch ihnen Vortheil bringe, daß also die Aufhebung der Kornzölle auch ihre Lage wesentlich verbessern werde. So schwierig diese Aufgabe war, weil gerade in den Ackerbaudistrikten der Einfluß der Grundherren überwiegend war, so wurde sie doch zum größten Theile gelöst, und bis zum Jahre 1845 war der Anti-Kornzoll-Verein zu einer solchen Macht angewachsen, und das Volk im Allgemeinen für die, von Cobden und seinen Freunden gepredigten Grundsätze in so hohem Grade gewonnen, daß die Verfechter des Monopols, die reiche Grundaristokratie, der nächsten Zukunft mit Zittern und Zagen entgegensahen. Die Organe der Vollblut-Tories erschöpften sich in Schmähungen gegen den „Demagogen und Aufwiegler" Richard Cobden, und doch war seit dem siebenjährigen Kampfe, den der Anti-Kornzoll-Verein führte, noch kein Tropfen Blut vergossen, nirgend Ruhe und Ordnung gestört, niemals ein bestehendes Gesetz verletzt worden. Bald sollten die Tories es erleben, daß der ihnen verhaßte Cobden vollständig und für immer den Sieg über sie davon tragen werde.

Eine seltsame Naturerscheinung kam den Bestrebungen Cobden's und seiner Freunde zu Hülfe. Im Herbste des Jahres 1845 brachte die, bis dahin unbekannte Kartoffelkrankheit wie einen Theil des Kontinents, so auch England, namentlich Irland, dessen Bewohner auf die Kartoffel als ihr Hauptnahrungsmittel angewiesen sind, in nicht geringe Noth. Alle Nachrichten, die Robert Peel über den Ausfall der Kartoffelernte in Irland anstellen ließ, bestätigten die schreckliche Aussicht, daß, wenn nicht ungesäumt Hülfe geschafft werde, das furchtbarste Elend über die unglückliche Insel hereinbrechen müsse.

Die Kartoffelseuche brachte eine momentane Ministerkrisis hervor, weil sich die Räthe der Krone über freie Getreideeinfuhr nicht einigen konnten. Endlich siegte doch Robert Peel's Ansicht, und gestützt auf die öffentliche Meinung und die wirklich Achtung gebietende Macht des Anti-Kornzoll-Vereins, der gerade in dieser Zeit, auf Antrieb Cobden's, die beispiellosesten Anstrengungen gemacht hatte, trat der Premierminister am 27. Januar 1846 in einer mehrstündigen Rede mit seinen neuen Zollgesetzen auf, erklärte das Bestehen der Kornzölle für rein unmöglich und bekannte sich offen zu den Grundsätzen einer freisinnigen Handelspolitik.

Das war der Augenblick, wo Cobden den größten Triumph feierte. Zwölf Nächte hindurch wurde im Unterhause mit furchtbarer Erbitterung gestritten, aber leider lag der Mann, auf den jetzt die Augen von ganz England gerichtet waren, Richard Cobden, in Folge der großen Anstrengungen krank darnieder und nur bis gegen Ende des parlamentarischen Kampfes erholte er sich so weit, daß er der Schlußdebatte beiwohnen und als einer der letzten Redner das Wort für seine Lehre ergreifen konnte. Mit überwiegender Majorität wurden Peel's Vorschläge angenommen, und ihre Annahme wurde im ganzen Lande als der glänzendste Sieg Cobden's und des von ihm geleiteten Vereins gefeiert, und ihm, der dem Interesse der großen Sache einen bedeutenden Theil seines Vermögens geopfert, auch sein eigenes Geschäft vernachlässigt hatte, eine Nationalbelohnung bewilligt, reich genug, um ihn als ganz unabhängigen Mann hinzustellen.

Nachdem sich Cobden wieder erholt, trat er eine große Reise durch die Kontinentalstaaten Europa's an und ward überall mit Achtung und Bewunderung aufgenommen. Auf der Bahn, die er gebrochen, sind die englischen Staatsmänner bis jetzt rüstig vorwärts gegangen; seit 1849 haben die Kornzölle faktisch aufgehört und mit jedem Jahre haben die Grundsätze des Freihandelssystems sich weiter ausgedehnt, da die überwiegenden Vortheile desselben so sehr in die Augen springen, daß selbst die eingefleischtesten Anhänger des Monopols es nicht mehr wagen, offen für dasselbe aufzutreten. Das letzte Tory-Ministerium, an dessen Spitze Graf Derby stand, machte zwar während seines kurzen Bestehens die verzweifeltsten Anstrengungen, die Kornzölle in sehr mäßiger Weise wieder herzustellen; aber die Drohung Richard Cobden's, daß dann auch der Anti-Kornzoll-Verein sofort wieder in's Leben treten werde, benahm den Monopolritter alle Lust und sie selbst gaben ihr Vorhaben auf. Bei dem Zurücktritte des Derby'schen Ministeriums glaubte man allgemein, daß Richard Cobden Mitglied des neuen Cabinets werden würde; dies ist aber nicht geschehen; jedoch steht mit Gewißheit zu erwarten, daß der Besieger der Kornzölle, der immer noch unermüdliche Agitator für vollständige und uneingeschränkte Annahme des Freihandelssystems vielleicht schon in der nächsten Zukunft eine einflußreiche Rolle als Staatsmann spielen werde.

Cobden wird jetzt ungefähr fünfzig Jahre alt sein und dürfte bei seiner thätigen und mäßigen Lebensweise ein hohes Alter erreichen, so daß es ihm wahrscheinlich noch beschieden ist, in seinem Vaterlande allgemein den

Wohlstand verbreitet zu sehen, der, wie er fast in jeder seiner Reden vorausgesagt, der Anerkennung und Ausführung seiner Grundsätze folgen werde und müsse. Richard Cobden gehört nicht zu den glänzenden Rednern, an denen England so reich ist; er spricht einfach und doch eindringlich, was ihm aber an oratorischem Schmucke abgeht, wird durch jene edle Freimüthigkeit ersetzt, die aus seinen Worten überall hervortritt und ihnen eine solche Kraft giebt, daß sie ihren Eindruck auf den Zuhörer selten verfehlen. Er ist ein praktischer, nüchterner und hochherziger Mann, der sich zu der hohen Mission berufen fühlt, für das Wohl der Menschheit zu wirken.

Spanische Reisebriefe.

Von

E. A. Roßmäßler.

IV.

Abschied von Barcelona und Küstenfahrt bis Alicante.

Am Bord des Mercurio im Grao von Valencia den 30. März.

Nachdem ich zwei volle Wochen ziemlich unthätig in Cataloniens Hauptstadt zugebracht hatte, vergeblich auf besseres Wetter wartend und an ein von hier nach Alicante abgehendes Dampfboot der Gesellschaft „Navegacion Industria“ durch Vertrag von Marseille an gebunden, veranlaßte mich zum Abschied mein verehrter Freund v. Gülich zu einem Ausfluge nach dem Tibidavo, dem höchsten Punkte der Hügelkette, welche Barcelona nordöstlich umgiebt. Niemand, der nach einem kurzen Aufenthalt in dem schönen Barcelona dessen nächste Umgebung kennen gelernt hat, darf versäumen, vom Tibidavo aus einen umfassenden Abschiedsblick auf eine der reizendsten Landschaften zu werfen, deren das schöne Spanien so viele besitzt.

Eine Tartane brachte uns bis zum Flecken San Gervasio, der schon ziemlich hoch gelegen ist. Von da aus erreichten wir in kaum einer Stunde den Gipfel des sanft ansteigenden Tibidavo und gegen meine Erwartung fand ich auf dieser unbedeutenden Höhe, gewiß noch nicht 1000 Fuß über dem Meere, ein vollkommenes Rundgemälde von großer Ausdehnung. Vor mir, nach Süden zu, breitete sich die auch jetzt schon lachende Ebene aus, an deren Saume Barcelona am Meere liegt; ich sage: jetzt schon lachend, denn obgleich außer Oel- und Algarobabäumen des Baumlandes noch entbehrend, war doch die Ebene mit üppigen Wintersaatfeldern bedeckt, aus denen zahllose kleine Ortschaften und Landhäuser hervorblickten. Hinter mir im Norden das ernste Gegentheil: eine düstere buntgestaltige Berglandschaft, deren Ferne sich allmählig in graue Nebelwolken verbarg und mir auch den Anblick des Monserrat entzog, der sonst von hier in majestätischer Gestalt sichtbar ist. Doch mir ist gerade eine Beleuchtung, wie ich sie fand, viel erwünschter, als wenn die Sonne von einem wolkenlosen Himmel ihr Licht gleichmäßig über Alles ergossen hätte. Die Schatten der von einem ziemlich scharfen Luftzuge über den Himmel getriebenen Wolken zogen wie graue Gespenster über die ungeheure Ebene zwischen mir und dem Meere oder krochen wie Schlangen über die Unebenheiten der Berglandschaft hinter mir. In einer großen Landschaft, von bedeutender Höhe aus gesehen, ersetzen die Wolkenschatten die nicht mehr erkennbaren Gestalten der Thiere und Menschen, bringen in sie Leben und Abwechselung. Alles Einerlei wird langweilig: Glück wie Sonnenschein.

Zu San Gervasio wartete unsere Tartane und brachte uns schnell wieder nach Barcelona zurück. Wenn der Barceloneſe eine Kutsche, — d. h. einen unseren Kutschen fast gleichen Wagen*) — ein halbes Glück, una media fortuna, nennt, so möchte man im Gegensatz davon eine Tartane für ein ganzes Unglück zu halten geneigt sein, wenn man namentlich eine solche von einem feurigen Pferde durch die Löcher des Barceloneſischen Straßenpflasters gezogen und darin die hoch emporhüpfenden Insassen sieht. Es ist aber nicht ganz so schlimm wie es aussieht, wenngleich immer noch ziemlich schlimm. Eine Tartane ruht auf der Axe von zwei Rädern und hat einen von Wachstuch niedrig übergewölbten länglichen Kasten, so daß sie einem Pulverkarren ziemlich ähnlich sehen würde, wäre sie nicht stets bunt und mit allerlei Zierrathen angemalt. Die beiden Längsbänke der Tartanen ruhen auf starken Druckfedern, die einer vollständigen Bemannung einen leidlich angenehmen Sitz gewähren, einzelne Insassen aber wie einen Federball behandeln, wie es uns beiden erging.

Ich kann nicht von Barcelona in meinen Berichten scheiden, ohne noch ganz besonders dankend eines Mannes zu gedenken, der in mir deutsche Nation und Wissenschaft ehren zu müssen schien, welche beide er, für Spanier sehr ausnahmsweise, genau kannte. Es ist der Professor, oder wie es in Spanien heißt, Catedratico der griechischen Sprache an der hiesigen Universität, Don Antonio Bergues de las Casas. Er hatte vor mehren Jahren in Verbindung mit noch einigen spanischen Gelehrten unter dem Namen „Germania“ eine Auswahl deutscher Werke zu übersetzen begonnen; allein die Herausgabe war, nachdem erst wenige Lieferungen erschienen waren, an den Machinationen des Klerus gescheitert.

Am Morgen des ersten Osterfesttages lichtete der Mercurio die Anker, um mich an dem herrlichen Panorama der Ostküste Spaniens hinzufahren. Das Wetter war anfangs hell und die bunte Abwechselung der vorübergleitenden Berge, unter denen lange Zeit der Monserrat die Hauptrolle spielte, gewährte mir eine angenehme Unterhaltung.

*) Den er auch cocha nennt. Das ch wird stets wie tsch sehr scharf ausgesprochen.

Aber bald trieb auch der Regen unter das Verdeck, der erst gegen Mittag aufhörte. Von da an blieb das Wetter klar und verstattete mir, das Schauspiel eines glühenden Sonnenunterganges hinter der prachtvoll gelegenen Stadt Castellon de la Plana. Kaum aber war die Sonne verschwunden, als ein heftiger Südwestwind eintrat, der sich bald zu einem ganz unzweideutigen Aequinoctialsturm steigerte. Vorhin trieb mich das Wasser von oben unter Deck, nun that es das Wasser von unten, denn so manche Woge versuchte mit Erfolg einen kühnen Sprung über unser Schifflein. Da der Sturm aber unserem Course gerade entgegen blies, so gab er der Bewegung des Bootes, dessen Maschine gegen ihn ankämpfte, eine gewisse, feste und stetige Haltung. Aber alle Augenblicke erhebte es bis in die innersten Theile, wenn eine Welle von vorn dagegen anprallte. Ich hatte Gelegenheit, meinen Gleichmuth zu erproben, denn aus der scharfen Aufmerksamkeit des Capitäns konnte ich abnehmen, daß die Lage des Schiffes keine ganz behagliche sei. Es bebielt aber die Freude und das Staunen über die Großartigkeit der Erscheinung in mir die Oberhand über die Zaghaftigkeit. Ich stellte mich neben den Steuermann, einigermaßen vor den Wellen geschützt, so daß ich das ganze Verdeck vor mir hatte, und ließ meine trunkenen Blicke hinausschweifen über das bewegte Meer. Wir hatten in Barcelona eine bedeutende Anzahl Soldaten mit an Bord bekommen. Die Aermsten lagen jetzt großentheils ohne Schutz vor Wind und Wellen auf dem Verdecke umher, theils dichtzusammenbockend, um einer von des anderen Wärme zu profitiren, theils unter allerhand zerlöcherten Hüllen, welche ihnen die mitleidigen Matrosen geliehen haben mochten. Der Capitän war in seine Koje gegangen, er schien also keine Gefahr mehr zu befürchten. Ich war mit dem Steuermann, außer den Soldaten, die mehr als Leichen auf einem Schlachtfelde zu liegen schienen, das einzige lebende Wesen auf dem Verdeck. Der Himmel war vollkommen klar und ohne Wolken und der fast noch volle Mond beleuchtete mir bell das imposante Schauspiel, in dessen Anblick ich nicht müde werden konnte. Obgleich das vor mir liegende Verdeck bald abwärts bald aufwärts, bald rechts bald links geneigt erschien und ich mit ausgespreizten Beinen mich fest an der Brustwehr festhalten mußte, so bemerkte ich doch zu meiner Freude, ja mit einem gewissen Stolze, daß ich durch das furchtbare Schwanken des Schiffes nicht im mindesten belästigt wurde und ich darf glauben, einer von den Wenigen zu sein, welche die Seekrankheit verschont. Ich ging endlich in meine Koje und machte mir mit meinem Pelze mein behagliches Lager noch behaglicher, und schlief trotz der fortwährenden Stöße bald ruhig ein. Ich legte mir die Frage vor, ob man in einem Hause, welches, wenn auch ohne Gefahr einzustürzen, immer schwanke und an dessen Thor in kurzen Zwischenräumen mit Balken- und Mauerbrechern gerockt werde, wohl würde schlafen können? Als ich erwachte, war aller Sturm vorüber und das Schiff nur noch in einer wiegenden Bewegung. Von der Sonne erleuchtet, wechselte ohne Unterlaß die durchaus berggesäumte Küste in bunter Mannichfaltigkeit ihrer Formen. Aber auch hier Alles noch kahl und laubios. Tortosa mit der Ebro-Mündung waren wir in der Nacht passirt. Von den folgenden Küsten-Orten nenne ich nur noch Murviedro, das alte Saguntum, das mir alle meine spanischen Reisegenossen mit einem gewissen nationellen Stolze wiesen. Man lebt auch hier von der Vergangenheit! Ob man an eine Zukunft denkt, möchte ich bezweifeln.

Um 12 Uhr des zweiten Ostertages kamen wir am Grao vor Valencia an und jetzt, indem ich dieses schreibe, liegt mit mir der Mercurio schon seit 21 Stunden hier vor Anker, die er auch erst in 6 Stunden lichten wird, um in der Nacht die Fahrt bis Alicante zu machen. Anfangs hieß es, daß wir nach wenigen Stunden weiter fahren würden, bis daraus nach und nach ein und ein halber Tag wurde. So lange liege ich vor dem „Garten von Spanien", ohne ihn betreten zu haben. So weit ich ihn vom Bord aus beurtheilen kann, ist aber auch in ihm der Lenz noch nicht eingezogen und so tröste ich mich. In einigen Wochen werde ich ihn von Murcia aus um so blühender antreffen.

Mein Aufenthalt auf dem Schiff ist auch nicht ohne Unterhaltung. Das Meer liegt ruhig wie ein Landsee vor mir da und am Horizonte schimmert eine Heerde weißer Vögel — die Fischerbarken, welche, meist zu zweien, seit dem Morgen mit Fischen beschäftigt sind. Kein Lüftchen regt sich und die Sonne wärmt mich daher, nach so viel ausgestandener catalonischer Kälte, echt valencianisch durch, ohne jedoch lästig zu werden. Ich bin unumschränkter Herr der 1. Kajüte, denn zufällig waren alle meine Reisegefährten in Valencia an ihrem Ziele, und so hatte ich mich denn an der langen Tafel, nachdem ich allem mit dem Kapitän gefrühstückt habe, häuslich mit Leipziger Schreibzeug zu diesem Briefe nach Leipzig niedergelassen.

Blätter und Blüthen.

Hexen in Nordamerika. Nachdem der Glaube an Hexen in Europa längst verschwunden, scheint er jetzt in dem sonst so aufgeklärten Nordamerika, wo indessen das Uebersinnliche und Mystische noch eine ziemliche Rolle spielt, wieder aufzutauchen zu wollen. Von einem Hexenfall dieser Art wird aus dem Staate Pennsylvanien gemeldet. Eine Frau, die zu der unter dem Namen „die christliche Kirche" bekannten Sekte gehörte, setzte eine ihr zugestoßene Krankheit auf Kosten der Behexung, wobei der Verdacht der Hexerei auf eine andere Angehörige derselben Sekte fiel. Die Hexenprobe wurde hierauf von der Gemeinde in der Weise beschlossen, daß die Verdächtige über einen Besenstiel hinschreiten mußte. Da diese Probe jedoch Vielen nicht ausreichend genug schien, so wurde die angebliche Hexe noch gegen die Bibel abgewogen, und dabei im Voraus angenommen, daß, wenn sie leichter als die Bibel befunden würde, dies der Beweis ihrer Schuld sein sollte. Die Angeschuldigte wog jedoch natürlich schwerer und wurde daher für unschuldig erklärt. Wenn diese amerikanischen Hexenproben auch weit entfernt sind von der Grausamkeit, mit welcher früher in Europa gegen die vermeintlichen Hexen vorgeschritten wurde, so werfen sie immerhin ein bezeichnendes Licht auf das Treiben der religiösen Sekten in den Vereinigten Staaten, die auf dem dortigen

freien Boden wuchernd emporschießen und des Sonderbaren schon so Manches hervorgebracht haben.

Soldaten-Bibliotheken in England. Solche, vor etwa zwölf Jahren, auf den freiwilligen Beitritt der Soldaten hin, in den Kasernen gegründeten Bibliotheken giebt es gegenwärtig ungefähr 150 mit 117,000 Bänden und 16,000 zahlenden Mitgliedern. Der Jahresbeitrag eines Soldaten beträgt einen Schilling. Da diese Bibliotheken nur wirklich werthvolle und nützliche Bücher enthalten, so haben sich in neuerer Zeit selbst die Officiere an denselben betheiligt, und zahlen dafür einen etwas größern Beitrag, ohne deßhalb als Leser größere Rechte wie die übrige Mannschaft zu haben. Auch die seit sieben Jahren bestehenden Kasernen-Schulen werden von den Soldaten zahlreich besucht, obwohl die höhern Officiere dem Besuche jener Schulen mancherlei Hindernisse in den Weg legen. Von beiden Einrichtungen, den Bibliotheken und Schulen, läßt sich ein wohlthätiger Einfluß auf das Verhalten der Soldaten nicht verkennen, und sind in den letzten Zeiten weit weniger Strafen vorgekommen als früher.

Eine wahre Geschichte. In einem Theile des Antillenmeeres liegt eine Gruppe kleiner Inseln, die wegen ihres üppigen und reizenden Aussehens vielfach von Vorüberfahrenden besucht werden. Auf einer der schönsten trug sich vor einigen Jahren eine Geschichte zu, die selbst die rohen Matrosen nicht ohne Rührung erzählen: Ein deutscher Student (aus W.) verliebte sich einst vor circa 12 Jahren in ein deutsches Mädchen, da aber wahre Liebe nie einen sanften Lauf hat, so waren Vater und Mutter und Verwandte beider Theile gegen die Verbindung von zwei schlichten Seelen, die einander auf's Innigste liebten. Die Liebenden beschlossen daher, alle Bande der Natur oder der Freundschaft, die sie an das alte Vaterland fesselten, zu zerreißen und in einem wilden entlegenen Theile der Erde eine neue gemeinsame Heimath zu suchen. Sie hatten von diesem Archipelagus unbewohnter Freudeninseln gehört und segelten daher, nachdem sie all' ihre Habe in Geld verwandelt hatten, nach der Boca S. Juan, von wo er in einer Piragua mit seiner Gattin und einem ansehnlichen Gepäck nach den Inseln fuhr. Da der Deutsche die Piragua für einige Monate gemiethet hatte, so waren die Bootsleute ihm behilflich, auf der Insel, die er auserwählt und in Besitz genommen, die ersten nöthigen Hütten zu bauen. Hierauf gab der Ansiedler dem Steuermanne des Fahrzeugs den Auftrag, ihm einen Majordomo und Arbeitsleute zu senden, und das junge Paar blieb sich selber überlassen.

Die Dienstleute langten an und der Aufseher oder Majordomo war ein starker kräftiger Mestize, der ein sehr gutes Zeugniß mitbrachte, welches er aber, wie sich in der Folge herausstellte, keineswegs verdiente.

Der Deutsche machte seine Insel urbar, pflanzte Zuckerrohr und schickte bald so viel Rohzucker und Federvieh entweder nach der Mündung des S. Juan oder nach Granada, daß er nicht nur alle Kosten decken, sondern auch noch etwas erübrigen konnte. Er machte sogar auch noch eine kleine Nachbarinsel urbar und baute ein einruderiges Boot zur Verbindung zwischen den zwei Eilanden. Er war eben damit beschäftigt, die zweite kleine Insel mit Zuckerrohr zu bepflanzen und beaufsichtigte seine damit beschäftigten Leute, als sich auf der größern ein furchtbares Ereigniß zutrug, das alle seine Pläne zerstörte.

Der Majordomo war von der Schönheit der deutschen Inselbewohnerin bezaubert worden und hatte ihr dies mehrere Wochen vor dem traurigen Vorfall mit deutlichen Worten gestanden. Sie selber hatte thörigter Weise ihrem Gatten nichts davon gesagt, weil sie befürchtete, er möchte sich mit einem Manne, der ihm bedeutend überlegen war, in einen Streit einlassen; am Abend vor dem verhängnißvollen Tage erklärte sie jedoch ihrem Gatten, daß sie nicht länger an einem Orte leben könnte, wo ihr fortwährend beleidigende Zumuthungen gemacht würden. Er versprach, den nächsten Tag alles zu ordnen und den Majordomo nach dem Festlande zu schicken.

Am nächsten Morgen fuhr der Deutsche mit seinen Arbeitern nach der kleinen Insel und ließ unklug genug auf der größeren außer seiner Gattin niemand zurück als den Majordomo. Nach einer zwei- oder dreistündigen Arbeit wurden die Arbeiter durch den Anblick einer auf der Hauptinsel aufsteigenden Rauchsäule erschreckt. Sie eilten nach dem Boote und ruderten schnell hinüber, aber wer beschreibt das Entsetzen des Gatten und der Indianer, als sie bei ihrer Ankunft an der Hazienda das Haus in Flammen fanden, während die junge unglückliche Deutsche mit durchschnittenem Halse und allen Merkmalen schamloser Mißhandlung in der Hausflur lag.

Der Majordomo hatte sich nach Verübung dieser scheußlichen Gewaltthat in sein eigenes Boot geflüchtet und war nach dem südlichen Ufer des Sees gefahren, wo er in dem dichten Walde eine sichere Zuflucht zu finden geglaubt hatte, er wurde jedoch drei Tage später erschossen, aber nicht in Folge irgend einer Bemühung des unglücklichen Deutschen, der von dem unerwarteten furchtbaren Schlage gänzlich betäubt und überwältigt war. Es vergingen Monate, ehe er wieder seine Geschäfte besorgen konnte und dann begab er sich nach Deutschland. Darauf kehrte er nach seinem Eiland zurück, um es nicht wieder zu verlassen.

Das arme junge Weib! — Sie schläft in Frieden! Ihr Grab ist von einigen prächtigen Bäumen beschattet und mancher schöne Strauch ziert den kleinen Raum, wo sie, frei von allen Leiden, die vielleicht noch ihr Loos gewesen wären, im Schooß der Erde liegt.

Branntweinverbrauch in Neu-York. Der bekannte nordamerikanische Freidenker Barnum hat der Gesellschaft der Mäßigkeitsfreunde in Neu-York einen ganz eigenthümlichen Vorschlag gemacht. Er macht sich nämlich anheischig, die sämmtlichen Abgaben der Stadt Neu-York im Betrag von 4 Millionen Dollars zu bezahlen, jedem Kinde unentgeltlichen und guten Schulunterricht zukommen zu lassen, jede Familie mit einer Bibliothek im Werth von 100 Pf. Sterling zu versehen, desgleichen mit drei Fäßern Mehl, ferner jedem eingesessenen Frauenzimmer ein seidenes Kleid, und jeder Mannsperson einen neuen Anzug zu liefern und endlich Allen und Jedem ein Freibillet zum Besuch des Museums zur Verfügung zu stellen. Für das Alles verlangt Barnum von der Gesellschaft der Mäßigkeitsfreunde, daß sie ihm eine Summe verabreichen läßt, welche die Jahreseinnahme der in Neu-York bestehenden 5000 Branntweinladen gleich ist, und schlägt dabei vor, daß der Branntweinverkauf während einer Jahres in Neu-York gänzlich verboten bleibt. Da die Tageseinnahme eines Branntweinladens durchschnittlich zu 14 Dollars angeschlagen wird, so hätten die Mäßigkeitsfreunde dem Spekulanten eine Summe von 25,550,000 Dollars zu zahlen, was sie wohl bleiben lassen werden. Barnum würde bei Annahme seines Vorschlags ein ganz hübsches Geschäft machen.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Schnellpressendruck von Giesecke & Devrient in Leipzig.

№ 24. 1853.

Familien-Blatt. — Verantwortlicher Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich ein ganzer Bogen mit Illustrationen.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter für 10 Ngr. vierteljährlich zu beziehen.

Die kleinen Schuhe.

Am 6. Januar 1776, dem Feste der Erscheinung, bot das Hinterdeck des französischen Kriegsschiffes „der Reiher" den Anblick einer kleinen Scene dar, die anziehend genug ist, um wieder erzählt zu werden.

Alle Officiere, welche der Schiffsdienst nicht anderswo fesselte, ergingen sich rauchend und plaudernd auf dem Verdecke, als plötzlich ein junger Seecadett die Treppe, welche zu der Kajüte des Capitains führte, herauf gesprungen kam und ausrief: „Hut ab, meine Herren! Ihre Majestät die Königin!"

Aber Marie Antoinette hatte Versailles nicht verlassen, mit Hülfe der Königsschlange oder mit der Gabe, Doppelgänger zu schauen, wie sie die Bergschotten besitzen, würde man sie in diesem Augenblicke, aller Etikette, ihrer tödtlichsten Feindin zum Trotz, in einem abgelegenen Flügel des Schlosses auf der Familienbühne erblickt haben, mit ihrem Schwager, dem Grafen von Artois im lebhaften Dialoge begriffen, während dessen Bruder, der Graf von Provence, jouffirte. Sie gab die Hauptrolle im „Wahrsager" und sang:

„Verloren hab' ich meinen Retter,
Verloren hab' ich all' mein Glück!"

Worte, die sie später manchmal zu wiederholen Veranlassung hatte, — ohne zu singen, — diese arme Königin, die bereits der Geschichte anheim gefallen ist, und die bald dem Drama anheim fallen wird, ein ebenso poetischer und schöner, aber ein reinerer Charakter, als Maria Stuart.

Wer war die kühne Prätendentin, welche zwölf Hundert Meilen von Versailles sich das Scepter anmaßte, das die rechtmäßige Königin für einen Augenblick mit dem Schäferstabe vertauscht hatte?

Weder Betrug, noch Hochverrath war hier im Spiele. Die königliche Majestät, welcher die Schiffsmannschaft des Reibers huldigte, war keine andere, als die unschuldige und flüchtige Majestät der Bohne. Die Gunst des Schicksals hatte eine liebenswürdige kleine Creolin von der Insel Martinique, eine Verwandte des Capitains, damit bekleidet. Sie machte die Reise unter dem Schutze einer alten Tante, wie die Virginie des Bernardin de Saint-Pierre, um in der Hauptstadt entfernte Hoffnungen auf ein großes Vermögen und eine Erbschaft zu verfolgen.

Und es war in der That Schade, daß die junge Königin nur eine Bohnenkönigin war, denn sie unterzog sich ihren hohen und neuen Pflichten mit einer Würde und Anmuth, um die Catharine II. und Marie Therese sie beneidet haben müßten.

„Knie nieder, schöner Page!" sagte sie zu dem jungen Cadetten, der ihr Erscheinen verkündigt hatte, „siehst Du nicht, daß ich meinen Handschuh habe fallen lassen?"

„Zum Confeit, meine Herren Minister, und lachen Sie

nicht; denn der Fall ist ernst. Sie müssen wissen, ich liebe mein Volk, und ich wünsche, daß mein Volk mich liebt. Sie mögen nun erwägen, ob eine blaue Schleife oder eine weiße Schleife an meinen Schuhen bessere Dienste leisten werde, um meinen Füßen seine Huldigungen darzubringen zu sehen. Aber wie? Sehe ich recht? Mein erster Leibarzt wagt es, der Nase seiner souverainen Herrin gewaltige Tabakswolken als Weihrauch zuzusenden?"

„Es möge sofort einer der Herren Gesandten den Hippogryph besteigen, um im Monde nachzusehen, ob nicht diesen Morgen nach dem Frühstück die Vernunft des guten Doctor's denselben Weg gegangen ist, wie die des seligen Roland?"

Und tausend unschuldige Scherze, tausend drollige Einfälle folgten einander und brachten die wackern Seeleute so herzlich und so anhaltend zum Lachen, daß ihnen darüber ihre großen Pfeifen unter den Händen ausgingen.

Wer sich aber am allermeisten über die Triumphe des liebenswürdigen Kindes zu freuen schien, das war ein alter Matrose aus der Bretagne, Peter Hallo, der mehr Narben als Runzeln an sich trug. Er hatte gerade an diesem Tage als späten Lohn langer und treuer Dienste eine Ehren-Medaille erhalten, und war in dessen Betracht von dem Capitain zur Tafel gezogen worden, an welcher die beiden Damen, die Creolin und Verwandte des Capitains, die Ehrenplätze einnahmen. Maria Rosa, so hieß das junge Mädchen, hatte schon seit längerer Zeit mit großer Bewunderung von den ausgezeichneten Thaten Peter Hallo's erzählen hören. Sie hatte ihn unter Schmeicheleien beglückwünscht, und das Herz des rauhen Greises, dem solche Gefühle ganz neu waren, hatte bei den Liebkosungen des Kindes ebenso laut geklopft, als bei dem Empfange der Ehrenmedaille.

Er allein war es, der sich ganz ihrem Dienste geweihet hatte, und er allein war es auch beinahe, der über sie wachte; denn die Tante Maria Rosa's, eine gute Alte, welche von der Gicht an den Stuhl gefesselt war, beschäftigte sich den ganzen lieben Tag lang mit der Lectüre des heiligen Augustinus und unterbrach sich nur dann und wann durch den Ausruf: „Jei Mimette! iei Marie-Rose!" wenn sie etwa wahrnahm, daß ihre Katze einer Maus in den Schiffsraum nachlaufen, oder daß ihre Nichte, sobald ein Sonnenstrahl sich blicken ließ, auf das Verdeck springen wollte.

Aber Maria Rosa, die, wie die meisten Kinder in den Colonien, in großer Unabhängigkeit aufgewachsen war, hörte es nicht oder wollte es nicht hören. Bald stieg sie in's Takelwerk und schaukelte sich an den Tauen — dann nahm Peter Hallo unten seinen Stand und war bereit, sie, wenn sie etwa auf das Verdeck fallen sollte, mit seinen großen Händen aufzufangen, wie er ein vom Fluge müdes Vögelchen aufgefangen haben würde, oder, wenn der Wind sie in das Meer geführt hätte, sie schwimmend herauszufischen; bald vergnügte sie die müßige Schiffsmannschaft durch Tanz und Gesang — dann stand Peter Hallo mit gespannter Aufmerksamkeit da, und es schien, als ob ihm plötzlich ein Sinn aufgegangen sei, für das Verständniß ihrer Verse und ein neues Gefühl, um die Anmuth ihres Wesens zu würdigen.

Am andern Tage nach dem Feste und ihrem kurzen Königthume sah das liebenswürdige Kind sehr traurig und niedergeschlagen aus, und der alte Meerwolf stellte sich besorgt und schweigend vor sie hin, wie eine Pudelhündin, die ihren Herrn weinen sieht. Sie konnte es nicht über sich gewinnen, den guten Alten auf diesen rührenden fragenden Blick ohne Antwort zu lassen, und machte ihn zu ihrem Vertrauten.

Eine alte Maron-Negerin*), die für eine Zaubererin galt, und welcher Maria Rosa heimlich Brod in den Wald hinaus zutrug, hatte ihr eine seltsame Wahrsagung gemacht, die ihr das Köpfchen eingenommen hatte, und die sie ihrem ganzen Wortlaute nach wieder zu geben wußte:

„Gute, kleine Herrin, ich haben sehen in der Wolke einen großen Condor steigen, sehr hoch, sehr hoch, mit Rose in seinem Schnabel. Du sein Rose. Du sehr unglücklich — dann Du Königin; dann großer Sturm und Du sterben."

„Gestern war ich Königin," fügte sie hinzu, „und nun, denke ich, muß der Sturm kommen, der mich im Meere begräbt."

„Sein Sie nicht ängstlich, liebes Fräulein," erwiederte ihr Hallo, „wenn dem Reiher ein Unglück widerfahren sollte, so greifen Sie fest in die Seite meines Gürtels herein, — so, hieher, — und mit Hülfe Gottes und meines Schutz-Patrons (das war ein großer Heiliger, sehen Sie, denn er ging auf dem Wasser, ohne hineinzusinken, und das ist, auf Seemannswort, ein schönes Wunder,) sollen Sie sanft anlanden, wie eine Göselette, die von einem Dreimaster bugsirt wird.

Maria Rosa, die wieder etwas Muth schöpfte, belohnte die Hingebung des wackern Mannes dadurch, daß sie ihm eine Romanze vorsang, die noch Niemand von ihr gehört hatte. Sie enthielt ihre Klagen und ihr Lebewohl, wie es, als die Abreise entschieden war, ein junger Creole, ihr Nachbar, in Verse gebracht und in Musik gesetzt hatte:

Brich' Negerknabe, mir zur Krone,
Der Blüthenfluren Schmuck und Wonne;
Die Negerin, die in Waldesnacht
Entflohne,
Verbieß mir zehnmal Königs-Pracht
Und Macht.

Was ist es, daß der Knabe zittert?
Hat er den Reebeinle schon gewittert,
Der mit auf's Neue jetzt das Haupt
Erschüttert?
Wir all' mein blühend Glück entlaubt
Und raubt?

Schon müssen meine Thränen rinnen;
Leb' wohl! das Meer sollt' ich gewinnen
Für dich, du mein Drei-Insel-Land,
Darinnen
Die kleine Barke, licht am Strand,
Mir stand.

Leb' wohl, muß ich, vom Wind entlragen,
Der Heimath und der Schwester sagen.
Der Blume Stern sinkt, wo ihr Stern
Sollt' tagen.
Ich ruht' am Herz Dir, Schwester fern,
So gern!

Aber es gibt ein Alter, in dem alle Schmerzen leicht und flüchtig vorüberrauschen, wo die Thräne, die Abends

*) Entflohene Negerin.

Schwermuth weinte, mit dem Thautropfen des Morgens vertrocknet, und Maria Rosa war in diesem Alter. Am andern Morgen tanzte sie wieder. Tage und Wochen verflogen, ohne daß ihre übersprudelnde Fröhlichkeit einen Abbruch erlitten hätte. Aber nicht so war es mit ihren niedlichen Schuhen. Mit dem letzten Sprunge in einer Jarandole flogen die letzten Trümmer derselben auf und davon. Unglücklicher Weise war die Garderobe der Damen nichts weniger als überflüssig ausgestattet; sie waren im Begriffe, nach Paris zu gehen, und hatten es für ihre Pflicht erachtet, die Anschaffung des Nöthigen aufzuschieben, bis sie die Befehle der Mode an dem Orte ihrer Residenz einholen könnten.

Maria Rosa war bald dahin gebracht, unbeweglich an der Seite ihrer Tante sitzen zu bleiben, um die bloßen Füßchen unter dem Kleide zu verbergen. Und wie sie da saß, in dem fieberhaften Drange nach Bewegung, den Kopf und den Leib hin und her wiegend, und sich doch nicht zu dem Wagestücke entschließen konnte, einen Schritt vorwärts zu thun, da glich sie jener Daphne in den Tuilerien, die mit der Büste noch lebt, während die Füße schon im Boden festwurzeln. Die kleine Königin spielte die Trauergestalt einer bezauberten Prinzessin, die auf den irrenden Ritter harrt, der sie befreien soll.

Der irrende Ritter kam, es war Peter Hallo. „Diese liebenswürdigen Füßchen nackt zu lassen," sagte er zu sich selbst mit dem Ausdrucke der tiefsten Indignation, „das hieße so viel, als nicht für zwei Pfennige Herz besitzen." Aber wenn der Dichter gesagt hat, „Indignation mache Verse," so ist damit nicht gesagt, daß sie Schuhe mache. Peter Hallo sann nach, rieb sich die Stirne, schlug sich vor den Kopf; er warf das Stück Kautabak, das er nach Seemannsart im Munde hatte, von der einen Seite zur andern und machte seinen Schuster — es ist ein schlechtes Wort, aber man mag mir verzeihen, es gibt kein anderes Wort, um die Sache auszudrücken, und die Sache ist zu wichtig, wenn es sich um Seemannssitten handelt, als daß ein gewissenhafter Erzähler sie verschweigen könnte. Der Schuster ist für den Gedanken des Matrosen das, was der Weiser für die Uhr ist; wenn der Gedanke im Gang ist, dreht sich der Schuster herum. Freilich hatte er sich auch eine Aufgabe gestellt, die für einen Anfänger in der Mathematik von großer Schwierigkeit war, nämlich: „Etwas aus nichts zu machen," ein Problem, das Gott allein zu lösen vermochte.

„Ein Stück Leder! Meine Pfeife und meine Medaille für ein Stück Leder!" sagte er mit derselben Kraft der Verzweiflung, mit welcher Richard III. ausgerufen hatte: „Ein Pferd! Mein Königreich für ein Pferd!" Gewiß alle Netze im Schiffe würden sich im Augenblicke in das Meer versenkt haben, wenn er die Geschichte vom Ritter Don Quichotte gelesen gehabt hätte, er durfte ja dann hoffen eine eben so glückliche Hand zu haben als Sancho Pansa, der seine Angel nach Forellen auswarf und ein paar alte Schuhe anbeißen sah. Er durchsuchte und durchstöberte jeden Winkel und stürzte Alles um; wo auch nur eine Maus hätte hinschlüpfen mögen, da war seine Hand geschäftig. Endlich! — er stieß einen Freudenschrei aus, ähnlich dem des Harpagon, als er seine Geldkasse wieder gefunden, oder dem J. J. Rousseau's als er sein Wintergrün erblickte. Es war keine Blume, es war kein Schatz, was Peter Hallo, entdeckt hatte, es war etwas viel Kostbareres und Herrlicheres, es war ein alter Stiefel! Der Stiefel eines Soldaten, der beim Entern getödtet worden war; er war, Gott weiß, wie? in einen Winkel des untern Raums hinabgerollt, und seitdem hier liegen geblieben, um seinen Zwillingsbruder, der im Meere versenkt oder im Bauche eines Haifisches begraben lag, trauernd, und nunmehr gleich der Ratte Lafontaine's wohl zu dem Glauben gekommen, daß er mit den Dingen hienieden nichts mehr zu schaffen habe. Aber Peter Hallo beschloß es anders. Er wußte seinen Dolch als Ahle und Kneif so trefflich zu gebrauchen, und dann zu schneiden und zu stechen, daß er in weniger als einer Stunde — ja, daß ich sagen könnte, ein Paar Schuhe zu Stande brachte, oder ein Paar Stiefelettchen, Sandalen, Halb- oder Schnürstiefeln, Socken oder Cothurnen, Babuschen, Mocassins — nein, es war von dem Allen nichts; es war im Fache der Fußbekleidungskunst ein durch und durch originelles Werk, etwas Phantastisches, Romantisches, ein Ding ohne Namen. Aber schlüßlich, das Ding ohne Namen konnte doch zur Noth als eine Art Schutzwehr dienen, welche sich zwischen die Oberhaut eines menschlichen Fußes und den Fußboden hinein schieben ließ. Nun lief der wackre Hallo sporenstreichs in die Kajüte Maria Rosa's, und nachdem er nicht ohne große Mühe und unter dem schallenden Gelächter des jungen Mädchens ihre nackten Füßchen in diese drolligen Hüllen gehörig eingeschachtelt und eingebunden hatte, richtete er sich auf, kreuzte die Arme triumphirend über die Brust, und sagte: Wie nun?

Eine Stunde später tanzte die Bajadere wieder; sie tanzte mit einem Gewichte an jedem Fuß und unter Beifallsbezeigungen ihres Partnerres, auf welche sie diesmal einen doppelten Aufwuch hatte; denn ihr Tanz zeigte von zwiefacher Virtuosität: in Kunst und Kraft; in diesen zwei Beinchen lebten schon eine künftige Mademoiselle Taglioni und Madame Saqui, Beide zugleich.

Endlich, nach einer langen Ueberfahrt, ertönte es, vom Mastkorbe herab: Land! und es fand nun, wie ich verschern kann, eine rührende Scene zwischen dem alten Matrosen und der jungen Creolin statt. „Ich werde mich immer Deiner erinnern und Deine Schuhe will ich wie ein Andenken, wie ein Heiligthum aufheben," sagte Maria Rosa, um den armen Peter Hallo zu trösten, der sich mit dem Rücken seiner schwieligen Hand die feuchten Augen abwischte. „Ach," erwiederte er, mit dem Kopfe schüttelnd, „Sie gehen nach Paris, und unter neuen Freunden werden Sie bald den armen Peter Hallo aus den Gedanken verlieren und ihn ganz vergessen." „Ich denke Deiner immer! — „Immer!" wiederholte sie noch einmal, während ihre Tante sie mit sich fortzog. Er folgte ihr lange mit den Augen, sie wandte sich oft nach ihm um, und er konnte schon nichts mehr von ihr verstehen, als sie noch immer, mit dem Schnupftuche winkend, ausrief: „Immer, Hallo, immer!" —

Peter Hallo konnte nicht wissen, ob das junge Mädchen Wort hielt; denn er kam selten an's Land und wurde im amerikanischen Kriege getödtet.

Und Maria Rosa —

Aber siehe! mitten durch meine Erzählung hindurch fließet der große Strom der französischen Revolution; ein Strom seltener Art, — man weiß nicht, welchen Namen

man ihm beilegen soll. Ist's der Pactolus, mit dem Goldstaube? oder der blutgekrönte Simois? oder der lorbeerumgrünte Eurotas? Gieb mir die Hand, drücke die Augen zu und wir wollen darüber hinwegspringen.

Wohl, so wären wir denn mitten in das Kaiserreich hineingefallen, und wir befänden uns in Malmaison, dem Ruhesitze der edlen und unglücklichen Josephine, der Wittwe des noch lebenden Napoleon, — nach legaler Scheidung — aber der noch immer von allen Franzosen angebeteten Kaiserin, denn die Franzosen hatten den Ehebund im Herzen auch mit abgeschlossen, und die Franzosen hatten die Scheidungsacte nicht mit unterschrieben.

In ihrem Cabinet, auf ein geöffnetes Pianoforte gestützt, hörte sie lächelnd eine Deputation junger Mädchen an, die zu ihrem Hausstaate gehörten, und welche schüchtern um die Erlaubniß baten, im Schlosse Sprichwörter aufführen zu dürfen. „Sehr gern, lieben Kinder, antwortete die gute Josephine, und ich selbst werde für die Kostüme Sorge tragen. Dank der Großmuth des Kaisers, meine Garderobe wird euch deren im Ueberflusse darbieten. Nehmt hier, was Marchand mir in diesem Augenblicke überbracht hat."

Und sie stieß nachlässig ein kostbares Pelzwerk, welches über den Teppich hin ausgebreitet war, mit dem Fuße zurück. Dieses Putzstück war so schön, daß Fräulein S. N., die jüngste der Abgesandten, sich nicht enthalten konnte, indem sie voller Verwunderung ihre weißen Händchen zusammenschlug, auszurufen: „Gott! wie glücklich sind Ew. Majestät!" „Glücklich," sagte Josephine leise für sich, „glücklich!" Sie schien einen Augenblick nachzudenken, ließ ihre Finger zerstreut über das Piano irren und schlug einige Accorde aus der Romanze an, die wir schon kennen:

Der Blume Stern stirbt, wo ihr Stern
Sollt' tagen.
Ich ruht' am Herz Dir, Schwester fern,
So gern!

Dann der Erinnerungen, die sie niederdrückten, sich erwehrend, erhob sie sich. „Wer mich lieb hat, folgt mir; kommt, Fräulein; ihr möget Euch die Anzüge betrachten, und nach Gefallen auswählen."

Und, dem jungen wilden Schwarme voranschreitend, begab sie sich in die Garderobe. Nun blickten wohl alle die jungen Mädchen mit verwunderten Augen um sich, wie der Sohn des Holzhäuers, als er zum ersten Male in die Höhle Ali Baba's hinabgestiegen war.

Da sah man Gaze-Kleider, so leicht, daß sie davon geflogen sein würden, hätte das Gewicht der Edelsteine, mit denen sie besetzt waren, sie nicht niedergehalten; da gab es spanische Mantillen, italienische Mezzaros, Odalisken-Mäntel, noch ganz durchhaucht von den Parfümerien des Harems und dem Puder von Abukir, endlich Madonna-Roben, so schön, daß die heilige Jungfrau von Loretto selbst sich ehedem nur am Tage der Himmelfahrt damit geschmückt haben würde.

„Nun sucht euch heraus, Kinder," sagte die gute Kaiserin, „und macht euch vergnügt. Ich überlasse euch alle diese Herrlichkeiten, bei deren Anschauen ihr so große Augen macht, nur mit Ausnahme einer einzigen. Diese ist zu kostbar und mir zu heilig, als daß sie berührt werden dürfte." Und als sie bei diesen Worten die lebhafteste Neugier von allen Augen leuchten sah, fügte sie hinzu: „Indeß kann ich euch diesen Schatz sehen lassen."

Wie da die Einbildungskraft, diese „tolle Hausgenossin" und — Herrscherin, bei einem Alter von funfzehn Jahren — in den jugendlichen Köpfen ihr Spiel trieb.

Was mußte dies für ein Wunder sein, daß sie es nicht einmal berühren sollten, während sie in all' den Wundern hier nach Belieben herumwühlen durften?

Eine Robe, modefarben, aus der Sonne oder dem Monde, wie im Märchen von der Eselshaut? Jenes Vogelei, das nach den arabischen Märchen ein Diamant ist und unsichtbar macht? Ein Fächer aus den Flügeln eines Schutzgeistes von Alhambra? ein Feenschleier? oder etwa ein noch kostbareres Stück, das der Kaiser von einem seiner vertrauten Dämonen, dem kleinen rothen Mann, oder dem kleinen grünen Mann herbeibringen lassen? Was in aller Welt mochte es sein?

Endlich hatte Josephine Mitleid mit der ungestümen Neugier, die sie selbst in unschuldiger Bosheit entflammt hatte. Sie suchte in einem Winkel der kaiserlichen Garderobe, und — was brachte sie zum Vorschein? Nicht ein Angebinde Napoleon's, nicht ein Meisterstück des Genies — es war das Werk und Angebinde des Bretagner Matrosen Peter Hallo, es waren die Schuhe Maria Rosa's.

Wer hätte es nicht schon errathen, die Kaiserin Josephine und die Tänzerin mit den nackten Füßchen sind eine Person und ein Herz. Als Napoleon mit seinem Degen Europa wie einen Kuchen zerschnitt, war Josephine Maria Rosa Tascher de la Pagerie die Glückliche, sie bekam die Bohne und die Krone. Sie war lange Zeit Herrscherin. Aber, siehe! eines Tages erhob sich ein gewaltiger Sturm in Europa, die Schneewolken Rußlands stiebten empor, um als weißes Leichentuch auf französische Krieger niederzufallen, die vier Winde wehten feindliche Lawinen zu, und es kamen über Frankreich unter dem Blitzen der Schwerter und Kanonen und unter dem schweren Dröhnen der Schlachten Erdbeben, — ebenso furchtbar, als die der Antillen.

Und als endlich der Himmel wieder blau wurde, da war die Prophezeiung der Negerin ganz in Erfüllung gegangen.

Der große, vom Blitze zerschmetterte Condor, — er hatte die Rose fallen lassen, — und die Creolin von den drei Inseln war zweimal Königin geworden; dann war der Sturm gekommen und sie war gestorben.

D. L. H.

Die zwölfte Stunde des türkischen Reichs.

So verhängnißvoll auch die Eroberung von Konstantinopel durch Mahomed II. am 29. Mai 1453 im ersten Augenblicke für das ganze christliche Abendland schien, so legte gleichwohl dieses Ereigniß die Keime zu einem Umschwung, an dem die damals so gefürchtete Macht des aus Asien eingedrungenen Volkes mit der Zeit brechen sollte

und der in unsern Tagen die Katastrophe herbeiführen zu wollen scheint. Bei all der trostlosen Zerrüttung des griechischen Kaiserreichs in seinen letzten Tagen hatte nämlich Konstantinopel dennoch den letzten Schatz altgriechischer Schulweisheit, Bildung und Kunst zu bewahren gewußt, und die Träger derselben gaben, als nach dem Falle Konstantinopels ihnen, den Flüchtigen, das europäische

Das Parlamentenschloß Kum-Kalesi.

Abendland eine neue Heimath gewährte, den Anstoß zu einem reichen Geistesleben, welches Europa aus seiner Halbbarbarei aufrüttelte, die Pflege der Wissenschaften hervorrief und Schritt um Schritt jene Civilisation gebar, durch die später das türkische Reich allmälig mindestens eben so erdrückt wurde und noch wird als durch seine politischen Feinde. Zwar hatte nach dem Falle Konstantinopels Europa sich noch mehr als zwei Jahrhunderte lang gegen das Anstürmen der wilden Osmanlis unter einer Reihe von kraftvollen Herrschern zu wehren, ehe ihrem letzten Vordringen im Jahre 1683 unter den Mauern Wiens ein Ende gemacht wurde; von da ab zeigt aber das gewaltige Reich in schneller Aufeinanderfolge dieselben Anzeichen innerer Zerrüttung und äußern Ver-

Das Bosporusschloß Rumili Hisar.

falles, wie sie nicht anders die letzte Periode des griechischen Kaiserthums bot. Ein und dieselbe Erscheinung wiederholt sich auf ein und demselben Boden, und die unerbittliche Nemesis der Weltgeschichte beginnt.

Als der gefährlichste politische Feind des türkischen Reichs trat alsbald Rußland auf, das in stets glücklichen Feldzügen der Pforte eine Demüthigung um die andere

zufügte, und doppelt gefährlich war, weil in der europäischen Türkei, als fast rechtlose Unterthanen der Sultane, 11 Millionen griechische Christen leben, die Alles von Rußland hoffen und zu dessen geheimen Verbündeten gezählt werden können. Während der ersten Hälfte des gegenwärtigen Jahrhunderts geht der Verfall der türkischen Macht immer rascher vor sich. In den Provinzen erschütterten rebellische Paschas unausgesetzt das Ansehen der Sultane; der energische und glückliche Mehemed Ali, von seinem Sohne Ibrahim Pascha unterstützt, erhebt sich zum fast unabhängigen Herrn von Aegypten; der Aufstand der Griechen im Jahre 1821, obwohl er eine blutige Christenverfolgung hervorruft (in Konstantinopel allein wurden 30,000 Christen hingeschlachtet), führt zur Unabhängigkeit des alten Hellas; der sich hieran knüpfende Krieg mit Rußland (1828) reißt die Donaufürstenthümer aus ihrem bisherigen Unterthanenverband und macht sie der Pforte gegenüber ebenfalls fast unabhängig; und noch später scheinen neue Verwickelungen mit dem ägyptischen Vicekönig den Untergang des Reichs zu beschleunigen, dessen Zügel, mit dem 1839 erfolgenden Tode Mahmud's, in die Hände eines Kindes, des jetzigen Sultans Abdul Medschid fallen.

Während die Pforte in solche rath- und hülflose Zustände gerieth, war ihr endliches Schicksal schon längst ein Gegenstand hoher Fürsorge für die europäische Diplomatie geworden, und bald mehr, bald weniger drohend für die Ruhe Europas, tauchte von Zeit zu Zeit immer wieder die türkische Frage auf. Die dabei in ihrem Einfluß auf den türkischen Ministerrath, den Divan, in Konstantinopel sich am meisten überwachenden Mächte, waren Rußland und England, welch letzterem sich zumeist auch Frankreich anschloß, und so entstanden, neben den Alt-Türken, Parteien, von denen die eine im Anlehnen an Rußland, die andere im Bunde mit England oder Frankreich oder mit beiden zusammen, den morschen Staat zu stützen hoffte. Es würde uns hier viel zu weit führen, dem an dieses Verhältniß sich knüpfenden diplomatischen Schachspiel in allen seinen Zügen zu folgen, und wir müssen uns mit der allgemeinen Andeutung begnügen, daß die russische Politik im Wesentlichen auf den frühern oder spätern gänzlichen Erwerb der türkischen Besitzungen in Europa hinauslief, während England und Frankreich die Unabhängigkeit der Pforte aufrecht zu erhalten strebten. Daß die Politik der letztern hierbei weniger von Uneigennützigkeit als von Eifersucht gegen Rußland diktirt wird, ist klar, denn für sie handelt es sich vor Allem darum, daß Rußland, neben einem mächtigen Zuwachs an Land und Volk, nicht zugleich mit seinen Flotten das offene Meer erreicht, was bei der Besitznahme der europäischen Türkei die Folge sein würde. Ohne diese sich widerstreitenden Interessen der Großmächte, würde die türkische Macht zur Stunde bereits in Europa vernichtet sein, so aber verzögert sich ihr Fall, freilich wohl nur um eine kurze Spanne Zeit, da es ihr einmal an aller innern Lebensfähigkeit fehlt, und Frankreich und England, selbst um den Preis eines Krieges, den Russen schwerlich die schon halb verschlungene Beute vorenthalten dürften.

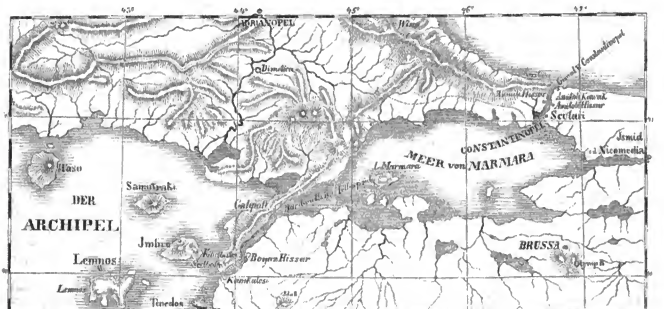
Ein ernstliches Zerwürfniß zwischen der Pforte und Oesterreich und Rußland drohte im Jahre 1849, als die Trümmer der ungarischen Revolutionsarmee sich auf türkisches Gebiet geflüchtet hatten und deren Auslieferung verlangt wurde, auszubrechen, wurde jedoch durch theilweise Nachgiebigkeit von beiden Seiten zuletzt wieder beigelegt, ohne jedoch zwischen den drei Mächten das frühere freundliche Einvernehmen gänzlich herzustellen. Die üble Behandlung, welcher sich österreichische Unterthanen, ja selbst Agenten der Regierung, mehrfach in der Türkei ausgesetzt sahen, wozu verschiedene andere Streitpunkte kamen, veranlaßten im Anfang dieses Jahres zuerst das Erscheinen eines außerordentlichen österreichischen Gesandten in Konstantinopel. Graf Leiningen trat entschieden auf, so daß er den anfänglichen Widerstand des türkischen Ministeriums gänzlich brach und alle im Namen seiner Regierung gestellten Forderungen gewährt erhielt. Oesterreich errang damit jedenfalls einen bedeutenden diplomatischen Sieg in Konstantinopel.

Das kaum verzogene Unwetter sollte sich aber schnell wieder, und zwar drohender, über der Pforte zusammenballen. Bald nach der Abreise des Grafen Leiningen erschien nämlich in der Person des Fürsten Menzikoff ein außerordentlicher Gesandter Rußlands, der eben so sehr durch sein energisches Auftreten, als durch die von ihm überbrachten Forderungen den Stolz der Türken aufreizte und ihre Eitelkeit beleidigte. Die verhängnißvollsten dieser Forderungen bestanden in der verlangten Abtretung eines Küstenstrichs am schwarzen Meere mit dem Hafenorte Batum, um den Krieg in Tscherkessien nachdrücklicher fortsetzen zu können, und ferner in dem beanspruchten vertragsmäßigen Protektorat über die in der Türkei lebenden orthodoxen Griechen und in der Einsetzung eines lebenslänglichen Patriarchats. Die Pforte erkannte bald die hohe Gefahr, die in der Gewährung dieser Forderungen für ihre Hoheitsrechte lag, und nach mehrwöchentlichen Unterhandlungen, bei denen der Einfluß des englischen Gesandten Stratford de Redcliffe nicht zu verkennen war, stellte sie dem Ansinnen Rußlands eine bestimmte Weigerung entgegen. Das zuletzt von Menzikoff gestellte Ultimatum, dessen kriegerische Drohungen, ja selbst die russischer Seits beginnenden bedeutenden Rüstungen und Truppenaufstellungen an der türkischen Grenze änderten an dem Entschlusse der Pforte nichts und Menzikoff verließ Konstantinopel unverrichteter Dinge.

Rußland hat zwar mit Krieg gedroht, allein ob es auch jetzt noch, wo allem Anschein nach England und Frankreich zur nachdrücklichen Unterstützung der Pforte entschlossen sind, zu diesem äußersten Mittel greifen wird, ist um so mehr zu bezweifeln, als trotz des schroffen Abbrechens der Unterhandlungen, die Aussicht auf deren Wiederaufnahme in einer mildern Form nicht gerade abgeschnitten sein soll. Wäre dem so, so würde die Krisis noch einmal hinausgerückt sein, ohne daß indessen ein Beweis für die fernere Lebensfähigkeit des türkischen Reiches gewonnen wurde. Nur fremde Hülfe hält den sinkenden Halbmond aufrecht, und die Ueberzeugung von dem nahen Falle Konstantinopels wurzelt selbst unter den Osmanlis so fest, daß die Strenggläubigen sich schon seit längerer Zeit nicht mehr auf der europäischen, sondern auf der asiatischen Seite begraben lassen, damit ihre Gräber nicht vielleicht eines Tages von den Füßen der Christenhunde getreten werden.

Die der Reform befreundete türkische Partei verhehlt sich eben so wenig den Verfall des Staates; gegen seinen Untergang sucht sie aber eben dadurch anzukämpfen, daß sie europäische Civilisation auf das weite Reis des Islam zu pfropfen unternimmt; ein um so schwieriger Beginnen, als dabei alte nationale und religiöse Vorurtheile verletzt werden, und das Mißverhältniß in den europäischen Besitzungen, wo 3 Millionen Osmanlis, neben 11 Millionen Christen, das herrschende Volk bilden, doch nicht gehoben wird. Da die Türkei im Laufe der beiden letzten Jahrhunderte die überlegene Kriegskunst ihrer Nachbarn mehrfach hatte erfahren müssen, so war es natürlich, daß auf diesem Gebiet zunächst zu Reformen geschritten wurde und eine Umgestaltung der Armee und des Kriegswesens auf europäischem Fuße erfolgte. Dies begann schon unter Sultan Mahmud und wurde unter dem jetzigen Sultan fortgesetzt, ohne daß jedoch die Wehrkraft des Reichs wesentlich gestiegen zu sein scheint. Die ganze Reorganisation der Armee ist nicht viel mehr als ein künstlicher Firniß geblieben. Angeblich vertheilen sich die Streitkräfte der Pforte wie folgt: Active Armee 160,000 Mann mit 2000 Feldgeschützen; Reserve 150,000 Mann; irreguläre Truppen 60,000 Mann; Hülfscorps von Aegypten, Tunis, Tripolis, Albanien u. s. w. 100,000 Mann. Die Seemacht besteht aus 16 Linienschiffen, 14 Fregatten, 12 Corvetten, 20 Briggs und 18 Kriegsdampfern von 3700 Pferdekraft, zu denen noch einige weitere der Regierung zur Verfügung stehende Dampfer kommen. Wären diese Streitkräfte, welche bei einer ganz anständigen Marine ein Landheer von 470,000 Mann aufweisen, in Wirklichkeit und nicht blos auf dem Papier vorhanden, so müßte die Pforte immer noch zu den Mächten ersten Ranges gezählt werden und könnte allenfalls selbst Rußland gegenüber auf fremde Hülfe verzichten. Aus der eigenen Hülflosigkeit der Pforte erhellt aber zur Genüge, welche Bewandtniß es mit ihrer Streitmacht hat, auf deren Widerstandsfähigkeit sie selbst kein großes Vertrauen setzt.

Ein Angriff der Ruffen auf die Türkei würde mit dem Uebergange des die Grenze zwischen beiden Staaten bildenden Pruth beginnen; ein zweites natürliches Hinderniß bildet die Donau, welche ebenfalls zu überschreiten wäre; zuletzt müßte das steile und rauhe Balkangebirge überstiegen werden, um in der Ebene von Konstantinopel zu erscheinen. In dem letzten russisch-türkischen Feldzuge 1828 bis 1829 brachte die russische Armee das Alles zu Stande, weshalb kaum anzunehmen, daß es ihr ein zweites Mal nicht wieder gelingen sollte, womit indeß durchaus nicht gesagt sein soll, daß es sich hierbei etwa um einen bloßen militärischen Spaziergang handelt, denn sicher wird bei einem Entscheidungskampfe der wilde Muth der Osmanlis noch einmal, wenn auch vergeblich, aufflammen. Ein anderer Weg als der eben bezeichnete führt für die Russen nicht nach Konstantinopel, indem einen etwaigen Angriff von der Seeseite her die Natur selbst vorgebeugt hat, und Werk von Menschenhand während der glücklichen Tage des türkischen Reichs der Natur hierbei noch weiter zu Hülfe gekommen ist. Bekanntlich liegt Konstantinopel (s. das beigegebene Kärtchen) am Marmorameere, das nach



Norden mit dem schwarzen Meere, nach Süden mit dem ägäischen Meere (ein Theil des großen mittelländischen Meeres) durch zwei schmale Meerengen in Verbindung steht, von denen die nördliche den Namen Bosporus führt, die südliche als Dardanellenstraße bekannt ist. Beide Wasserstraßen sind ihrer heftigen, von Norden nach Süden gehenden Strömung wegen so schon schwer zu passiren, und die an ihren Ufern angelegten Befestigungswerke schließen den Seeweg nach Konstantinopel noch mehr, und sind somit für dessen Vertheidigung von entschiedener Wichtigkeit.

Der Bosporus ist etwa 4 Meilen lang, während seine Breite zwischen 1400 bis 2200 Fuß wechselt. An seiner schmalsten Breite stehen die sogenannten Hissaren (Schlösser), auf der asiatischen Seite: Anadoli Hissari, auf der europäischen: Rumili Hissari (s. die Abbildung). Letzteres, die stärkere Veste, ließ Mohamed II. im Jahre 1451, also zwei Jahr vor Eroberung Konstantinopels durch die Osmannen, anlegen, halb mit Bewilligung des griechischen

Kaisers, halb ihm zum Trotz, und diente sie damals eben so zur Bedrohung Konstantinopels wie jetzt zu seinem Schutz. Rumili Hissar besteht aus fünf dicken, runden, durch starke Mauern unter einander verbundenen Thürmen; seine Gestalt ist im höchsten Grade unregelmäßig, weil dem Willen Mohamed's gemäß durch die Mauern des Schlosses der arabische Schriftzug des Namens Mohamed dargestellt wurde. Der Hauptsache nach wurde der Bau, der weit fester ist als es, vom Meere aus gesehen, scheint, in dem kurzen Zeitraum von drei Monaten beendet. Das Schloß auf der asiatischen Seite stammt aus etwas früherer Zeit; beide, die auch zu Staatsgefängnissen und heimlichen Hinrichtungen dienten, wurden im Laufe der Zeit noch mehr befestigt, und ihnen an reiht sich eine doppelte Reihe von Festungen und Batterien bis zum Eingange des schwarzen Meeres. Diese Befestigungen und die durch zahlreiche hervorspringende steile Landspitzen veranlaßten heftigen Strömungen und Gegenströmungen des Wassers machen den Bosporus für feindliche Schiffe unzugänglich, und haben ihn wenigstens solche noch nie passirt.

Denselben Charakter trägt die 16 Stunden lange und ½ bis 2 Stunden breite Dardanellenstraße, der Hellespont der Alten. Die eigentlichen (alten) Dardanellenschlösser, Killid-Bahar in Europa und Boghaz-Hissar oder Sultanieh Valessi in Asien, ließ derselbe Mohamed, der Rumili Hissari am Bosporus erbaute, nachdem er Konstantinopel erobert hatte, an der schmalsten Stelle der Meerenge anlegen. Die Schlösser stehen nur etwa 2000 Schritt auseinander und sollte ursprünglich die Wasserstraße an dieser Stelle noch mit Ketten gesperrt werden, hauptsächlich zum Schutze gegen die Flotten der damals noch mächtigen italienischen Handelsrepubliken. Später wurden an der Einfahrt aus dem ägäischen Meere die beiden neuen Dardanellenschlösser, auf der europäischen Seite Sitil-Bahar, gegenüber Kum- oder Kanah-Kalesi auch Hissar-Sultani (s. d. Abbildung) angelegt, an welche sich die ganze Meerenge entlang eine Reihe von Befestigungswerken und Batterien schloß, die bei gut unterhaltenem Zustande die Durchfahrt feindlicher Schiffe schlechterdings unmöglich machen, da der Weg an mehr als 800 Feuerschlünden (1 bis 1600 Pfündern) vorübergeht. Mit dem allgemeinen Verfall des türkischen Reichs waren indeß auch diese wichtigen Festungswerke in Verfall gerathen, und so konnte im Jahre 1770 der russische Admiral Elphinstone zwei türkische Linienschiffe die Dardanellenstraße entlang verfolgen, ohne auch nur von einem einzigen Schusse getroffen zu werden. Dieses, die Türken überraschende Ereigniß veranlaßte zwar eine umfassende Wiederherstellung der Befestigungswerke, welche aber von so geringer Dauer war, daß hinwiederum der englische Admiral Duckworth mit acht Linienschiffen, vier Fregatten, nebst einer Anzahl Brander und Bombardierboote am 19. Februar 1807, ebenfalls ohne Verlust zu erleiden die Dardanellenstraße passirte, und folgenden Tages, um den zwischen der Pforte und England schwebenden Unterhandlungen Nachdruck zu geben, vor Konstantinopel erschien. Die von den Türken unter der Leitung des französischen Gesandten Sebastiani schnell ergriffenen Vertheidigungsmaßregeln bestimmten jedoch den englischen Admiral zur Umkehr, die er am 2. März antrat, und dabei die Dardanellenschlösser bereits so weit wieder hergestellt fand, daß er die Durchfahrt nicht ohne Verlust bewerkstelligen konnte, ja seinem eigenen Geständnisse nach einige Tage später verloren gewesen sein würde. Dies war das letzte Mal, wo eine feindliche Flotte die Dardanellen passirte, und in neuerer Zeit mögen europäische Ingenieurs die Befestigungen in einen Zustand versetzt haben, der Konstantinopel auch von dieser Seite her gegen einen Angriff zur See vollkommen sicher stellt.

Den Bosporus zu passiren wurde von feindlichen Schiffen nie ein Versuch gemacht, wohl aber durchsegelte ihn, von der Pforte zu Hülfe gerufen, im Februar 1833 eine russische Flotte, und schiffte auf der asiatischen Seite ein Heer von etwa 20,000 Mann aus, um dem siegreichen Vorwärtsdringen Ibrahim Paschas und seiner Aegyptier Einhalt zu thun. Zum Lohn für die geleistete Hülfe brachte Rußland damals den Vertrag von Unkiar Skelessi zu Stande, wornach ihm das Recht zukam, über die Oeffnung oder Schließung der Dardanellen mit zu verfügen, und der deshalb von Frankreich und England nicht anerkannt wurde. Nach Ablauf dieses auf 8 Jahre lautenden Vertrags schlossen im September 1841 die fünf Großmächte Rußland, Oesterreich, Preußen, England und Frankreich mit der Turkei einen gemeinsamen Vertrag, demzufolge die Dardanellen für Kriegsschiffe jeder fremden Nation geschlossen blieben. Die Großmächte machten sich ferner anheischig, keine Gebietserweiterung auf Kosten der Pforte zu unternehmen, keine Gunst, deren nicht alle gleich theilhaftig, zu beanspruchen, und schon diesen Bedingungen gegenüber liefen mithin Rußlands jüngste Forderungen auf einen Bruch des Vertrags von 1841 hinaus.

Die Erfahrung hat bewiesen, daß dieser, offenbar zur Aufrechthaltung der Pforte geschlossene Vertrag dem zerrütteten Staate so gut wie nichts gefrommt. Von offener Gewalt wird zwar Rußland jetzt vermuthlich absehen, weil sonst die englische und französische Flotte der Pforte zur Hülfe doch im schwarzen Meere erscheinen könnte, und dann die russische Flotte, Odessa und die übrigen Niederlassungen der Russen an der Küste gefährdet wären. Dem aber wird sich Rußland schwerlich aussetzen wollen, und eher der Zeit und den Umständen überlassen, sich den in der Auflösung begriffenen Osmanenstaat als Beute in die Hände gefielt zu sehen.

Aus der Menschenheimath.

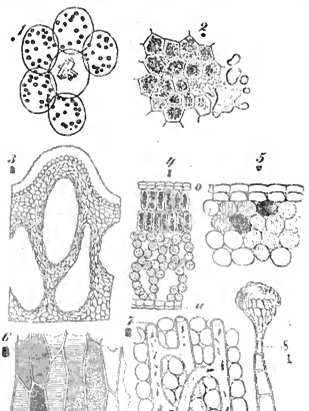
Briefe

des Schulmeisters emer. Johannes Frisch an seinen ehemaligen Schüler.

Erster Brief.

Die Pflanzenzelle als Vorrathskammer.

Es wäre überflüssig, wollte ich Dich erst daran erinnern, daß uns das Pflanzenreich außer Speise und Trank auch hunderterlei andere Befriedigungsmittel für die täglichen Bedürfnisse unseres Lebens bietet. Du wirst es aber gewiß nicht für überflüssig halten, wenn ich Dir in meinem heutigen Briefe durch einige Beispiele nachweise, daß die außerordentlich kleine Pflanzenzelle zugleich das



Laboratorium und die Vorrathskammer für Stoffe ist, die wir geradehin nicht mehr entbehren können.

Es besteht hierin zwischen Thieren und Pflanzen ein großer Unterschied. Was erstere uns an solchen Stoffen darbieten, das bereiten sie uns entweder außerhalb ihres Leibes, ich nenne als Beispiele Wachs und Seide, oder es findet sich in Organen ihres Körpers in größerer Menge abgesondert, wie das Bibergeil, der Moschus; oder es sind Theile ihres Leibes: Elfenbein, Wolle, Federn, Häute; oder endlich das ganze Thier wird von uns zu gewissen Zwecken verwendet, wie der Pflasterkäfer (gewöhnlich spanische Fliege genannt) zu Blasenpflastern oder die Cochenille-Blattlaus zur Bereitung der theuern rothen Farbe.

Bei der Pflanze ist es zwar zum Theil eben so; ich erinnere Dich nur an das Holz. Aber die meisten Spenden des Pflanzenreiches, welche wir in der Heilkunst, in der Färberei und anderen Gewerbszweigen verwenden, finden sich, in unendlich kleine Parthien vertheilt, in den einzelnen Zellen, welche dieselben auch, unabhängig von einander, bereiten. Nur der Umstand, daß dann oft die einzelnen neben einander liegenden Zellen ganzer Zellgewebsmassen dasselbe bereiten, macht es uns möglich, diese Stoffe in Menge aus ihnen zu gewinnen. Wir müssen uns dabei oft chemischer Scheidungs- und Verbindungsmittel bedienen, um ihrer habhaft zu werden.

So finden sich z. B. die köstlichen Wohlgerüche, die wir aus so vielen Blüthen und Blättern als sogenannte ätherische Oele ziehen, nicht massenweise in besonderen Behältern des Pflanzenkörpers, wie z. B. der Moschus in dem Beutel des Moschusthieres, sondern als zahllose einzelne Tröpfchen von unendlicher Kleinheit, welche in dem wässrigen Zellensafte der einzelnen Zellen schwimmen. Nur selten vereinigen sich mehrere um eine kleine Höhlung herumliegender Zellen, um gemeinschaftlich einen gewissen Stoff zu bereiten und in diese Höhlung auszuscheiden; wie dies z. B. bei den Harzbildungen im Holze und der Rinde unserer Nadelhölzer der Fall ist.

Aus diesen Mittheilungen geht nun von selbst der Unterschied zwischen Pflanze und Thier hervor, für den auch schon ein vergleichender Blick in den aufgeschnittenen Leib eines Thieres und einer Pflanze spricht, daß letztere nicht so bestimmt unterschiedene Organe hat, wie das Thier. Wir finden im Pflanzenkörper nichts, was dem Magen, der Leber, der Lunge, dem Herzen, den Adern, den Nieren, dem Gehirne ꝛc. entspricht. Ueberall finden wir im Pflanzenkörper ziemlich übereinstimmend gestaltete und auf ähnliche Weise untereinander verbundene Zellen; höchstens daß dieselben hier klein und kugelig, dort lang und faserartig sind; jenes z. B. in der Kartoffel, dieses in dem Holze und der Baumwolle.

Das geht so weit, daß man sagen kann, jede einzelne Pflanzenzelle hat ihre kleine, besondere Lebensthätigkeit für sich, und bereitet demnach in ihrem Innern oft etwas ganz Anderes als ihre Nachbarzelle, die an Gestalt und Größe ihr sonst ganz gleich ist.

So siehst Du z. B. an einigen Zellen aus der fleischigen Rindenschicht eines Cactus (Pilocereus militaris), daß eine Zelle (Fig. 1) eine kleine Krystalldrüse in ihrem Innern gebildet hat, während ihre Nachbarinnen nur einzelne Körnchen des grünen Farbestoffs der Pflanzen enthalten, den man Blattgrün oder Chlorophyll nennt. Du erstaunst vielleicht, zu hören, daß sich in den Pflanzenzellen auch Krystalle finden. Dies ist sehr häufig der

Fall, und zwar ist es meist kleesaurer oder kohlensaurer Kalk. Diese Krystalle bilden oft noch viel zusammengesetztere Drüsen, als die abgebildete, namentlich in den Cactus-Arten, und dann kann man sie sandkorngroß schon mit bloßen Augen erkennen; oft kommen sie aber auch als einzelne Krystalle von außerordentlicher Reinheit der Form vor, mit sehr deutlich ausgebildeten Flächen, Kanten und Ecken. Daß diese Krystalle nicht als solche von außen in die Pflanze eingedrungen sein können, sondern sich erst in den Zellen gebildet haben müssen, kannst Du Dir selbst sagen, da Du neulich aus meinem Wasserbriefe erfahren hast, daß die Pflanze nur wässrige oder luftförmige Stoffe aufnehmen kann.

Doch laß uns nun einige weitere Schritte in die kleinen Vorrathskammern und chemischen Laboratorien thun, welches beides die Zellen der Pflanzen sind.

Die beiden wichtigsten Stoffe, Stärkemehl und Kleber, haben wir neulich in ihnen schon gefunden, als ich Dir den Bau eines Getreidekornes und der Kartoffel beschrieb.

Dieselbe Nahrhaftigkeit wie das Stärkemehl hat für uns auch der Zucker und der Gummi, chemisch mit jenem ganz übereinstimmend, so daß alle drei leicht in einander sich umwandeln können. Gummi und Zucker werden ebenfalls von einzelnen Pflanzenzellen bereitet, aber immer in flüssiger Form.

Eine merkwürdig nahe Verwandtschaft oder vielmehr chemische Aehnlichkeit mit diesen drei Stoffen hat auch das Oel, was uns Rübsen, Raps, Hanf, Lein, Nüsse, Mandeln, Oliven darbieten; daher ersetzt auch das Oel z. B. im Rübsamen die Stelle des fehlenden Stärkemehles vollkommen, d. h. es wird von dem Keimpflänzchen des Samens ebenso verzehrt, wie das Stärkemehl im keimenden Roggenkorn, wobei es, wie dieses, in Gummi und Zucker umgewandelt wird. In den kleinen Samen schwimmen in dem Zellensaft außerordentlich kleine Oeltröpfchen, die nicht zusammenfließen, weil sie eben in dem Zellensafte schwimmen. Wenn in alten Nüssen der Zellensaft vertrocknet ist, so fließen die Oeltröpfchen zusammen und die nun größere Oelmasse wird bald ranzig. Darum sehen auch die Kerne alter Nüsse ölig und durchscheinend, und die noch frischen sehen weiß aus. Wenn man ein ganz feines Schnittchen vom Wallnußkern unter dem Mikroskop etwas quetscht, so treten aus den Zellen die kleinen Oeltröpfchen zum Theil heraus und fließen zu größern Oelmassen zusammen, was ich Dir hier abgezeichnet habe (Fig. 2). Du siehst dann die Zellen ganz von kleinen Oeltröpfchen erfüllt.

Ich nannte Dir vorhin die ätherischen Oele. Man nennt sie zu deutsch flüchtige Oele, und sie unterscheiden sich von den eigentlichen oder fetten Oelen dadurch, daß sie auf Papier einen allmählig wieder verschwindenden, letztere einen dauernden Oelfleck hervorbringen.

In den Gewürznelken findet sich das ätherische Nelkenöl in eigenen Oelbehältern in der äußersten Schicht derselben, welche weniger von Zellen umschlossen sind, aus denen das Oel in dieselben ausgeschieden wird. Du siehst dies an Fig. 3, welche einen kleinen Theil des Querschnittes einer Gewürznelke darstellt. Nach oben liegt die auf diesen Theil fallende Oberhaut mit sehr verdickten äußeren Zellenwänden. Darunter zwei ganze und ein Theil von zwei andern Oelbehältern. Darin sind aber die einzelnen Oeltröpfchen nicht mehr vorhanden, denn sie haben nach Austrocknung der Gewürznelken das umliegende Zellgewebe durchdrungen. — Eben so ist das Vorkommen des ätherischen Oeles in der Schale der Citronen und Pomeranzen beschaffen, auf denen man als runde Fleckchen die Oelbehälter schon mit bloßem Auge sehen kann.

In dem Zellgewebe der Blätter und Blüthen finden wir am verbreitetsten und in der größten Mannichfaltigkeit die Farbestoffe, deren wir eine so große Menge aus dem Pflanzenreiche beziehen. Sie sind stets die Erzeugnisse der einzelnen Zellen und nie finden sie sich in größeren Behältern. Dabei ist es auffallend, daß die Farbzelle selbst von der in ihr eingeschlossenen und von ihr bereiteten Farbe nicht gefärbt ist, da im Gegentheil ihre Haut farblos erscheint. Es ist überhaupt eine Regel, daß die gefärbten Pflanzentheile, namentlich die grünen, blauen, gelben, zinnoberrothen, karminrothen und violetten, ihre Färbung nur durch den Zelleninhalt, nicht durch Gefärbtsein ihrer Zellenhäute erhalten. Doch leidet dies bei den verschiedenen braunen Farben eine Ausnahme, wo es meist umgekehrt ist.

Manche Farbstoffe, die wir aus den Pflanzen gewinnen, sind in der Pflanze farblos und erhalten ihre Farbe erst durch die Bereitungsart. Dies gilt z. B. von dem kostbaren Indigo, der aus einer wickenartigen Pflanze gewonnen wird. Der Farbstoff des Indigo kommt ganz gleich auch in einer bei uns einheimischen und sehr leicht in Menge zu bauenden Pflanze vor, im Waid. Dennoch hat die Erfahrung gezeigt, daß gleich guter Indigo aus Waid gewonnen, theurer zu stehen kommt, als der ächte. Das ist eine Lehre für die Schutzzöllner, welche wo möglich alles im Lande machen lassen und fremde Erzeugnisse durch Schutzzölle verbannen möchten. Man wolle blos das erzeugen, was man selbst am billigsten erzeugen und am vortheilhaftesten verwerthen kann; dann bleibt theure ausländische Waare von selbst weg!

Doch ich will Dir zum Schluß noch etwas über diejenigen Farben mittheilen, die schon in ihren bunten Kleidern in den Pflanzenzellen sind und die uns die Erde zu einem glänzenden Garten machen.

Oben an steht die grüne Farbe. Sie findet sich immer in der Form von Kügelchen in dem wasserklaren Zellsafte.*) Bekanntlich bleiben für gewöhnlich grün gefärbte Pflanzentheile bleich, wenn sie im Dunkeln gewachsen sind, wie z. B. die Blättchen an den Kellerkeimen der Kartoffeln. Es scheint daher auf die grüne Farbe das Sonnenlicht einen bedeutenden Einfluß auszuüben. Je dunkler grün ein Pflanzentheil gefärbt ist, desto reichlicher sind seine Zellen mit Blattgrün gefüllt. Das siehst Du an einigen Zellen eines Camelienblattes (Fig. 4). Oben und unten an der Figur sehen wir die obere und untere Oberhaut (o und u) und dazwischen das Zellgewebe des Blattes. Du weißt, daß das Blatt der Camelia auf der Oberseite viel dunkler grün ist, als auf der unteren. Du wirst dies mit dem Bau des Blattes im Einklang finden, denn

*) Wir können auf unserem Holzschnitte leider die Farben selbst nicht geben, wie es der Briefsteller auf seinem bunten Bildchen gethan hat. Wir haben uns verschiedener dichter, stärkerer oder feinerer Schattirung bedient. D. Red.

unter der oberen Oberhaut sehen wir eine Schicht länglicher, dicht aneinander liegender Zellen, welche viel Blattgrün enthalten. Unter dieser Schicht liegt eine andere, deren Zellen nur wenig Blattgrün enthalten, klein, rund und so locker verbunden sind, daß sie viele leere Räume zwischen sich lassen.

Wie die grüne Farbe, so findet sich auch die gelbe, die mennig- und die zinnoberrothe Farbe fast immer in der Form von Kügelchen im farblos bleibenden Zellsafte; während mit wenigen Ausnahmen die karminrothe, violette und die blaue Farbe im Zellsafte stets chemisch gelöst sind, so daß der Zellsaft selbst gefärbt ist. Für dieses Verhalten habe ich die Fig. 5 und 6 gezeichnet. Erstere stellt ein kleines Schnittchen aus einem Apfel dar, senkrecht durch die Schale. (Wie bei allen Figuren, so giebt auch hier das schwarze Fleckchen unter der Zahl die natürliche Größe des Stückchens an.) Auch hier sehen wir zu oberst die Oberhaut, deren Zellen nach außen eine sehr verdickte Haut haben. Die darunter liegenden rundlichen Zellen enthalten theils körnigen gelben, theils wässrigen karminrothen Farbstoff, letzteren in hellerer und in dunklerer Färbung. Fig. 6 stellt einige gestreckte Zellen aus einem Tulpenblumenblatte dar, an denen Du dasselbe Verhältniß siehst. Die Zelle, welche ich durch ein * bezeichnet habe, enthält sogar zwei Farbstoffe zugleich, nämlich zinnoberrothe Farbkügelchen in karminrothem Zellsafte. Diese Verbindung und die Ueberlagerung von Zellen mit verschiedenen Farbstoffen giebt den Tulpen die braune Farbe. Links daneben und gerade darüber liegen Zellen mit verschieden dunkelem karminrothen und rechts darüber zwei andere mit körnigem gelben Farbstoffe; die Zelle, die ich durch ein △ bezeichnet habe, enthält sogar Blattgrün. Die beiden Figuren 5 und 6 zeigen Dir recht deutlich, daß jede Zelle eine eigene kleine chemische Werkstatt ist.

Endlich muß ich Dir noch die Balsame und sogenannten Milchsäfte nennen, von denen viele theils als kräftige Heilmittel, theils als Gifte, theils auch in anderer Weise für uns von der erheblichsten Bedeutung sind. Du kennst den weißen Saft der Wolfsmilchpflanzen, des Mohns und den pommeranzengelben des Schnittkrautes. Diese Milchsäfte finden sich meist nicht in einzelnen Zellen, sondern in einem zierlichen Geflecht, zwischen gewöhnlichem Zellgewebe verlaufender, verästelter, zarter Schläuche, wie Dir dies Fig. 7 aus einer Wolfsmilch zeigt. Die in dem Milchsafte schwimmenden Körper sind die sogenannten Amylumkügelchen, denn sie bestehen wesentlich aus Stärkemehl. Fig. 8 zeigt Dir ein einzelnes aus einer Zellenreihe bestehendes Haar von der Oberfläche einer Pflanze. Auf seiner Spitze trägt es ein aus Zellen zusammengesetztes Knöpfchen, eine Drüse, welche ein balsamreiches Harz ausscheidet. Hierher gehören die klebrigen Knopfhaare an den Kelchen der Centifolie.

Dieses wird Dir aus diesen wenigen Beispielen klar geworden sein, daß die Pflanzenzelle eine kleine Vorrathskammer ist, aus der wir die mannichfaltigsten Stoffe für unseren häuslichen, gewerblichen und ärztlichen Bedarf entnehmen. Große Wirkungen werden auch hier durch Vereinigung vieler kleinen Kräfte hervorgebracht.

Blätter und Blüthen.

Eine Schleichhändlergeschichte. Die nachfolgenden Mittheilungen geben ein Bild von dem Leben der Mexikanischen „Contrabandistas" oder Schleichhändler, deren Zahl dort sehr bedeutend ist.

In dem niedrigen und nur aus zwei Gemächern bestehenden Rancho des Contrabandistas Antonio Pulf war lustige Zeit. Eine große Tafel nahm den größten Theil des Gemachs ein und an dieser saßen mehr als ein Dutzend schwarzbraune Abenteurer in der ungezwungensten Stellung und mit verschiedenen Graden von Lustigkeit in den rauhen Gesichtern. Die Tafel war reichlich mit Gefäßen von Aguardiente und Pulque, mit Fleischtellern und Tortillakuchen besetzt; letztere kamen heiß aus der Backpfanne und die anderen Gerichte waren, wie sich von selbst versteht, tüchtig mit Chilepfeffer gewürzt. Es war gerade große Festlichkeit; die Bande hatte schon lange Zeit der Regierung zum Trotz und Hohn ihr ungesetzliches Gewerbe getrieben und eben ein ungewöhnlich großartiges Geschäft gemacht. Die Waaren waren fast unmittelbar nach der Ankunft des Schleichhändler-Schiffes abgesetzt worden, die Schleichhändler hatten das Geld und einen großen Vorrath von einheimischem Branntwein erhalten und waren jetzt zusammengekommen, um die Früchte ihres glücklichen Unternehmens zu genießen.

Das Gemach, in welchem diese Leute sich versammelt hatten, war groß, aber bis zur Unbequemlichkeit mit Tauwerk und Spieren von Küstenfahrzeugen, Fäßchen, Tonnen, Kisten und Ballen angefüllt, welche die Schleichhändler hier theils als verborgene, theils als erklärte Vorräthe bewahrten. Auf einigen zerbrochenen Gestellen standen mehrere große Packtuchsäcke von zweifelhaftem Ansehn, die nur zum Theil mit darüber geworfenen Netzen und Segelüberresten bedeckt waren. Auf der einen Seite des Gemaches stand eine ungeheuere Kiste, unter deren halbgeöffnetem Deckel die Spitze eines Säbels und ein Flintenlauf hervorschauten; sie enthielt außer Waffen verschiedene Kleidungsstücke, drei bis vier Bootshaken, eine gleiche Anzahl von Taurollen und einige schwärzliche Laternen, die selten benutzt wurden. An der Mauer des Gebäudes standen einige Fäßer, die bei gegenwärtiger Gelegenheit als Seitentische dienten, obgleich ihr verdächtiges Ansehn auf den unter den vernagelten Deckeln verborgenen Inhalt schließen ließ. In den Winkeln waren Kisten und Ballen aufgehäuft und selbst der Raum unter dem großen Tische, an welchem die Eigenthümer saßen, war damit angefüllt, denn das Geschäft ging sehr schwunghaft und es waren gewöhnlich bedeutende Waarenvorräthe vorhanden. Das Hinterzimmer war nur eine Wiederholung des anderen, aber noch gedrängter mit ähnlichen Gegenständen angefüllt.

Die Fröhlichkeit der festlichen Versammlung hatte eben ihren Höhepunkt erreicht und der Capitaz Pulf, ein flämmiger großer dunkelfarbiger Mann mit haarigem Gesicht, erhob eben einen vollen Becher zum Munde, um auf den glücklichen Erfolg ihrer Unternehmungen zu trinken, als eilig ein junger Contrabandista in das Gemach trat und die Nachricht brachte, daß die Zollbeamten in geringer Entfernung unten an der Küste wären und mehrere Orboste,

welche die Schleichhändler zufällig dort zurückgelassen hatten, in Beschlag genommen hätten.

Statt Besürzung hervorzubringen, wurde diese Nachricht von der Bande mit dem lautesten Gelächter aufgenommen und nachdem jeder der Versammelten noch einen Becher Aguardiente hinunter gestürzt hatte, verließ die ganze Gesellschaft das Rancho, bei Petrus und Paulus schwörend, die naseweisen Beamten in ihre Tonnen zu stopfen, in ihre Behausung zu bringen, sie zu kochen und als passendes Schlußgericht der Festlichkeit des Tages zu verspeisen. Sie wußten recht wohl, daß die Zollhausbeamten weder hier noch anderwärts in hinreichender Anzahl vorhanden waren, um einer entschlossenen Bande von Contrabandistas mehr als einen scheinbaren Widerstand zu leisten.

Sie zogen sogleich nach der Küste und die wenigen Zollhausleute setzten sich eiligst in Bereitschaft, ihren Anspruch auf die von ihnen confiscirten Objekte zu vertheidigen. Es war eine Mondscheinnacht; bald widerhallte das Ufer von lautem Geschrei und das glänzende Mondlicht beleuchtete erhobene Waffen und erbitterte Kämpfende. Aber das Scharmützel war nur von kurzer Dauer; die Zollbeamten standen einer bedeutenden Uebermacht gegenüber, sie gehörten überdies auch nicht zu den tapfersten Leuten und ergriffen nach dem ersten Anlaufe die Flucht. Die Schleichhändler verfolgten sie eifrig und würden sie jedenfalls erreicht und gefangen genommen haben, wären sie nicht in Folge ihres Gelages etwas unsicher auf den Füßen gewesen. Sie machten unter solchen Umständen nur einen Gefangenen, der im Kampfe leicht verwundet worden war und diesen trieben sie, als sie nach ihrem Rancho zurückkehrten, ziemlich unsanft vor sich her.

Der arme Beamte wurde mitten unter die Flaschen, Becher und Teller auf den Tisch gesetzt und man hielt hierauf eine trunkene Berathung über die Strafe, welche dem Gefangenen zuerkannt werden sollte.

„Hängt ihn sogleich an einen der Balken!" rief ein Kerl von rohem Ansehn, mit einem dicken dicht behaarten Halse und einem rothen Tuche über den Augen.

„Setzt ihn in ein Faß Spiritus und laßt es uns anzünden," rief ein anderer mit schlauem Blicke und einem Anfluge von Humor.

„Hängt ihn an den Beinen auf und bepritzt sein Gesicht mit Bitriol, bis wir sehen, wie er sich ausnimmt," fügte wohlwollend ein viertes Mitglied der Gesellschaft hinzu.

Sie waren im Begriffe, den Gefangenen vom Tische zu ziehen und eine der vorgeschlagenen Strafen in Ausführung zu bringen, als der Capitaj Antonio Pulf sich einmischte und seinen Gefährten mit lauter Stimme zurief, daß sie dem Schufte die Wahl lassen wollten, sich der Bande ohne Weiteres anzuschließen, oder durch eines der erwähnten Mittel den Tod zu erleiden.

Der arme Gefangene ergriff eifrig die ihm gebotene Gelegenheit sein Leben zu retten und besann sich keinen Augenblick, den Vorschlag des Anführers anzunehmen, der unter diesen Umständen der günstigste war. Hierauf umringten ihn die Schleichhändler und führten ihn vor Pulf, der auf dem einzigen im Gemache befindlichen Stuhle saß; der Anführer bestieg diesen und hielt von dieser Erhöhung aus folgende eindrucksvolle Anrede an seinen neu aufgenommenen Anhänger.

„Ave Maria, Du, der Du Dich Martin Valio nennst, gewesener Beamter im Dienste unserer thörigen grausamen Regierung, bist jetzt Mitglied unseres Bundes geworden. Du bist verpflichtet, seinen Gesetzen zu gehorchen, seine Befehle zu vollziehen, seine Interessen zu vertheidigen und seine Geheimnisse zu bewahren. Du wirst Dich bei Tag und bei Nacht, zu Wasser und zu Lande, in der Ferne und in der Nähe jederzeit dieser Verpflichtung erinnern und uns treulich dienen oder mit Deinem Leben dafür verantwortlich gemacht werden. Solltest Du Dich als treulos bewähren, so wird unsere Rache Dich überall erreichen, wo Du es am wenigsten erwarten wirst; unsere Sendlinge werden immer in Deiner Nähe sein, ohne daß Du es vermuthest; keine Entfernung wird unsere Aussicht schwächen und keine Macht der Erde wird Dich vor unserer Vergeltung schützen. Dienest Du uns dagegen treu und eifrig, so werden wir Dich vertheidigen und unterstützen und Dir den Antheil an der Beute gönnen, der Dir gebührt. Im Namen unserer heiligen Jungfrau von Guadaloupe — willst Du diese Vorschläge annehmen?"

„Im Namen der heiligen Jungfrau, ich nehme sie an!" antwortete ohne Bedenken der neu geschaffene Contrabandista.

Es genüge zur Bemerkung, daß der ehemalige Zollbeamte Martin Valio ein schätzbares Mitglied der Schleichhändler-Bande wurde und daß er in diesem Augenblicke an der Stelle seiner Hoheit des Antonio Pulf, der kürzlich an seinen alten Wunden und einem allzu übermäßigen Genuße von Aguardiente gestorben ist, die Bande als glücklicher Häuptling befehligt.

Im Verlage von **Ernst Keil** in Leipzig ist erschienen:

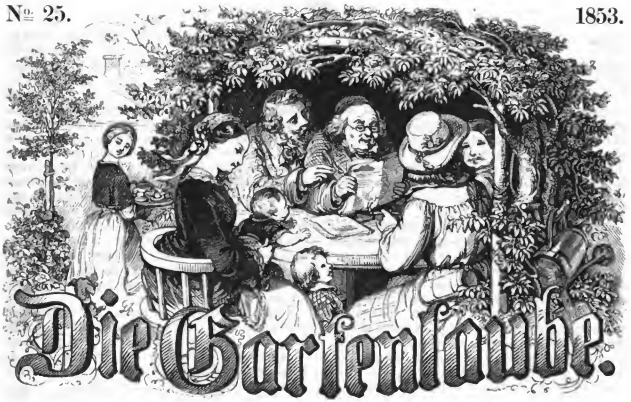
Anleitung
zur
Ausübung der Wasserheilkunde
für
Jedermann, der zu lesen und zu denken versteht.
Von
S. H. Rausse.
3 Abtheilungen mit dem Portrait des Verfassers. Geh. 2 Thlr. 28 Ngr. = 4 fl. 36 Kr. C.-M.

Mit diesem Buche in der Hand wird jeder Freund der naturgemäßen Wasserheilmethode im Stande sein, ohne besondere ärztliche Andeutung sich und die Seinigen in vorkommenden Fällen wasserartlich zu behandeln, oder falls er Kurzarzt in einer der vielen deutschen Wasserheilanstalten ist, zu beurtheilen, ob er wirklich gut und richtig von seinem Arzte berathen wird.

Die erste Abtheil. (2. Aufl.) enthält die Lehre von den Heilapparaten der Wasserheilkunde und deren Anwendung, die zweite Abtheil. (2. Aufl.) die Behandlung der akuten Krankheitszeichen und die dritte Abtheil. die Behandlung der chronischen Krankheiten.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Schnellpressendruck von Giesecke & Devrient in Leipzig.

№ 25. 1853.



Die Gartenlaube.

Familien-Blatt. — Verantwortlicher Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich ein ganzer Bogen mit Illuſtrationen.

Durch alle Buchhandlungen und Poſtämter für 10 Ngr. vierteljährlich zu beziehen.

Der Weber.

Was ſchaffſt Du, liebes Mägdelein,
Zum Brautſchatz Dir die Linnen
Mit emſ'ger Hand zu ſpinnen? —
Hervor aus Deinem Kämmerlein,
Einen Weber will ich Dir zeigen
Dem alle Kunſt muß weichen.

Er webt einen Teppich friſch und grün,
Drin wunderbell die Farben glühn,
Drin bunte Muſter ſprießen
Und goldne Lichter ſchießen.
Wo Du nur ſchauſt in's weite Land,
Iſt auch der Weber Dir zur Hand:
In Blumen wirkt er und Bäumen,
In Herzen, wie in Träumen,
Das klingt und glüht
Und webt und blüht,
Der Weber aber, der wird nicht müd,
Ein Brautkleid gibt's zu ſäumen.

Und frägſt Du, wer es ſei? —
Es iſt der Mai!
Gleich komm zum Garten,
Laß mich nicht warten:
Da ſteh', in ſeiner Bilder Reihn,
Von holdem Reiz umwallt,
Er webt Dich ſelber mit hinein,
Du holde Lenzgeſtalt!
Auf ſeines Teppichs Matten
Haſcht er nach Deinen Schatten,
Faßt in ſpiegelnder Welle
Dein Antlitz lieblich helle;
Bald mit Lilien und Roſen
Wird er die Wangen Dir malen,
Dir aus den Augen ſtrahlen —
Komm, an heimlicher Stelle
Wollen wir ſitzen und koſen!

E. in D.

Veilchen.

Nach dem Leben.

In einem hübschen kleinen Zimmer saß auf einem Lehnstuhle eine bejahrte Frau. Die blendendweiße Haube bedeckte ihr Haar ganz. Sie hatte die Hände in einander gefaltet; ihre Augen waren geschlossen und ihre Lippen bewegten sich in lautloser Rede. Sie schien zu fühlen, daß ein Bote des Herrn in ihrer Nähe war. Unfern von ihr stand an die Wand gelehnt ein Mann, der in trübem Sinnen den Blick zur Erde kehrte.

„Glück in's Haus! Ich bring' Ihnen eine Enkelin, Frau Heinemann," sagte eine Frau, die, einen Säugling auf dem Arme, in die Stube trat; es war die Kindfrau.

„Wo, wo ist sie?" fragte die Alte hastig und schien aufstehen zu wollen, aber kraftlos sank sie zurück, denn sie konnte nicht ohne Beistand stehen und gehen.

Die Hebamme reichte ihr das Kind, welches Frau Heinemann zärtlich küßte und an ihre Brust drückte. — „Ich danke Dir, Herr, für diese Freude in meinem Trübsal. Doch meine Augen sind trübe, sagt, was hat meine Enkelin für Augen?"

„Blau wie die Veilchen," erwiederte die Kindfrau.

„Veilchen! Ich hatte eine liebe Jugendfreundin dieses Namens; ihr zu Ehren soll meine Enkelin auch so heißen. Doch wo ist mein Sohn Ruben, daß er seine Tochter segne und sein Weib in ihrer schweren Stunde tröste, Moses?"

„Ich kann nicht begreifen, wo er bleibt," erwiederte dieser und schaute sorgenvoll zum Fenster hinaus. — „Widerwärtiger Handel!"

„Was für ein Handel?" fragte seine Mutter.

„Leidige Geldsachen, wie sie alle Tage vorkommen," erwiederte der Sohn in einem gezwungen gleichgültigen Tone. — „Jetzt kömmt er wohl, ich höre Schritte auf der Treppe."

Er trat in das größere Nebenzimmer, dessen Ausgang zum Vorsaale führte. Aber nicht Ruben erschien, sondern Levi, der jüngste der drei Brüder.

„Ist er noch nicht hier?" fragte der Eintretende.

„Nein, und auch Du hast ihn nicht gefunden? Es wird mir wirklich bange," sagte Moses leise, nachdem er seinen Bruder gebeten, dasselbe zu thun.

„Er ist um zwei Uhr bei Reichardt's gewesen und hat, wie ich vom Labendiener gehört habe, mit seinem Herrn in dessen Stube gesprochen; dann ist er hastig fortgestürzt und niemand will ihn weiter gesehen haben."

„Ich kann mich eines bänglichen Gefühls nicht erwehren. Es ist eine eigne Sache mit den Empfangscheinen. Ich traue Reichardt nicht. Gott vergebe mir, wenn ich ihm Unrecht thue."

„Es läßt sich nichts sagen. Du weißt, wie Ruben ist. Er hat einen verschlossenen Charakter. Wollte man ihn fragen, würde er sich sehr gekränkt fühlen, weil er meint, wir mißtrauen seiner Gassenführung."

Moses rieb sich in großer Aufregung die Hände und sagte: „Ich gäbe was andres um die Papiere! Es ist mir noch wie heute, daß Ruben damals hereinkam, froh, daß wir die paar tausend pünktlich gezahlt hatten. Er legte die Scheine auf den Tisch, um den Rock auszuziehen. Dann ging er hinein zur Mutter und ich verließ die Stube. Mehrere Wochen darauf sagt er mir erst, er könne die Papiere nicht finden und wolle sich von Reichardt noch einmal quittiren lassen. Ich wüßte kein Stück im Hause, das wir nicht durchsucht hätten. Und doch habe ich es erst heute Morgen bei etwas gethan, das unserer Forschung entgangen war, in unserer Mutter Amsterdamer Bibel. Mir träumte vorige Nacht, eine Lichtgestalt trete an mein Bett und sage: Erhebe dich, Levi, und schlage das Buch der Bücher nach, du wirst finden, was du suchst! Ich wachte auf und wollte der Weisung des Traumes folgen, aber ich bedachte, daß die Mutter beunruhigt würde und verschob es bis zum Morgen, wo ich denn nichts fand."

„Wenn es bei Reichardt brennte oder er stürbe und seine Bücher wären nicht in Ordnung oder — er wäre ein Schurke, wir wären verloren," sagte Moses bebend.

Die Thüre des Nebenzimmers öffnete sich und die Amme mit dem Kinde trat heraus. Der jüngere Bruder begrüßte den Ankömmling ebenfalls zärtlich.

„Lassen wir die finstern Gedanken," sagte Moses, allein mit seinem Bruder. „Ruben hat einen Geschäftsfreund getroffen, ist mit ihm in's Gespräch gekommen und hat Zeit und Ort vergessen. Doch jetzt vor allem Licht, es ist ja fast Nacht geworden."

Als er die Thür öffnen wollte, geschah dies von außen. Die Magd mit einer Küchentampe in der Hand zeigte sich. Mit einem lauten Schrei fuhr sie zurück und schlug die Thüre wieder zu.

„Was fällt Ihr denn ein, Hanne?" fragte Moses unwillig, nachdem er die Magd hereingelassen hatte.

„Ach, nehmen Sie's nicht übel, Herr Heinemann," sagte sie leise und sah sich mit einem verstörten Blicke halb um, — aber ich war selbst sehr erschrocken. Schon den ganzen Nachmittag ist's immer gewesen, als sei jemand um mich herum."

„Was macht meine Schwägerin?" fragte Levi.

„Vorhin fragte sie alle Augenblicke nach dem Herrn, aber seit einer Viertelstunde ist sie ganz ruhig. Sie murmelt einmal vor sich hin, dann schweigt sie wieder, als spräche sie mit jemandem. Mir grauete, ich mußte heraus."

Die Hausthüre unten öffnete sich, Stummen und Tritte erschallten, man kam mit schweren langsamen Schritten die Treppe herauf, als trage man eine Last. Moses öffnete die Thüre, um Ruhe zu gebieten. Hinter ihm schaute Levi hervor. Aber beide erstarrten vor Entsetzen bei dem Anblicke, der sich ihnen darbot.

Auf dem Vorsaale dicht an den Stiegen hatten zwei Männer eine Tragbahre hingestellt. Auf derselben lag, von einem groben Linnentuch bedeckt, ein Leichnam. Die Decke hatte sich etwas verschoben und zeigte das bleiche aufgedunsene Gesicht Ruben Heinemann's. Kleine Wasserströme, die von der Bahre ausliefen, zeigten, wie der Unglückliche geendigt hatte. Tiefes Schweigen herrschte. Plötzlich erschallte ein Schrei in der großen Stube. Gedankenlos wandte sich Levi und sah, wie seine Mutter in

der Thüre ihres Zimmers stand, von wo aus sie die Bahre erblicken konnte, und wie sie im Umsinken begriffen war. Er eilte herbei und fing sie auf; Moses gewann ebenfalls wieder Besinnung. Er winkte den Trägern, leise die traurige Last in's Zimmer zu tragen und sandte dann Levi und die Magd nach Aerzten. Lange saß er vor der Leiche seines Bruders in finstern Brüten. Dann nahm er die Lampe und begab sich in die Krankenstube. Er fand die Amme nicht mehr vor. Mit einer bangen Ahnung trat er an das Bett der Wöchnerin; er neigte sich über sie — kein Athemzug — ihre Hand war kalt. Entsetzt holte er die an der Thüre zurückgelassene Lampe herbei: — seine Schwägerin war todt.

„Der Schrecken hat sie getödtet. Gott sucht unser armes Haus schwer heim," murmelte er und drückte ihr die Augen zu. Das Kind fing an zu wimmern. Er bot es auf und drückte es mit Thränen an seine Brust.

„Armes Wesen," sagte er mit gebrochener Stimme. — „Vater und Mutter hast Du schon beim Eintritte in die Welt verloren. Für die Mutter wird der Himmel sorgen, Väter sollst Du zwei haben."

„Es ist vorbei," sagte Moses beim Eintreten in das Zimmer zu seinem Bruder, der ihm erwartungsvoll entgegentrat. — „Wir sind ruinirt. Reichardt hat geschworen, daß Ruben ihm nur den vierten Theil der Summe, also tausend Thaler gezahlt hat. Wir haben keinen Beweis, daß die ganze Summe abgetragen ist und müssen den Rest nachzahlen."

Levi war unendlich bestürzt. Nach einer Weile schüttelte er den Kopf und sagte: „Ich hatte immer noch die geheime Hoffnung, daß Reichardt es nicht aufs äußerste treiben würde, denn bei Gott! ich bin fest überzeugt, daß Ruben die ganze Schuld abgetragen und Reichardt einen Meineid geschworen hat."

„Es drängte sich mir unterwegs ein Gedanke auf," nahm Moses mit zitternder Stimme das Wort, „den ich durchaus nicht bannen konnte. Du weißt, Ruben war am Morgen seines Todestages bei Reichardt; sollte ihn dieser nicht vielleicht durch das Ableugnen der empfangenen Zahlung zur Verzweiflung gebracht haben, so daß sich unser Bruder selbst —"

„Sprich es nicht aus, das Schreckliche!" flehte Levi. — „Auch ich habe in bittern Stunden daran gedacht. Gott allein kann hier das Wahre sehen und er läßt keinen Frevel ungerochen."

„Jetzt muß vor allem unsere Sorge sein, unser ganzes Hab und Gut flüssig zu machen, denn Reichardt will den Rest seiner Forderung auf einmal und sogleich."

„Wie!" rief Levi, blaß vor Schrecken. — „Dreitausend Thaler sogleich bezahlen!"

„Nur durch meine dringendsten Vorstellungen, die selbst der Bürgermeister unterstützte, gelang es, wenige Wochen Aufschub von Reichardt zu erlangen. Wir müssen eben unsere Waaren, unser Hausgeräthe, kurz Alles zu Geld machen. Es ist besser, wir verkaufen selbst und behalten unsere Ehre, als daß man es uns verkauft und die Ehre auch verloren geht."

„Weißt Du, Moses, die Mutter darf um Gottes willen nicht merken, daß wir — blutarm geworden sind; sie würde den Tod davon haben. Bei ihr muß alles bleiben, wie es ist."

„Verstehst sich. Sie muß ihre Chokolade Morgens forttrinken; sie ist von Jugend auf daran gewöhnt. Ich werde kein Bier mehr trinken."

„Ich werde nicht mehr schnupfen und rauchen. Und unser armes Töchterchen, Veilchen? Sie braucht jetzt weiter nichts als die Mutterbrust, und die hat sie gefunden. — Höre, Levi, Du bist noch ein junger Mann, Du könntest heirathen, damit Veilchen eine rechte Mutter bekommt, die sie doch besser pflegen würde als unsere Base. Was meinst Du?"

Levi war roth geworden. „Nein, nein," sagte er, „das geht nicht. Aber warum willst Du nicht heirathen; Du bist nur fünf Jahre älter als ich und ein viel hübscherer Mann?"

„Du weißt, ich bin im Herzen kein Jude mehr; deshalb mag ich keine Jüdin. Eine Christin kann ich nicht heirathen, weil ich nicht getauft bin. Und das darf ich nicht, um unsere Mutter nicht tödtlich zu kränken."

„Ist's nicht bei mir dasselbe?"

„Einstweilen muß also Alles bleiben, wie es ist."

„O, ich bin jetzt ganz getrost und muthig," sagte Levi etwas erheitert. — „Wir werden viel mit Schmerz entbehren, aber auch neue ungewohnte Freude kosten."

„Gewiß, Levi. Doch wir müssen uns noch mehr einschränken. Unsere kleine Familie braucht wenig Platz, wir können die Hälfte unserer Wohnung abgeben."

„Richtig. Auch die Magd ist übrig, eine Aufwärterin genügt."

„Nun müssen wir auf einen Erwerb denken. Fällt Dir vielleicht etwas ein, Levi? Ich habe bei der Masse von Entwürfen, uns aus der gegenwärtigen Noth zu retten, noch nicht Zeit gehabt, an die Zukunft zu denken."

„Unser bisheriges Geschäft können wir allerdings nicht fortführen; es fehlt uns an Capital und Credit. Wie wäre es, wenn wir ein Commissionsgeschäft errichteten? Die Leute kennen uns als rechtlich. Verdienen wir auch im Anfange nur wenig, so macht es sich wohl mit der Zeit, wenn man an uns einige Gewandtheit neben der Rechtlichkeit wahrgenommen hat."

„Die Sache ist nicht übel. Wohlauf denn, in Gottes Namen, sie angegriffen!"

Sechzehn Jahre sind vergangen; sie sind für die wackern Brüder Heinemann dahin mit allen Sorgen, Anstrengungen, Entbehrungen und Aufopferungen. Es ist ihnen gelungen, ein ehrenvolles, wenn auch ärmliches Leben zu führen und — was ihr kindliches Herz mit Stolz und geheimer Freude erfüllte — ihre alte Mutter vollkommen in dem Wahne zu erhalten, daß sie wohlhabende Söhne habe. Wie viele Verlegenheiten freilich hatten sie zu überwinden, wie viele Nothlügen mußten sie über die widerstrebenden Lippen pressen! Erleichtert wurden diese Anstrengungen, den Schleier der Täuschung über den Zustand ihres Hauswesens zu werfen, durch den Umstand, daß die alte Frau seit jenem Schreckensabend ihren Lehnsessel nur mit dem Bette vertauschte und umgekehrt. Der Stolz der kleinen Familie war Veilchen; sie war die treue Pflegerin ihrer Großmutter und stand schon seit mehreren Jahren

dem Hauswesen faſt allein vor. Dafür hütete die Alte ſie auch wie ihren Augapfel und ſuchte ſie nach Kräften zu entſchädigen, daß ſie ihr die Feierſtunden opferte. Da erzählte ſie ihr von den Wundern ihrer Vaterſtadt Amſterdam, von den großen Kauffahrerſchiffen und vom Meere; wie prachtvoll die Synagoge dort ſei und wie groß die Zahl derer, die den wahren Gott verehren. Als die Kleine in das Alter trat, wo der Menſch gewöhnlich anfängt, für ſein künftiges Leben zu lernen, verlangte Frau Heinemann von ihren Söhnen einen jüdiſchen Lehrer für ihre Nichte. Nur mit großer Mühe gelang es, ſie davon abzubringen, Beilchen wurde wie andere Kinder in die Stadtſchule geſchickt. Nun mußte ſie aber wenigſtens aus der Religionsſtunde wegbleiben, die Alte wollte ſie ſelbſt in ihrem Glauben unterrichten. Das arme Kind hatte doppelte Mühe, in der Schule mußte es das ABC lernen, und zu Hauſe ſollte es bei der Großmutter die großſchnörkeligen hebräiſchen Schriftzeichen unterſcheiden. Nach der Mühe kam aber auch der Genuß, denn Frau Heinemann, die eine gute Erziehung genoſſen hatte, las mit dem Mädchen ausgewählte Stücke des alten Teſtamentes und erklärte die feinen Holzſchnitte in dem Buche. Das waren denn gewöhnlich Feſtſtunden für das gute Beilchen.

Es war ein trüber Novembernachmittag und die Dämmerung brach bereits herein. Beilchen hatte ihre Hausgeſchäfte beſorgt und ſetzte ſich mit ihrem Strickzeuge zur Großmutter. Der Ofen, in welchem ein ſtattliches helles Feuer brannte, ſang ein luſtiges Lied und die Begleitung zu der Weiſe gab ein Topf mit brodelndem Kaffee, welchen Beilchen zur Erquickung der heimkehrenden ausgefrorenen Oheime beigeſetzt hatte.

„Beilchen,“ ſagte jetzt die Alte mit ganz veränderter Stimme, daß das Mädchen tief in ihr Herz hinein erſchrack. — „Beilchen, ich muß euch jetzt verlaſſen; der Herr hat mich ſo eben zu ſich gefordert. Aber bevor ich von dannen gehe, will ich Dich ermahnen: bleibe dem Glauben Deiner Väter treu und hüte Dich vor den Chriſten. Doch ich ſehe es, ſie werden Dich bereden. Meine Söhne ſind wacker, aber ach! — ich verſtehe die Welt nicht mehr — ſie ſind abtrünnig. Ich ſegne ſie, doch Du, mein Herzblatt, höre nicht auf ſie, wenn ſie Dich verlocken wollen. Schwöre mir das zu, und Du wirſt glücklich ſein.“

Beilchen war aufgeſprungen, aber das Entſetzen hatte ſie der Sprache und des Gebrauchs ihrer Glieder beraubt.

„Fällſt Du aber ab,“ fuhr die Alte mit ihrer geiſterhaften Stimme fort, „ſo wird der Herr Dich ſtrafen, wie — Deinen Vater. Ach, ich weiß es. Der Gott unſeres Volkes wird zornig aus ſeinem Herzen und ſeine Stelle nahm Satan ein, der ihn in die Fluthen trieb. Bleibe dem Herrn der Heerſchaaren treu, mein Kind. Die heilige Schrift, die mir einſt mein Vater gab, als ich eine Jungfrau wurde und die ſtets mein Troſt im Leben geweſen iſt, ſie ſei Dein künftiger Führer. Und nun lebe wohl, mein goldenes Kind. Der Herr ſegne Dich und behüte Dich und halte ſeine ſtarke Rechte über Dir immerdar und ewig.“

Beilchen hatte ſich von der erſten Beſtürzung erholt, aber ſie konnte nichts thun, da die Großmutter ihre Hand krampfhaft feſt hielt. Es wurde ihr immer länger und wehmüthiger, und ihre Thränen floſſen reichlich, während jene tief ſtöhnte. Endlich ließ die alte Frau ihre Hand los und machte eine Bewegung, als wolle ſie jemanden umfaſſen, doch ihre Arme ſanken ſogleich ſchlaff herab. Ein letzter Seufzer und ſie war verſchieden. Jetzt übermannte das Entſetzen das junge Mädchen; ſie verließ haſtig das Zimmer und eilte die Treppe hinab, um ihre Oheime unten zu erwarten. Dieſe traten ſo eben zur Hausthüre herein. Wenige Worte genügten, ſie von dem Geſchehenen in Kenntniß zu ſetzen. Die wackern Söhne konnten weiter nichts thun, als ihrer Mutter den letzten Dienſt erweiſen, dann überließen ſie ſich ohne Zwang den Ausbrüchen ihres Schmerzes, den ihre kindlichen Herzen bei dieſem ſchweren Verluſte empfanden.

(Schluß folgt.)

G. G. Gervinus.

Es gibt wenig Namen, die, wie der Name Gervinus, ſeit mehr als zwanzig Jahren ſo eng mit deutſcher Wiſſenſchaft und deutſchem Leben verwachſen ſind; und wenn auch in Gervinus der Gelehrte größer iſt als der politiſche Character, und zwar ſo, daß er als Gelehrter eine der erſten Zierden Deutſchlands iſt, ſo hat er ſich doch auch als Politiker die allgemeine Achtung zu erwerben gewußt. Die bei tiefem und gründlichem Wiſſen ſtets vorhandene ruhige und leidenſchaftsloſe Auffaſſung der Dinge fand ſich bei ihm in hohem Grade, und mußte ihm ſelbſt die Achtung ſeiner politiſchen Gegner — andere hat er nicht — zuziehen.

Geboren am 20. Mai 1805 zu Darmſtadt ſah ſich Georg Gottfried Gervinus, ſeiner Neigung entgegen, von ſeinen Aeltern zum Kaufmann beſtimmt und erhielt eine in dieſem Sinne geleitete Erziehung. Er legte auch in ſeiner Vaterſtadt die Lehrjahre zurück, und ſchien bereits mit dem Geſchick ausgeſöhnt, als der höhere Drang zum Studiren heftiger als je in ihm erwachte. Gervinus holte nun, meiſt durch Selbſtſtudium, das Verſäumte nach und konnte bald darauf die Univerſität Heidelberg beziehen. Nach vollendeten Studien begegnen wir dem ehemaligen Kaufmannsdiener als Lehrer einer Erziehungsanſtalt in Frankfurt a. M., in welcher Stellung er indeß nicht lange blieb, ſondern nach Heidelberg zurückkehrte, um ſich gänzlich dem akademiſchen Lehrberuf zu widmen. Eine außerordentliche Profeſſur wurde ihm 1835 zu Theil, und ſchon im folgenden Jahre ſah er ſich als ordentlicher Profeſſor der Geſchichte und Literatur, an die Univerſität Göttingen berufen, wo er mit Dahlmann in ein inniges Freundſchaftsverhältniß trat. Seines Bleibens ſollte jedoch dort nicht lange ſein, denn als der verſtorbene Ernſt Auguſt im Jahre 1837 den hannoverſchen Thron beſtieg und das beſtehende Staatsgrundgeſetz aufhob, befand ſich Ger-

vinus unter den sieben Göttinger Professoren, welche gegen diesen Schritt protestirten, und wurde dafür durch Cabinetsordre vom 14. December 1837 seines Amts entsetzt, mit der Andeutung, binnen drei Tagen das Land zu verlassen.

Heidelberg lebte, umgab er durch das Erscheinen der „Neueren Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen" seinen Namen mit neuem Glanz. Nach seiner abermaligen Anstellung als Professor an der Universität Heidelberg (1844), nahm er an den Bestrebungen der,

G. G. Gervinus.

Schon damals hatte Gervinus seinen Ruf durch die im Jahre 1835 begonnene Herausgabe der „Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen" fest begründet, und während er von da ab, einige wissenschaftliche Reisen abgerechnet, abwechselnd in Darmstadt und

heutigen Tages sogenannten Alt-Liberalen den lebhaftesten Antheil, und war es, der durch die bekannte Heidelberger Adresse im Juli 1846 ganz Deutschland für die Sache der Schleswig-Holsteiner in Bewegung brachte. Auch das vom König v. Preußen am 3. Febr. 1847 erlassene Patent,

womit die Verfassungsgeschichte Preußens beginnt, veranlaßte ihn die Feder zu ergreifen und sich über das Ungenügende des dadurch geschaffenen Zustandes auszusprechen. Noch mehr aber, ja fast ausschließlich, nahm ihn die Tagespolitik in Anspruch, als die badischen Liberalen im Juli 1847 die „Deutsche Zeitung" gründeten, die unter seiner Leitung mit strenger Consequenz für das constitutionelle Repräsentativsystem und für eine festere einheitlichere Gestaltung des deutschen Bundesstaates kämpfte.

Um diese Zeit war Gervinus so sehr Politiker geworden, daß als die französische Februarrevolution erschütternd nach Deutschland herüber wirkte, er sich, von den Hansestädten gewählt, unter den, dem Bundestage beigegebenen Vertrauensmännern befand; auch nahm er an den Verfassungsarbeiten der Siebzehner Theil und nahm später einen Sitz im Parlamente der Paulskirche ein, aus dem er indeß schon im August 1848 trat.

Mißmuth über den Gang der Dinge und körperliches Unwohlsein bestimmten ihn gleichviel zu diesem Schritt, doch wandte er sich mit Ausgang des Jahres 1848 noch einmal mit aller Energie den öffentlichen Angelegenheiten zu, indem er in der deutschen Zeitung seine Stimme über die Verfassungsfrage vernehmen ließ. Die bald darauf eintretende Wendung der Dinge verleidete ihm die Politik so sehr, daß er dem publicistischen Wirken fast gänzlich entsagte, auch im Gegensatz zu seinen politischen Freunden, kein Vertrauen auf die durch Preußen eingeschlagene Politik, deren Ausdruck das Dreikönigsbündniß war, setzte, und sich ebenso wenig von den bekannten Verabredungen in Gotha versprach. Dessenungeachtet wurde Gervinus zu der Partei gerechnet, die man von da ab als „Gothaer" bezeichnete, doch lebte er, dem politischen Treiben so ziemlich fremd, zurückgezogen in Heidelberg, und nur der Schleswig-holsteinische Krieg (Juli 1850) sah ihn wiederum sich kraftvoll aber vergeblich für die Sache der Herzogthümer, mit der er seit Jahren sympathisirt, verwenden.

Als Gervinus alle seine Hoffnungen gescheitert sah, wandte er sich mit erneutem Eifer seinen wissenschaftlichen litterarischen Arbeiten zu, als deren vieljährige Frucht sein geistreiches Werk über „Shakespeare" in vier Bänden erschien. Von der politischen Bühne galt er dabei fast für verschollen, als plötzlich zu Anfang dieses Jahres sein Name auch hier wieder auftauchen sollte, und uns den Mann in ganz anderer Gestalt vorführte, seinen Freunden wie seinen Gegnern zur nicht geringen Ueberraschung. Wer hätte nicht von der „Einleitung in die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts" gehört, der wir hier gedenken müssen. Der Grundgedanke des Buches ist, daß der endliche Sieg der demokratischen Ideen unausbleiblich sei, und trotz der rein wissenschaftlich gehaltenen Ausführung dieses Satzes, zog es gleichwohl dem Buche in fast allen deutschen Bundesstaaten die Confiscation, und dem Verfasser in Baden einen Preßproceß zu, der, weil es sich um eine so bedeutende Persönlichkeit wie Gervinus handelte, allgemeines Aufsehen erregte. Gervinus wurde zu zwei Monate Gefängniß verurtheilt, dieses Urtheil jedoch vom Oberhofgerichte in Mannheim für nichtig erklärt, weil die auf Hochverrath lautende Anklage vor die Geschworenen gehöre, nicht aber vor das Hofgericht, das in dieser Sache ganz unbefugter Weise erkannt habe. War diese Wendung des Processes schon ganz unerwartet, so überraschte es noch mehr, als kurze Zeit darauf der Staatsanwalt ankündigte, wie er höherer Weisung zufolge die Anklage gänzlich zurückziehe, womit die Angelegenheit selbst ihre Erledigung fand.

Das, was wir als den Grundgedanken des genannten Werkes bezeichneten, ist nicht etwa neu, sondern wurde von den demokratischen Zeitschriften bereits in unendlichen Variationen durchgeführt. Neu dabei, und daher so großes Aufsehen erregend, war nur, daß ein Mann wie Gervinus, einer der hervorragendsten unter den sogenannten Gothaern, und der Erste unter den deutschen Geschichtsforschern, das Alles sagte. Das Buch selbst ist übrigens seinem Inhalte nach nur auf gebildete Kreise berechnet, und steht der größern Masse des Volkes, welche die rein wissenschaftlichen Forschungen seiner großen Denker erst in mundgerechter Weise zubereitet haben will, durchaus fern.

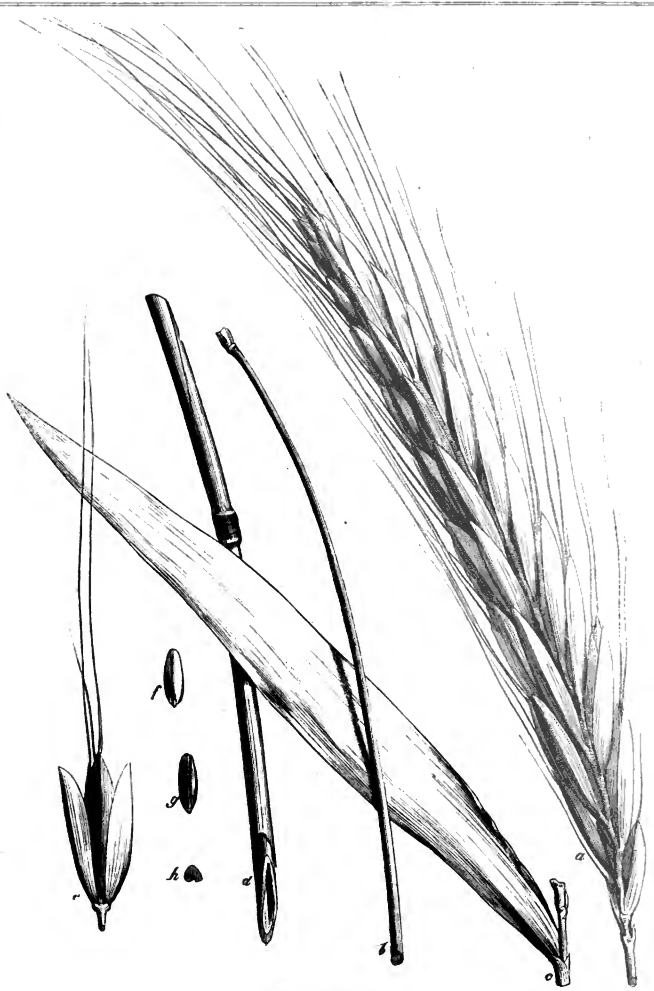
Mosenthin's Riesenkorn.

Einer der rationellen Grundsätze der Landwirthschaft ist der, daß sowohl zur Verbesserung der verschiedenen Getreidearten als zur Erhaltung derselben in einem allgemein guten Culturzustande, ein Wechsel der Arten unbedingt nothwendig ist, und in Anwendung dieses Grundsatzes hat man daher schon seit geraumer Zeit das zur Aussaat bestimmte Getreide bald aus näher, bald aus ferner gelegenen Gegenden bezogen, und dadurch im Allgemeinen einen für die Landwirthschaft sehr nützlichen Tausch der Arten herbeigeführt.

In diesem Augenblicke taucht jedoch eine ganz neue Sorte Roggen auf, über deren ursprüngliche Heimath die nähern Nachrichten noch fehlen, die wir aber gewissermaßen schon als bei uns heimisch bezeichnen können, da eine dreijährige Cultur in hiesiger Feldmark die günstigsten Resultate ergeben hat. Mosenthin's Riesenkorn, so genannt nach seinem Erbauer Mosenthin in Eutritzsch bei Leipzig, zeichnet sich vor unsern heimischen Getreideforten vor Allem durch die größere Ertragsfähigkeit und durch die Größe und Klarheit (fast Durchsichtigkeit) der Körner aus. Die beigegebene Abbildung stellt das Riesenkorn in natürlicher Größe vor:

a. eine ganze Aehre. b. der Theil des Halmes unmittelbar unter der Aehre. c. der darauf folgende Theil des Halmes mit Blatt. d. ein unterer Theil des Halmes mit Schrägschnitt. e. eine Abtheilung der Aehre (allemal drei Körner tragend). f. der Saume mit Ansicht des Nabels oder Anheftungspunctes. g. der Saume mit Ansicht der Furche. h. der Saume im Durchschnitt.

Das Riesenkorn hat, im Unterschied von unserm Getreide, breitere und längere Blätter von tiefdunkelgrüner Färbung. Der Halm (aus einem Korne entwickelu



Mosenthin's Riesenhorn.

sich deren 5 — 12, (ja man hat sogar schon 20 gezählt) wird nahe an sechs Fuß hoch, ist aber nicht ganz hohl, sondern markig, und liefert ein schönes gelbes Stroh, welches, wenig stärker als das gewöhnliche, zu landwirthschaftlichem Gebrauche sich seines Markes wegen besonders gut eignen dürfte.

Die Aehre wird mit den Grannen bis zu 13 Zoll lang, ohne dieselben 8 bis 9 Zoll. Die Blüthe, von außen fast unbemerkbar, so daß sie vom Regen weniger leidet, tritt vierzehn Tage später ein als beim hier gebauten Roggen, wessenungeachtet aber der Same beider zu gleicher Zeit reift. Der Same ist $^1/_2$ Zoll lang und, bei der Stärke von reichlich $^1/_8$ Zoll, sehr klar, fast durchsichtig.

Die Ertragfähigkeit des Riesenkorns läßt sich am deutlichsten aus folgenden Angaben ersehen: Am ersten October 1850 wurde von Herrn Mosenthin in Eutritzsch das einzig vorhandene Samenkorn in's freie Land gelegt. Es entwickelten sich aus demselben zwölf Halme, welche zusammen 409 Körner als erste Ernte ergaben. Von diesen wurden 1851 am zweiten October 370 Körner, wegen der vielen entstehenden Halme 3 Zoll von einander entfernt, gelegt, und, obgleich die Schnecken im Frühjahre 1852 einen Theil der Pflanzen vernichtet hatten, wurden gleichwohl noch 8 Pfund Samen (auf ein Pfund gehen 5000 Körner) gewonnen. Wenn auch weniger günstig im Ausfall als die erste Ernte, zeigt diese zweite doch immer noch eine hundertundzehnfache Vervielfältigung.

Da das Riesenkorn wegen der vielen aus einem einzigen Korne entstehenden Halme sehr dünn gesäet werden muß, so dürfte bei seinem reichen Ertrage der von einem Pfund gewonnene Same zur Bestellung eines sächsischen Ackers (gleich $2^1/_6$ Magdeburger Morgen) ausreichen. Uebrigens bemerken wir zum Schluß, daß das Riesenkorn nur Anspruch darauf macht, ein Wintergetreide sein zu wollen, wie es denn auch die bisherigen Erfahrungen die drei letzten Winter durch vollkommen kräftig aushaltend fanden.

Blätter und Blüthen.

St. Francisco und Californien. Gegen das Ende des Februar 1850 war die fieberhafte Aufregung der Amerikaner am höchsten gestiegen. Man sprach und träumte von Nichts als Goldminen und Californien. Selbst der einträglichste Erwerb sicherte nicht gegen die Ansteckung, und auch Henrich Herz, der berühmte Pianist, unterlag ihr. Er überließ es den untröstlichen Dilettanten der vereinigten Staaten, zu sehen, wie sie ohne ihn fertig würden, und vertraute seine Person der übeln Einrichtung und übleren Gesellschaft eines Auswandererschiffes an. Schiffe, welche Auswanderer nach Californien bringen, sind von allen ihrer Art die schlechtesten. Doctor Johnson beschreibt ein Schiff als ein „Gefängniß, in welchem man sein Leben durch Ertrinken verlieren kann"; aber diese Schiffe besonders sind Gefängnisse, in welchen der Tod durch Ertrinken, Verbungern, durch Vergiftung und Erstickung in Aussicht steht, und am Ziele der Reise lauert außerdem noch der Mord. Unser Reisender jedoch entging glücklich allen Gefahren, und die ausgestandenen Beschwerden wurden reichlich ausgeglichen durch den neuen und überraschenden Anblick, welcher sich ihm beim Einlaufen in den Hafen von St. Francisco darbot. Welch ein Wald von Masten mit den Flaggen aller Nationen der Erde, welches Treiben, welche Bewegung! Welch Gewirr von angeschifften Waaren! Welches Durcheinander von Rufen, von Sprachen, von Befehlen die sich kreuzen, von fröhlichen Gesängen und schrecklichen Flüchen! Wer nach dem vor seinen Blicken aufgehäuften Reichthum, nach der lebendigen Thätigkeit, nach dem endlosen, betäubenden Lärm schloß, hätte sich in dem Hafen von Liverpool oder mindestens von Marseille wähnen können.

Aber die Bewunderung, welche Henrich Herz im Hafen empfand, minderte sich mit jedem Schritt in die Stadt hinein. Die meisten Straßen waren ungangbar. Was man in St. Francisco eine Straße nennt, ist nichts als ein Kanal voll Schlamm, in welchem der Wanderer, wie man uns versichert, zuweilen knietief watet. Die Fußsteige, minder bequem als malerisch, bestehen aus Dielen, welche in sehr sorgloser Weise über leeren Kisten und Fässer befestigt sind. Die erste Sorge des Musikers war, eine Wohnung ausfindig zu machen, was zu St. Francisco nicht leicht ist. Die Gasthäuser waren abscheulich und über allen Begriff theuer. Nachdem er lange die Straßen durchwandert oder vielmehr durchwatet hatte, fand er endlich einen intelligenten Plebejer, welcher ihm in dem einzigen Zimmer, das er leer hatte, ein Unterkommen für sechs Dollars den Tag anbot. Es hatte freilich nicht mehr Raum als etwa ein Schilderhaus, aber dem Herrn Herz blieb keine andere Wahl. Im Grunde fühlte er sich zufrieden; war er doch der erste Pianist, welcher in diese entlegenen Gegenden vordrang. Es mußte wunderbar sein, die Wirkung der Musik auf die halbwilde Menge zu beobachten, welche vielleicht vor dem Piano auf die Kniee fiel, wie die Uramerikaner zur Zeit des Columbus beim Anblick der ersten Mondfinsterniß.

Als er da saß und diesem schmeichelnden Gedanken nachhing, ward an die Thür geklopft. Sie ging auf, und es zeigte sich ein junger Mann, dessen Aussprache, dessen schönes langes Haar hinreichend den Deutschen verrieth. Er fragte, ob er das Vergnügen habe, mit dem berühmten Henrich Herz zu sprechen, was natürlich bejaht wurde. Hätte aber der berühmte Mann ihn zum Eintreten einladen wollen, so hätte er selbst zuvor zum Fenster hinaus das Gemach räumen müssen, da es nicht Zwei faßte konnte.

„Ich komme," sagte der junge Mann mit dem schönen Haar, „Sie zu veranlassen, Ihre Wohnung zu räumen. Ich räume ein, daß das Amenblement ganz schön ist und das Hotel ein prächtiges Ansehen hat; aber man muß gegen diese Häuser in St. Francisco auf seiner Hut sein. Sie werden zu rasch gebaut; bei der Grundlegung wird zu leicht verfahren, und daher ist es nicht selten, daß Leute,

welche in der Dachstube zu Bett gehen, im Keller wieder aufwachen."

Der Musiker riß die Augen auf, dankte für den guten Rath und fragte, wo er denn eine solide Wohnung finden solle?

„Ich kam," sagte der junge Mann, „Sie zu bitten, bei mir zu wohnen."

„Sie sind also Besitzer eines Gasthofs?"

„Das nicht, Herr; ich bin ein Pianist."

„Ein Pianist!" rief Henrich, indem er zurückfuhr.

Ausländische Pianisten, welche sich in einem Lande, wie Californien, begegnen, begnügen sich nicht, wie Engländer in der Wüste, mit abgezogenem Hute an einander vorüberzugehen. Jedermann kennt die Geschichte von dem Engländer, welcher einen hohen Berg bestieg und sich den Ersten glaubte, der dieses Unternehmen vollbracht, als er aber die Hand in ein Felsenloch steckte, die Visitenkarte eines Landsmanns fand. Ungefähr eben so groß war das Erstaunen unseres Musikus, als er bereits einen Bruder Pianisten in Californien vorfand.

„Sind Sie schon lange hier gewesen?" fragte er neugierig.

„Nein, erst ein Jahr. Es waren erst zehn oder zwölf Buden da, als ich ankam. Ich fand schon einen Italiener vor, der Unterricht und Concerte gab. Aber als er eines Tages mit einem seiner Schüler, der etwas jähzorniger Gemüthsart war, in Streit gerieth, wurde er getödtet, und mir fiel sein Piano und seine Kundschaft zu. Es geht mir hier ziemlich gut. Ich habe ein Haus gekauft, und ich würde der glücklichste Mensch in der Welt sein, wenn der berühmte Henrich Herz meine bescheidene Gastlichkeit nicht verschmähen wollte."

Noch denselben Abend wohnte Henrich Herz mit seinem Collegen unter einem Dache. Jedoch, obgleich er in dem besten Zimmer des Hauses einquartiert war, konnte er nicht schlafen. Er konnte die Leichtfertigkeit beim Häuserbau, von welcher sein junger Wirth gesprochen, nicht aus dem Kopfe bringen. Er hatte ein Vorgefühl der Gefahr und bat ernstlich, daß sein Bett in einem anderen Theile des Gebäudes aufgeschlagen werden möchte. Der junge Deutsche lachte ihn aus, gab aber doch nach, und Beide stellten das Bett um. Kaum hatten sie das vollbracht, als die Seite des Hauses, in welcher Herz geschlafen hatte, wich und mit donnerndem Geräusch einstürzte. Der junge Pianist war in Verzweiflung. Herz versuchte ihn zu trösten, indem er sagte: „Thut nichts, lieber Freund! Nichts ist verloren, so lange wir ein Piano haben." Aber auch das hatte er nicht mehr. Sein einziges Instrument war unter den Trümmern begraben, ein Piano von fünf Oktaven, von denen zwei freilich keinen Ton mehr gegeben hatten; dennoch hatte es ihn in den Stand gesetzt, seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Jedoch Henrich Herz hatte glücklicher Weise zwei seiner schönsten Piano's nach St. Francisco vorausgeschickt, und mit ihnen beschloß er morgen ein Concert zu geben, von dessen Ertrag seines jungen Freundes Besitzthum wieder hergestellt werden sollte. Zu diesem Ende mußten zunächst die Piano's nach dem Theater geschafft werden.

Herz ging aus, um Vorbereitungen zu seinem Concert zu treffen. Als er an einem Kaffehaus vorüberkam, umringten ihn drei oder vier Unbekannte. Er kannte nicht einmal die Namen dieser Herren, deren Anzug mehr als nachlässig war; aber er hatte sie oft in der französischen Oper und im Café de Paris gesehen. Der Freundlichste derselben überschüttete ihn mit Artigkeiten und Dienstanerbietungen.

„Wollen Sie," sprach der Musiker, „die Güte haben, mir zu sagen, wo ich Jemand finde, der meine Piano's nach dem Theater bringt?"

„Gewiß! Niemand soll sagen, daß wir einen Landsmann in Verlegenheit gelassen hätten. Kommen Sie, Vicomte, helfen Sie mir! Wir wollen des Herrn Piano tragen. Erlauben Sie mir, Ihnen den Vicomte de Faubourg vorzustellen, einen allerliebsten jungen Mann, der seinen Freunden gern gefällig ist."

„Sie spaßen!"

„Durchaus nicht, ich versichere Sie! Nichts kann ernster gemeint sein. In Rom müssen wir thun, wie die Römer thun. Wenn Sie glauben, daß wir Beide nicht genug sind, so wollen wir auch noch den Marquis rufen."

Aber der Marquis gab keine Antwort; er war drinnen beim Billard beschäftigt, die Points zu markiren.

Eine Stunde später waren die beiden Piano's im Theater.

Herz kehrte zu seinem Wirthe zurück. „Sie haben weder Karren noch Wagen gebraucht, sondern meine Piano's getragen. Und wie viel, meinen Sie, verlangten sie für ihre Mühe?"

„Wie viel denn?"

„Dreihundert Piaster!"

„Das ist der gewöhnliche Preis."

„Den Teufel auch! Diese artigen Herren hätten mir sagen sollen, daß sie nichts als Lastträger seien."

„Man verrichtet hier jede Arbeit, um leben zu können. In Californien würdigt sich Niemand herab."

Jetzt mußten sie sich nach einem Orchester umsehen, das bald gefunden war. Es gab dort Musikanten aller Art, freilich einige mit kleinen Fehlern behaftet: der Klarinettist war blind, der das Cornet-à-Piston blies, unheilbar asthmatisch u. s. f. Diese Künstler verlangten jeder drei und vier Pfd. für den Abend; auf den Boulevards würden sie etwa zwei Sous erhalten haben. Herz, ohne auf ihre Mängel hinzudeuten, versprach, sie bei späteren Gelegenheiten zu verwenden. Er bedurfte nur ein Corps, um die Pausen zwischen den Abtheilungen auszufüllen.

Darnach forderte er seinen Wirth auf, ihn nach dem Bureau der Hauptzeitschrift zu führen, um die nöthigen Ankündigungen zu besorgen. Das fragliche Bureau befand sich in dem unteren Geschosse eines zweistöckigen Hauses. Zwei große Hunde heulten im Hofe und wurden mit Mühe von einer Negerin beschwichtigt, welche die Besucher zu einem großen, athletischen Manne führte, dem Hauptredacteur. Er trug einen gewaltigen, augenscheinlich nie von der Scheere berührten Bart, ein rothes Hemd und ungeheure Jagdstiefeln. Er schrieb, an einem Tische sitzend, einen Prügel und ein Paar Pistolen neben sich.

Der Zweck der Besucher war bald erklärt; sie wünschten das Blatt zur Ankündigung ihres Concerts zu benutzen.

„Gewiß! Die Gebühren für Anzeigen der Art betragen nur vier Dollars die Zeile."

Henrich Herz erschrack ein wenig und hätte gern ge-

wußt, was man von solchen Preisen zu Paris denken würde. Aber er warf einen Blick auf den Redacteur, auf den Prügel und die Pistolen neben ihm, zog den Beutel und zahlte die verlangte Summe.

Der Tag des Concerts kam, und schon frühzeitig war das Theater von einer unermeßlichen Menge belagert. Wilde, schlimm aussehende, seltsam gekleidete Burschen erschienen mit jedem Augenblick, Karten fordernd, und waren sehr beleidigt, wenn man ihnen Plätze zweiten Ranges zu vier Dollars statt ersten zu acht anbot. Der Kassirer hatte eine Wage vor sich. Das Publikum defilirte an ihm vorüber, und Jeder gab ihm einen Beutel von schwarzem Leder in die Hand. Er öffnete denselben, nahm eine Prise Goldstaub heraus, wog sie und verabfolgte dann die Karte.

Das Concert begann und schloß zur rechten Zeit. Der Triumph des Künstlers war vollständig, wie der Lärm und der Aufruhr bewies, der keinem Londoner Publikum Schande gemacht hätte. In den Logen erkannte Herz eine Dame, welche früher in der Rue Vivienne einen Tabaksladen gehabt, und zwei französische Putzmacherinnen, die ihr Geschäft aufgegeben hatten. Hier lebten sie auf dem größten Fuße, daß man sie für Herzoginnen hätte halten können.

Beim Schlusse des Concerts brachte der Kassirer dem Künstler einen großen, mit gelbem Staube angefüllten Teller.

„Was ist dies?" fragte er.

„Dies ist die Einnahme des Abends; es sind über zehntausend Franken."

Henrich Herz gab vierzehn Concerte in derselben Weise; Zudrang, Erfolg, Ertrag war derselbe. Er fühlte sich allmählig mit St. Francisco ausgesöhnt.

Eines Morgens, während er sich rasirte, besuchte ihn ein Herr, der sehr höflich war und ganz besonders durch die Eleganz seiner Kleidung und seines Benehmens auffiel.

„Monsieur," sagte der Unbekannte, „ich bin ersucht, Sie zu fragen, ob es Ihnen paßt, in einem Privathause zu spielen?"

„Wie, ich weiß nicht —"

„Sie brauchen jeden Abend nur eine halbe Stunde zu spielen unter Bedingungen, die Sie selbst bestimmen. Ich bin bevollmächtigt, fünf bis sechstausend Piaster monatlich zuzugestehen."

„Ihre Auftraggeber sind vermuthlich reiche Leute, welche die Musik leidenschaftlich lieben. Aber warum besuchen sie nicht lieber meine Concerte?"

„Sie geben nicht aus, sondern bleiben zu Hause und amüsiren sich mit einer andern Art von Spiel. Aber Sie wissen, selbst Karten und Würfel wird man zuletzt überdrüssig, und nichts ist angenehmer, als während der Pausen des Spiels eine hübsche Musik zu hören."

„Ich verstehe Sie vollkommen," sagte der unwillige Musiker. „Sie wünschen, ich soll in einem Spielhause spielen, um die Spieler zu unterhalten. Verlassen Sie sogleich das Zimmer, wenn Sie nicht mit all der Ehre die Sie verdienen, hinausgeleitet sein wollen."

„Sie sind zu empfindlich," murrte der Unbekannte beim Weggehen. „Wir haben Künstler vom höchsten Ruf in Californien, die nicht verschmähen, in den Kaffeehäusern, den Spielhäusern und überall, wo sie bezahlt werden, sich hören zu lassen."

Nicht willens, sich in dieser und mancher anderen Hinsicht den Gebräuchen St. Francisco's zu fügen, begab sich Henrich Herz jetzt nach dem Sacramento. Dort fand er eine prächtige Aufnahme und wurde von allen Seiten gedrängt, Concerte zu geben. Er fragte zuerst, ob sie einen Concertsaal hätten. Gegenwärtig war keiner da, aber in acht Tagen sollte einer fertig sein. Der Künstler gab den Plan und die nöthigen Anweisungen und beschloß inzwischen die Gruben zu besuchen. Er versah sich mit den Geräthen und Kleidern, die ein Goldjäger bedarf, und miethete zwei Pferde und einen Führer. Halbtodt vor Hunger und Ermüdung kam er bei den Minen an und bezahlte eine unglaubliche Summe für ein Stück schlechten Zwieback und ein Glas abscheuliches Bier. Er erhielt Erlaubniß zu graben, arbeitete wie ein Neger und bezahlte das Bischen Gold, das er fand, der Uebereinkunft gemäß, an den Besitzer der Gruben. Er kam mit der Ueberzeugung nach dem Sacramento zurück, daß für ihn die wahren Goldminen in den Tasten des Piano lägen, und fand einen hübschen, eigens für ihn erbauten Concertsaal vor, wo er eine Reihe sehr glänzender und sehr einträglicher Concerte gab.

Sein Aufenthalt in Californien war eine lange Reihe von Triumphen. Ehe er es verließ, wollte er von St. Francisco Abschied nehmen. Es war der Abend des ersten Mai und das Wetter so schön, wie man es nur denken konnte. Das Abschiedsconcert war auf den nächsten Tag angekündigt, und die Piano's waren schon nach dem Theater hingeschafft. Nachdem der Künstler dem wilden Journalisten seinen Besuch gemacht und die letzte Anzeige bezahlt hatte, ging er mit seinem jungen, schöngelockten Freunde aus.

Ganz plötzlich hören sie ein entsetzliches Geschrei; die Sturmglocke läutet, Rauchsäulen erheben sich über verschiedenen Theilen der Stadt; das Feuer greift furchtbar um sich. Das Theater ist in wenig Minuten in Asche verwandelt und mit ihm die schönen Piano's. — Während die Flammen drei Viertel der Stadt verschlangen, schlossen die Maurer und Bauweiser mit den Geschäftsleuten, statt daß sie die Zerstörung zu hemmen suchten, Contracte zur Wiedererbauung der Stadt und fertigten sie beim Scheine des Feuers auf Stempelpapier aus. Nichts kann der Kaltblütigkeit der Amerikaner bei diesem Unglück gleich; in manchen Spielbäusern wurde, wenn bereits der erste Stock in vollen Flammen stand, im dritten noch ruhig fortgespielt.

„Es ist eine Weisung des Schicksals," sagte Henrich Herz. „Was soll ich länger hier thun? Der Concertsaal verbrannt, meine Piano's verbrannt: jetzt ist's Zeit zum Abschiede!"

„Durchaus nicht," sagte der junge Deutsche. „In einigen Tagen haben wir eine neue geräumigere, regelmäßigere, schönere und festere Stadt wieder."

Aber der entmuthigte Pianist ließ sich nur herbei, seinem Abschiede ein „Auf Wiedersehen!" hinzuzufügen.

„Vergessen Sie mein Haus nicht," sagte sein junger Freund, „wenn Sie wiederkommen."

„Fürchten Sie nicht! Aber untersuchen und befestigen Sie inzwischen die linke Mauer. Ihr Haus ist nicht ganz sicher."

„Freilich wahr! Aber es ist das einzige Haus, das die Flammen verschont haben. Es ist feuerfest."

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Schnellpressendruck von Giesecke & Devrient in Leipzig.

№ 26. 1853.

Die Gartenlaube.

Familien-Blatt. — Verantwortlicher Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich ein ganzer Bogen mit Illustrationen.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter für 10 Ngr. vierteljährlich zu beziehen.

Veilchen.

Nach dem Leben.

Schluß.

Raſtloſe erhöhte Thätigkeit iſt die beſte Arznei gegen den Gram. Die beiden Brüder hatten dies vor Jahren ſchon und jetzt wieder erprobt. Mit Unruhe ſahen ſie, wie Veilchen's Auge immer trüber, ihre Wangen immer blaſſer wurden, wie ſie ſelbſt hinſiechte, und ſie berietben ſich unter einander, auf welche Weiſe das Heilmittel am leichteſten anzuwenden ſei.

„Sie ſoll das Kleider- und Putzmachen lernen," ſagte Moſes. — „Die Beſorgung des Hausweſens läßt ihr noch zu viel Zeit zum Brüten. Das wird ſie zerſtreuen und außerdem kann ſie ſich etwas verdienen, womit ſie einmal ihre Ausſtattung beſtreiten kann."

„Es iſt überhaupt gut," bemerkte Levi, „wenn ſie ein wenig unter die Menſchen kömmt. Die Mutter hat es nach ihrer Art recht gut mit ihr gemeint, daß ſie das Kind beſtändig unter ihren Fittigen hielt, aber das taugt nichts für ein junges Mädchen, wenn ſie iſt, als wäre ſie in die Welt hineingeſchneit."

„Sehr richtig. Vielleicht wäre es dann am beſten, wir ſuchten einen anſtändigen Dienſt für ſie. Bei fremden Leuten wird ſie Welt und Menſchen ſchneller und beſſer kennen lernen, als bei uns zu Hauſe."

„Könnteſt Du es denn über das Herz bringen, Dich von dem guten Kinde zu trennen?" fragte Levi mit gerührter Stimme.

„Freilich, freilich, das Herz würde mir bluten, wenn ich ſie in die kalte herzloſe Welt ſchicken müßte," erwiederte Moſes, der ebenfalls weich geworden war. — „Nur der Gedanke könnte mich tröſten, daß es zu ihrem Glücke wäre. Noch eins, lieber Levi," fuhr der ältere Bruder zögernd fort — „komme es, wie es will — mag ſie nun bei uns bleiben oder nicht — das wollen wir nicht länger verſchieben, was wir zur Begründung ihres äußeren Glückes nothwendig ſcheint — Du weißt, was ich meine."

„Ich verſtehe Dich vollkommen," fiel Levi ein. — „Du ſprichſt von ihrer Taufe. Du haſt ganz recht; als Jüdin wird ſie ſtets auf Hinderniſſe bei ihrer Lebensreiſe ſtoßen. Ueberdem iſt die Rückſicht auf unſere gute Mutter wegzufallen."

„Doch muß der Uebergang leiſe ſein. Wenn wir ihr die Binde jäh von den Augen riſſen, könnte ſie leicht mit der Achtung vor der alten Lehre auch die vor ihrer Lehrerin verlieren. Sie hat noch nicht genug Verſtand und Menſchenkenntniß, um zu wiſſen, daß man in verjährtem

Irrthume befangen doch ein vortrefflicher Mensch sein kann."

Es geschah, wie die Brüder verabredet hatten. Ganz allmälig entledigten sie sich des Zwanges, welchen sie sich im Betreff der Speisen aus Achtung vor den religiösen Vorurtheilen ihrer Mutter aufgelegt hatten. Ebenso unterließen sie gewisse andre Gebräuche, die bisher wenigstens zu Hause von ihnen beobachtet worden waren. Man ruhte nicht mehr am Sabbath, sondern am Sonntage von den Mühen der Woche. Veilchen sah das Alles mit stillem Erstaunen, doch da keiner ihrer Oheime ein Wort über diese Veränderungen verlor, schwieg sie auch und that bald wie sie.

Weihnachten kam heran. Wie oft hatte Veilchen in frühern Jahren mit leuchtenden Augen und pochendem Herzen die von Christbäumen erleuchteten Fenster der Nachbarhäuser angesehen und wohl gar ein jauchzendes Aufschreien der beschenkten Kinder mit scharfem Ohre aufgefangen, aber stets hatte ihre Freude einem bittern Gefühle Platz gemacht — was ging Christus sie an?

Mit ähnlichen Empfindungen, wenn dieselben auch nicht mehr so stark wie einst sich geltend machten, da sie über die frohen Täuschungen der Kindheit hinaus war, ging Veilchen auch jetzt am heiligen Abende aus ihrer Nähstunde nach Hause. Sie öffnete die Thüre und — o welche Ueberraschung! Inmitten der Stube stand ein Tisch und auf demselben, in einem Klotze befestigt, ein kleines Christbäumchen. Die Oheime waren mit schmunzelnden Gesichtern beschäftigt, die Wachslichtchen an demselben anzuzünden und hier und da noch ein Zuckerherz, eine vergoldete Nuß oder einen versilberten Apfel anzuhängen. Auf dem Tische vor dem Baume lagen noch allerhand Geschenke in einem Korbe. Beim Geräusche, welches das Oeffnen der Thüre verursachte, wandten sich beide Männer von ihrer eifrigen Beschäftigung ab und sahen ihre Nichte bewegungslos und mit strahlenden Augen auf der Schwelle stehen.

„Nein, da ist sie schon, das böse Kind," sagte Moses lachend. — „Wir wollten sie überraschen und sie überrascht uns. Nun komme nur her, Du kannst Dir jetzt Deinen Baum selbst anzünden." — Und er rieb sich lächelnd die Hände.

Aber Veilchen warf ihren Beutel beiseite und eilte schluchzend, weinend und lachend zu gleicher Zeit, von einem Oheim zum andern und küßte und herzte jeden von beiden tausendmal. Dem guten Levi liefen die hellen Thränen über die Wangen und seine Hand zitterte, als er die übrigen Wachslichter anbrannte.

„Nun sieh, Veilchen, was Dir der heilige Christ beschert hat," sagte Moses. — „Es ist freilich nicht viel, denn sonderbarer Weise sieht er bei der Vertheilung seiner Gaben immer den Geldbeutel der Alten an."

O diese Herrlichkeiten! Kam der heilige Christ zum ersten Male zu Veilchen, so schien er auch alles nachholen zu wollen. Da gruben die wühlenden Hände des Mädchens eine schöne Juchhaube mit Pelzverbrämung an's Licht, dann folgte ein Biberrock, ein Umschlagetuch (der heilige Christ schien die Kälte draußen auch gemerkt zu haben), eine funkelnagelneue Schürze, ein Gebund Strickstrümpfe und Garn, Rollchen mit Zwirn und Seide in allen erdenklichen Farben, eine Büchse mit Nähnadeln. Doch wer könnte die Kostbarkeiten alle herzählen? Als sie so ein Stück um das andere herausnahm und immer noch kein Ende werden wollte, schaute Veilchen bald den Korb an, bald die Oheime, und diese lachten bei jedem Griffe, den sie that, hell auf vor Vergnügen. Aber ganz unten am Boden des Korbes unter Aepfeln und Nüssen und Pfefferscheiben zeigten sich auf einmal zwei Bücher, in schwarzes Leder gebunden und mit Goldschnitt. Das Mädchen warf einen fragenden Blick auf die Männer, deren Gesichter auf einmal ganz ernst geworden waren. Moses nickte ihr zu, als wolle er sie ermuntern, nur zuzugreifen. Sie that es zögernd und hielt in den Händen — ein neues Testament und ein Gesangbuch.

Und nun begann Moses in eindringlicher Rede dem tiefbewegten Mädchen auseinander zu setzen, wie er und seine Brüder, sobald sie zur Einsicht gekommen seien, stets die Absicht gehabt hätten, die jüdische Religion, welche sie als veraltet erkannt, zu verlassen und Christen zu werden; wie sie aber stets aus Liebe zu ihrer altgläubigen Mutter den Schritt unterlassen hätten, was vielleicht unrecht gewesen wäre, denn man solle Gott mehr lieben als die Menschen; wie Veilchen's Vater nur durch seinen plötzlichen Tod gehindert worden sei, sie gleich bei ihrer Geburt taufen zu lassen, wie er beabsichtigt. Das letzte Hinderniß, die Rücksicht auf die Mutter, sei geboben, Veilchen aber zugleich ein großes und verständiges Mädchen geworden, welches selbst die Entscheidung in der Sache geben könne.

Veilchen weinte sehr, die Warnung ihrer sterbenden Großmutter fiel ihr ein; mit schwerem Herzen versprach sie zu geborchen.

„Davon kann keine Rede sein," sagte Moses. — „Gott behüte, daß ich Dir Zwang anthäte. Lerne das Christenthum kennen, wie Du das Judenthum kennst, dann prüfe und behalte das beste."

„Nun kommt," nahm Levi das Wort. — „Jetzt wollen wir Weihnachten feiern, Nüsse knacken, Aepfel schälen und Kuchen essen. Ist das nicht ein herrlicher Abend? Das Bäumchen mit seinen Lichtern erhellt nicht nur die Stube, nein auch das Herz. Kommt, seid froh in seinem Namen, dessen Fest wir feiern."

Moses traf Verabredung mit einem würdigen Geistlichen, und so hatte Veilchen dreimal die Woche Religionsstunde. Nicht lange dauerte es, so sebnte sie den Glockenschlag herbei, der sie zum Pfarrer führte, und auch dieser freute sich herzlich, wie er gestand, über seine gelehrige Schülerin. Was Moses vorausgesehen hatte, geschah: Veilchen kam selbst und erklärte ihren Entschluß, Christin werden zu wollen. Man bestimmte, sie solle an dem Confirmanden-unterricht Theil nehmen, dann getauft und zugleich mit confirmirt werden.

Am ersten Pfingstfeiertage strömte eine ungewöhnlich große Menschenmenge in die Stadtkirche, darunter viele Mädchen in weißen Kleidern und angehende Jünglinge, die sich gar stattlich in den schwarzen Fräcken ausnahmen, denn es hatte sich das Gerücht verbreitet, es werde ein schönes Judenmädchen getauft.

Veilchen, die mit ihren Oheimen, zwei Freunden derselben und einem Rathsherrn, welcher die dritte Palben-

stelle bei ihr versehen sollte, in einem Seitenstuhle saß, war während des Gottesdienstes in einer fieberhaften Aufregung. Als der Geistliche, der war ihr Lehrer im Christenthume, an das Taufbecken trat, erhob sich das Mädchen rasch, aber sogleich wich alles Blut aus ihrem Gesichte und sie mußte sich auf den Arm ihres Oheims stützen. Der verständige Pfarrer sprach nur wenige passende Worte, weil er einsah, wie angreifend das alles für ein zartes Mädchen sein müsse. Als er mit der feuchten Hand ihren Scheitel berührte, fand der schöne Täufling mit einem leisen Schrei in die Arme des ihr zunächststehenden Pathen, doch sie erholte sich sogleich wieder und die Handlung endigte ohne weitere Störung.

„Gott verdamm mich," sagte ein junger Herr, der mit zwei andern in einem Kirchstuhle stand. — „Ich gäbe gleich zehn Thaler drum, wenn sie mir in den Arm gefallen wäre, das prächtige Kind. Seht nur, wie sie die Augen so schmachtend aufschlägt; man möchte gleich des Kukuks werden. Was sagen Sie, Reichardt? Sie sind ganz Blick," wandte er sich zu einem andern, der Veilchen unverwandt ansah.

„Ruhig, Sie stören ja die Versammlung," erwiederte der Angeredete.

„Na wahrhaftig, noch geschehen Zeichen und Wunder," sagte der Erste lachend. — „Reichardt wird fromm. Von solch' einem reizenden Apostel ließe sich wohl jeder gern bekehren."

Veilchen war auf die Namen Viola Augusta getauft worden, da die Oheime sie bei ihrem alten Namen fortzunennen wünschten, beide Benennungen paßten vortrefflich für sie. War sie doch anspruchslos wie ein verschämtes süßduftendes Veilchen und doch so erhaben in ihrer Bescheidenheit. Als sie da stand, wagte sie einen scheuen Blick auf die christliche Gemeine, der sie nun auch angehörte und flüsterte: „Alle will ich sie lieben, und sie werden auch mich lieben." — Armes Veilchen!

„Aber was wandelte Dich an, Kind?" fragte Moses auf dem Heimwege.

„Als ich die nasse Hand auf dem Scheitel spürte, war es mir gerade, als schlüge eine Welle über meinem Haupte zusammen."

„Sie kennen mich wohl nicht mehr, Herr Heinemann," fragte eine ärmlich gekleidete Frau, die schüchtern grüßend eingetreten war.

Moses betrachtete sie forschend und sagte dann: „Sie kommen mir bekannt vor, aber ich kann mich nicht besinnen."

„Ja, ich habe mich verändert in den siebzehn Jahren. Ich bin ja die Hanne, die dazumal bei Ihnen gedient hat, wie — wissen Sie," — dabei fab sie Veilchen an.

„Richtig, jetzt erkenn' ich Sie wieder. Setzen Sie sich. Wie geht's, wie steht's?"

„Ich danke, nicht besonders. Ich wollte mich eben bei Ihnen nach einem Dienste erkundigen, ich habe gehört, Sie geben sich damit ab."

„Nun, wir haben immer derlei Aufträge. Wie heißen Sie denn? Noch wie sonst oder — ?

„Ich war verheirathet und heiße Käusling."

„Da könnte sie wohl die Aufwartung bei uns bekommen; ich bin obnehin mit Christeln nicht zufrieden," sagte Veilchen.

„Auch das. Da kommen Sie morgen gleich zu uns, Hanne. Wenigstens für den ersten Riß ist gesorgt."

„Ja, Sie sind immer gute Herren gewesen," erwiederte die Frau gerührt. — „Der Mensch weiß oft nicht, was er thut, sonst besänn' er sich anders. — Und das ist das Töchterchen! Ja, wie die Jahre hingehn! Es ist mir, als wär' es gestern Abend gewesen, daß Sie auf die Welt kamen, Mamsellchen. Ach, das war eine Nacht! — Mit Herrn Reichardt halten Sie wohl keine Freundschaft mehr wie ehedem?"

„Herr Reichardt ist ein steinreicher vornehmer Mann geworden, und wir arme Leute, das paßt nicht zusammen," erwiederte Moses mit einem bittern Lächeln.

Hanne murmelte etwas vor sich hin und schüttelte den Kopf leise. — „Die Frau Mutter lebt wohl schon lange nicht mehr, sie war damals schon bei Jahren?"

„Doch ist sie erst vorigen Spätherbst gestorben."

„Eine brave Frau, Gott habe sie selig; habe oft an sie gedacht. Nun da will ich so frei sein und morgen kommen, weil Sie so gütig gewesen sind." — Damit stand Hanne auf und ging.

O süßes Geheimniß verschwiegener erster Liebe! Veilchen ging so still und feierlich, so verklärt umher; eine tiefe Befriedigung sprach aus ihrem ganzen Wesen. Kam aber der Abend herbei und mit ihm die Stunde, wo sie ihren Heinrich in Hannen's kleinem Stübchen sehen sollte, dann bemächtigte sich ihrer eine fieberhafte Unruhe, die sich nur legte, wenn sie in seinen Arme ruhte. Oft fiel es ihr freilich schwer auf das Herz, daß sie ein Geheimniß vor ihren Oheimen hatte, aber stets beruhigte sie Heinrich damit, daß gerade in der Heimlichkeit ihrer Liebe deren Weihe berube. Wenn das Paar in ihrer kleinen Stube saß, stand Hanne wohl in einem dunkeln Winkel mit gefalteten Händen und pries sich im Stillen selig, daß sie die beiden jungen Leute so glücklich gemacht. Sie ging überhaupt mit einem zufriedenlächelnden Gesichte umher, als habe sie etwas recht Tüchtiges vollbracht und die Lösung einer schweren Aufgabe gefunden.

Frühling und Sommer starben lächelnd hin, denn sie sahn Veilchen glücklich; es kam der rauhe Herbst, der die Blüthen des Sommers tödtet.

Heinrich war schon einigemale nicht erschienen, Veilchen wurde immer blässer, und Hanne, selbst beunruhigt, vermochte ihr keinen Trost zu geben. In der Abenddämmerung traf ihn endlich die Aufwärterin auf der Straße. Sie sagte ihm, wie sehr sich seine Geliebte ängstige, er möge doch kommen, ihre Unruhe zu stillen.

„Ich will Ihnen was sagen, Frau Käusling," erwiederte er verdrießlich. — „Ganz offen: ich bin der Geschichte überdrüssig. Wozu soll es ferner führen? Ueberdies verlob' ich mich nächster Tage. Sie sehen ein," —

„Verloben!" unterbrach sie ihn mit erstickter Stimme. „Und Veilchen?"

Der junge Mann zuckte verlegen die Achseln. „Lieber Gott! sie ist ein liebenswürdiges, prächtiges Mädchen, ich habe sie recht gern, aber — heirathen kann ich sie doch nicht."

„Und was soll ich ihr sagen?“ fragte Hanne mit heiserer Stimme.

„Sagen Sie ihr, was ich Ihnen eben mitgetheilt habe und sie solle sich einen andern suchen. Und nun gute Nacht!“

Die Frau blieb stehen und sah dem Davoneilenden mit einem Blicke entsetzlicher Wuth und Verzweiflung nach. — Wieder betrogen! stöhnte sie. — Nun nimmt es ein Ende.

Als sie am andern Morgen ihre Dienstleistungen bei Heinemann's verrichtet hatte, sagte sie: „Ich wollte auch Lebewohl sagen; ich muß nämlich eine kleine Reise in Erbschaftssachen antreten; ich darf das nicht versäumen. Die Tochter meiner Wirthin wird die Aufwartung für mich besorgen. Bleiben Sie gesund und wohl und behalten Sie mich in gutem Andenken“

„Nun, Sie thun ja, als nähmen Sie auf ewig Abschied,“ meinte Levi.

„Ich denke, nicht auf ewig,“ erwiederte Hanne.

Veilchen, bleich wie eine Lilie, reichte ihr stumm die Hand und sah sie mit einem Blicke an, als verstände sie vollkommen, was jene meine.

Als Hanne die Thüre hinter sich schloß, schluchzte sie laut auf.

Nachmittags eilte Moses sehr verstört nach Hause. Er grüßte Veilchen leise, die nähend am Fenster saß, setzte seinen Hut hin und stellte sich an das andere Fenster. Nach einiger Zeit erst wagte er einen halben Blick auf das Mädchen zu werfen; er schien aus ihrem Anblicke Muth geschöpft zu haben.

„Veilchen,“ sagte er mit zitternder Stimme und trat einen Schritt auf sie zu. — „Ich muß von andern Leuten erfahren, daß Du liebst, und daß es der Sohn unsres“ —

Sie hatte sich bei der Anrede von der Arbeit aufgerichtet; eine glühende Röthe überzog ihre blassen Wangen; sie stieß einen Schrei aus und hielt die Hände vor das Gesicht.

„Ruhig, liebes Kind; ich mache Dir ja keinen Vorwurf. Du wußtest nichts von dem unseligen Handel, und Du hast keine Mutter, der Du Dein Herz öffnen konntest. Doch nun, da ich es einmal weiß, schenke mir auch Dein volles Vertrauen.“

Veilchen schüttelte wehmüthig den Kopf und erwiederte nichts; sie ging in ihr Nebenzimmer und brachte ihrem Oheim die alte hebräische Bibel.

Dieser schlug sie auf und blätterte. Da fand er Rosen, Nelken und Vergißmeinnicht, Liebesgaben von Heinrich, aber verwelkt! Es lagen auch Zettel und Briefe darin. Moses prüfte, las alles, aber sein Gesicht verdüsterte sich immer mehr. Er blätterte weiter. Plötzlich schrie er laut auf und sprang in die Höhe; in der Bibel lag eine Faltung Papiere.

In diesem Augenblicke trat Levi ein und betrachtete verwundert seinen Bruder.

„Kennst Du diese Papiere?“ rief ihm dieser entgegen und hielt sie in die Höhe.

„Die Empfangscheine von Reichardt!“ stammelte der andre.

„Nun, sei getrost, Veilchen!“ sagte Moses, seine Nichte umarmend, nahm alle Papiere aus der Bibel zusammen und verließ eilig das Zimmer.

Zwei Tage später wurde Moses zum Commerzienrath Reichardt beschieden. Er traf ihn als Sterbenden. Bei Heinemann's Erscheinen bedeutete er den anwesenden Notar, den Geistlichen und den Arzt ihn zu verlassen und winkte jenem.

„Sie war bei mir,“ flüsterte er Moses in's Ohr, der sich über ihn herneigte.

„Wer?“ fragte dieser.

„Nun, Ihre Hanne. Sie sagte mir, sie habe Barmherzigkeit gefunden und bedürfe nur Ihrer Verzeihung noch.“

„Hanne, meiner Verzeihung?“ wiederholte Moses verwundert.

„Sie hat mir vergeben, daß ich sie einst zum Diebstahle Ihrer Documente verlockte. Ja, ich that es, Herr Heinemann. Ich machte durch Hannen Ihre Familie unglücklich, aber sie selbst und ich wurden noch unglücklicher. Die Erscheinung der Frau hat mich recht getröstet, denn ich hoffe nun, daß Gott auch mir sich als ein gnädiger Richter erweisen und Ihre Verzeihung mir zu Theil werden wird. Nicht wahr, ich täusche mich nicht, Sie vergeben Ihrem sterbenden Feind?“

Moses war tief bewegt von dem was er vernommen. Alles ward ihm mit einemmale klar, die Möglichkeit der Entwendung, Hannen's sonderbares Benehmen in frühern Jahren wie neulich. Er reichte dem sterbenden Manne die Hand, welche derselbe dankbar zu drücken versuchte.

„Sie sind besser als mancher Christ, Herr Heinemann. O wie konnt' ich mich so schwer an Ihnen vergehn! Ich hab' es gut zu machen versucht. Sie sind mein Erbe, mein Universalerbe. Ihr liebes Mädchen dauert mich; er war ihrer Liebe nicht werth.“

„Was sagen Sie? Sprechen Sie von Ihrem Sohn?“

„Nicht mehr mein Sohn. Er hat mich verlassen, der Bube. Mein halbes Vermögen hat er mit genommen. Gott wird ihn finden und züchtigen. Und nun, edler Mann, leben Sie wohl, meine Stunde kömmt. Dank Ihnen, Sie haben sie mir leicht gemacht.“

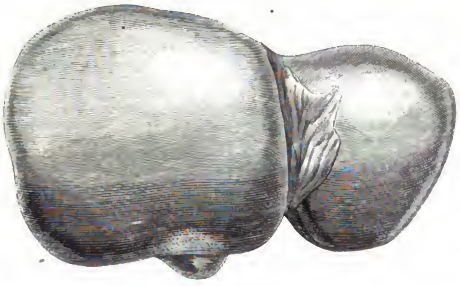
Moses drückte ihm die Hand und eilte mit schwerem Herzen nach Hause. Er fand seine Nichte bei der hebräischen Bibel sitzen. Er umarmte sie schweigend und küßte sie. Veilchen lächelte trübe und wies auf das Buch.

Wie vor siebzehn Jahren hielten die Brüder eine Todtenwacht. Auf demselben Platze wie damals ihr Vater lag heute Veilchen und das Wasser troff von ihr. Mitleidig hatte die Fluth den schönen Leib verschont und um das Haupt der Dulderin einen Kranz von Wasserpflanzen gewunden. Mit beiden Händen fest hielt sie die Bibel.

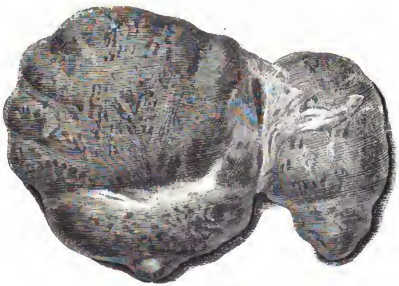
Die bucklige, verkrüppelte Frauenleber,

die Frucht des Schnürleibchens und des Unterrockes, eine Quelle des Mißmuthes, der Unzufriedenheit und der Zanksucht.

Liebe Leserin! Ich bitte Dich, wirf dieses Blatt nicht unwillig von Dir, weil dieser Aufsatz gegen einen Theil Deines Ichs gerichtet ist. Du behältst ja Dein Schnürleibchen und Deine Unterkleider, nur ändere daran ein kleines Wenig, damit Dir die Leber und mit dieser das Organ der Sanftmuth und der Lebensheiterkeit nicht verkrüpele. Ich weiß recht wohl, daß in den vielen und hitzigen Kämpfen gegen die Schnürleibchen diese stets Siegerinnen geblieben sind und daß diese immer bei den Frauen civilisirter Völker, selbst bei den alten Griechinnen und Römerinnen, beliebt waren. Auch ist gar nicht zu leugnen, daß durch die Schnürleibchen bei unserer jetzigen weiblichen Erziehung und Lebensweise einem wirklichen Bedürfnisse des schwächlichen weiblichen Körpers genügt wird. Dieser scheint einmal eine gewisse Stütze, zumal für Brust und Rückgrath zu fordern, abgesehen von den



Die gesunde Leber
ist weit größer als die verkrüppelte Leber, hat keine Furchen und Eindrücke wie diese und sieht auf ihrer glatten Oberfläche schön braunroth aus.



Die verkrüppelte Leber,
mit einer tiefen Querfurche vom Unterrockbande, und mit schräg verlaufenden Eindrücken von den durch das Schnürleibchen eingedrückten Rippen und dem Brustbeine.

Vortheilen einer Schnürbrust für die Taille und für dieses oder jenes Vorhandene oder Fehlende. Es handelt sich also zwischen uns nur um die richtige Construction und Anwendung der genannten Kleidungsstücke, weil diese bei ihrer jetzigen Gebrauchsweise einer der wichtigsten Gegenden des weiblichen Körpers, in welcher Leber, Magen und Milz geschiert liegen sollen und sich auch noch ein Theil der Lunge findet, gar zu arg mitspielen.

Diese Gegend, Oberbauchgegend genannt, zeigt in der Mitte eine Vertiefung, die Magen- oder Herzgrube, mit dem spitzen Ende (Schwertfortsatze) des Brustbeins, unter welchem der linke Leberlappen und der Magen seine Lage hat. Rechts und links von dieser Grube befindet sich eine Unterrippengegend (Hypochondrium), von denen die rechte den größten Theil der Leber, die linke einen großen Theil des Magens und die Milz birgt. Ueber diesen Organen wölbt sich das Zwerchfell in die Brusthöhle hinauf, und auf diesem ruht der breiteste Theil der Lungen, so wie das Herz. (Siehe die Abbildungen in Gartenlaube Nr. 16 S. 171 und Nr. 22 S. 233.) Wie nöthig nun die Lungen, das Herz und der Magen zum menschlichen Leben sind, haben Dich die Aufsätze in Nr. 9, 15, 17 und 21 der Gartenlaube gelehrt. Welchen Einfluß aber Leber und Milz auf das Gedeihen des Körpers haben müssen, wirst Du selbst beurtheilen können, wenn Du erfährst, daß durch diese Organe das Blut, die Quelle des Lebens, von vielen schlechten Bestandtheilen und alten Blutkörperchen gereinigt, dadurch aber frisch, munter und belebend erhalten wird. Störungen in der Leber- und Milzthätigkeit müssen das Blut demnach mit untauglichen Stoffen schwängern, träge in seinem Flusse und anstatt belebend, gerade lebensmüde machen. — Ein solches Blut ist es auch, welches zunächst das Heer von Unterleibs- und Hämorrhoidalbeschwerden, den Mißmuth und die Reizbarkeit, die Hypochondrie und Melancholie und noch viele andere Uebel erzeugt, die später noch ausführlich besprochen werden.

Die häufigste Ursache der Störungen in der Leber-, Milz- und Magenthätigkeit ist nun bei Frauen das Schnürleibchen und das Binden der Unterkleider. Das erstere preßt nämlich bei den meisten Geschnürten den untern Theil der Brust und die obere Gegend des Leibes so zusammen, daß ebensowohl die untern Rippen, wie der untere Rand des Brustkastens und das spitze Ende des Brustbeins in die Leber eingedrückt werden und diese hier tiefe, schräglaufende Furchen bekommt. Die Bänder der Unterkleider, auch wenn sie locker gebunden sind, ziehen sich dagegen quer über die Leber hinweg und erzeugen hier einen tiefen Quereindruck. So ist die arme Leber in die Kreuz und Quere geschnürt und nebenbei noch von allen Seiten zusammengequetscht. Man könnte wirklich glauben, daß das Kollern, welches so häufig im Leibe der Frauen zu hören ist, ein Mugstaßohn der gequälten Leber sei und daß deshalb, weil die Leber in ihrer Verrichtung, welche in Bereitung der Galle besteht, gestört wird, bei den Frauen die Galle so leicht in's Blut tritt, wie man im gewöhnlichen Leben zu sagen pflegt. Daß auch der Magen bei der jetzigen Frauentracht schlecht wegkommt, dafür dienen Magenkrampf, Appetitlosigkeit und allerhand Verdauungsstörungen zum Beweise, von welchen Uebeln die meisten Frauen heimgesucht werden. Der Milz geht es aber nicht besser wie der Leber, auch sie wird geschnürt und gequetscht.

Wie schafft man nun aber die Lebertortur, so wie die Magen- und Milzquälerei ab, ohne sich vom Schnürleibchen und den Unterkleidern trennen zu müssen? Nichts leichter als das. Das Schnürleibchen braucht nur an einer kleinen Stelle, und zwar dicht über den Hüften, aber blos bis zu den letzten Rippen hinauf, etwas fester zusammengeschnürt, übrigens aber locker zusammengebunden zu werden. Dadurch läßt sich eine gute Taille herstellen, die um so mehr in die Augen fällt, als Brust und Hüfte weniger zusammengepreßt sind. Von den Unterkleidern müssen aber die Bänder entfernt und dafür breite Bunde angezeigt werden, welche durch Heftel an das Schnürleibchen zu befestigen sind. Bei solcher Bekleidung, welche der Lunge ordentlich zu athmen, dem Magen gehörig zu essen, zu trinken und zu verdauen, dem Blute richtig zu fließen und sich zu reinigen erlaubt, wird nicht nur die Schönheit des Frauenkörpers wesentlich gehoben, sondern auch dem Körper gesund und dem Gemüthe heiter zu sein gestattet. Mit verkrüppelter Leber können aber unmöglich

Die Frauen flechten und weben,
Himmlische Rosen in's irdische Leben. (B.)

Spanische Reisebriefe.

Von

E. A. Roßmäßler.

V.

Alicante.

Alicante, den 2. April 1853.

Alicante — wem wässert nicht der Mund bei diesem Namen nach dem süßen Alicante-Wein! Ach wäre dies Wasser alles hier, so würde es vielleicht mehr Alicant-Wein geben. Hu! wie schrecklich Wassermangel ist, habe ich in einem Tage hier tiefer begriffen, als man sich es in einem Jahre denken kann. Und doch haben die Leute hier so gut wie um Valencia ihre Huerta, ihren Garten, wie sie die mühsam bebaute Gegend längs des Meeres nennen.

Alicante wurde mir im Schlafe gegeben, d. h. ich erwachte in meiner Koje erst durch das Stillstehen der Dampfmaschine und hatte kaum Zeit mich auszukleiden und meine sieben Sachen zum Landen zurecht zu machen. Auf dem Verdeck überraschte mich eine eben so großartige als öde

Landschaft. Stadt und Umgebung — Felsen und Ebenen — Alles hat denselben weißlich erdfahlen Ton. Die Stadt liegt etwas ansteigend, ganz wie eine maurische Stadt an dem unbedeutenden Hafen. Die dachlosen Häuser ließen mir hier mehr als in dem freundlicheren Barcelona die Straßen wie nach einem Brande erscheinen. Würde man einen Deutschen plötzlich in eine der neuen aber ziemlich engen Straßen Alicante's versetzen, er würde zweifelsohne glauben, es habe eine Feuersbrunst von allen Häusern, hoch und niedrig bunt durcheinander stehend, die Dächer verzehrt.

Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen den Eindruck beschreibe, den Stadt und Umgegend nach mehrstündigem Herumstreifen auf mich gemacht hat, tiefer, als ich je vorher irgend einen Eindruck erhalten habe.

Rechts erhebt sich neben der Stadt ein hoher steiler Felsen, den die Citadelle krönt. Er ist wie Alles von erdfahler Farbe und im buchstäblichsten, trostlosesten Sinne des Wortes kahl und todt, als wäre vor kurzem rings um ihn herum die Oberfläche abgesprengt worden. Hinter der Stadt dehnt sich eine Ebene aus, von einer Stunde Durchmesser etwa, und jenseits derselben, links bis an das Meer herantretend, wie immer an der spanischen Küste, so weit ich sie bis jetzt gesehen habe, eine Kette malerischer nackter Berge. Alles anscheinend öde und todt. Nachdem ich endlich aus den Klauen der kleinlichen Aduana erlöst war — ein Peseta (4 Ngr.) waren ein schnelles Erlösungsmittel gewesen, ich kann aber einmal einen Beamten nicht für bestechlich halten — und in der Fonda del vapor meine Sachen untergebracht hatte, lief ich hinaus, landeinwärts, um Leben, Pflanzen- und Thierleben, zu suchen. Alles was ich fand — es war sehr wenig — lechzte nach Wasser. Kleine Felder Wintergerste und Bartweizen (Triticum durum) hatten bereits verblüht und, da die Bewässerungszeit wahrscheinlich längst vorüber war, so müssen sie nun aus der Luft die nöthige Feuchtigkeit zum Reifen ihrer Körner saugen. Ich verstand die Aufschrift über dem Eingange des großen Amphitheaters zu den Stiergefechten: Entrada á la Sombra, Eingang in den Schatten! Es war die Abendseite für die Reichen. Die Armen müssen auf der Ostseite braten. Wohin ich sah — nirgends sah ich einen Tropfen süßen, trinkbaren Wassers. Alle die wenigen tiefen Brunnen, aus denen Maulthiere mit verbundenen Augen in ewigem Kreisgange mittels einer Schnecke das Wasser zum Bewässern herausholen, enthalten, wenn auch nur wenig, aber doch salzigschmeckendes ungenießbares Wasser. Ich trank nachher am Tische des englischen Consuls mattes Cisternen- also Regenwasser. Anderes giebt es in Alicante nicht! Uebrigens herrscht auch hier der Bastard von Winter und Sommer, den man hier Frühling nennt! Alle sommergrünen Bäume noch laublos — das Getreide im Verblühen; kein Insekt, keine Schnecke noch zu sehen. — Die Dattelpalme fing eben an ihre mächtigen Blüthentrauben zu entfalten. Lauter Contraste! — Aber für den Botaniker sproßte zwischen den Steinen der trocknen Hügel dennoch eine reiche Ausbeute. Es schmerzte mich, hier noch nicht, da ich übermorgen weiter nach Süden will, zum Botanisiren vorbereitet zu sein. Jede Pflanze war mir neu und interessant. Hier sah ich auch, was ich in einem früheren Briefe voraussagte, die gigantische Opuntia an ihrem Platze. Auf kahlen Felsen, neben niedlichen blühenden Kräutern, stand der Riese über mannshoch am Dache einer Hütte, die in den bröckeligen Felsen hineingewühlt war, um einigen Schutz vor der Hitze zu haben. Zu meiner Verwunderung sah ich nirgends eine Spur von der Agave.

Nach dem Mittagsessen führte mich der englische Consul, Colonel Barrie, auf sein Landgut. Ich möchte wissen, was ein deutscher Handelsherr zu dem Landgute des englischen Consuls in Alicante gesagt haben würde! Eine felsige Oede, darin einige kleine Getreidefelder von Hafer, Gerste und Weizen, einige noch niedrige Dattelpalmen, einige Feigen- und Algarrobebäume und einige Opuntien. Das war das Landgut! Als ich den Besitzer fragte, ob einige junge Opuntiapflanzen wild gewachsen oder und dann wozu gepflanzt seien, sagte er: „gepflanzt! um auf dem dürren Felsen etwas Grün zu sehen, und nebenbei der Früchte wegen."

Hätte ich es nicht von drei Personen gehört, so würde ich es jetzt nicht weiter zu erzählen wagen: es hat in Alicante seit neun Jahren nicht geregnet, ausgenommen seltene halbstündige Sprühregen!

Dennoch haben die von der Natur so stiefmütterlich behandelten Menschen einen bessern Eindruck auf mich gemacht, als die Catalonier. Sie sind mehr echte Spanier. Später, wenn ich sie näher kenne, werde ich Ihnen von denselben erzählen. Wo diese thätigen Leute Wasser hinbringen können, da entfaltet sich aber auch ein fabelhafter Pflanzenwuchs. Auf einer neu angelegten Plazuela waren die jungen Ulmen in zwei Jahren, wie bei uns in zehn gewachsen, und auf den Beeten prangte am 30. März der üppigste bunteste Blütenflor. Aber nirgends sah ich Orangen und die andern zahlreichen immergrünen Büsche Cataloniens.

Mit einem Worte: die Sonne ist machtlos ohne Wasser! Beide aber sind die verbündeten Zauberer, welche die Erde zu einem Garten machen.

Den 3. April.

Um mir eine möglichst vollständige Uebersicht über die so fremdartige Landschaft, welche Alicante mit seinen Umgebungen bildet, zu verschaffen, bin ich heute den ganzen Tag herumgelaufen. Wenn man sich an die Dürre des Bodens und die Sparsamkeit des Pflanzenwuchses gewöhnt hat, so findet man bald Geschmack an der Schönheit der großartigen Bergландschaft, in welcher die morgenländisch aussehende Stadt am Ufer des blauen Meeres liegt. Hinter der Huerta (zu Deutsch Garten) erheben sich zunächst niedrige, zum Theil mit Außenwerken gekrönte Hügel, denn Alicante ist eine Festung. Hinter diesen Vorbergen erheben sich in malerischen Umrissen bedeutende Berge in immer weiterer Ferne, bis die entferntesten als blaue Schatten halb verschwinden. Als ich mich von der Huerta de San Francisco links nach der Küste gewendet hatte, wurde ich durch einen kleinen Opuntien-Wald überrascht, denn so konnte man ihn wohl nennen. Von doppelter Mannshöhe und mit kurzen mannsdicken Stämmen bildeten die bizarren Gewächse ein undurchdringliches Dickicht. Ein solches Opuntiengebüsch macht einen wahrhaft märchenhaften Eindruck. Wehe dem, der die riesigen, eirunden Stengelglieder berührt, denn die feinen Stachelbündel dringen tief in die Haut ein und verursachen einen heftí-

gen Schmerz. Ich wollte mit einem dicken hirschledernen Handschuh ein Glied abbrechen und hatte die ganze Hand voll Stacheln, die ich nur nach langer Mühe wieder loswerden konnte. Nach einer Stunde größtentheils vergeblichen Suchens nach Insecten und Molusken sah ich mich plötzlich beim Umbiegen um eine kleine Anhöhe in einem Palmengarten. Ich zählte gegen 50 Dattelpalmen, zum Theil wohl von 40 Fuß Höhe. Ich wunderte mich, das stolze Gewächs in allen Stufen der Entwickelung zu finden. An einigen öffnete sich eben erst die Scheide, um den Blüthenbüschel heraustreten zu lassen; andere standen eben in der Blüthe und einige hatten bereits ziemlich reife Früchte. Mehr noch als die Agave und die Opuntia gemahnte mich dieser kleine Palmenhain wie unzweideutiger Süden. Der Wind strich durch die eleganten Kronen und brachte einen eigenthümlichen, nicht säuselnden oder rauschenden Ton hervor. Er war bedingt durch die starren steifen Federn der majestätischen Blätter.

Wie die Pflanzenwelt überhaupt nur in neuen, mir nicht vertrauten, Formen mir entgegentrat, so habe ich heute nach einer langen Wanderung durch das echt orientalische Labyrinth der engen und unregelmäßigen Gassen der Stadt auch die Menschen von einem durchaus südlichen Typus gefunden. Daß die höheren Stände die allgemeine französisch-europäische Kleidermode besitzen, versteht sich von selbst. Dagegen herrscht bei den mittlern und untern Classen durchaus die nationale Tracht, von der ich, wie ich schon vorher bemerkte, in einem späteren Briefe eine vergleichende Schilderung versuchen will. Auffallen ist mir die durchgehends fast häßlich zu nennende Gesichtsbildung der Frauen Alicante's. Außerordentlich häufig sah ich einen zigeunerfahlen Gesichtsschnitt, nichts was an die berühmte Schönheit der Castilianerinnen und Andalusierinnen erinnerte. An schönen Kleidern und an unbeschreiblich häßlichen alten Weibern ist Alicante reich.

Lebens- und Verkehrsbilder aus London.

Zu Briefen von einem in London lebenden Deutschen.

IV.

Londoner Nacht-Märkte.

Was man von London weiß, berichtet und lies't, ist fast Alles einseitig, nämlich von der Cityseite der Themse. Was jenseits zwischen den acht Meilen von Battersea bis Greenwich arbeitet, handelt, furchtbar und froh ist, das fabrictreude, das volksvergnügte London, wird selten gesehen und beschrieben. Wir wollen uns einmal hinüberwagen über eine der kolossalen Brücken, die in ihren Strassenverlängerungen von dem Halbkreise der Themse fast alle concentrisch zusammenlaufen. Da wo der Obelisk steht, begegnen sich nicht weniger als 6 unendlich lange, kolossale Hauptstraßen von den 6 größten Brücken her in einem Punkte, um von da aus wieder das Weite und neue Städte Londons und vielleicht endlich grüne lachende Felder und Wälder und kleine niedliche Colonien von Villen zu suchen. Unzählige Labyrinthe von Quer- und Nebenstraßen irren dazwischen hin und her, rauchiger noch und dunkler zum Theil, als die Straßen der City, aber nicht so trostlos, o nein, wenn man's trifft, heiterer, strahlender, fideler, als irgend ein Fleck der Erde; aber nicht so oberflächlich lustig, wie ein nüchterner Jahrmarkt in einer deutschen Provinzialstadt, nein humoristisch, tragisch, fidel, unerschöpflich in Handlung und Katastrophe, ein bewegliches Diorama, mit mehr Lust- und Trauerspielen in einer Nacht, als alle Theater der Welt zusammen aufführen können.

Am Tage ist es still in den meisten dieser Seitenstraßen, so still, daß man die Kinder schreien hört und die ältern wirklich Platz haben, zu spielen. Die Häuser sehen zwar auch schwarzbraun oder wie Schinken aus, die zu lange im Rauch gehangen haben, aber nicht so verschlossen und festungsartig, wie in der City und jenseits der Themse. Hier und da steht sogar ein Mädchen oder eine Frau, niedlich und einfach angezogen und mit einem Körbchen oder einem Kinde am Arme in der Thür und hat Zeit, mit der Nachbarin zu plaudern oder auf den Spaß der Vorübergehenden etwas Neckisches zu erwidern.

Doch so etwas kann man überall genießen und hat blos Werth als Vor-Bild für die Scenen, welche diese Stadttheile Abends und Nachts bieten, wo die Penny-Theater dutzendweise strahlen und die Arbeiter und Arbeiterinnen unter Zehntausenden von wunderschönen Sachen, die sie alle Stück für Stück für'n Penny eindringlich empfehlen, zu wählen haben. Der Abend ist nicht blos der liebe Morgen, die Nacht ist auch der hellste und geschäftigste Tag Londons, am Glänzendsten aber die Nacht des Sonnabends, und diese am Malerischsten jenseits der Themse.

London hat jeden Sonnabend Abend bis zum Morgen des Sonntags 16 Hauptmärkte, jeden mit mehr Umsatz, als eine ganze Frankfurter Messe. Keiner aber sieht so großartig und reich aus, als der in New-Cut, zwischen den Straßenverlängerungen der Blackfriacs- und Waterloo-Brücke. New-Cut ist die Hypothenusenstraße zu den beiden Katheten, die im Obelisk zusammenlaufen. New-Cut selbst, in ihrer Länge von $\frac{1}{2}$ Meile, verbindet nicht weniger als 16 Straßen, die alle von großen Fabriken, Brauereien und dicht bevölkerten Straßen herkommen. Diese ganze Länge und ansehnliche Breite ist Sonnabends Nachts ein dichtes, unaufhörliches, schreiendes, lichterstrahlendes Gemisch von Kauf und Verkauf, so dicht, als sollte aus der ganzen Masse ein Filz gewalkt werden. Alles ohne Marktordnung, ohne sichtbare Polizei, ohne Uniformen, ohne eine Spur von Gesetz, scheinbar die höchste Anarchie von Anarchie, und dabei ein Schauspiel für Götter. Auch hier regieren sich die Engländer selbst. Wenn Gesetze gebraucht werden, entstehen sie wie von selbst für jeden einzelnen Fall mit den allerkürzesten parlamentarischen De-

hatten zu ihrer Sanction. Die gewöhnlichen Verbrechen von Diebstahl und Betrug scheinen hier gar nicht gewöhnlich zu sein. Die Taschendiebe haben zu viel Rechtsgefühl und so viel Instinkt, daß sie da keine Taschentücher entführen, wo die Baumwolle über Seide herrscht, und da nicht des Nächsten Börse begehren, wo die Majorität der Neuee über die Guineen ihr constitutionelles Uebergewicht behaupten.

New-Gut wird zunächst Sonnabends gegen 4 Uhr nach und nach von 7—800 Hökern und Hökerinnen ganz willkürlich verbarrikadirt. Einige tragen ihr ganzes Waarenlager vor dem Bauche und drängen sich schreiend und empfehlend durch die dichtesten Haufen, ohne daß ihre Aepfel, Apfelsinen, Fische, Kastanien u. s. w. Schaden nehmen. Aeltliche, verräucherte Hökerinnen rauchen dabei auch aus einem sehr kurzen Thonstummel furchtbar starken Tabak. Die so fliegenden Waarenlager haben selten einen höhern Totalwerth als 2 bis 5 Schillinge. Die, welche feste Sitze aufschlagen auf Körben, Karren, Handwagen und resp. auf dem blanken platten Steinpflaster, sind schon aristokratischer und haben nicht selten für 5 bis 10 Pfund eingekauft, um in 24 Stunden 8 bis 20 Pfund dafür wieder einzunehmen und dafür bis zum nächsten Sonnabend sehr comfortabel zu essen und zu trinken. Diese wandernden und fixirten Verkäufer und Verkäuferinnen schienen sich nach einem geheimen Natur- und Instinctsgesetze so in das Angebot aller möglichen Bedürfnisse und Wünsche getheilt zu haben, daß von Allem etwa grade so viel Vorrath da ist, als bis zum Sonntag Vormittag mit Vortheil abgesetzt werden kann. Das Ueberflüssige geht am Besten, weil es in Nestern spottbillig verkauft wird, daß der letzte Penny nicht widerstehen kann.

Wenn schon eine Parlaments-Verhandlung über mangelnde Gelegenheit für die untern Klassen, ihr Geld anzulegen, bewies, daß die untern, arbeitenden Klassen nicht arm sind, so beweist es doch recht lebendig erst ein solcher Nachtmarkt in den Arbeiter-Vierteln. Freilich wollen wir damit die untern Klassen überhaupt nicht glücklich preisen. In der Gegend des Towers giebt es einen Nachtmarkt, der die scheußlichsten Phantasienachtstücke in der Wirklichkeit bei Weitem übertrifft. Dort liegen zerrissene Lumpen zum Verkauf aus, mit denen sich ein Mensch für 2 Schillinge vom Kopfe bis zum Fuße vollständig neu kleiden kann, Umschlagetücher für 3, Herrenoberröcke für 6 bis 10 Pence, Beinkleider für 5 bis 6 Pence, lauter Herrlichkeiten, nach denen halbnackte Jammergestalten mit gierigen Blicken starren, wie Tantalus nach den Trauben, die ihm in den Mund hängen, ohne daß eine Beere seinem lechzenden Gaumen labe.

Aber die Arbeiter-Nachtmärkte sind goldenes Leben, fetter, übermüthiger Genuß. Die Skala der ausgebotenen Waaren und das Verhältniß der Schnelligkeit ihres Verschwindens in die Körbe und Taschen der Consumenten ist ein interessanter Barometer des Wohlstandes. Außer den nothwendigen Eß- und Trinkwaaren und Bekleidungsgegenständen spielen Kuchen und Früchte, Pies (Pasteten), warme Aale, in großen Blechöfen schmorende Kartoffeln, gekochte „Eisbeine" (Schweinsknöchel), gebratene Kastanien, Würste, Kaninchen und Geflügel, allerlei Bänder und Schnuren und Putzsachen, Papier, Bleistifte, Bilderbücher, Kalender, Zeitungen, natürliche und todte Blumen, Juwelen und Schmucksachen aller Art, Kämme und Haarbürsten, prächtige Küchengeräthe, Topf-, Glas-, und Krystall-Waaren, fabelhafte Bedürfnisse für Matrosen, Guckkasten, Polichinell-Theater, ein Paar Dutzend Sorten von Leierkasten, schottische Dudelsäcke und unzählige andere Bedürfnisse des Luxus eine Hauptrolle. Schweinefoyse, Juwelen, (natürlich künstliche) und Galanteriewaaren aller Art verhalten sich aber nach einer vor mir liegenden Verhältniß-Statistik wie 50 zu 9 bis 20 zu den nothwendigen Bedürfnissen. Obenan stehen Eßwaaren, dann kommen die Juwelen für Kleidung, Haus- und Küchenschmuck, welche mit Büchern, Papier, Zeitungen und Schreibmaterialien etwa im gleichen Mengenverhältnisse stehen. Man sieht schon, daß dies keine Märkte für eine Klasse sind, die noch um das Nothwendigste zu kämpfen haben, daß die arbeitenden Klassen bereits mitten in den Strom der Cultur und der Lebensbefriedigung civilisirter Art hineingeriethen.

Diese Nachtmärkte sind in jeder Beziehung ganz freie Entfaltungen des praktischen Volkslebens. Die Verkäufer hängen von keinerlei Concession und Controle ab. Von einer polizeilichen Ordnung in Bezug auf Stand, Stellung, Ort, Größe, Klassen- und Gewerbe-Unterschied keine Spur, Alles eitle Selbstregierung, oder auf Deutsch: Anarchie.

Die Höker beiderlei Geschlechts von 5 bis 60 — 70 Jahren kommen in der Regel von 4 Uhr Nachmittags auf dem großen Concurrenz-Kampfplatze an, um sich womöglich eine recht comfortable Stelle „a pitch" auszusuchen. Ist dieses unbeschränkte Wahlrecht ausgeübt, übergiebt man den Waarenvorrath einem schmutzigen Jungen oder einem Hunde unter dem Karren zur Wahrung der Eigenthumsrechte. Die Regenschaft dieser Aufseher dauert bis 6 Uhr, dem officiellen Anfang des Markts.

Um sich nun ein Bild zu machen, muß man mit den beiden Reihen Statisten, den Häusern von New-Gut, anfangen. New-Gut ist das Gegenstück zu Regent-Street, der Straße aristokratischer Luxus-Industrie und der „Street-walkers" erster Klasse beiderlei Geschlechts. New-Gut ist von Nobilien und Immobilien-Händlern und En Gros- und Detail-Händlern, Heymann-Levi's im vergrößerten Maßstabe, Ausschänkern, Fleischern, Bäckern und Bierwirthen bewohnt. An der einen Ecke steht ein großes Theater, Großmogul der Penny-Komödienhäuser. Aus allen diesen Häusern strahlen Meere von Lichtern und die großen, offenen Hallen der Fleischer-Stockwerke hinauf mit ganzen Schweinen, Hammeln und Kälbern ausdecorirt, flackern in hundert bengalischen Flammen. Ellenlang lodern die freien Gasflammen um die fetten Fleischmassen wie feurige Zungen herum. Zu den Hunderten und Tausenden von Gaslichtern aus den Häusern kommen Hunderte und Tausende von Beleuchtungsarten auf der Straße. Jeder Karren, jede Bude, jedes Geschäftchen strahlt in solarischer, eigener Beleuchtung. Von der stolzen, „sich selbst erzeugenden Gaslampe" bis zu dem düstern Talglicht aus einer Stube oder einer schmierigen Hornlaterne ist jede Sorte von Beleuchtung aller Zeiten und Zonen vertreten. Jede Sorte von Licht- und Farbeneffect ist da, gewaltiger und reicher, als alle Lichteffecte aller Kunstausstellungen zusammen genommen, vielmehr aber solche, die nie und nirgends zu malen oder irgendwo zu sehen sind.

Diese sichtbare Geisterwelt von Lichtern und Schatten und Farben hat in der Welt nicht seines Gleichen. Ueberall würde die Menge und Masse und die schinkenfarbig glühende Nebelluft dazu fehlen. Schon allein die kleinen feurigen Drachen der Straßen-Dampfmaschinen, die Kastanien, Wurst und Kartoffeln, Braten und rothglühenden Kometenschweife aus dem Ofenloche zu senden scheinen, sind nur auf einem Londoner Nachtmarkte möglich.

Nun denke man sich das hunderttausendfach wimmelnde und schreiend wirkliche, übervolle, dichtgedrängte Leben in diese farbigen Licht- und Farbengeister hinein. Es haben sich inzwischen außer den beiden Hauptcolonnen der Buden und Stände eine Menge kleiner Neben- und Seitengäßchen gebildet. Wie frei fließendes Wasser sich bald eine Bahn und ein Bett ausspült, so sind auch hier durch die Ströme des freien Verkehrs die anarchischen Marktstände bald in Reihen und Bahnen abgeschliffen. Hier wird Einer zurück-, der Andere vorgedrängt, ohne daß man Opposition macht, da man mit Luther einsieht, daß wahre Freiheit und Nothwendigkeit identisch seien. So ist in diesem vieltausendfältigen Tumult und Geschrei doch wohl Ordnung und Gesetz, wie könnt' es sonst alle Sonnabende an unzähligen Orten sich eben so großartig, so lichter-, farben- und formenreich wiederholen und Allen Vortheil bringen? Es ist die in der Sache selbst liegende Ordnung, das „immanente" Gesetz des freien Verkehrs.

Etwa von 8 bis 11 Uhr sind Geschrei und Tumult wahrhaft erhaben, wie ein Sturm auf dem Meere, erhaben im Contraste einer Wüste, über deren tausend Meilen Sand die Stimme des Löwen brüllt, erhaben und lächerlich in einer „höheren Einheit." Tausende von Stimmen schreien immer zu gleicher Zeit ihre Waaren aus. Des Einen Text ist länger, als der des Andern. Die Schlüssel zu deren Vocalmusik übertreffen die der Musiklehre um 100 Procent. Sopran, Tenor, Alt, Baß reichen schlechterdings nicht aus, um diese Töne und Melodien wissenschaftlich zu unterscheiden. Mozart's Königin der Nacht bleibt mit ihrer berühmten höchsten Note noch im Sopran, und auch „in diesen heiligen Hallen" bleibt die Baßgeige noch in ihrer Tiefe unübertroffen. Aber hier giebt's Ultra-Sopranę, Ultramontane der Tiefe, wie Barclay'sche Porter-Tonnen und unendlich viel in Musik gesetzte Heiserkeit. Daß die meisten Ausrufe dem continentalen Ohre wie laut gewordene Hieroglyphen klingen, daß Kräben, Gänse, Hühner u. s. w. ein verständlicheres Englisch zu sprechen scheinen, als diese Marktschreier, erhöht das Interesse und macht den aufregenden Eindruck des Mystischen. Mit Buchstaben auf's Papier gebracht, sieht es ganz verständlich aus, aber in dem Munde des lebendigen Nachtmarktes ist Alles Böhmisch, Chinesisch und alles Andere, nur kein articulirtes Englisch.

Wir sind mitten im Babel. Und zu diesen musikalischen Fugen die Augenweide, wenn man sich durch die zehnfachen Ströme und Wagen der Körbe und Frauen und Arbeiter und Kinder hindurch ellbogen kann! Hier glitzert eine kleine Welt von blau gemalten Tellern, Saucieren, geschliffenen Gläsern und Flaschen und Gasglaskugeln, dort in Gelb und Blau allerhand Töpferwaaren, wovon einige Reihen alter und neuer Schuhe und Stiefeln, die auf dem Pflaster ausgebreitet stehen, sich noch etwas Abglanz borgen. Von den Stiefeln kommt du gleich in eine Kunstausstellung prächtiger Theebretter mit profanen und biblischen Geschichten bemalt, dann wieder in ein Labyrinth von Tellern und Tassen, auf denen Moses und die Propheten und Joseph's Träume und das ganze alte Testament blau angelaufen erscheinen. Selbst Madame Potiphar's Nase steht eben so blau aus, wie Joseph's Mantel. Jetzt kommt ein Wald rother Taschentücher, echt ostindisch-seidene, von 1 Schilling an, neben welchen blaustreifige Hemden im Winde flattern, darunter eine Art Ladentisch, hinter welchem muntre Jungen unaufhörlich nach Kunden schreien. Dort vor dem Thee-Laden, der in unzähligen Gasglaskugeln glänzt, theilt ein Mann gedruckte Empfehlungen aus, dankt dem Publikum für die bisherigen Gunstbezeugungen und fordert kühn alle Concurrenz heraus. An den Straßenwänden entlang vor einem Kleiderladen stehen ein halb Dutzend menschenähnliche Holzklötze mit fabelhaft dummen Taillen und bauschigen „Chesterfields" und Jacken, jeder mit einem großen Zettel auf dem Rücken: „Look at the prices!" und „observe the quality!" Das immerwährende bengalische Feuer drüben, in welchem weißschürzige, starke Helden, unverbrennlich wie Salamander, einhergehen und immerwährend schreien: „Buy! buy! buy!" illuminirt einige Tausend Pfund Fleisch, das in malerischen, fetten, roth- und weißstreifigen Stücken bis in die Belle-Etage hinaufhängt. Jetzt hält dir der fliegende Buchhändler ein Buch Papier für zwei Pence unter die Nase, von der einen Seite wirft du scharf mit Messern angefallen, Rasir-, Feder- und Taschen- und Tischmessern, während dich kleine Mädchen mit zwei oder drei Apfelsinen für 1 Penny verfolgen, bis sie von einer Menschenwoge weggerissen werden. Kaum bist du aus dieser Scylla, so fällst du in die Charybdis der Bleistifte, Stahlfederhalter, Streichhölzchen und Zündschwämme. Und was ist das für eine Gruppe an der Wand? Ein Vater, eine Mutter mit einem Kinde an der Brust und eins sich frierend in die Schürze wickelnd. Der Vater sieht mit verschämt gesenktem Blick, die Hände gefaltet und dazwischen — ein Cruefix? nein, ein Kästchen Schwefelhölzer für'n halben Penny! Sie wollen nicht betteln, sie wollen noch von einem „Geschäft" leben. Hier kaufte ich, und gab einen ganzen Penny, ohne den halben, den ich herausbekam, anzunehmen. Der Mann sah kläglich auf, bielt ihn mir wieder hin und schlug die Augen wieder nieder, als er seine ausgestreckte Hand mit dem halben Penny wieder fallen ließ. O was für eine lange Geschichte voller Ehrlichkeit und Noth lag in dieser stummen Bewegung, die Niemand bemerkte, die Niemand verstand, die im gewaltigsten Strome des Verkehrs verrann, wie Tausende, Tausende anderer in jeder Nacht. —

Dort glänzen noch große offene Hallen mit Grünkram, Rüben, Kohl, Kohlen, Kartoffeln und großen Stößen kleiner Holzbündelchen, mit denen das Steinkohlenfeuer im Kamin angemacht wird, an welchem hängend morgen das 5—10pfündige Stück Fleisch im eigenen Fette gebraten wird, damit es eine Woche lang Stoff zum Abschneiden biete.

Jetzt Platz, es windet sich ein Wagen durch das dicke Gedränge, ein Annonce-Wagen, an allen 4 Seiten mit großen Zetteln, die wunderbare Dinge verkündigen, beklebt. Oder du stößt auf einen Mann, der zwischen zwei großen Zetteln steht und von der Rück- und Vorderseite zugleich

auffordert, daß du dies oder jenes Penny-Theater nicht versäumen sollst.

Wer glücklich ist, bemerkt wohl auch die wohlfeilere Art, der Welt große Tugenden dieses und jenes Geschäfts zu verkündigen: einen außer Fassung gebrachten und nach oben gesträubten Regenschirm, ringsum mit Zetteln, zum Theil blos geschriebenen, geschmückt. Jetzt stößt man auf einen großen Guckkasten, worin man für einen halben Penny durch ein rundes Glas die Leiden Mazeppa's, die Tugenden des Seeräubers Paul Jones und die Vorzüge des Parlaments-Mitgliedes, Capitain Sibthorp, leibhaftig schauen kann. In jenem Winkel hat ein Polichinell-Spieler seinen großen Kasten aufgeschlagen, der aber mit chinesischen Schattenspielen die meisten Forthings erntet. Auch bemerkt man ganz weiß gekleidete Mohren, mit ihren Zetteln zitternd vor Kälte und mit großen Augen sehnsuchtblickend nach der tropischen Sonne Afrika's. Kaum bist du einem italienischen Saiten-Leierkasten mit der Marseillaise entflohen, begrüßen dich schon zwei andere, die jedenfalls die Marseillaise gleich wieder spielen werden, wenn sie nicht schon mitten darin sind. Fürchterlicher ist's, wenn du vor zwei schottisch-carrirten Dudelsackspfeifern vorbei mußt. Bist du musikalischer Natur, so mache, daß du fortkommst, denn jedenfalls begegnen dir doch die fünf gefärbten Mohren mit ächten Neger-Instrumenten. Geigen, Trompeten, Flöten und Clarinetten, theils einzeln, theils in Compagnie, aber nie in Harmonie, werden dich umbringen. In musikalischer Beziehung hat man sich auch vor den Penny-Theatern in Acht zu nehmen. Versteht man aber Englisch, d. h. wirklich Englisch mit den tausenderlei Wortspielen, so kann man etwas erleben! — Und um des Volkes Lust und Laune und seinen vierschrötigen Geschmack kennen zu lernen, muß man schlechterdings 50 — 60 mal in ein Penny-Theater gehen. Dort stehen die Agenten schon überall in den Thüren und schreien aus, was eben für ein Wunder geschehen werde. „Der berühmte So und So wird eben sein Lieblingslied vom „Scheerenschleifer" singen" u. s. w.

Doch genug. Aehnlich ist's jeden Sonnabend Nachts in Tottenham-Court, Leather-lane, Whiteroßstreet, Newgate, Swen Dials u. s. w. — überall derselbe hundert-tausendfache, bizige Heldenkampf, um dem Arbeiter von seinem Sonntagsessen die Pence abzugewinnen, die Hunderttausende ebenfalls brauchen, um Sonntags mehr Fleisch als gewöhnlich essen zu können. Man muß diese blendend hellen Nachtscenen wirklich sehen, um sie zu glauben. Sie haben, wie London selbst, nirgends in der Welt ihres Gleichen.

Blätter und Blüthen.

Die Ameisen als Skeletirer. Daß die Ameisen von den Körpern kleinerer todter Thiere die fleischigen Theile bis auf die Knochen abnagen, ist eine allbekannte Thatsache, nen hingegen sind die vor Kurzem von einem englischen Naturforscher gemachten Versuche, diese kleinen Thierchen ganz systematisch zum Skeletiren zu benutzen. Eine Partie Ameisen wurde nämlich in einen Kellerwinkel gebracht, und auf einer andern Stelle des Kellers eine durchlöcherte Schachtel mit dem todten Körper eines Reptils aufgestellt. Nach einiger Zeit setzten sich die Ameisen in einer langen Reihe nach der Schachtel in Bewegung und begannen ihr Werk der Zerstörung, welches sie der Engländer so oft wiederholen ließ, daß er bald gegen 100 Skelette von kleinen Säugethieren, Vögeln, Reptilien und Fischen beieinander hatte. Ueber das zu beobachtende Verfahren heißt es, daß die Körper der zu skeletirenden Thiere nicht angefault sein dürfen, indem sonst die Ameisen häufig nicht daran gehen; am liebsten gehen sie an ihre Arbeit, wenn das Thier noch frisch im Blute ist. Die gröbern Fleischtheile schneidet man vorher heraus und muß dann die Ameisen beim Abnagen des Muskelfleisches beaufsichtigen, denn wenn dieses verzehrt ist, machen sie sich sonst gern auch an die Knochenbänder, nach deren Zerstörung das Gerippe nicht mehr zusammenhält. Selbst kleine Knochen schleppen sie fort, und wenn dieselben für eine einzelne Ameise zu schwer sind, so vereinigen sich mehrere zu gemeinschaftlicher Arbeit. Ist das Gerippe hinlänglich hergestellt, so verschendt man die kleinen Skeletirer mit einem Schlage auf die Schachtel; auch kehren sie, wenn sie aus irgend einem Grunde das Benagen eines Körpers einstellten, nie wieder zu demselben zurück. Der englische Naturforscher, der diese Versuche vornahm, verband damit zugleich andere interessante Beobachtungen. So fand er, daß die Abwechselung von Tag und Nacht keinen Unterschied in den Empfindungen und Arbeiten der Ameisen hervorzubringen schien; daß sie ein begonnenes Vorhaben nie aufgaben und eher dabei zu Grunde gingen als davon abzusehen. Ihr Geruchssinn ist von bewunderungswürdiger Schärfe. Wenn man z. B. den Finger auer durch einen ihrer Wege zieht, so versammeln sich schnell eine Menge um die Stelle, untersuchen den Vorfall und senden Kundschafter nach allen Seiten hin aus. Zerdrückt man eine von ihnen mit dem Finger und entfernt sie schnell, so macht die nächstkommende alsbald an der Stelle, wo der Mord begangen wurde, halt, umkreist dieselbe forschend, verschafft sich über den Todesfall Gewißheit und theilt dann den hinter ihr kommenden Kameraden die Nachricht mit, welche sich mit unglaublicher Schnelligkeit die ganze Linie entlang fortpflanzt und sie in Verwirrung bringt. Alle schicken sich an, einen etwa in der Nähe befindlichen Feind zu verfolgen, und geraume Zeit vergeht, ehe sich der Tumult wieder legt; lange darnach noch hält aber jede Ameise nachdenkend an der Stelle an, wo der Mord vorfiel.

Erklärung.

Da der mit B. (Bock) unterzeichnete Verfasser der Aufsätze „vom Baue des menschlichen Körpers", der „Gesundheitsregeln" und der „Bausteine zu einer naturgemäßen Selbstheillehre" öfters in Folge dieser Aufsätze brieflich um ärztlichen Rath angegangen wird, so sieht sich derselbe hierdurch veranlaßt, zu erklären, daß **nur gewissenlose oder unwissende Aerzte einem Kranken ärztlichen Rath ertheilen ohne denselben besehen, befühlt, beklopft oder behorcht zu haben.** Deshalb bittet also der Vers. die Leser, ihm keine Fragen über specielle Krankheitsfälle, ohne die Gegenwart des Patienten, vorlegen zu wollen.

An unsere Leser!

Mit dieser Nummer schließt das **erste** Semester unserer Gartenlaube.

Wenn der Erfolg einer Zeitschrift für die Vortrefflichkeit derselben spricht, so dürfen wir mit einigem Stolz darauf hinweisen, daß die Gartenlaube in der kurzen Zeit ihres **sechsmonatlichen** Bestehens bereits eine Auflage von

5000 Exemplaren

erreicht hat. Redaction und Verlagshandlung glauben ihren Versprechungen mehr als getreulich nachgekommen zu sein. Zur Lieferung von wöchentlich nur einem Bogen verpflichtet, ist statt dessen vom Anfang an immer ein **viertel bis ein halber Bogen mehr** geliefert worden. Ebenso wurde kein Opfer gescheut, die Gartenlaube auch ihrem Inhalte nach zu einem unterhaltenden und belehrenden Volksblatte im würdigsten Sinne des Wortes zu machen, wobei die dem Texte beigegebenen Abbildungen nur dem Gedanken des Bedürfnisses entsprangen, indem es außer unserer Absicht lag, die Zahl der willkürlich zusammengewürfelten Bilderbücher, wozu die meisten illustrirten Blätter herabgesunken sind, noch zu vermehren.

Wenn wir einerseits überzeugt sind, den Anforderungen unserer Leser auf Unterhaltung durch kurze, einfache, von allem verschrobenen Geschmacke entfernten Erzählungen genügt zu haben, so glauben wir andererseits, daß für die Belehrung des Volkes Alles geschah, was auf diesem kleinen Raume überhaupt möglich war. Schilderungen aus dem Bereiche der Länder- und Völkerkunde wechselten mit frischen lebendigen Bildern aus dem freien England und dem mächtig wachsenden Amerika. In die **geheimnißvolle Stätte der Natur** wurde der Leser an der Hand des Professors

Emil Roßmäßler

durch seine vortrefflichen **„Briefe aus der Menschenheimath"** eingeführt, die auch für die Zukunft fortgesetzt werden. **Zur Kenntniß des Menschenkörpers** lieferte der Professor

C. E. Bock,

dessen Name hinlänglich bekannt ist, ebenso originelle als schätzenswerthe Beiträge über **Gesundheitspflege** und **naturgemäße Selbstheillehre**, die ebensowohl durch ihre schlagenden Aufstellungen, wie durch die Neuheit ihrer Principien allgemeinen und großen Anklang fanden.

Als neue Zugabe werden wir, um auch den **gewerblichen** und **industriellen** Fortschritt dem Leser vor die Augen zu führen, von nächstem Semester ab regelmäßige Mittheilungen und Abbildungen über alle neuern Erfindungen, Merkwürdigkeiten und Erscheinungen im **Gewerbsfache** und **Maschinenwesen** bringen, und haben hierzu den durch seine deßfallsigen Leistungen rühmlichst bekannten Schriftsteller

Georg Wieck,

gewonnen.

Für die **Chemie** und **Botanik** sind ebenfalls namhafte Autoren gewonnen worden.

So glauben wir wohl in Wahrheit versichern zu dürfen, daß auch für die nächste **Zukunft** weder Zeit noch Mühe noch Kosten gespart werden, unserm jungen Volksorgane den ehrenvollen Platz zu behaupten, den es sich in der kurzen Zeit seines Bestehens erobert.

Leipzig, den 27. Juni 1853.

Redaction & Verlagshandlung.

Der Preis bleibt trotz des vermehrten Textes noch immer pro. Quartal nur

10 Ngr. oder 36 Kr.

und nehmen alle Buchhandlungen und Postämter Bestellungen an.

Verlag von **Ernst Keil** in Leipzig. — Schnellpressendruck von **Giesecke & Devrient** in Leipzig.

No. 27. 1853.

Die Gartenlaube.

Familien-Blatt. — Verantwortlicher Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich ein ganzer Bogen mit Illustrationen.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 10 Ngr. zu beziehen.

An unsere Leser.

Mit dieser Nummer beginnt das zweite Semester der Gartenlaube, die sich seit ihrem sechsmonatlichen Bestehen die Gunst des Publikums in einem Umfange erworben hat, wie vielleicht kein zweites Blatt dieser Art je vorher.

Unser unablässiges Bemühen war darauf gerichtet, Unterhaltung und Belehrung in gleich ansprechender Weise zu verschmelzen. Wenn für jene eine Reihe gewählter Erzählungen und novellistischer Skizzen sorgte, so wurde für die andere dem Leser das unendliche Gebiet der Länder-, Völker- und Sittenkunde nach allen Seiten hin aufgeschlossen.

Professor Emil Roßmäßler

weihte in seinen anziehenden „Briefen aus der Menschenheimath" die Leser in das noch wenig ergründete wunderbare Walten der Natur ein. Der Professor der Anatomie

Dr. C. E. Bock,

dessen in der medicinischen Welt hinlänglich bekannter Name uns jeder Anpreisung überhebt, lieferte über Gesundheitspflege und naturgemäße Selbstheillehre Beiträge, welche durch originelle Auffassung und populärgründliche Darstellung gewiß nicht wenig zu der bisher so vernachlässigten Kenntniß des Menschenkörpers beitragen und allgemeinen Beifall ernteten.

Neben den beiden genannten Autoren sind andere tüchtige Kräfte zur Mitwirkung auf dem Gebiete der Botanik und Chemie gewonnen worden, und wird ebenso auch von jetzt ab der gewerbliche und industrielle Fortschritt den gebührenden Raum in der Gartenlaube finden, wobei es der bekannte Schriftsteller

Georg Wieck

übernommen hat, durch fortlaufende Mittheilungen und Abbildungen dem Leser alle neuen Erfindungen, Merkwürdigkeiten und Erscheinungen im Gewerbsfache und Maschinenwesen vor die Augen zu führen.

Die Redaktion.

Trotz dieser Vermehrung des Textes bleibt der Preis pro Vierteljahr
nur 10 Ngr. oder 36 Kr.

Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Die Verlagshandlung.

Die Näherin.

(Geschichte aus der „guten Gesellschaft“ Englands.)

Von **Heinrich Beta.**

„Sie haben wohl diesen Brief verloren, mein Herr!“ Diese wenigen Worte wurden mit einer so süßen, klaren Stimme gesprochen und dabei schlug sie ihre Augen so bescheiden und vornehm auf und nieder und sah so kindlich, frisch, reizend, einfach und graziös aus, daß der angeredete Herr ganz gegen englische Manier den Hut zog und ganz gegen englische Manier sich höflich verbeugte und ganz gegen englische Manier mit Herzlichkeit dankte und von der großen Güte sprach, mit der sie den Brief aufgehoben und ihm überreicht hatte. „Meinen herzlichsten, meinen verbindlichsten Dank! Mein — meine — meinen —“

„Gute Nacht, Sir!“ unterbrach sie ihn und entfernte sich mit ihrem leichten, graziösen Schritt und mit einem so kleinen Fuße, wie man ihn gewiß selten unter den Engländerinnen findet.

Der Herr starrte ihr eine zeitlang nach und rief endlich halb philosophisch, halb gefühlvoll aus: „Potz Wetter, was gibt's doch für Schönheit in der Welt! Ich wollte mein Vater hätte grade diese gewählt! Aber so glücklich bin ich nicht. Ich bin reich, muß also auch eine reiche haben und mich in den Banden „guter Gesellschaft“ von Audern verheirathen lassen wie ein Prinz. Ich besinne mich kaum auf diese Miß Clifford, mit der ich als Kind gespielt haben soll. Nun komme ich nach 15 Jahren, die ich in London, auf dem Continente und in Indien zugebracht habe, zurück, drei- und viermal verlobt und verbunden mit dieser Miß Clifford. Mein Vater will es, ihre Tante will es, mein Onkel will es, ihr Vater hat's gewollt und sich auf dem Tantenballe versprechen lassen, daß wir uns verheirathen sollen. Tausend Pfund zur Hochzeit bestimmt, 10,000 Pfund sofortige Mitgift, nach dem Tode der Tante noch 10,000. Und wie viel soll mein Vermögen betragen?“ Er schlug in dem Briefe, wie in einem Lexicon nach: „Zwei Güter, 17,000 Pfund in der Bank, wahrscheinlicher Haupterbe des Onkels — das wird hinreichen, um sich in's Parlament hineinkaufen zu können, meint mein guter Vater. Aber wenn ich mich nur nicht einmal umsonst unter diesen Baumwollen- und Stammbaum-Lords sehen möchte? Ich habe mehr von der Welt gesehen als Odysseus, der keinen einzigen Engländer hat kennen lernen. Ich kenne sie. In Indien, in Amerika, in England, überall dasselbe zähe, trockene, herzlose Gieren und Geizen nach Geld, um sich in spätern Jahren freiwillig von den Banden der „guten Gesellschaft“ einschnüren zu lassen. Ich werde jedenfalls mein Geld und mein Herz möglichst dazu benutzen, um frei zu bleiben. Gebe Gott, daß Miß Clifford einige Aehnlichkeit mit diesem Mädchen hat, das mir diese väterliche Heirathsepistel so reizend, so bedeutungsvoll widergab. Wenn ich nicht sehr irre, war ihr Kleid reine Baumwolle. Miß Clifford trug beim Thee ein grünes Sammetkleid und eine Kette mit Diamantschloß, das ihr der Onkel für 150 Guineen zum Geburtstage geschenkt. So schreibt mir der brave Vater, um mich von vorn herein verliebt zu machen. Sammet und Diamant, nehmt euch vor der Baumwolle in Acht! Doch es gilt. Ich will ihr gleich meine Aufwartung machen und zwar just in diesen Reisekleidern und unrasirt, damit ich möglichst geringe Aehnlichkeit mit jenen ersten Liebhabern zeige, die wie Modekupfer aussehen und immer sehr lächerliche Rollen spielen, da sie von Herzen und Glückseligkeit und süßen Hoffnungen sprechen und dabei an das Geld denken, womit sie sich in die gute Gesellschaft hineinkaufen wollen. Ich will auftreten, wie ein Barbar mit diesen schwarzen Handschuhen und diesem baumwollenen Regenschirm und mit diesem continentalen Schnurrbart und wie ein deutscher Student, und außerdem Gott bitten, daß Miß Clifford inzwischen etwas buckelig geworden sei.“

Mit diesem unlegischen Wunsche schloß unser Herr seine gemurmelte Unterhaltung mit sich selbst und ging festen Schrittes auf das prächtige Haus zu, in welchem Miß Clifford mit ihrer Tante wohnte. Er klingelte. Nach einiger Zeit öffnete ein feister, junger Mensch mit schneeweißen Haaren (gepudert) die Thür und musterte ihn sehr langsam von den schmutzigen Stiefeln an bis allmälig herauf zu dem Schnurrbarte.

„Von welchem Herrn kommen Sie?“ frug der junge Weißkopf schnöde.

„Ich bin selbst der Herr!“

„Sie zogen die Bedientenglocke.“

„Melden Sie mich der Madame Powell. Ist Miß Clifford zu Hause?“

„Ihre Karte, Herr!“

„Ich liebe das Kartenspiel nicht. Doch hier ist etwas Geschriebenes.“ Er gab ihm das Brief-Couvert. Der Diener las: „Edward Custis, Esq.“ und war plötzlich lauter Verbeugung und Unterwürfigkeit. Wie ein Sklave öffnete er ihm die Thür zum Besuchzimmer und sprang die Treppe hinauf.

Die Empfangsfeierlichkeiten zu beschreiben, wäre sehr langweilig, da eine Menge Fragen und Antworten rasch durch einander fahren und in ihrer Schnelligkeit zehnmal rascher vorübergehen, als vor dem Auge des geübtesten Lesers. Nur so viel, daß Leute unserm Mr. Custis schon am folgenden Tage in den Armen des Barbiers, unter dem Maße des Schneiders und Schuhmachers und in einem Eau de Cologne-Laden gesehen haben wollen. Außerdem steht actenfest, daß sein Vater am zweiten Tage nach seiner Ankunft bei Mrs. Powell schon folgenden Brief bekam:

„Mein theurer Vater!

Ich benutze den ersten Augenblick, den ich der bezaubernden Emilie Clifford abstehlen konnte, um Ihnen zu schreiben. Sie haben nicht zu viel zu ihrem Lobe gesagt. Sie ist so hinreißend schön, so fein in Benehmen und Manieren, so graziös — kurz, lieber Vater,

wozu noch Worte machen? In einigen Tagen werde ich ihr Herz und Hand bieten und auf diese Weise mein und aller unserer Verwandten Glück, die diese Verbindung alle so schnlich zu wünschen scheinen, begründen, falls sie mich ihrer werth hält, was ich nicht mehr bezweifle, seitdem sie mir mit der reizendsten Liebenswürdigkeit erlaubt hat, auch ferner meinen Schnurrbart zu tragen. Im Gegentheil, sagte sie, Du müßtest einen Schnurrbart wachsen lassen, wenn Du ihn nicht schon hättest. Prinz Albert und in Folge davon viele junge Aristokratie trägt Schnurrbärte. Uebermorgen giebt Mad. Powell große Gesellschaft. Alles meinetwegen. Ihre Tante sagt, ich würde sehen, daß sie unter den ausgesuchtesten Schönheiten der Stadt noch die schönste bleiben werde. So schön, so gut, so reich! Wie soll ich Ihnen danken für Ihre gute Wahl, lieber Vater? Durch mein ewiges Bestreben, ein braver Ehemann und Mensch zu werden. Weiter kann man's bei so vielem Gelde und Glücke wohl kaum bringen. Nächstens mehr. In herzlicher Liebe

Edward."

Edward hatte den Brief selbst zur Post getragen. Auf dem Rückwege fielen seine Augen zufällig auf einen Mädchenkopf innerhalb eines Fensters, der, emsig über weibliche Arbeit gebückt, nur etwas vom Profil sehen ließ; doch befann sich Edward schnell genug auf das reizende Gesicht, das ihm bei Ueberreichung seines verlornen Briefes so schnell und tief in die Seele gestiegen war. Er blieb gradezu vor dem Fenster stehen und sah mit vollem Gesichte hinein, ohne daran zu denken, daß eine solche Situation sehr auffallend sein mußte, zumal in einer so kleinen Stadt. Bald sah sie auf und ihn, erröthete, schien erstaunt und bückte sich noch tiefer, um weiter zu arbeiten. Er verbeugte sich verlegen und ging schneller, als es bei einem unabhängigen Gentleman Mode ist, davon.

Einige wollen behaupten, er sei an demselben Tage noch einige Male an dem Hause vorübergegangen, was vielen ehrbaren Familien in der Nachbarschaft sehr aufgefallen sei. Gewiß ist, daß an demselben Abende schon eine merkwürdige Geschichte zum Stadtgespräch ward. Nicht weit vom Hause redet Mr. Custis ein kleines Mädchen an und frägt, wer dort in dem kleinen Hause mit den schmalen Fenstern wohne. Das Kind zeigt mit den Fingern und fragt, ob er dies oder das oder jenes meine, was Mr. Custis verleitet, mit dem Finger auf das richtige hinzuweisen. Nun erzählt das Kind: Ja so, das ist Mrs. Brandon und Miß Brandon, die mir mein neues Kleid gemacht haben, und ihr Kanarienvogel ist so zahm, daß er Miß Brandon aus der Hand ißt und sie küßt und immer fortfliegt, wenn er „etwas machen will." (Man bedenke, daß es ein ganz hübsches Kind mit der arglosesten Miene sagt.) Vom verstorbenen Mr. Brandon weiß sie nichts, ist aber so gefällig, ihre erwachsene Schwester herbeizurufen und in ihrem Eifer zu sagen: Der Herr wünscht zu wissen, was Mr. Brandon gewesen ist.

„Ein Doctor ist er gewesen," erzählt die Schwester, „Doctor in den ersten Häusern und eingeladen gewesen zu den ersten Gesellschaften, bernach aber sehr lange selber krank gewesen und keine Praxis mehr und arm geworden und vergessen und endlich todt. Mrs. und Miß Brandon müssen sich nun ihr Brod durch Nähen und Schneidern sehr sauer verdienen, aber sie thun immer noch sehr vornehm und geben sich mit keinem Menschen ab, aber Miß Brandon ist sehr liebenswürdig und hat zu einem alten reichen Herrn, der sie mit nach London nehmen wollte und für Alles sorgen, gradezu Nein gesagt."

Dabei sahen alle Drei grade auf das Haus und speciell auf das Fenster, an welchem Miß Brandon saß. Mr. Custis bekam einen Schreck, dankte hastig und lief davon, als wär er ein verfolgter Dieb. Nun erzählten und fragten die beiden Mädchen nach dem fremden Herrn — und bald war es in der ganzen Straße bekannt, wer der Herr sei und was er gefragt und gesagt habe. — Miß Clifford gehörte zu den reichsten Erbinnen der Stadt und war die Perle der höchsten Gesellschaft. Der Herr, der sich nach der Schneidermamsell erkundigt, ist ein weitläufiger Verwandter und ihr „Zukünftiger." Das weiß die ganze Stadt. Noch viel mehr wissen die zahlreichen alten Jungfern, die in den Gesellschaften, Kirchen, Schulen, Missionsgesellschaften und selbst in der Politik eine wahre Landplage Englands bilden.

M. Custis schämte sich seines Benehmens und seines an den Tag gelegten Interesses für ein schönes Näherinnengesicht, als er seiner blendenden, glänzenden Zukünftigen gegenüber saß. Tante und Nichte bestürmten ihn mit Fragen, womit man ihm aufwarten könne, Kuchen, Wein, Früchten, Schweizerkäse u. s. w. Nichts, nichts, durchaus nichts, erst möchten die Damen da ihr Geschäft, worin er sie unterbrochen, vollenden.

„Nun denn helfen Sie uns vielleicht," rief Miß Emilie; „es ist eine schwere und delicate Arbeit, eine correcte Liste der Personen, welche zu unserer Abendpartie einladbar sind, zu entwerfen. Sehen Sie dieses Heer von Namen, und Tante und ich zerbrechen uns schon lange die Köpfe, da es uns vorkommt, als hätten wir Jemand vergessen. Nun vielleicht haben Sie, lieber Cousin, noch Erinnerungen aus Ihrer Kindheit von unserer kleinen Stadt und der großen Welt darin. Zu viel haben wir Keinen, das weiß Tante am Besten."

„Ja," antwortete die Tante, „man kann sich nicht mit Jedermann befassen und doch möchte man auch nicht gerne Jemand beleidigen. Es drängen sich aber jetzt zu viel unter die Aristokratie, so daß man sehr streng sein muß."

„Je nun, ich denke, das kann uns wenig kümmern, wer sich unter die Aristokratie drängt," versetzte Custis, indem er that, als studirte er die Liste.

„Wir müssen aristokratisch sein, lieber Cousin," sagte Miß Clifford mit vornehmer Leichtigkeit; „wir müssen es um so mehr, da wir keine Titel haben, die das gemeine Volk von selbst abhalten."

„Das gemeine Volk?" fragte Edward mit spöttischem Lächeln.

„Ich meine nicht eigentlich gemeines Volk; das kommt allerdings nicht; aber ich meine die Niemands und Habenichtse, die — aber wie komisch, daß ich meinem theuern Cousin erklären will, was ich meine. Ich schmeichelte mir," setzte sie mit einem brillanten

Lächeln hinzu, „von meinem lieben Cousin in jeder Beziehung verstanden zu werden.“

„Die schönsten Räthsel lassen sich am schwersten lösen,“ entgegnete der „Zukünftige“ mit erzwungener Artigkeit; „aber ich sehe, daß die werthen Damen doch nicht so streng sind, als sie vorgaben. Brillirt hier doch Peter Leverell nebst Frau und Tochter. Ist das derselbe, dessen Schuhe ich immer schief trat, so daß mein Vater bei einem andern Schuhmacher arbeiten ließ?“

„Ein Schuhmacher auf unserer Liste?“ lachte Miß Emilie. „Verehrter Herr Vetter, Sie haben Pech mit ihrem Witze.“

„Gibt es zwei Peter Leverell's hier?“

„Es ist derselbe, lieber Vetter, aber ein Anderer geworden.“

„Unmenschlich reich!“ sagte die Tante.

„Uebermenschlich reich, reich in des Wortes schönster Bedeutung,“ setzte Emilie hinzu, das einsilbige dämonische Wort mit einer Art von Andacht betonend.

„Er gibt die glänzendsten Gesellschaften,“ bekräftigte die Tante.

„Er hat die prächtigste Equipage in der Stadt,“ setzte Emilie hinzu.

„So, so!“ erwiederte der Zukünftige trocken; „er hat jedenfalls in Schuhwerk nach Australien gemacht. Das hat ihn denn geadelt. Sein Stammbaum beginnt jedenfalls mit einer brav gegerbten Ochsenhaut. Er hat doch einen Sitz im Oberhause?“

Tante und Cousine lachten voller Bewunderung über den glänzenden Witz und der weitläufige Cousin schien die Liste sorgfältig weiter zu mustern. Plötzlich rief er aus: „Was, Sie haben einen der besten Namen ausgelassen?“

„Besten Namen? Ausgelassen?“ frug die Tante mit lächelndem Vorwurf.

„Bitte, lassen Sie doch hören!“ rief Emilie eifrig. „Wir möchten um Alles in der Welt keinen Namen von Rang auslassen.“

„Doctor Brandon nebst Familie,“ sagte der Zukünftige, indem er beide Damen ruhig und fest ansah.

„Doctor Brandon ist seit sechs Jahren todt,“ antwortete die Tante mit einem seligen Lächeln über ihr Bewußtsein, daß sie keinen Mann von Rang ausgelassen habe.

„Er starb in großem Elend,“ sagte Emilie. „Seine Familie ist ganz heruntergekommen.“

„Gekommen, wohin?“

„Wie liebenswürdig simpel Sie sich doch stellen können!“ lachte Emilie. „Wie reizend müssen Sie sein, wenn Sie Ihr Licht leuchten lassen.“

„Soll ich es leuchten lassen? Vorerst erinnere ich mich, daß Doctor Brandon einer der besten Aerzte und seine Frau eine der reizendsten Zierden der Gesellschaft war. Auch habe ich zufällig ihre Tochter kennen gelernt d. h. gesehen, und ich würde mich sehr freuen, wenn ich in dem Kranze der schönsten Mädchenblumen, die wir hier sehen sollen, auch dieses Veilchen bemerkte.“

„Veilchen kennen gelernt? O sieh da, Tante! Haben Sie noch mehr Blumen in Ihrer Botanisirkapsel?“

„Die Brandon's gehen nicht in Gesellschaft,“ unterbrach sie die Tante.

„Warum nicht?“

„Ja nun, weil sie nicht eingeladen werden,“ lachte Emilie auf eine Weise, die ihrer glänzend schönen Gesichtsform einen beinahe widerlichen Ausdruck gab.

„Und warum werden sie nicht eingeladen?“

„Sie sind bettelarm, lieber Freund,“ entgegnete die Tante.

„Ist Mrs. Brandon nicht mehr dieselbe in Calico wie einst in Seide?“

„Nein, durchaus nicht,“ fiel Emilie trotzig ein. „Sie ist gesunken und ihre Tochter dazu; sehr gesunken. Sie haben einen Lebenswandel begonnen, der sie für immer von der guten Gesellschaft ausschließt.“

„Wa—as?“ fuhr der Zukünftige beinahe erschreckt auf. „O, das thut mir sehr leid. Bitte um Verzeihung. Hätte ich das geahnt! — Ich dachte, es seien Personen von untadelhaftem Charakter.“

„Sie mißverstehen mich, lieber Cousin, wahrscheinlich wieder absichtlich. Ich habe nichts gegen ihren Charakter gesagt, ich wollte nur andeuten, daß sie — schneidern, schneidern für Geld.“

„Aus reiner Geldgier hoffentlich, um sich eine Equipage anzuschaffen oder mit einem Vermögen von 40,000 Pfund zu sterben.“

„Um nicht zu verhungern, lieber Cousin, so arm sind sie. Und wenn Mr. Custis wieder Damen kennen lernen will, so denke ich, er wird besser thun, mehr in den Kreisen zu bleiben, wo er zu Hause ist.“ —

Der Zukünftige sah die Sprecherin scharf an, welche nun über den Sinn ihrer Worte erröthete, sich aber sofort zu resolviren wußte und mit leichtem Scherze fortfuhr: „Sie gehören unter die gute Gesellschaft, mein gestrenger Herr Vetter, und müssen Ihren Republikanismus und Atheismus ablegen.“

(Schluß folgt.)

Die Vorgänge in China.

Im fernen Ostasien bereiten sich Ereignisse vor, die in ihren Folgen für jetzt gar nicht zu berechnen sind. Das unermeßliche China, ein Reich, das mit den tributpflichtigen Staaten einen Flächenraum umfaßt, der über 90,000 Quadratmeilen größer ist als Europa, und das gegen vierthalbhundert Millionen Einwohner zählt, ist in diesem Augenblicke der Schauplatz eines Kampfes, der wahrscheinlich schon in der nächsten Zeit sein Ende erreichen, und nicht nur eine vollständige Umwälzung im Innern herbeiführen, sondern auch die bisherige isolirte Stellung des chinesischen Volkes aufheben und dasselbe mit der Kultur und Civilisation

Nanking.

der westlichen Welt in nähere, ja engere Berührung bringen dürfte.

So viel wir von der Geschichte China's wissen, reicht dieselbe Jahrtausende über unsere Zeitrechnung hinaus, und Jahrtausende hindurch, ja bis auf die neuesten Zeiten hin, blieb China unberührt von allen Einflüssen europäischer Bildung und behielt die Formen, in welche das staatliche Leben von frühester Zeit eingezwängt war, unverändert bei. Jedenfalls lag es in der Politik der chinesischen Herrscher, ihre Völker auf das Strengste von allem Verkehr mit fremden Völkern abzusperren, und die ungeheuere Ausdehnung des Reiches, die hohen unzugänglichen Gebirge, sowie die weiten Steppen und das stürmische Meer, welche die Grenzen China's bilden, trugen wesentlich dazu bei, diese Politik leicht durchzusetzen; auch haben der Stolz und Eigendünkel der Chinesen, die sich für das gebildetste Volk der Welt halten und auf alle übrigen Völker mit Verachtung herabsehen, dem Abschließungssystem bedeutenden Vorschub geleistet und die Annahme fremder Einrichtungen und Kunstfertigkeiten verhindert.

Unter den eigentlichen chinesischen Dynastien, deren letzte, die Ming-Dynastie, vor zweihundert Jahren in Folge eines inneren Aufruhrs durch die, aus dem Norden herbeigerufenen Mandschu gestürzt wurde, ward dies Absperrungssystem nicht immer streng gehandhabt, und schon im ersten Viertel des sechszehnten Jahrhunderts traten die Portugiesen und Spanier mit den Chinesen in Verkehr, und unter der jetzt noch regierenden Mandschu-Dynastie, die sich Too-tsing, d. h. die sehr reine nennt und seit 1644 auf dem Drachensitze des himmlischen Reichs thront, wurden die ersten Handelsverbindungen mit Rußland angeknüpft, die bis auf diese Stunde fortbestehen. Bald darauf gelang es auch den Franzosen und Engländern, in gleiche Verhältnisse zu China zu treten, ja sogar sich in Kanton festzusetzen.

Von dieser Zeit an begann die Thätigkeit englischer und französischer Missionäre für die Verbreitung des Christenthums in China, doch konnten sie, wenn gleich schon lange vor ihnen besonders die Jesuiten in derselben Richtung gewirkt hatten, um so weniger wesentliche Resultate erzielen, da die, unter dem zweiten Herrscher der Mandschu-Dynastie den Christen zugestandene freie Ausübung ihrer Religion von dem nächsten Nachfolger desselben zurückgenommen ward. An die Stelle der Duldung trat bald eine harte Verfolgung der Christen, auch das locker gewordene Absperrungssystem wurde wieder strenger beobachtet, ja immer schärfer und schärfer durchgeführt, je kräftiger sich die britische Macht in Indien entwickelte. Es scheint, daß der jetzt regierende Kaiser — vorausgesetzt, daß er in diesem Augenblicke noch seinen Sitz im Palaste zu Peking hat — der 1820 zur Herrschaft gelangte, geahnt haben mag, daß von den immer mächtiger werdenden „rothhaarigen Barbaren," wie der chinesische Staatsstyl die Engländer nennt, dem Reiche der Mitte Unheil drohen werde; denn er ließ die einmal bestehenden Verkehrsverhältnisse nach Möglichkeit einschränken, trieb 1828 alle katholischen Missionäre aus Peking und verbot auf das Strengste den Umgang mit den Fremden. Dies Verfahren, dann aber auch die Aufhebung des Monopols der englisch-ostindischen Kompagnie, wodurch der Handel der Engländer nach China einen ganz andern Charakter annahm, führten vorzugsweise in Kanton zu allerlei Händeln, die schon im Juli 1834 so bedenklich wurden, daß die chinesischen Behörden allen Verkehr mit den Engländern anhoben. Es traten nun zwar momentane Ausgleichungen ein, jedoch brachte der, von den Engländern mit Eifer betriebene, höchst verheerende Schmuggelhandel mit Opium eine solche Erbitterung bei der chinesischen Regierung hervor, daß sie den Verbrauch des Opiums bei den schrecklichsten Strafen untersagte, ja sogar die Auslieferung alles auf englischen Schiffen und in Magazinen befindlichen Opiums verlangte, um so auf einen Schlag den Handel mit dieser „Teufelswaare" zu vernichten. In Folge dieses Verfahrens brach der Krieg zwischen England und China aus, der nach wiederholten blutigen Niederlagen der chinesischen Land- und Seemacht im Jahre 1842 mit dem Frieden von Nanking endigte, die Eröffnung von fünf chinesischen Häfen und Zulassung von Konsuln in denselben herbeiführte und die Engländer in den Besitz der Insel Hongkong setzte.

Dieser Friede ist ein weltgeschichtliches Ereigniß; er brach das chinesische Absperrungssystem und öffnete die bis dahin so gut wie unbekannte Ostwelt Asiens dem Einflusse europäischer Kultur um so mehr, da die Siege, welche die Engländer in verhältnißmäßig kurzer Zeit, mit an sich nur geringen Kräften und unter ganz unbedeutenden Verlusten über den Sohn des Himmels davon trugen, aller Welt verriethen, auf wie schwachen Füßen die Macht des so gewaltigen Reiches stehe.

Daß der Ausgang des Kampfes mit den Engländern auch im Innern des eigentlichen China, eines Landstriches, der mindestens fünfmal so groß ist, wie Deutschland, außerordentliche Bewegungen hervorgerufen habe, darüber hatte man lange Zeit hindurch keine bestimmte Nachrichten. Man hörte wohl bald nach dem Frieden von Nanking, daß sich in den südwestlichen Provinzen gewisse Reformbestrebungen kund gäben, daß sich eine mächtige Partei erhoben habe, welche sich bemühe, überall geheime Gesellschaften zu stiften und mittelst dieser das Volk gegen die verhaßte Mandschu-Dynastie aufzuwiegeln, und daß ein Nachkomme der vor zweihundert Jahren vertriebenen Ming-Dynastie von allen Seiten her Unzufriedene an sich zu ziehen suche und entschlossen sei, sein gutes Recht auf den Thron in Peking mit den Waffen geltend zu machen und dem chinesischen Volke, das von fremden Tyrannen niedergedrückt werde, eine bessere, ruhmreichere Zukunft zu eröffnen. Nachrichten dieser Art wiederholten sich von Zeit zu Zeit, fanden aber, da sie zu sehr den Charakter von Gerüchten an sich trugen, wenig Glauben, bis man endlich in englischen Blättern von einer Verschwörung las, die in Kanton im Jahre 1848 entdeckt und an den Theilnehmern, deren man habhaft werden konnte, auf das Grausamste bestraft wurde. Man erfuhr nun, daß ein Dreieinigkeits-Bund bestehe, der mit andern geheimen Gesellschaften den engsten Verkehr unterhalte, daß dieser Bund bereits eine bedeutende Streitmacht habe, und daß die Ermordung

des kaiserlichen Statthalters in Kanton das Signal zum allgemeinen Aufstande hätte sein sollen.

Dieser allgemeine Aufstand der Ming-Leute, wie sich die gegen die Mandschu-Dynastie Verschworenen nennen, erfolgte zwar nicht, aber eben so wenig gelang es der Regierung, die ihr gefährliche Bewegung zu unterdrücken, vielmehr griff dieselbe in den südwestlichen Provinzen immer mehr um sich, dehnte sich über die nördlichen und östlichen Lande aus und verpflanzte sich an die Küsten, die nun von Seeräubern im Laufe des Jahres 1849 so unsicher gemacht wurden, daß der Handel gänzlich in's Stocken gerieth und die Engländer zu Hülfe gerufen werden mußten, denen es freilich in kurzer Zeit gelang, die Piraten unschädlich zu machen. Indessen schon im Jahre 1850 begann der Kampf der Ming-Leute in verschiedenen Provinzen mit solcher Entschiedenheit und so glänzenden Erfolgen, daß schon im Mai desselben Jahres der Himmelssohn auf dem Drachensitze in Peking in Erlassen an das Volk seinem Zorn über die Rebellen Luft machte, sich bitter über seine Generale und Beamten beklagte, dem Volke die großen Summen vorrechnete, die er auf Unterdrückung des Aufstandes bereits verwendet, und unter Verheißung seiner Gnade dasselbe zu den außerordentlichsten Anstrengungen aufforderte. Diese kaiserlichen Appellationen an das Volk hatten den erwarteten Erfolg nicht, die Rebellen erfochten Siege auf Siege und befanden sich schon im September des genannten Jahres in so großem Vortheile über die kaiserlichen Truppen, daß ihr Führer Tiente (der große Himmelssohn), der sich auch zuweilen Tai-ping (der große Friedensfürst) nennt, sich zum Kaiser ansrief.

Tiente, der Kaiser und Heerführer der Ming-Leute, stammt, wie er selbst sagt, in gerader Linie von der im Jahre 1644 durch die Mandschu vertriebenen Ming-Dynastie, deren Mitglieder, trotz der zweihundertjährigen Herrschaft der Usurpatoren, sich diesen niemals unterworfen und nie eine Gunst von ihnen verlangt. Er selbst habe stets im Verborgenen gelebt, bis ihm die Tyrannei der Tartaren nicht mehr Ruhe gelassen; darauf habe er sich entschlossen, mit seinen Kriegern den Kampf zu beginnen, die Tsing-Dynastie zu stürzen, den alten Glanz des Reichs zu erneuern und allgemeinen Frieden herzustellen. Mit diesem großen staatlichen Zwecke verfolgt Tiente aber auch einen religiösen, und das ist das bei weitem Wichtigste in dem Auftreten dieses chinesischen Helden.

Die Proklamationen, worin sich die religiösen Ansichten Tiente's aussprechen, lassen, wenn sie wirklich mehr sind als Mittel zum Zweck, kaum noch einen Zweifel daran, daß die Ming-Leute wie ihr Führer längst dem Christenthume angehören, und daß, wenn Tiente siegt und die Reformen, welche er in politischer wie religiöser Beziehung verheißt, wirklich zur Ausführung bringt, eine ganz neue Zeit über China anbrechen werde. Tiente fordert zur gänzlichen Ausrottung des Buddha- und Tao-Glaubens, zur Vernichtung der Priester dieser Lehren, so wie zur Zerstörung aller Götzentempel auf und erklärt selbst die dem Tode verfallen, die zum Bau der Götzentempel beigetragen haben. Er verehrt den „großen Gott, den himmlischen Vater, der in sechs Tagen Himmel und Erde geschaffen, das Land und das Meer, die Menschen und die Dinge;“ er nennt diesen großen Gott einen „geistigen Vater, allwissend, allmächtig und allgegenwärtig, dessen große Macht alle Völker unter dem Himmel erkennen.“ Nach diesem Bekenntnisse heißt es in der Proklamation weiter: „Indem wir die Urkunden vergangener Zeiten verfolgen, finden wir, daß seit der Schöpfung der Welt der große Gott zu verschiedenen Malen sein Mißvergnügen kund gethan hat, und wie kommt es, daß Ihr davon Nichts wisset?“ Zuerst offenbarte der große Gott seinen Zorn, indem er durch 40 Tage und 40 Nächte einen gewaltigen Regen herabsandte und dadurch die Fluth erzeugte. Bei einer zweiten Gelegenheit zeigte er sein Mißvergnügen und kam herab, um Israel aus den Händen der Aegypter zu retten. Bei einer dritten Gelegenheit zeigte er seine Majestät, als die Verkörperung des Retters der Welt, des Herrn Je-su, geschah im Lande Judäa, und er duldete für die Erlösung des Menschengeschlechts. Auch in spätern Zeiten hat der große Gott seine Entrüstung offenbart und im Jahre Ting-yu (1837) sandte er einen himmlischen Boten* mit dem Auftrage, die Schaaren des bösen Feindes zu vernichten. Weiter hat er den himmlischen König** gesandt, die Zügel der Regierung zu ergreifen und das Volk zu retten.“

Man sieht aus dieser Proklamation, daß der Führer der Ming-Leute mit den Lehren des alten und neuen Testaments vertraut ist, und daß er dies offen ausspricht, beweist hinlänglich, daß seine Anhänger denselben Ansichten huldigen. Erkennt man nun hierin deutlich, wie groß bereits der Einfluß der europäischen Völker, die seit einem Decennium mit China verkehren, geworden ist, so geht auch aus der Organisation der Streitmacht Tiente's hervor, daß er sich mit europäischer Taktik und Kriegführung genau bekannt gemacht hat und eben deshalb den kaiserlichen Truppen in jeder Weise überlegen ist. Während der Jahre 1851 und 1852 sind die Ming-Leute in allen Gefechten Sieger geblieben und haben, sobald sie eine Provinz eingenommen, auch dort sofort die Einrichtungen getroffen, die ihr Führer verheißen und für die Wohlfahrt des Volkes für nöthig hält. Aus der südwestlichen Spitze des Reiches ist der Aufstand nach und nach bis zum Nordosten vorgedrungen, und im März dieses Jahres hat sich der Himmelssohn in Peking so tief herabgelassen müssen, die Hülfe der Vertreter von England, Frankreich, Nordamerika und Hamburg anzusprechen. Eine direkte Einmischung der Europäer ist nicht erfolgt, vielmehr haben sich dieselben nur darauf beschränkt, das Eigenthum europäischer Kaufleute zu beschützen, was aber nicht einmal nöthig sein dürfte, da die Ming-Leute so vorsichtig sind, die Interessen des Fremden nicht zu verletzen. Dem weiteren Vordringen der Kriegs-

* Dies deutet ohne Zweifel auf den bekannten Missionär Gützlaff, der vierundzwanzig Jahre hindurch mit rastloser Thätigkeit für die Verbreitung des Christenthums in China wirkte, und der auch mit Tiente in enger Verbindung gestanden haben soll.

** So nennt sich Tiente selbst.

macht Tiente's ist von Seiten der Engländer und Nordamerikaner kein Hinderniß in den Weg gelegt worden, und so ist es denn geschehen, was der Kaiser in Peking um jeden Preis aufhalten wollte: Nanking nämlich, die zweite Hauptstadt des Reichs, ist, wie die neuesten Nachrichten melden, von den Ming-Leuten erobert worden, und damit dürfte der Sturz der Mandschu-Dynastie entschieden sein. Der Weg nach Peking steht den Siegern offen, und nur zu bald wird man lesen, daß Tiente „den Drachenfuß gereinigt" habe. — Was geschehen werde, wenn der Sprößling der Ming-Dynastie diese wieder hergestellt, steht zu erwarten; indessen ist nach dem, was bereits geschah, anzunehmen, daß China den europäischen Völkern vollständig geöffnet und damit dem Unternehmungsgeiste der westlichen Welt ein weites Feld für geistige und materielle Thätigkeit werde geboten werden.

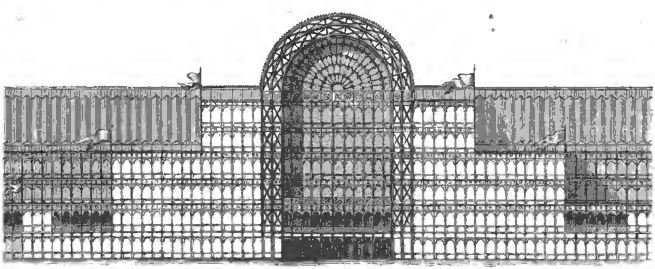
Aus der Gewerbswelt.

Mitgetheilt von **Friedrich Georg Wieck**.

I.

Der Glaspalast in Sydenham.

Im grünen Hydepark zu London stand im Jahre 1851 ein ungeheurer Palast von Eisen und Glas, in dem die Industrie ein großes Fest feierte. Aus allen Enden und Orten der Welt kamen ihre Unterthanen herbei und breiteten die reichen Erzeugnisse ihres Kunstfleißes vor den staunenden Augen aus.



Die hohe Königin von England, an der Hand ihres Gemahls, des Prinzen Albert, umgeben von den Großen ihres Reichs weihte diese Ausstellung ein.

Man sprach in der ganzen Welt von nichts Anderm, als von der großen Industrieausstellung in London und von dem wunderbaren Krystallpalast mit seinen hunderttausend Säulen, seinem hohen Glasbogendach, unter dem die höchsten Ulmen grünten, und von seinem langen Mittelgange, dessen Ende sich in blaue Ferne verlor — —.

Dieser Krystallpalast ist verschwunden! Man findet seine Stelle nicht mehr. Die Dandy's und die ritterlichen Engländerinnen auf ihren schönen Pferden und hübschen Jokay's hinterdrein, jagen über den Plan, wo er stand. Die Schafe grasen darauf, Hunde und Jungen treiben sich darauf umher. Es ist wieder der alte Hydepark!

Aber der Krystallpalast ist nur in Hydepark untergegangen, um wie ein Phönix — nicht aus seiner Asche, sondern in seinen Säulen, Trägern, mit seinem gläsernen Dache — in Sydenham wieder verschönert aufzustehen.

Man baut fleißig und bald wird man von seiner Vollendung hören! Sydenham ist ein Ort, der sich etwa 6 englische Meilen ($1^1/_4$ deutsche) von London aus an dem höchsten Punkte des Gebelzes von Dulwich hinzieht. Dort baut man auf einem Raum von 3000 Fuß auf seiner längsten Seite, und einem Gebiete von 300 engl. Ackern den Krystallpalast wieder auf und umgibt ihn mit den reizendsten Parkanlagen.

Dies geschieht durch Vermittlung einer Aktiengesellschaft, die damit den Zweck verfolgt, eine Halle für Erfindungen, zur Ausstellung von Modellen und gehenden Maschinen, einen Völkerbazar oder eine Weltmesse zu verwirklichen. Daneben wird in einem großartigen, bewundrungswürdigen Maßstabe Belehrung mit Unterhaltung zu verbinden gesucht, und zu dem Ende dem Glaspalaste eine Einrichtung gegeben, wie sie nur eines Dichters Phantasie zu ertraümen, Umsicht und Erfahrung zusammenzustellen, die Schöpferkraft des Gelehrten und des Künstlers zu beleben und auszuschmücken vermag. —

In einem folgenden Artikel werden wir, mit einem Grundriß des Gebäudes in der Hand, über jene Einrichtung ausführlichere Nachweisungen geben, während wir uns heute beschränken, oben im Bilde den mittleren, gegen den Garten gekehrten Theil der Façade zu versinnlichen.

Die Bodenfläche des Bauplatzes, wie die des ganzen Raumes ist gegen den Garten abfallend — die Höhe wird durch den Palast bekrönt. — Die Abdachung dieser Höhe beträgt 200 Fuß. Auf diesem anmuthigen Hange wird der Park angelegt. In Folge der ziemlich schroffen Abdachung ist nun an der, dem Parke zugewendeten Façade ein Erdgeschoß neu hinzugekommen. Ohnstreitig wird dadurch das Gebäude selbst verschönert. Es wird höher im Verhältniß zur Länge. Diese beträgt nur noch 1650 Fuß, daher 240 weniger als der Palast in Hydepark. Dahingegen ist das mittlere Querschiff, das man auf unserem Bilde sieht, um 44 Fuß höher als der Transept: demnach 494 Fuß hoch. Die Weite ist 470 Fuß. Die Seitenquerschiffe, je eins zu jeder Seite des mittleren Querschiffs, erhalten eine Höhe von 150 Fuß bei einer Tiefe von 72 Fuß. Mit einem Blicke läßt sich das Gebäude übersehen, was mit dem in Hydepark, aus dem es sich entwickelt hat, nicht der Fall war, demnach die Gesammtwirkung geschwächt wurde.

Die geschilderten Querschiffe treten über die Hauptlinie des ganzen Gebäudes hervor. Dort, wo deren Dächer das Dach des Hauptschiffs durchschneiden, treten thurmartige Aufbaue hinzu. Dadurch entsteht eine bewegtere Gliederung der ganzen Baustellung.

Anstatt des flachen Furchen-Glasdachs des früheren Längeschiffs erhält das neue Länge- oder Hauptschiff ein Bogendach von Glas, dessen spiegelnde Scheiben in Verbindung mit denen der senkrechten Fenster in Sonne, blauer Luft und frischem Grün einen zauberischen Anblick gewähren werden.

Nach Mittheilung von Friedrich Förster in Wien sind die mit dem Innern des Gebäudes getroffenen Veränderungen von wesentlicher Bedeutung. Der künstlerische Eindruck wird durch ihre Gesammtwirkung ungemein verstärkt werden. Beim älteren Baue wechselten blos Säulen und Streben gleichförmig ab, und standen da in schnurgrader Fronte wie ein Regiment Soldaten. Dem neuen Plane ist hingegen die Anordnung zu Grunde gelegt worden: daß in Abständen von 72 Fuß ein paar 24 Fuß von einander entfernte Säulen um 8 Fuß in das Hauptschiff vortreten. Von diesen Säulen gehen gebogene eiserne Streben mit Gitterwerk gegen die Längenbalken des Dachs, so daß Pfeilergruppen gebildet werden, wie sie im Spitzbogenbau vorkommen. Thürme an den Enden des Gebäudes werden innerlich mit Wendeltreppen versehen. Von den Zinnen herab wird man des herrlichsten Anblicks auf den Park, die reiche Umgegend und London genießen. 40 Acker von der Parkfläche zunächst vor dem Palast werden im italienischen Geschmack angelegt, und geht weiter entfernt dann die Anlage in den englischen Garten- oder eigentlichen Parkstyl über. Die königl. Gärten in Versailles unweit Paris, werden von dem Sydenham-Volksgarten in Schatten gestellt werden. Die Springbrunnen werden zusammengenommen nahezu fünfmal so groß als die von Versailles. Dieselben erhalten ihr Wasser unmittelbar aus den Behältern zu beiden Seiten des Hauptgebäudes auf Thürmen 256 Fuß hoch. Dampfmaschinen von fast 4000 Pferdekräften heben die Wasser. Diese bilden zuerst glitzernde Sturzbäche und schäumende Exgüsse; vereinigen sich dann, um hohe Wasserfälle zu bilden, deren Gewässer in hohen Strahlen wieder emporsprudeln und endlich in zwei ungeheuren 480fachen Wassergarben, deren mittelster Büschel bis 200 Fuß Höhe getrieben wird, man könnte fast behaupten sich bis in die Wolken verlieren.

So sind wir denn bereit in's Innere des Palastes zu treten, was in unserem nächsten Artikel geschehen soll. —

Wanderungen durch die Sternenwelt.

Von Ferdinand Stolle.

Der Fixsternhimmel.

(Erster Artikel.)

Fürchte nicht, mein Leser, daß ich Dich mit einer langen wissenschaftlichen Abhandlung über Astronomie behelligen werde. Ich kann mich blos darauf beschränken, Dich mit einigen Resultaten, welche die Wissenschaft, namentlich in neuerer Zeit auf dem Gebiete der Sternkunde gewonnen hat, bekannt zu machen. Nicht um tiefere Wissenschaftlichkeit, die mannigfache Kenntniß voraussetzt, sondern um möglichste Deutlichkeit und Anschaulichkeit soll mir es zu thun sein.

Lieber Leser, wenn Du in einer tiefdunkeln Sternennacht zum Himmelsdom emporschautest und der wunderbare Glanz des Firmaments in seiner erhabenen

Stille zu Dir herniederleuchtete, so ist vielleicht zuweilen in Dir die Frage aufgestanden: Wie viel mögen das wohl Sterne sein, die ich mit bloßem Auge sehe? Du hast vielleicht sogar einmal den Versuch gemacht, eine Anzahl zu zählen, bist aber bei der übergroßen Anzahl bald davon zurückgekommen. Und gleichwohl ist Deine Frage nicht unschwer zu beantworten. Wer von Gott mit einem recht scharfen Auge gesegnet ist, der erblickt in unsern Breitegraden, wenn die Nacht vollkommen dunkel und die Luft möglichst rein und klar ist, etwa zweitausendfünfhundert unterscheidbare Sterne.

Diese sämmtlichen Sterne sind nun von den Astronomen, je nach ihrem größern oder geringern Lichtglanze, in verschiedene Classen oder Größen eingetheilt worden. So stellt der berühmte Archelauber in Bonn, und zwar für das ganze Himmelsgewölbe, von dem wir bekanntlich stets nur die eine Hälfte zu sehen bekommen, folgende Berechnung auf: Es leuchten am Himmel von

Erster Größe 20 Sterne, **Vierter** Größe 425 Sterne,
Zweiter Größe 65 Sterne, **Fünfter** Größe 1100 Sterne,
Dritter Größe 190 Sterne, **Sechster** Größe 3200 Sterne.

Diese sechs Classen der unter den günstigsten Verhältnissen dem unbewaffneten Auge sichtbaren Sterne würde eine Anzahl von 5000 ergeben. Nimmt man die Hälfte davon, die auf unsre Himmelshalbkugel kommen, so erhält man die oben angegebene Zahl von 2500.

Dies wären denn die dem bloßen Auge sichtbaren Sterne. Aber mit ihnen ist der Reichthum der Sternenwelt lange nicht abgeschlossen. Nehmen wir ein Fernrohr zur Hand, das uns die Sterne der siebenten Größe — und die Astronomen zählen bis zur 15. und 16. Größe — erkennen läßt, so vermehrt sich die Anzahl der Sterne sofort um 43,000. Die Sterne der achten Größe bereichern den Himmel um 40,000; die der neunten Größe um 142,000 und so fort. Welch' Sternengewimmel, welche Pracht, welcher Reichthum der Schöpfung! Ja, wer Gelegenheit und das Glück haben könnte, durch einen der großen Riesenteleskope, wie solche namentlich in England anzutreffen, zu schauen, der würde den uns sichtbaren Theil der Milchstraße in etwa achtzehn Millionen unterscheidbare Sterne aufzulösen vermögen.

Seit es der neuern Astronomie gelungen, vermöge ihrer Instrumente von außerordentlichster Tragweite selbst eine Anzahl der seit Jahrtausenden dem menschlichen Auge verschleierten Nebelflecke in Sternenstückchen abzuklären, erscheint der Reichthum der Fixsternenwelt geradezu unermeßlich. Nach einer mathematischen Wahrscheinlichkeitsrechnung schätzen die Astronomen die Anzahl sämmtlicher Sterne am ganzen Himmel auf 273 Millionen. Und wo ist selbst hier die Grenze!

Die verschiedenen astronomischen Sternverzeichnisse führen 25,000, 50,000, ja 75,000 einzelne Sterne auf, die alle sorgfältig beobachtet und deren Stand am Himmel mit außerordentlicher Genauigkeit bestimmt worden ist. Wie weit es überhaupt die Astronomie in der Haarschärfe ihrer Beobachtungen heutzutage gebracht hat, davon will ich später erzählen. Diese sorgfältigen Sternenverzeichnisse reichen also weit über die Anzahl der uns mit bloßem Auge sichtbaren Sterne hinauf. Man kann also getrost behaupten, daß kein Stern am Himmel steht, und wenn er uns als noch so unbedeutendes Fünkchen erschiene, der nicht der genauesten Beobachtung und der gewissenhaftesten Berechnung unterlegen hätte.

Der Reichthum der Sternenwelt erscheint uns von unserm dunkeln Erdensandkörnchen aus nicht ganz gleich vertheilt. Wir erblicken sowohl mit bloßem Auge, als hauptsächlich durch die Teleskope sternenarme und auch wieder sehr sternenreiche Gegenden. So stehen in der Gegend des prachtvollen Sternbildes Orion auf einem Raume von etwa 30 Vollmondlängen und 4 Vollmondbreiten Fünfzigtausend unterscheidbare Sterne. Am Sehfelde des zwanzigfüßigen Spiegelteleskopes des großen Astronomen William Herschel* zogen — in der Nähe der Milchstraße — binnen 41 Minuten etwa 258,000 unterscheidbare Sterne vorüber.

Alle dem bloßen Auge unsichtbare und nur durch die Fernröhre erkennbare Sterne werden teleskopische Sterne genannt. Kehren wir eine zeitlang zu den nichtteleskopischen, wie wir sie Abends mit unbewaffnetem Auge erblicken, zurück.

Bereits im grauen Alterthume theilte man diese Sterne in Gruppen oder Sternbilder, denen man großentheils die Namen von Helden und Thieren, in neuerer Zeit sogar von nützlichen physikalischen Instrumenten wie: Herschel's Teleskop, Electrisirmaschine, Kompas, Buchdruckerwerkstätte u. s. w. beilegte. Man darf aber nicht glauben, daß die betreffenden Sternbilder in ihrer Sterngruppirung auch nur eine entfernte Aehnlichkeit mit dem Gegenstande haben, dessen Namen sie tragen. Höchstens könnte das Kreuz des Südens, dessen glanzvolle Sterne der Gestalt eines Kreuzes ähneln und die drei hellen in gerader Linie neben einander stehenden Sterne im Orion, die unter dem Namen des Jacobstabes bekannt sind, eine Ausnahme machen. Die bekannten sieben Sterne, welche unsern Himmelswagen bilden, sind kein Sternbild für sich, sondern nur der vierte Theil des Sternbildes des großen Bären. Die Benennung der Sternbilder der Alten hing auf das Innigste mit ihren Helden- und Göttersagen zusammen. Diese Sterngruppen, die in den verschiedenen Jahreszeiten regelmäßig ihre geordneten Bahnen wandeln, waren den uralten Völkern ein untrüglicher himmlischer Kalender; dem Hirten, Ackerbauer, Jäger und Seefahrer ein sicherer Wegweiser. Bei Beschreibung des Zodiakus oder himmlischen Thierkreises in einem spätern Artikel, werde ich ausführlicher hierauf zurückkommen. Heutzutage bekümmert sich die Wissenschaft der Astronomie wenig mehr um die Sternbilder. Sie zieht ein Netz von geometrischen Linien über das Himmelsgewölbe und kann darnach weit sicherer den Standpunkt eines Sternes bestimmen, als mit Hülfe der abenteuerlichen Gestalten von Menschen, Thieren und Geräthschaften. Daher

* Noch jetzt glänzt der Name Herschel leuchtend in der astronomischen Welt. Es ist John Herschel, der ebenbürtige Sohn des großen William, dem wir die großen Entdeckungen am Südhimmel verdanken.

findet man auch auf neuern Sternkarten diese Sternbilder ganz und gar weggelassen und die zu einem solchen Bilde gehörigen Sterne durch eine einfache Linie umgrenzt. Auf einigen Karten fehlt selbst letztere und man findet blos die Sterne und die Linien der himmlischen Meridiane und Breitegrade verzeichnet. Ich muß mich hier so verständlich wie möglich machen. So wie nämlich der Geograph weit genauer die Lage einer Stadt bestimmt, wenn er ihre geographische Länge und Breite angibt — und was geographische Länge und Breite ist, weiß jeder Schulknabe — als wenn er blos das Land oder die Provinz oder den Bezirk nennt, in welchem sie liegt; eben um so sicherer gebt der Astronom, wenn er anstatt zu sagen, der Stern liegt in diesem oder jenem Sternbilde, lieber sagt: der Stern liegt unter, dem oder dem himmlischen Länge- und Breitegrade. Der Astronom drückt das nur etwas anders aus. Er sagt nicht Längegrad, sondern nennt es die Gradaufsteigung oder rectascensio; auch sagt er nicht Breitegrad, sondern Abweichung oder declinatio. Wie es aber auf unsern Landkarten nördliche und südliche Breitegrade gibt, ebenso gibt es auf den Himmelskarten nördliche und südliche Abweichung oder nördliche und südliche declinatio. Wenn Du daher, mein Leser, am Rande der Sternkarten die lateinischen Buchstaben R. A. und D. findest, so bedeuten sie die Worte Rectascensio und Declinatio und bezeichnen die himmlischen Länge- und Breitegrade.

Was nun die Bezeichnung der Einzelsterne anbetrifft, so haben die der ersten und zweiten Größe, wie auch eine kleine Anzahl der dritten und vierten ihre besondern Namen, die fast größtentheils der arabischen Sprache entnommen sind, da sich eine geraume Zeit in früheren Jahrhunderten die astronomische Wissenschaft unter den Arabern einer hohen Blüthe erfreute. Allerdings sind im Laufe der Jahrhunderte diese Namen sehr verstümmelt worden, so daß man aus verschiedenen Namen die ursprüngliche Bedeutung kaum herausfindet. Im Vorbeigehen sei hier bemerkt, daß alle sieben Sterne unsers Himmelswagen arabische Namen haben, und daß diese Sterne nicht zu allen Zeiten und bei allen Völkern den Namen „der Wagen" führten. Im Königreiche Aegypten hießen diese Sterne die sieben Dreschochsen und in noch frühern Zeiten waren sie den Indiern unter dem Namen der Todtenbahre und der drei Klageweiber bekannt. Uebrigens fährt dieser himmlische Wagen nicht wie es die Wagen auf Erden thun, vorwärts, sondern er wird rückwärts geschoben, die Deichsel hinterdrein, alle vierundzwanzig Stunden um den berühmten Polarstern herum, dessen interessante Bekanntschaft wir später zu machen Gelegenheit haben werden.

Wie bezeichnet man aber nun die Sterne, die keine besondern Namen haben? Hier bedient man sich des griechischen Alphabets; der hellste Stern jedes Sternbildes heißt jedesmal α (alpha), der minderhelle β (beta) u. s. f. Reicht das griechische Alphabet nicht aus, nimmt man das lateinische zu Hülfe. Bei manchen Sternverzeichnissen und Sternkarten sieht man von der Buchstabenbezeichnung ganz ab und zählt einfach von Eins an bis in die Tausende.

Das wären die nothdürftigsten Bemerkungen über die Zahl, Eintheilung und Bezeichnung der Fixsterne.

Man würde indeß sehr irren, wenn man nach dem hellern oder schwächern Glanze dieser Sterne auf ihre Größe und Entfernung schließen wollte. Ein kleines, dem unbewaffneten Auge völlig unbekanntes Sternensünkchen kann eine größere Sonne sein als der Sirius, welcher als prachtvollster Fixstern am Himmel funkelt; Sternleins von zehnter, zwölfter Größe können uns näher stehen als die strahlenden Gestirne des Orion. Bei der schärfsten Vergrößerung unserer Fernröhre wachsen die Fixsterne nicht wie die Planeten zu kleinen Scheiben an, sie bleiben dieselben Lichtpunkte; nur daß sie klarer aus dem Abgrunde der Welten herüberschauen.

Wie ist aber ein Lichtpunkt, wo Anfang und Ende zusammenfällt, zu messen, zu berechnen, seine Entfernung zu bestimmen? Und gleichwohl ist es den neuern Entdeckungen der Astronomie, dem Forschergeiste, der Beobachtungsgabe und dem Scharfsinne der Priester dieser himmlischen Wissenschaft in neuester Zeit gelungen, die außerordentlichsten Resultate zu erzielen und so der Lösung des großen Problems, des Räthsels aller Jahrtausende „wie fern stehen und jene Sonnen?" näher und näher zu kommen.

Diese hochwichtige Frage: wie fern stehen jene Sonnen? würde uns aber für heute in ein zu umfangreiches Gebiet führen. Ihre Beantwortung bleibe der nächsten Mittheilung vorbehalten.

Blätter und Blüthen.

Das Lynchgericht in Californien. Ein Europäer hat gar keinen Begriff davon, wie wesentlich dies Lynchen gegenwärtig noch ist; nur ein Monate langes Leben in den Bergen könnte es ihm lehren. Denkt euch, ihr steht auf dem Gipfel eines Hügels in einem Fichtenwalde; die Stumpfen gefällter Bäume stehen umher; Reihen schindelgedeckter Blockhäuser an den Abhängen des Hügels bilden die Stadt. Oben ist eine Schaar rauhaussehender, bärtiger Männer in Filzhüten, rothen Flanellhemden und großen Stiefeln. Sie erwählen einen Präsidenten durch Acclamation, und Einer aus dem Haufen, auf einen Baum-

Digitized by Google

stumpf steigend, setzt auseinander, daß der Zweck der Zusammenkunft sei, über gewisse Männer zu richten, welche aus einem Laden in der Stadt einen Beutel mit Goldstaub gestohlen hätten. Die Gefangenen seien in den Händen des Sheriffs, und es sei beschlossen, sie in's Gefängniß nach Marysville abzuliefern. Ob es der Wille der Versammlung sei, solcher Verbrechen verdächtige Männer laufen zu lassen? Gelächter und Gejohl antwortet dieser Anspielung auf die Entfernung von Marysville und die bekannte dort herrschende Schlaffheit in Fällen solcher Art. Immer von ihrem Präsidenten geleitet — die Amerikaner sind äußerst geschickt in der Leitung öffentlicher Versammlungen — wählen sie einen zeitweiligen Sheriff und ein Sicherheitscomité. Ein prachtvolles Exemplar von einem Goldgräber tritt vor; ihm folgt sein Comité. Sie werden von dem Haufen beauftragt, die Gefangenen der gesetzlichen Obhut, der Behörde zu entreißen und sie sogleich zur Stelle zu bringen.

Bald kehren sie mit den Schuldigen zurück. Die Behörden hätten widerstanden, sagt der Sheriff, Bericht abstattend, und ihre beschworene Pflicht erfüllt. Aber sie waren überwältigt worden, wodurch sie in den Augen des Volks nichts an Ansehen einbüßten. Der Sheriff bildete dann einen Kreis, und die Gefangenen setzten sich, von ihren Wächtern umgeben, auf den Boden. Sachwalter werden von der Versammlung ernannt und ihnen hundert Dollars für ihre Dienste bestimmt. Die Gefangenen machen ihr Unvermögen geltend. Sechs Geschworene werden vereidet. Verschiedene zu Geschworenen Bestimmte machen Einwendungen. Ihre Einreden werden zur Abstimmung gebracht und anerkannt oder verworfen. Der Sheriff des Volks wird beauftragt, die Zeugen für und wider herbeizuschaffen, und ein Richter wird ernannt, freilich nicht ohne einige Mühe. Denn diejenigen, welche Aemter in den Staaten gehabt haben, protestiren gegen die Gesetzmäßigkeit des Verfahrens und sagen, sie hätten geschworen, die Verfassung zu vertheidigen. Ein alter Mann mit grauen Haaren erhebt sich, den Hut in der Hand, und sagt den Versammelten gerade heraus, daß sie Unrecht thäten. Man hört ihn ruhig und ohne Störung an. Endlich wird der Präsident zum Richter bestimmt, und die Gerichtssitzung beginnt.

Die Untersuchung gegen die drei Golddiebe dauert zwei Tage, und sie werden in der That schuldig befunden. Einer der Gefangenen, der gewesene Offizier, erhebt sich vom Boden und bekennt seine Schuld. Er hatte die letzte Unze des erworbenen Goldes verspielt und die Reue in Spirituosen ertränkt. Betrunken, wurde er von einem der beiden Anderen, den er bezeichnete, aufgefordert, eine Schachtel zu stehlen, von welcher der Verkäufer wußte. Dieses leugnete der Bezeichnete standhaft; als aber die Vollstreckung des Urtheils, das auf neunundreißig Hiebe lautete, herannahte, erklärte er sich bereit, den Ort, wo er seinen Antheil am Raube verborgen, anzugeben, wenn man ihm nur einen Theil der Strafe erlassen wolle. Die Geschwornen versammelten sich auf's Neue und milderten das Urtheil in Betreff des ersten und zweiten Verbrechers.

Am nächsten Morgen führte der Sheriff in Regen und Wind die Verurtheilten hinaus. Sie wurden mit Händen und Füßen an einen Baum gebunden und geveitscht, daß sie, losgebunden, halbohnmächtig, elend und stöhnend, sich am Boden wanden. Kaum gestattete man ihnen den Aufenthalt in der Stadt, bis ihre Wunden geheilt waren, und einer starb. Die Andern machten sich hinweg, ich weiß nicht wohin.

Abschreckungstheorie in Schnupftaback. Professor Miller erzählte neulich in einem Arbeiter-Verein zu Edinburg folgende Geschichte, die in einem schottischen Dorfe paßirt war, wo Geistliche und Laien noch in sehr reinen, gemüthlichen Beziehungen stehen sollen. Ein junger Geistlicher sollte sich nach seiner Verheirathung durchaus das Schnupfen abgewöhnen. Er that alles Mögliche seiner jungen Frau zu Liebe, fiel aber immer wieder heimlich in die alten Sünden zurück, indem er besonders Leute besuchte, die schnupften. Endlich weinte die Frau und schmollte und er faßte nun einen heroischen Entschluß. Er arbeitete die ganze Woche an einer Predigt gegen das — Schnupfen, ohne sich durch eine einzige Prise dabei aufzumuntern. Sonntags fühlte er sich zwar sehr miserabel, predigte aber doch herzhaft gegen die Sünde des Schnupfens, begeistert von dem beifälligen Lächeln seiner jungen Frau und empört über das deutliche Schnarchen eines ehrsamen Mitgliedes seiner Gemeinde dicht an der Kanzel. Das ehrsame Mitglied machte es endlich so arg, daß ihn ein Nachbar so lange rüttelte, bis er aufwachte, worauf er seine große runde Dose herauszog, ernsthaft und bedächtig auf den Deckel klopfte, diesen abnahm und unter die Dose schob, worauf er mit dem feierlichsten Ernste eine tüchtige Prise nahm und sehr umständlich die Nase damit fütterte. Dem Prediger blieb die Rede in der Kehle stecken; mit der größten Aufregung beobachtete er jede dieser Manipulationen und donnerte endlich: „John, was ist das? Welch eine Schande, Sir! Wie können Sie mich so beleidigen? Haben Sie nicht gehört, was ich gepredigt?“ Er hatte in der That seine Sünde gehört und starrte seinen Seelsorger im größten Erstaunen an. „Ich weiß wirklich nicht, was ich verbrochen habe,“ stammelte er. — „Fern sei es von mir,“ erwiederte der Geistliche mit Salbung, „meine Lippen durch Aufmerksammachung dessen, was Sie thaten, zu entweihen. Ich will Ihnen zeigen, was Sie thaten, damit es Alle sehen und davor zurückschaudern. Geben Sie mir Ihre Dose da!“ („Hand me up that box!“) Man reichte ihm die Dose hinauf. Jetzt machte der Prediger den ganzen Proceß des Nehmens einer Prise durch und zwar in möglichster Nachahmung des Sünders unter ihm. „Das ist es, was Sie thaten, Sir!“ sagte der Prediger, „und was noch viel schlimmer ist“ (mit ungeheurer Begierde die Prise nehmend) „sogar dies thaten Sie, Sir!“

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 28. 1853.

Die Gartenlaube.

Familien-Blatt. — Verantwortlicher Redakteur **Ferdinand Stolle.**

Wöchentlich ein ganzer Bogen mit Illustrationen.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 10 Ngr. zu beziehen.

Die Näherin.

(Geschichte aus der „guten Gesellschaft" Englands.)

Von **Heinrich Beta.**

(Schluß.)

Der Zukünftige sah die Zukünftige wieder sehr scharf an und frug in strengem Tone: „Halten Sie mich für gottlos, weil ich ein paar Damen grade deshalb besonders hochachte, weil sie mit Ehren und Arbeit ihre Armuth tragen und sich durch ehrliches Verdienst vor der Schande der Armuth schützen? Ich frage mich und Sie: Haben wir etwas gethan, um uns vor der Schande unseres Reichthums zu schützen? Ist es nicht eine wahre Schande, so viel Geld zu haben, als wir, ohne daß wir etwas Besseres damit anzufangen wissen, als Essen, Trinken, Kleider und müßige Lakaien zu bezahlen und uns unter unseres Gleichen gegenseitig abzufüttern? Ich fühle diese Schande. Fühlen Sie nicht auch etwas davon?"

Emilie sah ihren Vetter mit sprachlosem Erstaunen an. Er war röther und schöner geworden. Sie merkte deutlich, daß sie ihn liebe, und doch klangen seine Worte in ihr Ohr so roh, so republikanisch, so atheistisch. Sie wußte durchaus nicht, was sie sagen sollte. Die Tante blieb aber vornehm und wußte diesen fremdartigen Ton geschickt wieder beimisch zu stimmen.

„Wir haben Beide die Petition zur Abschaffung der Sklaverei in Amerika unterschrieben," sagte Madame Powell.

„Und wie viel bezahlen wir jährlich zur Förderung des Christenthums unter den Heiden?" frug Emilie.

„Es ziemt uns nicht, damit zu prahlen."

„Gewiß nicht," sagte Eustis noch ärgerlicher, „zumal, da Mrs. Brandon näher wohnt, als die Patagonier. Wir wollen wenigstens gegen unsere Mitchristen und Nachbarn, wenn auch nicht christlich, so doch menschlich sein. Doch ich gestehe, daß ich heute sehr ungeschickt bin. Ich habe keine Lebensart, ich komme heute unmöglich wieder in den Ton der guten Gesellschaft, deshalb bitte ich um Entschuldigung und nehme mir die Freiheit, mich für heute den geehrten Damen zu empfehlen. Morgen denke ich als Gentleman auftreten zu können. Good bye!"

„Good bye!" rief Emilie mit erzwungener Laune. „Good bye! Sie selbst in Ihrem republikanischen Zorne, göttlicher Vetter!"

Die Tante gab nun, nachdem sie allein waren, der

Nichte ernstliche Verweise wegen ihrer Unklugheit und ermahnte sie, mit ihrer „höhern Bildung“ durchaus zurückzuhalten, bis sie verheirathet seien. Uebrigens werde er in guter Gesellschaft auch wohl von selbst die Rohheiten, die ihm noch vom Continente her anklebten, abstreifen, so daß kein besonders strenges Pantoffel-Regiment nöthig sein werde.

Emilie hörte aber kaum darauf und dachte eben so scharf an Miß Brandon, wie ihr „Zukünftiger“ — nur mit entsetzlich verschiedenen Gedanken und Gefühlen. Ihre Augen funkelten vor Zorn und auf ihrer schönen, glatten Stirn schwoll eine Ader hervor. Sie zitterte. Besorgt rief die Tante: „Emilie, was ist Dir?“

„Daß ich nur mit ihr, mit einer Schneidermamsell in Beziehung kommen konnte, daß ich, daß ich — ich — Tante, ich fühle mich namenlos unglücklich.“

„O Kind, das giebt sich. Sie soll wirklich sehr hübsch sein, aber Eustis ist ein Ehrenmann; er wird Dir nie Ursache geben, Dich seiner zu schämen, wenn er erst verheirathet ist. Ein flüchtiges Wohlgefallen an einem schönen Gesichte kommt sogar in der Ehe ohne besondere Störung vor.“

„Aber in diesem Stande? Mein Gott, Tante, es ist unmenschlich erniedrigend für mich.“

Die Tante wurde nun ernster und eindringlicher, bis die „Zukünftige“ fest versprach, vornehm, diplomatisch und „naiv“ zu bleiben bis nach der Hochzeit. Doch konnte sie nicht umhin, bald auszugehen und eine Freundin zu besuchen, von deren Fenster aus sie das Haus der Mrs. Brandon übersehen konnte, was sie auch sehr standhaft gethan haben soll, ohne sich durch die Spöttereien um sie her über ihre Zerstreutheit besonders stören zu lassen.

Eustis kam zur Verwunderung der Tante denselben Tag wieder und verlangte mit Emilien spazieren zu gehen. Sie wurde in leidenschaftlicher Hast herbeigebolt und war lauter strahlendes Entzücken, als sie erfuhr, was ihr zugedacht war. Sie schwebte in blendender Schönheit an dem Arme des geliebten Jünglings hinaus vor die Stadt und glaubte nur jeden Augenblick Glockentöne zu hören, die durch die Kirche in's Brautgemach rufen sollten. Eustis war freundlich, liebenswürdig, aber befangen. Es wird ihm schwer, anzufangen, dachte sie und spielte von dem Spaziergang auf den Lebensweg an. Plötzlich stand Eustis still und machte auf einen Brief aufmerksam, der am Wege lag. „Wie glücklich würde der arme Mann da vorn sein,“ sagte er, „wenn Sie den Brief nähmen und recht bescheiden sagten: „Sie haben wohl diesen Brief verloren, mein Herr?“ — Ich glaube, das müsse wunderschön aus einem so rosigen Munde klingen.“

Emilie lachte laut auf und frug: „Was geht denn dem armen Manne mein rosiger Mund an? Lassen Sie Mann und Brief. Wahrscheinlich wird ihn Einer finden und in einen Briefkasten stecken. Haben Sie so große Lust, mich zum Briefträger auszubilden?“

„Das nicht, aber ich möchte Sie nur in diesem einzigen Falle mal als Briefträgerin sehen!“

„Um's Himmelswillen, Eustis! Denken Sie, wenn mir der Mann am Ende einen Penny für geleistete Dienste anböte?“

„So wäre dies vielleicht der erste Penny, den Fräulein verdient haben.“

Emilie zog ihren Arm mit Heftigkeit aus dem ihres „Zukünftigen“ und wurde brennend roth vor Zorn, faßte sich aber schnell wieder, lachte gezwungen, nahm seinen Arm wieder und neckte ihn wegen seinen republikanischen und atheistischen Sonderbarkeiten.

Sie war nun gründlich durchgefallen. Eustis wollte blos ihr Wesen, ihre Stimme beobachten, womit sie den Brief zurückgeben würde und dann einen Vergleich anstellen. Jetzt war die Sache viel schlimmer, als die für sie ungünstigste Vergleichung. Er hatte im ersten Augenblicke ihre blendende Schönheit geliebt; jetzt kam ihm diese glatte, kalte, nichtssagende Schönheit, zumal mit dem bei englischen Schönheiten so oft offen stehenden Munde,* widerlich, verächtlich vor. Er mußte sich ungemein zwingen, seine schöne Cousine unter den Formen gewöhnlicher Galanterie nach Hause zu bringen, nachdem er den armen Mann, der augeblich den Brief verloren haben sollte, zurückgerufen und ihm nicht nur den Brief, sondern auch einen ganzen Sovereign gegeben habe, ohne seiner Cousine darüber weiter Auskunft zu geben. Sie erschrack dabei sichtlich und hatte eine Ahnung, daß dies eine Prüfung hatte sein sollen, konnte sich aber nicht erklären, wie sie dabei hätte besser handeln können. Ihre vornehme Erziehung ließ sie in dem Aufheben und Ueberreichen des Briefes nur eine gemeine, der guten Gesellschaft unwürdige Handlung erblicken. Sie glaubte deshalb im Stillen, die Prüfung ganz ihrer würdig bestanden zu haben und suchte wirklich vergebens nach einer Erklärung der auffallenden Kälte ihres „Zukünftigen.“ Eustis wollte keine „Scene“ machen und blieb deshalb höflich und gütig, ohne die Vorbereitungen auf die feinetwegen veranstaltete „Abend-Partie“ im Geringsten zu stören.

Der Abend kam und mit ihm die Kutschen und die Damen und Herren, die das uengierige Volk selten ordentlich sehen konnte, da stets eine Menge Laleien mit weißen Strümpfen und Köpfen, schwarzen Leibröcken und schwarzen Epauletten Weg und Aussicht versperrten. Oben grüßten Alle mit besonders bedeutungsvollem Lächeln die Königin und den König des Festes, die dann auch in überraschender Schönheit und Pracht den ersten Tanz eröffneten. Tänzer und Tänzerinnen tauschten später in einförmigem Wechsel. Eustis fühlte sich bald so unheimlich und betäubt, daß er hinausging und in einer Art von Trauer das Weite suchte.

Emilie vermißte ihn bald und wurde mit jeder Minute zerstreuter und rücksichtsloser gegen Gäste und Anbeter. Eustis fühlte endlich auch, daß seine Abwesenheit auffallen könnte und eilte zurück. Vor der Thür des in Musik und Lichtern und Pracht aller Art gleichsam schimmernden Hauses standen dichte Haufen und stierten aus dem Dunkel in den blendenden Glanz

* Ein kleiner Naturfehler der Königin, der deshalb in einem Theile der guten Damengesellschaft künstlich verzogen wird.

hinein und horchten mit Wohlgefallen der rauschenden Musik. Custis drängte sich möglichst unbemerkt durch, konnte aber an einer Stelle durchaus nicht vorwärts kommen. Deshalb machte er einen Umweg, um von einer andern Seite in's Haus zu kommen. Bei seiner Annäherung suchten sich rasch zwei weibliche Gestalten zu verbergen; aber Custis entdeckte noch in einem Lichtstrahle aus dem Hause das süße Gesicht und die sylphenartige Gestalt von Alice Brandon.

Einer unwiderstehlichen Wallung nachgebend, folgte er den rasch sich entfernenden Damen und redete sie in einem zitternden, höflichen Tone an:

„Miß Brandon, wenn ich nicht irre?“

Beide Damen blieben einen Augenblick stehen, Alice verbeugte sich mit einem leichten Lächeln, und sagte wie um Entschuldigung bittend: „Mutter und ich gingen etwas aus, um frische Luft zu schöpfen, und da war es uns sehr angenehm, ein Weilchen der prächtigen Musik zuzuhören.“

Dann gingen sie. Custis begleitete sie und wendete sich an die Mutter: „Mrs. Brandon erinnert sich vielleicht meiner noch in dieser kleinen Stadt, wo wir uns alle kennen. Ich lebte als Knabe in dem Hause von Madame Powell.“

„O ich erinnere mich sehr gut. Ich habe sie einige Male an unserm Hause vorbeigehen sehen, nachdem mir Alice erzählt hatte, wer Sie seien.“

„Dann war ich so glücklich, von Ihnen gekannt zu sein, Miß Brandon?“

„Ich sah Ihren Namen auf dem Briefe, den Sie verloren und ich Ihnen aufhob,“ antwortete Alice, ohne aufzusehen.

„Richtig, das ist wahr. Lassen Sie dieses Couvert als eine Empfehlung für mich gelten, da ich leider keine bessere habe, Miß Brandon.“ Er sagte dies mit einer Aufrichtigkeit, Wärme und Offenheit, daß Alice nicht umhin konnte, ihm in's Gesicht zu sehen und dann mit tiefem süßen Erröthen die Augen tief niederzuschlagen.

Die Mutter unterbrieht sich mit ihm, bis sie vor ihrer Wohnung angekommen waren. Er hoffte, die Mutter werde hineingehen und Alice noch Zeit geben, sie zu einem Privatgespräch einladen zu können. Er war fest entschlossen, ihr sogleich sein ganzes Herz zu öffnen. Aber die Mutter ging nicht und schien zu erwarten, daß er sich verabschieden werde. So gestand er dann mit Freimüthigkeit, daß er sich glücklich schätzen würde, wenn sie ihm erlaubte, mit Alice noch etwas spazieren zu gehen.

„Sie sind sehr gütig, Mr. Custis,“ entgegnete die Mutter etwas verlegen. „Alice ist eine bloße Räberin und Sie von hoher Abkunft und ein reicher Erbe, außerdem erzählte man allgemein, daß heute Abend Ihre Verlobung mit Miß Clifford bekannt gemacht werden würde. So würde ein derartiger Spaziergang sowohl Ihnen unangenehm werden können, als auch Alice, die jedenfalls am Meisten leiden würde. Ihr unbefleckter Ruf ist ihr einziges Capital. Ich halte Sie für zu ehrenwerth, als daß Sie diese Bedenklichkeiten einer Mutter übel nehmen könnten.“

„Im Gegentheil, verehrte Mrs. Brandon, ich achte Ihre Sorgfalt für die Tochter. Sie haben vollkommen Recht.“

„Es freut mich, daß Sie es zugeben. Ich würde mich übrigens glücklich schätzen, wenn Sie einen Augenblick mit einträten.“

„Mit Vergnügen, wenn Sie erlauben. Ich fühle mich so müde und zerstört von Musik und Gesellschaft, daß einige klare, wahre Menschentöne mich sehr erquicken werden.“

Bald saßen sie traulich in dem freundlichen Zimmer. Alice, die ihm auf der Straße so bezaubernd schön erschienen war, gab sich hier wie ein Seraph an Milde, Kindlichkeit und Aufrichtigkeit. Sie erzählte von ihren Kämpfen um's liebe Leben, von ihres Vaters Krankheit und Tod mit einer solchen Offenheit und Wehmuth, daß er plötzlich einmal aufweinte und ihre Hand ergriff, als wollte er sich zum Troste an sie halten. Endlich erinnerte ihn die Mutter an seine socialen Pflichten. Erschrocken stand er auf und ging davon, kehrte aber für einen Augenblick zurück und bat um Erlaubniß, wiederkommen zu dürfen.

Wie ein Träumender trat er in den großen Tanzsaal, der sich schon sehr gelichtet hatte und nur noch mit Personen versehen war, die Abschied nahmen. Emilie stand in der Mitte einer solchen Abschiedsscene, erblickte ihn, durchbrach wild den Kreis, stürzte auf ihn zu und frug erblassend und erröthend, was mit ihm vorgefallen sei. Er sprach von Kopfschmerzen, freier Luft und mit Worten, die er selber nicht verstand. Sie starrte ihn wild an, brach in einen Thränenkrampf zusammen und stürzte aus dem Saale. —

Am folgenden Morgen sollen sich einige alte Jungfern dieser Stadt schon vor Tagesanbruch besucht haben, theils um die Bruchstücke ihrer Nachrichten gegenseitig zu ergänzen und künstlerisch abzurunden, theils mit Verläumdungspfeilen auf Miß Clifford oder Miß Brandon oder auf Beide zuzuspritzen. Letztere hatte mit der Zeit besonders oft ganze Reihen von Spießruthen (von Zungen) durchzulaufen, nachdem sie mit der Mutter nach London gezogen und in einer guten Damenschule als Schülerin untergebracht worden war. Die Schule sei blos ein Schein, hieß es, namentlich da Niemand etwas von Verlobung und Hochzeit hörte ein ganzes Jahr lang; und Mr. Custis lebte doch auch in London. Vielleicht werde er Miß Clifford doch noch heirathen und dabei für sein Schulkind im Stillen fortfahren zu sorgen. —

Nur einmal wird unsere Geschichte noch dramatisch. Miß Clifford, die seit der Zeit das Capitel der Verlobungen und Verbindungen mit besonderer Genauigkeit las, entdeckte eines Morgens folgende Stelle: „Vereheliet vorigen Donnerstag Vormittag in der Christ-Kirche von Sr. Ehrwürden Dr. D. . . Edward Custis, Esq., mit Miß Alice Brandon, Tochter des verstorbenen Dr. Charles Brandon M. D.“

Sie kreischte auf und fiel bewußtlos nieder, muß sich aber wohl mit der Zeit wieder erholt haben, da man sie später wieder lebendig und sogar in großer Schönheit öfter im Hyderark zu London spazieren reiten sah. —

Novellen und Erzählungen haben sich angewöhnt, immer einen oder mehrere Menschen zu guter Letzt auf irgend eine grausame, berechnete Weise umzubringen oder im besten Falle zeitlebens unglücklich zu machen. Leider finden wir in unserer Geschichte alle betheiligten Personen ein ganzes Jahr nach der angedeuteten Heirath in solcher Gesundheit, so glücklich und wohlhabend (am Glücklichsten einen allerliebsten dicken Jungen auf dem Schooße Alice's, der in seinem Alter von kaum 3 Monaten so groß und altklug aussieht, als könnte er ohne Weiteres Doctor der Philosophie werden), daß wir es nicht über's Herz bringen können, ihnen an's Leben zu gehen. Aber was wird aus Miß Clifford? Sie ist heute, wo wir unsere Geschichte schließen, grade bei Mr. Custis und Mrs. Custis zum Thee, der in einem großen Gartensaale ganz besonders gut schmeckt, zumal mit den frischen Krabben. Also auch Miß Clifford? Welch ein dreibändiger Roman liegt in dieser Thatsache? Wenn man nun noch vernimmt, daß Miß Clifford auf einen Besuch zu heute Abend aufmerksam machte und daß ihr Verlobter nicht eher kommen könne, da er als Vormann in einer Maschinenbauerei vor 8 Uhr nicht abkommen könne, und daß er endlich kam in feinstem Anzuge und mit der ruhigsten Sicherheit, eines freien Benehmens voll Selbstgefühl und Zärtlichkeit gegen seine strahlende Braut, so könnte man getrost noch einen vierten Band hinzufügen, wenn der Verleger damit einverstanden wäre. Glücklicher Leser, der du mit ein Paar Seiten weg kommst!

Emilie Clifford hatte nachdenken lernen, wie es wohl gekommen sein könnte, daß eine anspruchslose Näherin in Baumwolle über ihre Schönheit und ihren Reichthum so leicht habe siegen können. Sie dachte an „den Fluch ihres Reichthums," ihrer Erziehung und der lächerlichen Vorurtheile ihrer Kreise und dachte und lebte sich so tief hinein und wurde durch eine mit Custis geführte Correspondenz, welche später zur mündlichen Unterhaltung ward, so umgewandelt, daß sie mit Ekel aus ihren bisherigen Gesellschaften floh und bürgerliches Leben, bürgerlichen Fleiß studirten und lieben lernte, darunter besonders ihren jetzigen Bräutigam, einen stolzen König inmitten der Wuth des Dampfes und großer schnaubender Ungeheuer von arbeitenden Rädern, Balken und Cylindern.

Im Oberhause der guten Gesellschaft sprach man vom Untergange Englands, als die Hochzeit von Miß Clifford bekannt ward, im Unterhause aber von dem stolzen Aufsteigen einer neuen Maschinenbauanstalt von 600 Pferdekraft und einer kleinen Stadt daneben für 2000 Arbeiter, die der arbeitende Bräutigam der reichen Miß Clifford bauen ließ.

Das Leben in den californischen Minen.

In Nr. 17 der Gartenlaube versetzten wir den Leser auf einen Augenblick in das „glückliche Thal", welchen Namen der Mittelpunkt des heutigen St. Francisco noch 1849 führte, und zeigten ihm das wundervolle Erblühen einer Stadt, wie die Geschichte kein zweites Beispiel aufzuweisen hat. Heute folge er uns den Sacramento aufwärts, tiefer in's Land, dem Schneegebirge zu, um die Goldgräber selbst bei ihrer Arbeit zu belauschen.

Das Goldwaschen mit dem Long tom.

Noch immer sehen wir das alte Drängen und Treiben, wie es 1848 begann, als auf die ersten Berichte über die entdeckten californischen Reichthümer

aus faſt allen Ländern der Welt Hunderttauſende herbeiſtrömten, um ihre Goldgier an der Quelle ſelbſt zu ſtillen. Der Wanderzug der Golddurſtigen hat ſich ſeitdem getheilt. Für Viele iſt jetzt Auſtralien das gelobte Land der Verheißung geworden, allein das ſchimmernde Gold müßte die Herzen der Menſchen weit weniger beſtechen, als es der Fall iſt, wenn die Zahl der Goldgräber in Californien ſich deshalb hätte mindern ſollen. Daß es neben wenigen Glücklichen eine viel größere Anzahl gab, die ſich in ihren Hoffnungen betrogen ſah, hat der magnetiſchen Anziehungskraft der Goldminen eben ſo wenig Abbruch gethan.

Die Umgebungen des Sacramento und San Joaquin, wo der erſte Sammelplatz der Goldſucher war, ſind zur Zeit ſo ziemlich ausgebeutet, doch ſind dafür tiefer im Gebirge der mehr oder weniger reichhaltigen Gruben noch genug vorhanden. Ohne harte Arbeit iſt aber kein Gold mehr zu gewinnen, und die Zeit, wo in wenigen Wochen fabelhafter Reichthum erlangt wurde, iſt vorüber. Der thätige, umſichtige und erfahrene Goldgräber ſchlägt indeß, ſelbſt im ungünſtigſten Falle, immer noch ſeine Koſten heraus. In der Regel vereinigen ſich die Einzelnen zu kleinen Geſellſchaften von fünf bis ſechs Perſonen, die jedoch jetzt, wo nach und nach die Ausbeutung im Großen durch Dampfmaſchinen beginnt, in eine immer ungünſtigere Lage gerathen und mit der Zeit zu rein bezahlten Arbeitern der mit großen Capitalien auftretenden Unternehmer herabſinken werden. Die Wucht des Capitals macht ſich ſelbſt dort geltend, wo Allen der Reichthum ſo leicht zugänglich ſchien.

Erſte Unterſuchung des Bodens.

Von den Ufern des Sacramento weg haben ſich jetzt ſchon die meiſten der kleinern Geſellſchaften der Sierra Nevada zugewandt. Auf den Wegen, die dieſem Gebirge zuführen, begeg-

Das Goldwaſchen mit der Wiege.

net man ihnen oft zu Pferd und zu Esel. Die Ausrüstung dieser Leute ist fast immer die gleiche. Ueber der Schulter hängt die Flinte; im Gurt steckt der beliebte Revolver, eine Art Pistol mit einem Lauf, aus welchem fünf bis sechs Schüsse hintereinander abgefeuert werden können. Hacke, Schaufel, das nothwendigste Küchengeschirr und die unerläßliche Küpe fehlt ebenso wenig. Sobald die Goldgräber in der zum Aufenthalt erwählten Gegend angekommen sind, beginnen sie von der dem Anschein nach günstigsten Stelle Besitz zu nehmen, die damit ihr zeitweiliges Eigenthum wird.

Während die Einen noch die Zelte aufschlagen und wohnliche Einrichtungen treffen, schreiten die Andern sofort mit ihren Werkzeugen zur Untersuchung des Bodens. Zu diesem Zwecke wird vorerst ein Loch von 3, 4—6 Fuß Tiefe gegraben, alsdann die Küpe (eine Art blecherner Schüssel) mit der ausgegrabenen Erde gefüllt, und diese am Ufer eines Flüßchens ausgewaschen. Jenachdem sich die Erde hierbei goldhaltig zeigt, wird nun mit der Arbeit fortgefahren oder an einer andern Stelle begonnen.

Unter Mühseligkeiten aller Art, oft bei einer durch nichts gemilderten wochenlang anhaltenden afrikanischen Gluth, auf die wieder monatlanges kühles Regenwetter, Regen in Strömen, folgt, häufig bei Mangel an Lebensmitteln und Wasser, wird jetzt das Auswaschen der Erde fortgesetzt. Man bedient sich hierzu zweier Instrumente, die unter den Namen „Wiege“ und „Longtom“ bekannt sind. Die Wiege, deren man sich auch in andern Theilen Amerikas von jeher zum Goldwaschen zu bedienen pflegte, besteht aus einem 7—8 Fuß langen Kasten, über dessen gerundeten Boden kleine hölzerne Leisten in der Quere eingenagelt sind. Am obern Ende der Wiege befindet sich ein grobes Sieb, am untern Ende ist sie offen. Das Ganze ruht auf Schaukelbalken.

An einer solchen, immer nahe an dem Ufer eines Flusses oder Baches aufgerichteten Maschine müssen mindestens vier Menschen arbeiten: Der Eine gräbt die goldhaltige Erde aus, der Zweite trägt sie zur Maschine und wirft sie auf das Sieb, der Dritte hält die Wiege durch Schaukeln in anhaltend starker Bewegung, und der Vierte gießt währenddem Wasser darüber. Die größern Steine werden von dem Sieb zurückgehalten, die erdigen Theile spühlt das Wasser schnell fort, die härtern und das Kies rollen nach und nach am untern offnen Ende der Maschine heraus; das Gold selbst, mit einem schweren, feinen, schwarzen Sand vermischt, bleibt hinter den Kolben sitzen. Das so vermischte Gold läßt man alsdann in Pfannen laufen, in denen es der Sonne ausgesetzt bleibt, bis es gänzlich trocken, worauf der Sand einfach weggeblasen wird und das Gold in glänzenden Körnern zurückbleibt.

Das Auswaschen mit dem Longtom erfolgt nahe hin auf dieselbe Weise. Letzteres Instrument wurde an Ort und Stelle von einem Amerikaner Namens Tom erfunden, und da man es gewöhnlich 40—42 F. lang macht, so hat man seinem ursprünglichen Namen das Beiwort „long“ hinzugefügt.

Die frühern enormen Preise für alle Lebensbedürfnisse sind gegenwärtig, mit Ausnahme der Zeit, wo die Flüsse austreten und alle Communication abschneiden, zu einer mäßigen Höhe herabgesunken, so daß sich ein Mann zu 1 Thlr. 10 Sgr. täglich recht gut beköstigen kann. Je tiefer in's Innere des Landes die Goldgräber aber vordringen, mit desto größern Beschwerden und Gefahren haben sie zu kämpfen, und oft bildet der Tod von wilder Indianerhand den Schlußstein eines vielbewegten Lebens. Ja, eines vielbewegten Lebens! Denn die neue golddürstige Bevölkerung Californiens ist nicht nur aus fast allen Ländern der Erde zusammengewürfelt, sondern sie besteht auch aus einem Gemisch, zu dem alle Klassen der bürgerlichen Gesellschaft ihren Antheil geliefert haben. Kaufleute und Gelehrte, Officiere und Advokaten, Aerzte und Künstler, Handwerker und Matrosen, jeder Stand ist hier repräsentirt. Daneben suchter Alle, die in irgend einem Lande aus diesem oder jenem Grunde Freiheit oder Leben verwirkten, hier eine Freistatt. Das Leben eines Goldgräbers ist übrigens so über alle Maaßen beschwerlich, daß es nur kräftige Naturen ertragen können, und selbst diese sind häufig gezwungen, die mühselige Beschäftigung aufzugeben. Die alten europäischen Gewohnheiten müssen dabei gleich von vorneweg aufgegeben werden, und von einem veredelnden Genuß des Lebens ist keine Rede mehr. Unausgesetzt an seine geisttödtende Arbeit gefesselt, sucht der Goldgräber höchstens im Wein und andern Spirituosen einige fröhliche Augenblicke, und versinkt in vielen Fällen nach und nach in den Zustand thierischer Rohheit. Es muß daher selbst der brave Mann sehr festen Charakters sein und eine große Selbstbeherrschung besitzen, um nach Jahresfrist die Minen eben so sittlich und gebildet zu verlassen als er sie betreten hat.

Das Material zum großen Weltenbaue.

Nur etwa 63 Stoffe brauchte der große Weltenschöpfer, um unsere Erde mit Allem, was auf ihr kriecht, fliegt und liegt, sowie wahrscheinlich auch die ganze Welt aufzubauen, obschon dieselbe so reich an den verschiedenartigsten lebenden und leblosen Gegenständen ist. Zur Zusammensetzung des Menschen und der Thiere reichten schon 15 dieser Stoffe hin, während in den Pflanzen gegen 18 derselben gefunden werden. Man nennt diese, die Grundlage aller Naturgegenstände bildenden Stoffe, welche der Scheidekünstler in keine andern Stoffe weiter zerlegen kann, „**Elemente** oder **Grundstoffe.**“ Sie sind in so außerordentlich ungleichem Verhältnisse in der Natur vertheilt, daß die Hälfte derselben nur mit Schwierigkeit aufzufinden ist, während

andere in die Zusammensetzung der meisten Körper eingehen. Gewöhnlich besteht aber ein Körper nur aus 2 bis 4, höchstens aus 6 bis 7 Elementen und nur in dem Menschen, sowie in den höhern Thieren und Pflanzen trifft man auf 15 bis 18. — Daß nun aber diese Elemente so sehr mannigfaltige Körper zusammenzusetzen im Stande sind, liegt darin, daß ihnen selbst und auch den Verbindungen mehrerer derselben eine sehr verschiedenartige Anziehungskraft zu einander innewohnt, welche der Chemiker Wahlverwandtschaft, Affinität, nennt, und daß diese Verwandtschaft durch eine Menge von Einflüssen (wie durch Wärme, Licht, Luft, Wasser, Elektricität, Magnetismus u. s. w.) leicht verändert, verstärkt und vermindert, und ebenso zur Trennung, wie zur Bildung neuer Verbindungen benutzt werden kann. Am deutlichsten zeigt sich die chemische Verwandtschaft bei organischen (belebten, beseelten) Körpern (zu denen der Mensch, das Thier und die Pflanze gehört) und zwar nach deren Tode, denn mit dem Aufhören des Lebens treten die Elemente dieser Körper mit Hülfe von Wärme, Luft und Wasser so auseinander und vereinigen sich wieder zu so ganz andern Körpern, daß auch nicht die geringste Spur von dem Früheren zurückbleibt, obschon auch nicht das kleinste Theilchen davon verloren gegangen ist. Dasselbe ist der Fall beim Verbrennen von Gegenständen und überhaupt bei allen Veränderungen, welche vor unsern Augen vor sich gehen. Der Grund, daß eine so große Mannigfaltigkeit bei der Bildung der vielen Naturgegenstände aus so wenig Stoffen erzielt werden konnte, liegt darin, daß ein ganz kleines Theilchen eines Grundstoffes mehr oder weniger in einem Körper schon eine bedeutende Veränderung im Ansehen und der Beschaffenheit desselben hervorruft.

Die Elemente, von denen nur wenige (4) luftförmig, die meisten fest sind, trennt die Chemie in nichtmetallische und metallische, die ersteren wieder in gasförmige und feste, die letzteren in leichte und schwere (unedle und edle). — A. Zu den **nichtmetallischen** Grundstoffen gehören: a. luftförmige, 1. der *Sauerstoff*; 2. der *Wasserstoff*; 3. der *Stickstoff* und 4. das *Chlor*. b. feste: 5. der *Kohlenstoff*; 6. der *Schwefel*: 7. der *Phosphor*; 8. das *Jod*; 9. das *Brom*; 10. das *Fluor*; 11. das *Selen*: 12. das *Bor*; 13. das *Silicium*; 14. das *Arsen*. — B. Die **metallischen** Elemente sind: a. leichte Metalle (welche niemals in gediegenem Zustande, sondern immer in Verbindung mit andern Stoffen vorkommen und benutzt werden): 15. *Kalium*; 16. *Natrium*; 17. *Lithium*; 18. *Baryum*; 19. *Calcium*; 20. *Strontium*; 21. *Magnesium*; 22. *Aluminium*; 23. *Beryllium* oder *Glycium*; 24. *Zirkonium*; 25. *Norium*; 26. *Yttrium*; 27. *Erbium*; 28. *Terbium*; 29. *Thorium*; 30. *Lanthanium*; 31. *Cerium*; 32. *Didymium*; 33. *Aridium*; 34. *Tellur*. b. Schwere edle Metalle (welche an der Luft ihren Glanz behalten und meist gediegen angetroffen werden): 35. *Platin*; 36. *Gold*; 37. *Silber*; 38. *Quecksilber*; 39. *Palladium*; 40. *Rhodium*; 41. *Iridium*; 42. *Ruthenium*; 43. *Osmium*. c. Schwere unedle Metalle (die an der Luft ihren Glanz verlieren und nur selten gediegen gefunden werden): 44. *Eisen*; 45. *Blei*; 46. *Kupfer*; 47. *Zink*; 48. *Zinn*; 49. *Wismuth*; 50. *Spiessglanz*; 51. *Mangan*; 52. *Nickel*; 53. *Kobalt*; 54. *Chrom*; 55. *Wolfram*; 56. *Molybdan*; 57. *Tantal*: 58. *Niobium*; 59. *Pelopium*; 60. *Titan*; 61. *Uran*; 62. *Vanadin*; 63. *Kadmium*. — Betrachten wir jetzt die wichtigsten dieser Elemente näher.

Der **Sauerstoff**, das Sauerstoffgas (Oxygen), im Jahre 1774 als Element entdeckt, ist insofern der wichtigste aller Grundstoffe, als derselbe in der Natur der verbreitetste und in der größten Menge vorhandene Stoff ist (er soll $^1/_3$ der ganzen Erde ausmachen), weil ferner derselbe überall, wo irgend Etwas auf unserer Erde entsteht, oder scheinbar untergeht (durch Feuer, Fäulniß u. s. f.), betheiligt ist und weil dieser Stoff hauptsächlich es ist, welcher das Leben des Menschen und der Thiere mit Hülfe des Athmens unterhält, weshalb er auch Lebensluft genannt wird. Sauerstoff heißt er aber darum, weil er zur Bildung von fast allem Sauren beiträgt. — Der Sauerstoff ist ein farb- und geruchloses Gas, welches unter allen Elementen die größte Neigung hat, sich mit andern Körpern zu verbinden; es findet sich vorzugsweise in der atmosphärischen Luft und im Wasser vor und besitzt die auffallende Eigenschaft, daß brennbare Körper in demselben mit ungemeiner Lebhaftigkeit (Schnelligkeit und Helligkeit) verbrennen, obschon er selbst nicht brennt. Man pflegt das Verbinden dieses Stoffes mit einem andern Elemente oxydiren und das Produkt dieser Verbindung Oxyd zu nennen. Wenn z. B. Eisen an der Luft rostet, verbindet es sich mit Sauerstoff, es oxydirt sich und so hat sich dann Eisenoxyd (der Rost) gebildet. Der Akt der Vereinigung des Sauerstoffs mit einem andern Stoffe ist stets von Wärmeentwickelung und oft auch von Lichtbildung begleitet; man nennt diesen Vorgang, wenn sich der Sauerstoff unter Licht und Wärmeentwickelung mit einem andern Körper verbindet, Verbrennung und der Chemiker bezeichnet sogar jede Verbindung eines Körpers mit Sauerstoff als ein Verbrennen. Leichter und schneller findet eine solche Verbindung in der Wärme als bei kalter Temperatur statt und deshalb verdirbt auch im Sommer das Aufbewahrte in Küche und Speisekammer weit leichter als im Winter. Dagegen läßt sich aber auch in andern Fällen der Sauerstoff durch die Hitze aus seinen Verbindungen vertreiben und darum kann eine Hausfrau Milch auch im Sommer monatelang gut erhalten, wenn sie nur dieselbe täglich einige Male abkocht und dadurch den Sauerstoff aus der Milch heraustreibt, welcher den Milchzucker in Milchsäure umzuwandeln, die Milch sauer zu machen strebt. — Im menschlichen Körper besorgt der Sauerstoff, welchen wir durch das Einathmen atmosphärischer Luft in unsere Lunge und in das Blut aufnehmen, nicht nur fortwährend die Neubildung aller Gewebe und Organe, sowie die Entfernung alter abgestorbener Bestandtheile (den Stoffwechsel oder das Leben), sondern er verbrennt auch mehrere Stoffe und erzeugt auf diese Weise die Eigenwärme des Körpers. Bei dieser Verbrennung bildet sich ein schädlicher Stoff, die Kohlensäure, welche hauptsächlich durch die Lunge beim Ausathmen aus dem Körper ausgeführt wird. (Zu No. 46. u. 47.

der Gartenlaube ist beim Athmen ausführlich hierüber geschrieben.) Damit nun der Mensch immer die gehörige Menge des zu seinem Leben unentbehrlichen Sauerstoffes einzuathmen habe, ist vom Schöpfer die Einrichtung getroffen, daß die Pflanzen (besonders die grünen Theile derselben und zwar bei Sonnenlichte) Sauerstoff ausbauchen und dafür die vom Menschen ausgeathmete Kohlensäure in sich aufnehmen. Man kann deshalb reinen Sauerstoff auch dadurch erlangen, daß man eine Pflanze mit einer Glasglocke überdeckt. — Die, unsere Erde umgebende atmosphärische Luft besteht zu einem Fünftel aus Sauerstoff und ist ein Gemenge aus diesem Elemente mit einem andern gasförmigen Grundstoffe, dem Stickstoffe. Darum sind alle Substanzen, welche mit der Luft in Berührung kommen, dem Einflusse des in ihr enthaltenen Sauerstoffes ausgesetzt und fortwährend in Gefahr von demselben verändert oder zerstört zu werden. Das Verderben der Speisen, das Sauerwerden von Getränken, das Rosten des Eisens, die Bildung des Grünspans am Kupfer, das Gähren, Faulen, Verwesen, Vermodern, Verwittern, Alles sind Erscheinungen, die vom Sauerstoffe der Luft erzeugt werden.

Der **Wasserstoff**, das **Wasserstoffgas** (Hydrogen), ebenfalls ein luftförmiges Element und seit 1766 bekannt, ist nach dem Sauerstoffe am reichlichsten in der Natur vorhanden, kommt aber nicht wie dieser frei, als Gas, sondern immer nur mit andern Stoffen, entweder zu flüssigen oder festen Körpern verbunden vor. Wie sein Name schon besagt, bildet der Wasserstoff einen Bestandtheil des Wassers, denn dieses besteht nur aus Wasserstoff und aus Sauerstoff. Diese beiden Stoffe lassen sich auch recht gut aus dem Wasser durch Zersetzen desselben ein jeder für sich darstellen, wie man umgekehrt auch durch das Vereinigen beider Stoffe Wasser erzeugen kann. Die Platin- oder Döbereiner'schen Feuerzeuge beruhen auf Bildung von Wasserstoff aus Wasser und auf Entzündung desselben mittelst Platinaschwamm, wobei sich dann wieder durch die Verbindung des Wasserstoffes mit dem Sauerstoffe der Luft Wasser bildet. — Der Wasserstoff ist ein farbloses Gas, ohne Geschmack und Geruch, und das leichteste unter allen Gasen; es ist 14mal leichter als die atmosphärische Luft und kann deshalb am besten zum Füllen der Luftballons verwendet werden. Nähert man demselben eine Flamme, so entzündet es sich und verbrennt mit schwachem Lichte, aber unter Entwickelung großer Hitze; es verbindet sich dabei mit dem Sauerstoffe der Luft zu Wasser. Man verwendet dasselbe deshalb auch zur Verstärkung des Feuers und der Hitze (in der Schmiede, dem Dampfbade); spritzt man nämlich auf glühende Kohlen Wasser, so wird dieses zerlegt, indem sein Sauerstoff mit der Kohle sich verbindet, während das freiwerdende Wasserstoffgas verbrennt und Hitze entwickelt. Eine Vermengung von zwei Theilen Wasserstoff und 1 Th. Sauerstoff führt den Namen Knallgas, weil dieses Gemenge, wenn es mit einem brennenden oder glühenden Körper berührt wird, unter donnerähnlichem Knalle verbrennt (eine Explosion macht) und dabei zu Wasser wird. Beim Verbrennen des Knallgases entwickelt sich eine solche Hitze, wie sie auf keine andere Weise hervorgebracht werden kann. Diese, in den sogenannten Knallgasgebläsen benutzt, macht selbst Kreide so glühend, daß sie ein dem Sonnenlichte ähnliches Licht gibt, welches bei den sogenannten Hydro-Oxygengas-Mikroscopen zur Beleuchtung benutzt wird. — Die Verbindungen des Wasserstoffs mit dem Kohlenstoffe (s. bei diesen), bilden theils brennbare Gase, theils flüchtige Oele. — In den Menschen-, Thier- und Pflanzenkörpern macht der Wasserstoff einen Hauptbestandtheil aus, während er im Mineralreiche weniger verbreitet ist. Die Verbindung des Wasserstoffs mit Chlor bildet die Salzsäure.

Der **Stickstoff**, das **Stickstoffgas** (Nitrogen, Azot), seit 1772 bekannt, ist wie der Sauer- und Wasserstoff ein luftförmiges, farb- und geruchloses Element, welches den größten Theil unserer atmosphärischen Luft ausmacht und nur wenig Neigung hat, sich mit andern Körpern zu verbinden. Die Luft besteht nämlich aus einem Gemenge von 4 Theilen Stickstoff und 1 Theile Sauerstoff; wird dieser eine Theil Sauerstoff entfernt und bleibt nur der Stickstoff übrig, so kann in dieser Luft weder ein Feuer brennen, noch auch Mensch und Thier athmen, sie ersticken und daher rührt der Name Stickstoff. Dennoch ist dieser Stoff für uns von der größten Wichtigkeit, weil er einen Hauptbestandtheil derjenigen Nahrungsmittel bildet, welche vorzugsweise zur Ernährung unseres Körpers dienen, wie Fleisch, Ei, Milch, Mehl, Hülsenfrüchte ꝛc., während derselbe im Fette, Zucker, Stärkemehl, Alcohol ꝛc. fehlt. Er findet sich ferner in großer Menge im Salpeter (Nitrum), welcher zur Bereitung des Schießpulvers gebraucht wird, in der Salpetersäure (Scheidewasser), im Ammoniak (einer Verbindung von Wasserstoff und Stickstoff), in der Blausäure und im Berlinerblau; auch hilft er die werthvollsten Arzneien, wie Chinin und Morphin, zusammensetzen.

Das **Chlor**, seit 1774 bekannt, aber erst 1820 in die Reihe der Elemente gestellt, ist wie die vorigen Stoffe gasförmig, allein es hat eine schwach grünlichgelbe Farbe und einen eigenthümlichen, erstickenden und Husten erregenden Geruch, auch wirkt es, wenn es eingeathmet wird, sehr nachtheilig auf die Lunge. Dieses Gas kommt niemals frei, im reinen, unverbundenen Zustande vor, obschon es sehr verbreitet und für die Erhaltung des Menschen, sowie für Oeconomie und Gewerbe von der größten Wichtigkeit ist. Die werthvollste Verbindung des Chlors ist die mit Natrium zu Kochsalz, welches einen Hauptbestandtheil des menschlichen Körpers, einen Theil der Erdrinde und einen Bestandtheil des Bodens und Wassers bildet. Das Kochsalz enthält die größte Menge Chlors, denn 100 Pfund desselben enthalten 60 Pfund Chlor. — Außer im Kochsalze findet sich das Chlor auch noch in der Salzsäure (Chlorwasserstoffsäure) und im Bleichkalke (Chlorkalk). Gegen Pflanzen- und Thierstoffe äußert das Chlor eine schnell zerstörende Wirkung, welche man mit Vortheil zum Bleichen, Zerstören übelriechender Gase und krankmachender Ausdünstungsstoffe benutzt. Außerordentlich leicht vereinigt sich das Chlor mit Metallen und diese Verbindungen, welche meist im Wasser löslich sind, werden Chlormetalle (oder Halóidsalze) genannt. — Das Chloroform, welches in der neuern

Zeit so vielfache Anwendung als Betäubungsmittel bei Operationen findet, wird aus Chlorkalk, Alkohol und Wasser dargestellt.

Der **Kohlenstoff**, Carbogen, ein festes und verbrennliches, aber weder im Wasser, noch Säuren, nur im schmelzenden Eisen lösliches, sonst unschmelzbares Element, bildet den Hauptbestandtheil ebensowohl der gewöhnlichen Kohle, wie auch des Diamants, und stellt, mit etwas Eisen vermischt, den Graphit, das Reißblei (in den Bleistiften) dar. Im Diamant, welcher nichts anderes als krystallisirter Kohlenstoff ist, und ebenso wie Kohle verbrennt (wobei er sich mit dem Sauerstoffe der Luft zu Kohlensäure verbindet), findet sich dieser Grundstoff am reinsten und stärksten verdichtet, während in allen übrigen Kohlenarten mehr oder weniger fremde Beimengungen und eine weit geringere Dichtheit existirt. Ohne Zweifel waren die Diamanten einst im flüssigen Zustande und könnten wir jetzt eine Hitze erzeugen, in welcher der Kohlenstoff flüssig würde, so könnten wir auch sehr leicht aus Kohle echte Diamanten fabriciren. — Der Kohlenstoff ist es nun aber auch, der den menschlichen, sowie den thierischen und pflanzlichen Körper zusammensetzen hilft und sich hier vorzugsweise im Fette, Zucker, Gummi, Stärke, Alkohol findet, der ferner eine hauptsächlichste Quelle der Wärme, sowie des Lichtes und der schwarzen Farbe darstellt. Man nennt ihn in den Pflanzen Pflanzenkohle, (wie die Holz-, Stein- und Braunkohle) und aus thierischen Theilen gewonnen, thierische Kohle. Diese Kohle gewinnt man aber durch das Verkohlen organischer Körper, d. h. durch Erhitzen derselben bei gehemmtem Luftzutritt, durch das Verbrennen derselben bei Mangel an der gehörigen Menge von Sauerstoff (wie in den Meilern). Der Vorgang dabei ist folgender: die Verbindung des Kohlen-, Wasser- und Sauerstoffs, aus welchen Stoffen die organischen Körper hauptsächlich bestehen, wird in der Hitze gelöst und der frei gewordene Wasserstoff verbindet sich nun sofort mit dem Sauerstoffe zu Wasser, so daß dem Kohlenstoff kein Sauerstoff zur Verbindung mehr übrig geblieben und er jetzt für sich vorhanden ist. Die Stein- und Braunkohlen sind aus urweltlichen Pflanzen entstanden, indem vor vielen Tausenden und Millionen von Jahren ganze Wälder durch große Erdrevolutionen verschüttet wurden und das Holz in diesem bedeckten Zustande langsam verkohlt ist. Der Torf ist ein ähnliches, nur der jüngsten Erdschicht angehöriges, kohlenhaltiges Gebilde, welches der Pflanzenzersetzung seinen Ursprung verdankt. — Die Kohle dient uns als vorzüglichstes Feuerungsmaterial, sie besitzt ferner, und zwar vorzüglich als Knochenkohle (Beinschwarz, gebranntes Elfenbein) die Eigenschaft, färbende Stoffe aus Flüssigkeiten hinwegzunehmen und wird deshalb in den Raffinerien zur Entfärbung des Zuckers benutzt. Die Holzkohle wird uns dagegen durch ihre Porosität sehr nützlich, indem sie andere Stoffe in ihre Zwischenräume mit Begier auffangt. Wenn sie Wasserdampf und Luft in sich aufnimmt und verdichtet, kann eine Erwärmung und Selbstentzündung derselben entstehen. So läßt sich fauliges Wasser durch Schütteln mit frischgeglühter und kleingestoßener Holzkohle von schlechten, übelriechenden Stoffen reinigen; deshalb filtrirt man auf Seeschiffen das Wasser, wenn es fauligig geworden ist, durch Kohlenpulver und ebenso macht man in Paris, was kein frisches Wasser besitzt, das Seinewasser trinkbar. Daher wendet man auch in Krankenzimmern zerkleinerte Kohle an, um die Luft von schädlichen Ausdünstungen zu reinigen. Dem Branntweine entzieht die Kohle das Fuselöl und dem Biere die Hopfenbestandtheile. Pflanzen- und Thierstoffe werden lange Zeit vor Fäulniß bewahrt, wenn man sie in Kohlenpulver packt oder mit demselben einreibt; aus diesem Grunde räuchert man das Fleisch, um ihm eine Kruste von Kohlenstoff zu geben; deshalb bleibt das Wasser in Fässern, welche im Innern etwas verkohlt sind, lange trinkbar, und darum verkohlt man Holzpfähle, welche in die Erde eingerammelt werden. Von großer Bedeutung ist außerdem die Anwendung der Kohle als Desoxydationsmittel, d. h. um den Oxyden ihren Sauerstoff zu entziehen, indem sie sich mit demselben zu Kohlensäure verbindet. Fast alle Metalle und namentlich das Eisen werden dadurch gewonnen, daß man ihre Oxyde mit Kohle zusammenglüht. Im Schießpulver spielt die Kohle eine Hauptrolle; der Kien- und Lampenruß, überhaupt Ruß, wird aber zu schwarzen Farben verarbeitet. — Im menschlichen Körper dient der Kohlenstoff, welcher hauptsächlich durch die fetten, zuckerigen, stärkemehlhaltigen und spirituösen Nahrungsmittel eingeführt wird, nicht blos zur Bildung der Gewebe und vorzugsweise des Fettes, sondern auch zur Entwickelung der Eigenwärme, indem derselbe durch den Sauerstoff verbrannt und in Kohlensäure verwandelt wird, welche wir dann fortwährend ausathmen (s. Athmungsproceß in Gartenlaube No. 16 u. 17).

Verbindungen des Kohlenstoffes. Unter diesen steht die luftförmige Kohlensäure obenan, sie bildet sich bei der Verbrennung kohlenstoffhaltiger Substanzen durch die Verbindung des Kohlenstoffes mit dem Sauerstoff, (1 Loth Kohlenstoff und $2^2/_3$ Loth Sauerstoff), sie ist es, welche von Menschen und Thieren fortwährend ausgeathmet wird und sich beim Verbrennen, Verwesen und Gähren entwickelt. Die Kohlensäure ist in Wasser auflöslich, und sie ist es, welche dem Biere den verlenden Schaum und dem Champagner, sowie allen sogen. moussirenden Getränken das Brausende verleiht, welche den Sauer-Brunnen ihren angenehmen erfrischenden Geschmack ertheilt und das Brunnenwasser frisch und erquickend macht. Während die Kohlensäure für unsere Magen sich nicht nur nicht nachtheilig, sondern sogar erquicklich zeigt, ist sie für die Lungen ein höchst gefährliches Gas. (S. Athmungsproceß in Gartenlaube No. 16 u. 17.) Denn ebensowenig als ein Licht darin brennen kann, ebensowenig können Menschen und Thiere in dieser Gasart leben; man erstickt, wenn zu viel Kohlensäure in der Luft, in welcher man zu athmen gezwungen, vorhanden ist. Da nun Menschen und Thiere Kohlensäure ausathmen, so wird auch der Aufenthalt vieler Menschen in einem kleinen und verschlossenen Raume für die Gesundheit und das Leben gefährlich. Da ferner Kohlensäure in großer Menge in Kellern, wo Most

und Bier oder andere dergleichen Flüssigkeiten gähren, sich entwickelt, so ist der Eintritt in solche Keller, welche lange Zeit verschlossen gewesen sind, nicht ohne Gefahr und es muß deshalb erst der Versuch angestellt werden, ob und wie ein Licht darin brennt. In der Hundsgrotte bei Neapel dringen Ströme von Kohlensäure aus der Erde (Mofetten) und füllen die Höhle einige Fuß hoch mit diesem Gase. Da dieses schwerer als die atmosphärische Luft ist, so zieht sich dasselbe nur auf dem Boden hin und Menschen, welche mit dem Kopfe über diese Kohlensäureschicht hinausragen, können ohne Gefahr in die Grotte treten, während Hunde darin sterben. In Indien ist ein Thal, das sogenannte Giftthal, rings von Bergen eingeschlossen, dessen kohlensäurereiche Luft Menschen und Thiere tödtet, die dasselbe betreten. Man sollte nun glauben, daß sich auch bei uns in der atmosphärischen Luft nach und nach eine zu große, für Menschen und Thiere gefährliche Menge von Kohlensäure anhäufen müßte, da fortwährend beim Ausathmen und bei Verbrennungen, sowie beim Gähren und Faulen Kohlensäure gebildet wird, allein die Pflanzen nehmen sie viel davon wieder in sich auf, und hauchen dafür Lebensluft (Sauerstoff) für uns aus, daß nur ein sehr geringer und unschädlicher Antheil von Kohlensäure in der atmosphärischen Luft vorhanden ist. — Das **Kohlenoxydgas** (**Kohlendunst**, **Kohlengas**) ist ebenfalls eine Verbindung von Kohlenstoff mit Sauerstoff, aber mit einer geringeren Menge des Letzteren als in der Kohlensäure. Dieses Gas bildet sich, wenn bei der Verbrennung der Kohle nur wenig Luft zutritt, also beim unvollkommnen und langsamen Verbrennen von Kohlen (mit erstickter Flamme), wie dies in Oefen der Fall ist, wo die Klappe geschlossen und dadurch der Luftzug gehindert wird, ferner wenn Kohlen nur glimmen und die auf denselben sich bildende Asche den Zutritt der Luft erschwert (in Kohlentöpfen). Entzündet man das Kohlenoxydgas, so brennt es mit schöner blauer Flamme und wird dadurch, daß es nun noch mehr Sauerstoff anfnimmt, zu Kohlensäure. Dieses Gas ist, wenn es eingeathmet wird, höchst giftig und die gewöhnlichste Ursache der Erstickung von Menschen, die in einem Zimmer schliefen, in welchem Kohlen brannten. — **Kohlenwasserstoffgas** heißt die Verbindung des Kohlenstoffes mit Wasserstoff und diese verbrennt mit heller Flamme, weshalb es auch **Leuchtgas** genannt wird. Vereinigen sich 75 Gewichtstheile Kohlenstoff mit $12^1/_2$ Gewichtstheil Wasserstoff, und dies ist der Fall, wenn kohlenwasserstoffreiche Körper bei höherer Temperatur erhigt werden, so bildet sich das **schwere Kohlenwasserstoffgas** (**ölbildendes Gas**), welches in Gasbereitungsanstalten durch Erhigen von Steinkohlen in verschlossenen eisernen Cylindern gewonnen wird. In diesen Cylindern bleibt dann der sogen. Koak zurück, der aus ziemlich reinem Kohlenstoffe besteht und deshalb ein gutes Brennmaterial ist. Vereinigen sich dagegen, bei niedriger Temperatur, 75 Gewichtstheile Kohlenstoff mit doppelt soviel Wasserstoff, dann entsteht **leichtes Kohlenwasserstoffgas**, welches auch **Grubengas** (schlagende Wetter, feurige Schwaden) und **Sumpfluft** genannt wird, weil sich dasselbe in Gruben von Steinkohlenbergwerken entwickelt und hier, wenn es durch ein Grubenlicht entzündet wird, heftige Explosionen veranlaßt, und weil dasselbe über Sümpfen durch Zersetzung von Pflanzen und Thieren entsteht und dann im Menschen, wenn dieser die Sumpfluft einige Zeit einathmet, bei uns zu Lande das kalte oder Wechselfieber, in heißen Ländern die gefährlichen Sumpffieber erzeugt. Zum Füllen der Luftballons bedient man sich des leichten Kohlenwasserstoffgases, weil dieses um die Hälfte leichter als die atmosphärische Luft und viel billiger als das noch viel leichtere Wasserstoffgas ist. — Der **Stahl** ist eine Verbindung von Kohlenstoff mit Eisen; mit dem größern Gehalte an Kohlenstoff nimmt die Festigkeit und Härte des Stahls zu.

Schwefel ist ein ziemlich verbreitetes und auch im menschlichen Körper befindliches Element, welches rein (gediegen) in Sicilien und in der Nähe von Neapel gefunden wird, sonst aber gewöhnlich mit Metallen verbunden vorkommt (besonders als Schwefeleisen und Schwefelkupfer). Im Handel erscheint der Schwefel in Gestalt von größern Stücken (als Stangenschwefel) oder als feines gelbes Mehl (Schwefelblumen). Die bekannteste Anwendung des Schwefels ist die zu Schwefelhölzchen und Schießpulver (mit Salpeter und Kohlen), sowie zum Schwefeln der Körbe und Weinfässer (damit der Wein nicht so leicht durch Aufnahme von Sauerstoff aus der Luft sauer werde). Neuerlich benutzt man den Schwefel zum Vulkanisiren des Kautschuk, weil dieser durch die Verbindung mit Schwefel weicher und von länger dauernder Elasticität wird. — Mit Sauerstoff verbunden stellt der Schwefel das **Vitriolöl** oder die **Schwefelsäure** dar; mit Wasserstoff vereinigt bildet sich ein Gas, das **Schwefelwasserstoffgas**, welches öfters in Cloaken erzeugt wird, wie faule Eier stinkt und sich sehr gern mit Metallen verbindet. Deshalb laufen auch gar nicht selten beim Reinigen der Abtrittsgruben die messingenen Schlösser, sowie die silbernen Löffel und dergl., selbst die mit Bleiweiß gestrichenen Thüren gelblich, bräunlich oder auch schwärzlich an. Dieses Gas ist sehr giftig und hat schon manchem unvorsichtigen Grubenarbeiter den Tod gebracht. — Im menschlichen, thierischen und pflanzlichen Körper trifft man den Schwefel in den eiweißartigen Substanzen an, welche deshalb auch bei ihrem Faulen Schwefelwasserstoffgas entwickeln, und wenn silberne Löffel durch manche Speisen, wie durch Eier und Fische, gelb oder schwärzlich anlaufen, so beruht dies auf der Bildung von Schwefelsilber mittels des Schwefelwasserstoffes aus der schwefelhaltigen Eiweißsubstanz.

Phosphor ist als Oxyd in Verbindung mit Kalk (als **phosphorsaurer Kalk**) in der Natur sehr verbreitet; auch im Menschenkörper wird er in ziemlich großer Menge angetroffen, denn jeder ausgewachsene Mensch trägt etwa 6 Pfund phosphorsauren Kalkes nur in der Masse seiner Knochen mit sich herum, abgesehen davon, daß auch in den eiweißartigen Substanzen (im Gehirn und in den Nerven) Phosphor enthalten ist. Es gelangt aber dieser Stoff hauptsächlich durch die Nahrung aus den verschiedenen Getreidearten in unsern Körper und diese selbst bedürfen deshalb eines

Bodens mit phosphorsaurem Kalke. — Der reine Phosphor ist ein gelblicher, durchsichtiger Körper von wachsartiger Härte, welcher im Dunkeln leuchtet und sich in der Luft sehr leicht entzündet, weshalb derselbe unter Wasser aufbewahrt werden muß und zu Streichzündhölzchen benutzt wird. Neuerlich verwendet man denselben auch anstatt des Arseniks zur Bereitung von Rattengift. — Phosphor mit Sauerstoff verbunden stellt Phosphorsäure dar und aus dieser, welche man durch Uebergießen weißgebrannter Knochen mit Schwefelsäure gewinnt, wird erst der reine Phosphor dargestellt.

Das **Arsen** ist der Grundstoff des weißen Arseniks oder der arsenigen Säure, des Giftmehls oder Hüttenrauches, einer Verbindung von Arsen mit Sauerstoff. — Das Arsen welches auch gediegen, meist jedoch mit Schwefel, Eisen, Kobalt und Nickel verbunden gefunden wird, ist grau und mit farbenspielendem Metallglanze; es entwickelt beim Erhitzen einen starken Knoblauchsgeruch und weiße Dämpfe (d. i. weißer Arsenik). — Der weiße Arsenik ist geruch- und geschmacklos und wird deshalb sehr oft zu Vergiftungen gemißbraucht, die aber sehr bald zu entdecken sind, weil der Arsenik sehr leicht durch die Chemie nachgewiesen werden kann. (Das beste Mittel, um die Wirkung des Arseniks aufzuheben, ist das Eisenoxydhydrat.) Benutzt wird dagegen derselbe als Rattengift, zum Conserviren des Felles ausgestopfter Thiere, zur Bereitung von Stearinkerzen (damit dieselben nicht so leicht zerbrechen) und von Farben, besonders von Schweinfurter Grün (mit Kupfer); auch findet derselbe Anwendung in der Färberei und Glasfabrication, sowie in der Feuerwerkerei (mit Schwefel, beim bengalischen Weißfeuer).

Das **Silicium** oder Kiesel findet sich nur mit Sauerstoff zur Kieselsäure oder Kieselerde verbunden, aber in den allermeisten Mineralien, so daß dieses Element nach dem Sauerstoffe das verbreitetste auf der Erde ist und die hauptsächlichste Grundlage der Erdrinde ausmacht. Die schönste Form, in welcher die Kieselerde auftritt, ist die der wasserhellen, sechsseitigen Säulen des Bergkrystalls; außerdem bestehen alle Minerale, welche zur Familie des Quarzes gehören und eine große Härte zeigen, wie z. B. der Achat, Amethyst (violett), Carneol (roth), Chrysopras (grün), Rauchtopas (schwarz), der Feuerstein u. s. f. aus fast reiner Kieselsäure, die ferner noch die Hauptmasse alles Sandsteines und Sandes ausmacht. In Verbindung mit Kali, Natron, Kalk, Bleioxyd und Thonerde stellt die Kieselsäure Substanzen dar, aus welchen Glas, Porzellan, Steingut und alle übrigen Thonwaaren verfertigt werden. Auch in den Pflanzen, besonders in den Gräsern und Schachtelhalmen, findet man die Kieselsäure, sowie fast in allen Gewässern eine geringe Menge dieser Säure aufgelöst enthalten ist. Im menschlichen Körper trifft man nur wenig davon in den Haaren und Knochen.

Jod und **Brom** sind seltenere Grundstoffe, die sich vorzüglich in einigen Salzen und Pflanzen des Meeres, sowie in manchen heilsamen Quellen (Kreuznach, Marienbad, Heilbrunn, Nenndorf, Hall) finden lassen. Beide Stoffe wurden neuerlichst zum Daguerreotypiren benutzt, weil sie mit Silber verbunden gegen das Licht ungemein empfindlich sind. — Jod mit Stärke zusammengebracht, ertheilt dieser augenblicklich eine lebhaft blaue Farbe. Am wichtigsten ist aber das Jod wegen seiner medicinischen Wirksamkeit, die sich vorzugsweise auf die Schild- und Brustdrüse bezieht, weshalb dieses Mittel bei Kröpfen bisweilen gute Dienste thut.

Fluor bildet mit Calcium den Flußspath und mit Alaunerde den Topas; es ist übrigens ein unbedeutendes Element und nur deshalb interessant, weil durch seine Einwirkung auf das Glas dieses matt und angeätzt wird.

Das **Bor**, ein seltener Stoff, kommt als Borsäure mit Natron verbunden unter dem Namen Borax vor, welcher beim Schmelzen edler Metalle als Flußmittel und zum Grünfeuer benutzt wird.

(B.)

Aus der Gewerbswelt.

Mitgetheilt von **Friedrich Georg Wieck**.

Der Glaspalast in Sydenham.

(Schluß.)

In unserm Artikel von voriger Woche haben wir das Aeußere des riesigen Krystallpalastes von Sydenham vor Augen geführt und beschrieben. Treten wir jetzt in dessen Inneres! Davon aber eine Ansicht zu geben, das läßt sich bei unserem beschränkten Raum nicht thun. Wir gebrauchten dazu wenigstens ein Mammouthformat! Selbst das recht leibliche Maß der illustrirten Zeitung möchte dazu nicht ausreichen. Inzwischen trauen wir unseren Lesern und vornehmlich unseren Leserinnen so viel Phantasie zu, daß sie, selbst mit verbundenen Augen, all das Schöne und Herrliche erblicken werden, was zwar bis jetzt noch nicht in der Wirklichkeit im Krystallpalast vorhanden ist, doch von uns mit einigen raschen Federstrichen angedeutet werden soll. —

Das hohe kuppelartig überglaste Querschiff öffnet

sich uns wie eine unter dem Himmels-Dome offene Kirche, wenn wir von der Seite des Gartens aus (von der wir mit unserm ersten Artikel eine Ansicht gegeben haben) in die Halle treten.

Diese Riesenhalle, so wie auch der große Mittelgang, der ihn durchkreuzt, mit den Seitengängen und Hallen: sie alle sind mit einer Fülle von Bäumen, Sträuchern, Blumen, Pflanzen ausgeschmückt, geordnet nach den verschiedenen Zonen. Dazwischen befinden sich lebende Vögel in Käfigen, und andere Thiere, ausgestopfte, als wenn sie lebend wären, nach dem Verfahren des königlichen Conservators Plouquet in Stuttgart. Auch die Insekten und Würmer fehlen nicht. Ausgestopfte Fische scheinen wundersam im Wasser zu schwimmen, in Folge einer neuen Methode, die das Leben nachäfft. Die Schmetterlinge wiegen sich auf den Blumen; farbenprangende Käfer, statt wie es bei uns geschieht, aufgespießt an der Wand zu hängen, sitzen auf seltsamen Cactus und Orchideen. Und, damit die Täuschung recht lebendig sei, sieht man ringsum auch Gegenstände aus der unbelebten Natur und der schaffenden Arbeit des Menschen in derselben. „Es sollen — wie man schreibt, nämlich nicht blos die mannigfachsten Formationen der Erdkruste verschiedener Länder, sondern auch die geologischen Schichtungen einzelner besonderer Punkte zur Veranschaulichung gebracht werden. Man wird sorgfältig gearbeitete Modelle zur Verdeutlichung der Arbeiten in Bergwerken, zur Erläuterung von Vulkanen und Erdbeben, und zur Beleuchtung der praktischen Bedeutung der Erdkunde in Bezug auf Anlage von Brunnen, Wasserleitungen, Schächten u. s. w. aufstellen." —

Aber auch die Veranschaulichung des Menschen als Bewohner der Erde fehlt nicht. Man sieht plastische Bildwerke der verschiedenen Menschenfamilien in ihrer Pracht und in ihrer Lebensweise mit ihrem Haus- und Ackergeräthe, ihren Waffen, Wohnungen und Gefährt.

Hierzu tritt nun noch die alte und neue Kunst mit den Schöpfungen des Gewerbfleißes.

Alle diese Wunder, die den Geist erheitern und bilden, umringen uns in diesem Palast: man könnte wohl sagen in dieser Welthalle! —

In der Mitte des Querschiffs steigt eine krystallne Wassersäule empor. Links und rechts an den Enden des Mittelganges führen Brücken über Teiche mit lebenden Fischen und seltenen Wassergewächsen. Vom Eismeere steigen wir hinab in die gemäßigte Zone und gelangen über den afrikanischen Wüstenland in die Gegenden des ewigen Frühlings und in die Goldregionen von Australien. So reisen wir elektrisch-telegraphisch. Aber auch wie Mohamed, der in einer Secunde Schlafs Jahrtausende durchlebte, durchwandern wir die Zeitalter sogar die verweltlichen Perioden und kaum daß wir uns von der Stelle bewegen. Die Mammouth's, Mastodonten, Megatherier und Saurier und wie die colossalen Gebilde der Urthiere alle genannt werden, stehen um uns. Daneben steckt „die Nadel der Cleopatra" (ein schöner Obelisk aus Aegypten) und nicht weit davon im Hofe zu Ninive sind die 3000jährigen Halbhochbilder der schöngelockten Assyrier und ihres politischen und häuslichen Lebens aufgestellt. Von Ninive und Nimrud kommen wir nach dem alten Aegypten mit den räthselhaften Sphinxen, Hieroglyphen, Mumien, Apis, Isis und Osiris, ganz anders als wir sie in der Zauberflöte zu sehen gewohnt sind. Von da gelangen wir nach Griechenland, beschauen uns das Parthenon und die Wunderwerke des Phidias. Wir durchschreiten nun das alte Rom, das (nach Schiller) jetzt „mit allem seinen Glanze nur ein Grab ist der Vergangenheit" und erholen uns vom Taumel der Jahrtausende in der Erfrischungshalle der Alhambra, dem Löwenhof, der in Sydenham erhalten wird, während er in Spanien verfällt. Mit frischen Kräften ausgerüstet, durchschreiten wir gegenüber die mit der Kunst des Mittelalters und der Renaissance geschmückten Hallen. Durch blühende Gebüsche winden wir uns allmälig zu den herrlichen Seidenstoffen und Schals hindurch, die sich links vom Querschiff befinden. Von dort gehen wir zu den nüblichen Wollen-, Baumwollen- und Leinenwaaren über, betreten dann auf der nördlichen Seite die Schauräume für die unendliche Mannigfaltigkeit der Stück- und Kurzwaaren und flüchten uns zuletzt, geblendet von dem, wenn auch falschen doch schönen Glanz der Birminghamer Waaren, angegriffen von dem Gewränge der Waffen und Stahlarbeiten aus Sheffield, entzückt aber ermüdet vom Anblicke der Teppiche, Tapeten, Spitzen, Schleier, Hauben, Hüte und Blumen, bei denen sich unsere holden Begleiterinnen ein wenig zu lange aufhielten, in das Complexivum der pompejanischen Erfrischungshalle.

Hier schwärmen wir einige Minuten von Rosen bekränzten Festessen und Gelagen und begehen uns, des Genusses voll, nicht des Genossenen — denn dieses ist sehr nüchtern gewesen, kraft des Verbots, geistige Getränke zu verabreichen — nämlich des Genusses geistiger Speise voll, durch das Tablinum von Seristyl und das Trielinium zur Treppe, die auf die Galerien führt. Abgespannt, wie wir sind, wagen wir inzwischen nicht, unsere Begleiter auf dem kühnen Pfade unserer Phantasie zu nöthigen, uns weiter zu folgen und sich alle die auf den Gallerieräumen ausgebreiteten kleinen und großen Unendlichkeiten des Kunst- und Gewerbfleißes zu beschauen. Dort liegen sie zur Schau ausgebreitet in immerwährender Ausstellung, wahrscheinlich aber bei stetem Wechsel, um nicht zu veralten und nicht zu langweilen.

Unsere Wanderung in Gedanken durch den Krystallpalast von Sydenham ist zu Ende.

Wie lange es noch dauern wird, bis jener Palast wirklich in Besitz aller seiner Schätze ist und durchwandert werden kann, ist jetzt noch nicht zu bestimmen, noch viel weniger aber, ob wir ihn je einmal durchwandern werden. —

Wir lassen uns inzwischen an der Phantasie genügen, denn:

„Was sich nie und nirgend hat begeben,
Das allein veraltet nie!" —

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 29. 1853.

Die Gartenlaube.

Familien-Blatt. — Verantwortlicher Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich ein ganzer Bogen mit Illustrationen.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 10 Ngr. zu beziehen.

Eine Nacht unter Alligatoren.

Aus den Sümpfen Louisiana's in Amerika.

Ich bin, so zu sagen, ein geborner Jäger und ich glaube, daß Niemand im Stande ist, irgend eine Sorte von Jagd zu nennen, die ich nicht praktisch verstünde. Nur einen Ibis, einer der interessantesten Vögel Amerika's, hatte ich noch nicht geschossen. Eigentlich war ich blos des Ibis wegen in die heißen Sümpfe, Seen, Buchten und Lagunen gegangen. Zu meiner kostbaren Sammlung von Jagd-Trophäen sollte der Ibis nicht länger fehlen. Lange hatte ich mich in den südlichen Theilen herumgetrieben, ohne meinen Vogel zu entdecken. Endlich wagte ich mich allein mit meiner Doppelbüchse und meinem Pulvervorräthen in einem gewöhnlichen Kahne eines Tages weiter und immer weiter hinein in diese schläfrigen, schlammigen Buchten und Bayen, die der Mississippi schon 300 Meilen (es ist immer von englischen Meilen die Rede) vor seiner Mündung um sich herum gerissen hat. Zuweilen schlafen sie ganz in Schlamm und Schlummer versunken, zuweilen kriechen sie vor-, dann auch wieder rückwärts, je nach der Jahreszeit. Diese labyrinthischen Ströme, Bayen und Buchten sind in der Regel sehr tief, zuweilen eng, zuweilen sehr weit und mit Inseln in deren Mitte. Sie sind mit ihren Sümpfen und Morästen die wahre Heimath der Krokodile und Alligators und eines nicht minder unfreundlichen Geschöpfs, des Fluß-Hay's. Schaaren von Wasser- und Sumpf-Vögeln kreisen und kreischen über ihnen und waten durch deren schwarzen Urschlamm; der rothe Flamingo, der weiße Reiher, der Trompeten-Schwan, der blaue Fischreiher, die wilde Gans, der Kranich, der Schlangen-Vogel, der Pelican und endlich der Ibis in mehreren Arten. Ueber ihnen kreist die Aristokratie der Sümpfe, der weißköpfige Adler und andere Söhne vom Stammbaume der Raubvögel, die zuweilen herabschießen und sich bald Vögel, bald Fische holen. Die Natur strotzt hier noch von bäslicher Ueberfruchtbarkeit an scheußlichen Reptilien, Fischen und Insekten, die von den Schaaren der Vögel, obgleich sie von ihnen leben, nicht verdünnt, geschweige vertilgt werden können.

Diese Wassernetze wirren sich in allen Richtungen durch die Sümpfe und sind zwischen manchen Ansiedelungen die einzig möglichen Wege. Südlich nach dem

Golf hin hören bald alle Bäume auf und 50 Meilen ringsum ist nichts zu sehen als Sumpf und Wasser. Hier in dieser baumlosen Wasser- und Sumpfwüste schwamm und ruderte ich, um einen Ibis zu erwischen.

Ich war von einer kleinen französisch-creolischen Colonie ganz allein abgefahren, selbst ohne Hund, da mein theurer Liebling kurz vorher, als er mir durch eine Bucht nachschwamm, von einem Alligator verschlungen worden war.

Der schläfrige Strom trug mich langsam weiter und immer weiter, ohne daß ich meinen Vogel entdeckte. Eine Zweigbucht begegnete mir sehr lockend mit ihren Inseln, auf denen Riedgräser in ungeheurer Fülle sich bogen. Ich ruderte mich hinein. Alles erschien hier unberührt und urkräftig in einer so furchtbaren Einförmigkeit und Stille, daß ich gleichsam vor mir selbst erschrack, hier mich zu befinden und sogar Lärm zu machen.

Doch hatte das Gefühl, daß ich wohl das erste menschliche Wesen sein könnte, welches dieses Stück Schöpfung sah, bald etwas Erhebendes für mich. Ich fing an, mich meiner Herrschaft über die Schöpfung bewußt zu werden und tüchtig unter die unschuldigen, noch ganz furchtlosen Thiere hineinzuschießen. Schon hatte ich einen großen Holz-Ibis und einen von der weißen Species, doch noch keinen rothen, auf den mir's eigentlich ankam. Inzwischen holte ich mir einen weißköpfigen Adler vollends herunter, der offenbar neugierig und keine Gefahr ahnend, sich weit herabgelassen hatte, um mich in der Nähe zu besehen. Ich mochte ungefähr 3 Meilen stromaufwärts gerudert sein, als ich mich entschloß, die Ruder hereinzunehmen und mich zurück treiben zu lassen. Doch merkte ich zugleich, daß sich die Bucht weitete. Von Neugier gepackt, trieb ich rasch weiter hinauf. Nach einigen hundert Schlägen befand ich mich am Ende eines ziemlich rinnden Sees von etwa 1 Meile im Umfang. Er war tief, schwarz und voll von Alligators. Ich sah deren häßliche Riesenkörper und ihre langen, gezackten Rücken nach allen Richtungen hin und herfahren und Fische oder einander verzehren; doch war das nichts Neues für mich. Ich hatte das Schauspiel schon zu oft auf meinen Excursionen gesehen. Was mich am Meisten anfregte, waren rothschwimmende Linien auf einer kleinen Insel beinahe mitten im See. Das konnten rothe Ibis sein. So ruderte ich eifrig heran, doch vorsichtig genug, um sie nicht aufzuscheuchen. Die Sonne brannte heiß und hell und beleuchtete blendend die glänzend rothe Reihe von Vögeln, die, auf einem Beine stehend, entweder schliefen oder in tiefe Gedanken versunken waren. Jetzt sah ich, daß es keine Flamingo's waren. Die Gestalt ihrer Schnäbel, einer Degenklinge ähnlich und ihre Größe von etwa 3 Fuß (der Flamingo hat fünf) überzeugten mich, daß ich eine Compagnie Ibis vor mir sah. Sie standen am entgegengesetzten Ende der Insel, die kaum 70 Ellen maß. Mit der größten Vorsicht schob ich den Kahn herum und legte meine Doppelbüchse an. Ich zielte und drückte sogleich beide Läufe ab. Der Rauch zerstob rasch und ich sah alle davonfliegen, bis auf einen. Mit leidenschaftlicher Hast sprang ich aus dem Kahne und auf meine Beute, einen richtigen rothen Ibis. Freudig kehrte ich zurück, sah aber zu meinem Schrecken den Kahn schon weit davon treiben. In meiner Leidenschaft hatte ich ihn nicht befestigt. Ich wollte nachspringen, merkte aber, daß das Wasser dicht am Ufer gleich klafterief war.

Ich sah blitzschnell ein, daß mein Kahn und ich verloren seien, unwiderruflich, obgleich ich im ersten Augenblicke das Schrecklichе, Beispiellose meiner Lage noch nicht im vollen Umfange einsah. Meine kleine, trostlose, öde, sumpfige Insel lag mitten in einem See, und um diesen See mitten in einem Labyrinthe von Sümpfen, Inseln, Seen und Flüssen, die noch nie ein Mensch gesehen haben mochte. Ich wußte, daß hier meilenweit ringsum kein Mensch wohne. Schwimmen konnte ich nicht und würde mir auch mitten unter Heeren von Alligatoren wenig geholfen haben. Auf der Insel kein Baum, kein Stecken, nicht die Spur von Holz, wovon ich hätte etwas zum Schwimmen machen können. Der Schrecken der Einsamkeit und Verlassenheit überfiel mich mit seiner ganzen riesigen Allgewalt. Niemand konnte mich hören oder sehen oder nur ahnen, denn in der Kolonie, wo ich mich aufhielt, war ich nur als Fremder bekannt, der sich zuweilen Wochen lang nicht sehen ließ. Sie hielten mich für eine Art Wunderthier, das zuweilen nie gesehene Thiere, die ich in ihrer Nachbarschaft geschossen, nach Hause bringe. Sonst wußte Niemand etwas von mir, und Niemand hatte ein Interesse an mir. Man konnte mich also unmöglich eher vermissen, als bis ich vielleicht verhungert oder von einem Alligator verdaut worden war.

Ich begriff dies Alles in weniger als einer Minute. Ich schrie; ich brüllte nach allen Seiten, obgleich ich wußte, daß mich Niemand hören konnte. Nur meine Stimme hört' ich als Antwort weithin verhallen. Die Reiher kreischten und der weißköpfige Adler schien ein wahnsinniges Hohngelächter aufzuschlagen.

Ich hörte auf zu schreien, warf mein Gewehr zur Erde und mich daneben. Ich habe einmal lange in einem düstern Kerker gesessen, ich bin einmal einem Banditen begegnet, der mir die gespannte Pistole vor die Stirn hielt, Niemand wird dies angenehme Situationen nennen, auch waren sie's für mich nicht. Ich habe mich einmal in einer Prairie von Texas verloren, auf dem unendlichen Meere festen Landes mit mannshohem Grase, ohne die geringste Spur von Baum, Gegenstand, Stern oder sonst einem möglichen Leiter. Das war noch schlimmer; Man sieht sich ringsum die Augen aus; man sieht nichts, man hört nichts, man ist allein mit Gott und zittert vor seiner Gegenwart. Alle Sinne verschwimmen, das Gehirn dreht sich im Kreise und wir mit ihm, man fürchtet sich vor sich selbst, man erschrickt, daß man denken kann. Von Allen verlassen, fürchtest Du, daß Dich Dein eigner Geist verlasse. Das ist schrecklich, unsäglich furchtbar, aber man kann's ertragen, denn ich habe es ertragen und würde es lieber noch zwanzigmal durchmachen, statt nur eine Minute der ersten Stunde meiner jetzigen Lage wieder zu erleben. Dein Gefängniß ist dunkel und schweigend, aber Du weißt, daß Du Mitgefangene hast und der Schließer kommen und Dir ein menschliches Gesicht zeigen wird, sei es noch so häßlich und bar-

barisch. Verloren in der Prairie bist Du allein, aber Du bist frei. Auf meiner Insel war ich allein und gefangen gebunden, mehr als gebunden. Die Schrecken des Gefängnisses und der Prairie stürzten sich mit gleicher Gewalt auf mich. Dazu kamen zahllose Massen von häßlichen Ungeheuern. — Endlich verlor ich das Bewußtsein, wie als zum Schlafen. Ich hatte mich den ganzen heißen, tropischen Tag abgearbeitet, ohne etwas zu mir zu nehmen. Ich war zermalmt und dachte schon bald unbewußt mit einer Art Gleichgültigkeit an ein elendes Verderben. So mußte ich viele Stunden zugebracht haben; denn als ich die Augen wieder aufschlug war die Sonne schon im Sinken. Ein schauderhafter Umstand brachte mich wieder zu mir selbst und auf die Beine. Ich sah und fühlte mich von dunkeln, scheußlichen Gegenständen umgeben. Sie waren lange vor meinen Augen gewesen, aber ich hatte sie in meinem traumartigen Halbbewußtsein nicht gesehen. Ich dachte wohl in meiner Dhumacht daran, aber ohne Kraft, mich davor zu fürchten. Endlich hörte ich sie: ein ewig unvergeßliches, gräßliches Blasen und Brausen, Röcheln und Schnarchen, zuweilen ein dunkles, tiefes Zischen, endlich wie das rasende Gebrüll eines wüthenden Bullen. Jetzt riß das Entsetzen meine Augen auf: riesige Eidechsen — Alligators rund um mich und über mich herkriegen. Sie krochen und rochen und schnaubten und brüllten dicht über die ganze Insel hinweg und schienen offenbar in Zweifel, was mit mir anzufangen sei, da ihnen ein solcher Leckerbissen zum ersten Male vorkam. Ihre riesigen weiten Rachen öffneten sich gegen mich und ihre scheußlichen, bleiernen Augen starrten mich an.

Im furchtbarsten Entsetzen sprang ich auf und die riesigen Ungeheuer krochen und stürzten durch und über einander nach allen Seiten in's Wasser. Sie hatten noch keinen Menschen gesehen, geschweige gegessen. Die scheußlichsten Thiere erkennen in ihrer Riesenkraft die Herrschaft des Menschen an, so lange dieser sie nicht durch Verfolgung und Mord demoralisirt hat. Die Krokodile Indiens und Aegyptens stürzen sich mit Wuth und Heißhunger auf jeden Menschen; diese „unschuldigen" hier flohen mit großem Entsetzen vor dem „Herrn der Schöpfung". Dies Gefühl brachte mich wieder zu mir selbst. Ich beschloß nun mit allem Scharfsinne, Alles zu versuchen und zu durchdenken, was möglicherweise zu meiner Rettung führen könnte. Ich untersuchte jeden Zoll der Insel, sondirte jede Tiefe ringsum durch tollkühnes Hineinwaten, wobei ich jedesmal mit dem dritten, vierten Schritte bis an den Hals versank. Die Ungeheuer umschnarchten mich hier unverschämter, so daß ich bald erschreckt an's Ufer sprang und mit triefenden Kleidern die Insel auf's Neue durchforschte. Von allen Seiten dieselbe hohle Antwort: keine Rettung.

So trieb das Entsetzen mich immer wieder über den öden kahlen Schmutzhaufen von Insel hin und her, bis Nacht und Verzweiflung und matter Heißhunger mich wie ein neues Heer von Todtfeinden packten und den Angstschweiß aus jeder Pore trieben. Das Heer schwoll zu einer furchtbaren Masse an. Die uncivilisirte Urnatur gab sich ein Abend-Concert: Das Quaken des Nachtreibers, das Schreien der Sumpfeule, der Verzweiflungsschrei der Rohrdommel, das Schluchzen der großen Wasserkröte, das Geklirr des Glocken-Frosches und das heisere Zirpen der Savannah-Grille stürzten von allen Seiten unaufhörlich in steigenden und sinkenden und wieder steigenden Schwellungen an mein Ohr und begleiteten das nahe Schnarchen und Brüllen und Plauschen der Alligators. Erst mit Beginn der Nacht bekam hier die Natur, die ungezähmte, ihr erhabenstes, entsetzlichstes Leben. Ich wollte nicht schlafen, aber ich fiel zusammen und meine Augen zu, als könnte ich sie nie wieder aufschlagen. Aber das Kriechen, Schnarchen, Brusten und Zischen um mich herum und endlich die Berührung eines feuchten, kalten Ungeheuers, das über mich gebogen eben seinen Schlag mit dem Schweife appliciren zu wollen schien (ich kannte ihre Manier), gaben mir eine plötzliche Kraft, mit der ich auf und zur Seite sprang.

Fast in demselben Augenblicke peitschte das Ungeheuer den Boden, wo ich gelegen, daß Sand und Schmutz weit umherstoben. Meine Oberherrschaft war bald gebrochen, der Respect vor mir war dahin. Ich nahm mein Gewehr und schoß auf das größte der Ungeheuer, ohne es zu tödten. Doch stürzten alle davon. Sie sind kugelfest und haben ihre Achillesferse blos im Auge oder unter der Vorderkralle.

Ich schlief nun, wenigstens wachte ich später auf oder wurde vielmehr durch die schleimige, kalte Berührung von einem dieser Ungeheuer aufgeschreckt. Ich sprang wieder auf und schoß eins in's Auge. Es peitschte mit furchtbaren Schlägen den weichen Sandboden und brüllte ein paarmal auf; dann lag es langgestreckt. Die Andern waren wieder gestoben, kehrten aber zum Theil fast augenblicklich zurück und bildeten eine Art von Cirkel um mich. Ich schrie und schwang mein Gewehr und schoß zuweilen, doch mit immer weniger Erfolg, so daß ich, obgleich körperlich und geistig zerbrochen, doch nicht wieder an's Schlafen denken konnte. Endlich kam der Morgen heiß und feucht und belenchtete mit neuen Farben mein furchtbares Schicksal. Woher Frühstück nehmen, nachdem ich, den Tag vorher ohne Mittag- und Abendbrod, diese Nacht durchlebt hatte? Ich trank gierig das scheußliche Wasser, ohne den Durst löschen zu können. Und wie den Hunger?

Was konnte ich essen? Den Ibis. Aber wie ihn kochen? Womit Feuer machen? Mit Sand und Schlamm und Wasser? Doch wozu kochen? Kochen ist eine moderne Erfindung, ein Luxus für verweichlichte Gaumen. Ich befreite den Ibis von seinem prächtigen Gefieder und aß ihn auf. Nein ich war ökonomisch und hob mir einen Theil für die Zukunft auf. Er mochte mit Knochen 3 Pfund wiegen, doch mußte ich ihn zur zweiten Mahlzeit — einem déjeuner sans fourchette — schon bis auf die Knochen abnagen. Ich verfluchte die Stunde, in der ich Geschmack an solchen Mahlzeiten gefunden, und meine Naturwissenschaft wünschte ich mit sammt Audubon, Buffon und Cuvier in diese Urmeräste bis an den Hals.

Was nun nach dem Ibis? Todthungern? Noch nicht. Da liegt mein riesiger Nachbar: das todte Kro-

kodil. Sind in England Ochsenschwänze eine Delikatesse, kann ein Alligator-Schwanz immer noch gut genug sein, den Hungernd hinunterzuschieben. Freilich ich hungerte noch einen Tag und eine Nacht, ehe ich an meine Fleischkammer ging, und dann verbreitete das Aas einen so entsetzlichen Geruch, daß ich, zumal da keine Spur von Wind ging, genöthigt war, es mit ungeheurer Anstrengung in's Wasser zu bringen. Aber ich schoß einen andern und schnitt mir ein derbes Stück aus dessen Schweife.

Du schauderst, Leser? Schaudere nicht, sondern denke in Demuth daran, was der Mensch sei in seinem Hunger. Im Hunger und im Tode sind alle Menschen gleich, glaub' ich. Hast Du einmal gehört, christlicher Leser, von jenen Matrosen, die sich im stillen Ocean von ihrem untergehenden Schiffe auf ein Boot gerettet und auf einer Fahrt von 6 Wochen drei von ihren Unglücksgefährten, die das Loos traf, aufgegessen und ihren Durst von deren Blute gestillt hatten? — Ich verlange von keinem Menschen, daß er seinen Nächsten (ohne Grund) liebe, vielweniger seine Feinde; aber wer einen Menschen mit Bewußtsein hungern ließe, den möcht' ich in's Auge schießen, wie einen Alligator.

Nachdem ich meinen frischen Alligatorschwanz „in Gottes freier Natur" verzehrt hatte, fühlte ich mit Wollust eine Art von anglo-sächsischem Phlegma und Comfort wiederkehren. Ich fühlte sogar das Bedürfniß, meine Zähne zu stochern, aber freilich weder Natur noch Kunst boten hier diesen Artikel feil. So sah ich ruhig in's Weite über meinen Fleischvorrath hinweg (selig ist der Besitzende) und bemerkte, wie sich ein dunkler Körper träge auf der Oberfläche des Wassers umbertrieb. Freilich sah ich bald, daß es nur der verwesende Alligator war, den ich in's Wasser gebalgt hatte; aber ich sah mehr. Ich sah den Grund, warum das Aas schwimme. Es ist geschwollen, es haben sich in dem Prozesse der Verwesung Gase entwickelt — um aus dieser Verwesungsluft mein Leben zu holen. Ja so kannst du, Kind der Noth, die schon Größeres im Leben schuf und erfand, als die Rettung eines Menschenlebens.

Ich dachte an den schwimmenden Alligater, an seine geschwollenen Eingeweide, an die Eingeweide in dem vor mir liegenden. — Wie ein Blitz schoß ich auf ihn zu, schnitt ihn auf, riß die Eingeweide heraus, reinigte sie, blies sie mit einer Feder vom Ibis auf, verband sie und wickelte sie mir um den Leib. Nun konnte ich schwimmen. Mit meiner geladenen Flinte ging ich keck in's Wasser. Es trug mich so schön, daß ich gleichsam in demselben stand und ging in möglichster Nachahmung der Wasservögel. Mein Gewehr hielt ich tapfer über Wasser, um es gegen Alligatoren zu gebrauchen und mich nicht ohne Gegenwehr verschlingen zu lassen. In meiner Freude wurde ich gar nicht attakirt: Alles schlief den tropischen schweren Schlaf unter der Mittagssonne. Ich hatte sogar auch die rechte Zeit zu meiner Rettung getroffen. Nachdem ich etwa eine halbe Stunde Wasser getreten hatte, näherte ich mich dem Ausgange der Bucht. Wer beschreibt meine Seligkeit, als ich hier mein Boot entdeckte? Es hatte sich in einem Winkel des Morastes festgefahren. Mit Riesenkraft schwang ich mich — ja ich hatte nach dreitägiger Pein der unsäglichsten Art jetzt doch wieder Riesenkraft — in mein Boot und zwang es mit gewaltigen Ruderschlägen, pfeilschnell durch die träge Wassermasse zu schießen.

Dabei dachte ich daran, den Krokodilen einen Tempel zu erbauen oder eine ungeheure Ode auf diese Lebensretter zu dichten.

Doch ich wurde zu bald in diesen Gedanken gestört und auf bessere gebracht. Wie ich so durch den „Urschlamm" Amerika's dahinruderte, sah ich unweit ein herrenloses Boot treiben. Mein erster Wunsch bei diesem Anblicke war: Gebe Gott, daß etwas Brod oder wenigstens Käse darin sei! Aber es war mehr darin.

Ich ruderte heran und sehe zu meinem Erstaunen die schöne Creolin aus meinem Hotel, wo ich die letzten 6 Monate logirt hatte, wie todt im Kahne liegen. Aber sie schlief blos. Sie schlug die Augen wirr auf und stürzte sich dann mit einem Freudengeschrei an meinen Hals, wobei wir beinahe Beide in's Wasser gefallen wären. Hernach bat sie gleich erröthend um Entschuldigung: Ich habe ihr von meinem Vorhaben erzählt, daß ich in dieser Richtung auf die Ibis-Jagd gehen und Abends wahrscheinlich wieder da sein werde. Nun sei ich in Ewigkeit nicht gekommen. Da habe es ihr keine Ruhe gelassen u. s. w. —

Lieber Gott, was blieb mir nun übrig, als sie zu heirathen? Ich hätte es wahrscheinlich auch ohnedies gethan, denn ich liebte sie längst, wie ich die „gute Gesellschaft" meines Vaterlandes haßte, die blos Stand mit Staud, Pfunde mit Pfunden und Farbe mit Farbe verheirathet, um der Welt kein Aergerniß zu geben. Ich aber gebe mit Freuden der ganzen Welt Aergerniß, wenn ich damit nur meiner feurigen, schönen Blume, die mich immer wie personificirtes Morgenroth anlächelt, einen Genuß mehr verschaffen kann. So weiße Zähne und so rosige Lanne sind in der ganzen Welt nicht zum zweiten Male da. Ebenso hat kein Museum der Welt solch ein Wunder in Spiritus, als ich, nicht solche merkwürdige Krokodils-Kaldaunen. Ich nehme das herrlichste Weib aus dieser Geschichte mit und damit der Leser auch nicht ganz leer ausgehe, geb' ich ihm den guten Rath: das Boot allemal, ehe er aussteigt, festzubinden. Wer nicht am Wasser wohnt, kann sich unter Boot jedes beliebige und beliebte andere Ding vorstellen oder auch sagen: Ein Sperling in der Hand ist besser, als eine Taube auf dem Dache.

Uebrigens braucht sich aber der Leser nicht einzubilden, daß ich roben Ibis und Krokodilenschwanz gegessen, um ihm zuletzt eine solche ausgekochte Moral aufzutischen.

Es passirte mir wirklich Alles so auf meiner Ibis-Jagd. Daß ich mir doch noch einen von der schönen, rothen Species geschossen, ohne ihn aufzuessen, gereicht wahrscheinlich mir mehr zur Freude, als dem Leser. Meine Frau befand sich nach den pflichtschuldigen 9 Monaten „den Umständen nach" ganz wohl. Aber der kleine Bengel schreit manchmal so anhaltend, als wollte er später davon leben, wie von einer Profession. Um

dieſe früh entwickelten natürlichen Anlagen nicht zu ſtören, gehe ich immer auf die Jagd. Will ich ihm gar einmal auf's Leder, zeigt mir ſeine ſchöne Mutter ihre ſchönen Augen und weißen Zähne. Was bleibt da einem rechtſchaffenen Vater mit ſo vielem Gelde übrig, als den Kerl ſchreien zu laſſen und wilde Enten zu ſchießen? Sonſt bin ich jetzt der glücklichſte Menſch. Aber zuweilen wach' ich doch noch in Angſtſchweiß gebadet aus meinem Schlafe auf und habe dann immer von meiner inſularen Lage geträumt. Und dann iſt es erſt eine Seligkeit, auf die blühenden Wangen eines Kindes und eines ſelbſt im Schlafe lächelnden ſchönen Weibes zu blicken.

Zwei deutſche Männer.

„Wo wird es denn am ſchönſten ſein?
Das iſt am Neckar und am Rhein.
(Altes Lied.)

Am Neckar und Rhein wohnen zwei Männer, die nicht allein zu den berühmteſten, ſondern auch — und das will mehr ſagen — zu den beſten, ehrlichſten Männern Deutſchlands gehören; zwei Männer, die den Namen „Deutſche Männer“ in der vollſten und ſchönſten Bedeutung des Wortes verdienen; ſie heißen G. G. Gervinus und E. M. Arndt. Beide aus der mittleren Bürgerſchicht, aus „dem Volke“ hervorgegangen und auch dem Volke ſtets zugewendet mit jedem Nerv ihres Weſens und mit dem Blute ihres Herzens, wenn auch jeder nach ſeiner Weiſe, nach ſeiner eigenthümlichen Natur. —

Ernſt Moritz Arndt.

Von Gervinus brachte Nr. 25 der Gartenlaube schon Portrait und kurze Biographie; wir wollen unsere Leser aber auch noch zu seiner Person führen, in sein Haus. Es war im vorigen Monat, als es mir vergönnt war, Gervinus in seinem Hause aufzusuchen. In Heidelberg, über die Neckarbrücke weg, rechts umgebogen und den Neckar entlang bis zu einem hellen, schönen, etwas erhöhten Hause, im Geschmack einer Villa, mit einer hohen, freien Vorhalle auf mächtigen Säulen ruhend: das ist das Haus des Geheimeraths von Falkenstein, dem Freunde Gervinus', der diese Freundschaft noch jüngst öffentlich bethätigte durch eine Broschüre über das bekannte Verfahren gegen die Person und die Schrift des berühmten Historikers. In diesem Hause, zwei Treppen hoch, wohnt derselbe. Zu seinen Füßen der Neckar mit lachenden, sonnigen Fernblicken nach links und rechts; grad ihm gegenüber die herrlichste Ruine Deutschlands, das sogenannte „Schloß" und darüber hin die Bergwaldung reifer Kastanien in lichtem, saftigem Grün. — Hier ist es unmöglich, Das zu werden, was man unter einem „Deutschen Professor" versteht; hier müssen Herz und Geist frisch und stark werden und bleiben; hier spült der Strom, hier rauscht der Wald den bösen Bücherstaub aus Herz und Hirn. — Dieser Blick hinaus harmonirt mit den freien, hellen, luftigen Zimmern und ihrer heiteren, harmonischen, künstlerisch-einfachen Einrichtung, worin der berühmte Gelehrte wohnt, und das Alles sympathisirt wieder mit dessen persönlicher Erscheinung und deren Behausung. Eine große, stattliche Erscheinung, an Göthe erinnernd, nur nicht dessen „Excellenz", Haltung und Imponirung; einfacher, wohlthuender und doch immer in gewissen respectgebietenden Schranken. Die Stirne von seltener Höhe, den tiefen Denker verrathend und doch mild und sanft. Ebenso die sinnig-geistvollen, dunkelblauen Augen. Die Züge fein, wir möchten sagen aristokratisch; die Form des Gesichts an einen vornehmen Engländer erinnernd. Um den edelgeschnittenen Mund spielen ganz feine, ironische Linien, wie kleine Schlänglein. — Gervinus spricht eher weich als streng, eher leise als laut; Alles ist an ihm nicht behaglichkeit, sondern Ruhe, Harmonie, milder Ernst; es thut das wohl; man fühlt sich stets einer großen Persönlichkeit gegenüber und doch auch wohnlich; das kommt: man fühlt auch den Menschen heraus und den Künstler. Diese beiden Elemente sind in Gervinus noch so wenig erkannt und sind doch so eng mit seinem ganzen Wirken und Schaffen verbunden, wenn sie auch mehr der Person gegenüber hervortreten mögen. An allen Erscheinungen des öffentlichen Lebens nimmt Gervinus regen Antheil und alle Künste sind ihm treue, heitere Gefährten auf seiner ernsten Lebensbahn. Schöne Bilder und antike Statuen und Köpfe umgeben ihn bei seinen gelehrten Arbeiten; um seinen schönen Flügel versammeln sich wöchentlich ein paarmal Musiker und Sänger und die Entwickelung einzelner deutscher Theater, die nicht nur Kammerherrn zu Dirigenten haben, verfolgt er mit aufmerksamem Blicke. Ein Lieblingswunsch von ihm ist, daß einmal die größten Schauspielkräfte des Vaterlandes sich zusammenthäten und einen glänzenden Gastrollen-Cyclus der besten deutschen Schauspiele in London gäben. Er trug mir dringend auf, dafür doch nach Kräften zu wirken. — Auf meine Frage, ob er Heidelberg, Baden überhaupt, verlassen würde, meinte er: „Ich glaube es nicht; ich habe mich zu sehr hier eingelebt und —" doch das Uebrige gehört nicht hierher. — Eine Zeitung wird Gervinus nicht wieder gründen; nach den neuen Preßgesetzen in Baden hat er mit diesem einmal gehegten Entschlusse abgebrochen. — Wenn er die neue Ausgabe seiner Literaturgeschichte im Herbst beendet haben wird; geht er allen Ernstes an sein großes Geschichtswerk des 19. Jahrhunderts. Sein Muth dazu ist nicht gebrochen; unverwandt hält er sein Ziel im Auge und geht stark-muthig darauf los. Sein Glaube an die große, unverwüstliche sittliche Kraft im deutschen Volke und also auch an dessen höchster Ausbildung ist unerschütterlich. — Neugestärkt und gehoben von diesem Glauben verließ ich den großen, edlen Mann und sein Bild begleitete mich den Rhein hinunter bis nach Bonn, wo Ernst Moritz Arndt wohnt, vom Volke „der alte Arndt" genannt.

Des alten Arndt's Schicksale und Werke sind hinlänglich bekannt; sie hängen noch miteinander zusammen, ergänzen sich gleichsam und mahnen uns an den begeisterten Patrioten, den freien, starken Menschen, den tüchtigen Charakter, den scharfen und rasch entschlossenen Denker. Seine flammenden Flugschriften und Lieder im französischen Kriege halfen ebenso mächtig das Vaterland befreien, wie die Schwerter mancher Helden und sein altberühmtes Nationallied: „Was ist des Deutschen Vaterland" tönt noch jetzt wie Tuba-Ruf durch das einsame Herz jedes echten Patrioten. Diese großen Eigenschaften und Verdienste des edlen Greises wurden feierlichst anerkannt, als derselbe zum ersten Male in die National-Versammlung kam: auf Venedey's Antrag erhoben sich da alle Repräsentanten der Nation von ihren Sitzen; — gewiß ein schöner, feierlicher Moment für den Mann und für die Nation. Die so einen Tribut ihres Dankes darbrachte.

Und diesen Mann sollte ich nun nach vielen Jahren wiedersehen; den Mann, dessen Worten ich so oft gelauscht hatte, wenn sie wie Eichenwaldbrausen herab von seinem Katheder rauschten. Ich wußte noch, daß er in Bonn vor dem Coblenzer Thore wohnte; aber wo dort, mußte ich erst in der Nähe erfragen und wehmüthig wurde mir's zu Muthe, als ein Student antwortete: „Da der dritte Garten, mit einem alten ausgerankten Lattenthor und verkrüppelten Bäumen." Und die wehmüthigen Zeichen trafen ein und der ganze Garten am Hinterhause und dieses selbst sahen verlassen aus, — das ganze Wesen wie eine Pächterswohnung, die nicht mehr benutzt wird. — Nach vorn aber ist Alles freundlich, hübsch, lebendig; denn hier, am Fuße des Hauses, rauscht ja des alten Patrioten theurer Strom vorbei und von hier aus begrüßen den alten Herrn die sieben Berge, — es ist ein wunderschöner Platz vor diesem Hause; so heimisch-feierlich, so einfach-prächtig, die lauschige Stille zum Rauschen des Stromes und zum Dämmern der Berge. Hier muß man jung und deutsch bleiben, mag das Leben

da außen auch alt und fremd geworden sein. — Im Hause selbst ist Alles blank und sauber, aber sehr einfach-bürgerlich, oder noch besser gesagt: wohlhabend bäurisch und die Schwarzwälder Uhr gehört so ganz dahin.

Und wie ein Bauer trat Vater Arndt mir entgegen: im kurzen, blauen Bauernkittel, gegen den nur seltsam das schneeweiße Halstuch abstach. Dies harmonirte aber mit dem noch starken weißen Haupt- und Barthaar. Es war eine Lust, den edeln Greis zu sehen: 84 Jahre haben ihn zwar klein und knochigmager gemacht, auch etwas nach vorne gebeugt, aber sein Tritt ist noch fest, seine Bewegung noch stramm, sein wie mit einem Spinnennetze überzogenes saftiges Gesicht noch roth und frisch; das sonst etwas zusammengelegte Auge blitzt noch hell und scharf auf bei jeder Erregung; die Stimme ist noch stark, ja mächtig und sein Händedruck fühlt sich wohl noch einige Augenblicke nach. Mir war's, als tränke ich alten Rheinwein, wie er mir die Hand gab. Wir kamen nun natürlich sofort auf den Staat der Gegenwart und Zukunft, auf Deutschlands Wohl und Wehe, auf sein Hoffen und Fürchten. Da sah ich denn nun bald, daß auch sein Herz noch jung geblieben, daß er noch lieben und hassen, noch singen und donnern konnte, und daß er noch felsenfest glaubte an des Vaterlandes Zukunft. Wie ist das rührend und Ehrfurcht erweckend bei 84 Jahren! Da kann man unmöglich spotten, wenn die 84 Jahre den Denker etwas bedrückt, die Begriffe etwas ineinandergeschoben und die Consequenzen etwas sonderbar gemacht haben. So sprach denn der ehrwürdige Herr mehr im Drange der Gefühle, des Herzens und der Phantasie, und wenn er dazu mit den Fäusten auf den Tisch schlug und die Stimme furchtbar erhob, nun auch das war rührend. — Bedeutungsvoll war mir sein Ausspruch, als wir von einem berühmten Kriegsmann der Gegenwart sprachen: „Wir brauchen mehr als einen großen Kriegsmann; wir brauchen einen Helden und zu einem Helden gehören große Gedanken!" Am heftigsten flammte Arndt auf, als von Schleswig-Holstein die Rede war; noch kurz vorher hatte er diesem Lande ein Lied geschrieben, ein starkes, flammendes Lied; er weinte dazu. „Sehen Sie, ich hatte schon den Muth es zu schreiben, aber es hat Niemand den Muth, es zu drucken." —

Der alte Herr dichtet und arbeitet überhaupt noch jeden Tag für die ihm stets so theure Sache seines Vaterlandes und dessen Einheit; indessen wird jetzt wenig mehr davon gedruckt, was ihn aber nicht abhält, immerfort zu arbeiten. Dabei bebaut er sein kleines Besitzthum mit eigener Hand und macht jeden Tag tüchtige Spaziergänge, dies fast immer im blauen Bauernkittel. In der Stadt trägt er noch stets den alten deutschen Rock, mit kurzem, aufrechtstehendem Kragen und einreihigen Knöpfen. Dazu oft Pantoffeln über weißen Strümpfen, mit sehr kurzen Hosen. Eine Frau v. H. erzählte, daß er bei ihr in Pantoffeln Visite gemacht habe, wenn das Wort „Visite" überhaupt bei ihm angewendet werden darf. — Jeden Tag liest der alte Herr noch eine Menge Zeitungen und zwar mit den 84jährigen Augen ohne Brille. Selbst Geschriebenes ohne Brille. — Bei dem Zeitungslesen ist es gefährlich, mit ihm anzubinden; er geräth dann leicht in einen fast nicht enden wollenden Redezorn und um ihn her liegen dann Zeitungen in Stücken oder zusammengeballt. Das kann aber nicht die Liebe, die Verehrung, die Pietät stören, mit der er als „der alte Arndt" überall empfangen und behandelt wird.

Das Material zum großen Wellenbaue.

(Zweiter Artikel.)

Zum Aufbaue unserer Erde, sowie auch zur Erschaffung von Menschen, Thieren und Pflanzen tragen, wie im früheren Aufsatze angeführt wurde, eine große Menge von **Metallen** bei, d. h. von festen dichten Körpern (mit Ausnahme des Quecksilbers), die jedoch meistens bei mehr oder minder hohen Temperaturgraden in den tropfbarflüssigen und einige sogar in den gasförmigen Zustand übergehen (schmelzen und sich verflüchtigen). Viele dieser Metalle sind krystallisirbar, die meisten undurchsichtig, dehnbar, schwerer als Wasser, von eigenthümlichem Glanze und mit Leitungsvermögen für Wärme und Electricität versehen. Diese genannten Eigenschaften kommen aber nicht etwa allen Metallen und auch nicht in demselben, sondern in sehr verschiedenem Grade zu, weshalb sich auch eine erschöpfende Erklärung von Metall nicht geben läßt. So schmelzen einige Metalle schon unter der Siedehitze des Wassers (80°), während andere über 1000 Grade Hitze zum Schmelzen brauchen. Quecksilber verdunstet (verflüchtigt sich) schon bei gewöhnlicher Temperatur, während die meisten Metalle bei den gewöhnlich anzuwendenden Hitzegraden feuerbeständig sind. Am dehnbarsten sind: Gold, Silber, Kupfer, Platin und Eisen; am schwersten wiegen Platin, Gold und Wolfram, am leichtesten die Metalle der Alkalien; die besten Leiter für Wärme und Elektricität sind Kupfer, Silber und Gold. — Zu dem Sauerstoffe haben die Metalle eine große Verwandtschaft und bei weitem die meisten kommen in der Natur mit diesem Stoffe verbunden, als **Metall-Oxyde**, vor; nur die edlen Metalle findet man in der Natur nie in dieser Verbindung. Nächst dem Sauerstoffe ist Schwefel derjenige Körper, mit welchem man die unedlen Metalle am häufigsten verbunden antrifft (als **Schwefelmetalle**: **Kiese** und **Blenden**, mit einem metallischen oder nichtmetallischen Glanze und gewöhnlich von messinggelbem Ansehen. Die Verbin-

dungen der Metalle unter sich nennt man Legirungen; in der Natur finden wir nur Legirungen von edlen Metallen. Die Verbindung der Metalle mit Quecksilber wird Amalgam genannt. — Die Elemente, welche nach allgemeiner Uebereinkunft zu den Metallen gezählt werden, sind die folgenden:

A. Leichte Metalle. Sie stellen silberglänzende Körper von geringer Dichte und Härte dar, die niemals in metallischem oder gar gediegenem Zustande, sondern stets mit andern Stoffen verbunden in der Natur angetroffen werden; sie haben ein geringes Gewicht, ja einige derselben sind sogar leichter als Wasser. Erst seit einigen Jahren ist es gelungen, dieselben in metallischem Zustande darzustellen; ihre Verbindungen sind aber schon längst gekannt und haben vielfache und wichtige Anwendungen in den Gewerben, sowie sie auch die Hauptmasse Dessen ausmachen, was wir Erde, Boden und Gesteine nennen. Man unterscheidet folgende Gruppen von leichten Metallen: a. **Alkalimetalle** sind: Kalium, Natrium und Lithium, ihre Oxyde sind die eigentlichen Alkalien (Kali und Natron.) — b. **Erdalkalimetalle**: Calcium, Baryum und Strontium. — c. **Erdmetalle:** Magnesium, Aluminium, Beryllium, Zirkonium, Yttrium, Erbium, Norium, Terbium, Thorium ꝛc. Die bekannten Oxyde dieser Metalle sind: die Magnesia (Talk- oder Bittererde), die Alaun- oder Thonerde, Beryllerde, Zirkonerde, Yttererde, Erbinerde, Norerde, Terbinerde, Thorerde.

Kalium wurde erst im Jahre 1807 aus der Pottasche als Metall dargestellt und als solches zeigt es sich silberglänzend, so weich, daß man es kneten und mit dem Messer zerschneiden kann, und so leicht, daß es auf dem Wasser schwimmt. Am merkwürdigsten ist die außerordentliche Verwandtschaft dieses Metalles zum Sauerstoffe, die so groß ist, daß man dasselbe nur unter Steinöl aufbewahren kann, damit es den Sauerstoff der Luft nicht an sich ziehet. Wirft man ein Stückchen Kalium auf das Wasser, so entzündet sich dasselbe und fährt zischend, mit violetter Farbe auf dem Wasser umher. Dieser Vorgang erklärt sich so: das Kalium verbindet sich mit dem Sauerstoff des Wassers so energisch, daß die hierdurch entstehende Erhitzung den freiwerdenden Wasserstoff entzündet, dessen Flamme durch etwas verdampfendes Kalium violett gefärbt wird. Die Verbindung des Kaliums mit dem Sauerstoff, welche sich in Wasser auflöst, heißt dann Kaliumoxyd oder Kali. Das Kalium, welches als Oxyd für die Pflanzen von großer Bedeutung ist, da die meisten diesen Stoff enthalten und zu ihrem Gedeihen im Erdboden verlangen, hat in den Gewerben keine Anwendung, nur der Chemiker benutzt dasselbe, um anderen Stoffen ihren Sauerstoff zu entziehen. Dagegen sind viele der Verbindungen des Kaliums in häufigem Gebrauche, wie: das Kali oder Kaliumoxyd, die Verbindung des Kalium mit Sauerstoff, welches auch Aetzkali oder Aetzstein genannt wird und in Wasser aufgelöst Aetzlauge oder Seifensiederlauge heißt, weil sie mit Fett verbunden Seife bildet. — Das kohlensaure Kali, die Verbindung des Kaliumoxyds mit Kohlensäure, welche den Namen der Pottasche führt, gewinnt man durch Auslaugen der Holzasche und zwar vorzüglich der der Landpflanzen. Man benutzt sie zur Herstellung der Seife, des Glases, des Salpeters, des Schießpulvers und des Alauns. Sie wird aber immer mehr von der weit wohlfeileren Soda verdrängt. — Der Salpeter, oder das salpetersaure Kali, die Verbindung des Kaliumoxyds mit Salpetersäure, läßt sich im Großen entweder durch Auslaugen salpeterhaltiger Erde (in Spanien, Aegypten, Ostindien, Südamerika) oder dadurch herstellen, daß man ein Gemenge von thierischen Stoffen, Dammerde, Stroh, Mist, Kalk oder Asche in Haufen an einen luftigen Orte anhäuft, oft umschaufelt und mit Urin übergießt, wobei sich in Folge der eintretenden Fäulniß nach und nach Ammoniak, Salpetersäure und endlich Salpeter bildet. Der Salpeter wird (mit Kohle und Schwefel) zur Fabrication des Schießpulvers und der Salpetersäure benutzt. Außerdem wendet man ihn auch noch zum Einpökeln an. — Der Weinstein oder das weinsaure Kali wird aus dem Weine gewonnen und findet sich im Safte der Trauben aufgelöst, doch da es in einer Mischung von Weingeist und Wasser sehr wenig löslich ist, so setzt es sich während der Gährung als eine Kruste an den Wänden der Gefäße ab.

Natrium unterscheidet sich vom Kalium nur wenig, seine Verbindungen sind aber bei weitem wichtiger als die des Kaliums und unter diesen nimmt das Kochsalz den obersten Platz ein. Man findet das Natrium in einigen Fossilien, im Quellwasser, Meerwasser, sowie in Strand- und Meerpflanzen. Wird dasselbe auf feuchtes Fließpapier gelegt, so verbrennt es unter Funkensprühen mit gelber, leuchtender Flamme. Für die Pflanzenwelt hat das Natrium weniger Bedeutung als das Kalium, nur einige wenige Küstenpflanzen, sowie alle im Meere befindlichen Gewächse nehmen es reichlich in sich auf. — Verbindungen des Natrium sind: das Natriumoxyd oder das Natron, die Verbindung des Natrium mit Sauerstoff; sie ist auch ätzend, doch in geringerem Grade als das Kali und kommt vereinigt mit Kohlensäure als kohlensaures Natron oder Soda vor. Die Soda findet sich in der Natur als Bestandtheil vieler Mineralquellen und mancher Seen; ferner als Auswitterung an vulkanischen Gesteinen oder als Ausschwigung der Erdoberfläche (unter dem Namen Trona in der Berberei). Da aber diese natürliche Soda für die vielen technischen Zwecke, zu denen sie gebraucht wird, in zu geringer Menge existirt, so stellt man sie künstlich dar, entweder durch Verbrennen von Strand- (Salz-) Pflanzen und Auslaugen der Asche dieser Pflanzen, oder aus dem Kochsalze, wobei man zugleich das Glauber- salz oder schwefelsaure Natron, eine Verbindung von Natron mit Schwefelsäure (die auch in Mineralwässern und Salzseelen vorkommt und ebenfalls zur Fabrikation von Glas und Soda benutzt wird) gewinnt. Die Soda, welche weit wohlfeiler als die Pottasche und nicht wie diese Wasser aus der Luft anzieht, wird hauptsächlich zur Fabrikation der harten Seifen, des Glases und in der Färberei benutzt. — Das Kochsalz oder Chlornatrium, die Verbindung des Natrium mit Chlor, ist deshalb, weil es zu den für Menschen und Thiere ganz unentbehrlichen Nah-

rungsmitteln gehört, in sehr großer Menge in der Natur vorhanden und findet sich als festes Gestein (Steinsalz), in Wasser aufgelöst (in Salzquellen oder Soolen) und im Meerwasser (Meersalz). Man benutzt dasselbe zur Darstellung des Chlors, der Salzsäure, der Soda und des Glauberſalzes. Unſer reines Tafelsalz beſteht aus 40 Theilen Natrium und 60 Theilen Chlor.

Calcium bildet die Grundlage des Kalkes und macht ſonach einen bedeutenden Theil der Erdmaſſe, ſowie einen Hauptbeſtandtheil des Pflanzen-, Thier- und Menſchenkörpers aus. An und für ſich hat es wenig Intereſſe, wird jedoch durch ſeine Verbindungen äußerſt wichtig.— Das Calciumoxyd oder der Kalk, die Kalkerde, die Verbindung des Calcium mit Sauerſtoff, wird in den Kalköfen durch Glühen des kohlenſauren Kalkes gewonnen, wobei die Kohlenſäure entweicht. Dieſe Erde iſt ſehr ätzend (deshalb Aetzkalk genannt), zieht Waſſer mit großer Begierde aus der Luft an und verbindet ſich mit Waſſer unter beträchtlicher Erhitzung (zu gelöſchtem Kalke). Man benutzt den Kalk vor Allem zum Mörtel (zum Tünchen), in der Weißgerberei zum Wegbeizen der Haare, zum Reinigen des Leuchtgaſes, zur Kaſſination des Zuckers und zu noch andern chemiſchen Arbeiten. — Der kohlenſaure Kalk, die Verbindung des Kalkes mit Kohlenſäure, kommt in vielfacher Form und unter ſehr verſchiedenen Namen in der Natur vor, beſonders als Kalkſpath, Kreide, Marmor, lithographiſcher Stein, gemeiner Kalkſtein; im Thierreiche bildet er die Knochen-Gehäuſe und Schalen (der Eier); im Pflanzenreiche den kalkigen Ueberzug vieler Waſſergewächſe (der Korallen). Dieſe Kalkverbindung kommt auch im Waſſer, beſonders im ſogen. harten Waſſer vor und bildet in Folge des Kochens den in der Haushaltung unter dem Namen Keſſel- oder Topfſtein bekannten feſten Ueberzug im Innern der Gefäße. — Der ſchwefelſaure Kalk, die Verbindung des Kalkes mit Schwefelſäure, bildet den Gyps und Alabaſter. — Mit Kieſelſäure verbunden iſt der Kalk Beſtandtheil des ſogenannten Milchglaſes und vieler Minerale; in Verbindung mit Chlor ſtellt er den Bleich- oder Chlorkalk dar; mit Phosphorſäure vereinigt, bildet er den Hauptbeſtandtheil der Menſchenknochen.

Magneſium iſt ein ſehr verbreitetes Element und hilft wie der Kalk ganze Gebirgsmaſſen zuſammenſetzen, denn es findet ſich im Dolomit, Serpentin, Meerſchaum, Seifen- oder Speckſtein, Augit, Asbeſt, Amiant und in der Hornblende. Uebrigens iſt das Magneſium nur in ſeinen Verbindungen, welche faſt alle einen bittern Geſchmack und abführende Wirkung haben, wichtig, vorzugsweiſe aber in ſeiner Verbindung mit Sauerſtoff als Magneſiumoxyd oder Bittererde, Talkerde, Magneſia, die ſich gern mit Kohlenſäure und Schwefelſäure vereinigt. Die kohlenſaure Magneſia kommt in der Natur als Magneſit in Gemeinſchaft mit kohlenſaurem Kalke als Dolomit, eine in ziemlich großen Maſſen auftretende Felsart, vor. Die ſchwefelſaure Magneſia führt auch den Namen Bitterſalz und findet ſich im Meerwaſſer, ſowie in manchen Quellen (Seidſchütz, Epſom, Kiſſingen u. a.).

Aluminium macht einen ſehr beträchtlichen Theil unſerer Erdrinde aus, denn ſeine Verbindung mit Sauerſtoff, alſo das Aluminiumoxyd, bildet unter dem Namen Thonerde oder Alaunerde nächſt der Kieſelerde und dem Kalke, die Maſſe der meiſten Minerale, beſonders des Feldſpathes, Glimmers und Smirgels. Aber auch edle Steine, wie der Saphir (blau oder gelb), der Rubin (roth), Smaragd (grün), Topas (gelb), Granat- und Lafurſtein werden von der Thonerde zuſammengeſetzt. Am wichtigſten iſt die Verbindung der Thonerde mit der Kieſelſäure, welche Thon genannt wird und die Grundlage für den Töpfer- und Pfeifenthon, die Porellanerde, die Walkererde, den Letten oder Lehm abgiebt. — Der Alaun iſt eine Verbindung von ſchwefelſaurer Thonerde mit ſchwefelſaurem Kali und wird in bedeutender Menge in den Färbereien gebraucht. Die Thonerde iſt nämlich durch ihre große Verwandtſchaft zur Pflanzenfaſer und zu den Farbeſtoffen ausgezeichnet und vermittelt ſo die Vereinigung beider.

Baryum und **Strontium.** Das erſtere Element kommt als ſchwefelſaurer Baryt oder Schwerſpath vor und dieſer wird als weiße Farbe benutzt, während man den ſalpeterſauren Baryt in der Kunſtfeuerwerkerei zur Erzeugung der ſchönen zeiſiggrünen Farbe gebraucht. — Das Strontium bildet in ſeiner Verbindung mit Sauerſtoff den Strontian und dieſer, mit Salpeterſäure verbunden, wird zur Darſtellung des Rothfeuers verwendet.

Aus der Gewehrswelt.

Mitgetheilt von **Friedrich Georg Wieck.**

Kiel und Stahl.

Der Gänſekiel und die Feder von Stahl liegen ſchon ſeit längerer Zeit mit einander in Fehde. Aber es ſcheint als würde der härtere Stahl über den ſchmiegſamen Kiel den Sieg davon tragen. Das Schreibgeräth war von jeher eine Waffe, die tiefere Wunden ſchlug als das Schwerdt, ſchon zu alten Zeiten als man noch mit dem Schilfrohre und dem Stylus ſchrieb. Nun aber, da die Feder aus Stahl zugeſpitzt iſt, wird ſie fähig nicht allein das Gemüth zu verletzen, die Seele zu verwunden, ſondern auch

den Körper zu tödten. Hat man nicht gelesen wie Aufständische neuester Zeit in Ermangelung von Blei, mit Stahlfedern ihre Gewehre geladen und damit blutige Schrift geschrieben haben —? Wie kann sich dagegen der weiche Gänsekiel vertheidigen —? Aber auch er hat eine Zeit des Glanzes durchlebt, und noch heute besitzt er seine Verehrer, zu denen auch der Schreiber dieses Artikels gehört. —

Der harte, scharfe, schwer beugsame Stahl wird nie ganz den biegsamen Kiel ersetzen, dessen Beschwerden beim Schreiben man leichtlich Abhilfe verschaffen kann, wenn man etwa zehn bis zwanzig Kiele zugleich in Gebrauch nimmt, die abgeschriebene Feder hinlegt, eine neue ergreift und die gebrauchten Federn erst dann wieder zuspitzt, wenn sie hart geworden sind. —

Man erzählt sich, daß, aus Dankbarkeit, als deutsche Gänse das Kapitol gerettet hatten, die Römer mit den Flügelfedern dieser Gänse zu schreiben anfingen. Das ist aber nur eine patriotische Fabel! Wahr ist nur, daß der Dichter Adelelmus, der erste Sachse, der in lateinischer Sprache schrieb, etwa um's Jahr 700 ein Gedicht auf die Schreibfeder gemacht hat; und solches, vom verstorbenen Dr. Emil Vogel in Leipzig übersetzt, lautet also:

„Mich erzeugte dereinst die lichtweiß glänzende Kropfgans,
„Die aus dem Sumpfe das Naß zum weit aufschnappenden Hals bringt;
„Drum streb' ich aufs Neu' entgegen schimmernden Fluren,
„Dunkelblau laß' ich die Spur in dem leuchtenden Wege zurücke;
„Schwärzliche Windungen trägt das also durchackerte Glanzfeld!"

Mit Interesse entnimmt man aus diesen Versen, daß schon im Jahr 700 blaue Dinte Mode gewesen sein muß grade wie jetzt, und daß diese Dinte später schwarz wurde. —

Den steigenden Verbrauch der Stahlfedern hat man nicht nur der zunehmenden Schreibseligkeit (man glaubte nach Erfindung der Buchdruckerkunst, daß es nun ganz und gar mit dem Schreiben aus sein würde) sondern eben so sehr der Bequemlichkeitsliebe und der Unbeholfenheit der Mehrzahl der Schreibenden zuzuschreiben. Denn es ist gar so bequem, wenn die alte Feder nicht mehr schreiben will, anstatt zu spitzen, wie es beim Gänsekiel geschieht, eine neue Feder in den Halter zu stecken; und da man heutigen Tags ein ganzes Groß (144 Stück) Stahlfedern für 3 Ngr. erhalten kann, so ist die Ausgabe auch nicht bedeutend. —

Die Fabrikation der stählernen Schreibfedern ist in England entstanden und Birmingham ist dort der einzige Ort, wo sie betrieben wird, ja! man kann wohl sagen: es ist der einzige Ort in der Welt, wo jene Fabrikation zu einer Bedeutenheit betrieben wird.

Die Stahlfeder ist keine Erfindung der Engländer, denn schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts hat man Stahlfedern in Bestecken gesehen. —

1820 verkaufte ein alter Schreibmeister selbst gemachte Stahlfedern in Leipzig das Stück für 10 gute Groschen als Seltenheit. —

Sie würden heute noch eine Seltenheit in Deutschland sein, wenn man sich nicht in England der Sache angenommen hätte. — Dort verschwendete man von jeher in Gänsekielen. Man hat berechnet, daß unter zehn gebrauchten Kielfedern nur eine einzige wieder zugespitzt würde. —

Die Schreiberei der großen Bankhäuser der Kompagnien und Behörden in England verlangte Unmassen von Kielen, die nach einmaligem Gebrauch von Krämern aufgekauft und wieder verkauft wurden. Ein Haus in London ließ jährlich etwa 6 Millionen Stück Kiele zu Federn schneiden. — Gegen eine solche Verwüstung ihres Gefieders vermochten die Gänse nicht mehr anzukommen. — Man griff mehr zum Stahl.

Gillot in Birmingham war der erste der (1828) Durchschlagmaschinen und Pressen einrichtete, um Stahlfedern im Großen zugleich billig und gut zu fabriziren. Er bewirkte dies durch Dünnwalzen des Stahlblechs, Herausschneiden der Feder, noch platt, aus dem Stahlblech mit Hilfe einer kleinen Maschine, wie man sie auf unserem Bilde, bewegt von Frauenhand, erblickt;

dann Rändern der Federn und Spalten derselben mittels Stempeln und Messerchen; und das Alles mittels Pressen, ähnlich der auf unserem Bilde. — Daß außer diesen Hauptbehandlungen die Federn noch gehärtet und geschliffen werden müssen, versteht sich von selbst. — Zuweilen werden sie durch Einfluß von Hitze blau oder gelb angelassen, mit allerlei Formen, Zeichnungen und Worten beprägt. Man giebt ihnen einen Lack und packt sie sauber und zierlich ein. Das Aussehen verkauft ja die Waare! Man hat in neuerer Zeit Federn angeblich aus merkwürdigen Compositionen ausgeboten. Dieselben sollen elastischer sein als Stahl und von der Dinte nicht so angegriffen werden. — Sie sind aber eben nur aus Stahl. Alles Andere ist Humbug. —

Die neuen Goldfedern, angeblich mit Demant-Iridium und Rhodiumspitzen, welche nie stumpf werden sollen, schreiben aber so hart, daß man bei Vielschreiben sicherlich einen Krampf in den Finger bekommt. Ein Wechselaccept, ein Liebesbriefchen läßt sich allenfalls ohne Gefahr damit schreiben, falls sonst keine Gefahr mit dieser Art Schreiberei verbunden ist. Trotz aller Versuche die Stahlfeder wieder aus dem Felde zu schlagen mittels Federn aus Elfenbein, Schildkröt, Glas u. s. w., liegt sie noch mit eingelegter Lanze siegreich in den Schranken, die, mit ihr, nur noch die ehrwürdige Gänsefeder behauptet: eine „Feder mit Seele", während die Stahlfeder ein kaltes seelenloses Wesen ist. — Aber sie ist bis jetzt siegreich und gewinnt von Tag zu Tag mehr Raum. England verbraucht gegenwärtig über 350,000 Pfund Stahl für seine Schreibfederfabrikation, woraus etwa 500 Millionen Stück gefertigt werden. Etwa 2000 Hände werden dabei beschäftigt.

Auf der großen Londoner Ausstellung sah man kleine Stahlfedern zur Benutzung für die jungen Elfchen — gäb' es dergleichen — welche auf die zarten blauen Vergißmeinnichtblättchen mit Gold aus Käferflügeln Reime schreiben; und dann wieder lag daneben eine wahrhaft schreckliche Stahlfeder von $3^1/_2$ Fuß Länge und 5 Pfund Schwere, woraus über 1 Million gewöhnliche Federn gemacht werden können. —

Blätter und Blüthen.

Türkisch-russischer Sklavinnen-Handel. Die fromme Frau Beecher-Stowe hat in der ganzen civilisirten Welt ein allgemeines Mitleiden mit den schwarzen Sklaven im südlichen Nordamerika hervorgerufen, namentlich unter den hohen Damen Englands, welches gleichwohl diese Sklaven eigentlich erzogen hat und sie bezahlt. Ohne die englische Baumwollen-Industrie in England würde man in Amerika keinen einzigen Sklaven beschäftigen, bezahlen und ernähren können oder wollen. Doch „Onkel Tom's Hütte" war einmal ein effectvolles christliches Buch, und es ist natürlich, daß jedes gefühlvolle Menschenkind über die Tom's, Caffy's, Topsy's u. s. w. weinte. Aber gibt es nicht, uns näher, schönere, weiße, viel unglücklichere Sklavinnen, über die gleichwohl Niemand weint, weil man nichts von ihnen weiß oder nicht an sie denkt? Man höre nur! Ein Engländer erzählt in seinen kürzlich erschienenen „orientalischen Reisen" folgende Scene:

Auf unserer Reise nach Palmyra mußten wir einige Zeit in Homah verweilen. Hier wurden wir Zeuge einer schauderhaften Scene, die gleichwohl in der Türkei nur eine gewöhnliche gewerbliche Thätigkeit ist. Eines Abends kamen vier schmutzige, schäbige Türken an und ein älterer Kerl, der wie das leibhaftige Verbrechen aussah, aber etwas besser gekleidet war. In ihrer Mitte kamen 11 georgische Mädchen, der Rest von etwa 50, die bereits verkauft waren, wie man uns erzählte. Man hatte sie an den Grenzen Georgiens (das zu Rußland gehört und an die Türkei grenzt) theils gestohlen, theils den Angehörigen abgekauft. Die 11 Mädchen wurden in eine Kammer, die neben unserm Zimmer lag, eingesperrt. Für ein Stück Geld bekamen wir sie zu sehen. Alle erschienen noch sehr jung, etwa 15—18 Jahre alt, zwei höchstens zwölf Jahre und von der überraschendsten Schönheit. Ihre herrlichen, schwarzen, feurigen Augen, rosigen Wangen, wallenden schwarzen Haare, ihr schlanker, bezaubernder Wuchs und ihre stolze, stumme Traurigkeit machten auf mich einen so unbeschreiblich tiefen Eindruck, wie ich noch nie etwas Aehnliches gefühlt und gelitten habe. Den folgenden Morgen wurden sie in den Straßen umhergetrieben und ausgeschrieen zum Verkauf, wie bei uns Obst und Kohl. Wir waren bei einer Handelsscene zugegen. Ein reicher Türke besah und begrasvte eine „Waare" nach der andern und bot dann für eine der zwölfjährigen, für welche 14 Beutel gefordert waren, 10. (Jeder Beutel enthält 500 Piaster = 120 Thaler.) Man bestand auf den geforderten Preis; 1200 Thaler waren also viel zu wenig; ein Beweis, wie hoch die „Waare" steht und was sie für ein „gutes Geschäft" sein mag.

Die „Waare" stand in ihrer rührenden, schmerzlichen Schönheit daneben und hörte den ganzen Handel mit an. Solche menschliche, höchste Schönheit ist mächtiger, als die Erscheinung des schwarzen Sklaven, der wenigstens doch immer noch für menschliche, nützliche Thätigkeit bestimmt ist, während diese herrlichen Mädchenrosen von Georgien gestohlen, gekauft und verkauft werden, um der ekelhaftesten türkischen Unsittlichkeit als Werkzeug zu dienen. Die unglücklichen Opfer wurden jeden Tag mehrmals durch die Stadt getrieben, auch kamen mehrere Kaufliebhaber in unser Hotel und handelten und prüften die verschiedenen Kaufsartikel in ihrer Kammer, wo sie sich bei der Annäherung jedes Käufers in Reih' und Glied aufstellen und mehrere Bewegungen und Schwenkungen machen mußten, damit ihr Wuchs und ihr Gliederbau gehörig hervortraten. Wir beobachteten die Unterhandlungen mehrerer Kaufliebhaber. Mit dem unvergeßlichsten Schander erfüllte es mich, als ein alter, faltiger, pockennarbiger Türke, offenbar von mehr als 50 Jahren, ein 15jähriges Mädchen kaufte, stumpfsinnig betastete und dann brutal mit sich fortzog. Mit einem furchtbaren Schrei stürzte sich eine andere ihr nach und umarmte und küßte sie unter den leidenschaftlichsten Ausbrüchen des Schmerzes. Die Verkaufte riß sich von dem alten Türken los, um ihre Schwester in voller Liebe und Verzweiflung zu umarmen. Der Eigenthümer sah kaum eine halbe Minute auf diese Abschiedsscene mit mürrischem Blick, dann riß er sein Opfer los und zog es fort. Ich hätte in diesem Augenblicke Befehlshaber der englischen Flotte sein mögen. Sofort würde ich dem Sultan befohlen haben, diesen scheußlichen Handel bei Todesstrafe zu verbieten. Hätte er

auf dieses primum und ultimotum abschläglich beschieden, sofort hätt' ich Constantinopel, dieses „von Ungeziefer zerfressene Paradies," in Grund und Boden geschossen. „Staatsmännisch" würde wohl diese Handlung nicht gelten, aber sie hätte meine Empörung gewiß gestillt, zumal da ich mir für diesen Fall noch besonders vornahm, den alten Türken persönlich wie eine Bestie niederzuschießen. Freilich dachte ich auch daran, daß er gewiß noch lange nicht der Schlimmste und des Todtschießens kein Ende sei, wenn man diese scheußlichste Menschenentehrung nicht in der Bevölkerung selbst, in ihren Sitten und Gesinnungen abschaffen könnte.

Die unglücklichen, schönen Geschöpfe bekamen täglich zweimal ein Stück Brod und ein Stück Käse, sonst nichts. Je zwei und zwei mußten später ein Pferd besteigen. In derselben Weise waren sie von Georgien transportirt worden, und in derselben Weise wollte man sie auf den Markt von Damaskus bringen, wo die Preise der Sklavinnen und Harems-Candidatinnen „in der Besserung" waren. —

Aufgegessen. Wenn bei den Kaffern Jemand verdächtigt wird, daß er ein Umtakati (Zauberer oder Giftmischer) sei und daß er einen Menschen oder Vieh, dem Kraale zugehörig, bezaubert habe, beschließen die Bewohner des Kraales und der Umgegend, einen Tsannsen, d. i. ein Arzt, der Alles heilt, zu consultiren. Alle müssen mitgehen, denn wer sich weigern wollte, würde Verdacht auf sich ziehen.

Sobald die Caravane angekommen, stellt der Tsanuse seine Gäste in einem Zirkel um sich und sagt ihnen, daß der Geist nicht sprechen wolle ohne den Tanz, den er nun beginnen müsse. Er nimmt ein Bündel Affagais und Kirries und bindet sie um seinen Leib, wie auch Schwänze wilder Thiere; bindet Schlangenhäute und kleinere Felle um alle Gelenke und steckt Geierfedern in sein Haar, und macht dann in der That eine teuflische Figur. So ausgerüstet beginnt er seinen Zaubertanz und seine Beschwörungen, und arbeitet sich dabei in eine solche Extase von Verzerrungen, Springen und Fratzen, daß die Zuschauer mit Schrecken einen Zustand betrachten, unter welchem allein der Geist dem Umtakati die nöthigen Mittheilungen zu machen geneigt ist. Darauf bezeichnet er irgend Jemand als den Umtakati und der unglückliche Beschuldigte bekennt auch in den meisten Fällen sogleich das Verbrechen; denn leugnete er, gewönne er nichts: man würde ihn foltern, bis daß er bekennt oder stirbt; der Tod ist die sichere Folge, und um langsame Qual zu vermeiden, bekennen sich die meisten Opfer des Aberglaubens sogleich zu einem Verbrechen, das sie nicht begangen: bekennen nach Art aller Gefolterten, um sich aus einem Zustande sofort zu erlösen, wo der Tod Wohlthat wird. Der Ausspruch des Tsanuse ist sonach immer unfehlbar.

Allen Leidenschaften des menschlichen Herzens, der Eifersucht, des Hasses, der Habsucht, der Rache ist hier ein weites Feld zu reger Entwickelung und sicherer Befriedigung eröffnet, und wenn politische oder andere Gründe es wünschenswerth erscheinen lassen, einen Menschen aus dem Wege zu räumen und des Tsanuse Ausspruch nicht auf ihn fallen sollte, wendet man sich weiter an einen größern Tsanuse, bis der alleinig wahre, der gewünschte, Ausspruch erlangt ist.

Unter den Amakosa's besteht im Allgemeinen ein milderes Gesetz: der Umtakati wird nicht getödtet, sondern nur ausgestoßen und für immer geächtet. Sein Vermögen, seine Ochsen, Weiber und Kinder, Alles wird confiscirt. Unter den Zoolahs wird der Umtakati selbst nicht allein getödtet, sondern auch seine Weiber und Kinder; sein Kraal wird zerstört und alle Spuren seiner Existenz vom Angesicht der Erde vertilgt — der Verurtheilte wird aufgegessen, sagen die Kaffern.

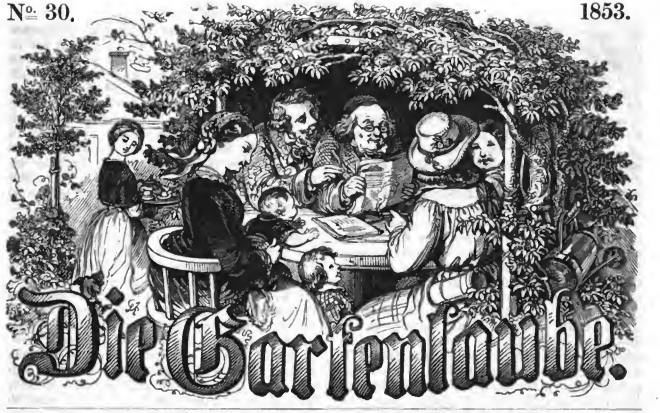
Im Jahre 1849 grassirte ein epidemisches Fieber in Natal, dem weiten Reich des Zoolah-Häuptlings Panda. Er selbst erkrankte, wie auch seine Weiber, Schwestern und viele andere Anverwandte des königlichen Hauses. Die Tsanusen wurden herbeigerufen und die schlimmsten Leidenschaften fanden Befriedigung. Ein Wehruf zog durch das Land, denn der Opfer des Aberglaubens waren viele: den Familienvater mit seinen Kindern, den kleinen Häuptling mit seinem kleinen Gefolge; die zarte Jugend; das bilflose Alter — Alle riß der Strom des Aberglaubens und seiner verschwisterten Leidenschaften vernichtend hinweg.

Trotz des geröhmten Einflusses der Missionäre und trotz der Bemühungen des englischen Gouvernements (die Holländer bekümmern sich nie um solche Bagatellen), diesen barbarischen Criminalprozessen Schranken zu setzen, wird noch immer die Folter mit aller erdenklichen Grausamkeit unter den Kaffern angewandt. Die verschiedenen Arten derselben sind entsetzlich: Man bedeckt den vermeintlichen Verbrecher mit schwarzen Ameisen, sperrt ihm den Mund auf mit einem Stück Holz und legt ihn mit dem Kopfe auf einen Ameisenhaufen; man bindet ihn an Pflöcke, die man in den Grund getrieben, streckt ihn, bestrichen mit Honig, auf der Erde aus und gibt ihm den Stechfliegen und andern Insekten Preis; man legt ihm glühende Steine auf den Leib und bratet ihn zwischen erhitzten Steinen; man steckt ihm beissende Würmer in die Ohren und verklebt diese. Hierzu kommt noch eine lange Reihe nicht nennbarer Unmenschlichkeiten: würdige Beiträge zur Justiz des Mittelalters im civilisirten Europa. Da der Tod in solchen Umständen das geringere Uebel ist und der Beschuldigte sich daher lieber sogleich zu dem Verbrechen bekennt, hat sich der Glaube an den Zauber und an die Unfehlbarkeit des Tsanuse noch in seiner alten Stärke erhalten.

Wenn ein Kaffer auf diese Weise gemordet worden, wenn seine Familie gleiches Schicksal erlitten, oder seine Frauen und Töchter dem Harem des Häuptlings beigezählt worden sind; wenn das Eigenthum confiscirt, der Garten niedergebrannt, der Kraal geschleift, kurz jede Spur seiner Existenz vertilgt ist, so sagen, wie wir schon bemerkten, die Kaffern: Er ist aufgegessen worden. Eine gewöhnliche Drohung des englischen Gouvernements, die leicht verständliche Kafferphrase adoptirend, ist: den einen oder andern rebellischen Häuptling aufzuessen, eine Kriegserklärung, deren Bedeutung dem Kaffer nur zu wohl bekannt ist.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 30. 1853.



Familien-Blatt. — Verantwortlicher Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich ein ganzer Bogen mit Illustrationen.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 10 Ngr. zu beziehen.

Das fürchterliche Bett.

Kurz vor der Zeit, wo die Spielhäuser durch die französische Regierung aufgehoben wurden, hielt ich mich mit einem englischen Freunde in Paris auf. Wir waren beide damals junge Leute und lebten beide ein sehr zerstreutes Leben in der ausschweifendsten Stadt unserer Reise. Eines Abends schwärmten wir müßig um das Palais Royal herum und dachten darüber nach, was für ein Vergnügen wir uns nun zunächst machen wollten. Mein Freund schlug einen Besuch in Frascati vor, aber der Vorschlag war nicht nach meinem Geschmacke. Ich kannte Frascati wie man zu sagen pflegt auswendig, hatte dort eine Menge Fünffrankstücken blos um des Spaßes willen gewonnen und verloren, bis es mir keinen Spaß mehr machte, und hatte alle die gräßliche Respectabilität einer solchen geselligen Anomalie, wie ein ehrbares Spielhaus ist, gänzlich satt. „Um des Himmels willen," sagte ich zu meinem Freunde, „laß uns irgend wohin gehen, wo wir ein geringes, natürliches, gemeines, armseliges Spiel, mit keinem falschen Pfefferkuchen-Schaumgelde darüber sehen können. Laß uns von den modischen Frascati's hinweg irgend wohin gehen, wo sie nicht beim Eintritte daran denken, ob ein Mann einen zerrissenen Rock an hat, oder gar keinen." — „Gut denn," sagte mein Freund, „da brauchen wir nicht aus dem Palais Royal zu gehen, um die Sorte von Gesellschaft zu finden, wie Du sie zu wünschen scheinst. Da ist so ein Platz gerade vor uns. So eine Knelpe in jeder Beziehung, wie sie Dir nur dargeboten werden kann." Eine Minute darauf standen wir an der Thür und traten in das Haus ein.

Als wir die Treppe hinaufgestiegen waren und Hüte und Stöcke bei dem Thürsteher gelassen hatten, ließ man uns in das hauptsächlichste Spielzimmer eintreten. So wenige aber auch der Menschen waren, die bei diesem unserm Eintritte auf uns blickten, so waren sie doch alle Muster, gräßliche Muster ihrer verschiedenen Klassen. Wir waren hierher gekommen, um gemeine Leute zu sehen, aber sie waren noch etwas schlimmeres. Bei allem Gesindel kann man doch irgend eine komische Seite der Auffassung herausfinden, aber hier gab es nichts als Tragödie, stumme, höllische Tragödie. Die Ruhe in der Stube war fürchterlich. Der magere, dürre, langbaarige junge Mann, dessen eingesunkene Augen gewaltsam das Umwenden der Karten beobachteten, sprach nie; der fettwammige, aufgeschwollene, finnige Spieler, der sein Stückchen Pappdeckel unausgesetzt durchstach, um darauf zu bemerken, wie oft

schwarz oder roth gewinne, sprach nie; der schmutzige, runzlige alte Mann mit den Geieraugen und dem geflickten Oberrocke, der seinen letzten Sous verloren hatte und noch voll Verzweiflung zufab, da er nicht mehr spielen konnte, sprach nie. Selbst die Stimme des Croupier klang als ob sie in der Atmosphäre der Stube gänzlich verdumpft wäre. Ich war in das Haus gegangen, um zu lachen, ich fühlte aber, daß wenn ich länger bleiben und ruhig zusehen wollte, ich dem Weinen näher kommen würde. So trat ich denn, um mich von dem geistigen Drucke, der über mich gekommen war, zu erholen, unglücklicherweise auch an den Tisch und fing an zu spielen. Noch unglücklicher wie die Folge zeigen wird. Ich gewann — gewann außerordentlich, ungeheuer, auf eine solche Art, daß die regelmäßigen Spieler am Tische um mich zusammentraten und mit hungrigen, abergläubischen Augen auf meine Sätze starrend, einander zuflüsterten, daß der englische Fremde die Bank sprengen werde.

Man spielte Rouge et noir. Ich hatte dergleichen in jeder Stadt Europa's gespielt, ohne jedoch den Wunsch noch die Geduld dazu zu haben, mich auf Berechnungen der Möglichkeiten oder Unmöglichkeiten einzulassen. Ich war überhaupt nie ein Spieler von Profession oder großer Leidenschaft gewesen. Blos zum Zeitvertreibe hatte ich stets nur gespielt. Auch unternahm ich nie ein Spiel aus Bedürfniß, weil ich nie wußte, was Geldmangel sei. So übte ich es denn auch nie so unausgesetzt, daß ich mehr hätte verlieren können als ich bei mir hatte, oder mehr gewinnen als ich ruhig in die Tasche stecken konnte, ohne durch mein gutes Glück außer meinem Gleichgewichte gebracht zu werden. Kurz, ich hatte bisher Spielhäuser gerade eben so besucht, wie ich Ballsäle und Schauspielhäuser besuchte, weil sie mich unterhielten und ich mit meinen müssigen Stunden nichts Besseres anzufangen wußte.

Aber hier war dies gänzlich verschieden. Jetzt zum erstenmale in meinem Leben fühlte ich, was Leidenschaft für's Spiel wirklich sei. Mein Glück verwirrte mich anfangs, dann aber heraus che es mich in der eigentlichsten Bedeutung des Wortes. Es muß unglaublich scheinen, aber es ist wörtlich wahr, daß ich blos dann verlor, wenn ich Wechselfälle zu berechnen versuchte, und nach vorgefaßter Ueberlegung spielte. Wenn ich alles dem Glücke überließ und ohne die geringste Berücksichtigung spielte, war ich sicher, zu gewinnen, zu gewinnen aller möglichen anerkannten Wahrscheinlichkeit der Bank gegenüber. Anfangs wagten einige der Anwesenden ihr Geld sicher genug bei meinen Farben, aber nicht lange, so steigerte ich meine Sätze zu Summen, welche sie zu setzen nicht wagten. Einer nach dem andern hörte auf zu spielen und sah athemlos meinem Spiele zu. Von Zeit zu Zeit stieg ich immer höher und gewann stets. Die Aufregung im Spielzimmer stieg bis zum Fieber. Das Stillschweigen ward jetzt durch einen dumpfen Chorus von Ausrufungen und Schwüren, so oft das Gold nach meiner Seite hin gehäufelt wurde, unterbrochen, und selbst der unerschütterliche Croupier stieß in einer Wuth des Staunens über mein Glück, seine Harke auf den Boden.

Nur einer der Anwesenden behielt seine vollkommene Ruhe, und das war mein Freund. Er trat mir zur Seite und flüsterte mir auf englisch zu, ich möchte doch von hier fortgehen und mit dem zufrieden sein, was ich bereits gewonnen. Ich muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu bekennen, daß er mir dieses mehreremale wiederholte, mich dringend bat, und dann erst fortging und mich allein ließ. Ich hatte seinen guten Rath in Erwiderungen zurückgewiesen, indem ich gegen alle Vorstellungen und Vorschläge wie trunken vom Spiele war, welche es ihn unmöglich machten, noch länger in dieser Nacht sich mit mir zu beschäftigen.

Kurze Zeit, nachdem er fort war, rief eine rauhe Stimme hinter mir aus: — „erlauben Sie mir, werther Herr, erlauben Sie, daß ich Ihnen zwei Napoleons wieder zustelle, die Sie fallen ließen! Ich versichere Sie bei meinem Ehrenworte als ein alter Soldat, daß mir bei meiner langen Erfahrung in dergleichen Dingen nie ein solches Glück vorgekommen ist, wie das Ihre! Nie! Also vorwärts! Bomben und Granaten, frisch vorwärts, und die Bank gesprengt!“

Ich sah mich um und erblickte einen langen Mann in einem schlechten Oberrocke, der mir mit großer Höflichkeit und Vertraulichkeit zuwinkte und zulächelte. Wäre ich meiner Sinne mächtig gewesen, so würde ich ihn näher betrachtet und gefunden haben, daß er eine etwas verdächtige Art von altem Soldaten sei. Er hatte hervorstehende, blutunterlaufene Augen, einen gewaltigen Schnauzbart und eine zerbrochene Nase. Seine Stimme verrieth eine gemeine Intonation der allerschlechtesten Art, und er hatte ein Paar der schmutzigsten Hände, die ich je gesehen habe — selbst in Frankreich. Diese kleinen persönlichen Eigenthümlichkeiten äußerten jedoch keinen allzugroßen Einfluß auf mich. In der tollen Aufregung, dem rücksichtslosen Triumphe dieses Augenblicks war ich bereit, mit jedem Brüderschaft zu machen, der mich bei meinem Spiele anfeuerte. Ich nahm von dem alten Soldaten eine angebotene Prise an, klopfte ihn auf die Backen und schwur, er sei der ehrlichste Kerl von der Welt, die glorreichste Reliquie von der großen Armee, die ich jemals gesehen. „Vorwärts!“ rief mein militärischer Freund und schnipfte mit den Fingern, „vorwärts! Sprengt die Bank! Tausend Donnerwetter, mein vortrefflicher englischer Kamerad, bole Dir die Bank!“

Und ich ging vorwärts, ging so weit, daß nach der nächsten Viertelstunde der Croupier ausrief: „Meine Herren, die Bank ist für heute geschlossen!“ Alles Gold und alles Staatspapier, das sich darin befunden hatte, lag nun in einem Haufen unter meinen Händen; das ganze werbende Kapital des Spielhauses steckte in meinen Taschen.

„Knüpfen Sie das Geld in Ihr Taschentuch, mein theurer Herr,“ sagte der alte Soldat, als ich die Hand in den Geldhaufen vor mir untertauchte. „Knüpfen Sie es ein, wie wir bei der großen Armee ein Stück Mittagsbrod einzuknüpfen pflegten, Ihr Gewinn ist zu schwer für irgend eine Rocktasche, wie sie jemals genäht worden. Da! Da! Packen Sie es ein, Papiere und Gold! Was für eine Menge! Es ist ja ganz

unglaublich! Da liegt noch ein Napoleon auf dem Boden! Du allerliebster kleiner Napoleon, habe ich Dich endlich erwischt! Nun denn also! Zwei doppelte Knoten, mit Ihrer gütigen Erlaubniß! Schön! So ist das Geld in Sicherheit! Fühlen Sie nur einmal daran, Sie glücklicher Mann! Hart und rund wie eine Kanonenkugel! Ja, ja, wenn sie bei Austerlitz mit solchen Kanonenkugeln auf uns geschossen hätten! Und was bleibt denn nun für einen alten Grenadier, einen Exbraven von der französischen Armee noch zu thun? Nichts anderes, als meinen würdigen englischen Freund zu ersuchen, ein Fläschchen Champagner auf gute Bekanntschaft mit mir auszuleeren und auf Göttin Fortuna in schäumenden Perlen zu trinken, ehe wir von hier fortgehen."

Und so geschah es denn auch. Nach und nach war bereits die zweite Flasche Champagner leer geworden. Es war mir, als ob ich flüssiges Feuer trinke — mein Gehirn glühte. Niemals in meinem Leben hatte ein Exceß im Trinken eine solche Wirkung auf mich hervorgebracht. War der aufgeregte Zustand, in welchem ich mich überhaupt befand, die Ursache davon, oder befand sich mein Magen in einer ungewöhnlichen Unordnung, oder war der Champagner besonders stark?

„Exbraver der großen Armee," rief ich in einem Zustande wilder Lustigkeit aus, „ich bin in einem Feuer! wie ist's denn mit Ihnen? Sie haben mich in's Feuer gebracht! Hören Sie, mein Held von Austerlitz! Lassen Sie uns noch eine dritte Flasche Champagner trinken, um das Feuer zu löschen!" Der alte Soldat schüttelte den Kopf, kollerte seine vorstehenden Augen umher, so daß ich glaubte, sie würden ihm aus ihren Höhlen schlüpfen, legte seine schmutzigen Finger an seine zerbrochene Nase und rief feierlich: „Kaffee!" während er auf der Stelle in ein inneres Zimmer rannte.

Das von dem excentrischen Veteran ausgesprochene Wort schien eine magische Wirkung auf die andere noch gegenwärtige Gesellschaft hervorzubringen. Sie standen alle zusammen auf um fortzugehen. Wahrscheinlich hatten sie von meinem Rausche Gewinn zu ziehen gehofft, da sie aber fanden, daß mein neuer Freund dafür besorgt war, mich vor völliger Trunkenheit zu schützen, die Aussicht aufgegeben, von meinem Gewinne Vortheil zu ziehen. Mochte nun auch der Grund sein, welcher er wollte, sie waren mit einemmale fort. Als der alte Soldat zurückkam und sich mir gegenüber an den Tisch setzte, hatten wir das Zimmer zu unserer Disposition. Ich konnte noch den Croupier in einer Art von Vorhause sehen, welches auf das unsre ging, wie er dort sein Abendessen ganz einsam verzehrte. Die Stille war jetzt tiefer als je.

Aber auch über den alten Exbraven war eine plötzliche Veränderung gekommen. Er nahm eine wunderbar feierliche Miene an, und als er wieder mit mir zu sprechen anfing, waren seine Worte mit keinen Schwüren verbrämt, durch kein Fingerschnappen verstärkt, durch keine Apostrophen oder Ausrufungen belebt.

„Hören Sie, werther Herr," begann er in gelvinnißvoll vertraulichem Tone, „hören Sie auf den Rath eines alten Soldaten. Ich bin bei der Herrin des Hauses hier gewesen, einer höchst liebenswürdigen Frau mit einem großen Kochgenie, um sie von der Nothwendigkeit zu überzeugen, uns einen besonders guten und starken Kaffee zu bereiten. Diesen müssen Sie trinken, um Ihre kleine anmuthige Nervenaufregung los zu werden, ehe Sie daran denken können, nach Hause zu gehen — ja, ja, Sie müssen das, mein lieber, wohlwollender Freund! Wenn Sie alles das viele Geld mit nach Hause nehmen, ist es eine heilige Pflicht für Sie, bei ganz klarem Verstande zu sein. Mehrere Herren, die heute Abend hier zugegen waren, wissen, daß Sie so große Summen gewonnen haben. Diese sind nun in gewisser Hinsicht ganz würdige und vortreffliche Personen; aber es sind sterbliche Menschen und haben daher auch wie wir alle ihre liebenswürdigen Schwachheiten. Soll ich noch mehr darüber sagen? Nein, nein, Sie verstehen mich schon hinreichend. Nun, so hören Sie denn — lassen Sie, wenn Sie sich wieder ganz wohl fühlen, sich ein Cabriolet holen — ziehen Sie alle Fenster zu, wenn Sie einsteigen — und sagen Sie dem Kutscher, er solle Sie blos durch die breitesten und belebtesten Straßen fahren. Thun Sie das, und Sie und Ihr Geld werden in Sicherheit kommen, und morgen es einem alten Soldaten Dank wissen, daß er Ihnen einen so guten Rath gegeben hat."

Eben hatte der Exbrave seinen Sermon fast in weinerlichem Tone geendet, als der Kaffee hereingebracht ward und schon in zwei Tassen eingegossen war. Mein aufmerksamer Freund bändigte mir die eine derselben mit einer Verbeugung ein. Ich war außer mir vor Durst und trank sie in einem Zuge aus. Fast im Augenblicke darauf ward ich von einem Anfalle von Schwindel ergriffen und fühlte mich berauschter als je. Das Zimmer drehte sich mit mir wüthend im Ring und der alte Soldat schien regelmäßig vor mir hinauf und hinab zu gehen, wie der Stempel einer Dampfmaschine. Ich wurde durch ein heftiges Klingen in meinen Ohren halb taub und es überkam mich ein Gefühl gänzlicher Verwirrung, Hülflosigkeit und Bewußtlosigkeit. Ich sprang vom Stuhle auf und hielt mich am Tische fest, um das Gleichgewicht zu bekommen. Ich stammelte, daß ich mich fürchterlich unwohl fühle, so unwohl, daß ich nicht wüßte, wie ich nach Hause kommen sollte.

„Mein lieber Freund," antwortete der alte Soldat, und selbst seine Stimme schien, als er so sprach, auf- und abzuschwanken, „es wäre Tollheit, in Ihrem Zustande nach Hause gehen zu wollen. Sie liefen ja Gefahr, Ihr Geld zu verlieren, oder mit der größten Leichtigkeit beraubt und ermordet zu werden. Ich werde hier jetzt mich schlafen legen, thun Sie dasselbe auch; man macht in diesem Hause ein vortreffliches Lager zurecht, lassen Sie sich auch eins machen. Schlafen Sie Ihren Rausch aus und gehen Sie dann morgen mit Ihrem Gewinnste nach Hause, — morgen am hellen, lichten Tage."

Ich hatte keine Macht mehr, etwas zu denken oder zu fühlen, als daß ich mich irgendwo zu Bette legen und in einen kühlenden, erfrischenden, heilenden Schlaf verfallen müsse. So willigte ich denn voll Freuden in den Vorschlag wegen eines Bettes ein und nahm den dargebotenen Arm des alten Soldaten und des

Croupier an, welcher letztere aufgefordert worden war, mir den Weg zu zeigen. Sie führten mich durch einige Gänge eine kurze Treppe hinauf in das Schlafgemach, das ich einnehmen sollte. Der Exbrave schüttelte mir herzlich die Hand, schlug vor, daß wir am nächsten Morgen mit einander frühstücken wollten, und verließ mich dann mit dem Croupier für diese Nacht.

Ich rannte an den Waschtisch, trank etwas von dem dorstehenden Wasser, goß das übrige aus, versenkte mich mit dem Gesichte darein, setzte mich in einen Lehnstuhl und versuchte dann mich wieder einigermaßen zu beruhigen. Es ward mir bald besser zu Muthe. Die Veränderung für meine Lungen aus der dumpfigen Atmosphäre des Spielzimmers in die kühle Luft des Gemachs, wo ich mich jetzt befand, die fast eben so erquickende Veränderung für meine Augen des blendenden Gaslichts des Saales in das matte, ruhige Flimmern einer Nachtlampe, unterstützten wundervoll die Wirkungen des kalten Wassers. Die Betäubung schwand und ich fühlte wieder so etwas wie klare Vernunft. Mein erster Gedanke war der, wie viel ich wagte, die ganze Nacht in einem Spielhause zu schlafen, mein zweiter, wie noch viel gewagter es sei, zu versuchen, von hier fortzugehen, wenn das Haus verschlossen, und bei Nacht allein mit einer großen Geldsumme bei mir durch die Straßen von Paris nach Hause zu wandern. Ich hatte aber an noch schlimmern Orten als diesem hier auf meinen Reisen geschlafen, und so beschloß ich denn, meine Thür zu verschließen, zu verriegeln und zu verbarrikadiren.

Nachdem ich mich so gegen alles Eindringen gesichert, unter das Bett und in die Schränke gesehen, die Fenster untersucht und mich versichert hatte, alle nur möglichen Vorsichtsmaßregeln genommen zu haben, legte ich meine Oberkleider ab, steckte mein dünnes Licht in einen Haufen Asche auf dem Herde und legte mich mit dem Schnupftuche, in welchem sich mein Geld befand, unterm Kopfkissen zu Bette.

Ich wurde bald gewahr nicht blos, daß ich nicht schlafen könne, sondern auch, daß ich nicht einmal die Augen schließen konnte. Ich war völlig wach, aber auch im vollsten Fieber. Jeder Nerv meines Körpers bebte — jeder meiner Sinne schien übernatürlich geschärft. Ich warf mich umher und versuchte jede Art von Lage, suchte mir auch fortdauernd stets die kühlsten Stellen des Bettes aus, aber alles vergebens. Bald steckte ich meine Arme unter die Bettdecke, bald legte ich sie darüber, bald streckte ich meine Gliedmaßen gewaltsam bis an's Ende des Bettes aus, bald brachte ich sie krampfhaft so nahe an mein Kinn, als es nur möglich, bald schüttelte ich mein zerknittertes Kissen auf, wandte es auf die kühle Seite, strich es glatt und legte mich dann ruhig auf den Rücken, bald schlug ich es zur Hälfte zusammen, stellte es auf das eine Ende, klemmte es an die Bettseite und versuchte nun eine sitzende Stellung, jede Anstrengung war vergebens, und ich mußte mich mit Verdruß überzeugen, daß es hier ohne eine schlaflose Nacht nicht abgehen werde.

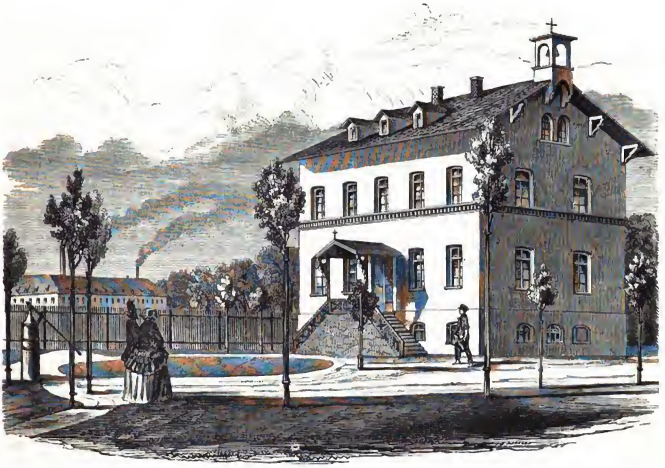
Was war zu thun? Ich hatte kein Buch zum Lesen, und doch fühlte ich bestimmt, daß wenn ich keine Methode ausdächte, meinen Geist zu zerstreuen, mir alle nur mögliche Schreckniſſe auszumalen, mein Gehirn mit Ahnungen aller nur möglichen oder unmöglichen Gefahren zu ängstigen, kurz, die Nacht mit den Qualen aller erfinnlichen Leiden nervöser Furcht zuzubringen. Ich hob mich auf einen Ellbogen und sah mich im Zimmer um, das von einem freundlichen Mondscheine erleuchtet ward, der voll durch das Fenster hereinfiel, ob es nicht einige Gemälde oder Verzierungen enthalte, die ich deutlich erkennen könnte. Als meine Augen so von Wand zu Wand wanderten, fiel mir ein Gedanke an das allerliebste Buch von Le Maistre, Wanderung durch mein Zimmer, ein. Ich beschloß, dem französischen Autor nachzuahmen und darin hinreichende Unterhaltung und Beschäftigung gegen die Langeweile einer schlaflosen Nacht zu finden, daß ich im Geiste ein Inventarium von jedem Artikel der Ausstattung derselben, den ich erblicken könnte, aufnähme und die Menge von Verbindungen, die ein bloßer Tisch, Stuhl oder Waschbecken hervorzurufen im Stande, bis zu ihrer Quelle verfolgte.

Bei dem nervösen und aufgeregten Zustande meines Geistes, fand ich es in diesem Augenblicke für viel leichter, mein mir vorgenommenes Inventar zu machen, als meine mir vorgenommenen Betrachtungen, und gab bald alle Aussicht auf, in Le Maistre's phantastischer Art zu denken — oder überhaupt zu denken. Ich blickte im Zimmer auf die verschiedenen Geräthschaften umher, that aber weiter nichts. Da war zuerst das Bett, auf dem ich lag — ein vierpfostiges Bett, das ich am wenigsten in Paris erwartet hätte — ja, ein echter plumper Vierpfoster, mit der regelmäßigen Spitze von gestreiftem Zitz — und den regelmäßigen befranzten Umhängen rings herum — nebst den regelmäßigen ungefunden, steifen Vorhängen, von denen ich mich erinnerte, daß ich sie beim Eintreten in das Zimmer unwillkürlich zurückgezogen hatte, ohne von dem Bette weiter besondere Notiz zu nehmen. Dann war vorhanden der Waschtisch mit der Marmorplatte, von dem das Wasser, das ich in meiner Hast vergossen hatte, noch langsam und immer langsamer auf den Ziegelboden herabtropfte. Ferner zwei schmale Stühle, mit Rock und Weste und Pantalons von mir daraufgeworfen. Hierauf ein großer Stuhl mit Armlehne mit schmutzigem weißem Cotton überzogen, auf dessen Rückenlehne mein Halstuch und Kragen hing. Alsdann eine Commode, woran zwei bronzene Handhaben fehlten und einem geschmacklosen zerbrochenen Porzellan-Schreibzeuge als Zierrathe darauf. Weiter der Toilettentisch mit einem kleinen Spiegel und einem ungeheuern Nadelkissen versehen. Ebenso ein Fenster — ein ungewöhnlich großes — und zuletzt ein schwarzes altes Gemälde, welches mir das schwache Nachtlicht nur ganz undeutlich sehen ließ. Es war das Portrait eines jungen Mannes mit einem hohen spanischen Hute und einer großen Feder darauf. Ein schwarzbrauner, unheimlich aussehender aufwärtsblickender Kerl, der sich die Hand über die Augen hielt und so stier nach oben schaute, als sähe er nach dem Galgen, an dem er gehängt werden sollte. Wenigstens hatte er ganz das Ansehen, als verdiene er dergleichen.

(Schluß folgt.)

Ein Asyl für die verwahrloste Jugend.

Wenn man von Leipzig's schattigster Promenade, dem Rosenthal aus, sich rechts der Brücke zuwendet, die über die Elster nach dem Exercierplatze führt, so gewahrt man ein kleines freundliches Gebäude, das erst im Laufe dieses Sommers entstanden ist. Das vom Ufer der Elster weg einige Fuß aufsteigende Terrain; der lange, sich hinter dem Hause wegziehende Garten, die grünenden Felder und jungen Bäume in ihm; der lebendige Haag ringsherum; unten der Fluß und der rauschende Wald: das Alles zusammen macht einen so angenehmen Eindruck, daß der Vorübergehende wohl gern einige Minuten im Beschauen des reizenden Bildes verweilt. Das auf dem Giebel des Gebäudes hervorspringende niedliche Glockenthürmchen erregt dabei gewiß nicht wenig seine Aufmerksamkeit. Ohne das Thürmchen, in welchem man die Glocke schweben sieht, könnte das Haus recht gut für einen der ländlichen Ruhesitze gehalten werden, deren es um Leipzig her so viele giebt: so aber scheint es doch eine andere Bestimmung zu haben. Die Neugier läßt ihn dann vielleicht näher treten, er fragt, und vernimmt, daß er vor dem neuen Rettungshause für verwahrloste Kinder steht.



Rettungshaus für verwahrloste Kinder in Leipzig. (Ansicht von der Gartenseite.)

Welche Kette von Gedanken reiht sich an dieses Wort! Der Eine faltet vielleicht düster die Stirn, der Andere freudig die Hände; und Beide meinen es wohl gleich ehrlich, sind von gleichem Eifer beseelt, wo es eine so schöne Aufgabe gilt, wie die verwahrloste Jugend zu retten. Es findet sich diese Erscheinung fast in Allem: die Mehrzahl der Menschen ist weit häufiger über den Zweck einverstanden als über die Mittel.

Die neuern Rettungshäuser sind eine Schöpfung der über das protestantische Deutschland verbreiteten innern Mission, welche vornehmlich den Zweck hat:

Unter den ärmern Klassen der Bevölkerung durch Werkthätigkeit den religiösen Sinn zu fördern. Die Verbreitung der sogenannten Tractätlein, das Abhalten von Missionsfesten, Bettstunden und allerlei andern kirchlich-religiösen Uebungen spielt keine geringe Rolle neben dieser Werkthätigkeit, für welche letztere übrigens die Rettungshäuser einen wesentlichen Gegenstand bilden.

Das „rauhe Haus" in Hamburg, das vor ungefähr zwanzig Jahren von dem bekannten Dr. Wichern gegründet wurde und, seitdem zu einem umfangreichen Etablissement angewachsen, von diesem jetzt noch geleitet wird, ist, wie überhaupt die Pflanzschule der innern Mission, so auch das Muster für die vielen nach und nach entstandenen Rettungshäuser. Das Rettungshaus ist bestimmt, solche jugendliche Gemüther, welche bereits auf verkehrte und böse Abwege gerathen sind, auf den Pfad des Guten zurückzuführen und zu gebesserten und nützlichen Menschen zu machen. Im rauhen Hause nun werden zu diesem Zwecke die Kinder den sogenannten „Brüdern" zur Beaufsichtigung und Besserung zugetheilt. Diese Brüder sind junge Männer, welche sich in dem, ebenfalls zum rauhen Hause gehörigen Seminar für innere Mission, zu Rettungslehrern, Gefängnißwärtern, Bibel- und Tractätlein-Colporteuren und dergleichen ausbilden. Ein solcher Bruder bildet mit zwölf, bisweilen auch mehr Knaben eine „Familie" und hat hauptsächlich die religiösen Uebungen, auf welche das Wirken dieser Anstalt vorzugsweise hinauslänft, zu leiten. Das Uebermaß der religiösen Uebungen ist es, was selbst unter sonst eifrigen Anhängern der Rettungshäuser vieles Bedenken erregt hat. Zu den an fünf verschiedenen Tagszeiten stattfindenden Gebeten, kommt noch Bibel- und Katechismuslesen; Bibelgespräche und Andachten aller Art kreuzen sich die ganze Woche hindurch, und nehmen besonders zur Zeit der christlichen Feste kein Ende. Der eigentliche Unterricht ist nicht viel mehr als eine Fortsetzung dieser geistlichen Uebungen, da er sich in der Hauptsache auf alt- und neutestamentliche Geschichte, auf Lesen und Erklären der Bibel und des Katechismus beschränkt. Die vom rauhen Hause selbst gemachten Erfahrungen haben bewiesen, daß man auf diese Weise wohl ein „bibelfestes" Geschlecht erzog, nicht aber ein frisches, freudiges, Gott wirklich vertrauendes.

Das ausgedehnte Bibelleben, das im rauhen Hause herrscht, läßt zur anderweitigen Ausbildung der Kinder nur verhältnißmäßig wenig Zeit übrig. Doch werden die Knaben im Schneidern, Schustern und einigen andern Handwerken, die Mädchen im Kochen, Waschen, Nähen und dergleichen unterwiesen. Auch in Feld und Garten wird gearbeitet. Es wird dergestalt sowohl der eigene Bedarf der Anstalt hergestellt, als auch die Kinder zu etwaigen Erwerbsberuf vorgebildet, und hierfür könnte man nur Lobsprüche haben, wenn nicht eben das rauhe Haus durch seinen Bibelfanatismus zum großen Theil nur Menschen heranzöge, die entweder Heuchler sind, oder deren geknickter Muth die Quelle alles echten Lebensglücks trübt.

So viel von dem rauhen Hause, das den bei- entstehenden Rettungshäusern für verwahrloste Kinder insgemein zum Muster dient. Die Idee der Rettungshäuser selbst ist übrigens älter als alle innere Mission, und hat den wackern Johann Heinrich Pestalozzi (der Leser entblöße sein Haupt!), geb. 1746 zu Zürich, zum Vater. Pestalozzi hatte bei einem, schon in seinen jüngern Jahren vielgestaltigen Leben das sittliche Elend des Volks aus eigener Anschauung kennen lernen, und begann 1775 seine pädagogische Wirksamkeit mit der Aufnahme verlassener Bettelkinder. Sein Princip war das der reinsten Menschenliebe ohne allen frömmelnden Beigeschmack; er wollte die ärmern Volksklassen durch naturgemäße Erziehung und Unterricht wirklich heben, und ließ dabei die Beschäftigung der Jugend in Gottes schöner freier Natur als wesentliches Bildungsmittel wirken. Für diesen Gedanken arbeitete er durch Schrift und That. Das erste Rettungshaus im größern Maßstabe legte Pestalozzi mit Unterstützung des damaligen schweizerischen Directoriums 1798 in Stanz an, wo er nahe an 80 Kinder um sich vereinigte. Aehnliche Anstalten gründete er in Burgdorf, München-Buchsee und Yverdun, nicht ohne mancherlei Anfechtungen von Seiten der schweizerischen Aristokratie, der er als Liberaler eine mißliebige Persönlichkeit war. Unsere Zeit hat ihm Denkmäler errichtet und Vereine gestiftet, die seinen Namen tragen.

Das neue Rettungshaus unweit des Rosenthales verdankt seine Entstehung dem Leipziger Pestalozzi-Verein. Die Anstalt, welche nur den Grundstein zu einem größern Institute bilden soll, ist vorerst zur Aufnahme von 30 Kindern (Knaben) eingerichtet, wobei jedoch zunächst nur mit der Hälfte dieser Zahl der Anfang gemacht werden wird. Die innere Einrichtung des Hauses entspricht in allen Theilen den Zwecken desselben; Alles ist luftig, sonnig und geräumig. Zum Schlafen sind die in verschiedene Abtheilungen getrennten Dachräume bestimmt, eine davon für den stets und überall gegenwärtigen Aufseher. Die übrigen Stockwerke enthalten die Wohnung des Lehrers, Schul- und Betsaal, andermeitige Zimmer zum Aufenthalte für die Kinder u. s. w., desgleichen einige Räume zu Schuhmacher-, Schneider- und Schlosserwerkstätten, in welchen Professionen die Knaben so weit unterwiesen werden sollen, daß sie ihren eigenen Bedürfnissen zu genügen wissen. Eine vorzügliche Stelle in ihrer Beschäftigung wird die Arbeit in Feld und Garten einnehmen, an welche sich zur Vervollständigung der Oekonomie ein kleiner Viehstand reiht. Gerade von diesem ländlichen Beschäftigungsfeld kann man aber den wohlthätigsten Einfluß auf die jungen Gemüther der Knaben, die hier zur Besserung, nicht zur Strafe, ein Unterkommen finden, erwarten. Das Turnen, als Mittel zur Ausbildung des Körpers, ist nicht vergessen worden.

Obschon auch hier das rauhe Haus in Hamburg zum Muster gedient hat, so werden doch in dem Erziehungsplane selbst voraussichtlich einige andere Normen eintreten. Dafür spricht schon die äußere Anlage der Anstalt; dafür spricht weiter der offen ausgesprochene Grundsatz, daß die Knaben ganz besonders für ländliche Beschäftigungen erzogen werden sollen; dafür bürgen endlich auch die Namen der Männer (Dr. Vogel, Director der I. Bürgerschule, Conditor Felsche, Kauf-

mann Limburger u. A.; von Seiten des Raths Dr. med. Lippert-Dähne), welche fördernd an der Spitze des Unternehmens stehen. Das religiöse Element soll allerdings die ihm gebührende Stelle einnehmen, nur soll nicht das des Unterrichts und der Beschäftigung allzu sehr in ihm untergehen.

Das noch im Bau begriffene Rettungshaus wird im Herbst d. J. eingeweiht werden, und für seine gedeihliche Zukunft ist ihm nur wiederholt zu wünschen, daß in den freundlichen Räumen stets der Geist eines Pestalozzi, nie der eines Dr. Wichern walten möge!

Das Material zum großen Wellenbaue.

(Dritter Artikel.)

B. **Schwere Metalle** sind glänzende Körper von großer Dichte und Härte, welche den Gesteinen und Erden ihre Färbung geben, während die leichten Metalle deren Massen bilden. Die gelben, braunen und rothen Färbungen rühren in der Regel vom Eisen und Mangan, die blauen und grünen vom Kupfer, Kobalt und Chrom. Für den Pflanzen-, Thier- und Menschenkörper sind nur sehr wenige dieser Metalle von Vortheil, die meisten dagegen von Nachtheil. Sie zerfallen, wie im vorigen Aufsatze angeführt wurde, in die unedlen und edlen Metalle und von diesen sind die folgenden von besonderer Wichtigkeit.

Eisen, wegen seiner Anwendung das werthvollste aller Metalle, findet sich gediegen in allen Meteorsteinen, während die (gelben, braunen und rothen) Erze, aus welchen es dargestellt wird, Verbindungen von Eisen mit Sauerstoff, also Eisenoxyde sind, wie Magneteisenstein, Eisenglanz und Rotheisenstein, Rasen- und Spatheisenstein u. s. w. Diese Eisenerze werden mit Kohle gemengt einer heftigen Gluth (in den Hohöfen) ausgesetzt, in welcher die Kohle sich mit dem Sauerstoffe zu Kohlensäure verbindet und entweicht, während das Eisen als glühender Strom in Formen von Sand fließt, wo es zum sogen. Roh- oder Gußeisen erstarrt. Dieses Gußeisen, welches leichter schmelzbar, aber hart und spröde, mit Hammer und Feile nicht zu bearbeiten ist, enthält noch 5—6 Procent Kohlenstoff, und wenn ihm dieser bis auf etwa 2 Procent entzogen wird, so verwandelt es sich in Stahl, während das gänzlich von Kohle befreite Eisen den Namen Stab- oder Schmiedeeisen führt, welches letztere in der Hitze weich und dehnbar wird. Dem Stahle kann nach seiner verschiedenen Behandlung ein verschiedener Grad von Härte, Sprödigkeit und Elasticität verliehen werden. — Durch die Verbindung des Eisens mit dem Sauerstoffe bildet sich der Rost, vorzüglich bei gleichzeitiger Einwirkung von Feuchtigkeit und Luft. — Die im Wasser löslichen Verbindungen des Eisens haben einen herben (tintenähnlichen) Geschmack und nehmen, wenn sie mit gerbstoffhaltigen Flüssigkeiten (mit einer Abkochung von Galläpfeln oder Eichenrinde) vermischt werden, eine violette bis schwarze Farbe an. Es zeigt sich dies schon beim Schneiden des Obstes mit einem eisernen Messer, vorzugsweise aber bei der Tintenfabrication. Das grüne Vitriol oder Eisenvitriol, die aus schönen grünen Krystallen bestehende Verbindung von Eisen, Sauerstoff und Schwefelsäure, wird am häufigsten zur Darstellung von Farben (Tinte, Berlinerblau) benutzt; auch gießt man seine Auflösung in Abtritte, um den übeln Geruch derselben zu entfernen. In den sogen. Stahlbrunnen kommt das Eisen oxydirt und mit Kohlensäure verbunden vor. — Im menschlichen Körper findet sich Eisen (etwa $\frac{1}{2}$ Loth) in dem rothen Farbstoffe des Blutes; sein Mangel darin erzeugt die Bleichsucht.

Mangan ist nach dem Eisen das verbreiterste der schweren Metalle, obschon es nur selten in bedeutender Menge auftritt, aber es gibt fast kein Eisenerz, dem nicht Mangan beigemischt wäre. Dieses Metall ist sehr hart und spröde, schwierig rein darzustellen und nur in der allerstärksten Hitze zum Schmelzen zu bringen, deshalb auch keiner technischen Anwendung fähig. Eine sauerstoffreiche Verbindung desselben, der Braunstein, wird aber in der Chemie vielfach benutzt, vorzugsweise zur Darstellung von Sauerstoff. Mangangehalt kann den Mineralien rosenrothe, violette, braune und schwarze Färbung ertheilen.

Kupfer findet sich nicht selten im gediegenen Zustande in der Natur, weshalb es den Alten weit früher als das Eisen bekannt war. Die Phönicier holten dasselbe von der Insel Cypern, woher sich der lateinische Name Cuprum und von diesem der deutsche Kupfer schreibt. Häufiger trifft man dieses Metall aber mit Sauerstoff oder Schwefel verbunden an (in dem Rothkupfererz, Kupferkalk, Malachit, Kupferglanz, Kupferkies, Buntkupfererz und Fahlerz). Das Kupfer ist ein hartes und dabei zähes und dehnbares Metall, das sich zu Tafeln walzen und in Draht ausziehen läßt; seinen lebhaften Glanz verliert es an der Luft bald, indem es sich hier mit einer Oxydschicht überzieht und dadurch eine braune Farbe annimmt; jedoch wird es von der Luft weniger verändert als das Eisen. — Die Verbindungen des Kupfers, welche sich meistens durch eine schöne blaue und grüne Färbung auszeichnen (wie das Braunschweiger und Schweinfurter Grün, das Mineralblau und der Grünspan), haben eine giftige Wirkung; besonders muß man sich vor dem Grünspan (essigsaurem Kupferoxyde), der sich leicht in kupfernen Gefäßen bildet, in Acht nehmen. — Von den Legirungen des Kupfers sind am wichtigsten: das Messing, aus 71 Theilen Kupfer und 29 Theilen Zink; das Rothmessing oder Tombac, aus 85 Theilen Kupfer und 15 Theilen Zink, welches in dünne Blättchen geschlagen das unechte Blattgold darstellt; die Bronce, aus 85—97 Theilen Kupfer und 15—3 Theilen Zinn; das Kanonenmetall, aus

90 Theilen Kupfer und 10 Theilen Zinn; das Glockenmetall, aus 75—80 Theilen Kupfer und 20—25 Theilen Zinn; das Neusilber oder Argentan, aus 2 Theilen Kupfer, 1 Theil Nickel und 1 Theil Zinn.

Blei wird gewöhnlich aus dem Bleiglanze, einer Verbindung des Bleies mit Schwefel, gewonnen. Unter allen schweren Metallen ist das Blei das weichste, denn es kann mit dem Messer zerschnitten werden, auch läßt es sich in dünne Platten walzen und zu Röhren ausziehen, sowie zu mancherlei Gußwerk (Kugeln, Schrot) verwenden. Auf den menschlichen Körper übt das Blei eine sehr verderbliche Wirkung aus und es ist deshalb vorzüglich von Speisen, sowie in Dampfform fern zu halten. Es erzeugt leicht heftiges Bauchgrimmen, die sog. Bleikolik; ferner aber auch Krämpfe, Lähmungen und Abzehrung, mit einem schmalen bläulichen oder schiefergrauen Saume da am Zahnfleische, wo dieses an die Zähne stößt. Am leichtesten entsteht Bleivergiftung durch den Gebrauch blethaltiger Zinngeschirre und schlecht gebrannter Töpferwaare. — Von den Verbindungen des Bleies haben eine ausgedehnte gewerbliche Benutzung: die Bleiglätte oder Silberglätte, ein Bleioxyd, welches mit Kieselsäure vereinigt die Glasur unserer Topfwaaren bildet; die Mennige, ebenfalls ein Oxyd; das Bleiweiß oder kohlensaure Bleioxyd; der Bleizucker oder das essigsaure Bleioxyd. — Die wichtigsten Legirungen bildet das Blei mit dem Zinn als Schnellloth der Klempner und als Orgelpfeifenmetall.

Zinn findet sich in der Natur nie gediegen, sondern mit Sauerstoff verbunden als Zinnstein und in Verbindung mit Schwefel als Zinnkies. Nächst dem Silber ist das Zinn das schönste der weißen Metalle und wegen seines Glanzes und seiner Unveränderlichkeit an der Luft wird es vielfach zu Tischgeräthschaften verarbeitet. Auch läßt sich dasselbe in sehr dünne Blättchen (unechtes Blattsilber genannt) schlagen und zu Zinnfolie und Stanniol auswalzen, womit die Pfropfen der Champagnerflaschen überzogen, sowie gewöhnlich Vanille und feine Chocoladen verpackt sind. Vorzüglich benutzt man aber das Zinn dazu, um das Eisen vor dem zerstörenden Einflusse der Luft zu schützen, indem man Eisenbleche mit Zinn legirt, worauf dasselbe Weißblech genannt wird. Auch Kupfergeschirre werden verzinnt und dadurch für die Speisen weniger gefährlich. — Von den Verbindungen des Zinns kommen in Anwendung: das Zinnoxyd zur Darstellung des Emails und der Glasur von Fayence; das Chlorzinn zum Färben des Kattunes; das Schwefelzinn als Musivgold, wegen seines goldähnlichen Ansehens. — Legirungen kommen am häufigsten zwischen Zinn und Kupfer oder mit Blei vor (s. vorher bei diesen Metallen).

Zink kommt ebenfalls in der Natur nie gediegen vor, sondern gewöhnlich mit Sauerstoff oder Schwefel verbunden, als Galmei und Zinkblende. Dieses Metall ist an sich sehr spröde, wenn es aber bis zum Siedepunkte des Wassers erwärmt wird, so läßt es sich in Bleche auswalzen. Es wird theils zu Gußwerken, theils zu Dachbedeckungen benutzt; letzteres deshalb, weil es sich an der Luft mit einer Haut von Oxyd überzieht, welche die darunter liegenden Theile vor fernerer Oxydation schützt. — Die Verbindungen des Zinks sind schädlich und erregen Brechen; von Legirungen sind wichtig: Messing, Tombac und Neusilber.

Wismuth ist eins der seltener vorkommenden Metalle und findet sich meist gediegen im Granit und Thonschiefer. Weder an sich noch in seinen Verbindungen ist das Wismuth von besonderer technischer Wichtigkeit; es wird zu optischen Gläsern und weißer Schminke benutzt. Dagegen sind Legirungen desselben mit Blei und Zinn in Gebrauch, zum Abklatschen (Glichiren) von Holzschnitten, Druckformen (Stereotypen). Interessant ist die Legirung von 4 Theil Blei, 4 Theil Zinn und 2 Theile Wismuth, weil dieselbe schon im siedenden Wasser schmilzt.

Antimon oder **Spießglanz**, findet sich am häufigsten mit Schwefel verbunden als Grauspießglanz. Es ist ein Metall von zinnweißer Farbe, glänzend und so spröde, daß es sich leicht zu Pulver zerstoßen läßt. Die Antimonverbindungen spielen in der Medicin eine große Rolle und von diesen ist der Brechweinstein das wirksamste Mittel. — Eine sehr wichtige Legirung ist die von 4 Theil Antimon mit 4 Theilen Blei, weil man aus dieser die Buchdruckerlettern gießt.

Nickel und **Kobalt** kommen gewöhnlich in Gesellschaft mit einander und in Verbindung mit Schwefel und Arsen vor. Beide Metalle sind sehr hart, spröde und schwer schmelzbar. Das Nickel nähert sich zwar in seinen Eigenschaften dem Eisen, da es sich in Platten hämmern läßt, allein für sich allein wird es trotzdem nicht verarbeitet. Die meisten Verbindungen desselben zeichnen sich durch eine schöne grüne Farbe aus. Die wichtigste Anwendung des Nickels ist die, daß es mit Kupfer und Zink oder Zinn eine Legirung bildet, welche Neusilber oder Argentan genannt wird. Chinafilber ist galvanisch versilbertes Neusilber. — Der Kobalt wird gar nicht als Metall verwendet, sondern nur in seinen Verbindungen als schöne blaue oder rosenrothe Farbe benutzt, besonders als Schmalte (Waschblau) und Kobaltultramarin bei der Glas- und Porzellanmalerei (blauer Streusand).

Chrom ist eins der weniger verbreiteten Metalle und wird in metallischem Zustande auch nicht verwendet, sondern nur in seinen Verbindungen als Farbe, besonders das Chromgelb und das grüne Chromoxyd. Wegen seiner schönen Farben hat dieses Metall auch seinen griechischen Namen, welcher Farbe bedeutet, erhalten.

Queckfilber gehört wie Silber und Gold zu den edlen Metallen und findet sich nur selten gediegen vor, gewöhnlich mit Schwefel verbunden als Zinnober (in Spanien, Idria, Mexico, Californien). Es ist ein sehr schweres, flüssiges und an der Luft nicht veränderliches Metall, dessen Anwendung zu Thermometern (Temperaturmessern) und Barometern (Luftdruckmessern) von der größten Wichtigkeit ist. Es besitzt die Fähigkeit, den Zusammenbau aller übrigen Metalle, mit Ausnahme des Eisens, aufzuheben, diese also aufzulösen und damit flüssige Gemenge (Amal-

game) darzustellen; vorzüglich benutzt man diese Fähigkeit zur Gewinnung von Gold und Silber. Eines Amalgams aus Quecksilber und Zinn bedient man sich zum Belegen des Glases, welches dadurch zum Spiegel wird. Die Dämpfe des Quecksilbers, sowie die Verbindungen desselben äußern auf den menschlichen Körper eine sehr giftige Wirkung (erzeugen Speichelfluß), werden aber trotzdem als Heilmittel angewendet (wie das Kalomel, der Sublimat und das Präcipitat). Das Knallquecksilber, welches zum Füllen der Zündbütchen gebraucht wird, besteht aus Quecksilberoxyd und Knallsäure.

Silber kommt in der Natur ziemlich häufig und zwar theils gediegen, theils mit Schwefel oder andern Metallen verbunden vor. Dieses Metall ist härter als Gold, weniger hart als Kupfer, schmilzt in nicht allzugroßer Hitze und ist so weich und dehnbar, daß es in äußerst dünne Blättchen geschlagen und in sehr feinen Draht ausgezogen werden kann. Die verbreitetste Anwendung des Silbers ist die zu Münzen, Geräthen, Zierrathen und Instrumenten. Wegen seiner Weichheit wird das Silber aber stets mit Kupfer legirt, wodurch es größere Härte bekommt. Das Verhältniß des Kupfergehaltes zum Silber wird in der Weise ausgedrückt, daß man von einer bestimmten Gewichtseinheit vollkommen reinen Silbers (Feinsilbers) ausgeht. Eine solche Einheit ist die Mark, welche 16 Loth wiegt. Man nennt nun ein Silber 13löthig, wenn in 16 Loth nur 13 Loth Silber und 3 Loth Kupfer vorhanden sind, 14löthig, wenn es 14 Loth Silber und 2 Loth Kupfer enthält. Gewöhnlich wird 13- und 14löthiges Silber verarbeitet. — Von den Verbindungen des Silbers ist nennenswerth: das salpetersaure Silberoxyd oder der Höllenstein; ferner das Knallsilber oder knallsaure Silberoxyd, welches zu Knallerbsen und Knallfidibus, nicht aber zu Zündbütchen verwendet wird; die Verbindungen mit Jod, Brom und Chlor, welche wegen ihrer leichten Zersetzung durch das Licht zum Daguerreotypiren gebraucht werden.

Gold findet sich fast nur gediegen, häufig mit Silber verbunden, und zwar lose in Körnern, Blättchen oder Klumpen, im Sande vieler Flüsse und im aufgeschwemmten Lande, sowie in Urgesteinen. Afrika, Ungarn, der Ural, Südamerika und Californien liefern die größte Menge des Goldes. Das Gold ist unter allen Metallen das dehnbarste und geschmeidigste, wird weder von der Luft noch von Säuren verändert und kann nur von freiem Chlor aufgelöst werden, weshalb man sich des Königswassers (eines Gemenges von Salpetersäure und Salzsäure) zu seiner Auflösung bedienen muß. Da dieses Metall viel zu weich ist, um ganz rein verarbeitet werden zu können, so wird es mit Silber oder mit Kupfer legirt und gewinnt dadurch an Härte. Mit Silber verbunden bildet sich die weiße, mit Kupfer die rothe, mit beiden Metallen die gemischte Legirung oder Karatirung. Eine Mark feines Gold wird nämlich in 24 Karat getheilt und 24karätiges Gold ist demnach feines Gold, 23karätiges enthält dagegen 23 Karat Feingold und 1 Karat Kupfer oder Silber u. s. f. In Deutschland verarbeitet man 8-, 14- und 18karätiges Gold, in Frankreich 18-, 20- und 22karätiges. Die holländischen und österreichischen Ducaten werden aus 23karätigem, die preußischen und französischen Goldmünzen aus $21\frac{3}{4}$karätigem Golde gemacht.

Platin findet sich nur gediegen und zwar in geringer Menge im Platinerze, welches besonders in Südamerika im aufgeschwemmten Lande und am Ural in Form kleiner, rundlicher, metallglänzender, stahlgrauer Körper vorkommt. Es ist das schwerste aller Metalle, unschmelzbar und wie Gold nur im Königswasser löslich. Seiner Unschmelzbarkeit wegen und weil es von keiner Säure angegriffen wird, benutzt man das Platin zu chemischen Geräthschaften. Zu Rußland wurde es früher auch zu Münzen ausgeprägt. — In sehr fein vertheiltem Zustande stellt das Platin eine graue, sehr poröse Masse, den sogen. Platinschwamm dar, welcher die merkwürdige Eigenschaft besitzt, Gase in seinen Zwischenräumen zu verdichten und dadurch die chemische Verbindung solcher zu bewirken. Hierauf beruht die Anwendung des Platinschwammes zu den Wasserstoff-Feuerzeugen (s. früher bei Wasserstoff), bei welchen ein kleiner Strom Wasserstoffgas auf ein Platinschwämmchen geblasen, sich entzündet.

Am Schlusse dieses Aufsatzes bittet der Verfasser diejenigen Leser um Entschuldigung, welche sich bei der trockenen Aufzählung und Beschreibung der Grundstoffe gelangweilt haben, allein eine, wenn auch nur oberflächliche Kenntniß der wichtigsten dieser Elemente und ihrer Verbindungen kann Keinem erlassen werden, der Anspruch auf richtige Bildung machen und die spätern chemischen und medicinischen Aufsätze der Gartenlaube verstehen will. Es ist übrigens Pflicht eines jeden Menschen, welcher sich über das Thier erheben will, seinen Wohnsitz, die Erde, und die auf derselben herrschenden Gesetze und Vorgänge kennen zu lernen.

(B.)

Blätter und Blüthen.

Blücher und zwei französische Minister. Als Fürst Blücher 1815, Paris bedrohend, sein Hauptquartier von dem kaiserlichen Lustschlosse weg nach dem bekannten St. Cloud verlegt hatte, stand ich am Nachmittage des 5. Juli gegen vier auf der Terrasse, die sich vor dem Schlosse ausdehnt.

Sehnsüchtig schaute ich hinüber nach den gewaltigen Häusermassen von Paris, aus deren einige seiner prachtvollen Monumente hoch emporragten, namentlich aber der zunächstgelegene Dom der Invaliden meine Blicke fesselte. Ich versetzte mich in Gedanken mitten hinein in das Labyrinth der Straßen, die ich mit stolzer

Sängermiene durchschritt, da wurde meine Aufmerksamkeit durch einen Fiakrekutscher abgeleitet, welcher, tüchtig auf die erschöpften Pferde peitschend, links durch die prachtvolle Allee gefahren kam, welche sich die Anhöhe hinauf zieht, auf der das Schloß liegt.

An dem eisernen Gitterthore angelangt, verweigerten die Schildwachen dem Kutscher die Einfuhr. Es entspann sich darüber mit den beiden Herren, die in dem Wagen saßen, ein kleiner Streit. Diesen zu schlichten, trat ich näher, da die Schildwachen sich mit den Franzosen nicht verständigen konnten. Ich machte den beiden Herren, welche mir sagten, daß sie aus Paris kämen und in Angelegenheiten von höchster Wichtigkeit mit dem Fürsten Blücher zu sprechen hätten, nicht ohne Mühe begreiflich, daß sie dazu aussteigen und die kurze noch übrige Strecke zu Fuße zurücklegen müßten.

Brummend entschlossen sie sich, den Wagen zu verlassen, und nun zeigten sich meinen prüfenden Blicken zwei auffallende, aber mit einander eben so auffallend contrastirende Gestalten. Der Eine war klein, dick, beinahe rund, denn ein stattlicher Bauch wurde von den dünnen Beinen nicht ohne Anstrengung vorangetragen.

Der Andere überragte seinen Gefährten um mehr als Kopfeslänge, und wenn er auch nicht eben dürr genannt zu werden verdiente, so erreichte er doch den Umfang des Kleinen bei weitem nicht.

Beide waren schwarz gekleidet, und wenn sie auch außer einem kleinen rothen Bändchen im Knopfloch kein Abzeichen höheren Pompes trugen, so war doch die Vornehmheit ihrem ganzen Wesen leicht anzusehen. Besonders der Lange zeigte eine stolze Haltung und ein Benehmen der Grandezza, an welchem der Kleine durch seine Körperbeschaffenheit gehindert wurde.

Nachdem ich mich ihnen zum Führer angeboten hatte und als solcher von ihnen angenommen war, fragte ich nach ihren Namen. Sie gaben eine ausweichende Antwort, und da mir im Grunde wenig an der Beantwortung meiner Frage lag, schritt ich hierauf neben ihnen her, quer über den Hof weg, nach dem rechten Flügel des Schlosses, in welchem die Zimmer lagen, die Fürst Blücher zu seinem persönlichen Gebrauche gewählt hatte.

Während des Weges dahin sprachen sie sich unter bittern Klagen darüber aus, daß sie von Paris, welches sie bereits um 6 Uhr Morgens verlassen hätten, von einem Vorposten zum andern geschickt und überall so lange aufgehalten worden wären, daß sie zu der Strecke von wenig mehr als einer Stunde die Zeit von zehn vollen Stunden gebraucht hätten. Ich gab ihnen lachend zur Antwort, das ginge nun einmal im Kriege nicht anders, führte sie in das Ordonnanzzimmer und meldete hier einem eben aus dem zweiten Vorzimmer — dem Offizier-Wartezimmer — tretenden Adjutanten, daß die beiden Herren den Fürsten zu sprechen wünschten. Er fragte sie nach ihren Namen, und sie sagten ihm dieselben so leise, daß ich sie nicht verstehen konnte, obgleich ich dicht neben ihnen stand.

Der Adjutant verbeugte sich ziemlich artig und sagte, er würde sie sogleich dem Fürsten melden, sie möchten nur einstweilen Platz nehmen. Doch die beiden Herren bezeigten keine Lust, dieser Einladung zu folgen, nachdem ein Blick rings umher sie überzeugt hatte, daß sie sich unter lauter Ordonnanzen, Gemeinen oder höchstens Unteroffizieren befanden. Sie traten daher an ein Fenster und unterhielten sich sehr eifrig, doch ganz leise miteinander. Dabei waren ihre Blicke fortwährend mit dem unverkennbaren Ausdrucke der Ungeduld nach der Thür zu den Zimmern des Fürsten gerichtet. Doch es vergingen fünf, es vergingen zehn Minuten, ohne daß der Adjutant erschien, und der Ausdruck der Ungeduld in den Zügen der beiden Franzosen verwandelte sich in unterdrückte Wuth, denn ich sah, wie sie mehrmals die Zähne auf die Lippen bissen und dabei einander Blicke zuwarfen, welche zu sagen schienen: Vielleicht kömmt einst noch die Zeit, diese Schmach, diese Beschimpfung zu rächen, und sie sollen dann gewiß nicht vergessen sein.

Endlich kehrte der Adjutant zurück. Er sagte mit kalter Höflichkeit, der Fürst sei zwar augenblicklich zu beschäftigt, um sie zu sprechen, indeß möchten sie in dem Offizierzimmer warten, bis sie vorgelassen werden könnten.

Und hier mußten sie, eine Zielscheibe für die spöttischen Blicke aller Ab- und Zugehenden, denen ihre Namen zugeflüstert wurden, noch volle anderthalb Stunden warten; denn als dem Fürsten Blücher gemeldet wurde, wer sie wären und was sie wollten, hatte er lachend gesagt:

„Das Geschäft hat keine so große Eile, und die Schurken mögen daher einmal aus eigener Erfahrung kennen lernen, wie es schmeckt, im Vorzimmer demüthig auf die erbetene Audienz warten zu müssen."

Endlich glaubte der Fürst, sie lange genug gezüchtigt zu haben, ließ sie vor, und es wurde mit diesen beiden Männern die Kapitulation von Paris abgeschlossen, in Folge welcher die Preußen und Engländer am 7. Juli ihren feindlichen Triumphbeizug hielten.

Wer aber waren die beiden Männer, an deren Demüthigung Fürst Blücher ein solches Vergnügen fand?

Der Lange war Talleyrand, der mächtige Minister des französischen Kaiserreichs, der feine Diplomat, der den Mantel so geschickt nach dem Winde zu drehen wußte, daß keiner der politischen Stürme, die er durchmachte, ihn umzuwerfen im Stande war.

Der kleine Dicke war Fouché, der schlaue, allgemein gefürchtete, allgemein gehaßte Polizeiminister.

Beide aber waren Männer, vor deren bloßem Stirnrunzeln sonst Tausende erzitterten; man kann sich daher die Gefühle denken, die ihr Inneres durchtoben mußten, als sie sich in der demüthigsten Lage von der Welt zwei Stunden lang den Hohn- und Spottblicken der siegreichen Feinde ausgesetzt sahen!

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 31. 1853.

Familien-Blatt. — Verantwortlicher Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich ein ganzer Bogen mit Illustrationen.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 10 Ngr. zu beziehen.

Das fürchterliche Bett.

(Schluß.)

Das Gemälde übte eine Art von Gewalt über mich aus, ebenfalls nach oben — an meinen Betthimmel zu sehen. Es war ein dunkler und nicht eben interessanter Gegenstand, so daß ich wieder auf dem Hute des Mannes. Sie standen weit hervor, zwei grüne und drei weiße. Ich bemerkte die Krone auf seinem Hute, der von kegelförmiger Art war, nach der Weise, wie man angenommen, daß Guido Fawkes sie gern getragen habe. Ich dachte darüber nach, wohin er denn so nach oben sehe. Nach den Sternen konnte es nicht sein, denn ein solcher Desperado war weder Astrolog noch Astronom. Er mußte nothwendig nach dem hohen Galgen, in dem Augenblicke, wo er gehängt werden sollte, blicken. Sollte der Scharfrichter in den Besitz seines kegelförmigen Hutes und dessen Federschmuckes kommen? Ich zählte die Federn noch einmal. Drei weiße, zwei grüne.

Als ich noch bei dieser sehr lehrreichen und nützlichen Beschäftigung verweilte, fingen meine Gedanken an herumzuschweifen. Das Licht des Mondes, das in das Gemach schien, erinnerte mich an eine gewisse Mondscheinnacht in England — die Nacht nach einer Picnic-Parthie in einem Walliser Thale. Jeder Gegenstand bei dieser Heimkehr durch eine reizende Gegend, die durch den Mondschein noch reizender wurde, kehrte in meine Erinnerung zurück, ob ich gleich seit Jahren nicht mehr daran gedacht hatte, und wenn ich versucht hätte, es mir wieder in's Gedächtniß zurückzurufen, es mir gewiß nur wenig oder gar nicht gelungen sein würde. Welche von allen den wunderbaren Fähigkeiten, die uns überzeugen, daß wir unsterblich sind, spricht wohl diese erhabene Wahrheit beredter aus als das Gedächtniß? Hier befand ich mich jetzt in einem fremden Hause von dem verdächtigsten Charakter, in einer Lage der größten Ungewißheit, ja Gefahr, welches den freien Gebrauch meines Gedächtnisses ganz gewiß nicht beförderte, und doch erinnerte ich mich ganz unwillkürlich an Orte und Personen und Gespräche und die kleinsten Umstände aller Art, welche ich für immer für vergessen gehalten haben würde, mir gewiß nicht absichtlich hätte zurückrufen können, selbst unter den allervortheilhaftesten Verhältnissen! Und welche Ursache hatte in Einem Augenblicke diese ganze seltsame, complicirte

und geheimnißvolle Wirkung hervorgebracht? Nichts als einige Strahlen Mondscheins in das Fenster meines Schlafzimmers.

Ich dachte noch über das Pienic, unsere Lustigkeit beim Nachhausegehen und die junge, sentimentale Lady nach, die Byrons Childe Harold citirte, weil es Mondschein war. Ich war in diese vergangenen Scenen und Freuden ganz vertieft, als in einem Augenblicke der Faden, an dem meine Erinnerungen hingen, völlig abriß, meine Aufmerksamkeit zu den gegenwärtigen Dingen lebhafter als je zuvor zurückkehrte und ich mich selbst, ohne zu wissen, wie und weshalb, wieder auf das erwähnte Gemälde hinstarrend fand.

Hinstarrend wegen was? Ei du mein Himmel! Der Mann hat seinen Hut abgenommen! Nein! — Der Hut selbst ist fort. — Wo ist die kegelartige Krone? Wo sind die Federn? Drei weiß und zwei grün? Nicht da! Statt des Hutes und der Federn, welcher düstere Gegenstand bedeckt ihm die Stirn? — die Augen? — die beschattende Hand? Bewegt sich mein Bett?

Ich wendete mich auf den Rücken und sah empor. War ich wahnsinnig? trunken? träumend? — oder bewegte sich der Betthimmel wirklich herab — sank langsam, regelmäßig, schweigend, furchtbar, gerade herunter in voller Länge und Breite — herunter auf mich, der ich unter ihm lag?

Mein Blut schien still zu stehen; eine tödtliche, versteinernde Kälte überlief mich, als ich meinen Kopf auf dem Kissen wandte und entschlossen war, mich zu überzeugen, ob der Betthimmel sich wirklich bewege, indem ich mein Auge auf den Mann auf dem Bilde richtete. Der erste Blick in dieser Richtung bin genügte. Die schwarze, schmutzige Außenlinie des Bettkranzes über mir brauchte nur noch einen Zoll, um mit dessen Leibe parallel zu stehen. Doch sah ich athemlos darauf. Und fortwährend und langsam — sehr langsam sah ich die Gestalt und den Rahmen unter der Gestalt verschwinden, so wie der Bettkranz sich vor ihm herabsenkte.

Ich bin meiner Natur nach alles andere, nur nicht furchtsam. Ich bin mehr als einmal in Lebensgefahr gewesen und habe keinen Augenblick mein kaltes Blut verloren, aber als die Ueberzeugung nur erst von meinem Verstande Besitz genommen hatte, daß sich der Betthimmel wirklich bewege, und fort und fort auf mich herabsinke, blickte ich schaudernd, hülflos und furchterstarrt doch einen oder ein paar Momente unter der Mordmaschine empor, die sich immer näher und näher zu mir herabsenkte, um mich da, wo ich lag, zu ersticken.

Da trat der Instinkt der Selbsterhaltung ein und stärkte mich, mein Leben zu retten, so lange es noch Zeit sei. Ich stieg sehr ruhig aus dem Bette und zog schnell meine Oberkleider an. Das Licht, völlig abgebrannt, ging aus. Ich setzte mich in den Armstuhl neben mir und beobachtete nun, wie sich der Betthimmel immer mehr langsam herabsenkte. Ich war im eigentlichen Wortverstande durch Zauberei gefesselt. Hätte ich Fußtritte hinter mir gehört, so würde ich mich doch nicht haben umdrehen können. Wäre ein Weg zur Rettung mir durch ein Wunder geöffnet worden, ich würde mich nicht haben bewegen können, um Gebrauch davon zu machen. Das ganze Leben in mir war in diesem Augenblicke in meinen Augen concentrirt.

Er stieg herab — der ganze Betthimmel mit seinen Behängen umher kam herab — tiefer — und immer tiefer, so daß kein Raum mehr da war, auch nur einen Finger zwischen ihn und das Bett zu stecken. Ich fühlte zur Seite und ward inne, daß das, was mir von unten der gewöhnliche leichte obere Aufsatz eines Bettes auf vier Pfosten geschienen hatte, in der That eine breite, dicke Matratze sei, deren Bestandtheile durch den Bettkranz und die Fransen verborgen ward. Ich blickte empor und sah die vier Pfosten widerwärtig nackt sich erheben. In der Mitte des Bettes befand sich eine schwere hölzerne Drehschraube, die offenbar durch eine Oeffnung in der Decke herabgekommen war, so wie gewöhnliche Pressen auf die Gegenstände herabgesenkt werden, auf die man Druck ausüben will. Der furchtbare Apparat bewegte sich ohne das mindeste Geräusch. Man hatte kein Krachen gehört als er herabkam, es erscholl von oben herunter nicht das mindeste Getös. Inmitten eines schrecklichen, tödtlichen Schweigens sah ich vor mir — im neunzehnten Jahrhunderte und in der civilisirtesten Hauptstadt Frankreichs — so eine Maschine für geheimen Mord durch Erstickung, wie sie einst vielleicht in den schlimmsten Tagen der Inquisition, in den abgelegensten Gasthäusern der Harzgebirge, in den geheimnißvollen Vehmgerichten Westphalens existirt haben mochte. Und doch konnte ich, als ich so hinblickte, mich nicht von der Stelle rühren, ja kaum Athem holen, doch bekam ich die Kraft zu denken wieder und begriff im Augenblicke die mörderischste Verschwörung gegen mich mit allen ihren Schrecken.

Mein Trank in der Kaffeetasse war mit etwas vermischt worden, und zwar allzu stark. Ich war dadurch gerettet, daß die Dosis für einen Schlaftrunk allzu heftig war. Wie hatte ich in meinem Fieberanfalle, der mein Leben dadurch gerettet, daß er mich wach erhalten, aber auch geglüht und gefroren! Wie rücksichtslos hatte ich mich den beiden Bösewichtern anvertraut, die mich in dieses Zimmer brachten und entschlossen waren, mich hier um meines Gewinnstes willen auf die furchtbarste und sicherste Weise in meinem Schlafe um's Leben zu bringen. Wie viele Personen, die gewonnen hatten, mochten schon in diesem Bette geschlafen haben, wie ich es mir vorgenommen, ohne daß man jemals von ihnen ein Wort wieder gehört. Ich schauderte, als ich daran dachte.

Nicht lange aber, so war wieder alles Nachdenken bei dem Anblicke des mörderischen Betthimmels mir vergangen, der sich immer noch bewegte. Nachdem er etwa zehn Minuten lang auf dem Bette geblieben, so fing er an, sich wieder zu erheben. Die Bösewichter, welche von obenher darauf wirkten, glaubten offenbar, daß ihr Vorsatz nun erreicht sei. Langsam und still, wie er herabgestiegen war, erhob sich dieser schreckliche Betthimmel nun auch wieder in die Höhe. Als er die obern Enden der vier Bettpfosten erreicht hatte, befand

er sich auch wieder an der Decke. Man konnte weder Höhlung noch Spalte sehen. Das Bett ward wieder zu einem gewöhnlichen Bette, der Himmel eben so zu einem gewöhnlichen, selbst für die scharfsichtigsten Augen.

Jetzt zum erstenmale bekam ich meine äußere Beweglichkeit wieder und konnte von meinem Armstuhle aufstehen, um zu sehen, wie und wo ich entfliehen könne. Verrieth ich durch das geringste Geräusch, daß der Versuch meiner Erstickung verunglückt sei, so war ich überzeugt, gemordet zu werden. Hatte ich schon Geräusch gemacht? Ich horchte aufmerksam nach der Thür gerichtet. Aber kein Fußtritt auf dem Gange außerhalb, kein Ton eines leichten oder schweren Einhergehens über mir, tiefes Schweigen rings umher. Um meine Thür zu schließen und zu versperren, hatte ich einen alten hölzernen Kasten dagegen gestemmt, den ich unter dem Bette gefunden. Diesen Kasten fortzubewegen (das Blut gerann mir in den Adern, wenn ich bedachte, was darin sein könnte!), ohne irgend eine Störung zu machen, war unmöglich, und doch war der Gedanke, aus dem, jetzt während der Nacht versperrten Hause zu entfliehen, ein reiner Unsinn. Nur ein Ausweg blieb mir — der durch das Fenster. Ich stahl mich auf den Zehen zu ihm.

Mein Schlafgemach war im ersten Stockwerke, über einem Entresol und sah auf die finstere Straße. Ich erhob die Hand, um das Fenster zu öffnen, fühlend, daß an diesem Augenblicke bei dem geringsten Geräusche meine Rettung hange. In einem Hause des Mordes wird scharfe Wache gehalten! Wenn ein Rahmen knarrte, eine Scheibe klirrte, war ich vielleicht ein verlorener Mann. Ich muß mich wenigstens fünf Minuten der Zeit nach — meiner Angst nach fünf Stunden lang — mit der Oeffnung des Fensters beschäftigt haben. Es gelang mir dies mit all der Gewandtheit eines Diebes ganz still zu thun und ich sah dann auf die Straße. Auf sie unter mir herabzuspringen, wäre offenbare Vernichtung gewesen. So sah ich mich denn seitwärts am Hause um. Die linke Seite herab lief die dicke Wasserröhre. Sie ging nahe bei der äußern Ecke des Fensters vorbei. So wie ich diese Röhre sah, wußte ich, daß ich gerettet. Zum erstenmale, seit ich den Betthimmel sich zu mir hatte herabbewegen sehen, holte ich wieder frei Athem.

Manchem würden allerdings diese entdeckten Mittel zur Flucht schwierig und gefährlich genug geschienen haben, mir aber kam die Aussicht, an der Röhre auf die Straße herabzugleiten, nicht im mindesten gefährlich vor. Ich war sehr gut in gymnastischen Kunststücken geübt und wußte daher, daß Kopf, Hände und Füße mir treu im Herauf- oder Herablettern zu dienen pflegten. Schon hatte ich ein Bein über das Fensterbrett geschwungen, als ich mich an das Taschentuch mit Geld unter meinem Kopfkissen erinnerte. Ich hätte es allerdings hinter mir lassen können, aber ich war rachevoll entschlossen, daß die Bösewichter des Spielhauses eben so ihre Beute wie ihr Opfer verlieren sollten. So ging ich denn wieder zu dem Bette zurück und band mir mit meinem Halstuche das schwere Taschentuch auf dem Rücken fest. Gerade als ich es halbbar gemacht hatte, glaubte ich einen Athemzug außerhalb der Thüre zu hören. Abermals durchfröstelte mich Schrecken, als ich so horchte. Doch nein! Es blieb alles still auf dem Gange. Ich hatte nur die Nachtluft leise in das Zimmer wehen hören. Im nächsten Momente war ich wieder auf dem Fenster — und im folgenden hatte ich mit Händen und Knieen eine feste Lage an der Wasserröhre gefaßt.

Leicht und ruhig glitt ich, wie ich mir gedacht, in die Straße hinab, und eilte augenblicklich mit der größten Schnelle zu einer Polizei-Expedition, von der ich wußte, daß sie sich in unmittelbarer Nähe befinde. Es traf sich, daß ein Beamter und einige bewaffnete Leute seines Gefolges noch wach waren, ohnstreitig in der Absicht, etwas von dem geheimnißvollen Morde zu entdecken, der eben damals in Paris so großes Aufsehen machte. Als ich meine Geschichte athemlos und in sehr schlechtem Französisch begann, konnte ich sehen, wie der Beamte mich im Verdacht hatte, ein betrunkener Engländer zu sein, der etwas gestohlen habe, als ich aber fortfuhr, änderte er seine Ansicht sehr schnell, und ehe ich nur im mindesten geendet hatte, schob er alle seine Papiere vor sich in ein Schubfach, setzte seinen Hut auf, versorgte mich mit einem andern, denn ich war baarhäuptig, stellte eine Schaar Soldaten auf, befahl seinen Vertrauten, alle Arten von Werkzeug, um Thüren aufzubrechen und Fußböden aufzuhacken, mitzunehmen, und ergriff mich auf die freundlichste und vertrauteste Art am Arme, um mich mit sich zu dem Hause fortzunehmen.

So gingen wir denn durch die Straßen, der Beamte immer mich examinirend und mir glückwünschend, wie wir an der Spitze unserer Begleitung einherzogen. Schildwachen wurden vorn und hinten am Spielhause aufgestellt, sobald wir es erreicht hatten. Ein furchtbares Klopfen donnerte an die Thüre. Ein Licht ließ sich in einem Fenster sehen. Ich selbst versteckte mich hinter den übrigen. Jetzt erscholl eine laute Stimme: Aufgemacht im Namen des Gesetzes! Bei diesem furchtbaren Anrufe wurden Riegel und Schlösser von einer unsichtbaren Hand geöffnet, und im Augenblicke darauf stand der Beamte im Eingange vor einem halbangekleideten, leichenblassen Manne. Folgender kurze Dialog fand nun sogleich statt:

„Wir wollen den Engländer sehen, der hier im Hause schläft."

„Er ging vor einigen Stunden fort."

„Das that er nicht. Sein Freund ging, er aber blieb da. Führen Sie uns in sein Schlafzimmer."

„Ich schwöre es Ihnen, Herr Unterpräfect, er ist nicht hier."

„Und ich schwöre es Ihnen, Herr Garçon, er ist hier. Er schlief hier — er fand Ihr Bett nicht bequem — er beklagte sich deshalb bei uns — hier ist er unter meinen Leuten — und hier bin ich, um in seinem Bette nachzusehen. Picard! binden Sie diesem Burschen da die Hände auf den Rücken, und dann vorwärts, die Treppe hinauf."

Alles was im Hause war, ward festgenommen, der alte Soldat zuerst. Nun erkannte ich das Bett für das, worin ich geschlafen, und dann ging's eine Treppe

höher. Nirgends entdeckte man dort irgend etwas nur einigermaßen Ungewöhnliches. Der Unterpräfect sah sich überall um, befahl Jedermann zu schweigen, stampfte zweimal auf den Boden, ließ sich Licht bringen, untersuchte die Stelle genau, wo er aufgestampft hatte, und befahl, daß man dort den Fußboden sorgfältig aufhebe. Dies war sehr schnell geschehen. Lichter wurden dorthin gehalten und wir blickten in eine tief gezimmerte Höhlung, zwischen dem Boden des obern und der Decke des untern Zimmers. Durch diese Höhlung ging perpendicular eine Art dick eingeschmierter Kasten und innerhalb des letztern erblickte man die Schraube, welche mit dem Bettthimmel unten zusammenhing. Frisch eingeölte besondere Schraubenstöcke — mit Filz bedeckte Hebel — die vollständigen obern Theile einer schweren Presse, mit teuflischer Geschicklichkeit so berechnet, daß sie alle unten zusammenhalten mußten, und wenn sie wieder auseinander genommen wurden, im kleinsten Raume sich unterbringen ließen, wurden nun zunächst entdeckt und auf den Boden gelegt. Nach einiger Mühe gelang es dem Unterpräfect, die Maschinerie zusammen zu setzen, und so stieg er nebst mir mit Hülfe seiner Leute in das Schlafzimmer hinab. Dies geschah jedoch nicht so geräuschlos, als es bei mir der Fall gewesen war, und als ich ihm dies bemerklich machte, war seine Antwort von furchtbarer Bedeutsamkeit. Er sagte nämlich: „mein Herr, meine Arbeiter handhaben diesen Bettthimmel zum erstenmale — die Männer, deren Geld Sie gewonnen haben, waren besser damit bewandert."

Wir ließen das Haus blos in der Aufsicht der beiden Polizeieffizianten, da auf der Stelle alle Einwohner desselben in's Gefängniß abgeführt worden waren. Nachdem der Unterpräfect meine Aussagen zu Papiere gebracht hatte, begleitete er mich in mein Hotel, um sich meinen Paß auszubitten. Ich fragte, als ich ihn ihm einhändigte, ob er glaube, daß irgend Jemand schon in diesem Bette so zur Ruhe gebracht worden wäre, wie man es mit mir im Sinne gehabt?

„Ich habe," antwortete er, „Dutzende ertränkter Menschen schon in der Morgue liegen sehen, in deren Portefeuilles wir Briefe fanden, welche enthielten, daß sie sich selbst durch Ertränken in der Seine um's Leben gebracht, weil sie ihr ganzes Vermögen im Spiele verloren. Kann ich's wissen, wie viele von diesen in dasselbe Spielhaus kamen, wo Sie hinein sich begaben, gewannen wie Sie gewannen, sich in das Bett legten, worin Sie lagen, darin schliefen, erdrückt wurden wie Sie, und dann heimlich in den Fluß geworfen wurden, mit einer von ihren Mördern geschriebenen und in ihr Portefeuille gelegten Empfehlung und Erklärung? Niemand kann wissen, wie viele oder wie wenige das Schicksal erduldet haben, dem Sie glücklicherweise entronnen sind. Die Leute aus dem Spielhause bielten ihre Bettstellenmaschinerie als ein Geheimniß für uns, den übrigen Theil desselben behielten die Todten für sich. Gute Nacht denn, oder vielmehr guten Morgen, Herr Faulkner. Finden Sie sich um 9 Uhr wieder auf meinem Büreau ein. Bis dahin auf Wiedersehen."

Der übrige Theil meiner Geschichte ist bald erzählt. Ich ward befragt und wieder befragt, das Spielhaus ward vom Schornstein bis zum Keller auf's Sorgsamste untersucht, die Gefangenen wurden abgesondert verhört, und zwei der mindest Schuldigen unter ihnen gestanden. Ich entdeckte, daß der alte Soldat der Herr des Spielhauses sei, und die Justiz, daß er als Bagabund vor Jahren aus der Armee gestoßen worden, daß er seitdem alle Arten von Schlechtigkeiten sich zu Schulden gemacht, daß er plötzlich zu Vermögen gelangte, und daß er, der Croupier, noch ein Mitgenosse und das Weib, das mir die Tasse Kaffee gebrant, alle mit in dem Geheimnisse der Bettstelle verflochten. Es schien zweifelhaft, daß die geringern Personen im Hause etwas von der Erstickungsmaschine gewußt hätten und sie ernteten von diesem Zweifel dies, daß sie blos als einfache Diebe und Vagabunden behandelt wurden. Was den alten Soldaten und seine beiden Hauptbeistände betraf, so kamen sie auf die Galeeren, das Weib, das mir den Kaffee gebracht, ward auf mehrere Jahre eingekerkert, die regelmäßigen Besucher des Spielhauses erschienen als verdächtig und wurden unter Aufsicht gestellt, ich aber ward eine ganze Woche lang, folglich eine sehr geraume Zeit, der Haupt-Lion der Pariser Gesellschaft. Drei berühmte Schauspielmacher dramatisirten mein Abenteuer, aber es sah nie das Lampenlicht, denn die Censur verbot es, die treue Abbildung einer Spielhausbettstelle auf die Bühne zu bringen.

Zwei gute Wirkungen brachte aber doch mein Abenteuer hervor, welche jede Censur würde haben billigen müssen. Für's erste half es die Regierung zu rechtfertigen, von da an alle solche Spielhäuser aufzuheben, und dann kurirte es mich, jemals wieder Rouge et noir als einen Zeitvertreib aufzusuchen. In meiner Seele wird der Anblick eines grünen Tuches mit Karten- und Goldhaufen stets mit dem Anblick des Bettthimmels vergesellschaftet sein, der in dem Schweigen und der Dunkelheit der Nacht sich herabsenkt, um mich zu ersticken."

Joseph Hume.

Die Gartenlaube machte ihre Leser unlängst mit dem Portrait und den Verdiensten Richard Cobden's bekannt. Folgerichtigerweise darf nun auch Joseph Hume (sprich Hjuhm) nicht fehlen. Wer jemals in den englischen Artikeln deutscher Zeitungen las, wird diesem Namen öfter und öfter begegnet sein und sich erinnern, daß er immer etwas Derbes, Tüchtiges, Praktisches, Oekonomisches sagte und unnöthige Staats-

ausgaben und koſtſpielige, unſinnige Gebräuche angriff. Er hat dies ununterbrochen ſeit mehr als 40 Jahren im Unterhauſe des engliſchen Parlaments gethan und ſo viel Reformen durchgeſetzt, wie niemals ein Staatsmann, obgleich er immer noch gegen ein Heer von Mißbräuchen mit unerſchütterlicher Kaltblütigkeit und Jugendkraft kämpfen muß.

Joſeph Hume iſt einer der geſundeſten populären Namen Englands. Seine Perſönlichkeit, ſein Leben und ſeine Thätigkeit machen ihn zu einem practiſchen Muſter für alles wirkliche Verdienſt und alle wirkliche Mannesgröße. Deshalb und weil es immer angenehm iſt, bekannte, beliebte, große Männer näher kennen zu lernen, ſtellen wir Joſeph Hume hiermit den Leſern vor.

Er ward im Jahre 1777 zu Montroſe im Norden Schottlands von einer tüchtigen, klugen, zärtlichen Mutter einem armen Küſtenfiſcher geboren, der es jedoch mit der berühmten ſchottiſchen Klugheit und Ausdauer bald dahin brachte, daß er in eigener Schaluppe einen Fiſchhandel nach London treiben konnte. Freilich nicht lange, denn der alte Fiſcher ſtarb ſchon 1782 und hinterließ den 5jährigen Joſeph ſeiner energiſchen, zärtlichen Mutter zu alleiniger Erziehung. Es war ihr Stolz, recht viel Geld zu ſparen, um Joſeph Medizin ſtudiren zu laſſen. So kam er nach tüchtigen Vorſtudien auf dem Gymnaſium zu Montroſe bei dem Doctor und Wundarzt Dr. John Bole in derſelben Stadt „in die Lehre," wie das in England ſo Mode iſt; doch blieb er bei der Mutter in Koſt und Wohnung, in ſeinem alterthümlichen, ſolid und derb ausgeſtatteten Geburtshauſe in der Ferry-Straße, die ziemlich weit im Norden der Stadt ſich nach dem Freien ausdehnt, welches freilich weit und breit noch den düſtern Charakter einer der düſterſten unter den ſchottiſchen Städten trägt. Lange, nachdem ſich die dunkle Stadt in Nacht und Schlaf begraben, glitzerte noch das Lämpchen des ſtudirenden Joſeph aus dem Dachſtübchen in die Nacht hinaus. Das Licht blickte

Joſeph Hume.

ſo einſam und ohnmächtig in die allmächtige Finſterniß hinaus, als müßt' es jeden Augenblick erlöſchen, aber es erloſch nicht; es wurde größer und größer und heller und heller und leuchtet jetzt ſogar noch mitten am hellen lichten Tage durch jeden wichtigen Parlamentsbericht und ernährt ſich aus den dankbaren Herzen von Millionen, die in ihm ihren alten, treuen, unerſchütterlichen Vater und Führer verehren und lieben.

Die nächtliche Lampe ſchien bis zu ſeinem 19ten Jahre, als das dämoniſche Feuer, das aus Frankreich herüberloderte, und das magiſche Licht, welches aus Indien (wie jetzt Auſtralien) herüberlockte, die damalige gebildete Jugend beunruhigte. Hume, der es ſtets

mit dem Lichte der Reform, und nicht mit dem Feuer der Revolution hielt, beschloß, nach Indien zu gehen. Mit seinem Wundarzt-Diplom kam er nach London und ging auf Schiffe der ostindischen Compagnie in Dienste, auf welchen er mehrere Reisen nach Indien und China machte. Im Jahre 1799 wurde er Wundarzt in der Armee der ostindischen Compagnie, dazu auch persischer Dolmetscher während des Mahrattakrieges und (1802—1808) Kriegszahl- und Postmeister der ostindischen Regierung, welche damals noch nicht so entsittlicht war, wie jetzt, und die Hume'sche Ehrlichkeit und Ausdauer öffentlich belobte, während ihr diese Eigenschaften neuerdings oft unbequem geworden sein sollen. —

Ein so ausgeprägter schottischer Charakter konnte dabei natürlich dem nationalen Triebe für kluges Berechnen und Arbeiten, dem Glücke ein dauerndes Lächeln abzugewinnen, nicht widerstehen. Doch nicht, wer das Glück hat, führt die Braut heim, sondern wer die Ausdauer und den Geist hat, in ununterbrochener Thätigkeit mit Benutzung aller Gelegenheiten, ein bestimmtes Ziel zu verfolgen. Er wollte Geld verdienen, um davon sorgenlos einst dem Vaterlande leben zu können. Er wollte es, wie eben ein Hume nur „wollen kann," und so hatte er 1808 schon so viel erworben, daß er bis heute sehr anständig davon leben konnte. Er hatte nebenbei kaufmännische Geschäfte zwischen England, Ostindien und China gemacht und so nebenher in 12 Jahren etwa 25,000 Pfd. Sterl., über 170,000 Thaler verdient. Er hatte „Glück," d. h. den klugen, weiten, schottischen Blick, das Glück überall zu sehen, wo es sich aufhielt und es so zu behandeln, daß es willig „herausrückte." Mit dem Gelde machte er rasch mehr Geld, besuchte dann Spanien, Egypten, die Türkei u. s. w. und kehrte mit dem Entschlusse zurück, in der gesetzgebenden Versammlung Englands dem Staate Oekonomie und Sparsamkeit beizubringen und das Volk von ganzen Ladungen unerträglicher Lasten zu befreien. So trat er 1811 in Weymouth als Candidat für's Unterhaus auf und wurde gewählt. Und wurde seitdem immer wieder gewählt (mit Ausnahme des einzigen Jahres 1841), beinahe ein halbes Jahrhundert hindurch, seit 1812 ununterbrochen als Vertreter von Montrose. In dem likenreichen, kastenartigen, aristokratisirenden England wurde der arme Fischerknabe „ohne Geburt," ohne Geld (d. h. nach den Begriffen der „guten Gesellschaft"), ohne Familie, ohne Verbindungen, ohne Reducrgabe, ohne irgend eine Gelehrsamkeit als die des Adam Riese der mächtigste, segensreichste Reformer und Volksvertreter des ganzen Jahrhunderts. Er hat dem Volke die Parke geöffnet, die ungeheuersten Verschwendungen im Gehalte der Hofbeamten beschränkt (obgleich von den Bettmacherinnen der Königin zweiten Ranges jede immer noch 3000 Pfund bekömmt und die, welche die Betten wirklich machen, extra bezahlt werden), Legionen von Steuern und Abgaben wirklich abgeschafft und — was die Hauptsache ist — eine Menge aristokratische und russische Pläne im Ober- und Unterhause zurückgeschlagen. Die Verdienste Cobden's sind nur ein kleiner Bruchtheil der Hume's. Ein noch viel größeres Verdienst sind die von ihm angebahnten ökonomischen und finanziellen Grundsätze und der arithmetische Scharfblick, mit welchem seine (die Manchester-) Schule alle Handlungen und Ausgaben der Regierung prüft. Dagegen kommt keine ritterliche Romantik mehr auf. So liegt sein 40jähriges Verdienst doch noch mehr in der Zukunft, der es vorbehalten bleibt, die von ihm begonnenen und 40 Jahre lang fortgeführten Kämpfe siegreich durchzusetzen. Es ist nicht Partei, nicht Räsonnement, nicht Meinung, womit er die Aristokratie und deren Pläne angreift, sondern es sind meist Zahlen, herausgerechnet aus dicken, dichten blauen Büchern des Parlaments, über welchen der alte 76jährige, dicke, ungebeugte Held Tage und Nächte lang sitzt und arbeitet, um dann in den langen Nächten der Parlamentssitzungen, wo er nie fehlt, von den Ergebnissen seiner Rechnungen denselben Gebrauch zu machen, wie er es seit 40 Jahren that. Der Widerstand ist oft wie von Stein, aber er klopft seit 40 Jahren Steine mit dem eisernen Hammer seines Willens, seines Wohlwollens, seiner unerschütterlichen Arithmetik. Und was er nicht zerklopft, betröpfelt er. Und es ist solch ein Tropfen, der Steine aushöhlt und aufweicht, daß sie endlich mürbe und morsch von selbst zerbröckeln.

Spanische Reisebriefe.

Von

E. A. Roßmäßler.

VI.

Spanisches Leben.

Lorca.

Obgleich es vielleicht etwas gewagt ist, jetzt schon über spanisches Leben zu schreiben, nachdem ich erst 6 Wochen in diesem von Deutschland durch und durch verschiedenen Lande bin, so mag mich der Umstand entschuldigen, daß ich mehr Beobachtungen als Urtheile mittheilen werde.

Ich schreibe diese Zeilen in einer Stadt, wo mich durchaus rein und unvermischt mit fremdländischen Anklängen spanisches Leben umgiebt. Auch in Cartagena

und Almazarron, über welche Orte ich hierher gereist bin, war dies der Fall, obgleich erstere Stadt ein Hafenort ist. Daß ich mich für das Leben in Spanien bis jetzt nicht im allermindesten begeistert fühle, mag immerhin zum Theil von meiner geringen Kenntniß der Sprache herrühren und daher, daß mich von Murcia an mein Weg durch die trostlosesten Gegenden geführt hat, die blos da zu sein scheinen, um malerische Scenen aufzustellen und dem Menschen den Mangel des Wassers fühlbar zu machen. Aber auch ohne diese Gründe glaube ich meinem Freunde von Gülich täglich mehr, daß es einem Deutschen, der nicht über Gelderwerb über andere Enthebungen hinwegsieht, nun und nimmermehr unter den Spaniern gefallen kann. Eins — ich bitte immer zu beachten, daß meine Beobachtungen von denen mehrerer lange Jahre in Spanien lebenden Deutschen unterstützt werden — Eins vermißt man bitter, das ist die deutsche Wärme und Gemüthlichkeit. Außer diesem Mangel, den ein Deutscher bitter fühlt, vermißt der deutsche Gelehrte in Spanien das Interesse für die Wissenschaften. In einem gewissen Grade ist aber jeder Deutsche an Bildung ein Gelehrter. Ich unterscheide hier wohl zwischen Professorenthum und humaner Gelehrsamkeit! Der Kunstsinn der Spanier dreht sich nach meinen jetzigen wenigen Beobachtungen um einige spanische Namen, unter denen Murillo obenan steht. Wie ich in Murcia nicht die Spur von Kunstbandel fand, so fand ich es auch in Cartagena, so fand ich es hier. Am Tage meiner Abreise von Murcia war unter pomphafter Ankündigung eine lithographische Ansicht von dieser schönen Stadt erschienen, die füglich für den ersten stümperhaften Versuch eines Anfängers in der Lithographie gelten kann.

Doch das gehört ja nicht zu „spanischem Leben" im engeren Sinne. Um das „Leben" zunächst recht materiell aufzufassen, so muß ich kurz von der spanischen Küche etwas sagen; und wenn die neue physiopsychologische Schule darin Recht hat, wie sie es hat, daß die Nahrung auch den geistigen Menschen, nicht blos den leiblichen macht, so ist das Departement der Küche ein hochwichtiges. Sie ist grundlich von der deutschen verschieden. Die französische steht zwischen ihr und der deutschen, und uns gilt schon die französische für zu gewürzt, zu — lasciv möchte ich sagen. Die spanische schwimmt in Fett, Speck, Oel, Butter und Gewürzen. Was sie von der leichten Beschwingung des deutschen Geistes übrig lassen wurde, das vernichtet der schwere feurige Wein. Mein Hauptreiseleiden raubt in der spanischen Küche. Nur wenige Gerichte esse ich mit Appetit. Barcelona ausgenommen habe ich bisher kein Quellwasser getrunken. Von Bier einigemale, selbst in Cartagena, nur ein verfehltes Conterfei. Für den geistigen Kaffee und den phantasiereichen Thee liebt man im Süden Spaniens die nahrende und anfregende Chocolade. Kurz, der Spanier ißt und trinkt nach meinen bisherigen Beobachtungen sehr massiv. Dabei ist für das Bedürfniß Fremder sehr schlecht gesorgt. Eben jetzt erlebte ich ein auffallendes Beispiel davon. Ich bin in Lorca mit meiner Tartana in einer Posada abgestiegen, was so ziemlich unsern deutschen Fuhrmanns-Wirthshäusern entspricht. Ich suchte, um etwas besser zu essen, eine Fonda, aber in Lorca, einer Stadt von wenigstens 15000 Einwohnern, giebt es keine! Sie werden fragen, wie es dann junge und unverheirathete Männer machen, um nicht zu verhungern? Sie essen in einer Casa de Pupilos oder de Huespedes, was so ziemlich unseren abonnirten Familientischen entspricht. Immer vermiethen diese Casas auch Zimmer. Für einen Aufenthalt auch von nur einigen Wochen ist es dem sparsamen Reisenden daher stets anzurathen, die fast immer theure Fonda zu vermeiden und in einer Casa de Pupilos ein Unterkommen zu suchen.

Um aus der Küche in die übrigen Gemächer zu gehen, so habe ich in dieser Hinsicht fast nur Extreme gesehen: in dem Hause meines Murcianischen Gastfreundes und dem seiner Familie spanischen Luxus und in den Gasthäusern von Almazarron und Lorca — in Cartagena war es etwas besser — das Gegentheil. In Murcia traf ich einen großen Luxus in der Parteirung der Zimmer. Sie sind mit 8 Zoll im Geviert großen buntglasirten Steingutfäselchen, Azulejos, ausgetegt, die vorzüglich in Valencia gemacht werden. Jedes Stück davon kostete meinem Freunde bis an seinen Platz gegen 5 Sgr. Ueberhaupt habe ich Brettverdielen in Spanien noch niemals gesehen. In den meisten Zimmern besteht die Diele aus quadratischen Ziegeltäfelchen; in kleinen Orten aus bloßem Estrich, gleich einer Tenne, nur selten so eben und stark wie diese. Im Winter breitet man Espartodecken darüber, die sehr zierlich geflochten und meist schwarz, roth und gelb gemustert sind. In Spanien tritt also das Volk im wahren Sinne des Wortes die deutschen Farben mit Füßen. Dem Esparto muß ich einen eigenen Brief widmen. Nächstens hoffe ich dieses wohlthätige Gras in Blüthe zu sehen. Es ist jetzt das leibhaftige Bild der ursprunglosen Beschiedenheit. Es giebt nichts schlichteres, ja fast unbedeutenderes, als einen Esparto-Stock, und doch — kann das Volk — was man in Deutschland Volk zu nennen pflegt — ohne Esparto nicht beflechen. Außer der Bedeckung der Diele spielt der Esparto selbst bei den Reichen eine große Rolle als Bezug der Stühle, wozu wir sogenanntes, aber keineswegs in Spanien wachsendes, spanisches Rohr oder Stroh verwenden. Polstermöbeln sind ein unerhörter Luxus in Spanien. Ueberhaupt scheint der Spanier sehr einfach in der Ausstattung seiner Zimmer zu sein. Barcelona ausgenommen, wo ich alle Zimmer mit grellen Farben geschmacklos gemalt fand, habe ich bis jetzt nur weiße, aber spiegelglatte Gypswände gesehen. Den Luxus unserer Wagen kennt man wenigstens in Südspanien nicht. Eine Coche (spr. Cotsche) ist eine deutsche Kutsche mit C-Federn, wie wir sie vor 30 Jahren hatten und hier eine Seltenheit. Das Entgegengesetzte ist eine Tartana, deren eine, mit einer Mula bespannt, mich jetzt einige Monate hindurch Schritt vor Schritt, buchstäblich! durch Spanien schleppt; ich habe sie Ihnen schon beschrieben. In der Mitte steht eine Galera, eigentlich nur eine längere Tartana mit 2 Räderpaaren, von denen das vordere kaum über halb so groß als das hintere ist. Sie hat auch blos 2 Längsbänke. Diese Beförderungsmittel

bringen mich natürlich auf die befördernden Kräfte: die Zugthiere. Dies sind im ganzen Königreich Murcia fast nur Maulesel. Pferde sieht man hier wenig; Maulthiere fast nie; dafür desto mehr Esel. Esel und Esparto, Esparto und Esel — darauf beruht der Transport fast aller Dinge im Königreich Murcia. Es ist nicht übertrieben, wenn ich sage, daß ich bei einer halbtägigen Durchwanderung eines Bergwerkdistriktes der Sierra de Cartagena 2000 Esel gesehen habe, die in Espartokörben das Erz und die Kohlen nach den Hütten trugen. Ich wüßte auch in der That nicht, wie ohne Esel in diesen Bergladyrinthen die Beförderung des Erzes bewerkstelligt werden sollte. Als ich von Cartagena wegreiste, begegneten mir zahlreiche mit Espartowaaren beladene Esel. Ich möchte sagen, ein mit Esparteria beladener Esel auf einer Murcianischen Einöde könne das Symbol des Königreichs Murcia abgeben. Dazu sitzt nicht selten die Frau des Arriero mit einem Säugling noch obendrauf, während der Mann den Esel antreibt; und nicht selten bin ich an die Bilder der „Flucht nach Egypten" erinnert worden. Uebrigens ist das Reisen, wenigstens im Königreiche Murcia, keineswegs so bequem und fördersam als in Deutschland. Beiwagen zu den Diligencias und Correos giebt man nicht; man muß also auf viel besuchten Straßen oft lange auf einen Platz warten. Mir blieb nichts übrig, als auf 2 Monate eine Tartana zu miethen. Diese kostet mich mit einem Mozo, Diener, der mich bei meinen Streifereien zu Fuß begleitet, täglich 2 Thaler. So kann ich täglich höchstens 10 Leguas machen, denn es geht rein gesagt im Takte eines deutschen Frachtwagens. Dies auf dem entsetzlichsten Wege in einer baum-, haus- und wasserlosen Gegend — dies darf ich recht billig unter die Schattenseiten spanischen Lebens setzen. Neben der uns Deutschen unglaublichen Unbekanntschaft des Spaniers mit dem Auslande — Gebildete nannten mehr als einmal den Erzherzog Albrecht den Bruder „meines Kaisers!" — zeigen sie doch schnell eine große Theilnahme und Wißbegierde für Ausländisches, vornehmlich Deutsches. Dabei entwickelt der Spanier niederen Standes eine gewisse noble und würdevolle Haltung, welche ich mir mit seinem stolzen Charakter zu erklären suche. Er mag gern Neues hören, sehen, lernen; aber er schämt sich, blicken zu lassen, daß es ihm Neues ist. Meine Ankunft in der Posada hier war bald für die ganze Straße ein kleines Ereigniß. Man war nicht nur durch die seltsame Belaßung meiner Tartana mit Kisten und Kasten, Botanisirbüchse, Insektenkästen, Hämmern und dergleichen auf mich aufmerksam geworden, sondern auch dadurch, daß ich sofort vom Marktplatze einen Schneckenverkäufer kommen ließ, um Schnecken, und doch nicht „zum Essen," zu kaufen. Binnen einer halben Stunde hatte ich nach und nach 12 Männer, manchmal vier auf einmal, auf meinem Zimmer; theils aus den mittleren theils aus den unteren Ständen. Aber alle zeigten dieselbe gemessene, anständige Haltung, durch welche sich der Spanier sehr auszeichnet.

Eine große Rolle spielt im Tageslauf eines Spaniers das Versertigen und Rauchen eines Cigareto. Die harten Hände des Tagelöhners dreben im Umsehen mit dem kleinen Stückchen Seidenpapier, dreen man aus einem deutschen Thalerschein 4 schneiden kann, ein Cigareto und ehe man es denkt, ist es geraucht und auch schon wieder ein neues gedreht. Geht mau mit brennender Cigarre auf der Straße, so bleibt oft ein zerlumpter Kerl vor Einem stehen und langt nach der Cigarre. Hat er daran die seinige angezündet, so erhält man mit einer graziösen Handbewegung sein Darlehn zurück. Gesprochen wird dabei meist kein Wort.

Der Volksgesang, den man zur Guitarre oder ohne sie oft hört, ist meist ein wahres Schrecken für deutsche Ohren. Ich weiß nicht, welche von folgenden Bezeichnungen die richtigen sind. Er klingt, als wenn ein Betrunkener eines Anderen Gesang brüllend und dehnend nachäfft; oder als wenn ein Zorniger gezwungen wird, seinen Zorn im Gesange allmälig zu beschwichtigen.

Doch mein Plätzchen in der „Gartenlaube" ist wohl ausgefüllt. Es ist Zeit, zu Bett zu gehen; morgen lasse ich mich bis Velez Rubio, dem himmlischen Granada wieder um etwas näher, fuhrwerken. Mein Leben ist hier nun einmal bis auf die Minute ausgetheilt und eingetheilt.

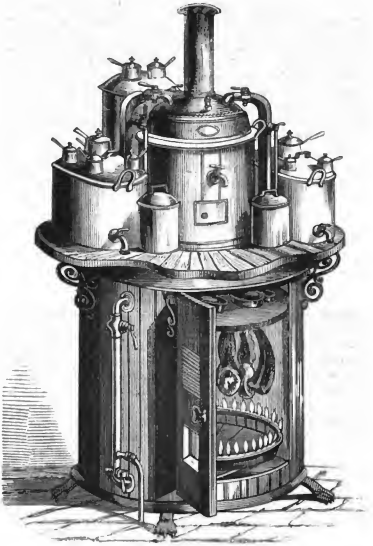
Aus der Gewerbswelt.

Mitgetheilt von Friedrich Georg Wieck.

Geist und Gas.

Das Wort Gas, wodurch eine Luftart bezeichnet wird, ist uns von England überkommen, woselbst man unser deutsches Wort „Geist" zu Gas umformte. Der deutsche Geist muß sich manches gefallen lassen. Die alte Chemie bediente sich des Wortes Geist für etwas Belebendes, Kräftigendes, Luftförmiges: so Salzgeist, Hirschhorngeist, Holzgeist; daher der Uebertrag von Geist in Gas. Unsere Landwirthe und Händler zieben aber den Ausdruck Spiritus dem Ausdruck Branntweingeist vor, welcher letzterer allerdings nicht besonders angeschrieben steht, während ersterer eine bedeutende Grundlage großen landwirthschaftlichen Betriebs in manchen Gegenden Deutschlands bildet. Doch dies beiber! Unsere heutige Aufgabe ist Gas, und zwar Leuchtgas, Steinkohlengas, welches gewiß Keinem von unseren Lesern unbekannt sein dürfte; daher wir auf eine nähere Beschreibung desselben hier nicht weiter eingeben.

Das Steinkohlengas bringt man gewöhnlich nur in Verbindung mit der Gasbeleuchtung. Und bis vor nicht langer Zeit ist es auch dessen vornehmster Beruf gewesen, an der Stelle von Kerzen und Lampen die Nacht in einen künstlichen Tag zu verwandeln. Neuerdings hat man sich aber noch andere Dienste vom Steinkohlengas verschafft. Man gebraucht dasselbe nämlich bei der Eisenfabrikation; zum Absengen der feinen Fäserchen von Geweben, um diese dadurch glätter zu machen; zum Erbitzen von Stempeln behufs der Einbrennung von Vertiefungen in Holzformen, in welche Reliefmuster gegossen werden; zum Erwärmen von Bügeleisen und Buchbinderstaten. Der wichtigste Gebrauch nach jenem für Beleuchtungszwecke ist aber unstreitig zur Heizung von Kesseln und Oefen und zum Kochen und Braten von Speisen. Die Techniker behaupten: „daß die Handlichkeit der Gasanwendung in den meisten Fällen — nämlich an Orten, wo die Materialien zur Gaserzeugung nicht zu theuer kosten — eine raschere, zweckmäßigere und gleichmäßigere Erhitzung der Pfannen, Kessel u. s. w. gestattet, als dies mit Koks oder Kohle bewirkt werden kann. In England hängt man selbst größere Kessel in einem mit Gas erhitzten Raume auf. Das Gas strömt aus Brennern heraus und wird durch Hähne, je nachdem man mehr oder minder Hitze bedarf, regulirt. Man sieht auf den ersten Blick, daß dadurch manche Ungelegenheit, die bei festem Brennstoff vorkommt, beseitigt wird. Wie reinlich ist dabei Alles zu handhaben! Wie leicht kann das Anbrennen und Ueberhitzen vermieden werden! Wie schnell kann man die Hitze auf ein Geringstes mäßigen, und sie eben so rasch wieder bis zu einem hohen Grad anwachsen lassen! Alle diese Vortheile sind Ursache gewesen, daß das Steinkohlengas für Fabrik- und häusliche Zwecke in England von Tage zu Tage mehr in Aufnahme kommt. Man macht Anwendung davon bei



Gaskochofen von Sharp.

vielen Pfannen und Kesselfeuerungen, in Badeanstalten und Waschhäusern. Im Themsetunnel — erzählt ein Reisender — findet eine allerliebste Benutzung der Gasflammen statt. In einer der Arkaden jenes Tunnels werden nämlich die Besucher des merkwürdigen Bauwerks mit Musikstücken auf einer Orgel unterhalten, welche von einer kleinen Dampfmaschine in Bewegung gesetzt wird, deren Kessel man durch 9 Gasflammen heizt. Aber nun erst die Anwendung der Gasküchen, von der wir eine getreue Abbildung geben. In sehr vielen guten Gasthäusern Londons bedient man sich ihrer bereits. Eine der schönsten gasbeheizten Küchen befand sich in der Speisehalle des Kristallpalastes und erregte die Aufmerksamkeit vieler sachverständiger Besucher. Unser Bild veranschaulicht recht deutlich die Einrichtung des Gaskochofens von Sharp. Unsere wirthlichen Leserinnen werden bei dessen aufmerksamer Betrachtung bezüglich seiner Wirkungsart gewiß leicht in's Klare kommen. Unten brennen die Gasflammen, die von den Röhren links gespeist und mit den Hähnen regulirt werden. In dem Innern des Eisencylinders, der Trommel, braten Hammelkeulen, Schweinsrippen und Kalbsstoß. Obendrüber werden Pasteten gebacken. Zu oberst auf einer Art Herd befinden sich die Kasserolen und Töpfe zum Kochen und Schmoren, für Gemüse und Fisch. In der Mitte hoch steht ein Behälter mit heißem Wasser. Die an der Seite stehenden Gefäße werden von siedendem Wasser heiß gemacht. Dieses wird von den Gasflammen in einem Raume zwischen dem inneren und äußeren Eisencylinder, in dem die Gasflammen brennen, fortwährend kochend erhalten. Kleine Töpfe sind auf die größeren gesetzt, und ihr Inhalt hält sich warm. — Dieser von uns vorgeführte Gasofen ist für große Wirthschaften berechnet; aber es lassen sich leicht kleinere für beschränktere Haushaltungen construiren. —

In Berlin hat ein Ingenieur Elsner sehr gelungene Versuche mit der Gasfeuerung gemacht. Derselbe hat sich eine Kochmaschine, eine durch Gas gespeiste Lampe, eine Vorrichtung auf der man Plätteisen heiß macht, und eine Bratmaschine für Gasbeheizung eingerichtet. Nach Elsner's Versuchen wird ein Beefsteak in $2^1/_2$ bis 3 Minuten durch 1 Kubikfuß, Kaffee für 6—8 Personen in 4 Minuten durch 2 Kubikfuß, und eine 12pfündige Kalbskeule in 20—25 Minuten durch 12 Kubikfuß Gas hergestellt. Wir haben daher nur dafür zu sorgen, daß es uns nicht an Gas fehlt; aber daran fehlt es eben noch an vielen Orten in Deutschland!

Blätter und Blüthen.

Der alte und der junge Napoleon. Das rasche Aufsteigen des napoleon'schen Glückssterns hat verschiedenerlei Schriften hervorgerufen, welche das frühere Leben des gegenwärtigen Kaisers der Franzosen bis in seine zarteste Kindheit zurück zum Gegenstande haben. Der Verfasser der Briefe aus London erzählt so unter Anderm als Augenzeuge die Scene, wie der große Kaiser nach der ersten Abdankung zu seiner geliebten Stieftochter Hortense, der Mutter Ludwig Napoleon's kam, um ihr und seinem kleinen Neffen Lebewohl zu sagen. Man konnte den Knaben kaum von dem geliebten Oheim trennen. Er klammerte sich an ihn an, weinte bitterlich und schrie in einem fort: er wolle gehen und mit Kanonen gegen die Feinde des Oheims ziehen. „Der Kaiser," heißt es in unserer Quelle weiter, „schien traurig und nachdenklich, obgleich seine Stimme, wie gewöhnlich, rasch und scharf accentuirt war. Ich hörte mit der größten Aufmerksamkeit auf Alles, was er mir sagte; da sah ich mich zufällig um und gewahrte, daß die Thüre, durch welche der Kaiser gekommen, offen geblieben war. Ich machte einen Schritt, um sie zu schließen, als ich plötzlich ein Kind in's Zimmer schlüpfen und dem Kaiser sich nähern sah. Es war ein reizender Knabe von 7 bis 8 Jahren, mit blonden Haaren und blauen ausdrucksvollen Augen. Sein Gesicht trug den Ausdruck des Schmerzgefühls, sein ganzes Benehmen verrieth eine heftige Gemüthsbewegung, die er zu verbergen suchte. Als sich das Kind dem Kaiser genähert hatte, kniete es vor ihm hin, legte sein Haupt auf seine Kniee und weinte bitterlich. Was ist Dir, Ludwig? sagte der Kaiser mit einer Stimme, welche deutlich anzeigte, daß diese Unterbrechung ihm ungelegen kam — was kommst Du hierher und was weinst Du? Sire, antwortete der Kleine, meine Gouvernante sagte mir so eben, daß Sie in den Krieg ziehen und abreisen werden. Oh, gehen Sie nicht fort, gehen Sie nicht fort! Aber weshalb willst Du, daß ich nicht fortgehe, entgegnete der Kaiser mit sanfterer Stimme, warum willst Du nicht, daß ich fortgehe, mein Kind? Mit diesen Worten nahm der Kaiser den Kopf seines Lieblings in die Hand und streichelte seine Haare. Es ist nicht das erste Mal, sprach er weiter, daß ich in den Krieg ziehe — warum betrübst Du Dich? fürchte Nichts, ich werde bald wieder zurückkommen. Oh, sagte der Knabe immer weinend, ach mein lieber Onkel, ich weine, weil diese bösen Alliirten Sie tödten wollen; ach lassen Sie mich mitziehen, mein Onkel! Der Kaiser antwortete nicht; die Liebe des Kindes bewegte ihn im Innersten. Er nahm den Knaben zwischen seine Kniee, schloß ihn in seine Arme und drückte ihn heftig an sich. — Bewegt von dieser rührenden Scene verlor ich in Gedanken, ich weiß selbst nicht mehr, in welche — nur so viel weiß ich, daß ich die Thorheit beging und von dem König von Rom sprach, der damals schon ein Gefangener Oesterreichs war. Ach! rief der Kaiser aus, wann werde ich ihn wiedersehen? Der Kaiser war tiefbewegt, denn er schien zu ahnen, daß eine grausame

und herzlose Politik, gegen welche er zeitlebens kämpfte, um an ihre Stelle die Gewalt des Genie's als Herrscherin der Welt einzusetzen, ihn besiegen und sein Kind auf immer vom Vaterherzen reißen werde. Aber bald gewann seine Stimme wieder eine Festigkeit! er rief laut: Hortense, Hortense! und sagte zu der Herbeieilenden: führen Sie meinen Neffen hinweg, und weisen Sie seine Gouvernante zurecht, daß sie nicht durch unbesonnene Rede die Empfindsamkeit dieses Knaben erregt. Er liebkoste noch einmal den Prinzen, suchte ihn durch sanfte Worte wieder zu beruhigen, und gab ihn dann seiner Mutter zurück. Als er sah, wie sehr ich ergriffen war, sagte er zu mir: umarmen Sie ihn — er hat ein gutes Herz und eine schöne Seele. Während ich den Knaben mit Küssen und Thränen bedeckte, fügte der Kaiser die denkwürdigen Worte hinzu: Ja, mein Lieber — er wird vielleicht die Hoffnung meines Geschlechts sein!" —

In wie weit der hier geschilderten Scene Glauben beizumessen ist, bleibe dahingestellt; einiger bescheidener Zweifel kann man sich aber, ohne auch gerade ein neuer Thomas zu sein, doch nicht ganz erwehren.

Der Wind und die Blüthen. Nicht minder wichtig, als die Thätigkeit der Luft ist die Bewegung derselben, ist der Luftstrom, ist der Wind. Er versieht Dienste in der Natur, die das Auge nicht sehen, sondern der Geist der Forschung nur erst ahnen kann. Der Wind führt Wärme und Feuchtigkeit von Ort zu Ort. Der Wind gleicht Gegensätze auf dem Erdenrund aus. Der Wind zerstreut unsern Odem, den wir ausbauchen, damit nicht die Luft verzehrt werde und führt frische Luftströme einher, daß man nicht wieder einathmen dürfe, was man ausgeathmet. Der Wind trägt die Luft, die wir ausgeathmet und die auf Thiere und Menschen giftig wirken würde, den Pflanzen zu, die grade von dieser Luftart gedeihen. Der Wind nimmt die Luft auf, die die Pflanzen ausbauchen und mischt ihre Bestandtheile, damit Mensch und Thier frischen Athem habe. Ohne Wind würde Thier und Mensch in ihrer eigenen Atmosphäre ersticken, ohne Wind würde die Pflanze sterben, ohne Wind würde das Festland verdorren, ohne Wind würden die Ströme und Flüsse und Quellen versiegen, ohne Wind das Meer verderben und faulen und starrer Tod auf dem Erdrund herrschen.

Und in seiner großen segnenden Thätigkeit auf dem großen Erdrund vergißt der Wind auch nicht der kleinen Blüthen, die auf seine Hülfe harren, denn er ist's, der den Stamm der Bäume und den Halm der Gräser aufrüttelt aus dem still lebendigen Pflanzentraum, und wenn der Wind in stiller Mainacht einherzieht, erzittern die Blüthen der Bäume und lassen die Hülle der reifgewordenen Staubbehälter aufspringen und der befruchtende Staub der Blüthe wird einhergestreut, um zu dem Stempel schnell zu gelangen, wenn er nahe ist, oder mit dem Winde auf und davon zu ziehen, wenn keine weibliche Blüthe auf dem Baume vorhanden ist, der Fruchtsträubchen aufnimmt.

Und der Wind, er verrichtet treulich auch diesen kleinen Dienst. In seiner Wanderung durch das Erdrund nimmt er von den Pflanzen, die nur männliche Blüthen tragen, die Fruchtsträubchen in seinen Schooß auf und trägt sie weit und breit und streuet sie umher nach allen Gegenden. Und da die Sträubchen gar so leicht und der Wind gar so mächtig ist, so trägt er die vielen, vielen, vielen Millionen solcher Sträubchen auf seinen gewaltigen Flügeln einher und streut sie überall auf die Flächen der Erde hin, und so gelangen Sträubchen auch zu den Pflanzen, die einsam nur die jungfräulichen Blüthen tragen, die da harren des Freiers, der von Fernen herbeikommen soll, um einen Muttersegen über sie auszuschütten. —

Und dieser Muttersegen fehlt nicht. Es ist wahr und wahrhaftig. Der Wind übernimmt diesen getreuen Dienst der Hochzeits-Equipagen und fährt mit dem Bräutigam und wäre es auch meilenweit, zur harrenden Braut. — Sag' an, magst Du dem Winde noch gram sein, der Dich frösteln macht in dunkler Nacht, wenn Du bedenkst, daß er nicht umsonst so eilig thut und viele große Dienste zu leisten hat auf dieser Erde, und im unendlichen großen Dienste auch noch im unermüdlichen Liebesdienst begriffen ist, um von Blüthe zu Blüthe die große Rundfahrt zu machen und Heirathspartien zu Stande zu bringen, die ohne ihn fast gar nicht stattfinden könnten.

So ist denn der Wind ein herrlicher Heirathscommissionär, der Partien zu Stande bringt, ohne einen Kuppelpelz zu verdienen und ohne erst sein Geschäft durch falsche Heirathsanträge in den Zeitungen in guten Schwung zu bringen.

Straußenjagd in Afrika. Unter den zahlreichen Beduinenstämmen, die in der großen Wüste herumschwärmen und eine stets wandernde Bevölkerung von nahebin vier Millionen Seelen bilden, gibt es einige, weniger dem Raube ergebene oder auch weniger mächtig als die andere, welche sich vorzugsweise mit der Straußenjagd abgeben. Die Art, wie der Beduine verfährt, um sich seiner kostbaren Beute zu bemächtigen, ist nicht ohne Interesse. Die günstigste Zeit zur Jagd ist die des Eierlegens. Wenn nämlich das Weibchen seine Eier in den Sand gelegt hat, so stellt es sich in gewisser Entfernung davon auf und bleibt unbeweglich, die Augen starr auf das Nest gerichtet, bis das Männchen, welches Beutemachen gegangen ist, zur Ablösung kommt. Dann stellt sich das Männchen als Wache auf und das Weibchen durchstreift seinerseits die Wüste, um Nahrung zu suchen. Sobald nun ein Beduine ein Straußennest ausfindig gemacht hat, ist seine erste Sorge, in der Nähe der wachestehenden Alten ein Versteck zu suchen oder häufiger noch von zusammengelesenen Steinen zu errichten, hinter welches er sich auf die Lauer legt und mit gespanntem Hahne geduldig wartet, bis das Weibchen die Wache hat und das Männchen weit fort ist. Wenn seiner Meinung nach der Knall der Flinte das Ohr des Männchens nicht mehr erreichen kann, so schießt er, und aus seinem Verstecke trifft er immer, das Weibchen nieder. Der Schütze richtet dann den todten Vogel wieder auf und stutzt ihn so zu, wie er vorher noch am Leben war.

Das Blut auf dem Boden wird entfernt, das todte Weibchen steht wieder da als wäre nichts geschehen und der Beduine liegt wieder lauernd in seinem Versteck. Nach Verlauf von ein oder zwei Stunden kommt das Männchen zurück, nichts ahnend von dem Vorgefallenen. Der Jäger drückt seinen zweiten sichern Schuß ab, und hat nun das Straußenpaar erlegt, und die Eier obendrein zur Beute. Bisweilen kommt es jedoch vor, daß das Männchen entweder durch das Knallen des Weibchen tödtenden Schusses oder aus irgend einem andern Grunde alsbald in Besürzung geräth und seinen Feinden rasch zu entfliehen sucht. Dann jagt der Strauß auf seinen hohen Beinen im Galopp davon, während er heftig mit den Flügeln schlägt und mit seinen Füßen nach hintenzu schwere Steine schleudert, von denen mehr als einer seinen Verfolger trifft und verwundet. Die außerordentliche Geschwindigkeit des Thieres ermüdet gewöhnlich den Jäger, allein wenn dieser ausbält, so kommt es zuletzt zu einem erbitterten und wilden Kampfe. Der Strauß ist in seiner Wuth wahrhaft fürchterlich; er entkaltet seine Flügel in ihrer ganzen Weite und bewegt sie mit grimmiger Hast; seine Füße wühlen in einem fort im Sande, und voller Geräusch wirft er ganze Wolken von Staub, Sand und Steinen um sich der auf, wodurch er seinen Verfolger irre zu führen und zu blenden sucht. Der Ausgang des Kampfes ist dem Strauße fast immer verderblich, nicht selten trifft sich's aber, daß der Jäger seinen Sieg mit dem Verluste eines Auges bezahlt.

Zwei berühmte Hunde. Es ist bekannt, daß die amerikanischen Plantagenbesitzer noch heutigen Tages eine eigene Race Hunde ziehen und pflegen, welche zur Verfolgung der flüchtigen Negersklaven abgerichtet sind, und der scheußliche Grimm dieser Thiere gegen die dunkle Menschenhaut wird noch häufig genug benutzt. Diese Hunde stammen von jenen ersten Bluthunden ab, deren sich die Spanier, als sie das entdeckte Amerika eroberten, in ihren Kämpfen gegen die Eingebornen in so fürchterlicher Weise bedienten. Wie die Araber über ihre Pferde, so führten die Spanier über jene Hunde förmliche genealogische Stammbäume, und es gab unter ihnen Berühmtheiten, die jetzt noch nicht vergessen sind. Bezerillo (zu deutsch: das kleine Kalb) gehört zu den berühmtesten seines Geschlechts. Er war von fahler Farbe, und sein Name bezeichnete ihn nur insofern richtig, als er von der Größe eines Kalbes, war, während er eine riesige Stärke besaß. Sein Herr, Don Diego von Salazar, einer der ersten Eroberer von San Juan, das später in Puerto Rico umgetauft wurde, brachte ihn auf diese Insel mit, wo er zum Gewinn der dem Caziken Mabodomara gelieferten Schlacht nicht wenig beitrug. Doch war er immer noch nicht so wild wie sein Herr, denn eines Tages verschonte er eine sich bittend vor ihm niederwerfende Indianerin, auf die ihn sein Herr gehetzt hatte. Leoncillo (der kleine Löwe) war der würdige Sohn seines Vaters Bezerillo. Er ging mit Balboa, seinem Herrn, nach dem amerikanischen Continente. Balboa, der zu den weniger Grausamen der Spanier gehörte, hatte den kleinen Löwen so trefflich abgerichtet, daß er ihn auf seinen Ruf mitten im blutigsten Kampfe zum Stehen brachte. Während der berühmten Unternehmungen dieses Feldherrn auf dem Isthmus von Darien, welche endlich zur Entdeckung des stillen Meeres führten, leistete Leoncillo in den zahlreichen Gefechten wichtige Dienste und wurde der Schrecken aller Indianer. Er empfing regelmäßigen Sold wie ein Soldat und stets seinen Antheil an der gemachten Beute, bis er in einem Gefecht, von mehreren indianischen Pfeilen durchbohrt, den Tod fand. Die Indianer schlugen den Fall dieses, ihrer Race so verderblichen Feindes höher an, als wenn sie ein Dutzend Spanier erlegt hätten.

Die wahren Entdecker Amerika's. Herr v. Humboldt hat vor einiger Zeit eine kleine Abhandlung veröffentlicht, in welcher er den geschichtlichen Beweis führt, daß das amerikanische Festland zuerst von dem Normannenfürst Leif, Sohn des Königs Erik der Rothe, entdeckt wurde, und daß die Normannen die Ostküste Amerika's wahrscheinlich bis Florida hinab gekannt haben. Fünf Jahrhunderte später wurde das amerikanische Festland zuerst wieder von den beiden Cabots, Florentiner von Geburt, am 24. Juni 1497 unter englischer Flagge entdeckt. Columbus selbst betrat erst auf seiner dritten Reise (1. Aug. 1498) das Festland des neuen Welttheils. Daß dieser nach Amerigo Vespucci's genannt wurde, hat nicht seinen Grund in der gewöhnlichen Annahme, als habe der Genannte aus Eitelkeit und unlautern Motiven sich die Entdeckung zugeschrieben, sondern darin, daß seine veröffentlichten Beschreibungen von dem neuen Welttheil dessen Kenntniß am meisten in Europa verbreiteten, so daß zuletzt, ohne alles Zuthun von Seiten Amerigo Vespucci's der Name Amerika aufkam.

Berichtigungen.

Nr. 30. Seite 329. Spalte 1. Zeile 5 v. u. schalte nach dem Worte Luftschiffe ein: Meuten.

„ 30. „ 330. „ 1. „ 4 v. o. lies Siegermienen.

Im Verlage des Magazins für Literatur in Leipzig erschien:

„Wasser thut's freilich!"

oder

Miscellen zur Gräfenberger Wasserkur.

Von

J. H. Rausse.

Vierte durchgesehene und verbesserte Auflage.

Preis: 1 Thlr.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 32. 1853.

Die Gartenlaube.

Familien-Blatt. — Verantwortlicher Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich ein ganzer Bogen mit Illustrationen.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 10 Ngr. zu beziehen.

Schuld um Schuld.

Geschichte aus der neuesten Zeit.

I.

In einem eleganten, mit allem Luxus des Reichthums und der höhern Stände verschwenderisch ausgestatteten Zimmer, ereignete sich eine Scene, welche wenig zu diesem Glanz der Umgebung paßte.

Der Hausherr, Commissionsrath von Buchau war mit seinem Sohne Ludolf, einem jungen Referendar, in heftigem Wortwechsel. Mit vor Wuth bebender Stimme und Angst zugleich rief der Vater: „Das Zuchthaus ist mir gewiß — meiner Gattin und Tochter; Deiner Mutter und Schwester Elend und Schande und Dir selbst nicht minder — Du hast es in Deiner Hand, dies Alles von uns zu wenden — aber Du willst nicht — o wehe mir, daß ich einen solchen Sohn habe!“ Die stattliche Gestalt des angehenden Sachwalters, dem man sein Alter sonst nicht ansah, erschien in diesem Augenblick zusammengesunken und in ihrer ganzen Haltung geknickt gleich der eines alterschwachen Greises.

Der Sohn lehnte an einem Pfeilertisch von glänzendem Marmor und es war, als ob die fieberheißglühenden Hände Kühlung auf dieser steinernen kalten Platte suchten. Mit dem wohltönenden Klang eines schönen Organes sagte er gedämpft: „Aber was Sie von mir verlangen, ist nicht mindere Schande! Ich soll ein Weib heirathen — weil es Geld hat — das ist freilich eine Nichtswürdigkeit, die täglich geschieht und die eben nur deshalb von der Welt nicht verdammt wird, weil man durch Gewohnheit gegen dies Vergehen so sehr abgestumpft ist, daß sogar die Klugheit es nicht nur entschuldigt, sondern sanctionirt. Aber Sie verlangen noch Schlimmeres von mir: ich soll ein Weib heirathen, das mir zuwider ist, das ich verachte — ein Weib, das der allgemeinen Verachtung anheim gefallen! Ich soll meinen ehrlichen Namen hergeben und —“

„Halt!“ unterbrach ihn der Vater mit einem unheimlichen Lächeln: „Du wirst morgen nicht mehr mit einem ehrlichen Namen prunken können, wenn Dein Vater in's Gefängniß wandert und Dich vielleicht ein Verdacht der Mitschuld trifft!“ Er sah, wie Ludolf bei diesen Worten zusammenzuckte, und um den Eindruck derselben zu benutzen, fuhr er fort: „Fräulein Zahring

ist auf das Härteste beurtheilt worden — aber Du weißt so gut wie ich, daß dennoch nie Jemand ihren Ruf in Bezug auf ihre weibliche Ehre angetastet — wie kannst Du da eine Heirath mit ihr für eine entehrende Zumuthung halten?"

„Ist es denn gleichgiltig," entgegnete Ludolf, „ob ein Weib sich der schlechtesten Handlungen schuldig gemacht oder nicht, sobald es nur nicht zu den Gefallenen gehört? Mein Vater — diese Zabring ist verächtlicher als eine solche — ich kann mich nicht an sie verkaufen!"

Der Commissionsrath sah nach der Uhr. Sie zeigte auf Drei und ein Viertel. „Ich lasse Dir bis um 5 Uhr Bedenkzeit," sagte er mit erzwungener Fassung — „um diese Stunde erwarte ich, daß Du bei Fräulein Zabring erscheinst und mir eine Stunde nachher Deine Verlobung meldest. Die Sache wird nichts Peinliches für Dich haben. Sie weiß nicht und darf es nicht erfahren, daß Du ihr nur um diesen Preis Deine Hand bietest — es wird Alles so abgemacht, daß jede peinliche Scene, jedes Erröthen Dir und ihr erspart wird. Wähle: eine reiche Partie — das Bewußtsein treu erfüllter Pflicht, den guten Namen, die Ehre, das Leben Deines Vaters gerettet zu haben, die Erhaltung aller Lebensfreuden für Mutter und Schwester — meine ewige Dankbarkeit und meinen Segen, meinen Stolz, einen solchen treuen Sohn zu haben — oder den ewigen Vorwurf des Gewissens: ich konnte meinen Vater, die Meinen Alle retten und ihnen Alles — und dann erliege unter den Qualen dieses Fluches!"

Ludolf war allein. Aufgeregt ging er im Zimmer hin und her. Todtenblässe bedeckte sein Gesicht, aber sein Hirn glühte, seine Schläfe hämmerten, daß das braune lockige Haar, welches sie bedeckte, sichtbar davon aufflog. Eine furchtbare Entdeckung war ihm so eben erst gemacht und eine noch furchtbarere Wahl gelassen worden! —

Der Commissionsrath machte ein glänzendes Haus. Jedermann begegnete ihm mit Hochachtung und sprach nur Gutes von ihm. Allgemein war er als gewissenhafter Staatsdiener bekannt. Seit länger als zehn Jahren brachte es seine Stellung mit sich, daß er eine bedeutende Staatskasse unter sich und in seiner Verwahrung hatte. Ein Zufall hatte ihm jetzt verrathen, daß diese Kasse in den nächsten Tagen, wahrscheinlich am nächsten Morgen schon, revidirt werden sollte. Er wußte, daß zehntausend Thaler darin fehlten — darum versetzte ihn diese Nachricht in die äußerste Bestürzung. — Sein Gehalt hatte zu dem Luxus seines Hauses, zu dem er sich durch seine Stellung verpflichtet hielt, nicht ausgereicht. Das Vermögen, das ihm seine Gattin als Mitgift gebracht, hatte er allmälig mit zugesetzt, dieser selbst aber nie Rechenschaft davon abgelegt und sie sich ruhig daran gewöhnen lassen, daß die Lebensweise, welche sie führten, ihrem Einkommen entsprach. Wie nun jenes Kapital aufgezehrt war und mit ihm selbst auch natürlich der Zuschuß der Interessen wegfiel, wollte der Commissionsrath seiner Frau doch nicht das demüthigende Geständniß machen, daß er schlecht gewirthschaftet habe und nun einige Einschränkungen die nothwendige Folge wären. Er nahm jetzt, was ihm fehlte, aus der ihm anvertrauten Kasse. Freilich mit der gewissen Hoffnung, dies Geld nur als Darlehn zu betrachten, das er gelegentlich gewissenhaft wieder ersetze. Anfangs gelschah es auch so. Endlich aber war es ihm nicht mehr möglich und die fremden Hunderte wuchsen allmälig zu Tausenden an. Die Seinen hatten keine Ahnung davon und lebten in glücklicher Sorglosigkeit. Er selbst freilich konnte dieser Sorgen sich nicht entschlagen, aber er tröstete sich mit allerhand vagen Hoffnungen. Ein Gewinnst in der Lotterie — vielleicht eine gute Partie für seine Tochter — vielleicht für seinen Sohn —

An diese letzte Spekulation hielt sich der Commissionsrath jetzt.

Die Geschichte des Fräuleins Meta von Zabring war allerdings eine etwas seltsame. Ihre Eltern hatten ihr kein sehr großes Vermögen hinterlassen und sie war als fünfzehnjähriges Mädchen verwaist zu einem Bruder ihres Vaters gekommen, der durch das Vermögen seiner Frau und eigner Erwerbsthätigkeit einer der reichsten Gutsbesitzer geworden war. Er hatte zwei Töchter, etwas älter als Meta; seine Gemahlin war todt. Obwohl Meta von ihren Cousinen auf die freundlichste Weise aufgenommen ward, fühlte sie sich doch nicht nur durch deren größern Reichthum, sondern auch durch ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit zurückgesetzt. Meta war häßlich und ein vorzugsweise hämischer und neidischer Charakter machte sie noch häßlicher und raubte ihr auch jene Anmuth von Herz und Geist, welche auch eine unschöne Hülle anziehend zu machen vermag. Mit ihrem Neid wuchs ihre Falschheit. Sie war immer voll Dienstfertigkeit gegen ihre Cousinen und hatte zärtliche Worte für sie, aber im Stillen suchte sie dieselben bei ihrem Vater zu verkleinern oder doch selbst gegen diesen noch zärtlicher und geborsamer zu erscheinen als jene. Er schenkte ihr auch sein ganzes Vertrauen, obwohl er es darum seinen Töchtern nicht entzog. So waren Jahre vergangen. Da verlobte sich die älteste von ihnen und zwar mit einem Lieutenant, für den Meta selbst eine leidenschaftliche, aber unerwiederte und unbemerkte Neigung empfand. Etwa einen Monat vor dem zur Hochzeit festgesetzten Tage erkrankte die Braut und war nach ein paar Wochen todt. Allgemeine Trauer herrschte in der Familie. Ein Jahr nachher bekam auch die zweite Schwester ein bösartiges Fieber — und starb. — Meta erschien untröstlich — aber nun war sie die einzige Erbin, da der unglückliche Vater seinen einzigen Ersatz in ihr fand, seiner treuen Pflegerin. Er selbst blieb ahnungslos darüber, welche Gerüchte unter der Dienerschaft zuerst und dann in größern Kreisen umgingen. Man sprach von Gift und hielt Meta für fähig, es den beiden Mädchen gereicht zu haben. Aber es blieb nur bei dem Verdacht, bei dem Gemurmel des Publikums. Kein Kläger trat auf, kein genügender Verdacht zu einer Untersuchung lag vor. Die Schwestern hatten verschiedene Aerzte gehabt und keiner von ihnen hatte Auffälliges gefunden oder ausgesprochen. Es blieb also immer nur bei dem Gerücht, aber es war mächtig genug, um Meta zu einer Person zu machen, die man fürchtete, der man mit einer gewissen Scheu

auswich. Welche glänzende Stellung sie nun auch in der Welt hatte und welche Hoffnung auf ein reiches Erbe — und wie oft sie es diesem oder jenem Mann merken ließ, daß sie seine Hand nicht ausschlagen würde — es wollte sich kein Freier für sie finden. Sie gewöhnte sich daran, von vielen Partien zu sprechen, die sie ausgeschlagen, aber man wußte recht gut, daß diese Anträge nur in ihrer Phantasie existirten.

Der Oheim starb, da sie bald dreißig Jahre alt war und setzte sie, geringe Legate abgerechnet, zu seiner Universalerbin ein. Die frühern Gerüchte tauchten bei diesem Todesfall zwar nicht wieder auf, da der Erblasser allmälig dem Grabe zugewankt war, allein jetzt machte sich Meta durch Härte und Geiz gegen seine andern armen Verwandten, gegen seine Diener und Alle, die von ihm Unterstützung empfingen, verhaßt. Einige Jahre waren seitdem vergangen. Meta hatte die Grille vieler Frauen: sie hielt es für ein schreckliches Loos, unvermählt zu bleiben, nicht weil sie so einen schönen Beruf und die Uebung der süßesten Pflichten entbehrte — sondern weil die verheirathete Frau eine angesehenere Stellung in der Welt einnimmt, wie ein alleinstehendes Mädchen, trotz alles Reichthums. Und sie stand sehr allein — sie wußte, daß sie von Niemand geliebt und nur von Denen gesucht ward, welche einst von ihr zu erben hofften — denn sonst hatte Niemand viel Vortheil von ihrem Reichthum. Sie war geizig und kannte das Glück des Wohlthuns nicht.

Meta lebte unter der haute volée der Stadt, welcher auch der Commissionsrath angehörte, und Ludolf's einnehmende Persönlichkeit hatte in ihr eine Leidenschaft erweckt, die sie kaum zu verbergen wußte. Dem Commissionsrath hatte sie dieselbe absichtlich verrathen, weil sie hoffte, er werde vielleicht auf seinen Sohn zu wirken suchen und die Vortheile einer reichen Partie ihm auseinandersetzen.

Als der Commissionsrath die bevorstehende Kassenrevision erfuhr, brachte ihn die Verzweiflung zu einem Schritt, den er sonst im Leben nicht gethan haben würde. Er ging zu Fräulein von Zabring als Brautwerber seines Sohnes. Und da er keine abschlägliche Antwort erhielt, sondern nur die lächelnde: der Sohn möge es immerhin wagen, selbst zu kommen — wagte er seine Bitte um ein Darlehn von zehntausend Thalern — an den künftigen Schwiegervater. Natürlich daß er sich nicht ganz entdeckte — daß er eine andere Schuld vorschob, einen Wechsel, der heute noch ablaufe — daß er die Bürgschaft für einen Freund übernommen, der ihn nun im Stiche lasse — das Geld heut' Abend noch haben müsse. Meta ahnte, aber sprach es nicht aus, daß Ludolf nur unter dieser Bedingung von seinem Vater zu einem Schritt überredet worden, den er sonst nimmer thun würde — sie schwankte — und Beide führten diese Unterredung wie eine diplomatische Unterhandlung weiter. Die blinde Leidenschaft und die Aussicht, Frau und die Frau eines jungen beliebten Mannes zu werden, trugen den Sieg über den letzten Rest weiblichen Zartgefühls und Stolzes in ihr davon. Der Sohn sollte heute noch kommen — mit ihm sollte von dieser schmählichen Uebereinkunft nie die Rede sein — und der Vater dann noch vor Nacht die nöthigen 10,000 Thaler von der Braut seines Sohnes erhalten.

Und jetzt war Ludolf allein und kämpfte mit Pflicht, Gewissen und Ehre — Liebe kam zum mit in den Kampf — aber doch schwebte unaufhörlich ein holdes Mädchenbild vor ihm wie ein winkender Schutzgeist.

II.

Fünf Uhr war vorüber und der Commissionsrath traf seinen Sohn Ludolf nicht mehr in seiner Wohnung. Der Vater athmete beruhigt auf — er hoffte, der Sohn habe den schweren Schritt zu seiner Rettung gethan.

Es war sechs Uhr, als Ludolf zurückkam, bleich mit wankenden Schritten und niedergeschlagenen Augen, einen furchtbaren Entschluß auf seinem verstörten Antlitz.

Der Vater streckte ihm die Hand entgegen: „Laß Dich umarmen!" rief er mit zitternder Stimme und Thränen in den Augen: „Du kommst von Fräulein Zabring? —"

Ludolf wehrte der Umarmung und antwortete tonlos: „Nein — ich kann nicht!"

Der Alte bebte zurück und sank entsetzt in das Sopha, mit seinen Händen sein Antlitz verhüllend — „Verlaß mich, Vatermörder!" schrie er nach einer Pause, ohne aufzusehen.

„Ich bin bereit, mich für Dich zu opfern," sagte Ludolf mit schwer erkämpfter Ruhe, „aber anders als Du willst. Noch heute gehe ich zum Minister — ich gestehe ihm, daß ich die Kasse best—" er wollte beschönigen sagen, brachte das Wort aber nicht heraus, da er es ja von der That seines Vaters gebrauchen mußte und corrigirte sich: „die Kasse angegriffen — daß er mit mir verfahren mag wie recht ist — ich habe mir bereits eine Geschichte ausgedacht, die ich erzählen werde, wie ich mich in Besitz der Schlüssel und des Geldes gesetzt, ohne daß Du eine Ahnung davon haben konntest — man glaubt den Geständnissen des Verbrechers, wenn sie ihn so graviren, wie ich die meinigen ablegen werde. Man wird keine Beweise meiner Unschuld finden — oder Deiner Schuld. Diese That von Dir wird Jedermann unglaublich erscheinen — ich bin ein junger Mann, der noch kein langes Leben hinter sich hat, das ihm Achtung und Vertrauen allgemein erworben — man hält die Jugend von heute für schlecht und der Verführung zugänglich — man wird mir glauben, vielleicht sagen die Meisten: sie hätten das von mir vorausgesehen — ich habe den Sonderling gespielt — sei ein überspannter Charakter — man sehe was dabei herauskomme —"

Der Vater zog die Hand von seinem Antlitz weg und ließ seine Augen prüfend auf dem Sohne weilen, als wolle er bis in die Tiefen seines Herzens lesen. Dann sagte er bitter: „Und Du denkst, der Minister werde mit Dir eine Großmuthsscene spielen, gerührt von Deiner freiwilligen Beichte Dich ungestraft entwischen lassen und die ganze Geschichte vertuschen, weil er mir immer wohl gewollt? Der Staat hat jetzt nicht so leicht zehntausend Thaler zu verlieren — und zu einer einmal angeordneten Kassenrevision kann der Mi-

nister selbst keinen Gegenbefehl mehr geben, ohne daß diese außerordentliche Maßregel auffiele. Die Revision wird also stattfinden und der Defect entdeckt werden."

„Dies ist natürlich," sagte Ludolf; „ich bin auf das Zuchthaus vorbereitet und ziehe es einer Heirath mit einer — Giftmischerin vor; ich ziehe die Schande, für einen Dieb zu gelten, der Verspottung vor, mich an ein verächtliches Weib zu verkaufen — ich nehme in's Zuchthaus ein reines Gewissen mit, während mich an den Traualtar ein befleckes begleiten würde."

In kaltem Tone antwortete der Vater: „das heißt, Du wählst statt eines erfolgreichen, aber gewöhnlichen Rettungsmittels eine ungewöhnliche Handlung, die nur ein unnützes Opfer ist. Die Verantwortung für die Kasse habe ich — ich muß dafür haften — und selbst wenn keine Spur einer Mitschuld mich träfe, muß ich doch für ihren Inhalt stehen. Und ob der Vater oder der Sohn die That gethan, das ist auch gleich — die Schande bleibt auf der Familie."

„Es ist doch ein Unterschied. Du behältst Deine Stellung und die allgemeine Achtung — der ungerathene Sohn wird ein Weilchen besprochen und dann vergessen," entgegnete Ludolf; „ich hoffe aber, daß wenn ich noch vor der Entdeckung bei dem Minister mein Geständniß mache — wenn ich mich noch heute verhaften lasse, nicht die ganze Wahrheit in's Publikum dringen wird, daß er vielleicht aus Rücksicht für Dich mir ein anderes, vielleicht ein politisches Verbrechen unterschiebt für die Oeffentlichkeit, — daß er die Kassenrevision natürlich stattfinden läßt, aber die Revisoren bereits vorher von dem Geschehenen unterrichtet, und daß sie dem Vater nicht die Schuld des Sohnes entgelten lassen."

Der Vater versank in Nachdenken. Noch einmal versuchte er den Sohn zu der projektirten Heirath zu bewegen — es war vergeblich. Er nannte das von dem Sohn angebotene Opfer ein solches, das er nicht annehmen könne. Aber Ludolf fuhr fort, dafür zu sprechen. Er sagte, daß ein Leben mit Meta jedenfalls eine tägliche Hölle für's Leben sei, daß er einige Jahre Zuchthaus leichter überstehe, dann könne er nach Amerika gehen und dort ein neues Leben beginnen, noch glücklich werden. Der Vater war überwunden, aber er bestimmte den Sohn, erst morgen früh zwischen sieben und acht Uhr zum Minister zu gehen, der ohnehin diesen Abend nicht zu sprechen sein würde. Er sagte auch: er wolle keine übereilte That von dem Sohne annehmen, sondern nur ein wohlüberlegtes, freiwilliges Opfer. Er umarmte ihn mit Thränen der Rührung und Scham und wollte ihn erst am nächsten Morgen wiedersehen.

Der Commissionsrath war entschlossen, das Opfer seines Sohnes anzunehmen, da er von ihm schied. Aber in der stillen Nacht ward sein Gewissen rege — er konnte keine Ruhe finden, und als der Morgen graute, kleidete er sich au und verließ das Haus. Niemand bemerkte es, nur die Tochter, deren Schlafzimmer der Vorhausthür am nächsten lag, hörte dieselbe leise auf- und zuschließen und Männertritte hinausgehen. Sie glaubte, es sei ihr Bruder, der einen Morgenspaziergang vorhabe, und wunderte sich darüber, aber ohne sich zu beunruhigen.

Gegen sieben Uhr erschien Ludolf im Zimmer seines Vaters, er fand ihn nicht darin, weder in seinem Schlaf- noch im Familienzimmer. Die Tochter sagte nun, was sie vorhin gehört — in furchtbarer Angst eilte Ludolf noch einmal in des Vaters Zimmer und warf einen Blick auf seinen Schreibtisch. Ein Brief lag darauf mit der Aufschrift: „An Ludolf." Er riß das Siegel auf — nur wenig Zeilen standen darin: „Geh' nicht zum Minister — ich kann Dein Opfer nicht annehmen, bleibe eine Stütze für Mutter und Schwester. — Versucht mir nicht zu folgen, sucht mich nicht, besser, Ihr hört jetzt Nichts von mir."

Ludolf stand vernichtet da. Was sollte er thun? Die Ausführung des Entschlusses, mit dem er jetzt vor den Vater hatte treten wollen, wäre Wahnsinn gewesen, hätte Nichts genützt. Den Vater suchen und suchen lassen — wo? — wollte er sich das Leben nehmen, war es gewiß zu spät, und wollte er fliehen, war es besser, man vermied jede Frage nach ihm — und wie konnte man ihn suchen, ohne hier und da eine solche zu thun und vielleicht die allgemeine Aufmerksamkeit auf den Vermißten zu lenken? Ludolf beschloß zu bleiben und das Kommende zu erwarten, ein Beistand für die Frauen — aber wie sollte er die Ahnungslosen vorbereiten? Da sie ihre Verwunderung aussprachen über des Vaters Ausgang, sagte er, daß er ihm gestern erzählt, es fände vielleicht Kassenrevision statt, und daß er dabei sehr sorgenvoll ausgesehen. Erst verstanden sie diese Andeutung nicht und da Ludolf noch eine Vermuthung hinzufügte, erbleichte die Mutter und die Schwester wieß mit sittlicher Entrüstung einen solchen Zweifel an ihrem Vater als frevelhaft zurück.

Die Ungewißheit währte nicht lange. Die Revisionscommission erschien — der Commissionsrath war abwesend — verreist, sagte Ludolf, er wisse nicht wohin. Die Herren machten bedenkliche Gesichter und versiegelten die Kasse. Als er am andern Tage noch nicht zurück war, da sie wiederkamen, ward dieselbe erbrochen — der Defect war erwiesen.

In wenig Stunden war es das Tagesgespräch: daß der Commissionsrath von Buchau die Kasse angegriffen habe und spurlos verschwunden sei.

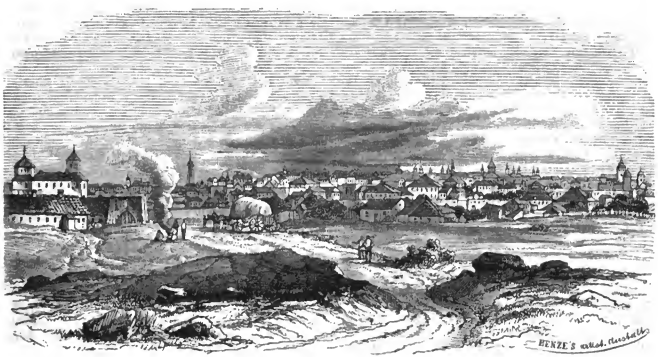
(Schluß folgt.)

Weltgeschichte an der Donau.

Das über dem osmanischen Reiche aufgestiegene schwere Gewitter hat sich noch nicht entladen, der erste Kanonenschuß ist noch nicht gefallen, gleichwohl aber ein Zustand herbeigeführt worden, der wenn auch nicht so viel wie Krieg, doch weit weniger als Frieden ist. Aller Augen sind zur Stunde nach dem Orient gerichtet.

Zwar wechseln die Cabinette noch Noten, deren vorwiegend friedlicher Charakter nicht zu verkennen ist; auch arbeitet sich noch die Diplomatie mit süß lächelndem Gesicht an Vermittelungsvorschlägen ab; daneben aber thürmen sich die Thatsachen verhängnißschwer auf. Die ungeheuern Rüstungen Rußlands und der Türkei, der auf beiden Seiten geweckte religiöse und nationale Fanatismus, mehr noch aber die Besetzung der Moldau und Walachei durch die Russen, und das hierauf erfolgte Erscheinen der englischen und französischen Flotten in der Besikabai, unweit der Einfahrt in die Dardanellen, haben das Werk der Verständigung, die man noch immer anstrebt, zu einer schweren Aufgabe gemacht. Der bisherige Verlauf zeigt uns in Allem die westlichen Mächte zaudernd gegenüber dem entschiedenen Vorangehen Rußlands.

Das gehaltvolle Manifest des russischen Kaisers vom 14/26. Juni kündigte die Besetzung der Donaufürstenthümer an, die auch bald darauf am 2. Juli durch den Uebergang der Russen über den Pruth erfolgte. Schon am 15. desselben Monats rückten die kaiserlichen Truppen in Bukarescht, der Hauptstadt der Walachei ein. Die militärische Besetzung dieser Fürstenthümer betrachtet Kaiser Nikolaus als Garantie für die Erfüllung seiner an die Pforte gestellten Forderungen, welche in der Hauptsache bekanntlich auf das beanspruchte religiöse Protektorat über die Bekenner der griechischen Kirche in der Türkei hinauslaufen. Daß der russische Kaiser seine Truppen in die Fürstenthümer einmarschiren lassen konnte, ohne gerade der hohen Pforte offnen Krieg anzukündigen, daß dieser Einmarsch von den mit dem Sultan verbündeten (?) Engländern und Franzosen nicht als Kriegsfall angesehen und für die Türkei überhaupt nicht das Signal zum Kriege wurde, liegt in den eigenthümlichen Verhältnissen der



Bukarescht.

Fürstenthümer, die man kaum noch als Bestandtheile des osmanischen Reiches betrachten kann.

Die Moldau und Walachei liegen zwischen dem Pruth und der Donau, welche beide Flüsse Grenze bilden, und werden weiter von Ungarn und Siebenbürgen begrenzt. Die Moldau zählt auf circa 750 Q. M. ungefähr 700,000 Einwohner, die Walachei, welche in die große und kleine Walachei zerfällt, deren vielleicht 2½ Million auf circa 1300 Q. M. Die Einwohner bekennen sich größtentheils zur griechischen Kirche. Der Boden beider Länder ist äußerst fruchtbar; Getreide, Obst und Wein wächst in üppiger Fülle; die Wälder enthalten das prachtvollste Schiffsbauholz,

die Erde birgt unerschöpfliche Steinsalzwerke und einen noch wenig ausgebeuteten Reichthum an edeln Mineralien; die üppigen Weiden nähren das prachtvollste Vieh. Während die ländliche Bevölkerung fast ausschließlich dem Ackerbau und der Viehzucht obliegt, vermittelt die der Städte einen ausgebreiteten Handel mit den Producten des Landes. Dieser Handel, Aus- wie Einfuhr, ist jedoch meistens in den Händen der Armenier, Griechen, Juden und Russen, wie denn überhaupt der Bürgerstand unter den Moldau-Walachen so gut wie nicht vorhanden ist. Die Bevölkerung zerfällt eigentlich nur in Adelige und Bauern. Die Adeligen, Bojaren genannt, genießen alle mögliche Vorrechte; die Bauern befinden sich in den drückendsten, an völlige Sklaverei streichenden Verhältnissen. Der üppige Luxus, kolossale Reichthum und die Ueberfeinerung der fast durchgängig französischen Sitten huldigenden Bojaren steht in grellem Gegensatze zu der Armuth und dem niedrigen Kulturzustande der übrigen Bevölkerung und mahnt, wie so manches Andere noch, an frühere Zustände in Polen.

In der alten Geschichte sind die von den heutigen Moldau-Walachen bewohnten Strecken unter dem Namen Dacien bekannt. Hier war zur Zeit der großen Völkerwanderung der Tummelplatz der verschiedensten Nationen. Gothen, Hunnen und Slawenstämme brachen wechselsweise über das Land herein, dessen ursprüngliche Bevölkerung romanischen Ursprungs war, und ließen zuletzt ein aus allerlei Elementen bestehendes Mischvolk zurück. Auf die Geschichte desselben näher einzugehen, würde uns zu weit führen. Bald sind diese Staaten von eigenen Fürsten regiert, bald in wilde Anarchie ohne alle Regierung versunken; wechselsweise mehr oder weniger von Ungarn abhängig, endlich eine vollständige Beute der Türken, unter deren Oberherrschaft das Land vollends zu Grunde gerichtet wurde. Diese Zustände machte sich die russische Politik mit der Zeit zu Nutze, und schon von 1774 an erlangte sie durch den Vertrag von Kudschuk-Kainardschi eine Art Protektorat über die Fürstenthümer. Die gegenwärtigen politischen und administrativen Einrichtungen beider Staaten datiren aus der Zeit des Friedensschlusses zu Adrianopel (1829). Dieser stellte sie unter russischen Schutz, während die Türkei nur einen jährlichen Tribut, von der Walachei 3 Mill. Piaster, bezog. Türken durften in beiden Ländern ferner nicht mehr wohnen. An der Spitze der Regierung steht ein auf Lebenszeit gewählter, wegen Verbrechen jedoch absetzbarer Hospodar, welcher der Reihe der Großbojaren angehören muß. Ihm zur Seite steht eine Art Staatsrath, der die Besteuerung ordnet und zugleich Oberappellationsgericht ist. Ferner besteht in der Walachei eine Generalversammlung aus 123 Großbojaren, 36 Abgeordneten des niedern Adels, 27 der Städte und den 4 griechischen Landesbischöfen. Diese Generalversammlung wählt den Hospodar, doch nicht ohne Rußlands Zustimmung; der Sultan hat die Bestätigung und Investitur zu ertheilen. Eine solche Verfassung ließ natürlich, so wie ehedem die alte polnische, den Umtrieben der Parteien ein weites Feld, und großer Ruhe hat sich die Bevölkerung dabei nicht zu erfreuen gehabt. Die Verwaltung ist nach europäischen Mustern geordnet, doch ist dies so äußerlich, daß die Donaufürstenthümer noch nicht den civilisirten Staaten zugezählt werden können. Da die Hospodare nur eine sehr kleine Heermacht halten dürfen, so muß in einem solchen Lande ihre Autorität auch auf sehr schwachen Füßen stehen. Das Alles erschütternde Jahr 1848 fand in diesem fernen Winkel Europa's ebenfalls einen Nachhall, doch wurde durch das damals vereinigte Einrücken der Russen und Türken jeder Widerstand schnell gebrochen und mit der Erstürmung Bukarescht's von den Türken (14. Sept. 1848) der walachischen Erhebung ein Ende gemacht. An diese gescheiterte Erhebung knüpft sich der verhängnißvolle Vertrag von Balta-Liman, demzufolge vorkommenden Falles Russen und Türken zu gleichen Theilen militärisch in den Fürstenthümern interveniren, wodurch diese nun fast mehr unter russische als türkische Botmäßigkeit gerathen sind. Eben darum aber wurde wohl ihre jetzt erfolgte Besetzung nicht als wirklicher Kriegsfall betrachtet.

Die Zahl der unter dem Oberbefehl des Fürsten Gortschakow eingerückten russischen Truppen mag sich auf ca. 80,000 Mann belaufen. Zum Theil haben sie sich längs der Donau aufgestellt, zum Theil liegen sie in den Hauptstädten Jassy und Bukarescht. Jassy mit ungefähr 30,000 Einw. ist der Sitz des moldavischen Hospodaren Gregor Ghika. In Bukarescht (zu deutsch Freudenstadt) residirt der walachische Hospodar Stirbey. Die trotz ihres schönen Namens schlecht gebaute und schmutzige Stadt zählt in etwa 10,000 Häusern nahe an 100,000 Einwohner, welche einen bedeutenden Handel treiben. Man kann Bukarescht als den Scheidepunkt der orientalischen und abendländischen Welt bezeichnen, und dies auch verleiht der Stadt ihren größten Reiz.

Die nächsten Geschicke der Donaufürstenthümer selbst (das von der Donau südlich gelegene Serbien vielleicht ausgenommen) liegen in der Hand des russischen Kaisers, für welchen auch eine große Partei unter den Eingeborenen arbeitet, und mögen diese Geschicke ausfallen wie sie wollen, jedenfalls geht dabei auch der letzte Schein von türkischer Oberherrlichkeit über die Moldau-Walachen verloren. Verschiedene Theile der Fürstenthümer wurden schon 1774, 1777 und 1812 losgerissen, und kamen theils an Oesterreich, theils an Rußland, und überhaupt zeigt sich in beiden Fürstenthümern den äußern Einwirkungen und innern Verwickelungen nach so viel Aehnliches mit dem alten Polen, daß ihnen unabweislich das gleiche Schicksal bestimmt sein dürfte.

Ueber die Zusammensetzung des Menschen, der Thiere und der Pflanzen.

Einleitung in die Nahrungslehre.

Pflanzen, Thiere und Menschen verzehren sich fortwährend gegenseitig und dadurch eben können sie sich in ihrem Bestehen auf unserer Erde bis in alle Ewigkeit erhalten. Der Mensch genießt tagtäglich Pflanzen- und Thierstoffe und sein ganzer Körper wird nach dem Tode eine Nahrung für Thiere und Pflanzen, während er bei seinem Leben auch schon eine Menge von Stoffen von sich gibt, welche zum Gedeihen der Pflanzen und Thiere beitragen. Die Pflanze konnte aber zu einer Zeit schon wachsen und gedeihen, ehe es noch Thiere und Menschen auf unserem Erdboden gab und diese Pflanzen werden in ihren halbverbrannten Ueberresten jetzt von uns als Steinkohlen verbrannt. Die Möglichkeit dieses damaligen einsamen Gedeihens der Pflanzen liegt darin, daß diese überhaupt die Fähigkeit besitzen, unorganische Stoffe (wie Luft, Wasser, Erde und Mineralien) so zu verbauen, daß sie endlich zu Pflanzenstoffen werden; eine Fähigkeit, welche Thieren und Menschen abgeht, denn diese brauchen durchaus eine Pflanzen- oder Thiernahrung zu ihrem Leben. Dies ist der Grund, weshalb diese Organismen erst nach der Erschaffung von Pflanzen auf unserer Erde sichtbar werden konnten. Eine andere Ursache, welche die Pflanze vor den Thieren und Menschen bestehen ließ, ist die, daß damals, als die ersten Pflanzen auf der Erde hervorwuchsen, die Atmosphäre enorm reich an Kohlensäure gewesen sein muß. Dieser Stoff (s. Gartenlaube Nr. 28 S. 305) ist es nun aber, welcher die Hauptnahrung der Pflanze ausmacht, während er für Menschen und Thiere Gift ist; ein Stoff, der zur jetzigen Zeit, wo sich die Atmosphäre ziemlich gereinigt von Kohlensäure zeigt, von Thieren und Menschen in großer Menge ausgehaucht wird, während die Pflanze diesen für die genossene Kohlensäure den Sauerstoff, die Lebensluft spendet (s. Gartenlaube Nr. 28 S. 304). — Von den Thieren erhalten sich die meisten und zwar die mit einfacherer Körperbildung (die sog. niedrig organisirten) nur von Pflanzenstoffen, während die höher organisirten Thiere, mit zusammengesetzterem, dem menschlichen ähnlichen Baue, entweder von pflanzlicher oder thierischer Nahrung leben. — Der Mensch kann nun aber blos bei einer Nahrung gehörig gedeihen, welche theils aus dem Thier-, theils aus dem Pflanzenreiche stammt, somit also eine gemischte ist, und er muß, will er gesund bleiben, aus beiden Reichen alle die Stoffe in der gehörigen Menge und Beschaffenheit genießen, aus denen auch sein eigener Körper gebildet ist. Naturgemäß wird er deshalb diesen Genuß nur dann einrichten können, wenn er ordentlich weiß, welche Substanzen seinen eigenen Körper zusammensetzen und welche Stoffe sich in seiner Nahrung, nämlich in den einzelnen Pflanzen- und Thiertheilen befinden.

A. Pflanzenkörper.

Die Pflanze, welche aus Zellen, Fasern und Röhren oder Gefäßen aufgebaut ist, besteht in ihrer Grundlage aus Wasser und aus einem Stoffe, welcher Pflanzenfaser oder Cellulose genannt wird, der aus Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff und, weil er keinen Stickstoff enthält, dem Fette, der Stärke und dem Zucker ähnlich zusammengesetzt ist. Dieser Stoff ist es, aus welchem das Holz, die Baumwolle, die Leinwand und das Papier hervorgeht, und welcher durch seine Verwesung und Fäulniß die Dammerde (Humus) und den Torf, durch seine Verkohlung die Stein- und Braunkohlen bildet. In den von Pflanzenfaser gebildeten Zellen der Pflanzen finden sich sodann folgende, für die Ernährung unseres Körpers höchst wichtige Stoffe vor: die Stärke, auch Stärkemehl oder Amylum genannt, ein der Pflanzenfaser und dem menschlichen wie thierischen Fette ähnlich zusammengesetzter, stickstoffloser Stoff, aus dem sich allmälig beim Wachsthum und Blühen der Pflanze, sowie beim Keimen der Samen und Reifen der Früchte, mehrere andere Stoffe hervorbilden, die aber auch keinen Stickstoff enthalten und ebenfalls dieselbe Zusammensetzung wie Fett haben; es sind: Zucker, Gummi, Schleim und Gallerte. Der Zucker kann sodann außerhalb der Pflanze in Folge der Gährung in Spiritus (Alcohol) und dieser weiter in Essigsäure verwandelt werden, also ebenfalls wieder in stickstofflose Materien. — Von weit größerer Wichtigkeit hinsichtlich ihrer Ernährungsfähigkeit für den Menschen als die genannten stickstofflosen Stoffe sind nun aber diejenigen Pflanzensubstanzen, welche Stickstoff enthalten und zusammengenommen eiweißartige genannt werden, im Einzelnen aber als Pflanzeneiweiß, als Kleber oder Pflanzenfaserstoff, als Pflanzenleim und als Legumin oder Pflanzenkäsestoff bekannt sind. — Außer diesen stärke- und eiweißartigen Stoffen enthalten viele Pflanzen nun noch solche organische Substanzen in sich, welche für den Menschen als Nahrungsmittel nicht nur keinen besondern Werth haben, sondern die Pflanze oft sogar unfähig zum Genießen machen können, wie: Farbstoffe, Harze, Oele, Alkaloide (die meisten Gifte). Dagegen werden noch Stoffe aus dem Mineralreiche in den Pflanzen angetroffen, von welchen mehrere auch im menschlichen und thierischen Körper eine große Rolle spielen, wie Kochsalz, Kalk und Magnesia, Kali und Natron, Eisen und Mangan, Kiesel-, Talk- und Thonerde (s. Gartenlaube Nr. 29 S. 316). — Diejenigen Pflanzenstoffe, welche uns besonders interessiren müssen, sind die folgenden.

1. Stickstofflose, fettige oder fettähnliche

Stoffe, welche innerhalb unseres Körpers vorzugsweise zur Bildung von Fett und, indem ein Theil derselben im Blute durch den eingeathmeten Sauerstoff zu Kohlensäure und Wasser verbrannt wird, zur Entwickelung der Körperwärme verwendet wird. Sie dienen sonach theils als Ernährungs- und theils als Heizungsmaterial (s. Gartenlaube Nr. 17 S. 186). Außer dem Oele selbst sind hier die folgenden Stoffe beachtungswerth:

1. Stärke; sie findet sich fast in allen Pflanzen, ja selbst in der Rinde und im Holze der Bäume, wiewohl hier in geringer Menge. In größerer Menge trifft man dieselbe in den Kartoffeln (Kartoffelstärke), überhaupt in vielen Wurzeln und Knollen, in den Samen der Getreidearten, besonders des Weizens (Weizenstärke), in den Hülsenfrüchten, im Marke mehrerer Palmenarten (Sagopalme), in Moosen (Mooosstärke) und in vielen Früchten (Aepfeln). Von außereuropäischen Pflanzen kommen stärkehaltige Substanzen unter den Namen „Sago, Arrow-root (Pfeilwurzelmehl) und Tapioka (Kassawa, Manihotwurzel)" zu uns; auch ist das isländische Moos reich an Stärke.

2. Zucker ist wie die Stärke im Pflanzenreiche ebenfalls außerordentlich verbreitet, denn die meisten Früchte, viele Wurzeln und Stengel enthalten Zucker. Am reichlichsten und reinsten findet er sich unter dem Namen Rohrzucker im Safte des Zuckerrohrs, sowie in dem der Runkelrübe und des Ahorns, sodann in geringerer Menge in den Mohrrüben, der Cibischwurzel, dem Mais, den Melonen und Kürbissen, Kastanien. Als Trauben- oder Krümelzucker findet man denselben in fast allen, zumal sauren Pflanzensäften, vorzüglich aber in reifen Früchten (Weintrauben, Aepfeln). Der Zucker in der Manna, in vielen Schwämmen und Flechten, erhielt den Namen des Manna- oder Schwammzuckers. — Am Interessantesten ist die Zerstörung des Krümelzuckers, oder auch des Rohrzuckers nach seiner Umwandlung in Krümelzucker, mit Hülfe der Hefe oder eines gährenden (faulenden) Stoffes zu Alcohol (Spiritus) und Kohlensäure. Diese Zersetzung wird geistige oder weinige Gährung genannt und auf dieser beruht die Wein-, Branntwein- und Bierbereitung, sowie die Bäckerei. Durch eine weitere Zersetzung des Spiritus bildet sich aus diesem endlich Essigsäure. Diesen beiden aus dem Zucker hervorgehenden Stoffen, nämlich Alcohol und Essigsäure, mangelt wie dieser und der Stärke ebenfalls der Stickstoff.

3. Gummi findet sich zwar in sehr vielen Pflanzen, allein selten in größerer Menge und es ist deshalb dieser Stoff als Nahrungsmittel ohne Bedeutung. Nur aus einigen Pflanzen des Orients fließt es in Tropfen aus, die an der Luft erhärten und bei uns unter dem Namen „arabisches Gummi" zu verschiedenen Zwecken, besonders zum Kleben, sogar als Arzneimittel benutzt werden.

4. Pflanzenschleim (Bassorin) ist in vielen Pflanzenstoffen anzutreffen und ertheilt diesen die Eigenschaft, mit Wasser eine zähe Flüssigkeit zu bilden, die als Nahrungsstoff nur geringen Werth hat und ebenso wenig als Arzneimittel. Größere Mengen Pflanzenschleims finden sich in der Salepwurzel, Caragbenflechte, im Leinsamen, in der Eibischwurzel, den Quittenkernen, im Tragant- und Kirschgummi.

5. Pflanzengallerte (Pectin) ist in dem Safte der meisten reifen fleischigen Früchte und Wurzeln enthalten. In unreifen Früchten stellt diese Gallerte aber eine in Wasser unlösliche, also unverdauliche Substanz dar, welche erst durch das Reifen unter dem Einflusse der Pflanzensäuren löslich wird.

II. Stickstoffhaltige oder eiweißähnliche Substanzen, welche im menschlichen und thierischen Körper vorzugsweise zur Blut- und Fleischbildung und zum Aufbaue der lebenswichtigen Organe verwendet werden.

1. Kleber- oder Pflanzenfaserstoff (Fibrin) kommt in festem Zustande und in Verbindung mit Pflanzeneiweiß und Pflanzenleim vorzugsweise in den Samen der Getreidearten (besonders des Weizens) vor, wo er mit Stärke vereinigt diesen Samen einen dem Hühnereie ähnlichen Nahrungswerth verleiht; denn dem Eiweiß entspricht der Kleber, dem Dotter die Stärke, der Eierschale die Samenhülle aus Cellulose.

2. Pflanzeneiweiß (Albumin) findet sich gelöst in den meisten Säften der Pflanzen, vorzugsweise aber in den Samen der Getreidearten und in allen Gemüsepflanzen.

3. Pflanzenkäsestoff, Legumin (Casein) wird in den Hülsenfrüchten, hauptsächlich in Erbsen und Bohnen angetroffen; auch kommt in den Mandeln, Nüssen und im Malz ein dem Legumin ähnlicher Stoff vor.

III. Von unorganischen Stoffen enthalten die meisten Pflanzen einige von denen, welche im Menschen- und Thierkörper große Wichtigkeit haben, nur sind in der einen Pflanzenart diese, in der andern jene Stoffe vorherrschend. Nach dem Gehalte an unorganischen Bestandtheilen lassen sich die Kulturpflanzen eintheilen: in Alkalipflanzen (mit Kali und Natron), wie die Kartoffeln und Runkeln; in Kalkpflanzen, z. B. Erbsen und Klee; in Kieselpflanzen, zu denen die Gräser gehören; in Phosphorpflanzen, wie Weizen und Roggen. Keine Pflanzenart enthält aber vom Kochsalze oder Eisen so viel, als der menschliche Körper zu seinem richtigen Bestehen bedarf.

B. Thier- und Menschenkörper.

Die Mischungsbestandtheile, welche den thierischen Körper zusammensetzen, haben die größte Aehnlichkeit mit denen des Pflanzenkörpers und deshalb eben kann das Thier durch den Genuß von Pflanzenstoffen sein Leben unterhalten. Auf gleiche Weise ist aber auch der Mensch, dessen Zusammensetzung nun wieder der der Thiere gleicht, im Stande, durch Aufnahme von solchen Thier- und Pflanzenstoffen, die sich auch in seinem Körper vorfinden, seine Existenz mehr oder weniger gut zu behaupten. Wie in der Pflanze sind die Stoffe im Thier- und Menschenkörper theils stickstofflose, theils stickstoffhaltige, theils unorganische, und diese Stoffe werden sodann zur Bildung knöcherner

oder knorpliger Gerüste, der Bänder, Sehnen, Muskeln, Gefäße, Nerven, Eingeweide und Häute verwendet.

I. Stickstofflose oder fettige Stoffe. Sie dienen einem dreifachen Zwecke, nämlich: zur Grundlegung aller Gewebe (durch Zellenbildung), zur Fettbildung und zur Wärmeentwickelung (indem sie im Blute durch den Sauerstoff der eingeathmeten Luft zu Kohlensäure und Wasser verbrannt werden). Sie gelangen in den thierischen und menschlichen Körper entweder durch pflanzliche Stoffe, wie durch Oel, Stärke, Zucker, Alcohol, Gallerte und Schleim, oder durch thierische Substanzen, wie: durch die verschiedenen Fettarten, durch Butter, Eidotter, Milchzucker und Milchsäure.

II. Stickstoffhaltige oder eiweißartige Stoffe. Sie dienen allerdings vorzugsweise zur Bildung des Blutes und der Gewebe, können aber doch auch in Folge ihrer Verbrennung durch den Sauerstoff des Blutes zur Wärmeentwickelung beitragen. Dies ist vorzüglich dann der Fall, wenn sie schon eine Zeit lang in die Körpersubstanz übergegangen und in der Form von Organen thätig gewesen waren; sie sind dann gewissermaßen zu brennbaren Schlacken geworden (s. Gartenlaube Nr. 47 S. 486). — Zu diesen stickstoffhaltigen Substanzen gehören: der Eiweißstoff (Albumin), welcher sich flüssig in ziemlich großer Menge im Safte des Fleisches und aller Eingeweide, im Weißen des Eies und im Blute findet. Der Faserstoff (Fibrin), welcher vorzugsweise in der Fleischfaser und im Blute (wo er das Gerinnende bildet) vorhanden ist; der Käsestoff (Casein), welcher in der Milch und im Blute vorkommt; die Gallerte oder der Leim (Gluten), welcher als Grundlage für die Knochen und Knorpel, die sehnigen Theile und die Häute verwendet wird.

III. Von unorganischen Substanzen bildet das Wasser den Hauptheil, denn fast vier Fünftel unseres Körpers bestehen aus Flüssigkeit; an dieses schließt sich dann das Kochsalz, welches fast in allen thierischen und menschlichen Säften angetroffen wird; in nicht geringer Menge findet sich ferner noch: Kali und Natron in Verbindung mit Kohlensäure und Phosphorsäure (im Blute und den übrigen Säften), Kalk und Talk als phosphorsaurer und kohlensaurer (besonders in den Knochen) und Eisen (im Blute).

Vergleichen wir nun die Zusammensetzung der sog. organischen Körper, nämlich der Pflanzen, Thiere und Menschen mit einander, so ergibt sich eine sehr große Uebereinstimmung zwischen allen Dreien und nur darin unterscheidet sich die Pflanze vom Thiere und Menschen, daß sich die Pflanze ihre organischen Bestandtheile aus unorganischen Stoffen und Elementen, besonders aus Wasser, Kohlensäure und Ammoniak (einer Verbindung von Stickstoff und Wasserstoff) hervorzubilden im Stande ist, während Mensch und Thier nur die bereits vorgebildeten, pflanzlichen oder thierischen Stoffe in ihre Substanz umzuwandeln vermöge. Blos noch zwei Stoffe sind es, welche der Mensch außer der gewöhnlichen vegetabilischen und animalischen Kost in seinen Körper zum ordentlichen Wohlsein aufnehmen muß und diese sind „Wasser und Kochsalz", denn von diesen beiden Stoffen enthält nur ein einziges Nahrungsmittel die hinreichende Menge, und dieses Nahrungsmittel ist die Milch.

Aus der Gewerbswelt.

Mitgetheilt von **Friedrich Georg Wieck.**

Die Wunder der Gutta Pertscha.

Gutta Pertscha, malayisch Gutta Pertsha, englisch „Gutta Percha" geschrieben, weil die Engländer den Laut „tscha" nicht anders in Buchstaben zu bezeichnen vermögen, ist der ausgetrocknete Milchsaft eines Baumes in Ostindien, dem der Botaniker Hooker den Namen Isonandra Gutta beigelegt hat. Gutta bedeutet nicht etwa Tropfen, sondern malayisch: Baumsaft. Dieser getrocknete Saft, ein biegsames Harz, in seinen chemischen Eigenschaften dem Kautschuk (gummi elasticum) sehr verwandt, ist bei uns erst seit etwa 10 Jahren bekannt und kam uns über London zu, wohin er einige Jahre früher von einem Dr. Montgommery aus Singapore gebracht worden war als eine Substanz, deren sich die Malayen zur Anfertigung von Messer- und Dolchgriffen bedienten. Die große Aufmerksamkeit, mit der das neue Harz bei seinem Bekanntwerden in der wissenschaftlichen und gewerblichen Welt aufgenommen wurde, verdankt es seinen merkwürdigen Eigenschaften: in Folge der Einwirkung einer nicht den Siedepunkt übersteigenden Wärme weich und bildsam zu werden, in welchem Zustande es sich bilden und zusammenkleben läßt wie Wachs, ohne daß die Verbindung, wenn die Substanz nach dem Erkalten wieder hart und lederartig biegsam geworden ist, sich wieder trennt, sondern so fest hält, wie je zuvor; und gleicherweise die Form, welche ihr, der Substanz, im erwärmten Zustande gegeben wurde, unveräußerlich bleibt nach dem Erkalten. Jedermann sah sofort die hohe Wichtigkeit dieser Eigenschaften für Formgebung und bildnerische Zwecke ein; und da es sich ferner ergab, daß die Gutta Pertscha von Wasser, verdünntem Alkohol, von Säuren und Alkalien gewisser Stärke, von Oelen nicht angegriffen wird, so konnte es nicht fehlen, daß der Gebrauch und die Verwendung jenes Stoffes von Tag zu Tag bis jetzt zunahm, und es zu befürchten steht, daß der Rohstoff endlich mangeln werde, wenn man nicht

schonender mit den Bäumen verfährt, welche ihn liefern. Wir können uns hier nicht lange bei den Verfahrungsarten aufhalten: die rohe, holzartig aussehende Gutta Pertscha zu reinigen, was durch mechanische Zertheilung im kalten Zustande, darauf folgendes Auswaschen und Kneten in der Wärme und mit Wasser, und endlich durch Ziehen, Strecken und Auswalzen geschieht. In Folge dieser Behandlung erscheint die Gutta Pertscha rein, glatt, lederartig, geschmeidig, in plattendünnen, papierähnlichen Blättern, Röhren, Fäden, und findet in dieser Gestalt Benutzung, man kann wohl sagen, zu den fast zahllosen Zwecken, wozu man auch Leder und Papier und biegsame wasserdichte Röhren benutzt. Als mehr und minder dicke Platten verwendet man sie u. A. zum Besohlen von allerlei Schuhzeug, um dessen Einführung in unserer Stadt sich Herr Bandagist Schramm viele Verdienste erworben hat. Schon sehr viele Leute verstehen die Kunst und legen sich Sohlen unter, welche namentlich wegen ihrer Haltbarkeit und Wasserdichte in nassem Wetter treffliche Dienste leisten. Ferner preßt und prägt man allerhand

Gutta Pertscha als Schallröhre.

Zierrathen und verzierte Geräthe aus den Platten, welche verschiedenartig gefärbt werden können und unverwüstlich sind, falls man sie nur nicht der Hitze aussetzt. Zu Riemen zerschnitten treiben die Platten Scheiben an Wellen zum Bewegen von Maschinenwerken und Mühlen. Man benutzt sie zur Anfertigung von Feuereimern, die nicht wie andere, siebartig auslaufen, wenn sie gebraucht werden sollen, und zu Schläuchen und Leitungsröhren für Flüssigkeiten, denen ähnliche von anderem Material kaum an die Seite gestellt werden können. So trefflich wie Flüssigkeiten leiten jene Gutta-Pertscha-Röhren auch den Schall, so daß man sie jetzt allgemein als lange Sprachrohre in Schächten, Schiffen, in Fabriken, Gasthäusern u. s. w. gebraucht. Eine menschenfreundliche Verwendung dieser Art sieht man auf unserem Bilde, wo durch eine Röhrenleitung von Gutta Pertscha von der Kanzel aus bis zum Kirchenstuhl Schwerhörigen das Anhören der Predigt möglich gemacht wird. Die Röhre erweitert sich oben an der Kanzel als Schallloch; im Kirchenstuhl aber theilt sie sich nach Belieben in mehrere Zweige, an deren Enden sich Hörröhren befinden, deren Mündungen in die Ohren gesteckt werden. Als Ueberzug schützen Gutta Pertscha-Röhren Metalldrähte bis zu einem gewissen Grade gegen Einwirkung der Feuchtigkeit; und wenn man sie gegenwärtig weniger als Ueberzug von unter der Erde liegenden Landtelegraphendrähten benutzt, weil diese, als nicht zweckmäßig, aufgegeben worden sind, dort wo man oberirdische Drähte anbringen kann, so ist doch ihre Verwendung als Decke über unter Wasser befindlichen Telegraphendrähten fast unabweislich.

Die dünn ausgewalzte Gutta Pertscha ist zur Verpackung, zum luftdichten Verschluß von Flaschen und Büchsen, zum Buchbinden, zum Druck; in diesem Falle muß sie weiß gebleicht werden; zur Fertigung von feinen Stiefeln und Schuhen, in welchem Falle sie einer Färbung bedarf, trefflich anwendbar.

Mit großem Geschick wird sie, zumal in einigen Werkstätten Englands und Amerika's, grade wie Kautschukkitt, aufgelöst, als Leim benutzt, um die Bogen der Bücher zu vereinigen, statt des Heftens und Nähens und der weiteren Bearbeitung des Rückens. Man legt die Bogen wie gewöhnlich zusammen, schlägt sie, fährt mit einer Raspel über den Rücken und trägt eine oder mehrere Schichten einer Gutta Pertschalösung auf. Zu mehrerer Sicherheit kann man auch einen, mit jener Lösung bestrichenen Kattunstreifen dem Rücken auflegen. Diese Art Heftung möchte jener deutschen vorzuziehen sein, wozu gar kein Faden, sondern nur Tischlerleim gebraucht wird. In Form von Cylindern und starken Platten, runden Scheiben eignet sich unser bildsames Material ungemein gut, behufs Fertigung von Walzen in Druckmaschinen, von Preßcylindern in Flachsspinnmaschinen, welche den Faden naß ausspinnen, für Kolbenliderungen in Kunstsätzen oder Pumpen u. s. w. Ist dasselbe aber zu stärkeren oder dünneren Fäden ausgezogen, so kann es als Ersatz für Taue und Stricke behufs einer Fülle von Zwecken dienen. Den Hausfrauen sind solche starke Pertschafäden als Wäscheleinen zu empfehlen. Nichts Besseres zum Binden für Kunstgärtner als jene dünnen Pertschafäden, deren Schmiegsamkeit und Festigkeit erstaunenerregend ist. Nebenbei daraus ist unverwüstlich, was für Jäger und Fischer von Belang ist.

Die Wundarzneikunst benutzt ferner in vielen Fällen mit großem Vortheil die Gutta Pertscha bei Anfertigung von künstlichen Gliedmaßen und allerlei Binden. Eine Lösung jenes Harzes in Chloroform giebt nach Dr. Rapp in Bamberg ein besseres Wundpflaster als Collodium. Man bereitet es aus 1 Theil Gutta Pertscha und 8—9 Theilen Chloroform und kann die daraus entstehende dickliche Flüssigkeit mit einem Pinsel grade wie Collodium auftragen.

Endlich — um mit unsern Beispielen für Anwen-

dung der Gutta Pertscha zum Abschlusse zu kommen, dient es den Zahnkünstlern zur Herstellung der Basis zu künstlichen Gebissen und eingesetzten Zähnen, wodurch es ihnen gelingt, eben so bequem als täuschend der Natur ähnlich, noch blühenden Lippen durch Kunst jene Perlenreihen wieder zu verschaffen, deren Verlust in zeitiger Jugend so viele Menschen betrauern müssen.

Vor den „Wundern der Gutta Pertscha" ziehen wir für diesmal den Vorhang; vielleicht finden wir Veranlassung, ihn später wieder einmal aufzurollen.

Blätter und Blüthen.

Ein Schauspiel ernstester Art nahm vor Kurzem die Theilnahme der Bevölkerung Wolfenbüttels und der Umgegend in Anspruch. Ein allgemein gekannter Bürger, der Friseur Ernst Eduard Dombrowski stand vom 28. Juli bis 2. August vor dem öffentlichen Schwurgericht, angeklagt seine zweite am 16. April d. J. verstorbene Gattin durch Gift getödtet zu haben.

Dombrowski ist aus Dresden gebürtig, wo sein Vater Hoflakei ist, und seit 1839 in Wolfenbüttel wohnhaft. Während seiner Wanderjahre beging er, in Berlin, einen Hausdiebstahl und wurde in Folge dessen aus dem preußischen Staate verwiesen. Seine erste Frau, mit der er ziemlich glücklich lebte, weil sie ein überaus sanftes, nachgiebiges Wesen war, starb im August 1850 an der Cholera und hinterließ zwei noch kleine Kinder. D. zeigte am Sterbebette dieser, wie er selbst sagt, geliebten Frau, eine empörende Herzlosigkeit und Rohheit. Schon im December desselben Jahres verheirathete er sich zum zweiten Male, nämlich mit der Tochter des Registrator Angelstein, ohne für diese eine Neigung zu fühlen und nach seinem eignen Geständniß, nur auf Anrathen seiner Freunde und um eine Pflegerin für seine Kinder zu haben. Diese Ehe war, wie sich voraussehen ließ, nicht glücklich. D. ist ein, bis zur Lächerlichkeit eitler, heftiger, genußsüchtiger und leichtsinniger Mensch. Seine Gattin war eine sparsame, ordentliche Hausfrau, eine liebevolle, sorgsame und aufopferungsfähige Mutter für ihre Stiefkinder, aber etwas aufbrausend, äußerlich unschön, unliebenswürdig und nicht mehr jugendlich. Er schämte sich ihrer, ging nur ungern und selten mit ihr aus, vernachlässigte sie auf jede Weise und verspottete sie oft Andern gegenüber. Sie fühlte sich unglücklich und unbefriedigt, klagte oft über die harte Behandlung seitens ihres Mannes, und war besonders in Verzweiflung, als er ihr einmal gesagt: er würde sie nicht geheirathet haben, hätte er gewußt, daß ihr Erbtheil durch die zweite Ehe ihres Vaters geschmälert würde; aber sie war leicht versöhnlich, lebenslustig und heiteren Sinnes. Ganz glücklich erzählte sie einem Nachbar am Tage vor ihrem Erkranken, am 10. April, daß D. sich plötzlich verändert und sehr freundlich geworden sei, daß er ihr ein Theaterbillet geschenkt und versprochen habe, sie andern Tages zum Ball zu führen. Am Morgen dieses andern Tages, den 11. April, reichte D. seiner Frau eine mit Leberwurst bestrichene Semmel und einige Stunden nach dem Genusse derselben bekam sie Uebelkeit, heftiges Erbrechen und brennende Schmerzen im Magen. Der herbeigerufene Arzt hielt die Krankheit für Brechruhr. D. ging am Abend allein zum Ball, trotzdem er das cito, cito des Arztes auf dem Rezepte bemerkt hatte, tanzte, lachte und scherzte viel, erzählte, daß seine Frau die Cholera habe, und daß sie gewiß sterben werde, deshalb müsse er noch tanzen, ehe er Trauer bekomme.

Das Befinden der Kranken verschlimmerte sich in den nächsten Tagen nicht, besserte sich vielmehr und der Arzt glaubte sie außer aller Gefahr. D. hingegen versicherte seinen Bekannten: sie sterbe gewiß, er wisse das besser als alle Aerzte, und äußerte, daß er sich nun bald um eine dritte Frau kümmern müsse, das solle aber ein blühendes, hübsches Mädchen sein — seinen Kindern versprach er eine andere Mutter, wenn diese todt sei u. s. w. Am zweiten Tage der Krankheit beredete er die Leidende zur Ausstellung einer Schenkungsurkunde ihres ihm zugebrachten Vermögens, trotzdem sie sich dagegen sträubte, weil sie sich nicht so krank fühlte, um diese Maßregel nöthig zu finden. Freitag am 18. bereitete er eigenhändig Sagoschleim mit Rothwein für sie, brachte diesen nach ihrem Zimmer, ließ die Wärterin kosten, kostete selbst, entfernte sich damit in ein Nebenzimmer, brachte das Getränk dann in einem Glase wieder und empfahl es seiner Frau. Nach dem Genusse eines Theils des Sagoschleims empfand die Kranke heftiges Brennen im Magen und mochte nicht mehr davon trinken. Als am Sonnabend Morgen D. in's Zimmer kam und den Rest bemerkte, stellte er, um ihn zu wärmen, das Glas auf den Ofen, es sprang und die Flüssigkeit ergoß sich vom Ofen auf den Fußboden. D. selbst trocknete Alles sorgfältig auf. Der Zustand verschlimmerte sich nun von Stunde zu Stunde und am Abende starb sie unter heftigen Krämpfen und Schmerzen. D. saß während ihres Todeskampfes im Nebenzimmer auf dem Sopha und rauchte eine Cigarre. Bei einigen Nachbarn war schon Verdacht gegen D. erwacht und einer derselben fragte ihn sogar, ob er sich nichts vorzuwerfen habe. Am Tage vor der Bestattung aber trug der Vater der Verstorbenen bei der Staatsanwaltschaft auf eine gerichtliche Sektion der Leiche an. Als man D. davon benachrichtigte, wurde er selbst unwohl und erkundigte sich ängstlich, ob man, wenn seine Frau wirklich an Gift gestorben sei, dieses noch im Körper finden könne und als er eine bejahende Antwort erhielt, äußerte er: „nun wenn man auch einen ganzen Klumpen fände und ich gestehe nichts, so kann man mir doch nichts thun." Bei der chemischen Untersuchung des Magens und der Eingeweide der Verstorbenen fand man ein

Quantum Arsenik von ungefähr 24 Gran, theils als arsenige Säure, theils als Fliegenstein vor, welches nach ärztlichem Gutachten den Tod herbeigeführt hatte. D. wurde verhaftet und man durchsuchte sein Haus, ohne jedoch etwas Verdächtiges zu entdecken. Bei einer zweiten sorgfältigeren Haussuchung fand man aber in einem dunkeln Winkel der Küche eine Büchse mit Rattengift (gefärbte arsenige Säure) und in den Schlafrocktaschen des Angeklagten eine kleine Quantität Fliegenstein, der sich ganz von der Beschaffenheit des im Magen der Todten gefundenen zeigte — er war nämlich feiner zerrieben, als man ihn in der Apotheke zu kaufen pflegt.

Bei den Schwurgerichtssitzungen vermochte der große Saal das Publikum kaum zu fassen. Der Angeklagte, den die öffentliche Meinung längst gerichtet hatte und den die Wachen auf dem Wege zum und vom Gerichtssaal kaum vor thätlichen Mißhandlungen schützen konnten, erschien sorgfältig gekleidet und frisirt und sein ganzes Benehmen zeigte von einer eiteln Selbstgefälligkeit, die den unangenehmsten Eindruck machte. — Er läugnete, je Gift gekauft oder besessen zu haben, aber es wurde durch drei eigenhändig ausgestellte Giftscheine nachgewiesen, daß er sowohl arsenige Säure als Fliegenstein in den Jahren 1844, 48 und 49, angeblich zur Vertilgung des Ungeziefers, aus der Apotheke entnommen hatte. Das Abläugnen dieser Thatsache, sowie anderer durch eine Menge von Zeugen constatirter Fakta's mußte den Verdacht fast zur Gewißheit machen, aber den schlagendsten Beweis seiner Schuld lieferte er selbst, als er sich zu rechtfertigen suchte. Irgend eine irrige Schlußfolgerung oder die Ueberzeugung, den auf den Ofen geflossenen Sagoschleim vollständig entfernt zu haben, veranlaßten den Angeklagten, während der Verhandlung darauf anzutragen, der Ofen möge untersucht werden. Man fand die Spuren der Flüssigkeit noch und in diesen, bei chemischer Expertise, eine bedeutende Menge Arsenik.

Bis zum letzten Augenblicke der Verhandlung, den gravirendsten Zeugenaussagen gegenüber, selbst bei der schrecklichen Anklage des Staatsanwalts, welche dieser in einer 2½ Stunden langen Rede begründete, zeigte der Angeklagte die vollständigste Fassung und Ruhe; nur bei der mehrmaligen Erwähnung seiner Kinder brach er in Thränen aus; und als der erste Vertheidiger sich darauf beschränkte, Möglichkeiten für die Unschuld des Angeklagten aufzusuchen, als er sagte, er wolle das Verbrechen nicht bemänteln und wage nicht, das Nichtschuldig von den Geschwornen zu fordern, da drückten seine Züge Angst und Spannung aus. Nachdem auch der zweite Vertheidiger sich damit begnügte, einen zu harten Ausdruck in der Replik des Staatsanwalts zurückzuweisen, trat der Angeklagte selbst auf, um zu seiner Vertheidigung zu sprechen. Er schilderte die Vorzüge seiner zweiten Frau, sein Glück auch während dieser Ehe, seine günstigen äußeren Verhältnisse und fragte, was ihn denn bewogen haben könne, dies Glück selbst zu vernichten. Er erbob endlich die Hand zum Schwur, daß er unschuldig sei und sprach eine indirekte Anklage gegen seinen Schwiegervater aus. Dann wieder auf seine Kinder zurückkommend, konnte er anscheinend vor innerer Bewegung nicht weiter sprechen. Als er einige Augenblicke darauf nach seinem Zimmer abgeführt wurde, fragte er mit der alten Selbstgefälligkeit und Eitelkeit die Aufwärterin, ob sie seine Rede gehört habe, und als sie es verneinte, sagte er hinzu: Da haben Sie viel verloren!

Vier Stunden beriethen die Geschwornen und sprachen dann das Schuldig. Der Staatsanwalt beantragte die Todesstrafe. — Der erste Vertheidiger bat die Richter, zu bedenken, daß in wenigen Jahrzehnten Philosophen und Staatsmänner darüber einig sein würden, daß der Arm des Richters sich nicht mit dem Schwerte des Nachrichters bewaffnen dürfe. — Das Urtheil lautete: Tod durch Enthauptung. — Die erschütternden Worte, welche der Präsident an den Verurtheilten richtete, machten auf diesen ebensowenig einen sichtbaren Eindruck, als das Urtheil — mit ebenso aufrechter Haltung und festem Schritte, als an den Tagen vorher, verließ er den Gerichtssaal. Er wird bis zum letzten Augenblicke seine Unschuld betheuern. —

Dem Gedanken, daß die Verstorbene einen Selbstmord begangen, kann man nicht Raum geben. Sie war religiös und lebenslustig, äußerte während ihrer Krankheit oft die Hoffnung auf Besserung und machte Pläne für die Zukunft. Auch ist durch die chemische und ärztliche Untersuchung bewiesen, daß das Gift ihr in zwei bis drei Gaben beigebracht ist, wer sich aber selbst vergiftet, nimmt es gewiß auf einmal. Die langsame Vergiftung weist zugleich die Vermuthung eines unglücklichen Zufalls und den Verdacht auf andere Personen zurück, denn Niemand als der Angeklagte hatte dazu Gelegenheit, Niemand hatte aber auch das geringste Interesse an ihrem Tode als er. — Welche waren aber seine Interessen, welche Beweggründe trieben ihn zu der entsetzlichen That? War er der unglieblichen, unschönen Frau überdrüssig und schämte er sich ihrer in seiner Eitelkeit, so konnte er sich scheiden lassen; aber er hätte dann ihre Mitgift, 200 Thaler und einige Mobilien zurückgeben müssen und das war er vielleicht nicht im Stande. „Ich brauche einen Haufen Geld und werde die Sachen meiner Frau verauktioniren lassen," hatte er am Tage nach ihrem Tode gesagt, und früher: „meine dritte Frau soll ein blühendes hübsches Mädchen sein." In diesen beiden Aeußerungen liegt vielleicht der Schlüssel zu dem grauenvollen Räthsel.

Bei **Julius Meißner** in Leipzig erschien:

Leben und Wirken Dr. Martin Luthers
im Lichte unserer Zeit.

Ein Denkbuch für die ganze Christenheit
von
E. T. Zükel.

3 Bde. mit 22 Stahlstichen, eleg. in gepreßte Leinwand geb., und einer Stahlstichcharte: „Luther ertheilt das heilige Abendmahl."

Preis 3 Thlr. = 5 Fl. Ov.-Mze.

Verlag von **Ernst Keil** in Leipzig. — Druck von **Alexander Wiede** in Leipzig.

№ 33. 1853.

Familien-Blatt. — Verantwortlicher Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich ein ganzer Bogen mit Illustrationen.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 10 Ngr. zu beziehen.

Schuld um Schuld.

Geschichte aus der neuesten Zeit.

III.

Vier Wochen später kniete Ludolf am Grabe seines Vaters. Auf einem einfachen idyllischen Dorfkirchhofe war ein einfames Grab an der Mauer, das die Reste eines unbekannten Mannes umschloß, der vor ein paar Wochen im verwesten Zustand aus dem vorüberziehenden Fluß gezogen worden, wo die Leiche wahrscheinlich lange unbemerkt im dichten Weidig hängen geblieben war, bis vorüberfahrende Schiffer sie zufällig fanden und an's Land warfen. Die gerichtsärztliche Obduction konnte nur angeben, daß der Mann ertrunken sei und etwa drei Wochen könne im Wasser gelegen haben. An dem einen Finger steckte noch der Trauring — an ihm erkannte man später, daß die Leiche die des Commissionsraths von Buchau sei. Wie die Seinen sich erinnerten, war der Ring ihm festgewachsen, und so hatte er ihn auch an jenem verhängnißvollen Morgen nicht abgebracht. Der Fluß floß an der Stadt vorbei, die er bewohnte — auf dem Gerichtsweg erwies sich das Uebrige. In dem Dorfe, wo der Körper angeschwommen, hatte man ihn so schnell als möglich begraben. Als Ludolf erfahren, wo das Grab seines Vaters sei, eilte er dahin, einmal um den Todtengräber zu veranlassen, ihm ein freundliches Ansehen zu geben und dann, um dort vielleicht die Ruhe zu finden, die ihn bisher geflohen — er wußte, daß er nicht anders hatte handeln können und dürfen, als er gethan, aber zuweilen klagte er sich doch an, Schuld zu sein an diesem Ende seines Vaters, dem Unglück seiner Familie. —

Er war gegen Abend in das Dorf gekommen, und um sich in seinem Schmerz nicht stören zu lassen von den neugierigen Dorfbewohnern, war er erst in der Dämmerung zu der Stelle gegangen, die er hier aufsuchen wollte. Er hatte stundenlang auf dem frischen Hügel gesessen und mit seinen Empfindungen gerungen. Die Nacht blieb er in der Schenke, da das Dorf ziemlich weit von seinem Wohnort entfernt lag, und wollte am andern Morgen wieder zurückgehen. Als er da noch einmal zu dem Grabe kam, sah er eine schlanke Mädchengestalt daran beschäftigt, es mit Blumen zu

schmücken — er blickte schärfer hin — diese reizenden Formen und anmuthigen Bewegungen, diese blonden Locken hatte er schon einmal gesehen — jetzt hob sie das liebliche Antlitz auf — er erkannte sie wieder und stürzte auf sie zu — es war das Mädchenbild, das wie ein Schutzgeist ihm vorgeschwebt! —

Sie erschrak über sein unerwartetes Kommen — er hatte sie hier nicht mehr treffen sollen, aber die Stille war zu heilig zu einer schüchternen Flucht oder einem conventionellen Gruß; sie neigte sich grüßend vor ihm und sagte: „Sie werden nicht oft das theure Grab besuchen können und der Todtengräber ist nachlässig; ich werde es mit unter meine Hut nehmen.“ Er reichte ihr die Hand über das Grab hinüber in einer halbknieenden Stellung, und es war ihm in diesem Augenblick, als habe ihm sein Vater vergeben — als sei jetzt jede Schuld gesühnt durch diese lichte Erscheinung an seinem Grabe. Mit Blick und Händedruck sagte er ihr beredteren Dank, als es mit Worten möglich gewesen wäre. Endlich fragte er:

„Aber daß ich Sie hier wiedersehe, Fräulein Agnes?“

„Mein Vater ist hier Pfarrer,“ entgegnete sie einfach.

„Ehe ich dies Dorf wieder verlasse,“ antwortete er, „wollte ich noch den Herrn Pfarrer besuchen, um ihm zu danken, daß — —“ er konnte im Augenblick keine Worte finden und Agnes errieth, daß er vergeblich die passenden suchen werde, um dafür zu danken, daß sein Vater, allerdings nur durch die milden Gesinnungen des ihrigen, ein ehrliches Begräbniß erhalten. Sie lud ihn ein, sie in das Pfarrhaus zu begleiten, wo ihr Vater im Garten eben frühstücke. —

Im vorigen Sommer war Agnes in Ludolf's Wohnort einige Tage bei einer verwandten Familie zu Besuch gewesen, die bald darauf diese Stadt verlassen hatte. Ludolf hatte sie bei einer Landpartie kennen lernen, die von einer heitern Gesellschaft für den ganzen Tag angeordnet war. Er hatte nichts von ihr erfahren, als ihren Namen Agnes Meinau und daß sie die Tochter eines Pfarrers sei. Später fehlte die Gelegenheit sie wiederzusehen oder auch nur nähere Erkundigungen über sie einzuziehen. Aber an jenem einen Tag war er fast nicht von ihrer Seite gekommen und hatte tief in ihrer Seele gelesen. Sie war ihm als das verkörperte Ideal des Ewig-Weiblichen erschienen, von dem er bisher nur geträumt. Alle andern Mädchen waren ihm von da an gleichgültig — aber allmälig verlor sich die erste stürmischere Wallung und er gewöhnte sich daran, Agnes wie eine liebliche Erscheinung zu betrachten, die ihm einmal geworden und dann für immer entrückt sei. Nun ward sie ihm plötzlich an diesem Grabe.

Agnes hatte oft mit dem gleichen Entzücken wie er an jenen schönen Tag an seiner Seite gedacht — aber auch sie sah darin nichts als die süßeste Erinnerung ihres Lebens. Da nannte man plötzlich nach einem Jahre seinen Namen als den Sohn des unglücklichen Selbstmörders, den man hier begraben hatte. Sie empfand die lebhafteste Theilnahme für dieses Familienunglück, und da sie eines Abends von ihrem Fenster aus eine schlanke Männergestalt an dem Grabe knieen sah, erkannte sie Ludolf, und eilte am folgenden Morgen, ihm eine schmerzliche Freude zu machen durch ihre Schmückung des väterlichen Grabes.

Ludolf war von dem Pfarrer mit Theilnahme und Herzlichkeit begrüßt worden und zu längerem Verweilen gastfrei eingeladen. Er vermochte auch nicht, sich von dem wiedergefundenen Mädchenbild, das ihm indeß nur immer in der Phantasie vorgeschwebt hatte, schnell wieder loszureißen und blieb bis zum Nachmittag. Da er Abschied nahm, versprach ihm Agnes noch einmal, getreue Pflegerin des Grabes zu sein und der Pfarrer lud ihn ein, so oft es ihn zu dieser Stätte ziehe, das Pfarrhaus als seine Wohnung zu betrachten. —

Ludolf legte den Rückweg erst einige Stunden zu Fuß zurück und dann bediente er sich der Eisenbahn. Noch nie war ihm in diesen vier Wochen so leicht um's Herz gewesen wie jetzt! Ihm war, als müsse der Vater, der mit dem doppelten Verbrechen des Betrugs und des Selbstmordes aus der Welt gegangen, nun die Vergebung der ewigen Liebe empfangen haben, seit an seinem Grabe ein Engel in holder Weibesgestalt Wache gehalten — und ihm war, als dürfe er selbst sein Auge in liebender Anbetung zu dem Engel erheben, der dem Vater die Missethat vergab und an seinem Grabe dem Sohne mit tröstendem Mitgefühl erschien. Neben diese stille Hoheit einer makellosen Jungfrau stellte er das abschreckende Bild einer Meta von Zabring, die in und an sich selbst jede Spur des Ewig-Weiblichen vernichtet hatte, und er wußte, wenn es seinem Vater vergönnt war, aus den himmlischen Höhen in dem Augenblicke herniederzuschauen, wo an seinem Grabe Agnes und Ludolf sich begegneten —: so segnete er jetzt den Sohn und vergab ihm, daß er das frevelhafte Opfer, was er gefordert, ihm versagt hatte.

Aus dieser hohen Stimmung ward Ludolf unangenehm durch einen Brief gestört, den er bei seiner Nachhausekunft vorfand. Er war von der Stadtpost gekommen, von fremder Hand und ohne Unterschrift. Er enthielt nur die Worte:

„Hören Sie den Rath eines Freundes, der sich nicht nennen und Ihnen nicht mehr sagen darf: Wenn Ihnen Ihre Ehre und Freiheit lieb ist, so eilen Sie, sich mit Fräulein von Zabring zu versöhnen. Machen Sie Ihr Unrecht an ihr wieder gut und ihr mildes Herz wird Ihnen vergeben; außerdem wird ihre Ehre sie zwingen, die Mittel zu benutzen, welche ihr zu Gebote stehen, sich vor der Welt zu rechtfertigen und an Ihnen zu rächen.“

Ludolf begriff nicht, von wem diese Warnung kam. Er verstand die Worte nicht ganz, aber er hatte schon zuweilen daran gedacht, daß Meta ihn tödtlich hassen werde, da er sie verschmäht, und eine Gelegenheit suchen, sich dafür an ihn zu rächen. Aber er war zu stolz, sich vor einem Weibe zu fürchten, und wie tief er vor einer edeln unentweihten Weiblichkeit sich auch neigen konnte — der entarteten vermochte er nicht anders als mit dem Stolz männlichen Selbstgefühls zu begegnen. Er ließ den anonymen Brief unbeachtet.

Es waren wieder einige Wochen vergangen. Lu-

dolf hatte noch zwei solche ähnlich lautende anonyme Drohbriefe erhalten und wußte doch in seinem Thun Nichts zu ändern. Er war sich keiner Schuld bewußt und kam endlich auf den Gedanken, daß vielleicht Meta selbst diese Briefe geschrieben, nur um sich durch solche Drohungen zu rächen — an ihre Macht ihn glauben zu lassen. Er konnte doch nicht zu ihr gehen und sie um Verzeihung bitten, daß er der Werbung seines Vaters nicht seine eigne habe folgen lassen!

Indessen war er mehrmals in dem stillen Pfarrhaus gewesen, in dem jetzt immer seine Gedanken weilten und ein süßes Verständniß der Herzen schlang zarte Rosenbande um ihn und Agnes.

IV.

Eines Tages, da Agnes wieder mit zärtlicher Sehnsucht den Geliebten erwartete, brachte der Postbote neue Zeitungen, die sie gestrennt durchblätterte. Da fielen ihre Augen auf die Notiz:

„Diesen Morgen ward der Referendar Lndolf von Buchau verhaftet. Bekanntlich verschwand sein Vater, der Commissionsrath von Buchau, vor einigen Monaten mit Hinterlassung eines Kassendefectes. Damals hielt Jedermann den Sohn für unschuldig und frei von jeder Mitwissenschaft. Wie es scheint, sind aber jetzt die Behörden zu einer andern Ansicht gekommen."

Agnes traute ihren Augen nicht und las die Stelle wieder und wieder. Kein Zweifel an Lndolf kam in ihre Seele. „Er ist unschuldig — nur ein Mißverständniß oder eine mächtige Feindschaft hat diese Verhaftung veranlaßt," sagte sie sich; „aber ich muß hin zu ihm, um Alles zu erfahren und um ihm zu sagen, daß ich an ihn glaube."

Sie theilte dem Vater dies Alles und ihren Entschluß mit. Anfangs bestritt er denselben, obwohl es ihm auch schwer fiel, an Lndolf's Schuld zu glauben. Aber Agnes blieb so fest und bat so lange, daß er endlich in ihren Entschluß willigte.

Am folgenden Abend war sie am Ziel ihrer Reise. Den Morgen darauf ging sie zuerst zu Lndolf's Mutter und Schwester. Der Sohn hatte ihnen von ihr erzählt, sie fühlten sich ihr zu Dank verpflichtet und hätten sie zu jeder andern Zeit mit offnen Armen empfangen. Heute war ihr Empfang verlegen und förmlich. Agnes wollte diesen Ton durch die freimüthige Erklärung ändern, daß sie Alles wisse und nur gekommen sei, um ihnen und Lndolf die Versicherung zu bringen, daß sie hier an Nichts glaube — als an ein Mißverständniß.

Die Commissionsräthin umarmte sie gerührt und sagte mit Thränen in den Augen: „Armes Kind — ich glaubte es auch nicht von meinem Mann!"

Das war der Fluch der Erfahrung, des getäuschten Vertrauens, daß die Mutter jetzt auch am Sohne zweifelte.

Aber Agnes zweifelte dennoch nicht an dem Geliebten. Sie fragte, wo sie die Erlaubniß erhalten könne, ihn zu sprechen und ging dahin. Dem fremden Mädchen wollte man anfangs sein Gesuch abschlagen — da nannte sie sich seine Braut und erbielt eine Karte, die ihr die Thür seines Gefängnisses öffnete. Ein Aufseher begleitete sie mit hinein.

Lndolf starrte sie an, als blende ihn eine himmlische Erscheinung — er konnte nicht glauben, daß sie es sei, und sie war es doch! Er hatte nicht gewagt, ihr zu schreiben, von seinem Loos ihr Kunde zu geben — aus Rücksichten für sie — der mit entehrendem Verdacht Behaftete wollte nicht mehr wagen ihr zu nahen — und nun kam sie selbst!

Welche Feder soll diese Scene beschreiben? — Sie vergaßen Beide Alles um sich her, denn sie wußten nun, daß nur sie einander Alles waren. Er brauchte ihr seine Unschuld nicht zu betheuern, denn sie hatte ihn ja nie für schuldig gehalten. Er sagte ihr, daß er Fräulein von Zahring für seine falsche Denunziantin halte.

„Meta von Zahring?" rief Agnes, „dann bist Du gerettet! Mein Vater hat mit ihr Geduld genug gehabt, bis sie wieder eine neue Schandthat begehe — er wollte die Sache dem höchsten Richter anheimstellen, wo auf Erden nichts mehr zu sühnen war, aber nun wäre Schweigen ein Verbrechen." Sie wagte nicht mehr zu sagen und hatte auch nur diese Worte leise geflüstert. „In wenig Tagen bist Du frei, denn auf ihr Zeugniß hin wird man Dich nicht mehr für schuldig halten."

Agnes reiste noch am selbigen Tage ab. Am zweiten Tage nachher erschien der Pfarrer Meinau vor der Justizbehörde und zeigte an, daß eine vor einigen Tagen in seiner Parochie verstorbene Frau ihm auf ihrem Todbett gestanden, daß sie Mitwisserin eines Mordes sei. Sie habe vor funfzehn Jahren auf dem Gut des Herrn von Zahring gedient, der zwei Töchter und eine Nichte, Namens Meta, gehabt. Das eine Fräulein sei als Braut plötzlich gestorben und das andere ein Jahr darauf auch sehr krank geworden. Fräulein Meta habe sie gepflegt. Eines Tages, da es mit dem kranken Fräulein wieder besser gegangen, habe Meta in deren Suppe ein weißes Pulver gethan. Sie, die Dienerin, habe das gesehen, es aber für ein Medicament gehalten. Am folgenden Tage war die Kranke gestorben und habe, als sie einmal vorher einen Augenblick mit ihr allein gewesen — Meta sei sonst nie von ihrem Bett gewichen — gesagt: die Suppe habe ihr gleich widerstanden; sie glaube, ihre Cousine habe sie vergiftet. Ich solle aber Nichts sagen, denn vielleicht täusche sie sich, und es könne Nichts helfen, mit ihr sei es nun doch vorbei. Die Dienerin hatte später gegen Meta selbst ihren Verdacht ausgesprochen, diese hatte freilich geläugnet, aber bald nachher die Dienerin entlassen und ihr gesagt: wenn sie noch fortzöge und nie etwas von dieser Sache sage, wolle sie ihr tausend Thaler geben — und die Dienerin hatte das Geld genommen und geschwiegen. Sie war weit weggezogen und hatte dann sich nach dem Dorfe verheirathet, in dem Meinau Pfarrer war. Auf ihrem Sterbebett suchte sie ihrer geängsteten Seele durch dies Geständniß Ruhe zu verschaffen.

Der Pfarrer war unschlüssig, was er thun sollte. Die Todten standen nicht wieder auf! Er fragte seine Tochter nach Fräulein Zahring, da diese voriges Jahr

bei ihrem Aufenthalt in der Residenz mit ihr zusammengetroffen war. Sie wußte nichts Gutes, aber auch nichts Böses von ihr zu erzählen, außer daß man ihrer Vergangenheit Schlimmes vorwerfe und ihr Niemand vertraue. Vielleicht, dachte der Pfarrer, ist sie in sich gegangen und büßt schon durch das Mißtrauen der Menschen. Da er seiner Tochter Alles sagte, rieth ihm diese, zuerst selbst zu dem Fräulein zu reisen, ihr in's Gewissen zu sprechen und wenn sie bereue und sich gebessert, ihr die Gelegenheit zu guten Thaten nicht durch ein ewiges Gefängniß zu verschließen. Aber jetzt zeigte ihre neue Standhaft, daß sie ein schädliches Mitglied der Gesellschaft sei, vor dem dieselbe geschützt werden müsse. Jetzt ging der Pfarrer nicht zu ihr, sondern an die Gerichtsstelle.

Wenige Stunden darauf ward Fräulein von Zahring verhaftet, und jetzt scheute sich Niemand mehr, sie öffentlich Giftmischerin zu nennen.

Wie es immer geht, wenn einmal ein Verbrechen nicht mehr zweifelhaft ist, so finden sich nun überall Ankläger und Zeugen dafür, die vorher geschwiegen hätten, nicht weil sie zweifelten, nicht weil sie Gott das Richteramt überlassen wollten, sondern weil sie fürchteten, ihre Anklage eines Mitgliedes der höhern Gesellschaft möge nicht viel fruchten und sie selbst am Ende nur falschen Zeugnisses verdächtig machen.

Als Meta von Zabring sah, daß ihr Läugnen Nichts half, weil sich zu viel Beweise fanden, gestand sie Alles. Sie hatte die beiden Cousinen vergiftet. In der zuerstverstorbenen hatte sie die glückliche Nebenbuhlerin gehaßt und sie darum kurz vor der Hochzeit durch ein langsam wirkendes Gift getödtet. Ein Jahr nachher sei die andere Schwester an einem Fieber erkrankt und Meta hatte gehofft, sie würde eines natürlichen Todes sterben und sich im Geiste schon als einzige Erbin gesehen — da habe es sich mit ihr gebessert und im Zorn darüber, nun ihre Träume unverwirklicht zu sehen, habe sie ihr Gift beigebracht. Neid, Mißgunst, Haß, Eifersucht und Habsucht hatten sie zu diesen Thaten gebracht.

Ueber Ludolf von Buchau sagte sie jetzt auch die Wahrheit aus. Sie hatte jene anonymen Briefe an ihn selbst geschrieben und geboßt, ihn durch diese indirekten Drohungen doch noch zu vermögen, um ihre Hand zu werben. Als sie sah, daß dies vergeblich war, sagte sie aus, daß sie mit Ludolf von Buchau bereits verlobt gewesen, als dessen Vater sie um zehntausend Thaler gebeten, da sein Sohn die Kasse angegriffen — daß noch im Dunkeln der Sohn bei ihr gewesen sei und selbst sein Verbrechen gestanden, weil sie den Antrag des Vaters zurückgewiesen. Nachdem sie in Ludolf einen Betrüger erkannt, habe sie das Verhältniß gelöst.

Daß der Vater bei ihr gewesen, war bald constatirt; es fand sich kein Grund, an ihren andern Aussagen zu zweifeln und so ward Ludolf verhaftet. Noch schwebte die weitere Untersuchung, als durch die Enthüllungen des Pfarrers diese neue Wendung in die Sache kam und nun auch Meta ihre frühere Aussage über Ludolf widerrief und die Wahrheit an den Tag kam.

Ludolf ward entlassen. Da nun seine Aussagen mit denen Meta's übereinstimmten, brauchte er nur zu bekennen, daß sein Vater ihm allerdings jene Zumuthung gemacht, um Fräulein Meta zu werben und dadurch ihn zu retten, daß er aber erst spät die Kunde von dem Kassendefect erhalten und bereit gewesen sei, für den Vater sich selbst anzuzeigen. Daß er den eigenen Vater nicht denunzirt, wo gleich darauf der Stand der Sache dem Gericht ohnehin bekannt werden mußte, konnte ihm Niemand als Vergehen anrechnen.

Man fand aber für gut, ihn in eine andere Stadt zu versetzen.

Dies kam ihm und den Seinen, die ihn begleiteten, nur erwünscht.

Meta ward zum Tode verurtheilt, aber zu lebenslänglichem Zuchthaus begnadigt.

Nach einem Jahre erhielt Ludolf eine einträglichere Stellung und Pfarrer Meinau traute in ihm und seiner Agnes das glücklichste Paar.

Aus der Gewerbswelt.

Mitgetheilt von **Friedrich Georg Wieck.**

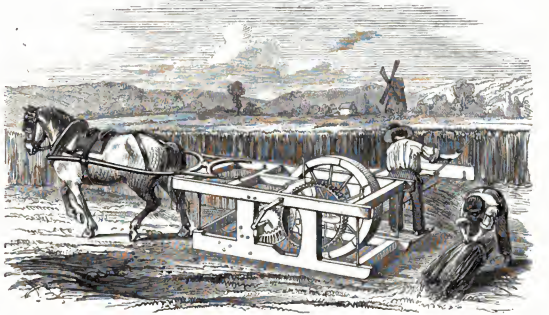
Die Mähmaschine.

Fast mehr noch als in den gewerblichen Künsten sind im landwirthschaftlichen Betriebe in neuerer Zeit vervollkommnete Werkzeuge, welche man Maschinen nennt, zum Theil vorgeschlagen, zum Theil auch wirklich ausgeführt und hier und da in die praktische Landwirthschaft eingeführt worden. Dies erklärt sich theilweise daraus, daß die Gewerbskunst sich schon seit längerer Zeit mit den Maschinen befreundet hat, während die Landwirthschaft länger ihr Fach handwerksmäßig betrieb und jetzt erst anfängt, dasselbe zu der Kunst zu erheben: dem Acker den höchstmöglichsten Ertrag mit den möglich geringsten Kosten abzugewinnen. Sie wird andererseits in manchen Gegenden, wo Handel und Gewerbe in Blüthe stehen, genöthigt, sich nach verstärkten Arbeitskräften umzusehen. Denn einmal verlangt eine zahlreich gewerbliche Bevölkerung recht viel landwirthschaftliche Produkte, dann aber auch nimmt sie stets neue Arbeiter in sich auf, die dem Ackerbau entzogen werden und in sehr seltenen Fällen wieder zu ihm zurückkehren.

Die Landwirthſchaft findet jene verſtärkten Arbeitskräfte in den Maſchinen, bei denen weniger Menſchenhände, ſondern mehr Pferdefüße gebraucht werden, deren man ſchon entrathen zu können wähnte in Hinblick auf Eiſenbahnen und Dampfwägen. Seit dieſe aber eingeführt ſind, haben ſich die Pferde vermehrt.

So vermehrt ſich auch die Menſchenarbeit durch die Maſchinen, und Knechte und Mägde brauchen nicht zu fürchten, überflüſſig zu werden, weil Pferde dreſchen und mähen. Warum ſollen ſie dies nicht eben ſo gut thun, als pflügen und eggen? Umſomehr da man jetzt ſchon den Dampf an den Pflug und an das Grabſcheit ſpannt, wovon wir ſpäter einmal erzählen wollen. Von Allem zugleich können wir hier nicht reden! Bleiben wir heute vor der Hand beim Mähen ſtehen.

Indem wir den ſpätern Jahrgängen der Gartenlaube die Illuſtrirung dieſer merkwürdigen Maſchinenkompoſition vorbehalten, welche uns allerdings ſchon im Geiſte vorſchwebt, beſchränken wir uns heute darauf, unſern wißbegierigen Leſern die bis jetzt erreichte Sproſſe auf der Leiter jener großen kommenden Erfindung in einem hübſchen landſchaftlichen Bilde vor Augen zu legen. Die in demſelben arbeitend dargeſtellte Maſchine iſt die „Telemach-Mähmaſchine,“ ſo genannt nach ihrem Erfinder. Sie wird von dem berühmten Erbauer landwirthſchaftlicher Geräthe Richard Garrett gebaut. Berühmter noch als dieſe Maſchine iſt die Mähmaſchine des Amerikaners M'Cormick, die zur Zeit der Weltausſtellung in England auf dem Felde ſo große Triumphe feierte, damals als der große



Mähmaſchine von Telemach.

Jedes Kind weiß, daß man ſeit uralter Zeit ſich dazu der Sichel und der Senſe bedient. Das älteſte Werkzeug iſt die Sichel. Man hat Abbildungen davon auf den älteſten Denkmälern des Menſchengeſchlechts gefunden. Die Senſe iſt von neuerer Erfindung. Die Alten ſtellten ſich den Tod nicht als ſcheußliches Gerippe mit der Hippe oder Senſe vor, ſondern als ein die Fackel kehrender Genius. — Die Senſe iſt wirkſamer wie die Sichel, aber letztere wird aus Anhänglichkeit an dem überkommenden Alten von manchen ländlichen Bevölkerungen noch vorgezogen. Daher darf es Niemanden verwunderlich vorkommen, wenn nach tauſend Jahren — lebt er ſo lange — die alten Senſen noch arbeiten neben dampfgetriebenen Mähmaſchinen, welche ſo mit Dreſch-, Mühl- und Backmaſchinen verbunden ſind, daß das friſche Brot am letzten Ende herauskommt.

engliſche Landwirth Mechi, der Kunſt zu Ehren, ein ſchönes, noch grünes Weizenfeld von der Maſchine mit großem Behagen abmähen ließ, an welchem Grünfutter ſich ſeine herrlichen Kühe ſpäter gütlich thaten.

Aber die von der amerikaniſchen Mähmaſchine errungenen Siege ſpornten andere raſtloſe Erfinder an, ſich in den heißen Kampf der Konkurrenz zu ſtürzen und immer beſſere Maſchinen zu erfinden, wenigſtens glaubt jeder Erfinder dies. Wer wie ich den ganzen Tag über mit techniſchen, gewerblichen Belangen und Büchern, alten und neuen ſich beſchäftigt, dem kommt manche Erfindung vor Augen, die, nebenbei geſagt, oft nichts weiter iſt als ein alter Freund in einem neuen Rock. So habe ich denn auch ſchon viele Mähmaſchinenbauarten gezählt, u. A. von Maſon, Atkin, Gumpertz, Wray, Harkes Huffey in England und Amerika. Mit Verbeſſerungen haben ſich beſchäftigt

die Deutschen: Th. Weiß und Dr. Hamm. Es wird sich dermaleinst finden, welche Bauart und Verbesserung die beste ist, wenn der Streit der Techniker aufgehört hat und die Oekonomen einerlei Meinung geworden sind. Für den sich in diesen Streit und in den Zwiespalt der Meinungen nicht mischenden Leser, der sich so zu sagen nur kulturhistorisch über den Stand der Technik in der Landwirthschaft unterrichten will, dürfte die Ansicht unseres ausgezeichneten Bildes genügen, aus dem er, wie wir offen bekennen müssen, über das Prinzip der Maschine inzwischen nicht so recht klar werden möchte, wenn wir seiner Einbildungskraft nicht durch einige Andeutungen zu Hülfe kämen.

Die Erfindung an Maschinen zum Mähen taumelte sehr lange in der Irre umher, indem sie sich die Bewegung der Sense oder der Sichel — man dachte entfernt an jene antiken Kampfwagen mit sichelartigen Schwertern an den Achsen — zum Vorbild nahm, bis ein scharfdenkender Geist endlich begriff, daß man ein Kornfeld mit schwankenden Halmen nur abmähen kann, wie man einen Bart rasirt, nämlich mit ziehenden Schnitte. Weil man nun aber nicht gut im Stande ist, eine Riesensense für ein Kornfeld zu schmieden, welche mit Pferdekraft zu regieren wäre, so ersann man eine Finger- oder Kammvorrichtung, die gegen das stehende Getreide anzuschieben ist und die Halme zwischen den Zähnen des Kammes festklemmt. So festgehalten, vermochte nun entweder ein sich schnell unter dem Kamm gegen die Halme bewegendes Sägeblatt dieselben abzusägen, oder hin- und hergehende Messer waren im Stande, sie glatt abzuschneiden. So wie diese Vorrichtung in der Richtung der Furchen von seitlich angespannten Pferden fortgezogen wird, setzt sie durch eben diese Bewegung Räderwerk in Umtrieb und bringt die Schneidvorrichtung zum Angriff. Die geschnittenen Halme sinken zurück auf eine Tafel oder ein Führtuch, und werden von Arbeitern zusammengerafft und in Garben gebunden. Wie geschildert ist das Urprinzip aller Mähmaschinen. Anstatt des langen artigen Schneidens wenden Andere scheerenähnlich zusammentretende Schneiden an; wieder Andere greifen zu runden Scheiben mit scharfen Rändern, während die Kühnsten ordentliche, scharfe, platte Stahlkrallen konstruiren, welche die Halme zugleich packen und abschneiden. Atkins, der neueste Erfinder, läßt die Köpfe sich zerfinnen, um die zweckmäßigste Zusammenstellung von Schneiden für den eigentlichen Schnitt des Getreides zu finden. Er hingegen schafft einen künstlichen Arm, welcher, so wie die Halme fallen, sie in Garben zusammengreift und zur Seite legt, wo sie dann von einem Arbeiter gebunden und ihrer mehrere in Puppen zusammengestellt werden können.

Das große Rad, welches sich zwischen dem Gestelle (siehe Zeichnung) bewegt, läuft auf der Furche und setzt, während es sich durch den Zug des Pferdes dreht, das seitliche Triebrad in Thätigkeit, und dieses wieder bringt den Schneidapparat in Arbeit. In Amerika, wo die Arbeit der Menschenband theuer ist, die Arbeit des Menschengeistes aber zur Zeit noch nicht sehr lebhaft gefragt ist, wenn sie sich nicht unmittelbar auf „Money making“ bezieht, geben viele Mähmaschinen, und verbreiten sich von Tage zu Tage mehr. In England, wo der freie Kornhandel einerseits und die Abnahme landwirthschaftlicher Arbeiter in Folge der Anziehungskraft von Amerika und Australien andererseits den Landbau bedrängt, macht die Maschine sich bereits auch Raum. In Deutschland besinnen wir uns noch. Wir Deutsche sind ein nachdenkliches Volk, und besitzen ungemein viele Anlage zum — Abwarten.

Diätetischer Bonbon für Hustende.

Offenes Schreiben an die Huste-Cousine.

Wer hustet, dem fehlt irgend etwas irgendwo in dem Athmungsapparate. Der Husten selbst ist keine Krankheit für sich, sondern immer nur eine Krankheits-Erscheinung, ein Symptom, welches sehr verschiedene Affectionen des Athmungsapparates begleitet. Das Irgendwo kann aber im Kehlkopfe, oder auch in der Luftröhre, oder selbst in der Lunge sein (s. Gartenlaube Nr. 22, S. 233); das Irgendwas sind bisweilen eingeathmete fremde Körper (Staub, Rauch) oder Gase, häufiger jedoch entzündliche Zustände oder auch Vereiterungs- und Verschwärungsprocesse. Also wer hustet, braucht noch lange nicht die Schwindsucht zu haben, wie Viele denken; trotzdem darf aber kein Hustender, zumal wenn er schon längere Zeit am Husten leidet, ganz sorglos sein und den Husten für nichts achten. Allerdings ist in manchen Fällen der Husten sogar vortheilhaft und dies ist der Fall, wenn Unnützes aus dem Athmungsapparate herausgeworfen werden soll, wie Schmutz (in grauen Schleimklümpchen), Schleim, Wasser, Eiter, Blut oder fremde Körper. Er ist sonach ein Reiniger der Luftwege und kann das Ersticken abwenden. Darum darf auch in vielen Fällen der Husten vom Arzte nicht unterdrückt werden, sondern ist vom Patienten als guter Freund ruhig zu ertragen. Stets sind aber hierbei vom Hustenden die folgenden Vorsichtsmaßregeln zu beachten. — Wie der Husten in Stande kommt, will ich Dir so gut als es möglich ist, erklären. An der affizirten Stelle im Athmungsapparate werden die Empfindungsnerven gereizt, diese leiten die Reizung zum obern Theile des Rückenmarkes und tragen dieselbe hier auf die nahebiegenden Athmungsnerven über,

Digitized by Google

so daß nun durch diese, nach einem etwas tiefern Athemzuge, ein kurzes, hastiges und stoßweises Ausathmen mit Ton- oder Geräuschbildung in der verengten Stimmritze hervorgerufen wird. Durch betäubende Gifte kann ich nun zwar die Nervenreizbarkeit mildern und so den beschwerlichen Husten mäßigen, oder sogar ganz vertreiben, aber das Grundübel heile ich dadurch natürlich nicht.

Husten bei Kindern. — Je kleiner das Kind, desto gefährlicher ist der Husten. Deshalb muß man es bei Kindern entweder gar nicht zum Husten kommen lassen oder denselben gleich bei seinem ersten Erscheinen durch ein vernünftiges Verhalten zu unterdrücken suchen. Vermieden kann aber der Husten dadurch werden, daß die Athmungsorgane (s. Gartenlaube Nr. 16, S. 174) weder unmittelbar durch Einathmen schädlicher Luft, noch mittelbar durch Erkältung der äußern Haut, in eine Krankheit, gewöhnlich in Entzündung, versetzt werden. Vor Allem ist auf reine und mäßig warme Luft, nicht blos bei Tage, sondern vorzüglich auch bei Nacht, zu halten; Staub, Rauch und Kälte rufen bei Kindern sehr leicht Husten hervor. Die unglückliche Idee vieler Mütter, ihre Kinder zur Abhärtung bei Wind und Wetter, bei Nord- und Ostwinde in das Freie und zwar mit dummen Kindermädchen zu schicken, hat schon einer Menge von Kindern Lungenentzündung, Keuchhusten und Bräune zugezogen und den Tod herbeigeführt. Nicht genug zu warnen ist aber noch vor schnellem Wechsel der warmen Luft mit kalter, ebensowohl bei derjenigen Luft, welche man einathmet, als auch bei der, welche den Körper äußerlich berührt. Daß so sehr viele Kinder an Husten leiden, hat seinen Grund meistens in einem solchen schnellen Temperaturwechsel, denn wie oft kommen nicht Kinder aus der warmen Wohnstube in die kalte Schlafkammer, aus heißen Schulstuben auf zugige Höfe und Plätze, aus der erhitzenden Turn- und Tanzstunde in windige Straßen. Bei sehr kleinen Kindern wird auch das Abhalten (zum Urinlassen) im Freien gar nicht selten die Ursache tödtlichen Hustens und Durchfalles, weil hierbei das in Betten, Windeln oder Kleidern eingepackte Kind mit seinem warmen Unterkörper plötzlich der kalten Luft ausgesetzt wird. Nicht minder nachtheilig ist das längere Bloßliegen der Kinder während des Schlafes in kalten Schlafkammern, sowie die mit Stein- und Braunkohlenstaub oder Asche verunreinigte Luft in Schlafstuben. — Hat nun aber ein Kind einmal gehustet, so muß es sofort in gleichmäßiger warmer und reiner Luft (von 14—16° R.), sowohl während des Schlafens wie Wachens, gehalten werden und darf unter keiner Bedingung die warme Stube verlassen, selbst im Sommer nicht; es darf ferner nicht herumtollen und schreien, sondern muß hübsch ruhig bleiben und milde Nahrung bekommen. Auf diese Weise wird (auch ohne Brechwein und andere Arzneien) der Husten sehr bald schwinden und keinen gefährlichen Zustand nach sich ziehen. Wird aber das erste Husten nicht beachtet und das hustende Kind in die freie kalte Luft geschickt, so steigert sich das entzündliche Uebel, welches den Husten hervorrief und breitet sich auch, nachdem es anfangs nur im obern Theile des Athmungsapparates seinen Sitz nahm, tiefer in die Brust herab aus, so daß dadurch aus einem einfachen Katarrhe die häutige Bräune, Keuchhusten und Lungenentzündung werden kann, oder der Katarrh doch wenigstens hartnäckiger und langdauernd wird, so daß er endlich die Lunge widernatürlich erweitert. Bei sorgsamen Müttern, welche die hier gegebenen Gesundheitsregeln ordentlich befolgen, werden die Kinder niemals von dergleichen Brustleiden befallen werden.

Husten bei Erwachsenen. Wie die Kinder sind Erwachsene, welche vom Husten heimgesucht werden, zu behandeln, d. h. sie haben nicht blos dieselben Regeln zu beobachten, wie hustende Kinder, sondern sie sind auch wie diese unter Aufsicht zu stellen, weil höchst selten ein solcher Patient sein eigener Gesundheitsvormund sein kann. Oder sähe man nicht etwa tagtäglich Hustende mit bleichen hohlen Wangen im Tabaksrauche und Staube stundenlang schwatzen, an kalten und feuchten Vergnügungsorten trinken und rauchen, mit eingepreßtem erbärmlichem Brustkasten walzen und polken, mit kalten, nassen Füßen bei dünnen Stiefelchen und Strümpfen vor Kälte klappern? Erst wenn der Hustende durch sein Leiden in seinen Vergnügungen gehemmt wird, wenn er fühlt, daß es an Kopf und Kragen geht, wird er etwas verständiger und was macht er nun? Er kauft sich Hustenbonbons, Liebertsche Kräuter, Serapium, Dr. Kerry's Brustsyrup und wie das dumme unnütze, aber theure Zeug alles heißt; oder er trinkt in früher kühler Morgenluft, wo er im warmen Bette liegen sollte, Molken oder Milch mit Salzbrunnen, quält sich mit ekelhaftem Hundefette oder Lebertran ab u. s. w. In diesem lächerlichen, oder eigentlich beweinenswerthen Beginnen wird er natürlich von den Herren Aerzten recht ordentlich unterstützt und schließlich schicken diese das arme hustende Gerippe in's Bad oder nach Italien, anstatt daß selbe ruhig zwischen seinen vier Pfählen bei der Familie sterben zu lassen. Das ist nun eine ganz alte Geschichte und wiederholt sich jeden Tag, aber hätte wohl schon Jemand daraus gelernt, sich nach Vernünftigerem umzusehen oder wenn ihm naturgemäßere Regeln gegeben wurden, dieselben gehörig (consequent und andauernd) zu befolgen? Immer zu spät erst! Aber das soll mich doch nicht abhalten für die wenigen Vernünftigen, welche der Natur mehr vertrauen als den Aerzten mit ihren Recepten, und welche vom Arzte keine Wunder an ihrem kranken Leibe verlangen, die Vorsichtsmaßregeln anzugeben, deren Befolgen beim Husten weit mehr Vortheil bringt, als die oben geschilderte Quacksalberei.

1. Halte stets auf reine und warme Luft, bei Tag und bei Nacht, im Sommer und Winter. — Was die Reinheit betrifft, so (s. Gartenlaube Nr. 17. S. 184) ist vorzugsweise staubige Luft zu vermeiden und deshalb müssen Hustende, die im Staube zu arbeiten haben, Mund und Nase durch eine dünnseidene Binde oder durch einen Respirator verschließen. Seitdem man auf Tanzsälen mit glatten Böden tanzt, ist das Tanzen weit weniger gefährlich worden, als früher, wo man Haufen von Staub einathmete und

durch Thee, Bier oder Wein aus dem Halse weggeschwemmen mußte. — Kalte Luft ist ebenfalls ein großer Feind Hustender, zumal wenn in kalter Jahreszeit Ost- und Nordwind bläst und wenn man kurz vorher warme Luft eingeathmet hat. Darum hübsch Mund und Nase zugehalten oder mit einem Respirator (d. i. eine seidene Binde mit einem Apparate aus Gittern, durch welche Staub und Kälte der Luft beim Einathmen von den Athmungsorganen abgehalten wird) verbunden, wenn Du aus der Wärme in die Kälte gehst; darum das Schlafzimmer hübsch geräumig, den Tag über gehörig gelüftet und Abends mäßig erwärmt; darum öfters nach dem Thermometer und der Windfahne geguckt; darum vorzugsweise beim Turnen nach reiner Luft gestrebt. Es läßt sich recht gut auch bei uns im Winter und in einer geräumigen Wohnung ein südliches Klima für Brustleidende herstellen, so daß diese den Aufenthalt in Italien mit der beschwerlichen Reise und dem verzehrenden Heimweh ganz gut entbehren können.

2. Athme die warme, reine Luft tief ein und langsam wieder aus. Um dies ordentlich zu können, muß man den Brustkasten nicht durch Kleidungsstücke (Schnürleibchen, Unterrocksbänder und überhaupt enge Kleider) zusammenpressen, sondern so viel als möglich zu erweitern und seine Muskeln zu kräftigen trachten. Hierüber s. Gartenlaube Nr. 17, S. 185.

3. Vermeide einen stärkern Blutzufluß zu den Athmungsorganen und deshalb beobachte Dich selbst, damit Du weißt, was Dir immer starkes Herzklopfen, sogenannte fliegende Hitze oder Brustbeklemmung verursacht. Vielleicht ist es das Rauchen schwerer Cigarren oder schon das Einathmen von Cigarrenrauch, starker Kaffee oder Thee, Wein oder Bier, Gehen oder langes Sitzen, Bergsteigen oder Tanzen, Romanelesen, Aerger, Zorn, Eifersucht, Liebe u. s. f. Hierbei mußt Du Dir selbst ein besserer Rathgeber sein, als der beste Arzt.

4. Hüte Dich vor Erkältung und zwar vorzugsweise vor Erkältung der Füße, des Rückens und der Achselhöhle. Deshalb ist es von Vortheil zu Zeiten, wo man nach Erhitzung ein Kaltwerden der genannten Theile zu gewärtigen hat, dieselben durch dünne wollene Bekleidung (Strümpfe und ein vorn auf der Brust offenes Jäckchen mit kurzen Aermeln auf den bloßen Körper gezogen) zu schützen. Man könnte vor Weinen fast lachen, wenn bleiche, abgezehrte, kurzathmende Jammergestalten, die mit einem Beine schon im Grabe stehen, sich durch diese Bekleidung nicht verweichlichen, sondern lieber durch kalte Waschungen und Bäder für die Spanne Zeit ihres Lebens noch abhärten wollen. Damit soll nun aber ja nicht etwa im Allgemeinen gesagt sein, als ob man seine Haut nicht durch die Kaltwasser-Behandlung besser an kalte Luft gewöhnen und gegen Erkältung weniger empfänglich machen solle; nur muß dies in den Tagen der Gesundheit und vernünftig (d. h. allmälig) geschehen.

5. Genieße vorzugsweise thierische Nahrung, wie Milch, Fleisch und Ei, mit der nöthigen Menge von Wasser, Fett und Salz, weil diese Nahrung die Stoffe, aus denen das Blut, die Quelle des Lebens, besteht, in größter Menge und in der besten Zusammensetzung enthalten, und weil sie den Athmungsorganen weniger zu schaffen machen (s. Gartenlaube Nr. 32, S. 350). Höchst ärgerlich ist es, wenn man fortwährend von Aerzten und Laien Stoffe, welche doch nichts als Nahrungsmittel und zum Theil recht erbärmliche Nahrungsmittel sind, wie isländisches und Caragheenmoos, Milch, Molken, Leberthran, Hundefett und Heringsmilch und dergl. als Heilmittel so verehrt sieht, daß der Patient bei ihrem Gebrauche alle übrigen vernünftigen Verhaltungsregeln bei Seite setzt.

Zum Schlusse will ich nun noch den meisten Lesern, aber nicht etwa der folgsamen Husten-Cousine, verkünden, was sie nach dem Durchlesen dieses Aufsatzes sagen werden: „Was! Diese vielen Regeln soll man eines bischen Hustens wegen längere Zeit, vielleicht zeitlebens, beobachten? nein! da lasse ich mir doch lieber Etwas von meinem Arzte gegen den Husten verschreiben.“ Nun meinetwegen! Huste wie Du wenn Du stirbst wünschen wirst, nicht gehustet zu haben. **(B.)**

Historische Erzählungen
und
Bilder aus dem Leben
von
Eduard Gottwald.

Neue Folge. 2 Bände. Preis 2 Thaler.

Verlag von **Meinhold u. Söhne** in Dresden. 1853.

Diese „Neueste Folge“ der Werke Ed. Gottwald's werden um so beifälligere Aufnahme und allgemeinere Verbreitung erlangen, als der Name des Verfassers hinlänglich bekannt und seit langer Zeit schon als Mitarbeiter der gelesensten belletristischen Zeitschriften Nord- und Süddeutschlands in der gebildeten Lesewelt sich einen guten Klang erworben hat.

Verlag von **Ernst Keil** in Leipzig. — Druck von **Alexander Wiede** in Leipzig.

№ 34. 1853.

Die Gartenlaube.

Familien-Blatt. — Verantwortlicher Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich ein ganzer Bogen mit Illustrationen.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 10 Ngr. zu beziehen.

Die Geisterbeschwörer in Berlin.

(Wirkliche Begebenheit aus den dreißiger Jahren.)

Die Religion der alten Aegyptier, d. h. die göttliche Verehrung alles Geheimnißvollen, zieht sich noch immer mächtig durch das Jahrhundert der Eisenbahnen, electrischen Telegraphen und Gaslaternen hin. In allen Ständen liebt man noch Geheimräthe, geheime Künste des Wahrsagens, Tischklopfens und Geisterbeschwörens. In einer so nüchternen Zeit als der unsrigen hat das Mystische sogar Aussicht auf besonders gute Geschäfte. Der Mensch liebt es, sich zuweilen einmal zu „gruseln," wie er gern einmal Einen über den Durst trinkt, zumal wenn Wasser und Bier und Gesellschaft und Geschäfte schal sind. So nur erklärte ich mir die glänzenden Equipagen, die so oft in der Linienstraße zu Berlin vor der Wohnung des ehemaligen Schneiders Sohn, dem Wahrsager, und früher vor dem alten Hause in der Markgrafenstraße hielten, wo berühmte Geisterbeschwörerinnen ihr wunderbares Wesen trieben. Das Haus war gut gewählt: die Sage hatte es geweiht und mit einer mystischen Atmosphäre umgeben. Verschiedene Geschäfte und Juden waren darin, der Sage nach, seit Jahrhunderten immer unglücklich gewesen, zuletzt ein böhmischer Glasfabrikant, der mit einem Geheimnisse Spiegelgläser machte, wie Niemand in der Welt. Er machte die glänzendsten Geschäfte, bing sich aber doch eines Nachts mit seinem Geheimnisse auf und brachte das Haus so in Verruf, daß es 13 Jahre lang leer stand, bis es zwei geheimnißvolle alte Jungfern, die Niemand kannte, mietheten und schon dadurch allein in dem Heiligenscheine des Grauelmachenden erschienen.

Oft hieß es beim Weißbiere und einem kleinen Kümmel, daß sie mit dem russischen Gesandten in Verbindung ständen und mit völlig unbekannten Tropfen allerlei Krankheiten heilen könnten. Endlich wollte man wissen, daß sie Todte auferwecken und leibhaftig citiren könnten, so daß sie gefragt, mit hohler Stimme Antwort gäben.

Bald war in allen Kreisen von den Geisterbeschwörern die Rede, und als es hieß, ein citirter Verstorbener habe einen lebendigen Verwandten durch die Enthüllung, daß ihm die letzten 10,000 Thaler mit falschen Karten abgewonnen worden seien, die nun ihm, dem Ueberlebenden, gehörten und bei dem Schuldiger in Breslau abgeholt werden könnten, wirklich zu diesen

10,000 Thalern verholfen, schwammen die beiden Geisterklopferinnen überall ganz oben in den Stadtgesprächen. Alle Tage verpehrte sich die Liste ihrer Wunder. Ein Tischler sollte sogar durch diese „Media" von seinem verstorbenen Großvater das geheime Receyt zu einer vorzüglichen Politur erfahren haben. Daß einige subalterne Postbeamte mit den geheimnißvollen Damen in Verbindung stehen sollten, von denen Einer 5000 Thaler von einem citirten Verstorbenen ausgezahlt bekommen habe, erhöhte noch den Reiz der Absurdität. Des heiligen Augustinus Glaubenssatz: „Credo, quia absurdum" (ich glaube, weil es Unsinn ist) ist gar nicht so absurd, als er scheint.

Während die beiden Damen in der Blüthe ihres Ruhmes standen und einige Geistliche Sonntags nicht undeutlich auf dieses verdammte Satanswerk anspielten, wurden wir, d. h. ich und ein sehr liebenswürdiger und reicher anderer Student von hoher Familie mit einem noch anderen Studenten aus russisch Polen bekannt, der Petermann hieß und die Damen und ihre alte, wieder aufgefundene Kunst hartnäckig gegen uns Spötter vertheidigte und in seiner Weise den ganzen Proceß des Geisterbeschwörens auch zu erklären verstand. Er sagte: es giebt eine geheimnißvolle Flüssigkeit über dem Magnetismus und der Electricität, in der die Geister leben. Nun haben die Damen eine andere Flüssigkeit entdeckt, welche auf diese, worin die Geister leben, so wirkt, daß sie sich zusammenzieht und die Geister mit. Wer dann gerufen wird, zieht sich rasch aus den verschiedenen Lufträten, aus denen alle körperlichen Gegenstände chemisch zusammengesetzt sind, vermittelst seiner befreiten höhern Macht rasch einen Körper und die nöthige Kleidung dazu zusammen und — erscheint. Es machte uns unendlich viel Spaß, mit dem höhern Geisterkleidermacher zu disputiren. So wurden wir immer bekannter und ließen uns endlich bereden, uns durch die Damen eine Frage an das Schicksal frei zu machen.

Heinrich, mein liebenswürdiger, reicher Freund, hatte einen Bruder als Lieutenant in Breslau, von dem Petermann und die Damen nichts wissen konnten, von dem aber wir durch einen Brief erfahren, daß er sehr tödel und wohlauf sei und mit Glück spiele. Heinrich überredete mich, den Damen und den Gläubigen und besonders den höhern polnischen Flüssigkeiten Petermanns einen Possen zu spielen. Wir verkleideten uns und gingen Abends 8 Uhr stracks auf das „verrufenste" Haus, wo die Verstorbenen alle erscheinen mußten, wie gut dressirte Hunde, denen man pfeift, mit dem Plane los, den „längstverstorbenen" Bruder Heinrichs, den lustigen Hazardspieler und Lieutenant in Breslau, aus seinem Grabe rufen zu lassen, während er beim Spieltische und Champagner sich göttlich des Lebens freuen mochte in echt lieutenantischer Weise.

Ein graubaariges, graunliches, graunhaftes weibliches Wesen, nicht unähnlich einem vollkommenen Viereck, öffnete uns bald die Thür zu dem Geisterhause. Sie musterte uns sehr scharf, führte uns dann durch einen dunkeln Corridor in ein hinteres Zimmer mit drei Thüren und sehr geisterhaft aussehenden Meubles. Nur die Lampe schien dem gegenwärtigen erleuchteten Jahrhundert anzugehören und konnte sogar von dem Erfinder der höhern Lampenpuße, Herrn Löff, sein.

Die beiden Geisterbeschwörerinnen ließen nicht lange warten und traten mit feierlicher Höflichkeit ein. Die eine schien ein deutsches, die andere ein slavisches Gesicht zu haben, aber Beide sahen sehr exemplicirt und schlau aus hinter ihrer Feierlichkeitsmaske.

Heinrich erzählte seine Geschichte mit einem so täuschenden Ausdruck von Schmerz und Trauer, als wär' er einer der talentvollsten Tragödienspieler. Nachdem er geendet, fragte die slavische Dame sehr scharf: „Sind Sie auch ganz sicher, daß Ihr Bruder todt ist, ganz überhaupt?"

„Ganz, ganz sicher," antwortete Heinrich mit einem tiefen Seufzer, bei welchem er sich bald verrathen hätte, so schwer konnte er das Lachen bergen. Und mit hohler, feierlicher Stimme fragte sie jetzt, jedes Wort langsam und einzeln betonend: „Fühlen — Sie — Muth — genug —, junger Mann —, einem — dahingeschiedenen — Geiste — zu — begegnen —, ihm — in — das — Auge — zu — sehen —, zu — ihm — zu — sprechen — und — zu — vernehmen — seine — Antwort?"

„Bin's," antwortete Heinrich wie ein Jaromir im letzten „Bins."

„So will ich ihn rufen," antwortete sie, feierlich, kalt, eintönig; „mein Planet hat heute Macht. Doch vernehmen Sie vorher meine Warnung. Was Sie auch hören und sehen, schweigen Sie zu Allem und beschränken Sie sich lediglich auf die Worte, die Sie an den Dahingeschiedenen richten wollen; Sie können nicht wissen und wir eben so wenig, welche ungehörige Laune das feine Gewebe der Gesetze, welche hier durch eine alte, durch Fasten und Beten wieder aufgefundene Wissenschaft aufgerufen werden, etwa stören könnten. Folgen Sie mir!"

Wir folgten mit der Miene furchtsamer Handwerksburschen, deren Kleidung wir angezogen. Die andere Dame zog ein seltsames Buch aus der Tasche und setzte sich bei die Lampe. „Ich lese während jeder solchen Thätigkeit meiner Freundin Gebete," sagte sie und blieb zurück.

Die Thür schloß sich wie von selbst hinter uns, was jedenfalls mit zum „Geschäft" gehörte, und wir befanden uns in einem blos mondscheinerleuchteten Raume. Vor uns sahen wir eine Art von Theater mit einer Todtenurne vorn und einer großen Vase. Die Dame ergriff letztere, goß eine Flüssigkeit in die Todtenurne, aus welcher sogleich mit seltsamem Geräusch eine stark riechende blaue Flamme, die bei mysteriösen Gelegenheiten nie fehlen darf, prasselnd aufloderte und das Theater erleuchtete. Es schien eine unendliche Perspective zu haben, wenigstens verlor sich das Auge in ein ganz unbegrenztes Dunkel. Wir hatten Beide ziemlich viel Chemie getrieben und glaubten die Gerüche aller möglichen chemischen Processe zu kennen. Dieser hier, der zum „Zusammenziehen" der Geister gehörte, war uns absolut fremd.

Jetzt breitete die dunkele Dame ihre Hände gegen die blaue Flamme aus und forderte den Geist in einer uns ganz unbekannten Sprache auf (wenigstens dachten

wir so), zu erscheinen. Sie wiederholte die Worte dreimal, beugte sich dreimal und sank dann auf die Kniee. Sofort hörten wir ein dunkles, unterirdisches Stöhnen und sahen auf einer dunkeln Fläche Lichter und Schatten spielen, die sich wie auf einen Blitz in die deutlichste, lebensgroße Gestalt von Heinrichs Bruder verwandelten. Die Aehnlichkeit war sprechend und erschreckte uns bis in's Innerste mitten in unserem Unglauben. Er trug die Uniform seines Regiments, an der man jeden Knopf zählen konnte.

Heinrich zitterte. Die Dame rief in scharfem Tone: „Sprich zu Deinem Bruder im Namen des alten Glaubens!"

Er versuchte zu sprechen, aber er, der Ungläubigste, der sich blos einen Spaß hatte machen wollen, war jetzt von der Gewalt der Gegenwart des Mystischen, Unerklärlichen so erschüttert, daß er keine Worte herausbrachte.

Der Geist in preußischer Offizier-Uniform bewegte sich etwas und rief dann mit einer dünnen, hohlen Stimme, wie aus einer tiefen Höhle, ohne seine Lippen zu bewegen: „Warum beunruhigst Du den Todten? Ist Dir noch nicht bekannt, daß ich vor 3 Tagen im Zweikampfe mit dem Capitän M. blieb, nachdem ich ihm seinen letzten Thaler abgewonnen und er mich beleidigte? Geh' und führe ein besseres Leben als ich." Geist und Flamme verschwanden und der Mond schien wieder herein, als wär' er bei der Sache stark betheiligt gewesen.

Schweigend öffnete die Dame das Zimmer, schweigend gingen wir hinaus, nur von dem viereckigen Frauenzimmer auf der Flur aufgehalten, das die Herren in der Regel immer nachher bezahlten. Heinrich gab ihr schweigend die 10 Thaler, die der Sage nach das übliche Honorar waren, und ging draußen schweigend neben mir hin. „Wo ist nun Dein Spaß?" sagte ich. „Wie kannst Du Dich von einem solchen offenbaren, wenn auch gelungenen Schwindel nur einen Augenblick bethören lassen?"

„Wir hatten nicht bedacht," antwortete Heinrich, „daß mein Bruder in mehreren Briefen erwähnte, wie gespannt er mit dem Capitän lebe und daß er sich noch mit ihm zu schießen hoffe, da er beim Spiel in der Regel sehr anzüglich werde und Offizier-Ehre keinen Hauch vertragen dürfe. Wir wollen sehen. Ich fürchte: die Geisterwelt ist nicht verschlossen."

All' mein Lachen, Spotten und Trösten half nichts. Er nahm von mir schwermüthig Abschied.

Am nächsten Morgen ward ich von Heinrichs Stiefelwichser auf meinem Wege in's Colleg beinahe umgerannt, so athemlos stürzte er mit einem offenen Briefe auf mich zu.

Da! Richtig! Die officielle Nachricht, daß Heinrichs Bruder im Duell geblieben.

Jetzt war's auch mit meinem Rationalismus aus, noch mehr, als ich Heinrich im wahnsinnigsten Fieber traf und phantasiren hörte. Das machte Aufsehen, und zwar so viel, daß die beiden Damen (man sagt: auf Geheiß der Polizei) schon am folgenden Tage es für's Beste hielten, spurlos verschwunden zu sein.

Unter seiner Mutter Pflege erholte sich Heinrich wieder so weit, daß er mit ihr eine Reise durch die Schweiz, Italien und Frankreich machen konnte. Auch ich wurde Reisender und zwar als eine Art Hauslehrer, Dolmetscher und Gesellschafter einer Familie, die sehr bedeutend an Reichthum, Trägheit und Hypochondrie erkrankt war.

Wir reisten durch halb Europa und ich entdeckte in den meisten großen Städten Spuren von der Wirksamkeit der beiden Geisterbeschwörerinnen. In Rom hatten sie Wunder gethan, in Paris gewahrsagt, in Wien Liebes-Elixire und Mittel gegen Gicht, Rheumatismus, kurzes Gedächtniß und chronische Schwerbegreiflichkeit verkauft. In Petersburg waren sie gänzlich verschwunden.

Von Heinrich hörte ich nur, daß er nach Vollendung seiner Reisen angefangen hatte, Astrologie, Nekromantie und allerhand schwarze Künste zu studiren. Für alte, zerfressene Bücher hatte er fast sein ganzes Vermögen hingegeben.

Etwa 15 Jahre später traf ich ihn wieder in Berlin, ohne ihn sogleich zu kennen. Er sah aus wie ein alter, halbverhungerter, vergessener Privat-Docent. Wir berührten unser Abenteuer nicht und er vermied mich sichtlich. — Ich pflegte meine Cigarren in einem kleinen Laden, in welchen ich einmal zufällig gekommen war, immer wieder zu kaufen, denn die alte dicke graue Hexe darin schien mir die genaueste Aehnlichkeit mit der zu haben, die uns das Thor zu unserm Abenteuer geöffnet hatte. Sie bestritt zwar Alles, so viel ich ihr auch bot, denn ich war überzeugt, sie könne mir endlich einen rationellen Schlüssel zu dem Abenteuer verschaffen. Was Geld nicht vermochte, gelang mir durch Erschütterung ihres Gewissens, als ich sie eines Abends spät ziemlich krank fand. Und so bekannte sie denn endlich, um ihre Seele zu reinigen, daß sie durch eine lange Röhre die Worte des Geistes gesprochen und dieser durch Vergrößerung eines Miniaturbildes, welches Petermann meinem Freunde Heinrich zum Zimmer gestohlen, entstanden sei (in der Weise der Nebelbilder), das war auch richtig. Heinrich hatte das Miniatur-Portrait seines Bruders vermißt, als er wieder von seinem Fieber zur Besinnung gekommen. Petermann war einer der Helfershelfer gewesen. Durch einen Polizeibeamten, der mich ärztlich zu Rathe zog, erfuhr ich später, daß die beiden Betrügerinnen hätten arretirt werden sollen, aber durch ihre Spione davon bei Zeiten benachrichtigt, sich vorher aus dem Staube gemacht und ihre Maschinerie im Stiche gelassen: Goviermaschinen, große Massen von copirten Briefen, eine Sammlung von Petschaften und Apparaten zum Abdrücken von Siegeln, kurz ein sehr vollständiges „schwarzes Cabinet." Daß mit ihnen fast gleichzeitig ein subalterner Postbeamter das Weite gesucht, brachte jene Nacht voll blauer Flammen und Wolfsschluchtmonderscheinen vollständig an's Licht und zum Verstande.

Mit diesen Mitteln curirte ich Heinrich vollständig. Er gab seine Versuche, den Schlüssel zum Göthe'schen „Hexeneinmaleins" zu finden und auch seine astrologisch-nekromantische Bibliothek auf und setzt jetzt in seinen alten Tagen den Kleinkrämergeistern, die wie Holzwürmer in Tischen ihr Wesen treiben und ihn

von allen Seiten auffordern, mit Hand aufzulegen, eine steife Verachtung entgegen.

Er hat den citirten Geist leibhaftig gesehen und sprechen hören, und wurde doch mitten in der Blüthe seiner naturwissenschaftlichen Gelehrsamkeit auf's Schändlichste betrogen (d. h. er betrog sich) und sollte jetzt der feigen Stümperei mit Mondeljehen, unbefohlenem Buchstabiren und holzwurmartigen Ticken und Tücken die geringste Beachtung schenken? Diesem geistlosen, nüchternen Schwindel aus Amerika ohne Spur von blauen Flammen und von dem ganzen höhern, wirklich durchdachten Gepräge der geheimnißvollen Damen aus Petersburg?

Wir Beide blicken mit einer Art von Stolz auf die moderne Geisterwirthschaft herab, einer Art von Schafskopfspiel; wir ließen uns doch wenigstens auf eine geistreiche Weise betrügen. Der niedrigste Taschenspieler in Dorfschenken (Erwachsene 1 Sgr., Kinder die Hälfte oder eine halbe Metze Kartoffeln) leistet mehr, als der höchste Tischklopfer in seinen glücklichsten Stunden.

Aus der Gewerbswelt.

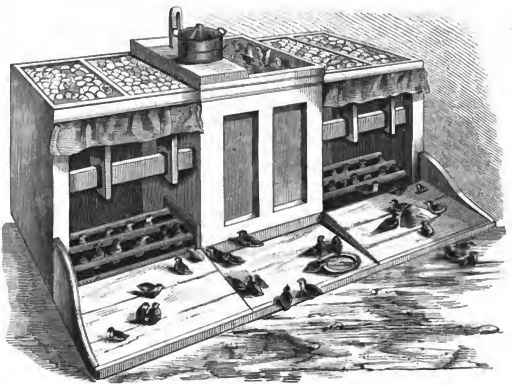
Mitgetheilt von Friedrich Georg Wieck.

Die Brütmaschine des Cantelo.

Man hat in alten Büchern und neuen Reisebeschreibungen von der künstlichen Ausbrütung des Geflügels in China und Aegypten gelesen. Die Einen erzählen uns von der wunderbaren Gewandtheit der Chinesen, junge Enten in's Dasein zu rufen, und fabeln zugleich von einer Entengattung, die alle ihre Eier in ein Nest unter dem Wasser lege, und hinabtauche, um darauf zu brüten. Andere sprechen von den ägyptischen Mammellen oder Brütöfen, wissen aber nichts Anderes davon, als was sie sich von Anderen haben verdollmetschen lassen. Sie vermuthen dahingegen sehr stark, daß jenes ägyptische Brütverfahren als Familiengeheimniß Jahrtausende lang bewahrt worden sei, und deuten entfernt darauf hin, daß die Hühnereier wie die Straußeneier in der Sonne ausgebrütet würden. Letztere werden aber in der That eben so gut von der Straußhenne ausgebrütet, wie ein Hühnerei von der Henne. Nur Eier von kaltblütigen Thieren, wie von Fischen und Amphibien, kriechen in Folge der Einwirkung von Luft und Licht aus. — Cantelo, ein praktischer Naturforscher in England, hat sich die Vorgänge bei der natürlichen Ausbrütung der Eier des Geflügels zu einem langjährigen Studium gemacht, und dessen Ergebnisse zur Aufstellung eines Verfahrens und Zusammenstellung eines Geräths behufs der Ausbrütung durch künstlich erzeugte Wärme benutzt. Er zeigte ein solches Geräth, eine Brütmaschine, unter dem Namen „Hydro-Incubator" zur Zeit der Ausstellung in London auf Leicester Square, und ich habe selbst damals die Maschine im Gange gesehen. Cantelo empfiehlt die Ausbrütung von Geflügel aller Art, zahmen und wilden, als ein gewerbliches Geschäft; und dem Vernehmen nach, wenn auch bis diesen Augenblick noch nicht unzweifelhaft glaubwürdige Berichte darüber vorliegen, sollen in der Gegend von London, in Paris und in Wien Apparate in Thätigkeit sein. Theobil Weiß in Prag baut, Zeitungsnachrichten zufolge, ebenfalls Brütmaschinen. Auf eine desfallsige Anfrage bin ich aber ohne alle Antwort geblieben, was eben nicht sehr zu Gunsten der Sache zu sprechen scheint. Das soll mich inzwischen nicht abhalten, hier einige Worte über das Verfahren der künstlichen Brütung zu sagen, da Cantelo's Bericht darüber und seine Anweisung dazu, welche in der deutschen Gewerbezeitung, I. Heft 1853 in größter Ausdehnung zu lesen ist, von einem, die Natur durchdringenden Geiste zeugt und die Thatsächlichkeit jener Brütung außer aller Frage stellt. Ich kann hier nicht, als meiner Aufgabe zu weit ab liegend, auf naturwissenschaftliche Bemerkungen eingehen, auch nicht die Geheimnisse des Hühnerhofs und der Hühnerzucht zu enthüllen unternehmen, sondern ich will mich auf Festhaltung des technischen Gesichtspunktes beschränken, und daher einfach beschreiben, was ich in London sah. — Mehrere ähnliche Apparate wie derjenige ist, den wir in unserer Abbildung veranschaulichen, befanden sich in einem geräumigen Zimmer aufgestellt. Die Apparate waren von Tischhöhe und hatten große Aehnlichkeit mit einer langen Kommode. Zu beiden Seiten aber wird man die auszubrütenden Eier bemerken. Sie liegen unter wasserdicht eingekitteten Glasplatten, über welche fortwährend warmes Wasser hinwegläuft. Dieses Wasser wird in stets gleicher Temperatur durch eine Heizvorrichtung gehalten, deren obere Bedeckung in Form eines Topfes man in der Mitte des Apparats bemerken wird. Jene Wasser-Heizvorrichtung kann man sich wie einen mittels Spiritslampe warm gehaltenen Theekessel, oder wie einen durch glühende Holzkohlen beheizten Samavar (russischer Theekessel) vorstellen. Eine zu regelnde Gasflamme leistet gleiche Dienste. Die Eier liegen auf einem Springfederkissen, so daß kleine und große Eier nicht mehr und nicht weniger von der Glasplatte gedrückt werden. Auch können sie, in einer Schublade liegend, zum Behufe der Untersuchung und zur Entfernung der ausgekrochenen Küchlein, hervorgezogen werden. Diese finden ihren warmen, mit weichem Molton ausgefütterten Platz zunächst oben rund um den Heizkünder. Dann werden sie in die untern Fächer eingesetzt, durch

welche Warmwasserröhren geführt ſind, unter die ſie kriechen, um ſich zu wärmen, grade wie unter die Flügel der Glucke. So werden die kleinen Hühnchen nach und nach herangezogen und vorne auf der Klappe, wie man auf unſerem Bilde ſieht, gefüttert. Ebenſo war es in Wirklichkeit. Ich ſah mehrere Eier, aus denen die Küchlein auszukriechen im Begriff ſtanden. Schon etwas erwachſenere Hühnchen liefen in der Stube umher. Die ſchöne Einrichtung der Brütmaſchine von Cantelo liegt darin, daß ſie von oben brütet, wie die Henne, und den Küchlein Wärme und Behaglichkeit gewährt, als befände es ſich unter den Flügeln der Mutter.

zuzuführen. Hat das Küchlein die Schale durchbrochen, ſo liegt es etwa 12 Stunden lang ruhig, um Stärke aus der Luft zu ziehen und die Lungen an's Athemholen zu gewöhnen. So wie es kräftiger wird, treten die ſeither außenliegenden Organe, die Eingeweide, in den Leib des Thieres, das Adergewebe, womit die innere Fläche der Eierſchale bedeckt war, findet ſeinen Platz im Hühnchen. Sobald dieſe Schale nun rein iſt, macht das kleine Thierchen eine Wendung, während der Kopf unter dem rechten Flügel gebogen, der Schnabel auf den Rücken gelegt iſt und die Füße vorgeſtreckt ſind. Dieſe leichte kreisförmige Wendung hat zur Folge, daß eine kleine ſcharfe Spitze des Schnabels



Brütmaſchine von Cantelo.

Höchſt unterrichtend ſind Cantelo's Mittheilungen über die Entwickelung des Hühnchens im Ei. Er ſagt: „Viele Leute halten hartnäckig an der Meinung feſt, daß die Brüthenne zu beſtimmter Zeit die Eierſchale zerbricht, um dem Küchlein herauszuhelfen; ja Einige geben ſogar ſo weit, dies geſehen haben zu wollen. Aber Alles iſt Täuſchung! Die Natur hat das Küchlein ſelbſt mit einem paſſenden Werkzeug verſehen, ſich aus der Schale loszumachen. Und wenn nur der kleinſte Theil der Eierſchale durch eine äußere Gewalt zerbrochen wird — ſelbſt dann, wenn ſich das Küchlein ſchon ein Loch durchgearbeitet hat, wird ſich daſſelbe meiſtens verbluten, da die ganze innere Fläche der Schale mit zarten Aederchen und Blutgefäßen bedeckt iſt, welche dazu dienen, dem noch unentwickelten Thiere Nahrung

nach und nach die Schale zerſchneidet. Wenn dies auf drei Viertel der Länge des Eies rundum geſchehen iſt, zerbricht auch der übrige Theil; das Ende der Schale öffnet ſich wie der Deckel einer Büchſe und das Küchlein ſchlüpft endlich heraus. In wenig Stunden iſt es im Stande, zu ſtehen und zu laufen. Das übergebliebene Dotter und Eiweiß, was nicht zu ſeiner Bildung verwendet wurde, dient zu ſeiner Nahrung, bis es ſich ſelbſt helfen kann.

Das Ausbrüten des zahmen und wilden Geflügels durch künſtliche Wärme kann in gewiſſen Fällen naturhiſtoriſch und auch gewerbswirthlich von Nutzen ſein. Kaum glaube ich aber, daß es im landwirthſchaftlichen Betriebe Vortheile gewähren würde, obgleich Viele der Anſicht ſind, daß, umſichtig geleitet, die Federviehzucht

viel einzubringen vermöge. Mir hat es immer geschienen, als ob Hühner, Enten und Gänse so nebenher auf den Gütern mit aufgezogen würden und sich ihr Futter im Hof und Garten selbst suchen müßten. Wenn man daher nicht wie in London 20 Neugroschen für ein junges Huhn oder ein Häbnchen erhalten kann, so ist wohl kein Geschäft zu machen. Sollen wir hier aber 20 Neugroschen für ein Backhändl geben, dann würde Niemand Geld haben, selbst „alte Henne mit Allerlei" zu bezahlen.

Jean Paul Richter.

Ein Bild aus alter Zeit.

Die dem Volk in diesem Blatt bereits vorgeführten Schilderungen der Persönlichkeit zweier seiner edelsten Freunde, die von Gerwinus und die „des alten Arndt," veranlassten mich, bis jetzt noch nicht veröffentlichte Beiträge zur Schilderung eines Mannes hier niederzulegen, der, wiewohl er zur Zeit dem eigentlichen Volke noch wenig bekannt und zugänglich geworden, dasselbe doch so tief im Herzen getragen als irgend einer unserer berühmten Landsleute; denn, unmittelbar aus demselben hervorgegangen, hat er es in der glänzendsten Epoche seines Lebens und Wirkens nie verläugnet, selbst als die vornehme Welt um sein Lächeln buhlte und ihn ausschließlich für sich in Anspruch zu nehmen suchte.

Ich sah Jean Paul zum erstenmale in Dresden als Student während der Osterferien 1822, als derselbe zu einem Frühlingsbesuche in das schöne Elbthal gekommen war, meine Familie ihm die Wohnung daselbst eingerichtet und, da seine Frau mit den Kindern in Baireuth zurückgeblieben war, während seiner Anwesenheit für seine gewohnten häuslichen Bedürfnisse sorgte. —

Es war auch damals und dort, wo er für mich die herzliche Theilnahme faßte, welche er mir bis auf seinem Todtette bewahrt hat, und die Veranlassung dazu ist zu charakteristisch für ihn, als daß ich dieselbe nicht an die Spitze dieser neuen Darstellung seiner Persönlichkeit stellen sollte.

Einer seiner Schwäger, mein Oheim somit ebenfalls, war August Mahlmann, der bekannte Dichter der so schönen Umschreibung des Vaterunsers und des satyrisch-burlesken Schauspiels Herodes vor Bethlehem. Derselbe, zugleich nach meines bereits 1805 verstorbenen Vaters Tode zu meinem und meiner Geschwister Vormund ernannt, war seitdem, namentlich in Folge des Besitzes der in den Kriegsjahren von 1813 Hauptquelle der Nachrichten vom Kriegsschauplatze gewordenen Leipziger Zeitung nicht nur ein sehr reicher, sondern, unter Anderm als Meister vom Stuhl der Leipziger Freimaurerloge, auch ein sehr einflußreicher Mann geworden. Dies glänzende Emporkommen und die mehr oder weniger officiellen Verhältnisse, zu denen er dadurch gelangt, hatten ihm eine gewisse ängstliche Berücksichtigung dessen, was damals für gesellschaftlichen Anstand galt, aufgedrungen, und er wollte solchen auch von seinem Neffen und Mündel, für dessen spätere Versorgung er thätig zu sein allerdings geneigt war, auch während dessen Universitätsjahre beobachtet wissen. So hatte er mir sein Haus in der Weise geöffnet, daß ich wöchentlich zweimal an seinem Familientische aß, und wir hatten so lange im besten Vernehmen mit einander gestanden, als ich, von dem eigentlichen Studentenleben unberührt geblieben, in meinem Aeußern nichts von der gewöhnlichen Sitte Abweichendes an mir hatte. Ein gegen Ende des ersten Halbjahres in Halle gemachter Besuch hatte jedoch, da ich dort meine ehemaligen Schulfreunde in der auch von Arnold Ruge damals besuchten, zur „Deutschen Quelle" umgetauften Resource gefunden, eine förmliche Umwälzung in mir hervorgebracht. Als ein ganz veränderter Jüngling nach Leipzig zurückgekommen, hatte ich namentlich meine Halsbinde weit von mir geworfen und war, ohne Arges zu ahnen, mit bloßem Halse und einem übergeschlagenen weißen Kragen zu Tisch zu dem Verfasser des Herodes von Bethlehem gegangen. Doch so wie ich in sein Zimmer getreten, hatte mich derselbe mit Vorwürfen deshalb überhäuft, daß ich es wage, „in einem solchen Aufzuge" zu ihm zu kommen, hatte mir erklärt, wie ich an seinen Tisch nicht gelassen werden könnte, wenn ich nicht sogleich eines seiner mir dargereichten Halstücher umlegte, und ich hatte da augenblicklich das Haus des reichen und einflußreichen Vormundes verlassen; ein völliger, nie wieder geheilter Bruch war die Folge davon gewesen.

Dieser Bruch war nun von meiner Familie Jean Paul mitgetheilt worden, und als er mich in seine Wohnung beschieden, um mein Sein und Wesen näher zu prüfen, hatte er zuvörderst die umständliche Erzählung des Halstuchereignisses verlangt. So wie ich der Zumuthung gedacht, ein solches augenblicklich im Beisein des Vormundes anzulegen und dann mit demselben bei ihm zu essen, hatte sich Jean Paul von seinem Sitze mit der im fast drohenden Ton ausgesprochenen Frage erhoben:

„Und Sie haben es doch nicht umgebunden?" Erst als ich erwiederte: „O nein!" hatte er sich beruhigt wieder auf das Sopha zurückgelehnt mit den Worten: „Das hätte Sie ja auch erwürgen müssen?" — Und von diesem Augenblicke hatte ich an ihm einen väterlichen, tief in meinen Lebensgang eingreifenden Freund.

Zu jener Zeit war Jean Paul schon seinem sechzigsten Jahre nahe und die frühere hagere Gestalt mit dem offenen Halse und den zopflosen flatternden Haaren — welche ihrer Zeit das Aergerniß der ganzen

Stadt Hof im Voigtlande gewesen (und deshalb seine Entrüstung über das was mir Aehnliches widerfahren), — hatte längst schon einer gewissen Rundung in Antlitz und Körper Platz gemacht, die mehr einen Baumeister als einen Dichter, ja wohl, wegen der schlichten und bequemen Kleidung, einen Landwirth aus dem südlichen Deutschland angedeutet hätte. Jedoch was bei näherer Betrachtung dieser Gestalt unverkennbar den Stempel des Genius und des hochherzigen Menschenfreundes aufdrückte, das waren die überaus hohe und gewölbte Stirn, die feingebogene Nase und besonders ein überaus feiner und kleiner Mund, um welchen ein so gutmüthiges und wohlwollendes Zauberlächeln spielte, daß namentlich Frauen oft auf den ersten Anblick unwiderstehlich wie von einem Magnet zu ihm hingerissen wurden. Von einer solchen magischen Wirkung dieses Lächelns war ich auch damals in Dresden Zeuge.

Eines Tages nämlich ward er von uns zu einer, einen Weinberg zwischen Dresden und Meißen bewohnenden Familie geführt, deren Hauptzierde zwei geistreiche und anmuthige Schwestern waren. So wie er nur in das Zimmer getreten, mit jener unendlich edlen Kopfverbeugung, die er sich den Großen gegenüber angeeignet und bei welcher er keinen Zoll seines Rückgrates krümmte, so daß der in all seiner Würde hoch aufgerichtet vor ihnen stehen blieb, — in demselben Augenblick flog die jüngere beider Schwestern mit ihren Lippen an die seinigen. Es sei ihr unmöglich gewesen, so entschuldigte sie nachher die etwas zu rasch erschienene Bewegung, einen solchen Himmel überschwänglicher Menschenliebe in einem Antlitz zu sehen, ohne sich gewissermaßen in ihn hineinzustürzen.

Und auch auf die heftigsten und rohesten Menschen übte, wie wir schon in Dresden mehrfach erfuhren, seine bloße Gegenwart oft eine wahrhaft magnetische Wirkung. Ich gedenke unter Andern eines Briefes meiner Mutter an die Frau Jean Pauls über die Vorkommenheiten des damaligen Besuches in Dresden. Er war in einer Art von Garten-Pavillon, in den Anlagen der Neustadt gelegen, untergebracht worden, und dessen Eigenthümer wegen der jähzornigen Behandlung seiner Frau in der ganzen Nachbarschaft berüchtigt. Diese arme Frau hatte goldene Tage, so lange sie Jean Paul zum Miethsmanne hatte. „Ein wildes Thier von Ehemann," schrieb da unter andern ähnlichen Zügen meine Mutter, „ist sanft geworden, wie ein Lamm, seit er in seinem Hause wohnt." — In der That gab er grade in dieser Wohnung einen sehr merkwürdigen Beweis von der in ihm wohnenden magnetischen Kraft, die er durch vielfältige Beschäftigung mit dem animalischen Magnetismus in sich entdeckt. Einige wenige Striche von seiner Hand linderten augenblicklich meiner jüngsten, mitten in einer Nacht zu ihm geführten Schwester ein Uebel, das ihr bis dahin entsetzliche Schmerzen verursacht hatte.

Auch sonst war der damalige Aufenthalt Jean Pauls sehr reich an sein eigentlichstes Wesen bezeichnenden Vorfällen; denn so reich und verschwenderisch in der Austheilung von Liebe er war, wo er solche und edle Gesinnung fand, so streng, ja so grausam zeigte er den innerlich erzürnten Menschen, wo er Unlauteres und Unedles zu bemerken glaubte. So haßte er damals besonders Adolf Müllner, weniger wegen der ihm verderblich erscheinenden Tendenz seiner Schicksalstragödien als wegen der von ihm in seiner Mitternachtszeitung damals wieder an die Tagesordnung gebrachten bissigen und boshaften literarischen Streitigkeiten. Müllner, während Jean Pauls Anwesenheit nach Dresden kommend, war zu ihm geeilt in seidenen Strümpfen, Schuhen und kurzen Beinkleidern, und erbielt eine sehr trockne, für immer ihm abweisende Antwort auf seine Anmeldung. Noch schlimmer erging es Mahlmann, der ausdrücklich nach Dresden geeilt war, um seinen Schwager zu begrüßen, wiewohl er dessen Anwesenheit bei Familientafeln und Parthien dulden mußte.

Die in den Fächern seiner Bücherregale aufgehäuften Papierstöße strotzten von Beweisen des Eindrucks, welchen seine in seinen Schriften überall so klar hervortretende Persönlichkeit auf seine Leser bis in die entferntesten Gegenden von Deutschland hervorgebracht. Kaum ist es je vor ihm und nach ihm wieder da gewesen, daß eine so große Anzahl von Lesern und Leserinnen in Herzensangelegenheiten, bei Familienkummer und Zwisten, bei Zweifeln über eine zu wählende Laufbahn oder über das wirkliche Vorhandensein eines Talentes und aus ähnlichen rein persönlichen Beweggründen sich an einen Schriftsteller gewendet, mit jenem unbedingten Vertrauen, welches die katholische Lehre den Gemeinden zu deren Beichtvater vorschreibt. Und stets unterzog er sich der Aufgabe, ein persönlicher Rathgeber seiner Leser zu sein, mit einer, durch keine Zudringlichkeit erschöpften Geduld; überall griff er tröstend, beruhigend, mildernd ein, oder mit zürnender Strenge Immoralitäten oder Ungerechtigkeiten zurückweisend. — Eines Tages war ich zugegen, als ein Mann aus der Umgegend herbeikam, um ihn von einer Beschwerde zu unterhalten, die er gegen das Landgericht hatte, und ihm die Eingabe mitzutheilen, die er einzureichen sich vorgenommen. Die letztere war fast das Werk eines Unsinnigen; so ungeschliffen, so drohend war sie gehalten. Gar Mancher hätte einem solchen Bittsteller die Thüre gewiesen; doch nichts beschreibt die Milde, die Sanftmuth, mit welcher er dem Wüthenden das Zwecklose und Widersinnige des beabsichtigten Schrittes vorhielt. Aus einem Briefe meiner Tante, die mich dabei wohlgefällig beobachtet, ersah ich später, wie mein ganzes Gesicht vor Freude geleuchtet und von bewunderndem Mitgefühl für einen solchen Berather. — Von jungen Dichtern, die sich in wahrer Verzweiflung mit ihrem Erstlingsprodukte und mit der Erzählung einer Jugendgeschichte mit tragischem Ausgange an ihn gewandt und von ihm tröstend aufgerichtet wurden, nenne ich nur Ernst Große, der später Griechenlieder mit Heinrich Stieglitz herausgegeben. Von den Ehepaaren, die ihre Zwistigkeiten vor seinen Richterstuhl brachten und von seinem schiedsrichterlichen Ausspruche die Wiederherstellung ihres häuslichen und Herzensfriedens erwarteten, ist mir besonders eines zweier Gatten in Königsberg in Preußen im Gedächtniß geblieben.

Bei mündlichen Berathungen vermehrte der Ton

seiner Sprechstimme um Vieles den besänftigenden Eindruck seines Wortes. Derselbe war in seiner Milde nicht nur ganz das Echo der Milde seiner Seele, sondern erhielt auch noch etwas Trauliches mehr durch einigen Anklang an den provinzländisch-baierischen Dialekt, wie z. B. Mound für Mond. War man, wie ich, nur Haus- und Tischgenoß, so fühlte man sich um so leichter bei ihm einheimisch, als er nie in seiner Lebensweise sich wesentlich von der frugalen und einfachen Gewohnheit seiner dürftigen Jugendjahre entfernte. Er aß nur die gewöhnlichste landübliche Hausmannskost, und was namentlich sein vorgebliches ungebührliches Weintrinken betrifft, so war das zu seiner Zeit eine der unverständigsten Verleumdungen, die je über einen bedeutenden Mann verbreitet worden sind.

Die anspruchslose Einfachheit aber, mit welcher Jean Paul in den schönen und in seinem „Siebenkäs" für alle Zeiten verherrlichten Umgebungen von Baireuth umher wandelte, rief selbst der bekannte Nachfolger Hegels, der damalige Rector Gabler, der mit mir an dem offnen, von Fackeln umgebenen Grabe des Dichters stand, den Anwesenden in die Erinnerung zurück, hindeutend auf den Blumenstrauß im Knopfloch des schlichten Hausrockes, auf die Jagdtasche mit Manuscripten, mit Büchern, dem Schreibzeug und einigem Mundvorrath, während Ponto, sein weißer Pudel, sein beständiger Gefährte in dem Hause, wo er die Aufmerksamkeit seines Herrn mit dessen Laubfröschen und Canarienvögeln theilte, so wie außer demselben freudig vor ihm hersprang.

So zog namentlich an dem ersten schönen Frühlingstage Jean Paul zu jener, auch in weitern Kreisen schon bekannten Frau Rollwenzel, einer sehr schlauen Bauerfrau, die gar bald inne geworden, welchen Vortheil sie, gegenüber den nach Baireuth kommenden Fremden, von dem Umstande ziehen konnte, daß „der Herr Legationsrath" — bekanntlich ein vom Herzog von Hildburghausen dem Dichter gegebener Titel — in ihrem, am Ende der nach der Eremitage führenden Allee gelegenen Schankhause ein Stübchen gemiethet, wo er den Rücken des geliebten Fichtelgebirges und den Colm bei Neustadt, wo sein frommer Großvater gestorben, ganz vor Augen hatte und wobin er arbeiten ging. Freilich unterhielt er sich oft und gern mit der dicken, untersetzten und sehr rothbäckigen Wirthin, die oft, nach der Weise der dortigen Gebirgsbewohner, allerlei originelle und komische Bemerkungen im Landesdialect machte. Indeß war es aber die Landluten oft sehr eigenthümliche Schlauheit bei ihr, wenn sie dem Fremden zu verstehen geben mochte, daß Jean Paul so oft ihrer Person wegen dort seinen Arbeitstisch aufgeschlagen. Es war nur der Anblick auf das Gebirge, den er am Besten aus dem Stübchen in ihrem Hause gewann, der ihn dazu vermochte; und hier bietet sich denn die natürliche Gelegenheit, an einem von mir selbst erlebten, von mir beibeigeführten, ja für meine ganze Lebensrichtung entscheidend gewesenen Vorfall darzulegen, welcher Naturanbeter Jean Paul war und welche magische Wirkung die bloße Wortbeschreibung großartiger, von Andern empfundener Natureindrücke auf ihn machen konnte.

Es war Ende Juni 1825, als ich, von einer in die Schweiz gemachten Fußreise zurückkommend, wieder vor den so geliebten Bergen und Hügeln, dem Schneeberge im Fichtelgebirge und dem Sophienberge vor Baireuth stand. Wie immer bei meinem Erscheinen bei ihm, sammelte ich mich eine Zeitlang vor der Stadt, ehe ich hinein und auf sein Haus zuging, zumal diesmal, wo ich ihn kaum vor fünf Wochen auf meinem Hingange nach der Schweiz erst gesehen. So ließ ich die erhabensten der eben erst erblickten Naturbilder vor meiner Seele vorübergehen. Zwei derselben hatten einen besonders tiefen Eindruck in mir hinterlassen. Als ich nämlich von einer vorspringenden Anhöhe im Badischen die Alpenkette in der Ferne zum erstenmale und dieselbe wie mit den Wolken zusammenfallend gesehen, hatte ein fast physischer Schmerz meine Brust auseinandergerissen, als ob das plötzlich auf sie eindringende Riesenbild mit Gewalt sich darin erst Platz machen müsse. Den andern Hauptaugenblick meiner Alpenfahrt hatte mir die Rigikuppe gewährt, wo ich die Nacht geblieben war, um dem Sonnenaufgange dort beizuwohnen. Ich ward dabei auf das Schönste begünstigt. Während nämlich die bereits aufgebende Sonne die Spitzen der Gletscher noch vergoldete, hatte der Mond noch am Himmel geweilt und sich im Vierwaldstättersee wiedergespiegelt. Der Eindruck dieser großartigen Scene war so überwältigend gewesen, daß ich ihm fast erlegen und mich in das Rigibäuschen hatte zurückziehen müssen.

Die Seele erfüllt von solchen Bildern, war ich Abends in die Familienstube eingetreten, fand dort Jean Paul, von den Seinigen umgeben, auf dem Sopha sitzen, und fuhr erschreckt von seinem Anblick zurück. Während meiner fünfwöchentlichen Abwesenheit war eine erschütternde Veränderung mit ihm vorgegangen. Ohne daß man es noch muthmaßte, hatte die allmälige Auflösung seiner Kräfte, die vier Monate später schon vollendet sein sollte, ihre Verheerungen bereits begonnen. — Er war erstaunlich abgemagert und sein Auge bereits so verloschen, daß er sich vorlesen lassen und seine Briefe diktiren mußte, dieselben nur noch mühsam mit seinem Namen unterzeichnend. Doch bei der lebhaften, enthusiastischen Rede, mit der ich Alles von ihm anströmen ließ, was ich in der Seele trug, bei den erhabenen Naturbildern, die ich bei ihm vorüberführte, richtete er sich, wie wundersam gestärkt, immer mehr empor, er, der nie die so heiß ersehnten Alpen und die italischen Seen seines Albano zu sehen vermocht, er so vorzugsweise der Verherrlicher des Frühlings! Kaum hatte ich so eine halbe Stunde unter den Seinen gesessen, als er plötzlich Punsch verlangte. Lautes Jubelgeschrei seiner Kinder ertönte bei diesem Verlangen. Dasselbe war immer das Anzeichen höchster Herzensbefriedigung gewesen, und es war so lange her, daß er ein solches Verlangen nicht geäußert!

Und von diesem Abende an beschloß Jean Paul, mich für die Dauer seines Lebens an seiner Seite zu haben. Nachdem ich noch ihm seine damaligen Bedenklichkeiten bei einer ihm angetragenen Herausgabe seiner sämmtlichen Werke beseitigt und ihn dazu ermuthigt, erbielt ich, nach Dresden zurückgereist, sehr bald von

ihm folgende, auf jenen Abend meiner Alpenerzählung hindeutende Zeilen:

„Was Sie auf dem Stuhle gesäet und ich auf dem Canapee, fängt schon an zu grünen, und meine sämmtlichen Werke sollen daraus hervorgehen. Meine Frau wird Ihnen sagen, in wie weit Sie ferner dabei eine hilfreiche Hand leisten können. Möge Ihr Leben immer mehr Ihrer Alpenreise gleichen, wo die Mühen ebenso zu den Schönheiten gehörten, als die Aussichten auf den Berggipfeln."

Ihr Jean Paul Fr. Richter.

Gewiß, dies hochherzige, milde, so oft zu den Sternen aufblickende Wesen hat die Erde leicht gefunden, als die Stunde, sie zu verlassen, ihm bald darauf schlug.

Spanische Reisebriefe.

Von

E. A. Roßmäßler.

VII.

Murcia.

Murcia.

Nachdem ich seit dem 1. Mai in dem Garten Murcia die jungfräulichen Reize eines südspanischen Frühlings-Erwachens genossen habe, will ich versuchen, Ihnen ein Bild von dieser wunderschönen Stadt und ihrer Umgebung zu malen, und von dem Wege, der mich hierher geführt hat.

Wäre ich aus Deutschland durch Zauberei plötzlich nach la Granja versetzt worden, durch welches mich mein Weg von Alicante hierherführte, ich würde geglaubt haben, in eine Scene aus Tausend und einer Nacht versetzt zu sein.

Doch ich bitte Sie, sich mit mir neben den Major auf den Bock der Diligence zu setzen; an die Stelle, wo mir zur Linken ein junger, steifer Engländer saß, der den Auftrag übernommen zu haben schien, unmingt von unnennbaren Reizen der Natur eine Geschichte Napoleons (des Großen) zu lesen.

Elche, die erste Stadt, durch die wir kamen, ist selbst in Spanien berühmt, wegen ihres Reichthums an Palmen. Ich hatte schon viel von den „Palmenwäldern Elche's" gehört, hatte aber nicht geglaubt, daß das Wort Wald so buchstäblich zu nehmen sein würde, wie es wirklich zu nehmen ist. Der Weg läuft buchstäblich eine Zeit lang im Schatten zahlloser Palmen, die trotz ihrer kahlen schlanken Stämme doch ein fast undurchsichtiges Dickicht bilden, weil die Bäume von allen Größen sind, und die niedrigen sogar fast noch üppigere Kronen haben, als die hohen. Von Elche an blieb uns lange Zeit die mächtige buntfarbige Sierra de Crevillente zur Rechten, während die Sierra Callosa sich quer vor unsern Weg legte, als wollte sie mit ihrer finsteren Miene uns den Eintritt in das Paradies wehren, welches im Süden dicht hinter ihr beginnt. Sie verläuft ziemlich genau von Ost nach West. An ihrem östlichen Ende, etwa eine kleine Stunde noch von ihr entfernt, liegt la Granja, dann kommt Coj *, dann Callosa. Wir durchflogen mit unseren fünf Mauleseln diese Strecke in wenig mehr als einer Stunde, und während derselben glaubte ich die Bilder einer Zauberlaterne, erfunden von der glühenden Einbildungskraft eines morgenländischen Dichters, an mir vorübergleiten zu sehen. Es ist schwer, einem derselben vor den übrigen den Vorzug zu geben; doch steht la Granja am lebendigsten vor meiner Erinnerung. Es ist ein kleiner Ort, von mehr italienischer als spanischer Bauart, d. h. die Häuser haben nicht platte, sondern sichtbare niedrige Dächer mit mächtigen hellfarbigen Hohlziegeln gedeckt. Die meist kleinen Häuser überragt die blaue Azulejos-Kuppel der Kirche. Azulejos sind kornblumenblaue, glacirte Dachziegel. An jedem Hause fast schien ein Gärtchen zu sein, denn zahlreiche Palmen und Cypressen, oft ziemlich von der Größe unserer Pappeln, ragten überall empor. In naher Ferne senkte die düstere kahle Sierra Callosa die phantastischen Felsen ihres östlichen Fußes herab. Rechts die Sierra Crevillente und links die Ebene des Rio Segura — dies zusammen bildete ein Bild, wie meine an schönen Bildern so überreiche Reise bis jetzt kein schöneres geboten hat.

Bei Callosa überschritten wir den Fuß der gleichnamigen Sierra, der sich links am Wege noch einmal zu einem von einem Castell gekrönten Felsen erhebt; und nun waren wir in dem glücklichen Bereiche eines raslos spendenden Wohlthäters. Dieser Wohlthäter ist der Rio Segura. Er macht eine ungeheure Strecke Landes zu einem Garten, welche ohne ihn eine unbewohnbare Oede sein würde. Es ist schwer, sich einen Begriff von der Sorgsamkeit und raffinirten Wasserausbeutung einer Vega oder Huerta zu machen, wie man die bewässerten Distrikte nennt. Ohne Zweifel ist diese wunderbare Meisterschaft in der Bewässerung ein Erbstück der Mauren, eins der sehr wenigen, welche christlicher Fanatismus nicht zerstört hat. Bei Alicante sah ich auf den staubigen oder steinharten Feldern nur verschmachtende nothreife Halme — hier unabsehbare Fluren, das lebenspendende Wasser schlürfender Feldfrüchte. Der Regen hat hier eine völlig andere Bedeutung als bei uns in Deutschland. Er ist hier fast nur der Milderer der sengenden Sonnengluth. Ja ich möchte im Ernste glauben, daß der mureianische Landmann es dem Regen wenig Dank wissen würde, wollte

* In beiden Namen lautet das j wie ein rauhes ch, hinten im Gaumen ausgesprochen; Coj also Koch; la Grangcha.

er ihm die Unterhaltung seiner Acequias und Azaches (zu- und abführende Bewässerungsgräben) ersparen — weil er ihm zugleich seine Wege unfahrbar machen und ihn zum Wegebau zwingen würde. Das ist eine ganz eigene Sache. So weit ich die Vega von Murcia durchfahren und durchwandert bin, nirgends habe ich ein Steinchen von der Größe einer Haselnuß gesehen. Die tischgleiche Ebene ist eine mächtige Schicht bräunlich-grauen aufgeschwemmten (Alluvial-) Bodens, umbegt von den Sierra's und Montaña's (niedrigen Bergketten) und hier und da von einem Felskegel durchbrochen, wie eine Wiese von Maulwurfshügeln. Der fast gänzliche Mangel des Regens macht die gänzliche Vernachlässigung des Wegebaues — ausgenommen den camino real, eine prächtige Landstraße — wenig fühlbar, obgleich man im Stande aus einem Loche in das andere gehoben wird; wenn es einmal tüchtig regnet, so ist aber auch nicht fortzukommen.

Meine Besuche der Vega haben mir durchaus den Eindruck gemacht (schon auf meiner Fahrt von Calloss bis hierher, aber mehr noch auf meinen Ausflügen), als lebe hier das Geschlecht der Menschen in einem früheren Jahrtausend. Alles ist einfach und schlicht, ja sogar das große Murcia leidet an bundertlei Bedürfnissen deutscher und französischer Lebensgewohnheit bitteren Mangel. Wohl zehnmal schon habe ich im gastlichen Hause meines Freundes, der zu den reichsten Murcianern zählt, von uns unentbehrlichen und nicht unnothwendigen Dingen die Erwiederung gebört: das können Sie in Murcia nicht bekommen. Der Pflug, der dem Bauer sein weiches Feld umkehrt, ist noch ganz das alte römische Arattrum. Man hat hier keine Ahnung davon, daß in England und Deutschland die zweckmäßigste Einrichtung der Ackergeräthe in bundertelei Weise eine förmliche Wissenschaft ist. So groß Murcia ist, es zählt mit der natürlich dünn bevölkerten Vega über 50,000 Einwohner, so ist es doch nur eine Ackerbau und mit den Erzeugnissen desselben Handel treibende Stadt.

Die Stadt liegt am linken Ufer des Segura; mit ihr ist durch eine steinerne Brücke eine kleine Vorstadt, Barrio de San Benito, verbunden. Wie gewöhnlich in großen katholischen Städten wimmelt Murcia von Kirchen und Geistlichen. Auf die Beschreibung der ersteren lasse ich mich aber nicht ein, denn sie gehören nicht zu Natur und Menschen, die allein den Gegenstand meiner Mittheilungen ausmachen.

Das französische Element, welches in Barcelona so sehr hervorstach, ist hier, ausgenommen die Tracht der Männer in der Stadt, zumeist verschwunden. In einer Gesellschaft vornehmer Murcianer, in welcher ich eine Landpartie nach einer Posada der malerischen Montaña del Puerto de Cartagena machte, konnte ich mich mit meinem Freunde französisch unterhalten, ohne unbenommene Zuhörer zu haben; nur Einer verstand etwas von der Weltsprache!

Die Frauen tragen durchgängig die Mantilla. Ich habe nur zwei französische Damenbüte gesehen, denn diese nationelle Bezeichnung muß man wohl denselben geben. Aber höchst abenteuerlich ist die Tracht der Bewohner der Huerta. Wenn man eine Gesellschaft derselben nach Deutschland versetzen würde, so würden alle Kinder jubeln, daß wieder einmal — Seiltänzer bei ihnen eingekehrt seien. Ihre Kleidung ist so leicht und luftig, wie nur möglich. Auf dem Felde tragen sie über dem weißen Hemd blos eine buntfarbige Weste von deutschem Schnitt, mit großen kugelförmigen, silbernen Knöpfen an kleinen Kettchen, eine rothe Schärpe und schneeweiße Leinwandhosen. Letztere reichen bis an das Knie und sind so weit, daß es ausfieht, als haben die Leute das Hemd zwischen den Schenkeln mit einigen Stichen zusammengebeftet. Unter dem nackten Knie tragen sie bis an die Knöchel reichende Strümpfe ohne Socken, und die Füße sind mit echt antiken Sandalen, Alpargata, aus Hanfgeflecht bekleidet. Außer der Arbeit tragen die Landleute eine deutsche, meist dunkelblaue Tuchjacke und die malerische Manta. Als Kopfbedeckung eine kegelförmige, schwarzsammtne Mütze, die ringsherum etwa 4 Finger breit in die Höbe getrümpt ist. Die Frauen und Mädchen, meist von untersetzter Gestalt, während die Männer kräftige, hohe Gestalten sind, lieben bunte Farben und tragen das Haar, namentlich am Domingo, Sonntag, in breiten Flechten auf dem Hinterkopfe mit silbernen Nadeln festgesteckt. Von den berühmten spanischen Tänzen habe ich nur erst einen, die Malagueña*, tanzen sehen. Mehr als der ohne Grazie ausgeführte Tanz unterbielt mich das meisterhafte Castagnettenspiel — hier Castañuelas — und der schreckliche Gesang, mit welchem eine alte Frau zu einer Guitarre die Tanzenden begleitete. Dennoch beneidete ich die Leute um den Tanz, gegenüber unserem deutschen Rasen auf den „Tanzböden," den Gräbern der Sittlichkeit und der Gesundheit.

Diese Huertabewohner sind unermüdet beschäftigt, nach fest bestimmter Reihenfolge, ihre Gärten, denn das sind sie mehr als Felder, zu bewässern und zu bearbeiten. Weizen und Bohnen (nämlich die sog. Saus oder Pferdebohne, Vicia Faba) herrschen vor. In die Weizenstoppel säen sie noch Mais — der bei uns als Hauptfrucht nicht reif wird. Auf den Getreidedecken stehen außerdem noch zahllose Maulbeerbäume, denn die Seidenzucht Murcia's ist sehr bedeutend. Ueberall mischen sich die graurindigen knorrigen Feigenbäume dazwischen. Diese reiche Belaubung giebt der Huerta von einem hoben Punkte der Stadt aus gesehen ein ungemein heiteres Ansehen. Zwischen den genannten Bäumen ragen hier und da, namentlich um die ansehnlichen Landgüter der reichen Murcianer, die schlanken Palmen und Cypressen hoch empor. Und dennoch schleicht ein finsterer Dämon durch dieses Eden — das Wechselfieber, welches die zahllosen Gräben ausbauchen.

In diesem Augenblicke hat die Huerta für den Ununterrichteten einen sonderbar traurigen Anblick: fast vor jedem Hause sieht man — eine weiß behangene Todtenbahre stehen. Es sieht aber blos so aus; es sind die Gestelle für die eben ausbrechenden Seidenräuchen.

In meinem nächsten Briefe, den Sie wahrscheinlich aus Granada erhalten werden, will ich Ihnen Einiges über spanisches Leben mittheilen.

* Der Buchstabe ñ, den der Spanier, deutsch ausgesprochen, einfach nennt, hat man mit ausnisprechen: Malagnemnia. Das i ist sehr kurz und klingt etwas wie unser j.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Biede in Leipzig.

N°. 35. 1853.

Familien-Blatt. — Verantwortlicher Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich ein ganzer Bogen mit Illustrationen.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 10 Ngr. zu beziehen.

Das Begegnen in der Oper.

Novelle von Amely Bölte.

Ein warmer Juliabend hatte sich auf Albion's weite Metropolis herabgesenkt. Die Sonne, die heute glühende Strahlen versendet, neigte sich unter rothen Wolkendecken dem westlichen Horizonte zu, und Blumen und Blätter, die sich vor der Gluth des Tages gebeugt, erhoben sich von dem frischen Athemzuge, der säuselnd durch die Atmosphäre strich. —

In den weiten Parks, die sich inmitten London's ausbreiten, wurde es stiller und stiller. Die bunte Modewelt, zu Wagen und zu Roß, war heimgeeilt, ihr Mittagsmahl einzunehmen, und die Stiefkinder der launigen Fortuna, denen keine Pänaten ein Heim! zuriefen, waren bei dem ersten Dämmern des Abends die einzigen Gäste, die hier umherschlenderten. Oede und still war es auf den weiten, sonnenverbrannten Rasenstrecken, — diesem Bette der Armuth, die ihr Nachtlager noch nicht aufgesucht; fast kein Laut war hörbar, als nur von ferne das ewige Rollen und Rasseln der Wagen in den endlosen Straßen, das dumpf, gleich einem fernen Meeresbrausen, das Ohr des einsam Wandernden berührte.

Ein schöner Sommerabend ist eine seltene Erscheinung in diesem Klima, und um so dankbarer zu begrüßen; aber wenige nur genießen diese Spende der Natur. Die Laden schließen sich, Handel und Wandel haben ihr Ziel erreicht, der Comptoirist verläßt seinen Posten, die Modistin setzt ihr Hütchen auf, und die Straßen London's wimmeln von einer neuen Bevölkerung, als die war, welche der Tag gebracht. Es ist die Betriebsamkeit, die jetzt lustwandeln geht und in dem Garten des Herrn Athem zu schöpfen begehrt; aber nicht das Feld kann sie suchen und nicht die Flur; nicht den sprossenden Halm kann sie belauschen und nicht die keimende Saat; der Abend hat sich gesenkt, Tausende von Gasflämmchen ersetzen die Helle des Tages, und aus diesem endlosen Lichtmeer führt kein Pfad zu des Landmannes einfacher Hütte.

Räume sind es daher und immer wieder Räume, die diese abendlichen Lustwandler aufsuchen. Für die Grisette giebt es einen Ball, für den Commis einen Club, und für den kleinen Kaufmann Vauxhall und Eremome-Garten, mit Feuerwerk, Illumination und

Tanz. Wer sich höher versteigen will, besucht ein Theater in der Stadt und in seltenen Fällen sogar eine Oper. — Auch an Vorlesungen und andern Versammlungen zur Unterhaltung und Belehrung fehlt es allabendlich nicht. Das Ausgesuchteste aller Vergnügungen bleibt aber stets die italienische Oper in London, die ein Ensemble bietet, das seines Gleichen nicht kennt.

Auch im Jahre 1851 lag hier das Ziel alles weltlichen Begehrens. Lumley, der Director, hatte sich diesmal selbst überboten und einen Zusammenfluß von Talenten veranstaltet, die Alles übertrafen. Da war die Sonntag mit ihren Nachtigallentönen, da war Grisi, da war die kleine kugelrunde Alboni mit dem Glockenspiele ihrer reichen Altstimme, und würdig ihr zur Seite stand Ida Bertrand; da waren noch ein halbes Dutzend bedeutender Talente, um jede Nebenrolle zur Vollendung zu bringen, und endlich erschien zum Schlusse die Tochter eines kleinen deutschen Landpredigers, Fräulein Cruvelli, — um sich die gesammte Künstlerwelt so wie das Publikum zu Füßen zu legen. Eine solche Norma hatte noch kein Theater gesehen, eine so umfangreiche Stimme, mit einer so reinen Höhe und Tiefe hatte nur allenfalls eine Catalani besessen; und dazu eine schöne Gestalt und 21 Jahre! — Dies' ist die höchste Vollendung! rief Emanuel Garcia, dessen Urtheil in der musikalischen Welt für entscheidend gilt.

Der Vorhang war eben aufgezogen, die Cruvelli hatte die Scene betreten und athemlos horchte das zum Ersticken gefüllte Haus. Kein Laut regte sich, kein Hüsteln war noch vernehmbar.

Da wurde in einer kleinen Loge, die schon über der Bühne lag, leise angepocht, und ein Herr, der dieselbe bis dahin allein innegehabt, erhob sich, um der unwillkommenen Störung nachzuforschen.

„Ist dies die Theaterloge?" fragte eine weibliche Stimme, und eine schlanke, jugendliche Gestalt in eleganter Morgentoilette trat ihm vor der jetzt geöffneten Thüre entgegen.

„Zu dienen, Madame!" versetzte der so Angeredete und verneigte sich überrascht vor dem schönen Gaste.

„Dann habe ich mein Ziel erreicht," versetzte die hohe Fremde und trat ein, um von einem Platze Besitz zu nehmen. —

Der Herr schloß die Thüre und folgte ihr dann in den Vordergrund der engen Loge, die nur zwei Stühle faßte. „Vielleicht geben Sie meinem Sitze den Vorzug, Madame?" fragte er höflich, indem er mit artiger Handbewegung andeutete, daß ihr die Wahl zustehe.

„Ich bin vollkommen zufrieden mit meinem Platze," antwortete sie mit einer verbindlichen Verneigung des schönen Hauptes und nahm ihre Lorgnette hervor, um auf die Bühne zu schauen. Julius Piat setzte sich und versuchte ihrem Beispiele zu folgen, aber es wollte ihm kaum gelingen. Jede kleinste Bewegung seines vis-à-vis, ein Knistern des Kleides, eine Bewegung der Hand zog sein Auge von der Bühne, und er gewahrte dabei zugleich, daß sein Blick nur mechanisch dort geweilt und seine Gedanken sich neben seiner unbekannten Nachbarin verloren. Er wußte bereits, daß ihr Kleid himmelblau und ihr Haar lichtblond sei; er wußte, daß aus dem weiten hängenden Spitzenärmel eine kleine Hand in enganschließendem weißen Glacehandschuh hervorsah; er wußte, daß jedes Lächeln eine Reihe Perlenzähne und die holdesten Grübchen hervorrief, in denen der kleine Gott selber zu wohnen schien. Warum also sich nicht freuen an dem Schönen, das ihm so nahe war? Nur fürchtete er, sie durch den dreist auf sie gerichteten Blick zu kränken, sonst wahrlich hätte er der Oper heute auch keinen Schein von Aufmerksamkeit mehr geschenkt.

Jetzt fiel der Vorhang, der erste Act war vorüber, und die Pause mochte Jeder nach Wohlgefallen ausfüllen. Der junge Mann sprang auf, lehnte sich über die Brüstung, musterte das Theater und maß jetzt mit bedächtigen Schritten einige Male die kleine Loge. Die junge Dame legte ihr Opernglas bei Seite, fächelte sich Kühlung und las dann den Theaterzettel. „Erlauben Sie, daß ich mich Ihres Textbuches einen Augenblick bediene, Herr Piat?" redete sie den mit verschränkten Armen auf seiner Stuhllehne Ruhenden an.

Herr Piat? — So wußte sie seinen Namen? — Er starrte sie in sprachloser Verwunderung an, und einige Minuten vergingen, ehe er seiner wieder so weit bewußt wurde, um die erwartete Antwort zu ertheilen. — „Ja so! Sie wünschten das Textbuch," sagte er verlegen; „es steht Ihnen mit Vergnügen zu Diensten." Er lehnte sich über seinen Stuhl um es ihr zu reichen, war aber so ungeschickt, es fallen zu lassen. „Verzeihen Sie!" stammelte er und bemühte sich, das kleine Heft vom Boden aufzuheben, „die Nennung meines Namens hat mich verwirrt gemacht. Ich begreife nicht, woher Sie ihn kennen."

„Das ist ungalant," versetzte sie mit schelmischem Lächeln, während sie in dem ihr gebotenen Büchlein blätterte; „wir haben es gerne, wenn man uns ein klein bischen Allwissenheit zutraut." —

„Ich glaubte, Allmacht sei das Attribut, das schönen Frauen zukäme; und mit Recht. Können sie ja doch mit einem Blick beseligen und vernichten, — einen Himmel schaffen, oder den Unglücklichen, der nicht zu gefallen verstand, in die siebente Hölle verbannen. — Aber Allwissenheit? — Sie verzeihen, Gnädige! wenn ich Ihnen hier kein Vorrecht vor uns zugestehe."

Sie lächelte und blickte schelmisch zu ihm auf. „Soll ich Ihnen sagen, warum Sie mir diese Eigenschaft absprechen?"

„Gern! und ich werde sehen, ob sich Ihre Allwissenheit auch dabei erweist."

„Sie sind neugierig wie unsere Urgroßmutter. Es liegt Ihnen nur daran zu wissen, wie und wo ich Ihren Namen erfahren. Nicht so?"

„Ich kann Ihnen wirklich nicht widersprechen," sagte er lachend. „Ich begreife durchaus nicht, wie ich Ihnen bekannt sein konnte, ohne daß ich Sie je gesehen."

„Das ist in der That höchst wunderbar, besonders da auch ich Sie nie erblickt, Sie mir also auch völlig unbekannt waren."

„Aber mein Name? Sie nannten mich doch; — oder hätte mir das etwa geträumt?"

„Wachend allenfalls; denn ich sprach ihn wirklich aus, Herr Piat."

„Sie kannten mich also nicht und kannten mich doch?" sagte er verwundert.

„Verzeihen Sie! Ich kannte Sie nicht, ich nannte Sie nur. Aber — um Ihrer Neugierde keine härtere Probe aufzuerlegen — Madame Carlotta hatte mir von Ihnen gesprochen und daß Sie diese Loge mitunter besuchten. Auch war sie es, die mir diesen Platz überließ."

„Ach! Nun verstehe ich!"

„Wie sich das ganze wunderbare Räthsel in einfache Prosa auflöst. So geht es leider oft im Leben!"

„Leider!" wiederholte er seufzend.

„Und doch will man den Augenblick nicht festhalten, will alle Räthsel gelöst sehen."

„Nicht ich. Das trifft bei mir nicht zu."

„Nicht?" fragte die Dame gezogen mit einem schalkhaften Lächeln.

„Nicht im Allgemeinen; wirklich nicht. Ich bin ein Kind des Augenblicks, und freue mich des Scheines der Dinge, ohne ihrem Warum nachzuforschen. Ich bin kein praktischer Mensch, ich lebe in der Welt meinen Ideen und verlange von der Erde nichts als eine Seele, mich zu lieben."

„Und hat die Erde Ihren Wunsch gewährt?"

„Noch nicht, aber sie wird es, ich zweifle daran nicht," sagte er und sah ihr tief in das Auge. Sie senkte erröthend den Blick und wandte ihn dann der Bühne zu, wo eben der zweite Act begonnen hatte. Die Cruvelli sang und spielte heute zu hinreißend, um nicht zu fesseln, und der Schluß dieses Actes fand das ganze Haus in Bewegung, Sträuße flogen von allen Seiten und nur eine Stimme des Beifalls war hörbar. Auch Julius Piat hatte sein Bravo ertönen lassen und seine Hände dem allgemeinen Sturme geliehen. Als jetzt eine Stille eintrat, bemerkte seine Nachbarin:

„Wunderbar! Wie dieses Mädchen einen Conflict von Leidenschaften darstellen kann, von denen ihr junges Leben keine Ahnung hat."

„Keine Erfahrung, meinen Sie; denn darin liegt ja eben die Macht des Genies, daß es sich in alle Zustände zu versetzen weiß, bis es davon, wie von der Macht der Wirklichkeit, ergriffen wird. Der Dichter, der Künstler sind groß durch dieses Intuitive ihrer Natur. Nur wer nicht aus sich heraus kann, ist zum Geschäftsmanne tauglich, dem die Wahrheit einseitig vorliegen muß, der nur den eng vorgezeichneten Pfad verfolgen kann."

„Und welcher Laufbahn haben Sie sich bestimmt, wenn ich so fragen darf?"

„Keiner. Ich tauge für Beide nicht. Mir fehlt die Form für die Erste und die Neigung für die Zweite. Ich kann mich freuen am Schönen, aber ich kann es nicht hervorbringen."

„Glücklich für Sie, daß Sie nur genießen dürfen, daß kein „muß" Sie zwingt, selbst schaffen und leisten zu sollen."

„Meinen Sie mit dem muß die leere Börse, so möchte dieser Mahner wohl öfter vor der Thüre stehen, als mir lieb ist; aber ich leihe ihm ein taubes Ohr und lebe unbeirrt fort. Geht es dann in Europa nicht länger, so bieten mir die Wälder Amerika's immer noch Freiheit, Luft und — Einsamkeit."

„So glauben Sie wirklich, Sie könnten Europa eines Tages ein Lebewohl sagen und auf Alles verzichten, was Ihnen die Kunst bietet?"

„Gewiß! — Nur nicht allein. Wie die Pflanze die Sonne erstrebt, so bedarf ich der Liebe. Finde ich das Wesen, das die Natur mich zu ergänzen geschaffen, dann wird die Natur der Tempel, wo ich opfere."

„Aber ein großer Entschluß für ein Mädchen, in eine so fremde, ferne Welt hinaus zu ziehen."

„Es ist ein Prüfstein ihrer echten Liebe. Gilt ihr auf dieser Welt noch etwas höher, als der Mann ihrer Wahl, dann taugt sie mir nicht, dann sind wir nicht für einander geschaffen, und unsere Liebe war eine Täuschung der Sinne. Würden alle Verbindungen unter diesen Bedingungen geschlossen, so wäre es wirklich wie im Himmel geschehen, und das tiefsinnige Sprichwort hätte seine rechte Bedeutung gefunden."

„Sie scheinen der Meinung, daß die Natur für jeden Mann eine Frau geschaffen, und daß diese herauszufinden seine Aufgabe sei."

„Allerdings! Und wie könnte es anders sein? — Nur das Gleiche sucht das Gleiche und gesellt sich zu einander."

„Woran aber das Gleiche erkennen?"

„An der innern Beziehung. An dem Verstehen auch ohne Worte."

„Und wenn man sich irrt?"

„Man irrt sich nicht, wenn man sich nicht irren will. Der Irrthum, wo er begangen wird, entsteht durch die befangenen Sinne; und sollen diese für uns über ein ganzes Leben entscheiden? — Der Mensch hat, indem er dies geschehen ließ, eine große Verantwortung, der Menschheit gegenüber, auf sich geladen. Die Folgen sind unberechenbar." —

„Ich habe diese Theorie nie aufstellen hören."

„Und findet dieselbe in Ihrer Brust ein Echo, das ein Amen dazu ruft?"

„Ich glaube ja."

„Dann verstehen wir uns."

Die junge Dame wurde verlegen und fächelte sich Kühlung zu. „Sehen Sie die unvergleichliche Stellung der Cruvelli! Wir haben uns Beide den Vorwurf zu machen, nicht achtsam genug auf das uns Nächstliegende gewesen zu sein. Wir kamen die Oper zu sehen, und verplaudern die Vorstellung."

„Sie haben sich in diesem Augenblicke noch einen andern Vorwurf zu machen, der härter trifft."

„Und welcher wäre das?" fragte sie überrascht durch den Ernst seines Ausdruckes.

„Sie sind nicht wahr gewesen."

„Wie meinen Sie das?"

„Sie wissen es. Sie wissen, daß unser Gespräch Sie näher anging, als die Vorstellung der Cruvelli. Sie konnten sich und mich nicht täuschen wollen."

Sie erröthete tief. —

„Sie sind mir so fremd, Herr Piat, daß die Wendung, die unsere Unterhaltung nahm, mich in Ver-

legenheit setzte. Ich wünschte daher davon abzubrechen, und verfuhr vielleicht nicht ganz geschickt dabei, wie Ihr Mißfallen mir andeutet."

„Sie folgten der Mode. Sie sprachen wie die Welt es lehrt; wer aber eine höhere Wahrheit erkennt und sucht, der darf in diesem Tone nicht reden."

„Ich gestehe das zu, aber — läßt es sich denn vermeiden, so lange man in der Welt lebt, nicht unwahr zu sein? — Die Höflichkeit ist meistens doch Lüge."

„Die Höflichkeit der Welt — nicht die des Herzens, und das bleibt doch die erste Höflichkeit. — Außerdem giebt es aber für die Frauen noch so manche Regeln des Schicklichen, die alle in das Gebiet der Lüge streifen; darf ich Sie bitten, in Bezug auf diese über sich zu wachen?"

„Der Einzelne muß mit dem Strome schwimmen, Herr Piat."

„Sagen Sie, der Einzelne darf nicht gegen den Strom schwimmen, so gebe ich Ihnen recht. Lassen Sie uns' aber keins von Beiden thun, sondern am Ufer sitzen und von da aus in die Fluthen schauen."

„Ist es aber nicht unsere Mission, das Leben mitzuleben, ein Glied in der großen Kette zu sein, Herr Piat?"

„Gewiß! — Aber das Glied kann einen stärkeren oder kleineren Ring haben, es kann sich bilden, wie es will."

„Oder wie die Umstände es wollen."

„Nicht doch, Verehrteste — wie soll, wie darf ich Sie nennen? Sagen Sie einen Namen, bei dessen Nennung ich mir Ihr Bild zurückrufe."

„Nennen Sie mich Susanne."

„Und weiter?"

„Reicht das nicht hin?"

„Nicht ganz. Schriftlich würde ein Vorname keine Dienste leisten."

„So nehmen Sie meine Karte!" sagte sie lächelnd, indem sie ihm ein Blättchen aus ihrem Etuis reichte und sich zugleich erhob, um die Loge zu verlassen.

„Sie gehen schon?" sagte Piat und sah ihr mit vorwurfsvollem Blicke zu.

„Ein muß treibt mich von hinnen," sagte sie seufzend.

„Man muß nur das, was man zugleich aus Neigung thut," versetzte er einwendend.

„Meine Erfahrung hat mir leider immer das Gegentheil bewiesen, vielleicht aber geht es den Männern hierin besser. Vielleicht müssen Sie nur, wo sie auch wollen."

„Und warum sollte eine Frau dies nicht ebenfalls können?"

„Sie kann es, aber sie wird ein Paria der Gesellschaft."

„Aber doch nicht deshalb, weil sie die Oper eine halbe Stunde später verläßt, als Sie so eben beabsichtigen?"

„In meinem Falle, gewiß. Der Diener wartet meiner; um elf Uhr kann ich mit Anstand heimgehen, um zwölf Uhr nicht."

„Da habe ich wieder etwas gelernt," versetzte Piat mit leichter Ironie. „Also auch die Zeit hat ihr Stichtenregister. Sei es denn! Sie haben dieses unerbittliche Gesetzbuch ja nicht entworfen, so muß ich Ihnen die Grausamkeit wohl verzeihen, die mich um eine schöne Lebensstunde ärmer macht. Vielleicht darf ich aber den Weg mit Ihnen zurücklegen? —"

„Gern, wenn Ihre Füße damit einverstanden sind."

„Sie wurden nie berufen, mir einen lieberen Dienst zu leisten," versetzte Piat und bot der jungen Dame den Arm, um sie die enge Stiege hinab zu führen, die durch die Maschinerien der Coulissen hinter die Bühne führte, die man durchkreuzen mußte, um den Ausgang zu gewinnen. Hier sah es jetzt bunt aus. Man war mit Vorbereitungen zum Ballet beschäftigt, von allen Seiten bupften Nymphen und Götter und eilten der Bühne zu, um im Hintergrunde derselben noch einmal die Stellungen zu probiren, die das Publikum bewundern sollte. Niemand dachte dabei an den Andern, Jeder hatte augenscheinlich nur sich im Sinne, war nur auf seinen Erfolg bedacht und wenig bekümmert um das Ganze.

(Schluß folgt.)

Der Sund.

Die jüngsten Verwickelungen im Orient gaben uns in Nr. 24 der Gartenlaube Gelegenheit, auf die Bedeutung der Dardanellenstraße und des Bosporus hinzuweisen: heute führen wir den Leser an eine andere Meerenge, den Sund, der, wenn auch weit entfernt von dem Schauplatze, wo die türkische Frage spielt, doch für dieselbe eine nicht geringe Bedeutung hat. Sollte nämlich Rußland wegen der Türkei früher oder später in einen Kampf mit dem europäischen Abendlande verwickelt werden, so müßte es, um sich völlig frei bewegen zu können, vor irgend einer feindlichen Diversion in der Ostsee gesichert sein. Das Erscheinen einer bedeutenden feindlichen Seemacht in diesem Meere würde nicht nur die russischen Operationen zu Lande bedeutend hemmen, sondern auch die gesammten Küstenstädte, ja selbst die Hauptstadt St. Petersburg, ernstlich bedrohen. Der Schlüssel zur Ostsee ist nun aber der Sund, und nur durch diese können die Feinde Rußlands in die Ostsee gelangen. Es ergiebt sich demnach, von wie großem Interesse es für Rußland ist, seine Politik in Dänemark, in dessen Händen sich der Sund befindet, zum entschiedenen Uebergewicht zu bringen, was ihm bisher auch vollständig gelang.

Der Sund, eigentlich Oresund, zieht sich zwischen

Die Festung Kronborg bei Helsingör.

der dänischen Insel Seeland und der schwedischen Landschaft Schonen als neun Meilen lange Meerenge hindurch, welche die Ostsee mit dem von der Nordsee gebildeten großen Meerbusen, das Kattegat, (also die Ostsee mit der Nordsee), verbindet. Der Sund ist die „gewöhnliche" Durchfahrt für die Schiffe, welche aus dem einen dieser Meere in das andere segeln; doch ist er nicht die einzige, denn außer durch ihm stehen beide Meere auch durch den kleinen und großen Belt in Verbindung. Der kleine Belt, der die Insel Fünen von Jütland trennt, verengert sich bei Friedericia bis auf eine Viertelmeile, so daß ihn diese für uns Deutsche so verhängnißvoll gewordene Festung vollkommen beherrscht. Der sich bis zu $2^1/_2$ Meile erweiternde große Belt trennt Seeland und Laaland von Fünen und Langeland. Beide Belte aber sind ihrer vielen Sandbänke und der heftigen Strömung aus der Ostsee wegen höchst gefährlich zu befahren, so daß sie für die Schifffahrt so gut wie nicht vorhanden sind und höchstens zur Vermittelung des Küstenverkehrs dienen.

Der Sund kann mithin eigentlich als die einzige Verbindungsstraße zwischen der Ostsee und Nordsee betrachtet werden, und wird als solche auch, so wie die beiden Belte, seit den frühesten Zeiten von Dänemark beherrscht. Dieses benutzte den ihm von der Natur gebotenen Vortheil von jeher zur Erhebung des bekannten Sundzolles, der an dem Zollhause zu Helsingör von allen durchgehenden Handelsschiffen, dänische nicht ausgenommen, zu entrichten ist. Ueber die Rechtmäßigkeit des Sundzolls ist seit Jahrhunderten gestritten worden, und wenn ihn Dänemark überhaupt erheben kann, so hat dies seinen Grund nur darin, daß der Sund an der schwedischen Seite zu seicht ist und mithin alle Fahrzeuge nahe an der dänischen Küste passiren müssen. Im Laufe der Zeit ist der für den Handel so drückende Sundzoll durch verschiedene Verträge mit den europäischen Mächten anerkannt worden. Es geschah dies nicht etwa, weil Dänemark im Besitz des Sundes selbst die Macht gefunden hätte, seinen Ansprüchen Geltung zu verschaffen, sondern weil es die ihm aus dem Sundzoll zufließende Einnahme als eine durchaus unentbehrliche Finanzquelle geltend zu machen wußte. Der Sundzoll, der dem Staate jährlich mehr als 4 Million Thaler einbringt, ist nicht für alle Nationen der gleiche. Die Franzosen, Engländer, Holländer und Schweden zahlen 1 Procent vom Werth ihrer durchgeführten Waaren, die übrigen Flaggen zahlen $1^1/_4$ Procent; am Lästigsten ist die Durchsuchung, welcher alle fremde Schiffe von Seiten der dänischen Zollbeamten ausgesetzt sind. Die Zahl der jährlich passirenden Schiffe beträgt ca. 20,000. Verhandlungen über den Sundzoll haben bis in die neueste Zeit herein stattgefunden, und namentlich hat Preußen einige, doch nicht wesentliche Modificationen zu erlangen gewußt.

Bei Helsingör oder Elsenör, einer Stadt von 8000 Einwohnern, wo der Zoll erhoben wird*, verengert sich der Sund bis auf eine halbe Meile. Noch einige hundert Ellen schmäler ist er bei der in der Nähe Helsingörs auf einer Landspitze stehenden Festung Kronborg oder Kronenburg, welcher gegenüber die schwedische Festung Helsingborg liegt. Durch Kronborg, das mit starken Wällen und breiten Gräben umgeben ist und ein regelmäßiges Viereck bildet, wird der Sund beherrscht. Die Festung wurde in den Jahren 1577—85 angelegt und hundert Jahre später erweitert und stärker befestigt, nachdem ihr in der Zwischenzeit einmal von den Schweden unter Wrangel am 6. Sept. 1658 der Jungfernkranz entrissen worden war.

Wir haben im Anfange auf die militärische Wichtigkeit des Sundes für Rußland hingedeutet, was gleichzeitig die Wichtigkeit dieser Meerenge für Dänemark selbst in sich schließen muß. Der Sund erinnert uns hierbei an die Dardanellenstraße, mit der er sich überhaupt zu manchem Vergleich eignet. Wenn wir schon sagten, daß durch Jenen Rußlands Feinde müssen, um in die Ostsee zu gelangen, so müssen sie hinwiederum durch letztere Straße, um in das schwarze Meer zu kommen. Wie ferner aus dem mittelländischen Meere eine feindliche Flotte nur unter dem mörderischen Feuer der Dardanellenschlösser weg nach Konstantinopel segeln kann, so führt für feindliche Schiffe der Weg aus der Nordsee nach Kopenhagen nur unter den Kanonen Kronborgs vorüber. Die ganz besondere Bedeutung dieser letztern Position wäre übrigens nur in der Neutralität zu suchen, welche z. B. Dänemark beim Ausbruch eines Kampfes zwischen England und Rußland für sich in Anspruch nehmen würde, und England geneigt wäre, eine solche Neutralität vollständig zu respektiren, in welchem Falle einzig und allein Rußland für seine Ostseeländer nichts zu fürchten hätte. Die Passage durch den Sund selbst zu wehren, vermögen aber im andern Falle die dänischen Geschütze in Kronborg nicht. Die Erzwingung der Durchfahrt hat allerdings ihre Mißlichkeiten, wie denn schon die bloße Besahrung des Kattegat eine höchst beschwerliche ist, daß jedoch dessenungeachtet durch den Sund zu kommen ist, haben die Engländer bereits zweimal bewiesen.

Als der Frieden von Lüneville 1801 geschlossen wurde, blieb England, das die Friedensbedingungen verwarf, als alleiniger Gegner Napoleon's übrig. Es ging dabei so weit, den zwischen Rußland, Dänemark und Schweden geschlossenen Neutralitätsvertrag als eine ihm gemachte Kriegserklärung zu betrachten, weshalb der berühmte Nelson den Auftrag erhielt, die Fahrt durch den Sund zu erzwingen. Er that dies auch, ohne große Gefahr zu erleiden, und erschien am 2. April 1801 mit zwölf Linienschiffen auf der Rhede von Kopenhagen, wo er der dänischen Flotte eine blutige, doch unentschiedene Schlacht lieferte. Nach dem Frieden von Tilsit (Juli 1807), welcher Rußlands und Frankreichs Einigung zu Stande brachte, sah sich England abermals ohne Bundesgenossen in dem Kampfe gegen Napoleon. Eine Erörterung, von welchen Gründen die englische Politik damals geleitet wurde, gehört nicht hierher, genug der englische Admiral Gambrier fuhr im September 1807 abermals durch den Sund, bombardirte Kopenhagen vier Tage lang und führte die ganze dänische Flotte mit sich fort.

* Fast alle Seehandel treibende Nationen sind deswegen hier durch Consuln vertreten.

Man braucht mithin keinen allzugroßen Respekt vor dem Sunde zu haben, und sicherlich würden wir bei einem Kriege, wie er sich in jüngster Zeit entspinnen zu wollen drohte, die Passage des Sundes abermals von den Engländern erzwungen sehen. Die große im Hafen zu Spithead versammelte, mehr als 4000 Feuerschlünde zählende Dampfflotte war auch allem Anscheine nach hierzu gegebenen Falles bestimmt, und von dem Pulver, das sie vor einigen Wochen in großartigen Manövres blindlings verpuffte, hatten die alten englischen Seewölfe wohl einen ganz andern Gebrauch zu machen gehofft.

Wanderungen durch die Sternenwelt.

Von Ferdinand Stolle.

Der Fixsternhimmel.

(Zweiter Artikel.)

(Farbenpracht der Sterne. — Ab- und Zunahme des Sternenglanzes. — Veränderliche Sterne. — Wahrer und scheinbarer Standpunkt der Himmelskörper.)

Wir haben im vorigen Artikel von der Anzahl, der Eintheilung und der Bezeichnung der Fixsterne gesprochen. Bevor wir zur Beantwortung der Frage übergehen: wie weit sind jene Sterne von der Erde entfernt, sei erlaubt, noch auf einige eigenthümliche Erscheinungen am Sternenhimmel aufmerksam zu machen.

Daß unter der Beschaffenheit jener Sonnen eine außerordentliche Mannigfaltigkeit stattfinden muß, das lehrt vor Allem die mannigfache Farbenpracht, die freilich erst durch bedeutende teleskopische Hilfe dem Beschauer sichtbar wird. Das Licht der Sterne ist keineswegs bei allen weiß oder gelblich, wie es dem unbewaffneten Auge erscheint. Es giebt eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Fixsternen, die in allen Farben und Farbenschattirungen glänzen. Wir haben orange, grüne, blaue, violette, ja selbst purpurrothe, granatfarbene und aschgraue Sterne. Fast die Hälfte der Sterne leuchtet in gelblichem Lichte mit theilweise schwacher farbiger Schattirung. Die Anzahl der in vollkommenem Silberlichte strahlenden beträgt ungefähr ein Fünftel. Eben so groß ist die Anzahl der orangefarbenen. Für die übrigen Farben bleibt daher nur ein schwaches Zehntheil übrig. Der jüngere Herschel giebt ein Verzeichniß von 76 rubinfarbenen Sternen des Südhimmels. Einige erscheinen wie Blutstropfen. Bisweilen findet man — z. B. im Sternbilde des südlichen Kreuzes — über hundert Sterne von rother, blauer, grüner Farbe so zusammengedrängt, daß sie, durch große Fernröhre betrachtet, wie ein Geschmeide von bunten Edelsteinen prangen. — Man hielt früher diese verschiedenen Sternenfarben für eine optische Täuschung; spätere Forschungen haben jedoch bewiesen, daß diese Farben jenen Himmelskörpern eigenthümlich sind. Ein Beweis dafür ist auch, daß es Sterne giebt, die im Laufe der Jahrtausende — freilich in anderem Sinne als im politischen Leben der Menschen — ihre Farbe gewechselt haben. So kennt das hohe Alterthum z. B. den Sirius als einen rothen Stern — die Römer nannten ihn darum canicula rubra — während er heutzutage in vollkommen weißem Lichte strahlt.

Aber nicht blos ihre Farbe, hauptsächlich auch ihre Lichtstärke ändern die Fixsterne mit der Zeit. Es giebt manchen Stern, der früher weit heller funkelte als gegenwärtig, und wieder manchen, der jetzt heller leuchtet als früher. So ist z. B. der Stern Atair im Bilde des Adlers erst in den letzten Jahrhunderten zu einem Sterne erster Größe emporgewachsen. Ein noch auffallenderes Beispiel bietet der bekannte Himmelswagen. Alle sieben Sterne haben in gar nicht zu langen Zeiträumen ihre Lichtstärke geändert und zwar in so hohem Grade, daß jener Radstern, welcher den drei Deichselsternen zunächst steht und der uns als Stern dritter Größe erscheint, früher zu den hellleuchtendsten gehörte; also um eine volle Sternenlichtgröße gesunken ist.

Eine nicht minder merkwürdige Erscheinung am Fixsternhimmel gewähren eine Anzahl Sterne, deren Lichtwechsel vollkommen periodisch, deren Lichtab- und Zunahme von den Astronomen auf das Genaueste berechnet und die deshalb veränderliche Sterne genannt werden. Solche Sterne kennt man bis jetzt einige zwanzig. Einer der merkwürdigsten dieser Gattung befindet sich im Sternbilde des Wallfisches und er führt seiner wunderbaren Erscheinung wegen auch den Namen Mira, der Wunderbare. Dieser Stern glänzt bisweilen als Stern zweiter Größe, leuchtet allmälig schwächer und schwächer, bis er dem unbewaffneten Auge unsichtbar wird. Hat er sein kleinstes Licht erreicht, steigt er wieder zur frühern Größe. Die Zeit seiner Abnahme dauert gewöhnlich 66 Tage; seine Zunahme etwa 40 Tage. Doch haben in der Ab- und Zunahme Schwankungen stattgefunden. So brauchte er im Jahre 1840 61 Tage, um von der sechsten zur zweiten Größe aufzusteigen und 50 Tage, um zur größten Kleinheit herabzusinken. — Ein anderer Stern mit periodischem Lichtwechsel ist ein Stern der zweiten Größe, Namens Algol im Sternbilde des Perseus. Dieser hat das Eigenthümliche, daß er binnen 69 Stunden nur 8 Stunden lang eine Verdunklung erleidet. Die Abnahme, wo er von der zweiten Größe zur dritten herabsinkt, dauert vier Stunden, die stärkste Verdunklung währt nur achtzehn Minuten; dann steigt er binnen vier Stunden wieder zur frühern Größe, in welcher er ungeschwächt bis zur nächsten Verfinsterung leuchtet.

Die Astronomen haben mehrere Muthmaßungen aufgestellt, wodurch sie diesen periodischen Lichtwechsel zu erklären suchen. Sie sagen: die veränderlichen Sterne sind wahrscheinlich Sonnen, die sich wie die unsre um ihre Axen drehen und ähnliche Flecken in ihrer Lichthülle zeigen. Kehren sie uns die fleckenlose Seite zu, müssen sie natürlich glänzender erscheinen; und lichtärmer, sobald die dunklere Seite hervortritt.* Alsdann nimmt man dunkle Körper an, die nach Art unserer Planeten sich um jene Sonnen bewegen und sobald sie zwischen unser Auge und den Centralkörper treten, denselben zeitweilig verfinstern. Eine dritte Ansicht geht dahin, daß jene periodischen, lichtwechselnden Sterne keine Kugel-, sondern Linsengestalt hätten und darum uns bei ihrer Axendrehung bald die volle, bald die schmälere Seite zukehrten. Diese Meinung gilt jedoch für sehr gewagt.

Eine noch wunderbarere Erscheinung aber als selbst die periodisch veränderlichen Sterne bieten die sogen. neuen Sterne dar. Obschon nur selten, — von 1500 bis 1800 sind nur acht beobachtet worden — leuchten urplötzlich große, zeither unbekannte Sterne auf, die eine Zeitlang prachtvoll strahlen, in der Regel einem Farbenwechsel unterworfen sind, nach einiger Zeit schwach und schwächer werden, bis sie den Augen entschwinden. Der merkwürdigste dieser Sterne erschien im Jahre 1572. Der große Astronom Tycho de Brahe kehrte eines Abends von seinem chemischen Laboratorium heim. Plötzlich gewahrt er zu seinem nicht geringen Erstaunen einen zeither völlig unbekannten großen, herrlichen Stern im Bilde der Cassiopeja. Sein Glanz kam dem der Venus in ihrem stärksten Lichte gleich, so daß scharfe Augen ihn selbst am Tage erkannten. Tycho de Brahe, als er diesen Stern zuerst erblickte, glaubte seinen eigenen Augen nicht zu trauen. Er rief einige Leute herbei. Alle sahen den Stern. Derselbe nahm bereits im selben Jahre von seinem Lichtglanze ab, bis er nach siebzehn Monaten völlig unsichtbar wurde. Er unterlag während seines Erscheinens dem merkwürdigsten Farbenwechsel. Im Anfang strahlte er in silberweißem Lichte, ging dann durch das Gelbliche in's Rothe über und nahm vor seinem Verschwinden wieder eine schwache Silberfarbe an. Man hielt ihn daher früher für eine in Flammen aufodernde Welt. Später hat eine freundlichere Ansicht Platz gewonnen. Es ist nämlich nicht ganz unwahrscheinlich, daß dieser Stern in gewissen periodischen Zeitläufen schon früher da gewesen. Man hat sogar eine Periode von dreihundert Jahren ausfindig gemacht. Demnach müßte er noch im Laufe dieses Jahrhunderts wiederkehren und würde alsdann den veränderlichen Sternen von längerer Periode beizuzählen sein. Eine höchst merkwürdige und noch nicht erklärte Erscheinung bei den neuen Sternen ist ihr urplötzliches Aufflammen und zwar im höchsten Glanze, während die Lichtabnahme nur nach und nach stattfindet.

* Auch die eben besprochene nicht periodische Ab- und Zunahme des Sternenlichts will man durch Anhäufung oder Verminderung von dunkeln Stellen — ähnlich unsern Sonnenflecken — in der Lichtatmosphäre jener Welten erklären.

Alle Weltkörper, die wir am Himmel erblicken, Sonne, Mond, Fixsterne, Planeten und Kometen, stehen in der Wirklichkeit nicht an dem Orte, an welchem wir sie sehen, sondern stets etwas tiefer. Nur diejenigen Sterne, die grade über uns, im Scheitelpunkte leuchten, erscheinen fast an dem Punkte, den sie im Weltraume wirklich einnehmen. Diese Erscheinung erklärt sich folgendermaßen. Unsere Erdkugel ist bekanntlich mit einer Lufthülle, die wir Atmosphäre nennen, umgeben. Die Lufthülle besteht aber aus zahlreichen Luftschichten von abnehmender Dichtigkeit; je weiter sie sich von der Erde entfernen, desto dünner werden diese Schichten. Nun denke man sich einen Stern, der Millionen Meilen draußen im Weltall steht, also weit erhaben über unserer Lufthülle, die ungefähr zu sechs Meilen Höhe angenommen wird; er sendet den Lichtstrahl nach unserer Erde. Dieser Lichtstrahl, sobald er auf die äußerste Luftschicht trifft, wird nach einem bekannten physikalischen Gesetze gebrochen; ebenso wie das Licht eines Stabes gebrochen wird, den man in eine klare Wasserfläche hält. Bei der nächsten Luftschicht erfolgt eine abermalige Brechung und so durch all die verschiedenen Schichten, daß der Lichtstrahl, ehe er unser Auge trifft und Kunde von der fernen Welt giebt, in den unterschiedlichen Luftschichten eine gekrümmte Linie beschreibt. Wir sehen nun natürlich den Stern in derjenigen Richtung, welche sein Lichtstrahl in der uns zunächstgelegenen Luftschicht genommen hat. Fällt der Strahl jedoch senkrecht auf unser Haupt und Auge herab, dann kann er sich nicht brechen und darum erblicken wir die Sterne im Zenith fast in ihrer natürlichen Stellung. Die Abweichung des scheinbaren Standpunktes von dem wahren nimmt ab, je mehr sich der Stern dem Horizonte nähert und sie erreicht unmittelbar am Horizonte ihre größte Ausdehnung, wo sie einen halben Grad oder eine Vollmondsbreite beträgt. Befinden wir uns also auf dem Meere oder in einer Ebene, wo der Horizont weder durch Berg noch Wald verdeckt ist und der Mond oder die Sonne stehen mit dem untersten Stande ihrer Scheibe grade auf der Horizontlinie, so sind beide Himmelskörper in der Wirklichkeit noch nicht aufgegangen. Sie würden sofort verschwinden, wenn eine allmächtige Hand urplötzlich die Lufthülle oder Atmosphäre hinwegziehen wollte; denn eben der Strahlenbrechung in dieser Lufthülle verdanken wir es, daß wir die himmlischen Lichter beim Aufgange ein paar Minuten früher erblicken und beim Untergange länger genießen. Für die Bewohner der Polargegenden ist diese Strahlenbrechung von wesentlichem Nutzen. Da bei ihnen die Sonne sich geraume Zeit am Horizonte entlang bewegt, so bekommen jene Völkerschaften das Sonnenlicht wochenlang früher zu Gesicht, ehe die Sonne in Wirklichkeit über ihrem Horizonte steht, und genießen es wochenlang noch, wenn die Sonne in Wirklichkeit schon untergegangen ist, durch welche wohlthätige Einrichtung der Natur die lange Polarnacht wesentlich verkürzt wird. — Die Berechnung des wahren Standes der Sterne bei den mannigfachen Strahlenbrechungen in den verschiedenen Luftschichten gehört aber zu einer der schwierigsten Aufgaben der Astronomie.

Blätter und Blüthen.

Weiße Sklaven in England. Onkel Tom und die großartige Petition der englischen Damen hat einzelne Männer und Zeitungen auf den Gedanken gebracht, zuzusehen, ob es innerhalb der weiten Grenzen englischer Besitzungen nicht auch etwas abzuschaffen gäbe und ob alle englische Unterthanen wirklich so frei seien, daß man sich schon genöthigt sähe, sich um die Freiheit in andern Welttheilen zu bekümmern.

Da ist's denn bald herausgekommen, daß England in seinen indischen Besitzungen allein wenigstens zwanzigmal so viel Sklaven habe als Amerika. Ein Mann in Manchester, Mr. Bright, hat in einer öffentlichen Rede bewiesen, daß auf jeden englischen Sklaven in Indien jährlich blos eine halbe Elle Kattun komme, in Amerika auf jeden schwarzen Sklaven 10 Ellen. In Amerika behandle man die Sklaven wenigstens als Hausthiere und als Arbeiter, die Geld machen und deshalb gut gehalten werden müssen. Die Engländer in Indien dagegen nähmen den unterjochten Indiern Alles, was sie eben kriegen könnten, ohne sich weiter darum zu kümmern, daß man ihnen auch künftig wieder etwas nehmen könne.

Doch das ist zu weit gegangen. England hat innerhalb seiner engern Grenzen in Europa auch mehr weiße Sklaven als Amerika schwarze. Dahin gehören fast alle Fabrikarbeiterinnen und Mädchen, die mit der Nadel arbeiten, auch viele Pächter, Buchhalter und Kaufmannsdiener, vor Allem aber die Londoner Omnibuskutscher mit ihren Conducteurs. Wenigstens 3000 Omnibus (ohne die Cabs und Droschken, die bis zu 12,000 steigen) durchkreuzen die ungeheuren Ausdehnungen Londons alle Tage von 8 Uhr Morgens bis 12 Uhr des Nachts. Jeder Omnibus beschäftigt durchschnittlich 3 Personen. Manche Omnibus-Eigenthümer haben 4—800 Pferde. Zu jedem Omnibus werden 12—14 Pferde gehalten. Jedes Pferd macht durchschnittlich nur eine große Tour durch London und hat außerdem wöchentlich einen Ruhetag. Die Pferde, mit theurem Gelde bezahlt, werden gut behandelt; aber die Kutscher und Conducteure, die umsonst zu haben sind, ohne Ruh und Rast abgequält, bis sie vor Krankheit und Alter nicht mehr können. Dann steigen Andere auf ihren Platz und Niemand bekümmert sich mehr um sie. „Ruhen Sie aus, wenn Sie todt sind!" gab ein Omnibus-Eigenthümer einem seiner Kutscher zur Antwort, als er ihn um einen „Sonntag" zum Ausruhen bat. Jeder Omnibus befördert durchschnittlich 300 Menschen täglich, 2000 die Woche, alle 3000 also 6 Mill. wöchentlich oder 300,000,000 im Jahre, ein Drittel so viel, als die ganze Erde Bewohner hat. Die Einnahmen daraus betragen jährlich etwa 28 Millionen Thaler, die ein Kapital von etwa 210 Millionen Thalern verräsentiren. Ungefähr 44,000 Menschen sind die Sklaven dieses so angelegten Kapitals, die Meisten mit Weibern und Kindern, mittelbar also 30—40,000 Sklaven in einer einzigen Geldverwerthungsanstalt einer einzigen englischen Stadt. Viele Männer sehen ihre Kinder Jahre lang blos schlafend, im Bett.

Die Omnibuskutscher werden von „Zeitbaltern" (time-keepers) controlirt. Der Time-Keeper ist ein Mann, der Jahre lang alle Tage ohne Ausnahme von 9 Uhr Morgens bis 11 Uhr Nachts ununterbrochen an einer bestimmten Straßenecke steht oder auch zuweilen sitzt und die Zeit verzeichnet, in der jeder Omnibus vor ihm vorbeifährt. Er frühstückt, ißt Mittag und Abendbrod immer auf der Straße, an derselben Ecke, immer allein, ohne Unterschied, mag die Sonne auf seine Schüssel brennen oder Regen und Schnee hineinfallen. Auf seine Familie, seine geistigen Bedürfnisse, seine Ansprüche als Mensch wird nie die geringste Rücksicht genommen. So ist's mit dem Kutscher, so mit dem Conducteur.

Der Begriff der Sklaverei ist sonach in dem freien Lande sehr vollkommen ausgebildet und verwirklicht.

Wären die Leute Geld werth, wie die Pferde, der Eigenthümer würde sie wohl ziemlich eben so menschlich behandeln, wie diese Pferde; er würde finden, daß die Leute besser gedeihen, wenn man ihnen zuweilen einen Ruhetag gönnte. Aber da sie kein Geld werth sind (finden sich doch zu der Stelle jedes unbrauchbar Gewordenen ganz umsonst Dutzende —), so verbraucht er sie ohne die geringste Rücksicht auf die Folgen, denen die Opfer unterliegen.

Die Heiligung des Sabbaths ist in unserer modernen Zeit eine Heuchelei, ein Spott geworden; die Nothwendigkeit des Sonn-, Feier- und Ruhetags aber um so ernster und dringlicher. Die einförmige Berufs- und Fabrikarbeit zerstört den Menschen geistig und körperlich, wenn er sich nicht öfter erholen, erheben und an der Fülle des Lebens mit andern Bildern, als denen seiner dunkeln Arbeitshöhle, bereichern kann. Ein Volk ohne Sonn- und Feiertage muß bald moralisch und materiell versinken. Jeder muß in bestimmten Fristen eine Zeit leben, wo er seinen von Arbeit gekrümmten Rücken erheben, sein müdes Auge aufschlagen kann zum blauen Himmel und weiden auf der grünen Erde. Er muß sich erholen, erheitern und Welt und Leben überschauen können, um nicht zu erblinden und zu verdummen in einem ewigen, einförmigen Arbeitskäfig.

Aber freilich selbst die eifrigste Sabbatharianer wagt es dieser industriellen, dampfbeschwingten, golddurstigen Zeit gegenüber nicht mehr, auf eine absolute Sonntagsfeier zu bestehen. Einige und zwar nicht wenige, müssen auch Sonntags arbeiten, wenn diese moderne Welt nicht jeden Sonntag so aus den Fugen gerathen soll, daß man allemal die ganze Woche zu thun hätte, sie nur wieder in Ordnung zu bringen. Dienstboten, Bäcker, Zeitungsfeger, Postbeamte, Seeleute, Aerzte werden immer auch des Sonntags arbeiten müssen. Man wird nun allerdings auch nicht

verlangen oder es wenigstens nie dahin bringen, daß Sonntags jeder Christ seine Hände in den Schooß legen und seinen Blick zum Himmel erheben könne. Aber dahin muß es jede anständige Staatsgesellschaft bringen, daß die Sklaverei abgeschafft werde. Am Besten fangen Weiße damit an, Sklaven ihrer Nachbarschaft und Farbe zu befreien, d. h. ihnen die Möglichkeit zu geben, als Menschen zu leben, und sie von dem Fluche zu erlösen, unter dem sie, ärger behandelt wie Thiere, sich ohne Unterbrechung hinopfern müssen.

Aber kann London ohne Omnibus an Sonntagen bestehen? Es könnte vielleicht an Sonntagen, aber dann nicht an den Wochentagen. Ohne Omnibus wären Tausende von Menschen nicht im Stande, in die freie Luft zu kommen, sich zu erholen. Ohne Erholung würden sie während der Woche unter ihrer Arbeit erliegen.

Also keine Erlösung für diese 11,000 Menschen? Vom „unchristlichen" Standpunkte wäre man bald fertig und verlangte einfach Stellvertreter, wenn die Andern ausruhen. Der christliche Engländer ist aber damit nicht zufrieden und verlangt für jeden Christen einen christlichen Sonntag, nicht blos einen Ruhe- und Erholungstag. Es ist ächt englisch, wie man sich hier zu helfen sucht.

Ein englisches Blatt sagt: Warum haben starkgläubige Juden so gern christliche Dienstboten? Weil diese ohne Gewissensbisse an ihren Sabbathen arbeiten können. Nun warum machen wir's nicht ebenso? Laßt uns an Sonnabenden für die Juden arbeiten, damit die Juden an unsern Sonntagen unsere Arbeit thun. „Die Juden haben ihre weltgeschichtliche Aufgabe noch nicht gelöst, sonst wären sie längst als solche verschwunden, wie andere Völker. Es ist noch etwas Grünes an ihnen, aus dem Blätter und Früchte hervorbrechen wollen. In ihnen steckt noch ein Geheimniß, das aufbewahrt wird für einen bestimmten günstigen Zeitpunkt. Ein Theil dieses Geheimnisses ist ihr Sabbath. Er wird mit dem christlichen Sonntage einen Bund schließen und die Sonntagsarbeit übernehmen, während die Christen es sich zur Pflicht machen, Sonnabends für die Juden zu arbeiten."

Das ist, wie gesagt, ächt englisch, gut hochkirchlich, wird aber wohl schwerlich zu dem Rufe hoher Weisheit kommen. Mit solcher christlichen Genialität befreit man weder schwarze, noch weiße Sklaven.

Wir wollen hier auch nicht medicinisiren, sondern schildern. Mit den Juden geht's nicht, so lange die christlichen Engländer noch alle Tage, und besonders an Sonntagen, überall wie hungrige Raben über die Omnibusse herfallen, um hinein oder hinauf zu kommen, ehe sie „voll" sind. Die Omnibus-Eigenthümer befriedigen nur ein starkes Bedürfniß des Publikums, indem sie Tag für Tag so billig als möglich überall Omnibus laufen lassen.

Die Schuld der „Sklaverei" liegt also nicht in den Omnibusherren, sondern in der ganzen englischen, christlichen Gesellschaft. Sie „machen" alle eben so rücksichtslos gern „Geld," wie die Amerikaner und die ostindische Kompagnie, die als Bestandtheil der englischen Regierung 60 Millionen Sklaven viel schlechter behandelt, als die Amerikaner ihre wenigen. In Amerika drüben ist man nur ehrlicher. Der Engländer ist in seiner Gläubigkeit viel feiger, und nirgends giebt es so viele Heuchler, als unter den Engländern. Die Omnibusherren, statt ehrlich vor die Oeffentlichkeit zu treten oder sich zu bessern, suchten nur „den Schein zu retten" und als Sklavenbesitzer zugleich gute Christen zu bleiben.

Unlängst erschienen Zeugnisse von Omnibuskutschern und Conducteurs in den Zeitungen mit einer schweren Menge Unterschriften zu Gunsten der Omnibusherren. Wir haben die besten Herren, die beste Behandlung, die beste Bezahlung, hieß es darin, wir sind glücklich mit Weib und Kind und danken es unsern Brodherren. Möge der Himmel sie dafür reichlich belohnen!

Diese Zeugnisse hatten sich die Omnibusherren selber geschrieben. Die zahlreichen Unterschriften dazu bekam man von den freien Männern auf folgende Weise.

An den Endpunkten der Omnibuslinien sind fast ohne Ausnahme Bierhäuser mit mehreren Zimmern. Wenn nun ein Omnibus angekommen war, wurden Kutscher und Conducteur in ein solches Zimmer gerufen und ihnen der Wunsch geäußert, das beigte Zeugniß zu unterschreiben. Es stehe ganz in ihrem Belieben, ob sie wollten oder nicht; aber wenn sie die Gefälligkeit nicht hätten, würden sofort ein anderer Kutscher und ein anderer Conducteur vom Omnibus draußen Besitz nehmen.

Die freien Kutscher und Conducteure sahen im Geiste ihre bleichen Frauen, ihre vor Hunger schreienden Kinder und — unterschrieben.

Der amerikanische Schwarze hat 10 Ellen jährlich von eurer Baumwolle, der englische Unterthan in Indien eine halbe, und die Hälfte der Fabrikarbeiter im Mittelpunkte des Reichs ihren ersten Ruhetag am ersten Tage ihres Todes.

N. S. Die jüngste Arbeitseinstellung der Londoner Droschkenkutscher (nicht zu verwechseln mit den hier geschilderten Omnibuskutschern), welche durch eine die Fahrpreise herabsetzende Parlamentsbill hervorgerufen wurde, hat übrigens in ihrem Verlaufe und Ausgange gezeigt, daß wenigstens dieser Theil der Londoner Kutscher seine Unabhängigkeit zu wahren wußte und vielmehr dem Parlament und gesammten Publikum in gewisser Weise ihre Sklaverei ihm gegenüber zu fühlen gab. D. Red.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 36. 1853.

Familien-Blatt. — Verantwortlicher Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich ein ganzer Bogen mit Illustrationen.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 10 Ngr. zu beziehen.

Das Begegnen in der Oper.

Novelle von Amely Bölte.

(Schluß.)

Höchst seltsam nehmen sich diese vereinzelten Bestrebungen aus, und traurig und reizlich war der Eindruck, den sie hinterließen! Es war das Bild der großen Weltbühne, der Cultus des Ich in seinem Schmuck als Pantomime. Und der Mond, den man jetzt eben aufzog, die Wolken, die den Horizont nur dunkeln sollten, der Donner, den man eben sanft versuchte, das Alles paßte vollkommen in diese Schöpfung, die der Menschengeist erfunden.

Piat und seine Begleiterin eilten schnell durch diesen Bühnenjahrmarkt, ohne daß Jemand Zeit gefunden hätte, sie auch nur durch einen Blick auf ihrem Wege anzuhalten. Draußen scheinen die Sterne hell. Auf diesen nackten Mechanismus der Kunst machte das einfache Walten der Natur, die scheinbare Ruhe bei der unendlichen Bewegung, die sich dem Auge nur durch den Gedanken verräth, einen wohlthätigen Eindruck. Es war eine laue Sommernacht. In den Straßen wurde es schon stille. Der Diener folgte mit einförmigem Tritte. Bald traten sie in den Park von St. James. Hinter dem Palaste der Königin zog eben die Mondscheibe herauf und warf ihr falbes Licht auf die ganze herrliche Umgebung. Die hundertäugigen Gasflämmchen erbleichten vor dem prächtigen Gestirne, und fügten sich darin, ihm zur Folie zu dienen. Der herrliche Thurm von Westminster aber, den kein Strahl getroffen, blieb in seine düsteren Farben gehüllt, und sprach zu dem blauen Nachthimmel mit ernster Mahnung von vergangenen Zeiten.

„Wie schön ist es hier;" rief Susanne überrascht. „Der Park nimmt sich nie so gut aus, wenn die Sonne scheint und es hier von Menschen wogt."

„Waren Sie nie zuvor des Abends hier? Wie viel entbehrten Sie da. Um Mitternacht hier zu wandeln, ist mein schönstes Vergnügen. Ich lasse dann oft finuend die Abendgebete dieser zwei Millionen Seelen an meinem innern Auge vorübergehen und sehe da Himmel und Hölle, Liebe und Haß, Tod und Leben, in wunderbar buntem Gemisch. — Welche Contraste des Lebens, des Denkens, des Empfindens hausen da beisammen! — Sie sollten hier mitunter Abends einsam wandeln."

„Sie scherzen."

„Keineswegs! — Warum auch?"

„Es würde sich ja nicht schicken."

„Nicht schicken, im Angesicht der Sterne zu lustwandeln? Gütige Allmacht! Man sieht es wohl, daß deine Hand das Buch nicht schrieb, worin diese Gesetze verzeichnet sind. Nicht wandeln im Angesichte eines gestirnten Himmels? Wem da die Seele nicht groß wird, wem da der Busen nicht schwillt, der hat die Natur so klein angelegt, daß er nicht einmal staunen kann vor ihrer Größe! — Wie schade, daß die Prüderie des Jahrhunderts auch hier ihren Maßstab anlegen mußte!"

„Aber allen Ernstes, Herr Piat! Meinen Sie wirklich, ein Mädchen könnte am Abend allein spazieren gehen?"

„Und warum nicht? — Was sollte sie abhalten? Der Anstand? Sagen Sie selbst, ob ein Spaziergang nicht anständig ist. Dagegen die so viel Preis gebende Toilette, die wir eben in der ersten Logenreihe gewahrten, diese verstößt allerdings gegen den Anstand, aber Niemand findet daran zu erinnern, weil es so Mode ist. Solche Widersprüche bilden unsere Sittengesetze. Es ist unglaublich, zu welchen Absurditäten wir damit bereits gekommen sind. Aber, — ich will mir den Augenblick nicht damit verderben, diesen Punkt zu erörtern. Wir haben leider Ihre Wohnung gleich erreicht. Sagen Sie mir nun nur noch eilig, wie, wo, wann ich Sie wiedersehen darf."

„Ich verlasse London übermorgen, um den Winter in Irland zuzubringen."

„So bald schon? — Aber morgen — wo verbringen Sie den morgenden Tag?"

„In Hause, mit Packen."

„Darf ich Sie besuchen?"

Sie schüttelte verneinend das Haupt.

„Den Besuch eines jungen Herrn anzunehmen, steht mir nicht zu. Ich lebe als Gesellschafterin bei einer irischen Dame, und die Regeln des Anständigen sind hier sehr eng zugeschnitten."

„Ich muß Sie aber doch wiedersehen? So treffen Sie mich morgen Abend bei Signora Carletti."

„Thue ich recht, wenn ich eine solche Verabredung mit Ihnen treffe?"

„Welche kleine Bedenklichkeit!"

„Gut denn! So will ich um sieben Uhr dort sein."

Die Hausthür stand schon weit geöffnet."

„Also Lebewohl denn für heute!" rief Piat, ihre Hand ergreifend, und sah sie mit einem Blicke an, der ihr tief in die Seele ging. „Auch in der Ferne bleiben Sie mir noch, wachend und träumend: das Leben kann uns trennen, aber wiederfinden müssen wir uns, das steht fest in mir."

Susanne erwiederte leise den Druck seiner Hand und schlüpfte in das Haus. Piat weilte noch eine Minute lang auf der Schwelle desselben, dann trat er langsam und sinnend seinen Rückweg an. —

„Susanne an eine Freundin.

Liedof den 1. Januar.

„Sie schelten, theure Anna, daß Ihnen auf drei Briefe keine Antwort geworden, während mir, bei der Einsamkeit, in der ich hier lebe, nicht einmal die Entschuldigung bleibe, daß es mir an Zeit zum Schreiben fehle. Sie haben Recht, ich habe keine Entschuldigung und verdiene Ihre Vorwürfe vollkommen. Ja, noch mehr, ich klage mich selbst auf das Härteste deshalb an, und habe dennoch, trotz dieses Bewußtseins meiner sich täglich mehrenden Schuld, nicht zu dem Entschlusse kommen können, die Feder zu ergreifen.

„Was ich Ihnen zu sagen hatte, war zu schmerzlich, als daß ich es mit Leichtigkeit in Worte zu kleiden vermochte. Und hätte ich mich auf Mittheilungen beschränkt, die das äußere Leben angingen, so hätten Sie zwischen den Zeilen gelesen, daß ein Schmerz an mir nage, und das Verschweigen desselben dem mangelnden Vertrauen zugeschrieben. Das hätte Sie gekränkt, und kränken wollte ich Sie nicht. So schwieg ich denn, bis ich Muth hatte zu reden.

„Wo nun aber anfangen? Mit Empfindungen oder mit Thatsachen? Ach! Sie ahnen auch jetzt noch nicht, was mich dieser Brief kostet! —

„Lassen Sie mich aber kurz sein.

„Es war im Juni des letzten Jahres, da traf ich in der Oper, in der sogenannten Künstlerloge, mit einem jungen Manne zusammen, der mir als höchst interessant in seiner idealen Auffassung des Lebens geschildert worden war. Er entsprach meiner Erwartung, ja, er übertraf sie, und Alles, was ich von dem harmonischen Zusammenschmelzen zweier Seelen geträumt hatte, fand sich hier verwirklicht. Er begleitete mich nach Hause und sein letztes Wort war ein Ausspruch, daß das Leben uns nicht mehr trennen könne.

„Wie ich mein Zimmer erreichte, welch ein Jubelgesang des Gebetes aus meiner Seele aufstieg, welche rosige Träume mich umgaukelten, das will ich Ihnen nicht beschreiben. — Am folgenden Morgen berührten meine Füße den Boden kaum. — Ich sollte ihn am Abend noch einmal wiedersehen, hatte versprochen, ihn um sieben Uhr bei Signora Carlotti zu treffen, und schwelgte in dem Gedanken dieses Wiedersehens. — Trotzdem daß Alles schon verpackt war, mußte mein himmelblaues Kleid, das mir am besten stand, doch wieder hervorgesucht werden, und trotz der vielen Geschäfte, die sich häuften, konnte die Zofe grade heute mein Haar durchaus nicht nach meinem Geschmacke aufwinden.

„Zur bestimmten Stunde war ich an Ort und Stelle und horchte auf jeden schallenden Tritt. Minute nach Minute verrann, aber Niemand kam. Ich wurde bleich vor Täuschung und Angst. Um acht Uhr wollte mich Lady Hexter in ihrem Wagen abholen und er konnte sich verspäten. Was dann? — Oh! Ich konnte es nicht anedenken. — Mit fieberhafter Angst folgte ich den Schlägen des Pendels und mein Puls diente demselben als beistimmender Pendant.

„Endlich schlug es wirklich acht und der Wagen fuhr vor. Ich hätte weinen mögen! — Und ich durfte nicht einmal sagen, was mich quälte, welche grausame Täuschung ich erfahren! — Lady Hexter wollte in die Oper fahren. Da saß ich nun neben ihr in der Loge und schaute hinüber nach dem Platze, wo ich gestern

so selige Stunden erlebt. Wer mochte heute meine Stelle dort einnehmen?

„Ich nahm mein Glas hervor und blickte genauer hin. Sah ich denn recht? Da saß ja Piat — und neben ihm eine Dame, mit der er sich eifrig unterhielt. O! Fluch über diesen Wankelmuth der Männer! Also auch er war nicht anders als sie alle; heute gefiel ihm die Eine, morgen die Andere. Aber unmöglich! — Seine Worte, die Wahrheit, die aus seinen Mienen sprach. — Ich lehnte mich weit vor, er sollte mich sehen, vielleicht kam er dann zu uns herüber. Aber er sah mich und — dennoch kam er nicht. Trostlos vergrub ich mich nun in den Schatten unserer Loge und Kopfweh vorschützend, nahm ich an nichts mehr Theil.

„Als wir endlich aufbrachen und ich mit weinenden Augen in den Wagen schlüpfen wollte, fühlte ich ein Papier in meine Hand gedrückt; woher es kam, konnte ich in dem Gedränge nicht unterscheiden. So wie ich nach Hause kam und mein Zimmer erreichte, entfaltete ich das Blättchen und fand mit Bleistift darauf geschrieben:

„Wo einmal Du vertraust.
Da traue ohne Wanken."
J. P.

„Das war von ihm, kein Zweifel! — Weinend sank ich auf meine Kniee und drückte schluchzend das Haupt in die Kissen, um endlich dem lange zurückgehaltenen Strom der Empfindung Luft zu gönnen. So war er doch noch derselbe! So hatte er mich nicht absichtsvoll täuschen wollen. — Warum aber war er ausgeblieben? — Warum sandte er mir nicht ein Wort der Erklärung? — Unter Zweifeln und Bangen, Hoffnung und Mißtrauen schwand die Nacht, und die Stunde der Abreise war da, ehe ich noch das Auge geschlossen.

„Nie war ich so ungerne von London geschieden, als eben heute! Er blieb ja dort. Nur ein Tag noch, und ich durfte hoffen, ihn zu sehen, ein Wort von ihm zu hören, das mich beruhigte; aber mit diesem Zweifel im Herzen zu scheiden, das war fürchterlich! —

„Wir kamen in Lisdof an. Der Kreislauf der gewohnten Tage begann, aber meine Gedanken waren ferne von meinen Beschäftigungen. Mechanisch verrichtete ich was mir oblag; aber Theilnahme und Interesse konnte mir nichts mehr abgewinnen. Ich legte schwarze Kleider an und trauerte, wie um einen Todten, um mein verlorenes Ideal. Die Menschen glaubten, es sei mir ein lieber Verwandter gestorben, und ließen mich gehen; was ich betrauerte, war leider mehr als todt für mich.

„Hier ist Ihnen nun das Räthsel meines langen Schweigens gelöst. Lassen wir die Sache hiermit aber beendet sein; jede Andeutung würde mir Schmerz machen, und der Rath und Trost, den Ihre Güte mir spenden möchte, könnte mir nur wehe thun. Also — sprechen wir nie mehr davon.

„Und nun leben Sie wohl, theure Anna, und schließen Sie mich in Ihr Gebet ein. — Daß ich heute nicht aufgelegt bin, zu gleichgültigen Dingen überzugehen, sondern hier schließe, werden Sie verzeihlich finden.

Ihre Susanne."

Der Winter nahte seinem Ende. Schon schmückte das erste zarte Grün die fruchtbaren Gefilde des feuchten Bodens, da rollte der Wagen Lady Hexter's, mit ihren schönen stolzen Rappen bespannt, rasch der Hauptstadt zu. Ein bleiches Mädchenantlitz, von einem schwarzen Krepphute überschattet, schaute zu einem der Wagenfenster hinaus. Es war Susanne, die heute zum ersten Male die Hauptstadt Irlands begrüßte, und mit achtsamem Blicke die Umgebung des reizend gelegenen Ortes musterte.

Lady Hexter wollte sich von der Langeweile ihres Landaufenthaltes erholen, willkommen war ihr daher die Nachricht, daß gerade heute ein ausgezeichnetes Concert stattfinde, in welchem der berühmte Sänger Peretti sich hören lasse. Billete zu den besten Sitzen wurden schnell noch bestellt und erhalten. Um acht Uhr fuhr der Wagen vor und als eben das erste Stück zu Ende war, trat Lady Hexter in Begleitung Susanne's in den Saal, den bereits eine glänzende Gesellschaft füllte.

Kaum hatte man sich gesetzt, so drängte sich ein Kreis von Herren heran, um Lady Hexter zu begrüßen. So leise diese sich auch nahten, so wirkte deren Begrüßung dennoch störend, besonders für Susanna, die der Musik mit ganzer Seele zugethan war und sich ungern einen Ton entgehen ließ. — Die Concerte in England sind sehr lang. Das Publikum sieht immer noch zu sehr auf die Quantität, ohne Einsicht der Unmöglichkeit, sein Ohr so viele Stunden lang ohne Anstrengung leiden zu können; und ein Concert soll ein Vergnügen und keine Arbeit sein. Die lange Pause, die die Hälfte der Stücke theilt, wird daher zu einer nothwendigen Wohlthat, ohne die man unfähig wäre, über die letzten Stunden hinauszukommen. — Eben war nun dieselbe eingetreten, und ein großer Theil des Auditoriums hatte sich entfernt, um Athem zu schöpfen, der Saal war daher vergleichsmäßig leer geworden und ein freier Blick über die Versammlung vergönnt. Susanna hatte ihr Auge träumerisch hier und dorthin gleiten lassen, ohne daß ein besonderes Interesse es irgendwo fesselte. Jetzt plötzlich färbte Purpurgluth ihre Wangen und ihre ganze Gestalt verlängerte sich. Was mochte ihr aufgefallen sein?

Wir folgen ihrem Blicke und bemerken bart an der Thüre, die in das Gemach führt, in welchem die Sänger sich aufhalten, einen bleichen jungen Mann gegen einen Pfeiler gelehnt, dessen Auge jetzt eben ihrem überraschten Blicke begegnet. Auch seine Wangen färbt jetzt Purpurgluth, er streicht sich das blonde Haar aus der hohen Stirne, steht einen Augenblick wie unschlüssig und tritt dann rasch vor. Susanne folgt seinen Bewegungen mit verhaltenem Athem. Ihr Sitz läßt einen freien Zugang zu; er steht jetzt neben ihr und bietet ihr seine Hand. Wer schildert das Glück dieser Minute? — Der Kummer eines ganzen Jahres, jeder Vorwurf, jedes Mißtrauen war mit einem Blicke dahin. „Susanne!" sagte er mit einem Tone, der tief in ihre Seele drang, „Susanne, Sie haben mich nicht vergessen?"

Sie zitterte. „Was brachte Sie hierher?" fragte sie bewegt.

„Das Schicksal, meine Ahnung, mein guter Stern. Wir mußten uns ja wiederfinden.“

„Doch kamen Sie an jenem Abende nicht?“

„Mißtrauten Sie mir deshalb?“

„Ich läugne es nicht, ich zweifelte und trauerte um Sie.“

„Trotz jener Zeilen, die ich Ihnen am Wagen reichte?“

„Sie beruhigten mich nicht.“

„Susanne!“ sagte er vorwurfsvoll, „dann haben wir uns nicht verstanden.“

Sie sah beschämt vor sich herab. „Ich konnte nicht anders, Herr Piat,“ sagte sie schmerzlich. „Es hat mir viele kummervolle Stunden gekostet.“

„Und diese Trauerkleider?“

„Sie gelten dem Zweifel, der mein Herz beschlich.“

„Arme Susanne! Ich zweifelte nicht, und kam nach Irland in dem festen Glauben, Sie zu finden. — Habe ich mich in irgend einem Sinne getäuscht?“

„Nein!“ sagte sie fest und schaute ihm in das Auge. „So werden Sie das Vertrauen gewinnen, das Ihnen das sociale Leben geraubt hat, und Ihrer innern Stimme wieder Gehör schenken lernen. Morgen früh komme ich zu Ihnen. Nennen Sie mir Ihre Wohnung.“

Die Musik begann von Neuem; das rückkehrende Auditorium trennte sie für jetzt und auch beim Hinausgehen konnte Susanne ihren Freund nur noch durch einen Blick begrüßen. Aber der kommende Morgen, der sollte ihn ja zu ihr führen und jedes Dunkel aufhellen. Trotz der Ermüdung der Reise war sie schon mit anbrechendem Tage wach und lange angekleidet, ehe noch das übrige Haus sich zu regen begann. Die Trauer war abgelegt, eine muntere Farbe hatte die Stelle vertreten und sich dem freudestrahlenden Gesichte angepaßt. So stand sie harrend am Fenster, jeder Männertritt auf der Straße trieb das Blut in ihre Wangen, jedes Klopfen an der Hausthüre vermehrte die Schläge ihres Herzens. Endlich um die zehnte Stunde wurde es draußen auf dem Gange laut und der Diener rief herein: „Herr Piat!“

Vierzehn Tage später in der Abendstunde sehen wir ein Schiff im Hafen von Dublin mit den Vorbereitungen zur Abreise beschäftigt. Passagiere gehen ungeduldig auf dem Deck auf und ab und harren des Zeichens, welches das Lichten der Anker bekundet. Am obern Deck stehen zwei Personen über den Rand gelehnt und schauen sinnig in die mit jeder Minute düsterer werdende Nacht hinaus. Der Herr hält die Hand der Dame in der seinigen, sein Blick leuchtet in hoher Befriedigung, während er sein Auge auf seiner Gefährtin ruhen läßt, die sich an ihn schmiegt, als wolle sie sich seiner Gegenwart noch erst recht versichern, indem sie der Küste den Abschiedsgruß zuwinkt.

„Noch ist es Zeit, Susanne,“ spricht eine tiefe, weiche Stimme. „Ein Wort der Reue oder des Bedenkens, und jenes kleine Boot führt Dich an das Ufer zurück.“

„Wie Du nur fragst, Julius!“ versetzt sie mit ruhigem Lächeln. „Wenn ich nun auch noch umkehren wollte, könnte ich denn, nachdem das große Wort: „und er soll Dein Herr sein,“ gesprochen?“

„Es ist eine Form, deren Sinn wir nicht mehr anerkennen.“

„Aber mein Herz sprach sein Amen dazu, und nimmt es auch jetzt nicht zurück. Und so laß uns denn getrost in Deine Wälder ziehen, mein Julius, und sei versichert, daß die Hütte, die Du mir bauest, stets meine liebste Heimath sein wird.“

Er zog sie sanft an sich und küßte sie leise. „Und Glauben und Vertrauen sei das Motto, das über unserer Schwelle geschrieben, und mit solchen Penaten trotzen wir einer Welt!“ sprach er feierlich, und blickte zu den Wolken auf, durch deren grauen Schleier eben ein Strahl des Mondes hervorbrach, um das Lächeln des Glückes zweier in Harmonie vereinigter Wesen aufzufangen.

Aus der Menschenheimath.

Briefe

Des Schulmeisters emerit. Johannes Frisch an seinen ehemaligen Schüler.

Eilfter Brief.

Der Kamm.

Wenn Du zu Deinem Nachbar, dem Schreiner oder zu dem Hufschmied des Dorfes gehst und ihnen ein Stündchen bei ihrer Arbeit zusiehst, so wird Dich's ohne Zweifel wie mich unterhalten, zu sehen, wie sie bald dies, bald jenes Handwerkszeug zur Hand nehmen, um ihre Arbeit damit zu fördern, je nachdem ein jedes dazu geeignet ist. Kommt man aber nun erst in die Werkstätten einer großen Stadt, wo die Meister, wenn sie ihren Vortheil verstehen und nicht träge Stillstandsmänner sind, immer die neuesten vervollkommneten Werkzeuge haben, so staunt man oft über die sinnreichen Verbesserungen, die der Mensch ausgedacht hat, um sich seine Arbeit zu erleichtern und seine Gewerbserzeugnisse immer mehr zu vervollkommnen.

Unsereiner zerbricht sich da oft den Kopf, wozu wohl das oder jenes Werkzeug bestimmt sei, bis es der geschickte Geselle zur Hand nimmt und uns durch den Augenschein darüber belehrt.

Ueberhaupt die Werkzeuge sollten wir, die wir nicht damit arbeiten, und die dies thun erst recht, nicht so gedanken- und empfindungslos ansehen, als es meist geschieht. Mir giebt ein einfaches Instrument, ein

Hobel, eine Säge, eine Feile, gar oft Stoff zu stundenlangem Nachdenken und erweckt in mir die wohlthuendsten Empfindungen.

Sind nicht diese und andere allgemein angewendeten Werkzeuge Ehrendenkmale, welche sich die Menschheit auf ihrem langen Culturgange gesetzt hat? Stelle einen Menschen neben einen Baum ohne etwas Anderes als seine Hände — und dann gieb ihm Axt und Säge und Keil und Hobel und Hammer und Bohrer — und diese kleinen Helfersbelfer vertausendfältigen die Kraft und Geschicklichkeit des vorher machtlosen Menschen, wie die Gnomen, die in Rübezahl's Reich dem Bergmann beistehen.

Wie kommt es nur, mein Freund, daß die Menschheit mit einemmale so dankbar geworden ist, und jedem Toutzetzer ein Denkmal setzt? Kein Mensch kennt und ehrt den Namen des Mannes, der den Hobel erfann. Ich habe noch von keinem Denkmale für den Hobelmann gehört. Lache nicht! Ich meine es ernst. Es fällt mir freilich nicht im Traume ein, ein Denkmal für ihn zu beantragen. Ich will durch meine Worte nur Dein Nachdenken für diese Wohlthäter der Menschheit wecken.

Oder wäre diese Benennung: Wohlthäter der Menschheit, für die Erfinder der Werkzeuge unpassend und übertrieben?

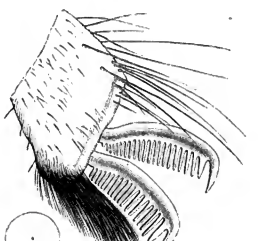
Ich glaube es nicht. Du hast mir in früheren Unterredungen mit Theilnahme und innerer Zustimmung zugehört, wenn ich Dir zu beweisen suchte, daß unsere geistige Hälfte durchaus nur von äußeren körperlichen Dingen abhängt. Du wirst mir also beipflichten, wenn ich einen so hohen Werth auf die Erfindung und Vervollkommnung unserer Werkzeuge lege und für die Unbekannten, denen wir dieselbe verdanken, eine hohe Verehrung fühle.

Doch sind denn auch immer jene Erfinder wirklich die selbstständigen Erfinder gewesen? Hat nicht vielmehr oft ein Vorbild in der Natur sie auf ihre Erfindungen geleitet? Wenn wir auch Letzteres gewiß in manchen Fällen zugeben müssen oder wenigstens voraussetzen können, so schmälert dies Jener Verdienst nicht. Denn die Allen freundliche Mutter Natur hat für ihre Erzeugnisse keine Patente genommen.

Diese Beziehung zwischen den menschlichen Erfindungen und manchen Dingen in der Natur, glaubte ich den wenigen Worten voranschicken zu müssen, welche ich zur Erklärung meines heutigen Bildchens hinzuzufügen habe. Der Mensch glaubt manches Werkzeug, manche zu Erreichung seiner alltäglichen Lebenszwecke erforderliche Vorrichtung, zuerst erfunden zu haben, während ihm hierin, von ihm ungeahnt, und daher seinen Erfinderruhm nicht schmälernd, die Natur Millionen Jahre vorausgegangen ist.

Der denkende und aufmerksame Beschauer der Natur und ihrer Formen findet nicht selten überraschende Vorbilder der menschlichen Erfindungen darin; und es scheint mir eine neue Seite der Naturwissenschaft, diese Beziehung zu sammeln, um einen neuen den tausend älteren Fäden hinzuzufügen, durch welche der Sohn Mensch an seine Mutter Natur geknüpft ist.

Sieh Dir jetzt einmal die ganz treue Abbildung an, die ich beigelegt habe. Das Ding, was Du abgebildet siehst, ist in Natur nicht größer als der Punkt hinter diesem Satze. Du wirst staunen und doch ist es buchstäblich wahr. Jede Spinne, welche ein Gewebe macht, hat am äußersten Ende jedes ihrer acht Füße eine solche Vorrichtung aus einem oder zwei zierlichen Kämmchen und vielen Borstchen bestehend, welche letztere zusammen einen lockeren Pinsel bilden. Du magst mit Deinen scharfen Augen einen Spinnenfuß ansehen wie Du willst, Du wirst die kleinen Dingerchen doch nicht erkennen; schon deshalb nicht, weil die Spinne dieselben, wenn sie sie nicht gerade anwendet, eingeschlagen trägt, ungefähr wie wir ein Taschenmesser, damit es sich nicht abstumpfe, in das Heft einschlagen; oder wie die Katze ihre scharfen Klauen zurückzieht, damit sie sich beim Gehen nicht abnutzen.



Du darfst das Ding nur ansehen, um zu begreifen, daß es ganz zweckmäßig dazu eingerichtet ist, um damit die Fäden des Spinnengewebes von anhängendem Staube und anderen Unreinigkeiten zu reinigen. Der große vordere Haken jedes Kammes dient ohne Zweifel dazu, um der Spinne das schnelle und sichere Hin- und Herlaufen auf den feinen Fäden des Gewebes möglich zu machen. Sie hakt sich dabei damit fest. Auch dienen sie der Spinne, um die Festigkeit der Fäden zu prüfen, denn wenn Du im Sommer darauf achten willst, so kannst Du leicht sehen, daß die Spinnen dann und wann ihre Gewebe förmlich begeben und untersuchen, und die einzelnen Fäden zuweilen dehnen und ausspannen, ob sie noch hinlängliche Festigkeit haben. Uebrigens sind an jedem der 8 Füße der einen Körperseite diese Kämmchen etwas anders gestaltet; ohne Zweifel weil jeder Fuß zur Instandhaltung des Netzes es etwas anders braucht. Die Kämmchen der entsprechenden Füße auf der andern Seite des Leibes gleichen dann denen der anderen vollkommen.

Wenn Du mein Bildchen ansiehst, was wie gesagt nach einer mit dem Mikroskop aufgenommenen vollständig naturgetreuen Abbildung gezeichnet ist, so macht es Dir gewiß Mühe, zu glauben, daß in einem mohn-

korngroßen Fußspitzchen einer Spinne zwei zwanzigzähnige Kämme und außerdem noch zahlreiche Härchen und Borstchen sein können. Das kleine Pünktchen in dem Kreise meines Bildchens giebt Dir, eher zu groß als zu klein, die natürliche Größe desselben an. Ueberhaupt das Mikroskop entdeckt uns nicht geringere Wunder und mehr verborgene Schönheiten als das Teleskop, durch dessen Hülfe die Astronomen eine Art Landkarte vom Monde gemacht haben. Im Kleinsten ist die Natur eben so groß, als im Großen und Gewaltigen.

Nicht alle Spinnenarten haben so ganz vollendete wahre Kämme an ihren Fußspitzen. Andere haben dafür blos mehrzähnige Haken und Klauen.

Sollte man nicht der verehrlichen Kammmacher-Innung empfehlen, eine Spinne auf ihr Innungs-Insiegel als Symbolum zu setzen?

Wo stecken nun die natürlichen Vorbilder für die Feile, Säge, den Hobel u. s. w.? Vielleicht kann ich Dir ein andermal etwas davon berichten.

Das Paradies in Central-Amerika.

(Aus dem Briefe eines in Nicaragua lebenden Deutschen.)

Du weißt, ich liebte stets schöne Natur, schöne Mädchen, schöne Kunst, aber nichts so treu und redlich, als das süße, holde Nichtsthun mit Cigarren dazu rauchen. Aber wo das dolce far niente, die süße Gewohnheit des Daseins (am Ende doch das Ideal und Ziel auch des fleißigsten Büffels) finden? Die Engländer haben zu viel zu thun, die Deutschen zu viel zu leiden, die Franzosen zu viel Purpur und köstliche Leinwand (auch bereits mit Baumwolle vermischt) zu bewundern. Unter diesen bietet ich es weder in Europa noch in Amerika aus. Alles ist Laden, Büreau, Geschäft, Schacher, Wucher, Geldmachen, Geldgeben hier wie dort. Ich sehnte mich nach einer Gegend, wo ich mit Ruhe endig sein könnte. So ich nicht arbeite, will ich doch essen und genießen, dachte ich. Ich war früher ganz anders, freilich; aber was kann ich dafür, daß mich die Schicksale in Deutschland und auf meinen Reisen so änderten? Ich bin nicht schuld, ich klage die Fleißigen an, daß ich so träge geworden bin. Nirgends kommt ein Mensch mehr zu sich vor lauter Arbeit, Plack und Qual. Nirgends hört man sein eigenes Wort vor all dem Maschinenlärm aus eisernen Rädern und von schwieligen Händen. In Amerika fand ich's noch ärger wie in Deutschland. Ich dachte an Australien, aber nur eine Minute. Australien ist eben im Bau begriffen und Alles läuft und schreit und liegt durch einander und schneidet sich gegenseitig die Beutel, wohl auch die Hälfe ab und steht bis an den Nabel in Schmutz und zerhackt die jungfräuliche Erdenbaut, um ihr das Gold auszuschneiden. Wenn Alles fertig ist, muß es wunderschön sein. Um etwas zu vollenden, muß man arbeiten. Ich aber wollte eine faule Bärenhaut, um von dem Lärm des Lebens auszuruhen und meine vielen innern Wunden zu heilen. Niemand darf sagen, daß man es mit solchen Grundsätzen nicht weit bringe in der Welt. Hab' ich's doch damit ziemlich weit gebracht, nämlich bis nach der Republik Nicaragua auf der andern, heitern, noch in seiner natürlichen Fülle und ewig lachenden Sonne mit dem süßesten Nichtsthun beschäftigten Seite Amerika's, die sich im stillen Ocean spiegelt und immerwährend Confect, das die Natur bäckt und zuckert, dazu genießt. Wenigstens ist's so bei mir zu Hause. Von Californien, Mexico und was sonst noch Alles auf dieser Seite liegt, rede ich nicht. Ich bin zu Hause, ich bin Bürger der Republik der Schlaraffen, wo man die gütigste, schönste Mutternatur beleidigen würde, wenn man etwas thäte, da sie in diesem Falle glauben könnte, ihre Gaben ständen uns nicht an. „Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder?" Unsinn! Hier verblüht er niemals. „Pflücket die Rose, ehe sie verblüht?" Wozu Rosen, die als Königinnen der Blumen in der Republik des Paradieses ohnehin Unruhe stiften und auf Umsturz der Verfassung duften könnten, da man hier das größte Treibhaus voll schönerer Blumen, Früchte, Vögel und anderer paradiesischer Thiere hat? Das Treibhaus, nicht mit einer Glas-, sondern mit der Himmelsdecke,* ist 3000 Geviertmeilen groß und die Republik Nicaragua selbst. Alles ist Garten, Blume, Duft und Frucht in einer stets lustigen Luft, die nie unter 18 Grad Reaumur sinkt und nie über 26 steigt. Letztere sind aber kaum so viel, als 18 in Deutschland, da der heiterste, lebenslustigste Zephyr stets von Westen kommt, er mag herkommen, woher er will, nämlich stets vom Meere. Du mußt nämlich wissen, daß mein Paradies sich zwischen zwei Meeren hinzieht, dem stillen Ocean, an welchem Nichtsthun eine Cardinaltugend ist, und dem Nicaraguasee, der keine andere Beschäftigung hat, als dem Himmel, Sonne, Mond und Sternen als Spiegel zu dienen und die ganze Bevölkerung von Granada alle Morgen in seinen molligen Wassern herumplätschern zu lassen. Ich bin in der Regel auch dabei. Erst zögerte ich mit deutscher Tugend lange, mich der ländlichen Sitte anzuschließen; da ich aber bemerkte, daß ganz Granada, Alt und Jung, Arm und Reich (aber Arme giebt's eigentlich nicht), Masculinum und Femininum mit der größten Naivetät und Anständigkeit in dem Wasser herumjauchzte und nur beim Ein- und Aussteigen überm Wasser von den Damen Stellungen angenommen wurden, die man an der mediceäischen Venus be-

* Und dem 11. Grade nördl. Breite gedeckt.

wundert und durch verschiedene Beobachtungen sich als die wahrhaft unmittelbare erwiesen hat, trug ich nach kurzer Zeit kein Bedenken mehr, mich zu der üblichen Zeit Morgens dem Strome anzuschließen und dem kosmopolitischen Elemente anzuvertrauen. Ich erfuhr dabei, daß Rousseau eigentlich recht hat mit seinem Ausspruche, daß gerade die Bekleidung viele Schuld an der Demoralisation habe. Die Sünde ist hier weniger zu Hause als in irgend einer andern großen Stadt, obgleich das weibliche Geschlecht sich blos mit einem „Camisa“ (Hemd) von der feinsten Gaze und einem eben so unmateriellen Hüftenrock, mit Silber und Gold gestickt, bekleidet. Alles Andere, selbst der Hut erscheint überflüssig und lästig, nur daß die Füße in ein Paar farbigen, leichten Schuhen stecken. Zwar hat unsere Landsmännin aus Königsberg in Preußen, die mir gegenüber wohnt, eine Art Putzgeschäft etablirt und die Pariser Tracht einzuführen angefangen; sie dringt aber nicht in das Volk, schon wegen der Temperatur und dann auch, weil es zu viel Mühe macht, sich so einzuschnüren, zuzuheften und eine Menge Luxus mit Bändern und Stecknadeln zu befestigen. Die europäische Damentracht hat hier dasselbe Schicksal, wie die Bloomer-Costüme in England. Man lacht darüber und muß auch darüber lachen, da die hiesigen Damen sich gar nicht in dies Costüm finden zu können scheinen, darin furchtbar schwitzen und mit den Kleidern wedelnd die Straße fegen, als wären sie von Zucker, von welchem man immer die Fliegen wegfegen müßte. Charakteristisch ist's, daß gerade die Damen, welche sich in europäischer Tracht sehen lassen, in schlechtem Rufe stehen. Im Anfange dachte ich, man könne die Damen in ihrer fabelhaft leichten Kleidung auch leichtfertig behandeln, überzeugte mich aber bald, daß auch hier „die Sittlichkeit, wie eine Mauer, umgiebt das zarte, leicht verletzliche Geschlecht,“ wobei ich natürlich blos an die wirklich gebildeten Kreise denke. Das männliche Geschlecht der ersten Klasse (Spanier, Regierung) trägt seine weiße Jacken, die zugleich das Hemd mit vertreten, eben solche Beinkleider, leichte gelbe Schuhe, einen feinen hohen Strohhut und eine blutrothe Schärpe um die Taille. Solch ein vornehmstes, vollständiges Costüm kostet nach Eurem Gelde etwa $2^1/_2$ Thaler. Die zweite Klasse, aus indianisch-spanischen oder indianisch-deutschen und anderen Mischlingen bestehend, trägt sich ebenso, nur ohne die rothe Schärpe, welche der Orden unserer Aristokratie ist. Die Indianer (dritte Klasse) begnügen sich mit Beinkleidern und Hut; alles Andere ist ihnen von Uebel; deren Frauen und Töchter vollenden ihre Toilette, indem sie ein weißes Tuch um die Hüften schlagen und einen Männerhut dazu aufsetzen. Kinder tragen bis zum 10., 11. Jahre gar nichts. Schneider und Kleidermagazine können also nicht hierher speculiren. Die Mädchen sind hier vom 11.—12. Jahre an Jungfrauen und die Knaben vom 13.—14. Jünglinge. Erstere heirathen oft schon im 12. Jahre. Meine schwarzäugige Nachbarin, die noch gar keine Toilette machte, als ich vor etwa vier Monaten hierherkam, trägt jetzt ihr Camisa und ihren goldgestickten Hüftenrock, denn sie ist Frau und feiert erst in etwa sechs Wochen ihren 11. Geburtstag. Die erste Klasse der Bevölkerung hier regiert und thut nichts, die zweite hilft regieren und thut auch nichts, die dritte nur läßt sich regieren und besorgt das Bischen Arbeit sehr heiter, fleißig und treu. Die Indianer und ihre Frauen und Mädchen bieten Früchte feil, Hunderte von kostbaren, süßen, duftigen Fruchtarten, von denen Ihr gar keine Ahnung habt, waschen und nähen, tragen Packete und Briefe, kehren und fegen und putzen, kaufen ein, schaukeln die Damen in ihren Hängematten, besorgen Pferde und Maulesel und was sich sonst für sie zu thun findet. Die zweite Klasse baudelt. Fast in jedem Hause giebt's etwas zu verkaufen, aber meist ohne Laden und Schild. Man kennt sich gegenseitig und Barthels weiß genau, wo er den Most holt. Unser Granada hat kaum 25,000 Einwohner in luftigen, größtentheils fensterlosen Lauben, die manchmal vergittert sind, größtentheils aber nur des Nachts mit vergitterten Läden geschlossen werden. Es ist Alles so offen und frei und durchsichtig, wie ich mir kaum einen größeren Gegensatz zu dem englischen Leben denken kann. Der ewig speculirende Engländer ist bis über den Hut hinaus, über das ganze Gesicht hinweg zugeknöpft und wohnt hinter Eisengittern in seiner stets verschlossenen Burg und hinter noch besonders verschlossener Thür und spricht entweder gar nicht, oder nur mit wenigen, einsilbigen, unartikulirten Stößen; wir Schlaraffen hier wohnen in offenen Gartenlauben, speculiren nicht und rauchen Cigarren dazu und sprechen so volltönig und wohllitzend und gravitätisch, daß jedes Wort vokalreich einsetzt und austönt. Wir brauchen zu einem bloßen „Guten Morgen“ mehr Zeit und Worte, als der Engländer zu einem Geschäft um 100,000 Pfund. Er spricht nie, sondern stößt blos unwillig schauderhafte, unverständliche Töne aus; blos der Spanier weiß zu sprechen in der heitern, hellen Luft, die so liebenswürdig zum Müssiggange einladet. Karl der Fünfte hatte Recht, wenn er das Englische zur Unterhaltung mit Gänsen, das Spanische zur Audienz bei Göttern und das Deutsche zum Plaudern mit unsern Freunden empfahl. Deshalb schreibe ich republikanischer Spanier und Schlaraffe auch Dir, lieber Freund, in der reichen Muttersprache, die Du bereits in allen Höhen und Gegenden der Welt findest, wo Civilisation hingedrungen ist, und die jedenfalls das Organ aller Menschen für ihre geistigen und Herzensbedürfnisse werden wird, wie das Englische die Welt- und Geldsprache. Unser beauem und majestätisch austönendes Spanisch bleibt für die Götter der Erde, die holden, höhern Fautlenzer von Profession und Genie.

Aber Du wirst nun fragen, was ich eigentlich hier mache? Wie gesagt: Nichts. Cartesius glaubte Wunder was zu sagen mit seinem „Cogito ergo sum“ (ich denke, folglich bin ich). Ich sehe mitleidig auf den großen Philosophen herab mit meiner Philosophie: „Ich bin, folglich brauch' ich nicht zu denken. Ich bin, ich befinde mich.“ Wie? Das ist schon Luxus. Sich schlecht befinden, ist ein Mangel, sich wohl befinden ein Ueberfluß. Befinden! Befinden! Nichts als Befinden! Doch bin ich offen genug, Dir auch meine Schwachheiten zu bekennen. Ich habe nämlich

wirklich etwas gethan und sogar ein Amt bekommen. Es fehlte der Republik an großen Männern und so zog man mich verlornen Sohn Deutschlands aus der Sevilla-Straße in Granada hervor, setzte mich auf ein Pferd und führte mich durch einen prächtigen, 18 Meilen langen Garten voller Früchte und bunter, lärmender Vögel bis nach Managua, dem Regierungssitze des Präsidenten Frutos, und vor diesen selbst. Er trug keine Krone und keine Uniform mit Orden, sondern auch eine Leinwandjacke für 16 Neugroschen. Und doch jeder Zoll ein König mit der Cigarre im Munde! — Sollte ich eingeseckt oder ausgewiesen werden? Man strapazirt sich hier mit solchen Geschäften nicht ab. Nein der wunderschöne, majestätische Mann wies mit seiner Cigarre auf einen Stoß Papier und fragte mich, ob ich aus diesen letzten Congreßakten einen Auszug machen und in's Englische übersetzen könne und wolle? (Ich erfuhr hernach, daß er der englischen Regierung ein Geschenk damit zu machen beabsichtige.) Meine Schwäche war so stark, daß ich die geheime Unterstaatssecretärstelle annahm und später auch einige Goldmünzen, die sich nachher in ungeheuer viel Silber verwandelten. Ich bin damit fertig und hatte nun ein Staatsgeheimniß in's Englische zu übersetzen. Nur so viel will ich aussplaudern, daß es sich um das Stück Nicaragua an der atlantischen Seite handelt, welches die Engländer dem König der Mosquitoküste geschenkt haben. Das Aktenstück giebt durch die Blume zu verstehen, daß es keine Kunst sei, Geschenke zu machen, wenn man sie vorher andern ehrlichen Leuten wegnähme, ohne sich hinterher wenigstens mit ihnen abzufinden. Frutos verlangt nun im Auftrage des Parlaments oder Congresses Ausgleichung von den Engländern. Was ich thun kann, um die Engländer zur Raison zu bringen, will ich gewiß thun trotz meiner grundsätzlichen Trägheit. Man muß sich doch um's „Vaterland" verdient machen. Nicaragua gehörte früher zu dem centralamerikanischen Polen, der berüchtigten Republik, die aus den jetzigen Republiken Guatemala, San Salvador, Honduras und Costarica bestand. Nicaragua's Verfassung ist ganz der nordamerikanischen ähnlich. Und dieses anglo-sächsische Product scheint nun hier unter dem glücklichsten Klima selbst den Romanen zu bekommen. Das Land ist groß genug und hat auf seinen 3000 Geviertmeilen blos 260,000 Einwohner, so daß der Präsident blos bald so viel Menschen glücklich zu machen hätte als der Bürgermeister von Berlin, wenn Frutos solch ein Narr wäre, seine Urwähler glücklich machen zu wollen und die Urwähler noch größere Narren, ihr Glück nicht selbst zu besorgen und es lieber aus der Fabrik „Staat" zu beziehen, der unter den besten Verhältnissen nicht ein so reiches Assortiment von Glücksforten fabriciren kann, um Jedes Geschmack zu befriedigen. Wenn jedem Narren seine Kappe gefallen soll, muß er sie selbst machen und nach seinem Willen schief, grade, links oder rechts, vorn- oder hintenüber tragen dürfen.

In Nicaragua (der Stadt, am See weiter im Norden) wohnen mehrere Deutsche und machen Chocolade, das Hauptgetränk der Bewohner (aber dünner gekocht und ohne Gewürz, welches zu sehr erhitzen würde). Ich beschloß, ihnen von Managua aus einen Besuch zu machen, miethete deshalb zwei Pferde und begab mich mit meinem Indianer als Wegweiser auf die Reise. Wir ritten immer durch üppige Wälder und wilde Gärten, die von Früchten und Thieren in allen Farben und Gestalten strotzten. Wenn wir in einem Gasthofe einkehren und „Einen nehmen" wollten, streckten wir blos die Hand aus und riffen eine Frucht ab, besonders eine kokosnußartige, aber weit süßere, in die man ein Loch stößt, um sofort daraus die herrlichste Limonade trinken zu können. Hat man dabei noch Hunger, genießt man die haselnußartig-schmeckende, dicke Schale und sehnt sich dann nicht nach Braten und Kartoffeln. Fleisch wird hier überhaupt selten genossen, da man selten Appetit darauf bekömmt und es auch unter diesem Himmel bald wie Gift wirkt. Das gelbe Fieber ist eine Folge der Fleischnahrung und hitziger Getränke in heißen, besonders heißen und feuchten Ländern. „Ländlich, sittlich" ist das erste Gesetz, besonders für die Diät.

Da wir auf unserer Reise durch verschiedene Lagunen und Sümpfe, die von der Regenzeit her noch nicht ausgetrocknet waren, zu Umwegen genöthigt wurden, waren wir nicht im Stande, Nicaragua vor Einbruch der Nacht zu erreichen. Mein Indianer ritt mit mir deshalb nach einem Indianerdorfe, wo er gute Freunde hatte und auch ein Weißer „über dem großen Wasser drüben her" wohnen sollte. Die Indianer saßen und lagen vor ihren Hütten um einen alten Mann herum, der wie Baumrinde aussah, und ihnen Geschichten erzählte. Gleich in der ersten Minute fiel mir der ungemeine Wohllaut seiner Worte auf. Es klang wie lauter Vocale ohne S's und R's und ohne alle Härten. Es war die musikalische Sprache der Mosquito-Indianer, von denen sich einige bis hierher gezogen hatten, um den Handel zwischen den Mosquitodörfern im Innern und Nicaragua zu vermitteln. Ich hörte hernach, daß der ganze Handel (mit Fellen, Vanille, Gewürzen u. s. w.) durch solche Stationen durch's Land hindurch nach Häfen und die eingetauschten Sachen auf diesem Wege wieder in's Innere geschafft würden. Den Weißen fand ich bald aus der Dunkelheit heraus, obgleich er auch schon ziemlich wie ein abgegriffener Kupferdreier aussah. Wir freuten uns wie Brüder, die sich seit 20 Jahren eben zum ersten Male wiedersehen, und theilten uns unsere Schicksale mit. Es war ein richtiger Berliner (geboren in der Mulacksgasse, wenn ich mich recht erinnere). Mit den verunglückten preußischen Mosquitokolonisten war er bis nach einer Insel gekommen, dort ziemlich verhungert und endlich von Engländern nach dem Lande seiner Träume herübergebracht worden, um hier Felle abzieben und zum Export präpariren und trocknen zu helfen. Da es im Königreiche der Mosquito's Sitte sei, zu große Freundschaft mit verheiratheten Mosquitoweibern für jeden einzelnen Fall mit 2—3 Stück Vieh zu büßen und er als beerdeules immer stärker in Schulden gerathen, wär' er mit der schönsten unverheiratheten davongegangen durch dichte Wälder hindurch, und endlich hier mit seiner jungen Frau (durch den Segen eines Dorf-Aeltesten getraut) als Fell- und

Waarenpostpferd angestellt werden. Er hatte einen hübschen Garten vor seiner Thür und rühmte sich, auch Weißbierbrauer zu sein, was ihm besonders viel einbrachte. Er setzte mir denn auch wirklich ein Getränk vor, das wie Weißbier schmeckte, sogar noch viel saurer. Es war Frucht-Most, der gährend sich vom Schaum geläutert, zum Trank geworden, der Geist und Sinn erheitert. Für einen solchen Weißbierbrauer und Kuhhanttreiber war die Frau zu schön. Sie hatte etwas Rührendes in ihren Bewegungen, besonders wenn sie jedesmal, nachdem sie etwas zum Essen oder Trinken angeboten, die Arme kreuzweise über die Brust legte, ihre braunen Augen aufschlug, senkte und sich selbst dazu. So eine Verbengung könnte in den feinsten Salons Furore machen, wenn sie so natürlich gelänge. Mann und Frau lebten seit etwa sechs Wochen zusammen in der größten Glückseligkeit, ohne daß sie mit einander sprechen konnten. Sie lachte jedesmal, wenn sie Berliner Deutsch nachsprechen sollte und es nicht über die Zunge bringen konnte, und er verwechselte die vielen Vokale ihrer Sprache so oft und verwirrend, daß sie aus dem Lachen nicht herauskam, wobei sie sich öfter zu seinen Füßen warf und ihm ihre schneeweißen Zähne und dunkeln, braunen Augen mit einem solchen glücklichen Uebermuthe zeigte, daß er Mulacksgasse und ganz Berlin und ganz Europa vergaß und es immer noch für einen Traum hielt, mit einer indianischen Schönheit, die mit ihm gar nicht sprechen konnte, so überglücklich zu sein.

Wir blieben zwei Tage bei ihm, auf dem Rückwege noch länger. In Nicaragua verlebte ich bei den republikanischen Chocoladen-Fabrikanten aus Hannover, Baiern u. s. w. auch recht glückliche Tage. Jeden Morgen ging es zu Pferde nach dem etwa ein Stündchen entfernten großen See, wo die Natur alle ihre Schönheit an Bäumen, Blumen, Thieren und Menschen entbüllte, wie in Granada. Doch eine dunkle (wenigstens Dir noch nicht bekannte) Sehnsucht trieb mich bald wieder nach Granada zurück durch böse Affen, bunte Vögel und besonders graziöse, neugierige Giraffen hindurch, die mich mit ihren kleinen Köpfen hoch von Oben beguckten, wenn ich zu Pferde an ihnen vorbei sauste. Es ging schnell; nämlich Du mußt wissen, daß ich verheirathet bin. Ich kam dazu, ich wußte selbst kaum wie, will Dir's aber erzählen. Eines Morgens war mir das Planschen und Plätschern um mich herum vor Granada etwas zu bunt und dicht. So schwamm ich weit hinaus nach einer der 6 kleinen paradiesischen Inseln, die sich $^1/_2$ bis 3 Stunden weit Granada gegenüber im Nicaraguasee wie große Blumen-Bouquets erheben. Kaum hatte ich die nächste Insel erreicht, so trat eine etwas in's Bräunliche spielende, ganz lebendige medicäische Venus hervor und bat mich, wenn ich zurückgeschwommen, ihren Vater zu bitten, daß er einen Kahn herübersende; sie getraue sich nicht, wieder hinüber zu kommen, da sie wiederholt einen Krampf in den Fuß bekommen habe. Ich bot ihr an, ihr nachzuschwimmen und sie im Falle der Noth bei den Haaren über Wasser zu halten und so mit hinüber zu bugsiren. Der Einfall gefiel ihr. Sogleich löste sie ihr schönes Haar als den Rettungsanker im Falle der Noth, sprang von dem grünen Hügel hinunter in das blaue, tückische Wasser und ich ihr nach. Sie schwamm wie ein Fisch, so daß ich trotz aller Anstrengung weit zurückblieb. Endlich schrie sie auf und sank, ehe ich sie erreichen konnte; doch beim Auftauchen faßte ich sie, freilich nicht beim Haar, und in ihrer Besinnungslosigkeit klammerte sie sich an meine Füße an, daß ich unfehlbar mit ihr gesunken, wenn nicht vom Ufer her uns ein Mann zu Hülfe gesprungen wäre, der mich ganz kunstgerecht in gehöriger Entfernung bei den Haaren zu halten wußte. Die Geschichte war bald erzählt und der Schreck überwunden, so daß der Vater meiner Unglücksgenossin scherzhaft äußerte, ich müsse seine Tochter nun der Landessitte gemäß heirathen. (Die Sitte verbietet nämlich jede Berührung beim Baden und wird ohne alle Polizei freiwillig unverletzt gehalten. Absichtliche Berührung gilt als Entehrung, die nur durch eine eheliche Verbindung gesühnt werden kann, selbst wenn auch in derselben Stunde die Scheidung wieder erfolgen sollte.) Dieser Scherz veranlaßte mich, seine Tochter etwas näher anzusehen. Auch folgte ich seiner Einladung, ihn in seinem Hause zu besuchen. So sah ich denn in Lyda bald eins der liebenswürdigsten Stückchen Erdsünde und erkannte in ihr zugleich den heitersten, gutmüthigsten Charakter. So standen wir eines Tages vor einer Art von Magistratsbeamten, dem wir unsere Absicht mittheilten. Er nahm seine Cigarre aus dem Munde, sagte, es sei gut und werde es heute noch in's Buch eintragen. Mit diesem einfachen Proceße war unsere Ehe geschlossen. Damit es aber nicht ganz an Feierlichkeit fehle, sagte der Vater der Stadt: „Mein hijo (Sohn), ich hoffe, Sie werden sie glücklich machen. Guten Tag, Usted!" (Herr!) Wir bezogen unser eigenes Häuschen mit zwei Hängematten, einem Tische und ringsherum baukartig aufgeschichteten Teppichen (die sehr gut Stühle und Sopha's vertreten) und einem treuen Indianermädchen, die Herrin des Hauses in der Wirthschaft des süßesten Nichtsthuns zu unterstützen. Außer der Ehe habe ich einen kleinen Handel mit Häuten und Gewürzen angefangen, mit gelegentlichem Uebersetzen für die Republik.

Blätter und Blüthen.

Ein Sturm in der Sandwüste. In den ausgedehnten Ebenen des nordwestlichen Mexico, wo sich weder Baum noch Strauch findet und nur selten eine geringe Erhöhung dem in die unendliche Ferne sich verlierenden Blick einen Ruhepunkt bietet, so wie in den dortigen Sandwüsten werden die Reisenden oft von Stürmen heimgesucht, die, besonders im Herbst und Winter, bisweilen eine so furchtbare Gewalt erlangen, daß sie Menschen und Thiere niederwerfen und sie unaufhaltsam über

die Fläche hinschleifen. Noch schlimmer aber, wenn die Betroffenen vom Sturme emporgehoben werden. Ihr Loos ist unschildbar zerschmettert zu werden.

Zum Glück verkünden sich die heftigsten Stürme vorher und lassen den Bewohnern gewöhnlich noch Zeit, sich in Sicherheit zu bringen. Dann zeigt sich unter Menschen und Thieren erst eine wachsame Aufmerksamkeit und eine ängstliche Stille, die dann von dem wildesten Treiben und Drängen unterbrochen wird, sobald die Zeichen der hereinbrechenden Naturerscheinung als unträglich erkannt werden. Aus der Nähe und Ferne eilen die Heerden und die zerstreut weidenden Thiere herbei, legen sich nieder und schließen sich so fest wie möglich zusammen, ohne Unterschied: Kameele und Schafe, Pferde und Rindvieh, so fahrlich sie immer vorhanden. Die Menschen beeilen sich, ihre Hütten niederzureißen und die Stäbe, Matten und Hausgeräthe so fest als möglich zusammenzubinden; andere haben während der Zeit Gruben gegraben, worin sich die Familien verbergen, wenn auf der Oberfläche der Widerstand nicht mehr möglich wird. So vorbereitet kann man den furchtbaren Druck noch ertragen. Wo aber im raienden Sturme eine Windshraut aufwirbelt, da reißt sie ihre Opfer in Masse vom Boden empor. und führt sie mit zerbrochenen und zerstückten Gliedern auf ihren tosenden Säule meilenweit in die Ferne hinaus.

Im Winter, bei eisiger Kälte und heftigem Schneegestöber, worunter sich die Augen krauthaft schließen, finden sich die zerstreuten Heerden nicht immer zusammen. Manche Hütte wird dann vom Sturme entführt, auch ehe es gelang, sie niederzureißen. Die Menschen in ihren Vertiefungen und Gruben werden vom Schnee bedeckt, worunter sie, von der Kälte betäubt, in einen festen Schlaf versinken, aus welchem sie oft nie wieder erwachen. Doch findet hier in der Regel noch Rettung Statt. Aber wen das Unwetter ohne Vorbereitung auf der Sandwüste überkommt, den begräbt es unter schwerem Sande und Tod ist die unvermeidliche Folge.

Auf den Ebenen, wo vor Jahrtausenden die Wogen des kaspischen Meeres sich weithin nach Norden erstreckten und die jetzt zum Theil den zahlreichen Heerden der muhamedanischen Hirtenvölker, der Kirgisen, üppige Gras- und Kräuterweiden bieten, häufte sich an verschiedenen Stellen, durch die Kraft des Sturmes auf den aufgedehnten Flächen, der sandige Meeresgrund so hoch, daß auch ein mildes Klima nicht mehr im Stande ist, hohe Bäume mit Laub zu bekleiden. Die Kirgisen müssen die Strecken oft durchwandern, um die jährlich derselben liegenden Weideplätze zu erreichen. Während meines Aufenthaltes unter ihnen — schreibt der Verfasser des Tagebuches, dem wir diese Mittheilung entnehmen — wohnte ich selbst einige Zeit in der Nähe einer solchen Sandfläche in einer aus Lehm und unbehauenen Steinen erbauten Hütte. In der umgegend befanden sich mehrere Hirtenfamilien, zum Theil in künstlichen Vehmhäuschen, größtentheils aber unter transportablen Zelten von rothen künstlich ineinandergefügten Stäben unter baumwollenen Decken. Ich ritt öfters einige Stunden in die Sandwüste hinein, und fand ein seltsames Vergnügen daran, mich von den, vom Sturme gebildeten wellenförmigen Bergen und Hügeln des zarten Sandes ringo umgeben zu sehen, wie von einem Meere, welches im Augenblicke der größten Erregung seine Gewalt ruhen läßt und es dem Reisenden Wahl, entweder Zeit und dem Fußes über seine aufgethürmten Wellen dahin zu eilen. Auf dem Sande sah ich oft eine Art Eidechsen mit Bläueisohnelle dahingleiten und vermittelst einer eignen zitternden Bewegung ihres Körpers in den Sand verschwinden, um spurlos darunter zu verschwinden. Eines Tages, als ich mich von einem weiteren Ausfluge heimkehrend auf dem Wege nach meiner Wohnung befand, bemerkte ich die Kinder eines meiner Nachbarn, einen Knaben und ein Mädchen, welche im Sande spielten. Der Knabe belustigte sich damit, auf die Eidechsen Jagd zu machen. Wo er wußte, daß sich eine unter dem Sande verborgen hielt, berührte er sie mit einem Stäbchen, welches er in den Sand steckte, worauf das Thier sogleich hervorkam, schnell entlief, in einiger Entfernung aber immer wieder unter der Oberfläche verschwand. Eins von diesen Thieren, welches der Knabe aufscheuchte, entfloh nicht sogleich, sondern lief der Gefahr entgegen, tauchte in den Sand, um einem dort verborgenen Gefährten, vielleicht seinem Weibchen, ein Zeichen zu geben, worauf denn auch sogleich eine zweite Eidechse hervorkam und nun beide davon eilten. Ich ermahnte die Kinder, diese treuen Thierchen nicht ferner zu verfolgen, und setzte den Weg nach meiner Wohnung fort. Hier angekommen, traf ich meine Nachbarn, wie sie in ängstlicher Hast ihre Wohnzelte niederrissen, und erfuhr auf mein Befragen, daß wir einen Sturm zu erwarten hätten, welcher sich nach ihrer Meinung am äußersten Horizonte in einer dunklen Streifwolke verkündete. Für mein kleinernes Häuschen hatte ich nichts zu besorgen. Ich eilte nach dem Zelte, wo die Eltern der Kinder wohnten, welche ich vor etwa einer Stunde in der Sandwüste verlassen hatte. Aber sie besanden sich auf den entfernten Weideplätzen ihrer Heerden, und weil alle Nachbarn mit der Bergung ihrer eigenen Familien und ihrer Habe beschäftigt waren, so rit ich selbst in die Steppe zurück, um den Kindern zu Hülfe zu kommen.

Die grashedeckte Ebene hatte ich bald zurückgelegt, allein im Sande konnte ich meinem Pferde keinen rascheren Schritt abgewinnen. Doch sah ich die Kinder bald; sie kamen mir weinend entgegen, denn sie hatten die herannahende Gefahr bemerkt und waren im Begriff, ihrer Heimath zuzueilen. Mir schien die Gefahr noch gar nicht so nahe, auch hatte ich nur einen unvollständigen Begriff von der Größe derselben. Ich nahm bis jetzt nur eine beängstigende Schwüle wahr und einen besonderen Druck der Luft von oben herab. Plötzlich aber wurde mein Pferd unruhig und meiner ferneren Leitung ungehorsam; es lief mit mir um einen Sandbügel herum und legte sich hinter demselben nieder. An einer Entfernung von einigen tausend Schritten aber rückte eine wandelnde Mauer von Sand und Schutt, wie sie der sodende Sturm auf seinem Wege durch die Wüste aufgethürmt hatte, in furchtbarer Hast auf mein Versteck heran. Noch fühlte ich nur erst einige leise Rundbewegungen der Luft. Die Kinder waren höchstens hundert Schritte von mir entfernt, allein sie konnten mich nicht mehr erreichen. Ich selbst warf mich neben meinem Pferde zur Erde und wurde bald darauf unter dem furchtbaren Druck des Sturmes mit Sand und Steinen förmlich überschüttet.

Nach einiger Zeit war der erste Windstoß vorüber, mein Pferd schüttelte sich aus dem Sande hervor. Allein der Sturm war noch heftig genug und die Luft dermaßen mit seinem Sand gefüllt, daß das Athmen kaum noch fortzusetzen war. Von den Kindern glaubte ich, sie müßten in meiner Nähe begraben liegen. Ich klopfte meinen Gaul, der auf der Kalmückensteppe in seiner Heimath an ähnliche Erfahrungen gewöhnt schien, auf den Hals, rückte einigemal am Zügel und das treue Thier erhob sich. Wir drangen, mit dem Sturme kämpfend, vorwärts, um die Kinder in ihrer Noth zu unterstützen. Bei einem Versuche jedoch, meine Augen zu öffnen, waren dieselben sogleich mit Sand gefüllt. Ich versuchte also den durchdringenden Schrei nachzuahmen, den der Sohn der Steppe gellend in die weite Ferne zu schicken versteht, allein der heulende Sturm verschlang den Ton vor meinem Munde. Unter solchem Unwetter könnte auch eine Mutter ihr Kind nicht retten und wenn es zu ihren Füßen mit dem Tode der Erstickung ränge.

An mein Pferd angeklammert, tawrte ich noch eine Weile umher, nachgerade an meiner eigenen Erhaltung verzweifelnd. Da fühlte ich mich plötzlich von den zitternden Händen des Mädchens erfaßt, und als ich mit der Hand umhertastete, fand ich auch den Knaben auf, welcher seine Schwester fest umschlungen hielt. Ich hieß die Kinder meines Pferdes los, hielt mich an den Riemen des Steigbügels und überließ unser Geschick der Leitung des Thieres, denn ein Mensch ist nicht im Stande, sich aus der sturmerregten Sandwüste herauszubeißen.

Nach langem Kampfe, von dem Liegenden Sand und Steinen an Gesicht und Händen zerreitscht, erreichten wir endlich die grasbewachsenen Gbenen, wo wir etwas freier athmen konnten, und bald darauf meine Wohnung. Die Kinder, welche ich für bente beherbergte, versanken, todesmüde, bald in einen festen Schlaf, und unser Erretter, der Kalmückengaul, gab durch ein munteres Wiehern und Nicken mit dem Kopfe sein Selbstbewußtsein zu erkennen, als ich ihn nach seiner Anstrengung so reichlich und kostbar bewirthete, als es meinen Vorräthen nach irgend thunlich war.

Am andern Morgen hatte sich der Sturm etwas gelegt und die Eltern der beiden Geschwister waren in Todesängsten zurückgekehrt. Ihr Wohnzelt und Hausgeräth hatte ihnen der Sturmwind allerdings entführt, aber sie trösteten sich gern über den Verlust, denn ihre Kinder fanden sie wohlbehalten in meiner Hütte.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 37. 1853.

Die Garfenlaube.

Familien-Blatt. — Verantwortlicher Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich ein ganzer Bogen mit Illustrationen.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 10 Ngr. zu beziehen.

Bilder und Skizzen aus dem Erzgebirge.

1. Ein Harfenmädchen.

Breitenbrunn hatte heute einen seiner lustigen Tage, nach der Kirmes den lustigsten im Jahre. Es war der weiße Sonntag; der hielt noch Alles, was Breitenbrunnisch hieß, beisammen; von morgen an aber zog Eins nach dem Andern, was eine Saite rühren oder eine Pfeife blasen konnte, hinaus in die weite, weite Welt, zu singen und zu spielen überall, „soweit man deutsche Lieder singt.“ Denn Schaaren von Musikanten (Schaller oder Schallstikte, wie sie wohl auch sich nennen), männlichen wie weiblichen Geschlechtes, sendet Breitenbrunn alljährlich um diese Zeit in ferne Länder aus und sieht sie nicht eher wieder, als bis der Herbstwind über die Haferstoppeln fährt und der Herr Pastor die Kirmespredigt studirt. Der weiße Sonntag ist daher das Abschiedsfest für die musikalischen Zugvögel und ihre Angehörigen, und da alle Musikanten in aller Welt ein lustig Volk sind, mithin auch in Breitenbrunn, so halten sie ihren Abschied nicht unter Klagen und Seufzern, sondern mit Jubel und Tanz. So auch heute. Wo nur ein gedieltes Plätzchen war, da sich drei Pärchen im Kreise drehen konnten, da gab's Musik und Tanz, da war „Leben und Lebensluft vollauf.“

Nur ein Haus schien von der allgemeinen Freude ausgeschlossen zu sein, oder besser nur eine Hütte, die allerärmste draußen nach der „Unruh“ zu, da, wo die beiden Wiesenbächlein sich zum „Orthach“ vereinigen. So einsam, wie sie lag, so still war es darin; ja hätte nicht der säulengerade aus dem Schornsteine aufsteigende Rauch dem widersprochen, so hätte man glauben mögen, die Hütte wäre ausgestorben. Und doch hatte auch hier ein an dem Abschiedsfeste sehr nahe betheiligtes Paar: eine Mutter, die daheim blieb, und eine Tochter, die morgen mit ihrer Harfe hinauszog, wer weiß wie weit und auf wie lange Zeit! Sie hatten einander so lieb und waren noch nie getrennt gewesen; es war das allererste Mal, daß das siebzehnjährige Röschen mit in die Fremde wanderte — darum waren sie so still, darum saßen sie beisammen und waren so traurig und konnten nicht begreifen, wie man anders sein könne, wenn zwei Herzen von einander scheiden: ein Mutterherz und ein Tochterherz!

Das Mutterherz zumal war aufgelöst im heißen Abschiedsweh. Und mit Recht! Es dachte an die Gefahren, welchen das geliebte Kind in der argen Welt draußen entgegenging. Und dies Kind war ja das einzige Liebespfand, das sie von dem gestorbenen Gatten

besaß. Unter tausend Mühen hatte sie es groß gezogen, es so treu gehütet, sein unsterblich Theil so sorgsam gepflegt und bewahrt, wie sein leiblich Leben. Darum war auch des Mädchens Seele so rein geblieben, wie das Brünnlein, das den Hüttenbewohnerinnen seinen krystallenen Schatz fast zum Fenster hineinprunkte, und ihre Gestalt war so zierlich emporgewachsen, wie die schlanke Tanne, die der Vater bei der Geburt des Kindes in dem kleinen Gärtchen neben dem Hause gepflanzt hatte. Dabei war sie so munter, wie die hüpfende Welle des „Ortbachs", und Augen hatte sie blau und lieb wie die Vergißmeinnichtblümchen, die ihn säumen. Jetzt waren sie freilich von Thränen getrübt.

„Ach, Mutter!" sprach sie, „warum müssen wir so arm sein, daß wir nicht immer beisammen bleiben können, sondern ich mit hinaus muß in die fremde Welt, wo Niemand mich liebt und keine Mutter bei mir ist?"

„Ja," erwiederte die Mutter, „ich ließe Dich nicht mit ziehen, wenn wir nicht noch von der langen Krankheit Deines seligen Vaters her so tief in Schulden stäken, und wenn die „Borten" * noch gingen, daß man damit wenigstens sein knappes Auskommen hätte. Indeß" — fuhr sie schluchzend fort — „es muß so sein — es geht jetzt Vielen wie uns, und wir müssen noch froh sein, daß Du in so guter Gesellschaft reisest: die Schmidt-Lene ist eine brave Frau; sie spielt nur an ehrbaren Plätzen; sie wird immer um Dich sein und ein Aug' auf Dich haben. — — O mein Röslein — bleib mir fein brav — habe Gott vor Augen und im Herzen und hüte Dich, daß Du in keine Sünde willigest — es brähe mir das Herz, wenn — —"

Hier erstickte das Schluchzen ihre Rede; sie bedeckte ihr Gesicht mit der blauen Leinwandschürze, und Röschen weinte mit ihr. Endlich ermannte sich Frau Goldbahn (das war der Name der kleinen Familie), stand auf und holte aus dem Schränkchen, das an der hintern Wand des Zimmers hing, ein kleines Etui; daraus zog sie ein Miniaturbildchen hervor.

„Sieh, Röschen," sprach die wackere Frau, „dieses Bild Deines Vaters geb' ich Dir mit auf die Reise — trag' es immer an Deinem Herzen und betracht' es täglich — es wird Dir ein Schild sein gegen jede unreine Berührung. Vergegenwärtige Dir bei seinem Anblicke immer und immer wieder Alles, was ich Dir von dem Seligen erzählt habe: so wird nie ein Mann Gewalt über Dich gewinnen, der nicht so fromm und gut, so rein und redlich ist wie er. Ach! wenn er hätte denken sollen, daß es uns so ergehen würde! Damals, als ihn sein Bruder für mich malte, leuchteten uns ganz andere Hoffnungssterne. Er war ein so kluger und geschickter Mann, und es muß' ihm Alles so fehlschlagen!"

Frau Goldbahn küßte das Bild und hing es der Tochter um den schneeweißen Hals, worauf sie nicht müde wurde, ihr auf's Neue von dem verstorbenen Vater zu erzählen, um sein Charakterbild recht tief in die jungfräuliche Seele zu prägen; denn die fromme Mutter war des Glaubens, daß neben diesem Bilde nie ein unwürdiges Raum, nie ein befleckte Geltung gewinnen könne.

So verfloß der weiße Sonntag in dieser Hütte, die am folgenden Tage ihres reizendsten Schmuckes auf lange Zeit beraubt werden sollte. Wie der Morgen graute, erschien die „Schmidt-Lene" mit ihrem Manne und drei jüngeren Schwestern vor der Thür, durch die sie Röschen bald den Armen der jetzt gefaßten Mutter entführten.

Wir folgen den Wanderern jetzt nicht in die fernen Gegenden, die sie bereisen, sondern warten auf ihren Bergen, bis wir sie sehen wieder daher gezogen kommen. —

Es fehlten nur wenig Tage bis zur Kirmes; einzelne Breitenbrunner Zugvögel waren schon mit gefülltem Beutel heimgekehrt, und die Schmidt-Lene mit ihrer kleinen Künstlergesellschaft wurde noch heute erwartet. Kein Wunder daher, daß das Häuschen an der Gabel des „Ortbachs" leer stand — denn seine einsame Bewohnerin war über alle Berge weg, die zwischen Breitenbrunn und Raschau liegen, der Tochter entgegen. Wer an der unbelebten Wohnung vorübergiing, konnte durch die Fenster sehen, wie blank geschenert und aufgeputzt das kleine Zimmer war, ja daß sogar eine Guirlande von grünem Laub und rothen Vogelbeeren an den Wänden hinlief und die Thür durch eine Einfassung von Tannenzweigen und Immortellen in eine Ehrenpforte verwandelt war. Du heilige, süße Mutterliebe!

Sie war aber auch solcher Liebe werth, sie, der diese Ehrenpforte galt! Denn rein, wie sie vor einem halben Jahre aus den Armen der Mutter hinausgezogen war in die große Welt, kehrte sie jetzt an der Hand dieser Mutter zurück unter das niedere, aber von keiner Sündenschuld belastete Dach. Das zeigte das unverändert klare Vergißmeinnichtauge, das sonnige, Unschuld strahlende Antlitz, das zeigte ihr ganzes seraphgleiches Wesen. Und doch war sie eine Andere, als wie sie gegangen: das Mädchen war eine Jungfrau geworden, und auf ihrer Stirn lag der Adel des Bewußtseins glücklich bestandener Prüfungen, aus ihren Augen leuchtete die Flamme einer seligen Verklärung.

Die Augen einer Mutter sehen scharf. Frau Goldbahn erkannte sogleich, daß ihre Tochter ihrer werth geblieben; aber auch die angedeutete Veränderung entging ihr nicht, nur wußte sie dieselbe nicht zu deuten. Es war etwas „Vornehmes," wie sie es nannte, an ihr, das sie früher nicht besessen, und ein Gefühl des Glückes, der Befriedigung spiegelte sich in ihren Mienen, worauf die gute Frau fast eifersüchtig war, weil sie einen Augenblick glaubte, daß es ihrem Kinde in der Fremde doch besser gefallen habe, als daheim. „Wenn es ihr draußen zu wohl gefällt," dachte sie auf dem Heimwege, „so wird sie mich bald wieder verlassen, und am Ende einmal gar nicht wiederkommen."

Von dieser Sorge wurde sie indeß befreit, als Röschen nach den ersten Umarmungen, die sie daheim unter der grünen Ehrenpforte mit der Mutter getauscht, ausrief: „Daheim ist doch daheim! bei Dir ist's am schönsten, Mutterle! Nun bringt mich auch sobald Nie-

* Geklöppelte Spitzen.

mand wieder mit fort von Dir! Der liebe Gott hat uns gesegnet, daß die Noth uns nicht gleich wieder hinaustreibt, und wenn auch die Lene nächstes Frühjahr wieder reist, so bleib' ich doch daheim bis das andere Jahr!"

Das war Balsam für das Mutterherz. „Ach, Du gutes Kind!" erwiederte Frau Goldhahn, „wie erquickt mich Deine Rede! Daraus erkenne ich, wenn ich's nicht schon wüßte, daß Du brav geblieben bist, Dich nicht von dem Schimmer und den Verlockungen der argen Welt hast bethören lassen. Ja, ja, Du hast meine Worte beherzigt, Du hast das Bild Deines guten, seligen Vaters treu, nicht nur auf dem Herzen, sondern auch im Herzen bewahrt."

Eine hohe Purpurröthe, die bei diesen Worten Röschens Gesicht übergoß, entging den Augen der Mutter nicht, doch schrieb sie dieselbe ihrer Bescheidenheit zu, herzte und küßte die Erglühete auf's Neue und eilte dann, den — zumal bei solcher Veranlassung — in Breitenbrunn wie aller Orten im Gebirge unvermeidlichen Kaffee zu bereiten. Röschen wollte der Mutter das Geschäft abnehmen, allein da kam sie schön an; sie mußte sich gefallen lassen, aus der „Hölle" gejagt und auf das Kanapee gewiesen zu werden, damit sie sich von der weiten Reise ausruhe. In der That war Röschen von dieser so ermüdet, daß sie, nachdem sie sich aller überflüssigen Umhüllungen entledigt hatte, so zu sagen auf das Kanapee fiel und bald auf ihm entschlief.

Welch ein rührendes Bild sich jetzt dem Auge eines Beobachters dargeboten hätte! In der Stube umhertrippelnd das geschäftige, freundliche, überglückliche Mütterchen — und auf dem Kanapee die in sanftem Schlummer hingegossene liebliche Gestalt der voll aufgeblühten Jungfrau! Zuweilen warf die Mutter einen glänzenden Blick auf die Ruhende, zuweilen — wie beim Kaffeemahlen — blieb sie gar bei ihr stehen und betrachtete sie mit seligem Entzücken. Darüber vergaß sie zuletzt gar die Röhrenkuchen *, daß erst ihr Brandgeruch die gute Alte wieder an ihr Werk erinnerte. Endlich war Alles bereit: der Kaffee stand in blauer irdener Kanne, die erst gestern von der Lauterer Topfhändlerin geliefert worden war, auf dem Tische; dazu gesellten sich zwei Steinguttassen, mit großen Blumen bemalt und jede mit einem Sinnspruch beschrieben; ein Salzfäßchen von gleicher Masse, das interimistisch die Stelle der selten gebrauchten Zuckerdose vertrat, vervollständigte das einfache Service. Die Röhrenkuchen lagen aufgeschichtet in der Mitte und ein Näpfchen Butter stand bereit, ihnen den nöthigen haut-gout zu verleihen. Jetzt hätte Frau Goldhahn doch gern gesehen, ihre Schläferin wäre aufgestanden, aber es dauerte sie, sie zu wecken. Sie schlief so süß — wer weiß, ob sie nicht 'was Liebliches träumte! Auf ihrem rosigen Antlitz lag ein so himmlischer Friede, zugleich aber umspielte ihren Mund ein wonniges Lächeln. Die Mutter mußte mitlächeln, als sie das sah, und sie hätte der Schlummernden vor hochaufwallender Mutterlust um den Hals fallen mögen. Aber sie beugte sich nur ganz still nieder auf sie und hauchte einen leisen Kuß auf ihre Stirn. In diesem Augenblicke bewegte Röschen ihre Hand nach der wogenden Brust, preßte sie mit einem Seufzer darauf und ließ sie sanft wieder herabgleiten. Bei dieser Bewegung verschob sich das Tüchlein, das den Busen züchtig verhüllte, und das Auge der Mutter heftete sich auf die entblößte Stelle. Es war jedoch nicht das Gebilde, welches der göttliche Bildner hier geschaffen, es war ein Werk von Menschenhand, das die mütterlichen Blicke fesselte. Da war ja das Bild des Gatten — aber in ganz anderer Fassung als sonst! Der einfache Elfenbeinrahmen war einem kostbaren von Gold und Perlen gewichen — Frau Goldhahn bog sich betroffen nieder, um den reichen Zierrath genau zu betrachten und auch das lange entbehrte Bild des Gatten zu küssen. Aber wie betroffen fuhr sie zurück — das war es ja gar nicht — das war das Konterfei eines wildfremden Mannes!

Vergebens suchte die gute Frau das ihr theure Bild — ein anderes thronte an seiner Stelle. Da zog eine schwere Kummerwolke durch das Gemüth der Matrone, darüber vergaß sie die Schonung gegen den „heiligen" Schlaf — sie weckte die Tochter und fragte sie heftig: „Wo hast Du mein Bild?"

Die Gefragte fuhr erschrocken empor, erröthete, stammelte und sank der zürnenden Mutter schluchzend an die Brust.

„Herzliebe Mutter!" flehete sie, „sei mir nicht böse — ich will Dir jetzt Alles erzählen."

Frau Goldhahn konnte ihrem Herzenskinde nicht wahrhaft zürnen, und im Tone von Röschens Bitte lag eine so rührende Gewalt, in ihrem Antlitz ein solcher Zauber der Unschuld, daß jene, schnell besänftigt, sie bei der Hand nahm, zum Tische führte und zum Essen und Trinken nöthigte; dann erst forderte sie die Heimgekehrte auf, ihre Erzählung zu beginnen.

„Wir waren" — lautete dieselbe — „schon viele Meilen weit gereist, hatten in Leipzig, Magdeburg, Braunschweig, Hannover und der großen Stadt Hamburg gespielt und gute Geschäfte gemacht, als wir uns in Folge einer Verschreibung nach Dobberan begaben. Das ist ein kleiner Ort an der großen See mit einem Seebade. Da ging unsere goldene Zeit an. Wir wurden von dem Wirthe, der uns für die Badezeit verschrieben hatte, mit offenen Armen aufgenommen, in seinem großen Hotel prächtig einquartirt, auch fortwährend gut bewirthet und behandelt. Das dankten wir aber dem guten Rufe, worin die Schmidt-Lene wegen ihres Verhaltens allerwege steht; denn das ist ganz anders, wie das der meisten „Schallerinnen," die mitunter so frei sind — so — ich kann gar nicht sagen wie. O Mutterle — wenn ich mit solchen ziehen sollte, so wollt' ich lieber daheim halb verhungern, als draußen in Saus und Braus leben. Also in Dobberan waren wir und bei unserm Herrn Gastgeber gut aufgehoben. Da mußten wir alle Mittage und Abende für die Gäste spielen, wofür er uns ein Gewisses gab, doch hatte er nichts dawider, wenn Musikfreunde uns ein

* Nächst der „Rauhen Nabb" und dem „Röhrenkloß" ein Lieblingsgebäck des Erzgebirgers. Sämmtliche Gebäcke bestehen aus gekocht geriebenen Kartoffeln, wenig Mehl und Salz, wozu bei letzteren beiden etwas Leinöl oder Butter kommt, da sie in der Pfanne gebacken werden.

Extra-Geschenk gaben. Aber mit dem Notenblatte umhergehen, wie's gewöhnlich geschieht, das fiel bei uns weg. Wollte Jemand extra was auflegen, so wurde er an den Mann der Lene gewiesen; weder ich, noch ihre Schwestern durften Etwas nehmen. So waren wir auch wohl geachtet und hatten überhaupt ein köstlich Leben — so köstlich, daß ich armes Ding mich erst gar nicht drein zu schicken wußte, aber nach und nach fand sich das, und zuletzt konnt' ich die guten Speisen, den starken Kaffee, die würzige Chokolade und den feinen Thee so gut genießen wie die Andern."

„Da schmeckt Dir nun gewiß meine „Lutsche" nicht?" fiel die Mutter der Erzählerin in die Rede.

„Wie kannst Du nur so denken!" entgegnete Röschen. „Meinst Du wohl, es hätte mir von allen delikaten Sachen, die ich dort genossen, eine so gut geschmeckt wie Dein „Gekochtes" oder „Gebackenes?" Wie oft hätte ich mit Freuden all jene Leckerbissen um ein Stück „Rauche Mahd" oder „Götzen" oder einen Röhrenkuchen von Dir hingegeben! Schenk' nur tapfer ein, Mutterle, unsere „schwarze Hanne" mundet mir doch besser, als draußen der beste Kaffee. Daheim bleibt daheim, Mutterle, Nichts im fremden Lande hat mir so gut gefallen wie Alles, was daheim ist — doch Eins — ja, das gesteh' ich — Eins hat mir so gut gefallen wie unsere hohen, waldigen Berge, das war das Meer. O Mutter, wie groß ist Gott, der die Berge schuf und das Meer! Ich kann Dir nicht beschreiben, wie herrlich dieses ist, und ihm verdank' ich es auch, daß ich so lange draußen ausgehalten. In dem flachen Lande, das zwischen unsern Bergen und der See liegt, wär' ich am Heimweh gestorben, wenn ich da so lange hätte leben sollen. Der Anblick der majestätischen See erquickte und beruhigte mich, so oft mich ein Bangen nach der Heimath ergriff. — Eines Tages war ich auch an das Gestade gegangen, an mein Lieblingsplätzchen, eine kleine Bucht, die auf der einen Seite von einer Düne und auf der andern von einer Klippe gebildet wurde. Ich war allein, denn am Ufer des Meeres fühlt' ich mich gerade so sicher wie in unsern Bergen. Es war Fluthzeit und die Wogen reichten bis nahe an meine Füße heran. Ich lauschte ihrem taktgemäßen, plätschernden Schlage, denn es war Windstille, sonst hätte die Brandung mächtig wie der Donner gebraust. Ich dachte an Dich, an Dein stilles Häuschen, an unser Dorf; ich zog das Bild des Vaters heraus und betete bei ihm, daß Gott Dich mir erhalte und mich so gut werden lasse, wie Du bist und wie der Selige gewesen, und daß er Dich an mir möge rechte Freude erleben lassen. Und nach diesem Gebete war ich so glücklich, so froh, daß ich hätte ein Freudenlied anstimmen und, wie sonst zu den Harfen, zu dem Schlage der Wellen singen mögen: „Seid umschlungen, Millionen!" Als ich mich hierauf zum Nachhausegehen wandte, fielen mir die vielen kranken, mißmuthigen, unglücklichen Gesichter ein, denen ich drinnen begegnen würde, und ich dachte: wären doch Alle so froh und glücklich wie ich! Nur wenig Schritte war ich von dem Gestade fort, als ich hinter mir eine männliche Stimme laute, abgerissene, mir aber unverständliche Worte rufen hörte. Ich sah mich um und erblickte auf der Klippe eine Mannesgestalt, jung und schön, aber bleich wie der Tod, mit langen schwarzen Locken. Sein Rock lag am Boden, sonst war er vollständig bekleidet. Seine ausgebreiteten Hände bewegten sich heftig hin und her. Eine fürchterliche Angst befiel mich — unwillkürlich kehrte ich um, trat nahe an die Klippe und vernahm deutlich die Worte: „Leb' wohl, du schöne, gleisende, feile Welt! Vergifte fort, bis du vom eigenen Gifte zerfressen, zusammenbrichst zum Chaos, aus dem du hervorgegangen! Leb' wohl, Vater! Leb' wohl, Mutter! Lebt wohl, Ihr Brüder! O könnt' ich Euch mir nachziehen, in den reinigenden, erlösenden Tod! Doch Ihr hängt an der Welt und ihren süßen Giften — mein Ekel ficht Euch nicht an — — lebt wohl!" — Während dieser Worte war ich wie von fremder Macht gezogen nahe an ihn gelangt — es war mir klar, daß er sich ertränken wollte — ich wußte nicht, was ich that, noch was ich thun sollte — es galt ein Menschenleben nicht nur vom zeitlichen, sondern auch vom ewigen Tode zu retten — im Augenblicke, da er sich hinabstürzen wollte in die tiefe See, umschlang ich ihn von hinten, und da ich nicht wußte, was ich sonst zu ihm sagen sollte, betete ich die Worte des 37. Psalm: „Sei stille dem Herrn und warte auf ihn! Erzürne Dich nicht über den, dem sein Muthwille glücklich fortgeht. — Befiehl dem Herrn Deine Wege und hoffe auf ihn: Er wird's wohl machen. Und wird Deine Gerechtigkeit hervorbringen wie das Licht und Dein Recht wie den Mittag." Da wandte sich der Fremde nach mir um und sah mich an mit seinen großen, brennenden Augen, daß ich die meinen niederschlagen mußte. Ich machte mich von ihm los und wollte zurückweichen, aber er faßte mich fest bei der Hand und sagte: „Sprich weiter, Du —" und er gab mir einen Namen, den ich Dir nicht sagen kann! Ich konnte aber kaum mehr sprechen, nur die Worte vermocht' ich hervorzubringen: „Thun Sie doch Ihrer Mutter das Herzeleid nicht an!" Da ruhte sein Blick lange auf mir, aber nicht mehr so wild wie erst, und er wurde sichtbar weicher, so daß ich mir ein Herz faßte, ihn anzublicken. Aber lange sprach keins von uns ein Sterbenswörtlein. Endlich sagte er: „Der Himmel ruft mich durch Dich zurück in die Welt, wird er mich aber auch durch Dich in ihr führen?" — Er wird Sie führen, wenn Sie ihm vertrauen, — sagte ich; — „Weg' hat er allerwegen, an Mitteln fehlt's ihm nicht," wie's in dem schönen Liede heißt. — „O sagen Sie mir das Lied!" bat er und zog seinen Rock an. Wie gut war es, daß ich es auswendig wußte! Ich „betete" das Lied her, und muß es wohl nicht ganz ungeschickt gethan haben, denn als ich schloß, weinte er wie ein Kind. Nach einer Weile verließen wir die Stelle — wie froh war ich, als wir das Meer eine Strecke weit hinter uns hatten! Wir gingen langsam der Stadt zu; eh' wir sie aber erreichten, nahm er Abschied, bat mich um meinen Namen und fragte, ob er mich wiedersehen dürfe. Ich sagte ihm, wer ich sei und daß, wenn er mich sehen wolle, dies jeden Mittag und Abend in unsern Concerten wohl geschehen könne. Er dankte und ging.

(Schluß folgt.)

Alexander von Humboldt.

Naturschilderungen, von jedem ächten Menschen so gern gelesen, gehören zu den schwierigsten Aufgaben der beschreibenden Darstellung. Die schwierigste Aufgabe auf diesem Gebiete ist aber die Schilderung eines großen Menschen; — „dieses Gebietes," sage ich, denn der Mensch ist ja eine kleine Welt, ist die zusammenfassende Wiederholung alles Dessen in einem abgeschlossenen Körper, was wir um uns auf der Erde an tausend Formen vertheilt finden.

Alexander von Humboldt.

Eine biographische Skizze Humboldt's ist um so

mehr ein Versuch auf diesem Gebiete, als er durch und durch ein Sohn, ein Produkt der gewaltigen Natur und mehr als der Träger — die Verkörperung ihrer Wissenschaft ist. Als ehre die Natur in ihm ihren Oberpriester, hat sie ihn, ungeschwächt an Geist und Körper, auf einen Höhepunkt des Alters geleitet, den überhaupt selten ein Mensch und noch seltener anders als auf Kosten der geistigen Kräfte erreicht. Gestählt und geläutert in dem Lichte einer tropischen Sonne, steht Humboldt jetzt da, umringt von zahlreichen Forschern, die fast sämmtlich seine Jünger sind, alle überragend in stiller Größe, wie die Palme den blüthenprangenden Urwald Brasiliens überragt.

Um Humboldt's geistige Persönlichkeit in ihrem ganzen Umfange würdigen zu können, ist es durchaus nothwendig, sich an den ganzen Umfang der Naturwissenschaft zu erinnern; denn er umfaßt diese, wie vielleicht kein anderer Naturforscher neben ihm. Die Erforschung der Gesetze, nach denen sich die Weltkörper im ewigen Kreislaufe bewegen; derjenigen, nach welchen der Lichtstrahl sich in Farbenstrahlen spaltet, sind ihm in seiner langen Forscherlaufbahn nicht wichtigere Aufgaben gewesen, als die derjenigen, nach denen das bunte Pflanzenchaos sich in ein klares System auflöst oder die Ueberfluthungen des Orinoco flattfinden. Bei einer Vergleichung der einzelnen Fächer der gesammten Naturwissenschaft mit Humboldt's Riesengeist findet man mehr, als daß sich dieser über jene alle verbreitet, — man findet, daß er viele derselben ganz neu geschaffen hat. Vor Humboldt gab es keine Climatologie, keine Pflanzengeographie, keine Hydrographie, keine Meteorologie. Die physische Weltbeschreibung, welche die ungeheure Summe der uns auf und über der Erde umgebenden Erscheinungen in ein geordnetes Gesammtbild vereinigt, ist Humboldt's Schöpfung.

Ueberall, wohin in drei Erdtheilen sein Fuß trat, wurde er ein Reformator der Naturwissenschaft. Naturerscheinungen, welche bis dahin für die gelehrte Welt wenig mehr gewesen waren, als in die dicken Folianten einer beständen Wissenschaft eingeregistrirte Thatsachen, zog er hervor an das Licht seines durchdringenden Geistes und zeigte der staunenden Welt die darin waltende Gesetzlichkeit und ihren Zusammenhang mit der Weltenordnung.

Doch bezeichnet dies noch nicht den Standpunkt, von welchem aus Humboldt's Bedeutung beurtheilt werden muß, wenigstens hier in einem Artikel der Gartenlaube beurtheilt werden muß. Humboldt ist nicht blos ein großer Gelehrter, er ist auch ein großer Mensch; zwei Dinge, die nicht gleichbedeutend sind. Wie er den Naturforschern als solchen über ein halbes Jahrhundert lang das Vorbild eines Gelehrten gewesen ist, so ist er es, und zu seiner Freude mit nicht geringem Erfolge, ihnen auch als Mensch. Diese letztere Bedeutung, welche ungleich größer als die erstere ist, hat er durch seinen „Kosmos" gewonnen. Dieses Buch, ein Evangelium der Natur, durchweht ein Geist, der aus jeder Seite herausspricht: „die Naturwissenschaft gewinnt ihre Bedeutung und ihren Werth erst, indem sie ein Gemeingut der Menschheit wird und dabei als irdische Heimathskunde erscheint."

Humboldt's namenlose Bedeutung für den Standpunkt, auf dem die Gegenwart steht, wird uns sofort klar, wenn wir uns daran erinnern, welch tiefe Wurzeln die neuere Weltanschauung in dem fruchtbaren Boden der Naturwissenschaft getrieben hat; der Naturwissenschaft, welche ja eben Humboldt wesentlich zu Dem gemacht hat, was sie heute ist. Es hat vielleicht noch nie eine Zeit gegeben, welche eine so klar und bestimmt ausgesprochene und so beharrlich erstrebte allgemeine Bildungsrichtung gehabt hätte, als es die naturwissenschaftliche der unsrigen eben ist; und noch nie hat eine Bildungsrichtung irgend einer Zeit eine so sichere Aussicht auf Sieg und Segen gehabt, als eben diese der unsrigen.

In einem zwar nur geistigen und unblutigen, aber auch unerbittlichen Kampfe mit abgelebten und zu fernerem Leben unfähigen Anschauungen steht die ehrwürdige Greisengestalt Alexander von Humboldt's als Vorkämpfer auf dem Plane und sein immer noch oder jetzt vielleicht mehr als je klares Auge sieht sich die Zahl seiner Kampfgenossen täglich mehren. Der greise Feldherr war ja aber auch der Erfinder des Schlachtplanes und der Erzieher seines Heeres. Denn er lenkte zuerst den Blick der Naturforscher von der Aeußerlichkeit der einzelnen Gestalten und Erscheinungen auf ihr inneres Wesen und lehrte sie, daß die Naturwissenschaft ihr höchstes Ziel weder als Dienerin der Heilkunde und Gewerbe, noch als Lieferantin für die Naturalienkabinette, sondern erst als Erzieherin des Menschengeschlechts zur irdischen Heimathsangehörigkeit erreiche.

Leider giebt es eine Meinung unter den Leuten, welche sagt: Humboldt wisse nicht, welchen Dämon er heraufbeschworen habe, oder er habe dies wenigstens nicht gewollt. Diese Meinung ist eben so irrig, als sie, ohne sich dessen bewußt sein zu können, ein Unrecht an unserem größten Zeitgenossen ist. Humboldt weiß, was er thut und will die Folgen seines Thuns.

Die neue Weltanschauung hat er seit einem halben Jahrhundert verbreitet und in seinem Kosmos klar und thatsächlich ausgesprochen, und wenn sie dereinst in ihrem eigenen Lichte als Siegerin den hellen Kampfplan überschauen wird, so wird sie sich dankbar des Mannes erinnern, der, am 14. September 1769 in Berlin geboren, im Jahre 1793 mit einem Versuch einer Flora Freibergs (Florae Freibergensis specimen) begann und in unsern Tagen im Kosmos den ersten Markstein des erkämpften Bodens setzte.

Welches aber war der Weg, auf welchem Humboldt zu seiner Größe gelangte?

Es werden wenig Menschen gelebt haben, deren Leben gleich dem seinigen inhaltreich war; inhaltreich an eigener Kraft und eigenem Schaffen und inhaltreich an Gunst der äußeren Umgebung.

Aus vornehmer, reich begüterter Familie entsprossen, wendete sein Vater, von dem seine Zeitgenossen mit hoher Achtung sprechen, Alles auf, um seinen Söhnen, Wilhelm und Alexander, eine Erziehung geben zu lassen, wie sie vortreffliche Lehrer, unterstützt von den reichen Mitteln der Familie, von den glänzenden

Gelegenheiten Berlins und dem wetteifernden Fleiße der Schüler, zu geben vermochten.

Wilhelm, um 2 Jahre älter als Alexander, wurde der große Alterthums- und Sprachforscher und Staatsmann, Alexander der größte Naturforscher seiner Zeit. Die weit von einander abliegenden Ziele ihrer Bahnen waren doch kein Hinderniß, daß die Brüder in innigster Bruderliebe eins waren, bis 1835 der Tod Wilhelm's sie trennte.

Alexander, der Anfangs an Begabung seinem Bruder weit nachzustehen schien, wurde in seinem der lebendigen Natur zugewandten Streben vielleicht durch einen seiner Lehrer bestärkt, dem Verfasser desjenigen Buches, welches Jeder von uns gelesen hat und kaum einer ohne den Drang, etwas von einem Alexander von Humboldt zu werden: des Robinson, Joachim Friedrich Campe.

Die „brennende Begierde in entfernte, von Europäern wenig besuchte Länder zu reisen," wie er selbst von sich sagt, hatte er durch die sorgfältigsten Vorbereitungsstudien zu einem berechtigten Drange geläutert und nachdem vielmalige Täuschungen gefaßter und der Ausführung schon ganz nahe gewesenen Reisepläne seine eiserne Beharrlichkeit erprobt hatten, schiffte er sich mit seinem französischen Freunde und Ruhmesgenossen, Aimé Bonpland am 5. Juni 1799 endlich zu Cornuña in Spanien ein, um unter dem Schutze eines starken Sturmes aus dem von englischen Schiffen blokirten Hafen zu entkommen.

So schwer war es, daß dieser große Geist sich von Europa, dem Sitze der Gelehrsamkeit, losreißen konnte, um jenseits des Oceans im Schooße der Natur dieser die Weihe geistiger Erkenntniß zu geben.

Zwischen dem 5. Juni 1799 und dem August 1804, wo Humboldt in Bordeaux wieder europäischen Boden betrat, liegt die Einsammlung eines Schatzes, wie nie einer für Wissenschaft und Leben, für Leib, Geist und Herz des Menschen größer gesammelt worden ist.

Wenig Monate fehlen an einem halben Jahrhunderte, während welches Humboldt mit der Verarbeitung dieses Schatzes beschäftigt gewesen ist. Frei von der, den Naturforschern leider so oft eigenen Schwäche, ihre Entdeckungen selbst und allein zu veröffentlichen, und dadurch oft zu verspäten, theilte Humboldt mit vollen Händen seine ungeheuren Vorräthe an Sammlungen und Entwürfen an befähigte Genossen aus, mit deren Hülfe nach und nach eine ganze Literatur erwachsen ist, deren selbst kürzeste Aufzählung an diesem Orte viel zu viel Raum einnehmen würde.

So durchdrang Humboldt's Geist seit seiner Rückkehr bis heute immer mehr die große Arbeiter-Association der Naturforscher Europa's und Nordamerika's. Durch seinen Kosmos hat er das in hundert einzelne Theile zerfallende Riesenwerk seines Lebens in klarem, abgeschlossenem Auszuge zusammengefaßt; hat er gezeigt, was er wollte und worein er die Aufgabe und die Pflicht der Naturforschung gesetzt.

Feiern wir alle, die wir an der wahren sittlichen und geistigen Entwickelung der Menschheit Freude haben, am 14. September in stiller Dankbarkeit Alexander von Humboldt's 84. Geburtstag. Er hat zu dieser Entwickelung den mächtigsten Anlaß gegeben.

Es wird eine große, heilige Stelle leer sein, wenn er von den Lebendigen geschieden sein wird; aber um sie herum schaart sich immer zahlreicher die freie Verbrüderung derjenigen Naturforscher, welche durch ihn begreifen gelernt haben, daß die Naturwissenschaft nicht das Besitzthum grübelnder Gelehrten ist; daß vielmehr die Naturforscher nur die Verwalter fremden Eigenthums sind. Die Naturwissenschaft, wie alle Wissenschaft, ist Eigenthum der Menschheit. Die Besitzesurkunde hat der Großmeister derselben im Kosmos niedergelegt. Er hat sie bei seinen Lebzeiten dem Volke verehrt; möge er noch lange darüber wachen, daß dem Erben sein Erbtheil nicht verkümmert werde.

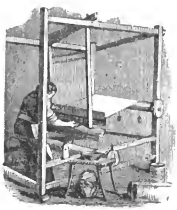
Aus der Gewerbswelt.

Mitgetheilt von Friedrich Georg Wieck.

Leben und Weben und der — Druck.

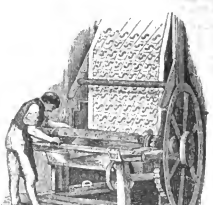
Leben und — Weben, so wie der Mann da in unserem Holzschnitt, ist eine große Kunst: nämlich nicht sowohl letzteres als ersteres. Denn der Mann webt einfachen glatten Kattun, von dem der Dampf mit der Webmaschine in derselben Zeit zehnmal mehr und zugleich besser macht als des Mannes fleißige Hand. Ja! es ist gewiß eine Kunst zu leben bei solchem Weben; und doch weben noch viele Tausende in unserem Vaterlande jenen glatten Kattun und leben noch; freilich so gut wie es nun eben geht. Sollen wir daher nicht die Maschine willkommen heißen, die dem Menschen die mühselige Arbeit abnimmt, bei der er obnehin nichts mehr verdient und er gezwungen wird, irgend ein anderes Fach zu ergreifen, dessen Betreibung ihn besser lohnt? Denn bei allem mechanischen Fleiß hängt dem Menschen die geistige Trägheit doch stark an, und das alte morsche Werkzeug muß erst ganz zu Grunde gehen, ehe er sich entschließt, das neue bessere in die Hand zu nehmen, weil dessen Behandlung ein bischen Willenskraft und geistige Anstrengung kostet. Es giebt Weber in einigen Gegenden von Deutschland, die auf erbärmlichen Stühlen Kattun weben und nicht die Hälfte des Lohns verdienen, den ihre nicht geschickteren Brüder verdienen, weil diese in verbesserten Stühlen arbeiten. Und dies Mißverhältniß bestand schon vor zehn Jahren und besteht noch heute.

Wir werden in einem späteren Artikel von der „Musik der Weberei“ sprechen, und wie sie mit Farbentönen spielt und herrliche Komposition vor Augen führt. Dahin muß auch der Weber blicken und aus seinem alten Marterholz Blumen blühen, Gewinde und Ranken sich entfalten lassen, die, mit der Natur wetteifernd, erzeugt sind unter der Sonne der Kunst. Einfach und schlicht ausgedrückt will dies sagen: daß der Weber gemusterte Gewebe, bunte Waare, glänzende, schmiegsame, weiche Mischgewebe machen muß. Und dies vermag er, wenn er auf seinen einfachen Handstuhl jene wunderbare Vorrichtung stellt, der ein Mann seinen Namen gegeben hat, zu dem Napoleon einst sagte: Und Ihr wollt das thun, was Gott selbst nicht vermag: nämlich einen Knoten in einen Faden knüpfen, der an seinen beiden Enden festgehalten wird? Dieser Mann war der Franzose Jacquard, durch dessen Vorrichtung zum Musterweben — die Jacquardmaschine —



viele, viele tausend Arbeiter, welche vor deren Erfindung die Musterlitzen zogen (sogenannte Ziehjungen), in Noth und Elend zu gerathen wähnten, während sie im Gegentheil in der Wirklichkeit bald mehr verdienten und Herren der Arbeit wurden, während sie früher deren Sklaven gewesen waren. Sie spielten nun mit den Mustern in den Geweben. Mit ihrem Weberschiffchen schrieben sie das Testament Ludwigs XVI. schwarz auf weiß und zeichneten Gemälde auf ihre Webersten, so daß die Gobelins nach und nach viel von ihrer Merkwürdigkeit verloren, da der Fuß des Webers mit einem einzigen Tritt in seinem Stuhle etwas Aehnliches zu schaffen vermochte. Die persischen Schals, deren Anfertigungszeit nach Jahren berechnet wird, stellten die Schals der Jacquardweber in Bezug auf Schönheit und Fülle der Muster weit in den Schatten, so daß gegenwärtig eine gewisse Unvollkommenheit in Farbenformen und Figuren das Erkennungszeichen der ächten Kaschmirschals ist, weil man selbst die Verknüpfung der Faden auf der Kehrseite nachzuahmen weiß. —

Nun aber fragen wir zurück. Wie kann nur ein Mensch glatten Kattun, etwa zu 12 Pfennige die Elle fertigen mögen, während ihm die Mittel gegeben sind, köstliche Zeuge „zu flechten und zu weben mit himmlischen Rosen in's irdische Leben?“ — Noch einmal: es ist die Gewohnheit, der Mangel an Anregung zu etwas Besserem; es ist die trübsinnige Unterwerfung unter eine vermeintlich unabänderliche Nothwendigkeit, es ist endlich Mangel an anderer Arbeit, was ihn nöthigt, bei der alten Arbeit zu bleiben. Freilich müssen wir nun aber nicht glauben, daß die Kunstweberei keine Mitbewerbung in anderen Fächern hätte. Sie begegnet deren mehreren. Die gefährlichste ist aber die der Zeugdruckerei. Diese übt oftmals einen sehr beengenden Druck auf die Musterweberei aus; denn sie ist im Stande, mit noch leichterer Mühe als es die Weberei mit Hülfe der Jacquardmaschine vermag, die herrlichsten Gebilde in den mannigfaltigsten, glänzendsten Farben auf die Oberfläche der Zeuge zu zaubern. Freilich macht sie es zuweilen zu schön und umhängt die zarte Gestalt einer Jungfrau mit Blumengewinden und Sträußen, daß sie aussieht wie ein bekränztes Opferlamm. Aber in ihren bescheidenen, und künstlerisch schönsten Mustern ist die Druckerei groß und mächtig geworden, und hat nicht allein die Kunst, sondern Chemie und Mechanik in ihren Sold genommen. Wieder sind es Maschinen gewesen, welche der Zeugdruckerei ein Entfaltung gegeben haben, die zwar nicht der der Buchdruckerei gleich kommt, aber doch so hoch getrieben ist, daß eine einzige Fabrik in Manchester im Stande wäre, das Bedürfniß der ganzen Welt an gedruckten Kattunkleidern zu befriedigen, während der Lesehunger der Welt wohl nicht von einer Buchdruckerei gestillt werden möchte. Wir lassen in



unserem Bilde einen Blick auf eine jener mächtigen Zeugdruckmaschinen fallen, die, ohne Stillstand, Stück um Stück bis mit 16 Farben auf einmal bedrucken; Zeuge, deren Musterpracht die Ballsäle und Promenaden mit wandelnden Blumenbeeten bedeckt, so gefährlich für die Augen und Herzen der Männerwelt. — Es ist bemerkenswerth, daß die Männer gedruckte Zeuge verschmähen, und den Druck allenfalls nur auf Weste und Kravatte dulden. Dahingegen huldigen sie der Kunstweberei und befördert sie durch Annahme kunstvoll gearbeiteter Reck-, Westen- und Beinkleiderstoffe. Die Kunstweberei ist dankbar dafür, und hat

dies noch neulich von Frankreich aus dargethan durch Hervorbringung eines Pantalonzeugs, auf dem sich Adam und Eva unter dem Apfelbaum die Hände reichen. (Thatsächlich.)

Die Zeugdruckerei hinwiederum ist die Patronin des glatten Kattuns, dem sie emporhilft und in anständige Gesellschaft bringt; aber sie dankt es dem Handweber nicht, daß er so wohlfeil arbeitet. Lieber greift sie zur Maschinenwaare, die da viel schöner ist.

Ihrer Meinung ist auch die Fabrikation einfach gefärbter Baumwollzeuge und das riesige Geschäft in dichten, weißen Waaren, mit denen England die Welt umspannt und im eigentlichsten Wortverstande die ganze Erde umspannen könnte, so daß sie, etwa vom Monde aus, anzusehen sein würde, wie ein Plum-Pudding.

So glauben wir denn nachgewiesen zu haben, daß Leben schwerer ist als Weben und der Druck groß ist.

Blätter und Blüthen.

Richtet nicht! Es ist viele Jahre her, da gingen zwei Zöglinge der Universität in Warschau durch die Straße, in welcher die Säule König Sigismund's steht, um deren Piedestal man meistens eine Zahl Weiber sitzen sehen kann, die an die Vorübergehenden Früchte, Kuchen und verschiedene Eßwaaren verkaufen. Die jungen Männer machten in ihrem Gange Halt, um eine Gestalt zu betrachten, deren Seltsamkeit ihre Aufmerksamkeit fesselte. Es war ein Mann, dem Anscheine nach zwischen fünfzig und sechzig Jahren; sein einst schwarzer Rock war fadenscheinig geworden; sein breiter Hut überschattete ein mageres, runzliges Gesicht; seine Gestalt war sehr abgezehrt, doch ging er mit einem festen und raschen Schritte. Bei einer der Buden unter der Säule stand er still, kaufte für einen halben Groschen Brod, aß einen Theil desselben, steckte das andere in seine Tasche und verfolgte seinen Weg gegen den Palast des Generals Zajonczek, Statthalters des Königreichs, der in Abwesenheit des Czaren Alexander königliche Gewalt in Polen übte.

„Kennst Du diesen Mann?“ fragte der eine Student den andern.

„Ich kenne ihn nicht; aber nach seinem kläglichen Kleide und seinem nicht weniger traurigen Gesichte zu urtheilen, würde ich ihn für einen Leichenbesorger halten.“

„Falsch, mein Freund! es ist Stanislaus Staszic.“

„Staszic!“ rief der Student aus, indem er nach dem Manne blickte, der eben in den Palast trat. „Wie kann ein geringer, schlecht aussehender Mann, der mitten auf der Straße Halt macht, um einen Bissen Brod zu kaufen, reich und mächtig sein?“

„Und doch ist es so,“ erwiederte sein Gefährte. „Unter diesem nicht vielversprechenden Aeußern ist einer unserer einflußreichsten Minister und einer der berühmtesten Gelehrten Europa's verborgen.“

Der Mann, dessen Aeußeres in so seltsamem Widerspruch mit seiner socialen Stellung stand, der so mächtig war als er unbedeutend aussah, so reich als er arm erschien, verdankte all sein Glück sich selbst — seinen Arbeiten und seinem Genie. Von geringer Herkunft verließ er in seiner Jugend Polen in der Absicht, sich Kenntnisse zu sammeln. Er brachte einige Jahre auf den Universitäten von Leipzig und Göttingen zu, setzte seine Studien in dem Collège de France unter Brisson und d'Aubenton fort, gewann Buffon's Freundschaft, besuchte die Alpen und die Apenninen und kehrte endlich mit reichen und mannigfaltigen Kenntnissen versehen in sein Geburtsland zurück. Er ward sofort von einem Edelmanne eingeladen, die Erziehung seines Sohnes zu übernehmen. Nachher wünschte das Gouvernement seine Talente zu benützen; und Staszic ward Schritt vor Schritt zu den höchsten Posten und den ansehnlichsten Würden erhoben. Seine ökonomischen Gewohnheiten machten ihn reich. Tausend dienende Hände bebauten seine Ländereien und er besaß große Summen Geldes auf Interessen angelegt. Wann erhob sich je ein Mann so weit über den Rang, in dem er geboren war, ohne dem Neide und der Verleumdung eine Veranlassung zu geben, ihre Pfeile gegen ihn zu richten? Die Mittelmäßigkeit rächt sich stets durch Verleumdung; und so ging es auch Staszic; denn die guten Leute von Warschau waren schnell bei der Hand, alle seine Handlungen schlimmen Beweggründen zuzuschreiben.

Eine Gruppe Müssiggänger hatte sich da gesammelt, wo die Studenten standen. Alle blickten nach dem Minister und ein Jeder hatte irgend etwas gegen ihn zu sagen.

„Wer sollte es denken,“ rief ein Edelmann, dessen grauer Schnurrbart und altmodisches Gewand die Zeit von König Sigismund zurückrief, „daß er ein Staatsminister sein könnte? Früher, wenn ein Palatin die Hauptstadt durchwanderte, ging ihm ein Trupp Reiter voraus und ein solcher folgte ihm. Soldaten zerstreuten die Haufen, welche sich drängten ihn zu sehen. Aber welchen Respekt kann man für einen alten Minister fühlen, der nicht das Herz hat, sich eine Kutsche zu gewähren und der ein Stück Brod in den Straßen ißt, gerade wie ein Bettler thun würde?“

„Sein Herz,“ sagte ein Geistlicher, „ist so hart wie die eiserne Kiste, in der er sein Geld aufbewahrt; ein Armer könnte an seiner Thüre Hungers sterben, ehe er ihm ein Almosen geben würde.“

„Er hat den nämlichen Rock in den letzten zehn Jahren getragen,“ bemerkte ein Anderer.

„Er sitzt auf dem Boden, aus Furcht, seine Stühle abzunutzen,“ tönte es aus dem Munde eines frech-

blickenden Jungen und Alle vereinten sich zu einem spöttischen Lachen.

Ein junger Zögling einer der öffentlichen Schulen hatte in unwilligem Schweigen diesen Gesprächen zugehört, die ihm in's Herz schnitten; zuletzt unfähig sich zurückzuhalten, wandte er sich gegen den Priester und sagte:

„Ein durch seine Freigebigkeit so bekannter Mann sollte mit mehr Achtung besprochen werden. Was geht es uns an, wie er sich kleidet, oder was er ißt, wenn er einen edlen Gebrauch von seinem Vermögen macht?"

„Bitte, welchen Gebrauch macht er davon?"

„Die Akademie der Wissenschaften hatte einen Platz für eine Bibliothek nöthig und keine Fonds, einen zu miethen. Wer verlieh ihr einen herrlichen Palast? war es nicht Staszic?"

„Oh! ja, weil er so gierig nach Lob ist wie nach Gold."

„Polen schätzt als seinen Hauptruhm den Mann, welcher die Gesetze der Sternenbewegung entdeckte. Wer war es, der ihm ein Denkmal, würdig seines Ruhmes, errichten ließ — der den Meisel des Canova rief, das Andenken Copernikus zu ehren?" —

„Es war Staszic," erwiederte der Priester, „und so ehrt ganz Europa dafür den freigebigen Senator. Aber, mein junger Freund, es ist nicht das Licht der Mittagssonne, welches christliche Liebe beleuchten soll. Wenn Ihr einen Menschen gründlich kennen lernen wollt, so beobachtet den täglichen Lauf seines Privatlebens. Dieser prahlerische Geizhals seufzt in den Büchern, die er veröffentlicht, über das Loos der Bauern, und auf seinen weiten Gütern beschäftigt er fünfhundert unglückliche Sklaven. Geht eines Morgens in sein Haus — da werdet Ihr ein armes Weib treffen, welches mit Thränen zu einem kalten, stolzen Manne flieht, der sie zurückstößt. Dieser Mann ist Staszic — das Weib seine Schwester. Sollte nicht der stolze Schenker von Palästen, der Erbauer prächtiger Statuen sich nicht lieber mit dem Schutze seiner unterdrückten Leibeigenen und mit der Hülfe für seine verlassene Verwandte beschäftigen?"

Der junge Mann begann seine Erwiederung, aber nicht Einer wollte auf ihn hören. Traurig und niedergeschlagen, von einem Manne, der ihm ein wahrer und edelmüthiger Freund gewesen, zu sprechen zu hören, ging er in seine bescheidene Wohnung. Am nächsten Morgen begab er sich zu einer frühen Stunde in das Haus seines Wohlthäters. Dort fand er ein Weib weinend und klagend über die Unmenschlichkeit ihres Bruders.

Diese Bestätigung Dessen, was der Priester gesagt hatte, gab dem jungen Manne einen bestimmten Entschluß ein. Es war Staszic, der ihm eine Stelle im Kolleg verschafft und ihn mit den Mitteln versehen hatte, dasselbe fortwährend zu besuchen. Jetzt wollte er seine Gaben zurückweisen — er wollte keine Wohlthaten von einem Manne empfangen, der unbewegt auf seiner eigenen Schwester Thränen blicken konnte.

Der gelehrte Minister hielt beim Eintritte seines Lieblingszöglings in seiner Beschäftigung nicht inne, sondern sagte, indem er zu schreiben fortfuhr, zu ihm:

„Gut, Adolph, was kann ich heute für Euch thun? Braucht Ihr Bücher, so nehmt sie aus meiner Bibliothek; oder Instrumente — sucht sie aus und schickt mir die Rechnung. Sprecht frei zu mir und sagt mir, wenn Ihr etwas nöthig habt."

„Im Gegentheil, Herr, ich komme, um Euch für Eure bisherige Güte zu danken, und zu sagen, daß ich es in Zukunft ablehnen muß, Eure Geschenke zu empfangen."

„Ihr seid also reich geworden?"

„Ich bin so arm wie immer."

„Und Euer Kolleg?"

„Ich muß es verlassen."

„Unmöglich!" rief Staszic aus, indem er aufstand und seine durchdringenden Augen auf seinen Besuch heftete — „Ihr seid der am meisten versprechende von allen unsern Schülern — es kann nicht sein!"

Vergebens versuchte der junge Student den Beweggrund seines Benehmens zu verbergen; Staszic bestand darauf ihn zu wissen.

„Ihr wollt mich," sagte Adolph, „mit Gunstbezeugungen überhäufen auf Kosten Eurer nothleidenden Familie."

Der mächtige Minister konnte seine Bewegung nicht verbergen. Seine Augen füllten sich mit Thränen und er drückte des jungen Mannes Hand warm, als er sagte:

„Lieber Junge, nimm stets den Rath in Acht: Urtheile über nichts vor der Zeit! Ehe das Ende des Lebens kommt, kann die reinste Tugend vom Laster behandelt, und die bitterste Verleumdung als unbegründet bewiesen sein. Mein Benehmen ist in Wahrheit ein Räthsel, das ich jetzt nicht lösen kann — es ist das Geheimniß meines Lebens."

Als er den jungen Mann noch unschlüssig sah, fügte er hinzu:

„Haltet eine Rechnung über das Geld, das ich Euch gebe; betrachtet es als ein Darleihen; und wenn Ihr eines Tages durch Arbeit und Studium Euch selbst reich findet, so zahlt die Schuld durch Erziehung eines armen es verdienenden Studenten. Was mich betrifft, so wartet meinen Tod ab, bevor Ihr über mein Leben urtheilt."

Fünfzig Jahre hindurch erlaubte Stanislaus Staszic der Bosheit, seine Handlungen anzuschwärzen. Er wußte, daß die Zeit kommen würde, wo ganz Polen würde ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Am 20. Januar 1826 sammelten sich dreißigtausend trauernde Polen um seine Bahre und suchten das Leichentuch zu berühren, als dächten sie, es wäre irgend eine heilige, köstliche Reliquie.

Die russische Armee konnte den Grund der Huldigung nicht begreifen, welche in dieser Weise von dem Volke in Warschau diesem berühmten Manne dargebracht wurde. Sein letztes Testament erklärte vollständig den Grund seines scheinbaren Geizes. Seine ausgedehnten Güter waren in fünfhundert Theile getheilt, deren jeder das Eigenthum eines freien Bauern — seines frühern Leibeigenen werden sollte. Eine Schule sollte nach einem bewundernswerthen Plane und in sehr ausgedehntem Maße für den Unterricht

der Bauernkinder in verschiedenen Gewerben errichtet werden. Ein Reservefonds war für die Unterstützung der Kranken und Alten vorgesehen. Eine unbedeutende jährliche Abgabe, von den freigelassenen Leibeigenen zu zahlen, war bestimmt, um nach und nach die Freiheit ihrer Nachbarn zu erkaufen, die, wie sie es gewesen, zu harter und undankbarer Arbeit verdammt sind.

Nachdem Staszic in dieser Weise für seine Bauern gesorgt hatte, vermachte er 600,000 Gulden zur Gründung eines Musterspitals, und bestimmte eine beträchtliche Summe für die Erziehung armer und fleißiger Jünglinge. Was seine Schwester betrifft, so vererbte er ihr nur dasselbe Ausgesetzte, was er ihr jährlich während seines Lebens gegeben hatte; denn sie war eine Person von sorglosen und extravaganten Gewohnheiten, die alles Geld, das sie empfing, thöricht verschwendete.

Ungewöhnlich war das Schicksal des Stanislaus Staszic. Ein Martyrer der Verleumdung während seines Lebens, ward nach dem Tode sein Andenken gesegnet und geehrt von den Vielen, welche er glücklich gemacht hatte.

Die Zucht der Champignons und ihre Gefahren. In Lezennes, einem Dorfe südöstlich in kurzer Entfernung von Lille gelegen, besitzt ein Herr Puy einen Garten, der in Frühbeeten und Treibhäusern eine Menge Delikatessen hervorbringt. Den größten Ruf hat sich Herr Puy durch seine Champignonszucht erworben, aber vergebens würde man sich in diesen Frühbeeten und Treibhäusern nach Champignons umsehen. Und dennoch ist man denselben hier näher, als man glaubt.

Außer seinem Garten und seinen Feldern besitzt Herr Puy nämlich auch noch ein unterirdisches Gebiet. Schon mancher Monarch hat sein Reich so ausgedehnt und weitläufig gefunden, daß ihm die Beherrschung desselben zuletzt unbequem und gefährlich geworden ist. Gerade dies ist auch der Fall mit Herrn Puy. Er besitzt nämlich die Katakomben oder Steinbrüche von Lezennes und betreibt in denselben die Zucht der Champignons nach großartigem Maßstabe. Herr Puy ertheilt Fremden gern Erlaubniß, diese merkwürdige unterirdische Pflanzstätte in Augenschein zu nehmen und man wird dann nach einem Wirthshause geführt, zu welchem ein Keller gehört. In der Seitenwand dieses Kellers ist eine kleine Thür angebracht, durch welche man auf hölzernen Stufen in die Höhlen hinuntersteigt. Die Tiefe ist nicht sehr beträchtlich und fast überall dieselbe; man befindet sich blos sechsunddreißig Fuß unter der Oberfläche der Erde. Vor dem Hinabsteigen bekommt man eine kleine Lampe eingehändigt und wird von einem Führer begleitet. Es kann durchaus nichts schaden und auch nicht als Feigheit ausgelegt werden, wenn man sich von noch einigen Personen begleiten läßt und wer sich weigert, diese unterirdischen Steinbrüche anders zu betreten, als mit einem Packet Zündhölzchen und Wachslichtern in der einen und einigen Pfund Zwieback in der andern Tasche, kann deswegen noch nicht als ein übertrieben furchtsamer Mensch betrachtet werden. Ich für meinen Theil schäme mich fast, zu gestehen, daß ich mich in dieses Labyrinth hineinwagte, ohne irgend welche Vorsichtsmaßregel in gebrauchen.

Der Platz, auf welchen man nach dem Hinabsteigen zuerst gelangt, ist der Mittelpunkt einer Reihenfolge unregelmäßiger Gänge, die sich nach rechts und links vier bis fünf Stunden weit im Umkreise erstrecken und auf die verworrenste Weise durchkreuzen. Diese Gänge sind durchschnittlich drei bis vier Ellen breit, ungefähr eben so hoch und durch den weichen Kalksteinfelsen gehauen. Im Ganzen genommen jedoch ist ihre Dimension sehr unregelmäßig und sie sind zuweilen so niedrig und schmal, daß nur eine Person hindurchzwängen kann. Hier giebt es Kreuzwege, Seitenstraßen und Sackgäßchen, in welchen man wieder umkehren muß. Soweit als die Champignonszucht betrieben wird — und diese nimmt einen sehr bedeutenden Theil der Höhle ein — sind hier und da vergitterte Oeffnungen nach oben angebracht, durch welche der nothwendige Dünger eingebracht wird und die zugleich als Luftlöcher dienen, ohne welche die Arbeiter ihre Arbeit nicht lange verrichten könnten. Jenseits des Champignonsgebiets fällt kein Lichtstrahl in diese ewige Nacht, aber selbst wo dies der Fall ist, und auch mit einem Lichte in der Hand, möchte es Jedem, der diese Gänge nicht kennt, sehr schwer fallen, ohne Führer den Rückweg zu finden.

Die Champignons wachsen hier auf terrassenförmigen, etwa zwei Fuß hohen und eben so breiten Erhöhungen, die mit dem nöthigen Dünger und mit dem Spaten flachgeschlagener Erde bedeckt sind. Eine Bedeckung mit Stroh findet hier nicht statt, weil dieselbe bei einem so unabänderlichen Zustande der Feuchtigkeit, Temperatur und Finsterniß unnöthig wäre. Zwischen diesen Erhöhungen, welche sich durch die Gänge hinziehen, sind schmale Wege freigelassen, damit die Arbeiter dazwischen herumgehen und die Ernte einsammeln können.

Sieben oder acht Mann sind fortwährend mit den hier nöthigen Arbeiten beschäftigt. Sie erhalten einen etwas höhern Lohn als Herrn Puy's übrige Gartenarbeiter, verdienen denselben aber auch redlich. Die munteren, gebräunten Gesichter der Männer, welche mich begleiteten, bildeten einen seltsamen Gegensatz zu dem wachsbleichen Gesicht unseres Führers, und seine Damen, welche viel auf ihren Teint halten, könnten hier sehen, wie ersprießlich es für die Gesundheit ist, ein oder zwei Mal jährlich von den Sonnenstrahlen tüchtig gegerbt zu werden. Diese Leute arbeiten täglich zwölf Stunden und bekommen daher im Winter, ausgenommen an Sonn- und Festtagen, die Sonne niemals zu sehen. Sie sind leichter Krankheiten unterworfen als Arbeiter im Freien, nicht blos in Folge des Mangels an dem wohlthätigen Einflusse, den das Tageslicht auf den menschlichen Körper äußert, sondern auch wegen der unvollkommenen Lüftung dieser unheimlichen Regionen und der Dünste, welche sowohl von dem gährenden Dünger, als von den aufsprießenden Pilzen ausgeströmt werden.

Am 10. Januar 1847 stieg Herr Puy in seine Höhlen hinab, um allerhand Arrangements für das

eben begonnene Jahr zu treffen. Er ging in Gedanken versunken immer weiter und weiter, ohne zu bemerken, daß er vom richtigen Wege abgekommen war. Als er zurückzukehren versuchte, fand er, daß er durch Gänge hindurchschritt, die ihm bis jetzt noch ganz unbekannt gewesen waren. Zuweilen sah er sich genöthigt, auf Händen und Knieen weiter zu kriechen, um die Richtung, die er für die richtige hielt, zu verfolgen, aber es war ihm nicht möglich, einen begangenen und erkennbaren Theil der unendlichen Grotte aufzufinden. Endlich ging ihm das Licht aus und es wäre vollkommen unglos, übrigens aber auch fast unmöglich für ihn gewesen, den Weg noch weiter fortsetzen zu wollen. Er setzte sich nieder, entschlossen zu warten, denn er wußte, daß man ihn vermissen und Nachforschungen nach ihm anstellen würde. Es war dies das Klügste, in der That aber auch das Einzige, was er thun konnte.

So blieb er die ganze Nacht im Finstern, nicht wissend wo, auf dem Boden der Höhle sitzen. Am nächsten Morgen, als Madame Puy, seine Mutter — denn Herr Puy ist unverheirathet — fand, daß er nicht am Abend vorher wie gewöhnlich nach Lille zurückgekehrt war, kam sie sogleich auf die Vermuthung, daß er sich in den Steinbrüchen verirrt habe. Madame Puy lebt jetzt noch und sagte mir, sie werde diesen Tag und die darauf folgenden in ihrem Leben nicht vergessen. Sie forderte sogleich ihre Freunde und Nachbarn auf, die Arbeitsleute bei dem Nachsuchen zu unterstützen, und alle folgten dieser Aufforderung, wobei einige selbst in nicht unerhebliche Gefahr geriethen. Der Mann, der mich in den Champignonbeeten herumführte, lief in seinem Eifer, seinen vermißten Herrn aufzufinden, selbst dreizehn Stunden lang in der Irre herum, obschon er mit Lichtern wohl versehen war.

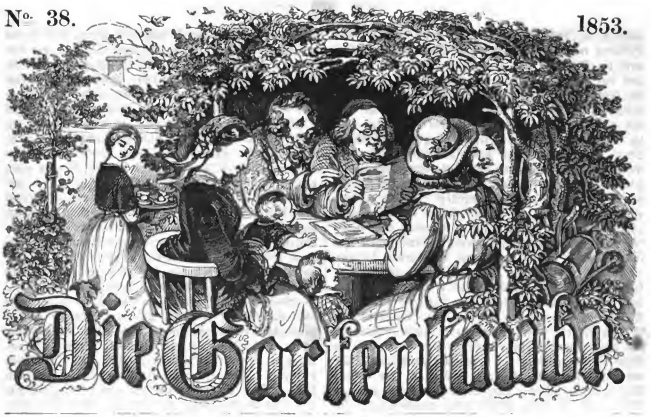
Der Tag verging und Herr Puy war noch immer nicht aufgefunden. Die ganze Bevölkerung von Lille nahm an dem Vorgange den lebhaftesten Antheil und die öffentlichen Behörden leisteten allen nur möglichen Beistand. Die Soldaten der Garnison wurden in die Höhlen hinuntercommandirt. Trommeln geschlagen und Gewehre abgefeuert, aber es ist eigenthümlich, daß in diesen fürchterlichen Höhlen auch das stärkste Geräusch nicht weit hörbar ist. Zollwächter wurden von der Grenze herbeigeholt und brachten ihre großen feinspürenden und wohldressirten Hunde mit. Anstatt aber Herrn Puy ausfindig zu machen, hätten die Hunde sich beinahe selbst verirrt und besonders der eine, gerade der größte und schönste, gerieth auf solche Abwege, daß er hätte umkommen müssen, wenn er nicht endlich wieder entdeckt worden wäre. Man band das eine Ende von verschiedenen Knäueln Bindfaden in den besuchteren Theilen der Höhle fest und ging dann dieselben weiter aufrollend nach entgegengesetzten Richtungen, in der Hoffnung, daß der Verirrte zufällig auf einen dieser Fäden stoßen werde. Andere drangen so weit vor, als sie sich getrauten und nahmen dabei Strohbündel mit, aus welchen sie in kurzen Zwischenräumen einzelne Halme auf den Boden legten, so daß die Spitze oder Aehre den Weg andeutete, den sie zu gehen hatten, um dieser Schreckenshöhle wieder zu entrinnen, denn es stand nicht zu fürchten, daß hier der Wind oder ein Thier oder ein menschlicher Wanderer diese schwache und leichte Spur wieder vermischen werde. Kurz, es ward Alles gethan, was Muth und Freundschaft an die Hand gaben, aber drei Tage lang blieb die menschenfreundliche Spürjagd vergebens.

Nachdem Herr Puy drei ganze Tage lang verschwunden gewesen, ward er endlich von einem kühnen jungen Manne an der Stelle aufgefunden, wo er beschlossen hatte, zu bleiben, bis man ihn suchen würde. Dieser Platz war gerade unter der Mühle eines benachbarten Dorfes und weit, weit von dem Ausgangspunkte entfernt. Herrn Puy's erste Frage war, wie lange er hier zugebracht habe, denn er hatte kein Mittel, den Flug der Zeit zu messen. Er war ganz erstaunt, als er hörte, daß er drei ganze Tage in dieser Einsamkeit ohne Speise und Trank zugebracht hatte. Es war vielleicht ein Glück für ihn, daß er in diesem Zustande von Unwissenheit hatte verharren müssen, weil er außerdem, da die Stunde der Erlösung sich immer weiter hinauszog, der Verzweiflung anheimgefallen sein würde. Bei alledem und trotz aller angewendeten Sorgfalt verstrichen sechs Monate, ehe er von der Krankheit, die ihn befiel, wieder genas, und es dauerte wenigstens ein Jahr, bevor er alle Folgen dieses Unfalles überwunden hatte.

Literatur. Von dem in England vielgelesenen, in 4 Monaten 13 Mal neu aufgelegten Buche: die weite, weite Welt von Elisabeth Wetherell ist in Leipzig bei Kretschmar eine eben so gewandte wie seltens des Verlegers gut ausgestattete illustrirte Uebersetzung erschienen, die wir allen Freunden derartiger Lektüre als die beste von allen anempfehlen können. Für gläubige Gemüther, für junge unerfahrene in's Leben tretende Jungfrauen, für besorgte Mütter und Erzieherinnen enthält das Buch im Gewande einer anziehenden Erzählung viele schöne, ächt christliche Samenkörner, die, auf guten Acker gestreut, wohl gute Früchte tragen können. Das Buch bildet übrigens die 4. Abtheilung einer Bibliothek illustrirter Erzählungen für **christliche** Familien. Die Betonung ist hier auf christliche zu legen. — Unter den vielen Anthologien deutscher Dichterwerke nimmt jedenfalls der in Berlin erscheinende: Deutsche Dichterwald von Opitz bis Lenau, mit den ersten Rang ein. Nicht nur, daß die Sammlung sehr vollständig, und was die Auswahl anlangt, mit Geschmack und Kritik angefertigt ist; sie giebt zugleich eine ganz verständige Literaturgeschichte in Biographieen, von denen einzelne wirklich kleine Meisterstücke der Charakteristik sind. Wir wünschen dem Unternehmer (der einzelne Band von 23 Bogen kostet nur 15 Ngr.) den besten Fortgang.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 38. 1853.



Die Gartenlaube.

Familien-Blatt. — Verantwortlicher Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich ein ganzer Bogen mit Illustrationen.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 10 Ngr. zu beziehen.

Bilder und Skizzen aus dem Erzgebirge.

1. Ein Harfenmädchen.

(Schluß.)

„Am folgenden Abend war der Fremde wirklich im Concert, hielt sich aber fern von uns, doch verwandte er kein Auge von mir. Dabei sah er so schwermüthig aus, daß mir noch bang' um ihn war. Auch die folgenden Tage kam er, blieb aber immer in gleicher Entfernung. Nach und nach wurde sein Antlitz belebter, heiterer. An das Seegestade ging ich eine Zeit lang nicht, — ich fürchtete ihm zu begegnen und doch — ich gesteh' es Dir — hätt' ich noch gern einmal mit ihm geredet. Endlich schrieb er mir ein Briefchen, worin er mir in rührenden Worten dankte, daß ich ihn vor einer großen Schuld bewahrt hätte; er sei dadurch für Zeit und Ewigkeit mein Schuldner geworden. Weiter erzählte er mir, daß keine andere Ursache, als Ueberdruß an den Menschen, finstere Weltverachtung, ihn zu dem verzweifelten Schritte getrieben, dessen Ausführung ich verhinderte. Er habe auf Erden Nichts als Lug und Trug, schnöde Selbstsucht und Ungerechtigkeit finden können, und darum beschlossen, seinem Leben ein Ende zu machen, um kein Genosse zu sein des allgemeinen Elends. — Mutterle! die Menschen draußen mögen schon recht schlimm sein, weil ein so guter Mensch, wie Richard Saldern — denn so schrieb er sich — zu einer solchen Weltansicht gelangen konnte! Nun, ich werde Dir gleich ein Stücklein von der großen Welt erzählen. Unter den täglichen Besuchern befand sich, nach jenem Vorfall auf der Klippe, ein junger reicher Graf. Dieser machte sich uns Mädchen gleich den ersten Abend durch sein ewiges Lorgnettenspiel gegen uns auffallend. Wir kümmerten uns natürlich weiter nicht um ihn, erfuhren aber durch den Kellner seinen Namen: Graf K. Nun denke Dir! Am andern Morgen erschien früh ein Bedienter mit einem Briefchen an mich von diesem Grafen K. Ich war ganz erschrocken und gab, da ich nicht gleich Worte hatte, das Billet, das wie lauter Moschus und Lavendel roch, uneröffnet der Schmidt-Lene, die es ohne allem Umschweif dem Bedienten mit den Worten zurückgab, daß sie und ihre Begleiterinnen keine Briefe von unbekannten Herren annähmen. „Aber von bekannten?“ fragte der Bediente naseweis. „Je

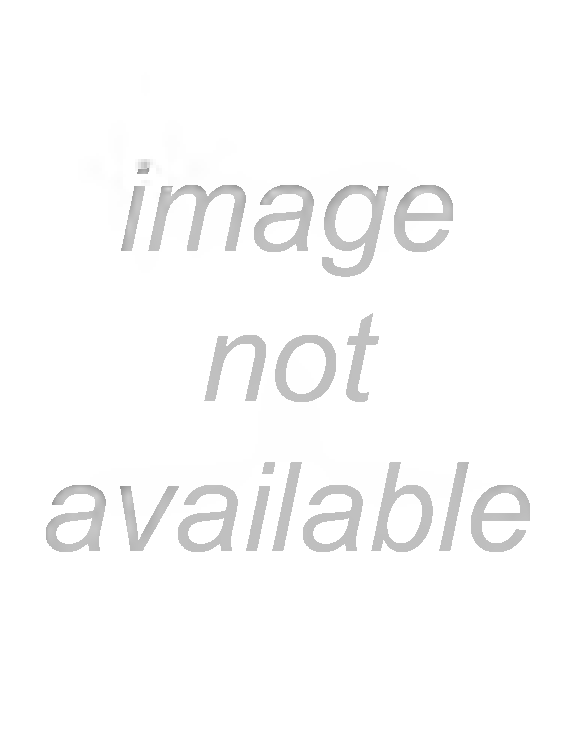


image
not
available

dem Namen Ihres Heimathsortes zu fragen, mich von Ihrem Angesichte verbannte und nicht eher wieder vor Sie trete, bis ich als ein tüchtiger Mensch, ein wahrer Christ, mit einem Herzen voll lauterer, ungefärbter Bruderliebe vor Sie treten und mich für werth halten kann, die Luft Ihrer Heimath mit Ihnen zu athmen. Weiß ich doch den Namen Ihrer weiteren Heimath — das Erzgebirge! Der Stern, der Sie mich hier finden ließ, wird mich auch wieder zu Ihnen leiten. Es sei ein Theil meiner Buße, daß ich Sie suchen muß. Aber damit ich nicht ganz einsam sei, nicht von Allem geschieden, was mit Ihrer Person in einigem Zusammenhange steht; ja, damit ich ein Pfand besitze, das mir dafür bürgt, daß Sie mich nicht von Ihrer Schwelle jagen wollen, so geben Sie mir das Bild Ihres Vaters für dieses." Er zog aus seiner Tasche das Medaillon hier. „Ich ließ es," fuhr er fort, „für meine Braut malen; kurz eh' sie mich verrieth. Nehmen Sie es statt des Ihrigen; ich löse es nach vollendeter Buße sicher wieder ein." — Mutter! ich zögerte nicht — ich gab ihm das Bild — ich wollte das seine nicht nehmen — aber das unsere kount' ich ihm nicht abschlagen — nein, Mutter! ich hätt' ihm mein Herzblut geben müssen, wenn er es gefordert hätte — ich konnte nicht anders. Ich küßte das Bild noch einmal und hing es ihm um den Hals; er mir schnell das seine — was in dem nächsten Augenblicke geschah — ich weiß es nicht — ob er mir blos die Hand drückte — oder mir auch die Stirn küßte — ich bin mir dessen nicht deutlich bewußt. Als ich wieder völlig bei mir selbst war, befand ich mich allein. Ich sah ihn nicht mehr. Nur hörte ich noch, und gerieth darüber in nicht geringen Schreck, daß Richard von dem Grafen auf Pistolen gefordert worden war, diesem aber, was mich schnell wieder beruhigte, hatte sagen lassen: Buben gäbe er keine Genugthuung. Darauf ist er abgereist — wohin, weiß ich nicht. Aber, Mutterle! härme Dich nicht um Dein Bild — gewiß, Du erhältst es wieder — mir sagt mein Herz, daß Richard hierher kommt, und wenn Du ihn dann siehst, wirst Du selbst sagen, daß ich recht gehabt, ihm seine Bitte nicht abzuschlagen!" —

Die Mutter gab der Erzählerin einen Kuß auf den dargereichten Mund, schüttelte hinterher aber doch den Kopf und meinte: „Man darf keinem solchen feinen Herrn trauen — wer weiß, ob Dein Herr Richard nicht auch — —"

Aber Röschen hielt der Mutter den Mund zu und sagte: „Nein, gewiß und wahrhaftig ist Richard nicht, wie Du argwöhnen möchtest — darauf verwett' ich Leben und Seligkeit!"

„Bst!" — erwiederte die Mutter — „freve nicht, Kind! Es sei wie es wolle — kommt er, ist es gut; kommt er nicht, nun, so sind wir um eine gute, aber traurige Lehre reicher. Jedenfalls laß ich Dich sobald nicht wieder mit reisen; ich bin nur froh, daß wir wieder beisammen sind!" Darauf erzählte sie, wie einsam sie sich gefühlt während der ganzen Trennung, wie glücklich aber auch über jeden Brief, den sie von Röschen empfangen, und wie sie das Geld, das diese ihr geschickt, gewissenhaft erst zur Tilgung aller Schulden und dann zur Anschaffung der nothwendigsten Dinge für Leib und Haus verwendet habe.

Die Kirmes war vorüber; manches Breitenbrunner Kind, das den weißen Sonntag fröhlich mit begangen hatte, feierte die Kirmes schon nicht mehr: daheim wie in der Fremde war Dieser und Jener gestorben, Andere hatten ihr Herz draußen verloren und es nicht im Stiche lassen wollen, waren also mit draußen geblieben. Den nächsten weißen Sonntag sollten ihrer aber noch weit mehr vermißt werden: denn es kam eine böse Zeit über das Gebirge — die Kartoffeln mißriethen, das Getreide wurde theuer, andere Lebensmittel mit ihm. Im Geleite des harten Winters pochte der bittere Mangel an die Thüren der Armuth, das heißt: an die meisten Thüren des Gebirges. Schon waren die wenigen Kartoffeln, die man erbaute, aufgezehrt, schon war ein Bissen Schwarzbrod eine Leckerei, und man war glücklich, wenn statt der beliebten Röhrenkuchen „Röhrenklöße" von Kleien erzeugt werden konnten, den Hunger zu stillen. Kälte und Hunger oder schlechte Nahrung im Bunde erzeugten böse Krankheiten — bald wüthete der Bürgengel der Armuth, der Typhus, weithin über das ganze Gebirge diesseits und jenseits der Grenze. Auch Breitenbrunn blieb von dem allgemeinen Jammer nicht verschont. Opfer um Opfer bettete das Fieber unter den kühlen Schnee. Aber wie damals vom allgemeinen Jubel, so blieb jetzt das kleine Häuschen an der Gabel des „Orthach's" von dem allgemeinen Weh lange Zeit ziemlich unberührt. Röschens mitgebrachter Verdienst hielt lange vor — zwei Erzgebirgerinnen brauchen wenig, um zu leben. Dennoch empfanden sie die Noth sehr wohl — sie hatten manchem armen Verwandten mitzuhelfen und ihr eigener spärlicher Unterhalt kam ihnen dreimal so hoch zu stehen, als in bessern Zeiten. Endlich mußten sie eine arme, verlassene Muhme zu sich nehmen. Da wurde Röschens Schatz allmälig doch recht klein. „Wenn nur der Winter vorbei ist und wir bleiben gesund," tröstete Röschen die oft ängstlich klagende Mutter; „zum Frühjahre mach' ich dann gleich wieder eine kleine Reise mit der Lene, nur eine von wenig Wochen. So lange, hoff' ich, werden wir uns schon hinfristen." Aber als schon der Thauwind hohl durch die „Unruh" und um den „Sanberg" sauste, streckte das gierige Fieber auch die Frau Goldhahn auf's Lager. Da ließ sich nicht mehr sparen wie bisher, da mußte der Arzt gerufen, Arznei geholt, ein wärmeres Zimmer gehalten und Das und Jenes geschafft werden. Röschen ließ es an Nichts fehlen, um das Leben der guten Mutter zu retten. Sie rief noch einen Doktor aus der Stadt herbei, als der Ortsmedikus ein bedenkliches Gesicht zeigte, sie bezahlte ihm gleich seine Bemühung, damit er ja wiederkomme und die Mutter recht sorgfältig behandle — darüber ging ihre Baarschaft bis auf den letzten Pfennig fort. Die Mutter überstand zwar glücklich die Krisis, die Kraft des Typhus war gebrochen, aber sie siechte noch lange fort und bedurfte stärkender Mittel, um aufzukommen. Röschen schaffte Rath: sie verkaufte ihre besten Kleider und verwendete

den Erlös, um ihrer Kranken nahrhafte Speisen zu bereiten. Die Muhme stand ihr in ihren Mühen und Sorgen trefflich bei. Nach und nach erholte sich die Mutter; es war aber auch die höchste Zeit, denn Röschen hatte Nichts mehr zu veräußern; was ihr noch Werthvolles geblieben, das war Richards Bild, und das war unverkauftes Gut!

Selten kommt ein Unglück allein. Frau Goldhahn hatte kaum ihren ersten Umgang im Zimmer gehalten, da legte sich die alte Muhme. Woher nun Hülfe nehmen? Röschen mußte den Arzt wieder rufen; er kam auch gleich, ohne seine Hand nach der Bezahlung auszustrecken, war ihm doch die alte Rechnung schon vor Röschens Heimkunft von Heller zu Pfennig bezahlt worden. Aber wie den Apotheker bezahlen? Auch da half der Arzt durch seine Fürsprache; der Apotheker wartete mit der Bezahlung. Allein es wollte auch jetzt noch so mancherlei sein, was nicht vom Arzte, nicht in der Apotheke zu erlangen war. Freilich kamen von Außen Unterstützungen in den Ort, aber so beträchtlich sie waren, so wenig reichten sie aus für alle Bedürfnisse aller Bedürftigen. Röschen war übrigens wie ihre Mutter eine „verschämte Arme." Sie durchsuchte alle Schachteln, Kästen und Winkel, ob sie Nichts mehr fände, das sich entbehren ließ — umsonst, da war Nichts, gar Nichts mehr — als das Bild mit dem Rahmen von Gold und Perlen. Hätte sie das nur versetzen können, so wäre geholfen gewesen. Die Muhme schwebte in der größten Gefahr — der Stadtdoktor mußte auch für sie geholt werden — die Mutter wurde auch wieder bettlägerig — — gräßlich, herzbrechend war die Noth, deren Wogen das arme Röschen umringten und sie zu verschlingen drohten.

„Es hilft Nichts!" rief sie endlich. „Noth kennt kein Gebot! Ich kann die Muhme nicht umkommen lassen, und wenn sie auch nicht meine Muhme wäre, sie ist ein Mensch wie die Mutter — es muß sein, und kost' es das Glück meines Lebens! — Mutter!" sagte sie zu dieser, „ich gehe selbst nach Johanngeorgenstadt zum Doktor; ich schicke die Schmidt-Rieke her, daß sie einstweilen meine Stelle vertritt. Sorge Dich nicht, wenn ich etwas spät wiederkomme."

Sie ging, das Bild des unvergeßlichen Fremdlings von Dobberan — nicht zu verkaufen, nur zu versetzen. Auf dem Wege nahm sie es wohl tausendmal und küßte es, und weinte dazu, daß die Thränen den Schnee salzten. Es wurde ihr so schwer, sich von dem lieben Andenken zu trennen. Und wie? Wenn er nun plötzlich kam, es zurückzufordern, und sie könnt' es ihm nicht geben? Der Gedanke bemmte noch einmal ihren Schritt, aber die Erinnerung an die todtkranke Muhme und die nothleidende Mutter trieb sie vorwärts. So erreichte sie die Stadt, so trug sie ihr Kleinod zum Goldschmied, der ihr gleich funfzig baare Thaler darauf leihen wollte. Sie nahm aber nur zwanzig. „Das Geld giebt sich aus," sagte sie, „und zu zwanzig Thalern wird eher wieder Rath als zu funfzig." Während der Goldschmied das Geld aufzählte, bedeckte sie das Bild heimlich mit Küssen und Zähre auf Zähre floß darüber hinweg. Endlich mußte sie es doch hingeben. Sie nahm ihr Geld, eilte zum Arzte, und nach zwei Stunden betrat sie mit ihm ihr heimathliches Stübchen, jetzt ein kleines Lazareth.

Nicht lange blieb es das. Die Muhme genas, die Mutter wurde wieder stark und rüstig — aber das Bild des theuern Richard war weg. Bald wird auch das Geld aufgezehrt sein, das Röschen darauf geliehen — aber der Frühling ist da, „der Schnee des Winters rieselt von den Kuppen," bald kommt Ostern, bald können die Menschen wieder hinaus. Mancher freilich muß daheim bleiben unter dem Rasen, aber den Andern wird Gott weiter helfen! —

„Von der Alpe tönt das Horn!" blies der Postillon auf dem Bocke einer Extrapost, die in Johanngeorgenstadt langsam nach dem hochgelegenen Markte hinauffuhr. Kopf zum Fenster hinaus! hieß es da rechts und links in den Häusern, auch im Hause des Goldschmieds, der im Besitze von Röschens Medaillon war.

„Sieh' nur 'mal den Herrn, Alte, der da drin sitzt!" sagte der ehrenwerthe Mann zu seiner mit ihm nach der Extrapost späheuden Ehehälfte, „ist das nicht das leibhaftige Ebenbild zu dem Kopfe auf dem Pfande der Breitenbrunner Röfel?"

„Mein linkes Obrringel kann dem rechten nicht ähnlicher sehen," bestätigte die Frau. „Wie's scheint, steigt der im Gasthofe drüben aus — richtig, die Knutsche hält — da eilt er schon in's Haus!"

„Bring' mir gleich Stiefel, Rock und Hut!" befahl der Mann; „ich will ein Töpfchen drüben trinken; man weiß nicht, was es mit dem Medaillon für eine Bewandtniß hat."

Bald saß der ehrsame Goldschmied bei seinem Töpfchen, der Fremde ihm unfern gegenüber. Je länger jener diesen betrachtete, desto mehr fiel ihm die wahrgenommene Aehnlichkeit auf. Diese konnte unmöglich eine zufällige sein. Nicht lange dauerte es, so befand sich der freundliche Bürger mit dem Reisenden im Gespräche. Dieser fragte nach den Verhältnissen des Ortes, dann nach seinen Umgebungen, insonderheit nach den Namen der verschiedenen Dörfer und ihren Hauptterwerbsquellen. Da wurde ihm Zugel als Berg- und Ackerbau treibender Ort, Wittigsthal als Hammerwerk, Karlsfeld als Sitz von Bandubrenmachern, Nagelschmieden, Wald-, Wiesen- und Straßenarbeitern genannt; zuletzt auch Breitenbrunn mit seinen fahrenden Musikanten.

Ein Frendenstrahl zuckte über das edle, blasse Gesicht des Fremden. „Wie weit ist es bis dahin?" fragte er hastig.

„Nur zwei gute Stunden," lautete die Auskunft.

„Da könnte ich ja heute noch hinkommen," sagte der Fremde. „Aber wer weiß," fuhr er mit gesenkter Stimme fort, „ob ich mich nicht wieder täusche. Ich bin nun schon hin und her, kreuz und quer gefahren, aber immer an den unrechten Ort gekommen."

„Suchen Sie vielleicht Jemand in Breitenbrunn?" fragte der Goldschmied.

„Ich suche wohl Jemand, weiß aber nicht wo?" war die Antwort.

„Da kann ich Ihnen vielleicht auf die Spur helfen," sagte Jener. Er nahm das Medaillon aus seiner Tasche und hielt es dem Fremden hin.

„Mein Gott! mein Gott!" rief dieser, „woher haben Sie das?"

„Das soll ich freilich Niemand sagen," antwortete der Gefragte; „aber wenn Sie sich als Eigenthümer ausweisen, so muß ich es Ihnen sagen."

„Das kann ich nicht," erwiederte der Reisende. „Es war einmal mein Eigenthum, ist es aber nicht mehr. Kommen Sie mit auf mein Zimmer, da will ich Ihnen Alles erklären."

Es stellte sich nach kurzen Erklärungen von beiden Seiten heraus, daß der Fremde, in dem der Leser längst unsern Richard Saldern wieder erkannt hat, wirklich dem lange gesuchten Ziele seiner Pilgerfahrt nahe war. Bei der Enthüllung der Art, wie das Medaillon in seine Hände gekommen, hatte der Goldschmied nicht unterlassen zu erwähnen, daß nur die äußerste Noth, nur die Todesgefahr einer Verwandten Röschen dahingebracht habe, das Kleinod zu versetzen; ja, auch das vergaß er nicht hinzuzufügen, daß sie es mit bitterm Schmerze gethan, daß sie das Bild zwar verstohlen, aber von ihm doch bemerkt, unter Thränen geküßt habe.

„Auf! auf! nach Breitenbrunn!" rief Richard, seines Entzückens nicht Meister. „Und Sie, werther Herr, thun mir den Gefallen und begleiten mich mit dem Medaillon. — Es wird doch gleich wieder Extrapost zu haben sein?"

Der Meister Goldschmied war als ein ächter Gebirgsmann gleich bereit, den glücklichen Fremden nach seinem Eldorado zu begleiten. Bald waren beide auf dem Wege dahin.

„Grüß dich Gott! Grüß dich Gott! sein's Liebchen!" blies der Schwager, als die Post in Breitenbrunn ihren Einzug hielt. Soll ich Röschens freudiges und doch banges Erschrecken schildern, das sie bei diesem Klange durchzitterte — das Jauchzen ihrer ganzen Seele, des Busens Ebb' und Fluth, als der Wagen an ihr Haus fuhr, vor ihm hielt und Niemand anders ausstieg, als ihr Gerretteter, ihr Freund, ihr — doch das wagte sie selbst nicht zu denken, was er ihr noch war — Niemand anders, als er und der Goldschmied? Mithin wußte er schon — o sie hätte sich mögen tief in der Erde verbergen vor Scham, und doch auch ihm entgegenfliegen mit ausgebreiteten Armen. So stand sie wie eingewurzelt in des Zimmers Mitte. Die Thür ging auf — da stand er vor ihr. Soll ich, kann ich sagen, wie ihr wurde, als er ihr das Bild des Vaters umhing und das seinige dazu, zum ewigen Andenken, wie er, ihr die Stirn küssend, sagte. „Wie glücklich," fügte er hinzu, „wie glücklich bin ich, daß, da ich es nicht selbst sein konnte, wenigstens mein Bild das Werkzeug zur Rettung einer lieben Verwandten geworden. Ach, liebes Röschen! werthe Mutter! wollen Sie mich nicht auch wie einen Verwandten betrachten? O, Ihr armen, und doch durch Liebe so reichen Menschen, Ihr guten, frommen Herzen! nehmt mich doch auf in Euern kleinen, stillen Kreis und laßt mich Einer von Euch sein und nimmer von Euch ziehen!"

O Gott! Ich fühl' es in tiefster Brust und weiß es doch nicht zu sagen, wie da dem armen Mädchen wurde, und dem guten Mütterlein, und der Muhme, und dem wackern Goldschmied dazu! Sie weinten alle mit einander — aber Niemand gab Antwort auf die Frage und Bitte des Fremdlings — Röschen nicht vor namenlos süßem Wirrwarr in allen Kammern ihres Innern, die Mutter nicht, weil sie an ihre Armuth und Niedrigkeit dachte. Endlich nahm der Goldschmied das Wort: „Das kann ich nicht länger so mit ansehen. Der gute fremde Herr kommt da wohl hundert Meilen weit her gereist, dem Mädel zu gefallen, und hat sie gesucht kreuz und quer. Nun thut er das doch nicht vor lieber Langeweile, sondern weil er das Rösel liebt — und sie liebt ihn auch, das weiß ich — und da dächt' ich, Sie nähmen seine Hand, Frau Goldhahn — so — und legten sie in die Ihrer Tochter — so — und so verlobten wir sie; das wird beiden recht sein und dem lieben Gott auch."

So war es. Richard und Röschen wurden ein Paar nach Gottes Wohlgefallen. Er vermochte die Schwiegermutter, ihr Häuschen der alten Muhme zu schenken, kaufte in einer etwas mildern, aber nicht fernen Gegend des Gebirges ein hübsches Hammergut und gründete da sich, seinem Weibchen und der Mutter eine neue Heimath, die eine Zuflucht aller Bedrängten, eine Herzensweide aller guten Menschen wurde.

A. P.

Irland und Italien in London.

Die Bettler in London. — Ein Sohn Irlands. — Charakteristik seines Anzugs. — Der Irländer, ein geborner Bettler. — Was England an Irland verschuldet. — Das Land der Citronen. — Italienische Jammergestalten. — Handel mit italienischen Knaben. — Geschichte eines italienischen Bettlerknaben.

Ich fand vor einiger Zeit zufällig in einem alten englischen Buche die Andeutung, daß Nichts so vortrefflich den moralischen Gehalt eines Volkes charakterisire, als das Aussehen und Benehmen seiner Bettler. Dies veranlaßte mich, dem Gegenstande eine genauere Aufmerksamkeit zu schenken, und ich fühle mich zu dem Geständniß berechtigt, daß jene Bemerkung in jeder Beziehung wahr und treffend ist. Man wandere durch die Straßen der englischen Riesenweltstadt und betrachte die unglücklichen Armen aller Na-

tionen und aller Himmelsstriche, aller Glaubensbekenntnisse und aller Farben, welche auf diese oder jene Weise in der Mildthätigkeit der Einwohner ihren — dürftigen — Lebensunterhalt suchen, und man hat im Großen und Einzelnen herrlichen Stoff zu einer Kulturgeschichte aller Völker des Erdbodens, von dem fernen Indien bis zu dem luxuriösen aber unglücklichen Mexiko.

Es würde zu weit führen, wollte ich hier die Repräsentanten aller Nationen vorführen; ich beschränke mich deshalb heute nur auf zwei, die irländische und italienische, die in ihrer ganzen Erscheinung die am meist auffallenden in London sind.

Wenn Du in den Beststraßen der großen Weltstadt eine kräftige Figur siehst, welche mit wahrhaft stoischer Bedachtsamkeit an der Seite des Rinnsteins einherwandelt, gegen die Vorübergehenden eine kleine Schachtel mit Schwefelhölzern der allergemeinsten Art ausstreckt, die voraussichtlich Niemand annimmt, welche jedoch nöthigenfalls gegen Polizeimaßregeln wegen Bettelns schützen, zwölf gegen Eins! Du hast einen bettelnden Sohn Irlands vor dir! Es ist wunderbar, mit welcher Sorgfalt er alle Winkel und Ecken der Gasse durchforscht, und sobald sein Auge einen Gegenstand erblickt, der etwas Werthvolles enthalten könnte, sei es zusammengedrücktes Papier oder ein Haufen Kehricht, so steht er still, dreht den verdächtigen Gegenstand erst zwei oder drei Mal nach allen Seiten hin mit dem Fuße um, und falls seine Neugierde noch nicht befriedigt ist, hebt er denselben bedächtig auf, prüft ihn sorgfältig nach allen Dimensionen und wenn er von einigem Werthe erscheint, dann verschwindet er in der ungeheuern Rocktasche, welche den ganzen einen Flügel einnimmt und, beiläufig gesagt, der einzige Theil des Anzuges ist, der stets in gutem Zustande erhalten wird. Dieser unterirdische Sack ist in der That ein wahres Ungeheuer; er nimmt Alles in seinen Tiefen auf und ist doch nie übersüllt. Die Ueberreste mancher Mittagsmahlzeit, als Fleisch, Kartoffeln, Kohl, Brod ruhen hier mit abgenagten Knochen, alten Hufeisen, leinenen Lumpen und anderen Raritäten, welche die Tageswanderung gerade bescheert, in süßester Harmonie zusammen.

Der Anzug besteht, um von Oben anzufangen, aus einem alten bodenlosen Hute, der während der Nacht als Kopfkissen dient und der von manchen Stürmen und Schlachten zu erzählen weiß; dann aus einem Rocke mit langen Schößen, der gewöhnlich an den Ellenbogen zerrissen und auf dem Rücken bedeutend offenherzig ist, und der, seit er die Hände des Schneiders verlassen — aus Furcht ihm zu schaden — nie die Bürste gekostet hat. Auch wird derselbe niemals durch einen Flicken verunstaltet, sondern so lange er auf dem Körper festhalten will, wird er Tag und Nacht getragen und dann, wenn sich endlich eine mildthätige Seele, vielleicht die trauernde Wittwe eines Handwerkers, des alten zerfetzten Veteranen erbarmt und Paddy* mit dem Arbeitsrocke ihres verstorbenen Ehemannes beglückt, wird er für ein jüngeres Mitglied der Familie zurechtgestutzt. Die Hosen sind gewöhnlich im höchsten Grade der Auflösung begriffen und die Sohlen der schweren, nie gereinigten Schnürstiefeln häufig mit Bindfaden, die um den Fuß laufen, an das Oberleder befestigt. Dies ist jedoch nur ein sehr mangelhaftes Mittel, Himmel und Erde zusammenzuhalten; denn jedesmal, wenn der Fuß den Boden verläßt, um einen Schritt vorwärts zu machen, bildet sich — vielleicht vermöge der Gravität unsers Planeten — ein ungeheurer Abgrund, in welchem die Zehen in ihrer natürlichen Grazie spielen. Der einzige Theil des Anzuges, welcher einigermaßen auf unsern Respekt Anspruch machen kann, ist das Hemde, welches stets sauber und dessen breiter Kragen mit einiger Sorgfalt über die schmutzige — gelbe — Weste geschlagen ist und merklich gegen den wettergebräunten bloßen Hals absticht. Dies ist in Bezug auf die äußere Erscheinung ein allgemeines Bild eines irländischen Bettlers, wie sie täglich zu vielen Hunderten in den Straßen Londons zu finden sind. Der große Unterschied zwischen dem Proletarier Irlands und den Bettlern anderer Nationalitäten besteht namentlich darin, daß die letzteren im Allgemeinen nicht ohne Kampf gefallen sind; ihre Physiognomie spricht deutlich von vielen und gewaltigen Gemüthsbewegungen, Leidenschaften und sündhaften Lastern.

Ganz anders ist es mit Paddy, sein häufig sehr wohlgenährtes Gesicht ist ein treffliches Bild des gutmüthigen Indifferentismus, der sich an Elend gewöhnt hat. Der Irländer ist nicht gefallen, sondern als Bettler geboren. Eine Nationalität, welche wohlgenährte Bettler aufzuweisen hat, muß in der Scala der Demoralisation in der That weit vorgeschritten sein, und das ist der Fall mit Irland. Irland ist im höchsten Grade elend, schlecht bebaut, gespalten, eine Beute des Hungers und des Parteikampfes. Welches ist die Macht, die seine Lage ändern könnte und sollte? Es ist England. Als England die Regierung Irlands an sich riß, war es pflichtgemäß gebunden, gut zu regieren, und wenn es — als es häufig gesagt wird — diese Regierung deshalb übernahm, weil sie zur Zeit äußerst schlecht war, so war es doppelte Pflicht, fortan besser zu regieren. Dies ist nicht geschehen. Das ganze Regierungssystem in Bezug auf Irland hat nur in zwei Dingen bestanden: Vernachlässigung und Unterdrückung. Der höchste Grad der englischen Staatspolitik ist von jeher gewesen: „Nichts zu thun“; und wenn sie sich von Zeit zu Zeit ermunterte, so war es nur nach Art eines schlaftrunkenen Dorfschulmeisters, welcher in seinem Lehnstuhle schnarcht und, durch den Tumult seiner Schüler aufgeweckt, plötzlich aufspringt, mit seinem Stocke wüthend um sich schlägt und nachdem er ein halbes Dutzend junge Ruhestörer in seinen Keller, sein Gefängniß geworfen hat, ruhig weiter schläft. Der einzige Weg, Irland zu beruhigen, war: die Ursachen der Unruhe, den leicht zündbaren Stoff zu entfernen. Das Betragen Englands gegen Irland gleicht dem Verfahren jener weisen Kinderfrauen, welche ihre Pflegebefohlenen, die vor Hunger schreien, auf den Rücken schlagen und dann schütteln, anstatt ihnen etwas Substanzielles, Beruhigendes und Tröstendes zu bieten.

* Der Spottname für Irländer.

Das schreiende Unglück und der Fluch Irlands ist lediglich schlechte Verwaltung und Nichts weiter. Und wer trägt die Schuld derselben? Niemand als England. Wer erniedrigte Irland zu einem eroberten Lande? — England. Wer brachte alle die verschiedenen Elemente des Haders, der Unzufriedenheit und der Ungerechtigkeit in's Land? Wer brachte zwei feindliche Kirchen und zwei feindliche Racen, Gelten und Sachsen, mit einander in Conflict? — England ohne Zweifel. Und die Consequenzen aller jener Ungerechtigkeiten und monströser Verwaltung mußten nothwendig so ausfallen, als wir sie heutigen Tages vor Augen haben. Elende und nachlässige anglo-sächsische Grundbesitzer, welche mehr als ein Viertel des besten Landes unbebaut liegen lassen und nun die arme Bevölkerung durch ungeheuere Pächte für den Rest zu Tode drücken. Eine nutzlose Kirche, die mit dem Eigenthume mit Gewalt verdrängter Katholiken unterhalten wird, die natürlich wegen der Räuberei äußerst erbittert sind. Und dann schütteln wir unsere Köpfe und sprechen von Race. Wenn die Race schlecht ist, warum hat die Regierung nicht Sorge getragen, sie zu verbessern? Weshalb war es ihnen während vieler, vieler Jahre sogar gesetzlich verboten, sich auszubilden? Haben wir ein Recht, sie der Trägheit, Fahrlässigkeit und Hülflosigkeit zu beschuldigen, wenn die Regierung alle Mittel erschöpft hat, sie so zu machen?

England hat Kasernen an Stelle der Schulen errichtet, Schießpulver anstatt Getreide gesäet und nun wundert man sich über das Volk und die Früchte. Die weisesten und besten Männer in England haben seit Jahrhunderten Reform und Verbesserung Irlands verlangt, doch Alles, was geschehen ist, besteht namentlich in der Vermehrung der Armee und Polizei. Jahr ein Jahr aus haben ein Drittel der Debatten im Parlamente irländische Angelegenheiten zum Gegenstande. Alles Worte, keine Handlungen; als ob lange Reden das einzige Hülfsmittel wären für lange Leiden. Worte werden Irland nun und nimmermehr mit einem nur gerechten Gesetze versehen, welches das Verhältniß zwischen Grundbesitzer und Pächter regulirt, nun und nimmermehr die Millionen Brachacker in blühende Fluren umwandeln, oder die Masse des Volks erziehen, oder die Grundbesitzer zwingen, die Armen auf dem vernachlässigten Boden zu beschäftigen; oder die usurpirende Kirche entfernen, welche der katholischen Bevölkerung ein Dorn im Auge ist; oder den so verderblichen Indifferentismus hinwegräumen.

Der Irländer ist nicht ohne bedeutende Talente; er hat namentlich vortreffliche sociale Eigenschaften, ist stets fertig und empfänglich für einen guten Witz und, wenn gut gehandhabt, der allerbeste Gesellschafter. Aber Irland an der Seite Englands ist gleich der Sklavenbevölkerung in den Staaten Nordamerika's ein Unglück für beide, für Herren sowohl als Unterdrückte. Und der größte Uebelstand dieses unglücklichen Verhältnisses ist in unserer Meinung jener Indifferentismus gegen das Elend. So lange Paddy seine Kartoffeln, ein Stück trockenes Brod und Salz hat, ist er überglücklich und rührt sich nicht von der Stelle. Man setze dem John Bull eine Mahlzeit vor, ich bin fest überzeugt, er würde sie nimmer anrühren, er verlangt sein Roastbeef und Plumpudding, und nebenbei einen pot of ale oder porter. Der Engländer hat viele Bedürfnisse und er spekulirt und arbeitet hart, dieselben zu befriedigen; der Irländer dagegen hat wenig oder keine Bedürfnisse, das macht ihn träge und elend. Der Irländer kann arbeiten, wenn er Lust hat, aber er hat einen Aufwasser nöthig, welcher ihn fortwährend anfeuert und leitet; dafür spricht das Gedeihen der irländischen Landarbeiter in Amerika und das bezeugen die Tausende von Tagarbeitern in London.

Wir haben uns über diesen Punkt absichtlich etwas ausführlicher ausgelassen, weil unseren deutschen Landsleuten der Zustand und Charakter des irländischen Volks gewöhnlich nur durch Vermittelung der englischen Presse bekannt wird und somit in Betracht des Gegenstandes höchst einseitige Ansichten verbreitet sind. Und wir glauben unsern geehrten Landsleuten, welche im Laufe der Ausstellung in Dublin Irland besuchen werden, hiermit höchst willkommene Andeutungen gegeben zu haben. —

„Kennst du das Land, wo die Citronen blühen?" Wir haben gewöhnlich in unserer Jugend so viel Schönes und Erhabenes von Italien gehört, daß es uns später schwer, wenn nicht ganz unmöglich wird, uns dasselbe ohne seine Cato's, Cicero's, Virgile, seine Raphaele zu denken. Das alte Rom mit seinen stolzen Senatoren und kühnen Volkstribunen, das moderne Rom mit dem St. Peter und den ehrwürdigen Ruinen, die redenden Zeugen einer großen historischen Vergangenheit; das meerumgürtete Venedig mit seinen Kanälen und Gondolieren, seiner gebeinen Inquisition und seinen Zinndächern; das herrliche Neapel mit seinen feuerspeienden Bergen, seinem schönen Meerbusen und einem ewigen Frühlinge; dies sind phantastische Bilder, welche ein jugendliches Gemüth, wie die Landschaften des Salvator Rosa — mit einem feierlichen Schauer des Großen und Erhabenen erfüllen, der sich später fast nie wieder ganz verwischen läßt. Und „wenn die Enttäuschung folgt dem gläubigen Hoffen" und wir diese Tausende von italienischen Bettlern in London bemerken, welche uns ein Bild des geistigen Elendes und der körperlichen Entartung in der allerschrecklichsten Gestalt bieten, können wir anfänglich kaum den Gedanken ertragen, diese Jammergestalten mit dem klassischen Boden eines italienischen Himmels in Zusammenhang zu bringen. Kunst und Poesie sind hier zur allergemeinsten Karrikatur entartet, und die alten römischen Helden, welche ohne Anstrengung im Triumphe von einem Ende der Erde zum andern marschirten, sind in kleine, unansehnliche Figuren zusammengeschrumpft. Statt der plastischen Figuren eines Raphael und Michel Angelo haben wir ungeformte, zerbrechliche Gypsfiguren und an Stelle der göttlichen Poesie eines Dante haben wir die herzzerreißenden Töne eines verstimmten Leierkastens oder das betäubende Getöse einer zerbrochenen Trommel. Ja der Leierkasten und das Tambourin, die Trommel und tanzende Figuren; weiße Mäuse, Murmeltiere und halbverhungerte Affen und billige Gypsabgüsse sind die unzertrennlichen Symbole

eines italienischen Bettlers. Die ganze Gattung möge man der besseren Uebersicht wegen in zwei Klassen theilen: die industriellen oder plastischen Künstler und die reisenden Musikanten oder Tonkünstler. Die erstere Klasse ist die bei weitem anständigere, sie treibt wenigstens dem Anscheine nach ein ehrliches Gewerbe und geht im Allgemeinen auch viel besser gekleidet. Ihr Gewerbe besteht in der Anfertigung und dem Verkaufe von Gypsfiguren aller Zeiten und aller Nationen. Da steht häufig auf demselben Bret Cäsar's Büste neben Brutus, Karl I. neben Cromwell, Napoleon an der Seite von Wellington und in der Mitte zwischen ihnen befindet sich Homer, Shakspeare und Milton, umgeben von laughaarigen Pudeln, bunten Papageien und anderen zoologischen Raritäten. Die zweite Klasse ist bei weitem die zahlreichere und umfaßt alle Arten von schrecklichen Instrumenten, von dem großen Pauken- und Trompeten-Leierkasten auf einem vierrädrigen Wagen hinunter bis zur schrillenden Rohrpfeife des schalkhaften Pan. Und unter den Künstlern selbst giebt es in der That wunderbare Erscheinungen.

Mir sind in meinem Leben zuweilen arme Frauen in Kleidungsstücken vorgekommen, die zu dem Anzuge eines Mannes gehören; aber Männer in zerrissene Damenmäntel und schmutzige Damenumschlagetücher gehüllt, findet man nur unter den italienischen Bettlern. Gewöhnlich ist der Anzug ein Index von dem Wege, welchen der Tonkünstler gemacht hat. Da ist der schwarze, spitzig zulaufende italienische Filzhut mit breitem Bande; die weiten, häufig bunt karrirten pariser Pantalons und eine große dunkelbraune Jacke von englischem Leder. An Stelle des Hutes befindet sich nicht selten eine schäbige deutsche Pelzmütze, welche weit über die Ohren gezogen ist, und an Stelle der englischen Jacke ein alter Rock, der ursprünglich einen sechsfüßigen Eigenthümer hatte. Das Schuhzeug, wenn überhaupt solches vorhanden sein sollte, ist natürlich stets im allerschlechtesten Zustande. Der Unterschied in dem Anzuge eines irländischen und italienischen Bettlers ist auffallend. Der des ersteren ist gewöhnlich zerlumpt und zerrissen, aber niemals durch einen Flicken verunglimpft; der des letzteren dagegen besteht gewöhnlich nur aus Flicken und die Combination derselben ist häufig äußerst possirlich. Da befinden sich weiße, rothe, grüne und gelbe Flicken von den verschiedensten Stoffen dicht neben- und sogar über einander auf dem blauen Grunde des Rockes, und dunkle Lappen decken nicht selten die defecten Stellen der bellfarbigen Hosen. Das Ganze gleicht einer alten Musterkarte eines Tuchhändlers oder Kleidermachers, welche Jahre lang im Schmutze gelegen hat. Ein anderer merklicher Unterschied zwischen den beiden Nationalitäten zeigt sich in der Art und Weise des Bettelns. Der Irländer streckt mit einer ungeheuren Seelenruhe den Vorübergehenden seine Schachtel mit Schwefelhölzchen entgegen, indem er einige unverständliche Worte murmelt; der Italiener hingegen ist niemals ohne ein musikalisches Instrument der einen oder anderen Art, zu dessen schrecklichen Tönen er singt und hüpft und wodurch er die ungebildetere Klasse amüsirt und die gebildetere zur Verzweiflung bringt, aber in beiden Fällen gewöhnlich seinen Zweck erreicht, d. h. ein Almosen empfängt.

Die allerunglücklichsten Wesen dieser Klasse sind die sogenannten „Italien boys“, italienischen Knaben. Diese unglücklichen Geschöpfe werden in ihrer Heimath von Speculanten, die einen Bettelzug nach England unternehmen wollen, für eine geringe Summe gemiethet; werden dann für den Kreuzzug mit den nöthigen Instrumenten ausgerüstet und sind genöthigt, ihren ganzen Erwerb an ihre sogenannten Brodherren abzuliefern, die gewöhnlich ganz ausgezeichnete Geschäfte machen. So weiß ich z. B. aus zuverlässiger Quelle, daß drei dieser Sclavenhalter mit etwa 20 Knaben während der großen Ausstellung über 4000 Pf. Sterling (etwa 28000 Thaler preußisch) in London zusammengebettelt haben. Um soviel als irgend möglich aus dem Geschäfte zu machen, miethen sich die sog. Herren in den allerschlechtesten Stadttheilen gewöhnlich in White Castel, ein oder zwei elende Zimmer, in welche einige Bündel Stroh geworfen werden und die den unglücklichen Geschöpfen als Nachtlager und während der Sonntage zum Aufenthalte dienen. Des Morgens um 6 Uhr giebt es eine dünne Mehl- oder Grützsuppe und ein Stück Brod, dann werden sie nach allen Himmelsgegenden während des ganzen Tages ausgesandt und wenn sie des Abends früh oft erst nach 10 und 11 Uhr müde und halb verbungert in ihre Höhle zurückkehren und bringen nicht so viel Geld heim, als der unmenschliche Herr erwartete, dann giebt es statt des elenden Abendessens Schläge und eine brutale Mißhandlung.

Das Bild, welches ich hier von diesen Unglücklichen entworfen habe, ist nicht etwa maßlos übertrieben oder das Gebilde der Phantasie, sondern theils auf Thatsachen gestützt, welche in den hiesigen Polizeigerichtshöfen constatirt sind, theils auf eigner Anschauung basirt. Das Loos der amerikanischen Sclaven in den Baumwollplantagen ist im Vergleiche zu dem Leben dieser italienischen Knaben wirklich beneidenswerth.

Ich fand z. B. an einem ungewöhnlich kalten Abende des vergangenen Winters — es mochte wohl 11 Uhr sein — unter einem dunklen Durchgange in der City einen kleinen, wie ich später erfuhr, 13 Jahre alten, italienischen Knaben bitterlich weinen. Ich fragte ihn nach der Ursache und er erzählte mir, daß ihm sein Herr diesen Morgen drohend anempfohlen, daß er wenigstens 3 Schillinge nach Hause zu bringen habe, er habe indessen nur Etwas über 2 Schillinge eingenommen und so fürchte er sich nach Hause zu gehen, denn sein Rücken sei noch nicht geheilt von den Streichen, die er unter ähnlichen Umständen einige Tage vorher erhalten hätte. Als ich nach seiner Wohnung forschte, vernahm ich zu meiner größten Freude, daß sich dieselbe in White Chapel in einem Hinterhause befand, dessen Eigenthümer — ein Deutscher, ich sehr wohl kannte. Nach vielem Zureden gelang es mir endlich, den kleinen Musikanten zu bewegen, mir in seine Wohnung zu folgen. Der Hauswirth, dem ich die Erzählung des Knaben mittheilte, begte in Bezug auf die Wahrheit derselben auch nicht den geringsten Zweifel und er stimmte endlich mit mir darin überein, den unmensch-

lichen Tyrannen womöglich auf der That zu ertappen. Wir schickten deshalb den vor Furcht und Erschöpfung zitternden Knaben unter dem Versprechen, daß wir ihm sofort zu Hülfe kommen würden, im Falle er gemißhandelt werden sollte, in seine Wohnung, welche sich in einem Seitenflügel auf dem Hofe befand. Kaum waren einige Minuten verflossen, so hörten wir schon die klägliche Stimme des unglücklichen Knaben, welcher die Jungfrau und alle Heiligen um Erbarmen anflehte.

In einem Nu waren wir beide im Zimmer, wenn man ohne der Sprache Zwang anzuthun, ein dunkles Loch, das früher als Waarenlager gedient hatte, ohne Fenster, ohne Kamin und — wenn ich nicht irre, auch ohne Fußboden — mit diesem Namen bezeichnen darf. Dieses Gemach wurde durch ein schlechtes Talglicht, welches in dem Halse einer zerbrochenen Flasche auf einem alten Tische in der einen Ecke brannte, matt erleuchtet. An der einen Seite standen drei Leierkasten, einige Tambourins, Trommeln und andere musikalische Instrumente dieser Art, an der andern lagen auf einigen Bündeln Stroh 6 oder 7 Figuren, welche theilweise mit zerlumpten wollenen Decken zugedeckt waren, und am Fuße dieses Lagers lag auf dem Boden der jammernde Knabe und über ihm stand schwörend und fluchend ein menschliches Ungeheuer von etwa 40 Jahren, klein und von ächt italienischem Ansehen, das mit einem breiten ledernen Riemen, der gewöhnlich als Leibgurt diente, den Unglücklichen — als der technische Ausdruck ist — „tüchtig bearbeitete.“ Wir thaten, was ein jeder Mann an unserer Stelle und vielleicht in besserem Maße gethan haben würde. Der Unmensch war bald ein widerlich winselnder und jammernder Sclave, als er den Riemen auf seinem eigenen Rücken fühlte, und am folgenden Tage nöthigten wir ihn durch Vermittelung des Comitées einer Gesellschaft, welche sich hier zum Schutze dieser unglücklichen italienischen Knaben gebildet hat, nicht nur unserem Schützlinge seinen verdienten Lohn zu geben und ihn mit dem nöthigen Reisegelde in seine Heimath zu versehen, sondern dasselbe auch allen anderen Knaben zu gewähren, welche nicht freiwillig bei ihm verbarren wollten. Drei andere Knaben, ebenso unglücklich und hülflos, machten ebenfalls von der dargebotenen Gelegenheit Gebrauch; die anderen noch Zurückbleibenden waren theils Verwandte des Unternehmers, theils schon mehr erwachsen und hatten es daher wohl im Allgemeinen etwas besser. Der Tyrann erklärte sich zu allen Opfern bereit und hatte nur Angst, daß er den Händen des englischen Polizeirichters überliefert werden würde. Er war aus Genua, bereits 3 Jahre in England und hatte nach eigenem Eingeständnisse während dieser Zeit mehr als 400 Pfd. Sterl. gespart. Dies ist ein Beispiel von Hunderten, wie fast täglich in London vorkommen.

Die Ausrüstung dieser Knaben besteht gewöhnlich aus einem etwa vierfußlangen Bret und auf dessen Oberfläche befindet sich an dem einen Ende ein etwa 4 Fuß langer aufrechtstehender Stock, an dessen oberem Ende ein Bindfaden mit zwei komisch gekleideten Puppen verschiedenen Geschlechts befestigt ist. Sobald der junge Künstler nun einen passenden Ort für seine dramatische Aufführung gefunden hat, legt er das Bret auf das Pflaster, befestigt den Bindfaden um das rechte Bein und nach den Tönen einer zerbrochenen Trommel und einer alten blechernen Spitzpfeife läßt er nun die beiden Puppen tanzen und allerlei unästhetische Bewegungen machen. Die italienischen Bettler in London sind mit einem Worte diejenigen, welche das Elend, die Demoralisation und Entartung am allermeisten zur Schau tragen. Wohl ist Italien das Land, wo die Citronen blühen und die Orangen reifen, doch nur um die Bowlen anderer Nationen zu würzen und fremde Gaumen zu kühlen.

Spanische Reisebriefe.

Von

E. A. Roßmäßler.

VII.

Ein spanisches Hôtel.

Ocaña.

Gestern war ich frühzeitig aus dem ärmlichen aber von wissenschaftlichem Zauber umgebenen Flecken Porullena abgereist, um heute bei früher Tageszeit noch nach Almeria zu kommen. Der Weg führt lange Zeit in einem blos für den Forscher auf dem Gebiete der Erdgeschichte unterhaltenden und lehrreichen Terrain. Meine Tartana bewegte sich langsam zwischen großen und kleinen Rollsteinen des Flutbettes eines vorweltlichen Diluvialstromes, welcher hier wie bei Guadix und Porullena ungeheure Schuttmassen zurückgelassen hatte. Zu meiner Rechten dehnte sich die Riesenkette der Sierra Nevada aus, zwischen deren einzelnen Gipfeln Regen- und Schneewetter unaufhörlich ihr Spiel trieben, ohne dabei zu mir in's Thal herabzukommen. Es that meinem Auge wohl, auf den mittleren Höhen der prächtigen, bis 12,000 Fuß ansteigenden Sierra Bewaldung zu erblicken, woran im Allgemeinen das südöstliche Spanien so bittern Mangel leidet. Die linke Seite meiner Stromgasse bildete die malerische, vielgipfelige Sierra de Baza.

Die Pflanzenwelt zeigte sich auf diesem schuttigen, mageren Boden äußerst dürftig. Kümmerliche Weizenfelder und dann und wann am Rande des ehemaligen Stromes stehende Tamariskengebüsche, vergesellschaftet

mit Sanddorn und unserem deutschen Flieder, waren das einzige Grün. Käfer sammelnd und Eidechsen fangend, woran Spanien sehr reich ist, suchte ich mir die sonst für meine wissenschaftlichen Zwecke durchaus unergiebige Gegend wenigstens in etwas fruchtbar zu machen. Doch nach langer Fahrt in der öden breiten Rambla senkte sich endlich der Weg, entgegentretende Thonschieferfelsen durchbrechend, und nahm einen von der Sierra Nevada herkommenden schäumenden Gebirgsbach auf, den früher die Mauren in kühnen Bogen an den Felsen hingeleitet hatten, von denen hier und da noch einige Ueberreste zu sehen waren. Nun kamen auch die Feigenbäume, Agaven und Granatbüsche wieder, und nachdem meine Tartana und meine Knochen selbstgefällig mit „si Señor!“ bejaht; und nachdem ich mir den ungeheuerlichen, schwarzgeräucherten, von den Spinnen reich decorirten Raum, den ich Ihnen in einem schwachen Konterfei beilege, besehen hatte, bezog ich mit meinen Siebensachen mein quarto. Ich hätte den Hexenmeister sehen mögen, der die Treppe zu diesem Himmelreiche gefunden hätte! Sie lag verborgen hinter der Hausthüre in einem kleinen staubigen Winkel. Mein Bildchen zeigt Ihnen denselben. Ich trat in ein großes, einen Winkel bildendes Gemach, in welchem ich die zwei äußeren Wände entlang 24 Schritte machen konnte. Mit Bequemlichkeit sind darin 100 Menschen zu placiren. Trotzdem hat es nur ein einziges Fenster, oder vielmehr eine Fensterthüre, in deren

Ein spanisches Hôtel.

eine glänzende Probe ihrer Haltbarkeit auf dem Wege, der oft lange Zeit mit dem Rinnsal des Gebirgsbaches eins und dasselbe war, abgelegt hatten, sah ich vor mir auf einem den Weg versperrenden Hügel einen Haufen ruinenartigen Gemäuers. Es war Ihrer Maj. Doña Isabel II. reyna de las Espaüas Städlein Ocaña. Das Herz fiel mir vor die Füße, denn hier sollte und mußte ich ja Nachtquartier machen! Nachdem ich mich in den zwei oder drei gebirgigen Gäßchen des Ortes vergebens nach einem wenigstens einigermaßen verheißungsvollen Gebäude umgesehen hatte, hielt meine Tartana am andern Ende Ocaña's vor dem Hôtel des Ortes.

Meine erste Frage, ob un quarto con una cama (Zimmer mit Bett) zu haben sei, wurde von dem Mozo jedem Flügel ein kleines Fenster, natürlich ohne Glas, ist. Das Parket wird von großen und kleinen unregelmäßigen Steinen gebildet, wie man sie auf reinlichen deutschen Bauerhöfen weit besser findet. Die Wände sind roh mit Kalk beworfen und nach der Erbauung des nicht mehr jugendlichen Hauses weiß angestrichen worden. Ich halte es wenigstens dafür.

Hunger hatte ich hier nicht und auch zu dem Bett kein sonderliches Zutrauen, obgleich nach der anstrengenden Tartanafahrt — meine Tartana steht im Vordrunde meines Bildchens — mein Schlaf stets gut beschaffen zu sein pflegt.

Sie sehen, daß in dem großen Raume außer meiner Tartana noch eine vierrädrige Galera steht, deren

Vorderräder auffallend viel kleiner als die Hinterräder sind. Sie gehört Herrn Joaquin Barranco und geht mit Gütern und Passagieren, die sich möglichst gut vertragen müssen, in drei Tagereisen zwischen Granada und Almeria, in einem großen Bogen, hin und her. Es ist noch für manchen carro in dem großen Raume Platz und ehe es 10 Uhr geschlagen hatte, war auch mancher hinzugekommen. In dem Innern einer solchen Vents ist immer alles beisammen und unter einem Verschluß: Wagen, Pferde, Esel und beider Kinder, die Maulesel, Hunde, Fremde, Schweine, Ziegen, Hühner u. s. w. Links im Winkel brennt unter dem ungehenern Rauchfange das ewige Feuer. Sonst kommt nur durch das Thor Licht herein, welches hier einem reisenden Stellmacher bei seiner Arbeit dient. Die schräge Decke ist die Innenseite des Daches. Zahlreiche Tragbalken sind anstatt mit Latten mit Rohr belegt, welches auswendig die plumpen Hohlziegel trägt. Der ganze Raum ist gerstaftert.

Am andern Morgen mußte ich eingestehen, daß der Mozo von wegen der Chinches (Wanzen) nicht zu viel versichert hatte. Jedoch deswegen war ich immer noch nicht auf Rosen gebettet gewesen. Mein Bett hätte füglich denken sollen: mein Joch ist sanft und meine Last ist leicht. Allein selbst mein geringes Körpergewicht brachte das leichte Gestell in eine schwankende Bewegung und ein Theil desselben fiel zu Boden, als ich mich diesem zerbrechlichen Fahrzeuge durch die dunklen Wellen der Nacht anvertraute. Glücklicherweise blieb er der einzige. Aber ein anderer Uebelstand belästigte mich so lange, bis der Ausgleicher der Stürme des Tagtebens, der Schlaf, meinen Sinneswerkzeugen die bewußte Thätigkeit benahm. Unglücklicherweise fehlten an einigen Stellen der sechs Wände meines Schlafgemaches einige Steine, die übrigens von der spanischen Kunststraße leicht herbeizuschaffen gewesen sein würden. Gerade unter einer solchen Stelle mußte der offene Ort sein, den das feingebildete Deutschland in guter Gesellschaft nicht zu bezeichnen wagt, trotzdem, daß dieser Ort in Deutschland gegen einen solchen in Spanien das non plus ultra von Sauberkeit zu sein pflegt. Dieses Oertchen sendete durch das sehr überflüssige Mauerloch alle seine Düfte über meine schaukelnde Schlummerstätte.

Doch es wurde Alles glücklich überstanden; auch die 5 Realen (10 Ngr.), welche ich für dieses Vergnügen (blos für das Bett) bezahlen mußte. Dafür hätte ich bei den Herren Großberger und Kühl in Leipzigs Hôtel de Pologne ein ungerstaftertes Zimmer und feststehendes Bett ohne Parfüm bekommen.

Blätter und Blüthen.

Eine preußische Monarchie im südlichen Weltmeer. Der brausende Sturm, der 6000jährige Göpentempel in China niederreißt und die unantastbare Heiligkeit faustdicker Zöpfe millionenweise abschneidet, ging von dem verdorbenen deutschen Kaufmannsdiener Gützlaff aus. Die Helden, die zuerst in's Innere Australiens und Afrika's (für die praktische Baumwolle Englands) vordrangen und Tausende von Meilen und Hunderte von Staaten wissenschaftlich eroberten, waren und sind Deutsche. Wo die Engländer zum ersten Male in ihrem Leben (in Afrika) hinkamen, fanden sie schon deutsche Missionäre als Schulzen ihrer Gemeinden und Dörfer. Weit jenseits Australiens und Neuseelands nach dem Südpole zu entdeckten die Engländer vor einigen Jahren eine Insel, von der noch Niemand auf der bekannten Erde eine Ahnung gehabt. Sie glaubten als erste Europäer sie nach ihrer Manier sofort Ihrer Majestät der Königin Victoria durch eine einfache Besitzergreifungserklärung unterwerfen zu können, wie sie am 1. Januar 1800 (ein bedeutungsvoller Anfang des Jahrhunderts) durch bloßen Trommelschlag an einer Ecke Australiens diesen ganzen ungeheuern Continent Georg dem Dritten eroberten, so daß der Besitztitel noch heute gilt. Aber hier ging's nicht. Preußen that Einspruch und zwar so energisch, daß die unbekannte Insel preußisches Eigenthum blieb. Als sie sich nämlich die Insel näher ansahen, entdeckten sie ein wunderschönes Dörfchen mit Gärten und Feldern vor und hinter den Häusern und Hütten, darunter eine besonders schöne, stolze, schloßartige Villa, von einem Lattenzaun, wie von Soldaten in Reih' und Glied, umgeben und bewacht von einer Schildwache in einem Leibrock und mit einer Art von Badehosen, im Uebrigen barfuß.

Citronengelbe und morgenrothscheinende Weiber und Kinder liefen zusammen und starrten die Engländer mit weit offenen Mäulern und Augen sprachlos an, bis die Schildwache martialisch aufschrie und ein stolzer Mann mit europäischer Physiognomie und einem Säbel an der Seite inmitten einer Menge Kinder aus einem Hause (dem Schulhause) heraus und auf sie zuschritt, aus dem Schulmeister sich sofort in den Tyrannen der Insel verwandelnd.

Er verstand so viel Englisch, um eine Unterhaltung möglich zu machen, wurzelte aber im Uebrigen mit seinem Stammbaume in der Branbausgasse der Königsstadt von Berlin (im englischen Texte wird sie Browhouse lane genannt).

Er war nach der Schlacht bei Waterloo aus Versehen vom Blücher'schen Husarenrerde unter die englischen Verwundeten gekommen und, da er sechs Wochen größtentheils sprach- und besinnungslos gewesen, auch mit nach England hinüber geschafft worden. Hier habe man ihm seinen sehr offenen Kopf wieder mit Haut und Haar bedeckt und ihn auch gut unterstützt, aber als ein lockerer Bursche sei er damit nie ausgekommen und deshalb mit der Zeit heimlicher Steuereinnehmer aus den Taschen Anderer geworden, bis man alle seine

Verdienste um den Sturz Napoleon's vergessen und ihn mit vielen Collegen „transportirt" habe. Der Capitän ihres Schiffes sei unterwegs gestorben und der Steuermann sehr krank geworden. Der Unverstand der Uebrigen habe das Schiff in die Eisregionen des Südpols getrieben, wo sie sieben Monate mit Eis, Hunger und Leben gekämpft und die Meisten gestorben seien. Endlich sei das Schiff hier an der Insel eines Nachts gescheitert und Alles bis auf drei Mann umgekommen. Seine beiden Collegen wären bald gestorben und er sei seit fünf Jahren hier Tyrann und Schulmeister der Insel. Mit seinem einzigen Säbel habe er die ganze Insel unterworfen und treue Unterthanen, gute Gärtner und gehorsame Schulkinder aus den gutmüthigen Bewohnern gemacht. Bibliotheken, Bücher, selbst Tinte und Papier seien in seiner Monarchie unbekannt, ebenso „Gsharten," aber sämmtliche Unterthanen wüßten das Vaterunser und die zehn Gebote auswendig, so weit er sie in seinem Gedächtnisse selbst habe herstellen können. Alles Uebrige von Theologie, Gelehrsamkeit und Wissenschaft sei unbekannt. Doch habe er Bau- und Kochkunst, auch die Weberei aus Bast und die edle Fußbekleidungskunst aus einem Pflanzensafte (der mit Gummi mehr Aehnlichkeit hat, als mit Gutta Percha) eingeführt und allgemein verbreitet, ebenso Hochzeiten und Kindtaufen. Früher habe man hier die Gewohnheit gehabt, sich blos auf sehr kurze Zeit (oft kaum auf Stunden) zu verheirathen. Jetzt traue seine Frau alle Paare und taufe die Kinder aller Unterthanen.

Die Frau, die den Engländern später vorgestellt wurde, sah so glänzend aus, wie ein neugeschlagener Penny und hatte krokosfarbige Finger, wie sie Homer der Göttin Morgenröthe andichtet. Ihre Majestät sprachen mit dem Landesvater aus der Brandausgasse in einer unbekannten Sprache, die auch von den Unterthanen nicht verstanden ward, nämlich Deutsch (d. h. Berlinisch in dem Dialekte der Brandausgasse), welche als eigentliche heilige, geheime Regierungssprache nur noch dem Thronfolger (einem derben, vierjährigen Jungen in einer weißen Bast-, nicht Batistjacke, der sich hinter dem königlichen Schlosse am Teiche mit schwarzen Schwänen und Känguruh's herumtrieb) beigebracht ward. Selbst der erste und letzte und einzige Minister, ein komischer, kleiner gelber Bursche mit fritzigem Kopfe und einer Mundspalte, die von einem Ohre bis zum andern reichte, verstand die Regierungssprache nicht, desto besser aber die des Volkes, was man nicht jedem Minister, wenn auch mit besserer Schädelbildung, nachrühmen kann. Die Landessprache bestand übrigens blos aus etwa 150 Wörtern. Alles Uebrige, was durch die Civilisation hinzugekommen war, sproßte aus deutschen Wurzeln (mit brandausgäßlicher Färbung).

Da es in dieser ganzen preußischen Monarchie kein einziges Rasirmesser gab, kam den Engländern der Landesvater vor, als hätte er sich sehr lange nicht rasirt, und in der That haben auch blos Nase, Augen und Stirn als Kennzeichen menschlicher Individualität aus des Bartwaldes ehrwürdiger Nacht hervor. Bei den Eingebornen sind Oberlippe, Kinn und Backen absolut unfruchtbar, so daß sie sich blos im figürlichen Sinne barbiren lassen können.

Die Stärke der Landesarmee belief sich auf sieben Mann und einen sehr abgetragenen Leibrock, den der Generalfeldmarschall als Zeichen seiner Würde trug (und bei der Ankunft der Engländer Wache stand). Die Armee verrichtet zugleich alle Polizei- und Gensd'armendienste, ohne bis jetzt es dahin gebracht zu haben, nur einen einzigen staatsgefährlichen Unwühler oder Feind des Eigenthums zu entdecken.

Bei dem gänzlichen Mangel an Pferden war bis dahin keine Gelegenheit gewesen, eine Ritterschaft und Aristokratie zu bilden, so daß eigentlich Alles gleich war (wie „mir" und „mich" in der Regierungssprache).

Die Engländer machten mit dem Monarchen einige Geschäfte, d. h. sie tauschten einige Holzarten, seltene Tauben und Früchte gegen Eisenwerkzeuge, besonders Messer und Gabeln und einen kleinen Spiegel ein, über welchen sowohl König als besonders Königin erschraken. Der Autokrat hatte sich seit sechs Jahren und die Landesmutter nie in einem Spiegel gesehen. Trotz ihrer Berliner Cultur schien sie sich gar nicht erklären zu können, wie das Gesicht in den Spiegel komme und untersuchte ihn wiederholt auf der Rückseite, ob da nicht ein Zauber-Apparat angebracht sei.

Hernach wurden die Gäste zur Hoftafel gezogen und mit gerösteten Schwaneneiern, eingemachten Früchten und einem Getränk bewirthet, das der Landesvater „sanften Heinrich" nannte und selbst erfunden hatte. Ich erinnere mich des Regens nicht mehr, wohl aber des thranartigen, fettigen Geschmackes. Ich glaube auch, es war aus Thran und gegobrenem Fruchtsafte zusammengesetzt, und hatte wirklich etwas Belebendes. Daß wir unter diesen Umständen einige Flaschen Wein aus dem Schiffe holen ließen, versteht sich von selbst. Nach den ersten Schlucken wurde besonders die Königin sehr heiter und später lachte sie fast ununterbrochen, ebenso der Kronprinz, der tüchtig naschte, wenn der Vater einmal nicht hinsah, und hernach mit seiner erhabenen Mutter die tollsten Possen trieb. Etwa nach einer Stunde mußten sie sich völlig unzurechnungsfähig in das andere Zimmer und zu Bett, d. h. auf eine Art von Sopha's mit Bast überflochten, gebracht werden.

Wie wir gegen Abend heraustraten, hatten sich, wie der Monarch sagte, alle Unterthanen um's königliche Schloß versammelt, gegen 300 Seelen. Die Insel sollte etwa sechs (englische) Meilen und etwas über vier breit sein. Im Umkreise von etwa 30—40 Meilen entdeckten wir noch 10—12 kleinere, aber unbewohnte Inselu.

Die letzte Bitte, die der König bei unserem Scheiden an uns richtete, war um — Nadeln und Zwirn.*

* Wir bitten die Sache nicht als Scherz anzusehen. Der in London lebende Bearbeiter obiger Skizze, ein geborener Berliner, entnahm die Thatsache dem in London erscheinenden „London Journal," welches die Mittheilungen wiederum einem jüngst erschienenen größeren Reisewerke entnahm. Die Wahrheit ist oft sehr unwahrscheinlich. D. Red.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 39. 1853.

Die Gartenlaube.

Familien-Blatt. — Verantwortlicher Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich ein ganzer Bogen mit Illustrationen.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 10 Ngr. zu beziehen.

Der erste Kuß.*

„— Wenn sie aber das Kind geboren hat, denkt sie nicht mehr an die Angst, um der Freude willen, daß der Mensch zur Welt geboren ist.“

Ev. Joh. 16, 21.

O! gebt mir's her! Gebt mir mein liebes Kind,
An seinem Anblick mir das Herz zu laben!
Ich will es sehn! O! gebt mir es geschwind! —
Welch süßes Glück, ein Kind, ein Kind zu haben! —
Das liebliche Gesicht! — Die runden Wangen! —
Der süße, holde, kleine, rothe Mund! —
Die Aeuglein hat der Schlummer schon umfangen!
Wie sehn sie aus? — Ihr Lieben, thut mir's kund! —
Blau? — Nicht wahr? Blau, wie seines Vaters Augen?
So treu, wie seine sind, so klar und rein? —
Wie oft, wie gern werd' ich die Blicke tauchen
In dieser lieben Aeuglein sanften Schein! —
Die hohe Stirn! die kühngeschwung'nen Brau'n!
Ja, ja! Das sind des Vaters theure Züge!
Nicht satt, nicht satt an dir kann ich mich schau'n! —
Den ersten Kuß! — Nun legt es in die Wiege!
O! bettet mir's recht warm, recht sanft, recht gut,
Und rückt es mir recht nahe an die Seite! —

Wie ist mir jetzt so wohl, so leicht zu Muth,
Als wär' ich selber neugeboren heute! —
Versorgt mir ja mein Kind mit allem Fleiß! —
O! was seid ihr, ihr überstand'nen Schmerzen? —
Für solche Wonne kein zu hoher Preis!
Es ruht ein Kind, ein Kind an meinem Herzen!
Du holdes Wesen! Mag dich Gott behüten!
Er schließe in sein Vaterherz dich ein! —
Ich will dir eine treue Mutter sein! —
Mein Leben treibt nun tausend neue Blüthen! —
Mein lieber Mann! — Wie heiter glänzt dein Blick!
Gieb mir die Hand! — Ich hab' dich nicht vergessen!
Es ist uns Beiden ja, das süße Glück,
Das uns des Himmels Gnade zugemessen.
Wie froh, wie selig, Theurer, wird es nun
Uns sein in unsers Hauses stillen Räumen! —
Ihr Lieben, laßt mich nun ein wenig ruhn,
Und von der Zukunft meines Kindes träumen!

* Probe aus einer demnächst erscheinenden Gedichtsammlung von Gustav Heubner: Mutter-Liebe und Leben.

Zu viel Blau

oder

Es heißt alles gemalt.

Früh an einem schönen Sommermorgen schritt ein alter Mann auf der Straße hin, die von Brüssel nach Namur führt. Er erwartete einen Freund, der mit der Diligence ankommen sollte, und hatte sich früher aufgemacht, als sie erwartet wurde, um ihr ein Stück Weges entgegenzugehen. Da er vollauf Zeit hatte, so betrachtete er Alles, was einiges Interesse darbot, und blieb endlich stehen, um der Arbeit eines Malers zuzusehen, der, auf einer an die Vorderseite eines Wirthshauses gelehnten Leiter stehend, emsig beschäftigt war, über der Thür ein Gemälde anzubringen, welches eine Illustration zu dem Namen des Wirthshauses lieferte. Dieses hieß nämlich: „der Sonnenaufgang."

„Aha," sagte der alte Mann bei sich selbst, „da steht so ein ehrlicher Gurkenmaler, der von der Perspektive so viel versteht wie ein Karrengaul, und sich dabei einbildet, ein Rubens zu sein.

„Huh! wie er diesen Ultramarinhimmel hineinpinselt!"

Der Kritiker begann vor dem Wirthshause hin und her zu gehen und dachte, er könnte eben so gut hier auf die Diligence warten, als ihr noch weiter entgegengehen. Der Maler fuhr mittlerweile fort, immer neue Schichten von dem hellsten Blau aufzutragen, was den alten Herrn sehr zu ärgern schien.

Endlich, als der Schildmaler seinen Pinsel abermals in dem blauen Topfe füllte, konnte es der Zuschauer nicht länger aushalten und rief in heftigem Tone:

„Zu viel Blau!"

Der ehrliche Maler blickte von seinem hohen Standpunkte herab und sagte in jenem Tone erzwungener Ruhe, den ein Zorniger zuweilen annimmt:

„Der Herr sieht wohl nicht, daß ich einen Himmel male?"

„O ja, ich sehe recht wohl, daß Ihr einen Himmel zu malen versucht, aber ich sage Euch nochmals, es ist zu viel Blau darin!"

„Habt Ihr jemals einen Himmel ohne Blau gemalt gesehen, Herr Kunstliebhaber?"

„Ich bin kein Kunstliebhaber. Ich sage Euch blos im Vorbeigehen — ich mache die gelegentliche Bemerkung — daß zu viel Blau darin ist; aber macht was Ihr wollt. Immer streicht noch mehr Blau auf, wenn Ihr noch nicht genug davon aufgekleckst zu haben glaubt."

„Aber ich sage Euch, ich will einen klaren blauen Himmel bei Sonnenaufgang darstellen."

„Und ich sage Euch, daß kein Mensch, der seinen richtigen Verstand hat, einen Himmel bei Sonnenaufgang blau malen würde."

„Bei der heiligen Gudula, das ist zu stark!" rief der Maler, indem er von seiner Leiter herumtersprang und seinen Zorn nicht länger verhehlte; „ich möchte sehen, wie Ihr einen Himmel ohne Blau malen wolltet!"

„Ich mache keinen Anspruch auf große Geschicklichkeit, aber wenn ich eine Probe machen sollte, so würde ich nicht zu viel Blau anbringen."

„Und wie würde es denn dann aussehen?"

„Naturgetreu, hoffe ich, und nicht wie Euer Himmel, der wohl für ein Kornblumenfeld oder ein Stück blaues Tuch oder sonst etwas angesehen werden kann, nur nicht für einen Himmel. Ich versichere Euch zum zehnten Male, es ist zu viel Blau darin."

„Ich will Euch etwas sagen, alter Herr," rief der beleidigte Künstler, indem er seinen Lehnstock quer über die Schultern legte und ein sehr grimmiges Gesicht machte, „ich glaube, Ihr seid ein ganz guter Mann, aber man sollte Euch nicht allein herumlaufen lassen."

„Warum nicht?"

„Warum nicht? Weil Ihr verrückt sein müßt, auf diese Weise den Kritiker spielen zu wollen. Zu viel Blau — ei seht doch! Was, ich der Schüler Ruysdael's, der dritte Vetter von Gerard Douw's Urenkel, ich soll nicht wissen, wie man einen Himmel colorirt? Wisset, daß mein Ruf schon längst begründet ist. Ich habe ein Rothes Roß in Mecheln gemalt, einen Grünen Bären in Namur und einen Karl den Großen in Aachen, vor welchen jeder Vorübergehende bewundernd stehen bleibt!"

„Dummes Zeug!" rief der Kritiker, indem er dem Maler die Palette aus der Hand riß. „Ihr wäret werth, daß man Euer eigenes Bildniß mit Eselsohren als Schild eines Wirthshauses anhinge!"

Mit diesen Worten stieg er flink und gewandt wie ein Knabe die Leiter hinauf und begann mit der flachen Hand das Meisterwerk des dritten Vetters von Gerard Douw's Urenkel auszuwischen.

„Halt, halt, Ihr alter Prahler!" schrie der Künstler, „Ihr ruinirt mein Schild! Es kostet fünfunddreißig Francs. Und mein Ruf — verloren! dahin auf immer!"

Er schüttelte heftig die Leiter, damit sein Tadler herabsteige. Dieser aber, ohne sich dadurch oder durch die Anwesenheit einer Menge durch den Streit herbeigelockter Dorfbewohner stören zu lassen, fuhr unbarmherzig fort, die schöne Landschaft zu vertilgen. Dann malte er, indem er sich blos der Fingerspitze und des Stiels eines Pinsels bediente, in meisterhaften Umrissen drei flämische Bauern mit Biergläsern in den Händen, der aufgehenden Sonne zutrinkend, welche über dem Horizont erschien und die Dunkelheit des grauen Morgenhimmels zerstreute. Eins der Gesichter war eine auffällige und lächerliche Karrikatur des übertroffenen Schildmalers.

Die Zuschauer waren anfangs sehr geneigt, die

Partei ihres Landsmannes gegen den Fremden zu ergreifen. Welches Recht hatte er, sich hier einzumischen? Diese fremden Reisenden wurden nachgerade zu unverschämt.

Als sie jedoch so zusahen, verstummte ihr unzufriedenes Murmeln allmälig und verwandelte sich in immer lautere Anzeichen des Beifalls, sowie die Zeichnung immer deutlicher hervortrat. Der Besitzer des Wirthshauses war der erste, welcher „Bravo!“ schrie und selbst Gerard Douw's Vetter im neunten Gliede fühlte, wie seine Wuth in Bewunderung überging.

„O!“ rief er, „Ihr gehört zum Handwerk, ehrlicher Mann, und Ihr braucht es weiter nicht zu läugnen. Ja, ja,“ fuhr er lachend fort, indem er sich zu seinen Nachbarn wendete, „das ist ein französischer Schildmaler, der sich einen Scherz mit mir machen will. Aber ich muß offen bekennen, er versteht seine Sache.“

Der alte Mann stand im Begriff, von der Leiter herabzusteigen, als ein Herr, auf einem schönen englischen Pferde reitend, sich durch die Menge Bahn machte.

„Dieses Gemälde ist mein!“ rief er in französischer Sprache, aber mit fremdartigem Accent. „Ich gebe hundert Guineen dafür!“

„Wieder ein Verrückter!“ rief das einheimische Genie. „Der Teufel soll mich holen, wenn diese Fremden nicht alle einen Sparren zu viel haben!“

„Was meint Ihr, geehrter Herr?“ sagte der Gastwirth, den die Sache nicht wenig interessirte.

„Was ich sage — ich gebe hundert Guineen für dieses Gemälde,“ antwortete der junge Engländer, indem er vom Pferde stieg.

„Dieses Gemälde ist nicht zu verkaufen,“ sagte der Schildmaler mit so stolzer Miene, als ob es sein eigenes Werk wäre.

„Nein,“ sagte der Gastwirth, „denn es ist schon verkauft und sogar zum Theil im Voraus bezahlt. Indessen wenn der Herr einen Handel deswegen abschließen will, so hat er es mit mir zu thun.“

„Keineswegs, keineswegs,“ versetzte der flämische Schildmaler, „es gehört mir. Mein College hier hat mir aus Freundschaft ein wenig geholfen, aber das Gemälde ist mein rechtmäßiges Eigenthum und es steht mir frei, es zu verkaufen an wen ich will.“

„Welche Schändlichkeit!“ rief der Gastwirth. „Mein Sonnenaufgang ist mein Eigenthum und haftet fest an der Wand meines Hauses. Wie kann es Jemandem anders gehören? Niemand als ich hat das mindeste Recht darau.“

„Ich werde Euch vor Gericht fordern,“ rief der, welcher das Bild nicht gemalt hatte.

„Und ich werde Euch wegen Contractbruch verklagen,“ entgegnete der Gastwirth, der die Hälfte des bedungenen Preises schon bezahlt hatte.

„Geduld!“ rief eine andere energische Stimme, nämlich die des Eindringlings; „es scheint mir, als hätte ich in dieser Sache wohl auch ein Wörtchen mitzusprechen.“

„Sehr richtig, Herr College,“ antwortete der Maler. „Anstatt hier auf der Straße uns zu streiten, wollen wir lieber hineingehen und die Sache bei ein paar Flaschen Bier freundschaftlich schlichten.“

Damit waren alle Parteien einverstanden, leider aber nicht in allen übrigen Punkten, denn in der Stube ward der Streit immer hitziger und unter betäubendem Geschrei und Spektakel weitergeführt. Die Flamländer stritten für den Besitz des Gemäldes und der Engländer wiederholte sein Anerbieten, es mit Gold zu bedecken.

„Aber gesetzt, wenn ich nun nicht wollte, daß es verkauft werde?“ sagte der eigentliche Verfertiger.

„O mein bester Herr,“ sagte der Gastwirth, „Ihr werdet doch gewiß einem armen rechtschaffenen Mann, der sich nur mit Mühe und Noth durchschlägt, nicht um das bringen, was ihm hier das Glück zugeführt hat. Ich würde dadurch gerade in den Stand gesetzt, mir einen guten Vorrath von Wein und Bier in den Keller zu legen.“

„Glaubt ihm nicht, Herr College,“ rief der Maler, „er ist ein alter Geizhals. Ich bin Familienvater und da Ihr auch Maler seid, so müßt Ihr einen Kunstgenossen unterstützen und ihm den Vorzug geben. Ueberdies bin ich bereit, das Geld mit Euch zu theilen.“

„Was!“ sagte der Gastwirth, „Ihr seid ein alter Saufaus und habt nun kein Geld, um Eure Tochter auszustatten, weil Ihr Alles, was Ihr verdient, für Eure Gurgel braucht.“

„Das geht Euch nichts an; übrigens ist meine Sufette mit einem rechtschaffenen jungen Tischlermeister verlobt, der, so arm sie auch ist, sie nächsten September heirathen wird.“

„Ihr habt eine Tochter auszustatten!“ rief der fremde Künstler; „das ändert die ganze Sache. Ich bin es zufrieden, daß das Gemälde verkauft und das Geld dafür dem Mädchen zur Aussteuer gegeben werde. Ich überlasse es der Großmuth unseres englischen Freundes, den Betrag festzusetzen.“

„Ich habe,“ antwortete der beste Bieter, „schon hundert Guineen für die Skizze, so wie sie ist, geboten, ich will aber gern zweihundert geben, wenn der Maler sich dazu versteht, das Gemälde am Fuße mit zwei Worten zu signiren.“

„Mit welchen Worten?“ riefen sämmtliche Streitende wie mit einer Stimme.“

Der Engländer antwortete:

„Louis David!“

Die ganze Gesellschaft verstummte vor Erstaunen, denn Louis David galt damals mit Recht für den ersten Maler der Welt und sein Ruhm war auch bis in diese bescheidenen Kreise gedrungen. Der Schildmaler hielt den Athem an, riß die Augen auf, schlug ganz außer sich die Hände zusammen und fiel vor dem großen französischen Maler auf die Kuie nieder.

„Verzeiht mir!“ rief er; „verzeiht mir meine freche Unwissenheit!“

David lachte herzlich, ergriff ihn bei der Hand und schüttelte ihm dieselbe mit dem freundlichsten Wohlwollen.

Mittlerweile hatte sich die Nachricht von dem Vorfalle verbreitet; das Wirthshaus füllte sich mit Leuten,

welche auf die Gesundheit ihres berühmten Gastes trinken wollten, und der gute alte Mann, der in der Mitte des Zimmers stand, stieß mit Allen freundlich an. Mitten in dieser heitern Scene schlang die Tochter des Schildmalers, die hübsche Susette, ihre Arme um den Hals ihres Wohlthäters und ihr Verlobter jagte durch die Heftigkeit, womit er die Hand des großen Künstlers schüttelte, eine ganze Wolke Sägespäne aus seiner Jacke.

In diesem Augenblick kam die Diligence an und mit ihr der erwartete Freund.

Die Perle der Antillen und der einsame Stern.

Oben ein tiefblauer Himmel, ausgespannt so weit das Auge reicht, unten das Meer mit seinen halb grünen, halb blauen Wogen, aus ihnen emporsteigend ein von üppiger Farbenpracht übergossenes Eiland — das ist Cuba, die Perle der Antillen, der letzte Edelstein, der der Krone Spaniens aus dem reichen Diadem der ehemaligen Besitzungen in Amerika blieb. Unter unserm bleichen nordischen Himmel suchen wir vergeblich nach Farben, um eine der reizendsten Spannen der Erde auszumalen, eine Spanne der Erde, bei deren Schilderung selbst die üppige Phantasie der Südländer zur gemeinen Prosa wird.

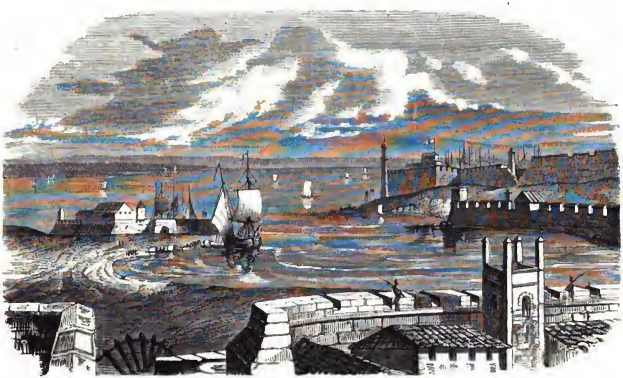
Cuba ist jedoch nicht nur das reizendste Kleinod der Antillen, welche mit den Bahama-Inseln die Hauptgruppen Westindiens bilden, sondern es nimmt auch seinem Umfang nach den ersten Rang in den Inseln ein, welche geschlossen aneinander vor dem mexikanischen Meerbusen liegen. Cuba ist der Schlüssel zu Mexiko. Bei einem Flächeninhalte von circa 2200 Q.-M. dehnt es sich in einer Länge von 136 Meilen bei einer nur mittlern Breite von 15 Meilen aus. Die Küste ist reich an bequemen Ankerplätzen und Baien, während die Höhenzüge im Innern sich stellenweise bis an 8000 Fuß über die Meeresfläche erheben. Von den verschiedenen Hügelketten ergießen sich den Küsten zu zahlreiche Gewässer, von denen jedoch nur die wenigsten schiffbar sind. Mit edeln Metallen ist Cuba nicht gesegnet; seine Goldfelder liegen nicht unter, sondern über der Erde, auf welcher Taback, Zucker, Kaffee, Baumwolle, Cacao, Indigo, Reis, Mais und alle Südfrüchte in üppiger Fülle gedeihen. Die Thierwelt unterscheidet sich nicht von der europäischen. An der Grenze der Tropenzone gelegen hat Cuba schon alle Annehmlichkeiten des tropischen Klima's, ohne dessen Beschwerden ausgesetzt zu sein. Der hügelige Charakter des Landes und die frischen Seewinde mäßigen die Hitze, gleichwohl werden die Küstengegenden mehr oder weniger von dem gelben Fieber heimgesucht, das seine Opfer hauptsächlich unter den Fremden herausliest.

Die Hauptstadt Cuba's, der Sitz des Generalkapitäns und aller höhern Behörden ist Havanna, von den Spaniern Sau-Cristobal de la Habanna genannt, an einer Bai der Nordwestküste im blühendsten Theile der Insel gelegen, umringt von einem Kranze prachtvoller Landhäuser und Ortschaften, die zwischen Kaffeepflanzungen, feenhaften Gärten und riesigen Palmenalleen wie hingezaubert hervortauchen. Die Stadt selbst ist regelmäßig gebaut, doch sind die Straßen eng und schlecht gepflastert, auch zeichnet sich keins der öffentlichen Gebäude, selbst nicht die Kathedrale, welche seit 1796 die Ueberreste des Entdeckers von Amerika umschließt, durch besondere Pracht aus, wohingegen die Kaufläden, Kaffeehäuser und Conditoreien mit desto größerm Luxus ausgestattet sind. Bei dem Reichthum der Bevölkerung, der durch den hier getriebenen großartigen Handel, jährlich laufen ca. 2000 Schiffe ein, entstanden ist, durchdringt dieser Luxus überhaupt alle Verhältnisse und entspricht außerdem der blendend üppigen Phantasie der Havannesen. An seine jetzige Stelle wurde Havanna 1519 verlegt, nachdem es vier Jahre früher erst an der Südküste auf einem höchst ungesunden Punkte gegründet worden war. Die gegenwärtige Stelle empfahl der sichere und geräumige, von einer Bai gebildete Hafen, in welchem tausend Schiffe Platz haben und zu welchem als Eingang ein 4500 Fuß langer und 1000 bis 1200 Fuß breiter Kanal führt. Dieser Eingang wird von starken Festungswerken vertheidigt, darunter die Forts Morro mit Leuchtthurm und Cabanas jenseits und San Salvador de la Punta diesseits der Stadt (s. die Abbildung). Die Stadt zählt etwa 130,000 Einwohner, welche durchschnittlich auf einer höhern Bildungsstufe stehen, als dies sonst im spanischen Amerika der Fall ist.

Die Schicksale Cuba's und seiner Hauptstadt können wir nur in aller Kürze berühren. Von Columbus am 28. October 1492 entdeckt, wurde die vollständige Eroberung der Insel nach und nach bewerkstelligt, was freilich zum großen Nachtheil der Blüthe derselben, 1560 mit der Vertilgung der letzten Eingeborenen endigte. Die glückliche Lage Havanna's mit seinem trefflichen Hafen rettete jedoch die Insel stets vor allzugroßem Verfalle, selbst als sie im Laufe des 17. Jahrhunderts so gut wie die übrigen Besitzungen Spaniens in Amerika von den damaligen Flibustierbanden mehr als einmal mit Mord, Brand und Raub überzogen wurde. Die in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zwischen Spanien und England ausbrechenden Streitigkeiten führten die Engländer auf kurze Zeit (etwa ein Jahr) nach Havanna, lange genug jedoch, um durch Freigebung des Verkehrs, der vorher monopolisirt war, den Grund zu der künftigen Blüthe Cuba's zu legen, da die spanische Regierung die Herstellung der alten Handelsverhältnisse nicht wieder durchzuführen vermochte. In der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, so 1812, 1814 und 1848, waren es hauptsächlich Negeraufstände, welche die Regierung zu bekämpfen

hatte und in Folge deren viele tausend Opfer unerbittlich hingerichtet wurden, ohne daß indeß der Wohlstand der Insel dadurch erschüttert wurde.

Die gemischte Bevölkerung Cuba's (von ca. 1 Mill. Einwohner, sind 425,000 Weiße, 200,000 freie Farbige und 375,000 Sklaven) ist im Wesentlichen die Ursache, welche Spanien besorgnißerregend für die fernere Behauptung der Insel macht. Eines Theils gilt es, die Sklavenmasse, welche durch die in den englischen Colonien erfolgte Emancipation aufgeregt worden ist, niederzuhalten, andererseits den von republikanischen Ideen eingenommenen zahlreichen Creolen sowohl zu imponiren, als sie auch in Gutem zu erhalten. Auch dies macht die Lage Cuba's schwierig, daß durch die selbst die Vereinigung Cuba's eine sehr populäre Idee ist, bei welcher man vielleicht nur darin von einander abweicht, ob die Insel mit Waffengewalt erobert werden soll, oder ob man sie der spanischen Regierung abkaufen soll. Unter solchen Umständen konnte es natürlich seitens der Creolen an revolutionären Versuchen zum Sturze der spanischen Herrschaft nicht fehlen. Die bedeutendsten dieser Versuche machte der General Narciso Lopez (Südamerikaner von Geburt), der in den Reihen der spanischen Armee diesseits wie jenseits des Oceans eine lange Reihe von Jahren gefochten, und im Laufe der letzten Jahre die Insel mehrere Male zu insurgiren unternahm, wobei ihm seine Popularität unter dem spanischen Militär zu einem gefährlichen



Havannah.

von England durchgesetzte Abschaffung des Negerhandels, dieser zu einem heimlichen geworden ist, den die Cubaner, während die Regierung ein Auge zudrückt, noch sehr eifrig betreiben, sich jedoch dadurch schon zahlreiche Ungelegenheiten zugezogen haben. Um diesen verschiedenen ungünstigen Verhältnissen ausgleichend die Spitze zu bieten, hat das Mutterland der Colonie, aus der es übrigens eine bedeutende Revenue zieht, seit Jahren schon die aufmerksamste Sorgfalt zugewendet.

Diese Sorgfalt hat gleichwohl nicht vermocht, die republikanisch gesinnten Creolen zu versöhnen und deren Unabhängigkeitsgelüste finden an den Nordamerikanern einen um so bedeutendern Anhalt, als unter letzterm Gegner machte. So landete er auch am 13. August 1851, an der Spitze von etwa 500 Mann, auf der Insel, fand indeß nicht die gehoffte Unterstützung und sah sein kleines Häufchen nach mehrern unglücklichen Gefechten mit den Spaniern zersprengt. Lopez selbst wurde auf der Flucht gefangen und am 1. September in Havanna öffentlich durch die Garotta (ein zu solchen Executionen eingerichtetes eisernes Halsband) erdrosselt. Mehrere seiner Genossen, darunter einige 40 Nordamerikaner, mußten nicht weniger jämmerlich sterben.

In den Vereinigten Staaten von Nordamerika rief die Kunde von diesen Hinrichtungen keine geringe Erbitterung hervor, die sich auch dann noch nicht legte, als die spanische Regierung aus politischen Rücksichten

gegen die noch übrigen gefangenen Nordamerikaner Milde eintreten ließ, obschon die Lopez-Expedition ganz ungeschent in den westlichen Staaten der Union betrieben worden war. Versuche, das Feuer in Cuba zu schüren, wurden unausgesetzt gemacht, und führten zu zahllosen Conflicten zwischen Spaniern und Nord-Amerikanern. In der ganzen Union fanden Massenmeetings statt, bei welchen man dem Zorne gegen die spanische Herrschaft auf Cuba Luft machte und mit Rache drohte, ohne daß die nordamerikanischen Behörden bei allem gerichtlichen Einschreiten diese Demonstrationen zu hindern vermochten. Aus dieser Fluth aufgeregter Leidenschaften tauchte der Orden des einsamen Sternes auf, der den Gelüsten der Yankees auf Cuba neue Nahrung zu geben bestimmt war. In Neu-Orleans, wo von jeher der Sitz der gegen Cuba gerichteten Unternehmungen war, ging der einsame Stern auf, der übrigens im Grunde nur eine neue Form für die von Monroe (Präsident der Union von 1817—25) aufgestellte Doktrin ist: keine Einmischung der europäischen Mächte in die innern Angelegenheiten der südamerikanischen Republiken zu dulden.

Der einsame Stern wurde von einem Dr. Wren aus Alabama gegründet und zählte bald nach seinem Entstehen allein im Süden der Union über 25,000 Mitglieder, unter denen die verschiedensten Klassen der Gesellschaft und alle mögliche politische Parteien und religiöse Sekten vertreten sind. Die Cubanen sind von der Mitgliedschaft ausgeschlossen. Das offen ausgesprochene Ziel des Bundes ist: „Die Ausdehnung und Ausbreitung des Handels, der Macht und der Institutionen der Republik über die westliche Erdhälfte und die Inseln des atlantischen und stillen Meeres.“ Der Bund des einsamen Sterns ist nach Art der Freimaurerei in Logen und Grade gegliedert, von welch letztern er drei zählt. Das Mysterium, in das sich die Leiter des Bundes dabei zum Theil hüllen, ist durch den Umstand geboten, daß die Behörden ihren Bestrebungen mehrfach hindernd in den Weg treten. Indessen fehlt es deshalb an öffentlichen Kundgebungen nicht, wie denn erst noch neulich der Todestag des Generals Lopez in Neuyork öffentlich von den Männern des einsamen Sterns mit einer Trauerfeier begangen wurde. Geldmittel und Waffenvorräthe werden im Geheimen aufgehäuft, und die Perle der Antillen dürfte zunächst als neuer Stern in das Banner der Union kommen.

Die Behörden der einzelnen Staaten, sowie auch die Regierung in Washington, ließen es, wie wir schon angedeutet, an gerichtlicher Verfolgung der Lopezisten und Mitglieder des einsamen Sterns nicht fehlen, eine gewisse Lauheit ließ sich dabei jedoch nicht verkennen und erklärt sich auch hinlänglich dadurch, daß eben die Vereinigung Cuba's mit der Union eine unter allen Parteien zu populär gewordene Idee ist. Vorzugsweise wird sie freilich von den Demokraten gepflegt. Es lag nun im natürlichen Gange der Dinge, daß die Männer vom einsamen Stern, im Verfolg ihrer Pläne, und da um dieselbe Zeit herum die Neuwahl des Präsidenten der Union stattfand, ihren ganzen Einfluß geltend machten, um einen ihrer Doktrin geneigten Mann an die Spitze des Staates zu bringen. Dies gelang ihnen auch, in Verbindung mit den gesammten demokratischen Elementen des Landes, und so wurde der General Franklin Pierce zum Präsidenten der Union gewählt.

Diese Wahl kann man wohl nicht ganz mit Unrecht als eine der alten Welt gemachte Kriegserklärung bezeichnen, und namentlich war sie in Bezug auf Cuba ein deutlicher Fingerzeig. Präsident Pierce ernannte bei den Neubesetzungen der Gesandtschaftsposten den Senator Soulé, einen Franzosen von Geburt, zum Gesandten in Madrid, und da Soulé, einer der Eifrigsten unter den Männern des einsamen Sterns, schon seit einem Decennium die Einverleibung Cuba's in die Union bald mit Güte, bald mit Gewalt betrieben, so ist durch seine Ernennung allerdings der Krone Spanien der Handschuh offen vor die Füße geschleudert. Die Rücksichtslosigkeit der neuen nordamerikanischen Politik läßt sich nicht mehr verkennen.

Um vollständig gerecht zu sein, muß jedoch hervorgehoben werden, daß die gemäßigte Partei, welche vor der Erwählung des Generals Pierce das Steuer des Staates in Händen hatte, im Grunde ebenso begehrliche Absichten auf Cuba hatte, denn sie schon wies den von England in Gemeinschaft mit Frankreich vorgeschlagenen Vertrag, der Krone Spanien den Besitz Cuba's für alle Zeiten zu garantiren, zurück. Es war dies deutlich, und wurde auch von der englischen und französischen Regierung verstanden. Die spanische Regierung selbst sieht das Unvermeidliche nach und nach hereinbrechen. Zu schwach, um den amerikanischen Gelüsten die Spitze zu bieten, und in der richtigen Voraussicht, daß die vereinigten Kräfte Europa's vergeblich versuchen werden, der Union die schon halb verschlungene Beute vorzuenthalten, wird für sie noch das Vortheilhafteste sein, Cuba gegen die schon einmal angebotene Summe von 200 Mill. Dollars an die Union abzutreten. Die Einverleibung der Insel in die Union ist nur noch eine Frage der Zeit, und wenn sich Spanien zu lange besinnt, so wird es, ohne den angebotenen Ersatz an Geld zu haben, binnen Kurzem das Sternenbanner über der Perle der Antillen wehen sehen.

Was das Leben und die Gesundheit des Menschen erhält?

Lebens- und Nahrungsmittel.

Das Leben des Menschen besteht in einem ununterbrochenen Wechsel seiner Materie (d. i. der Stoffwechsel). Jeder, auch der kleinste Theil des menschlichen Körpers, setzt nämlich fortwährend neue Substanz an, während die alte theilweise abstirbt und entfernt wird, so daß nach einiger Zeit der Körper, obschon er äußerlich noch ganz derselbe zu sein scheint, doch ein durchaus anderer, aus jüngeren Stoffen gebildeter ist. Gebt dieses immerwährende Neuerzeugtwerden, Altern und Absterben (Mausern) der Körperbestandtheile in der gehörigen Ordnung vor sich, so erfreuen wir uns der Gesundheit; ist dasselbe aber in Unordnung gerathen, dann erleiden wir eine Krankheit, und diese wird organischer Fehler genannt, sobald der richtige Stoffwechsel und durch diesen die frühere Beschaffenheit des kranken Theiles gar nicht wieder herzustellen ist. Hört dieser Wechsel nun gar im ganzen Körper vollständig auf, so tritt der Tod ein, oder der Brand (d. i. örtlicher Tod), sobald blos in einem einzelnen (dem brandigen) Theile des Körpers der Stoffwechsel aufgehoben ist. Die Quelle des Stoffwechsels, welche das Material zum Neuerzeugtwerden der Körperbestandtheile liefert, ist das Blut, der Ort, wo dieses Material aus dem Blute austritt, sind die Haargefäße (s. Gartenlaube Nr. 9, S. 92).

Zu den Bedingungen, unter denen der Stoffwechsel zu Stande kommen kann und welche deshalb zum Leben durchaus unentbehrlich (also Lebensmittel) sind, gehören: Wärme, Luft, Wasser und Nahrung. — Die Wärme ist insofern eine äußerst wichtige Lebensbedingung, als durch ihre Vermittelung, besonders bei Kindern und Greisen, alle in unserm Körper vor sich gehenden Prozesse, vorzugsweise die Ernährungsprozesse, zu Stande kommen. Deshalb bedarf aber auch der Mensch zu seinem Gedeihen nicht blos der äußern Wärme, sondern muß auch selbst noch innerhalb seines Körpers die Eigenwärme bereiten. (Ueber die Quelle der Eigenwärme s. Gartenlaube Nr. 17, S. 184; über die Wirkung der Wärme und Kälte auf den menschlichen Körper s. einen spätern Aufsatz). — Daß die atmosphärische Luft zum Leben ganz unentbehrlich ist, haben dem Leser die Aufsätze über das Athmen (s. Gartenlaube Nr. 16, S. 171 und Nr. 17, S. 184) und über den Sauerstoff der atmosphärischen Luft (s. Gartenlaube Nr. 28, S. 303) deutlich zu machen gesucht. — Vom Wasser braucht aber nur gesagt zu werden, daß fast vier Fünftel des menschlichen Körpers aus Wasser bestehen und daß derselbe fortwährend eine ziemlich große Menge Wassers verliert, um sofort einzusehen, daß der Mensch täglich eine hübsche Portion von Wasser genießen muß, um sich in seiner richtigen Zusammensetzung und gesund zu erhalten. Die meisten Menschen trinken viel zu wenig Wasser, zumal die, welche gern, viel und gut essen. (Ueber Getränke und Wasserkuren s. einen spätern Aufsatz). — Was die Nahrungsmittel betrifft, so sind, wie der Aufsatz in Nr. 22, S. 232 u. Nr. 32, S. 349 der Gartenlaube gezeigt hat, nur diejenigen pflanzlichen und thierischen Substanzen darunter zu rechnen, welche, ohne für den Menschen schädliche Substanzen beigemischt zu haben, diejenigen Materien in sich enthalten, aus denen unser Körper selbst zusammengesetzt ist. Diese Materien waren aber außer dem Wasser noch eiweißartige, fettige und fettähnliche Stoffe, Salze, Kalk und Eisen. Ein großer Theil dieser Nahrungsstoffe, vorzugsweise die fettigen und fettähnlich zusammengesetzten, dienen nicht blos zur Ernährung des Körpers, sondern auch zur Entwickelung der Eigenwärme (s. Gartenlaube Nr. 17, S. 186). Zur leichtern Beurtheilung der einander ähnlichen thierischen und pflanzlichen Nahrungsstoffe, sowie des Nahrungswerthes unserer Speisen folgt hier vorläufig, selbst auf die Gefahr hin, wegen der Wiederholung vom Leser getadelt zu werden, eine kurze Uebersicht der in den gebräuchlichen Nahrungsmitteln vorhandenen Nahrungsstoffe.

A. Blut- und Fleischbildner,

d. s. eiweißartige, stickstoffhaltige Substanzen, welche vorzugsweise das Blut, Fleisch und die Knochen, also die Grundlage des Körpers bilden.

a. Thierische Fleischbildner.

1. Thierisches Eiweiß (Albumin) findet sich: im Blute, im Safte des Fleisches und aller Eingeweide; im Weißen der Eier und (unter dem Namen Dotterlin) zwischen Fett im Eidotter.

2. Thierischer Faserstoff (Fibrin), kommt vor: im Blute (das Gerinnende, den Blutkuchen bildend) und im Fleische, wo die Fasern aus diesem Stoffe bestehen.

3. Thierischer Käsestoff (Caseïn), in der Milch (Käse) und im Blute.

4. Thierischer Leim oder Gallerte: in den Knorpeln, Knochen, sehnigen Theilen und Häuten.

b. Pflanzliche Fleischbildner.

1. Pflanzen-Eiweiß findet sich in den Säften der Pflanzen, vorzugsweise in den Gemüsepflanzen und in den Samen der Getreidearten.

2. Pflanzen-Faserstoff oder Kleber kommt vor: in den Samen der Getreidearten (Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, Mais, Reis und Buchweizen).

3. Pflanzen-Käsestoff oder Legumin: in den Hülsenfrüchten (Erbsen, Bohnen, Linsen).

4. Pflanzenleim: stets in Verbindung mit Kleber, besonders in den Getreidesamen.

Sonach würden von unsern Nahrungsmitteln die wichtigsten Fleischbildner folgende sein: Blut, Fleisch, Eingeweide, Käse, Eiweiß, Gallerte, die Getreidesamen und die Hülsenfrüchte. Alle diese Stoffe werden (wie in Nr. 22, S. 232 bei der Verdauung besprochen wurde) mit Hülfe des Magen- und Darmsaftes in eine dem flüssigen Eiweiß ähnliche Flüssigkeit (Peptone) umgewandelt und sodann vom Magen und Darmkanale aus durch die Saugadern in das Blut gebracht, wo sie dann durch den Sauerstoff aus der eingeathmeten Luft zur Bildung der eiweißartigen Bestandtheile des Körpers vorbereitet werden. In den thierischen Nah-

rungsmitteln finden sich weit mehr blut- und fleischbildende Stoffe, als in den pflanzlichen, und von den letzteren sind nur die Hülsenfrüchte und die Getreidesamen von Werth.

B. Fettbildner und Heizungsstoffe (Respirationsmittel),

d. s. stickstofflose Substanzen, die entweder fettige oder wenigstens dem Fette ähnlich zusammengesetzte (kohlenwasserstoffige) sind.

a. Fettige thierische Substanzen.

4. Thierisches Fett genießen wir mit dem Fleische, als Schmalz und Talg, als Butter und Eidotter; in den fettig entarteten Gänseleber, im Fisch- und Lebertrane, sowie im Marke der Knochen.

b. Fettige pflanzliche Substanzen.

4. Fette Oele gewinnen wir zur Nahrung vorzugsweise aus den Früchten des Olivenbaumes und aus den Mohnsamen, als Baum- u. Mohnöl, ferner noch aus dem Rübsen, Raps und Hanf, aus dem Mandel- und Buchenkern ꝛc.

Die genannten thierischen wie pflanzlichen fetten Substanzen erleiden im Körper eine sehr einfache Umwandlung; sie werden nämlich im Darmkanale, nicht etwa schon im Magen, mit Hülfe der Galle und des Darmsaftes (vielleicht auch des Bauchspeichels) in sehr feine Kügelchen zertheilt, daß nun das flüssig gewordene und mit Wasser gemischte Fett einer Mandelmilch ganz ähnlich ist und so leicht von den Saugadern des Darmes aufgesogen und in's Blut geführt werden kann (s. Gartenlaube Nr. 22, S. 235). Der Nutzen des Fettes ist ein sehr bedeutender, denn abgesehen davon, daß alles im Körper vorkommende Fett zum großen Theile von den genossenen fettigen Nahrungsstoffen gebildet wird, so dient dasselbe ja auch noch mit dem Eiweiße zur Grundlegung aller Gewebe (mit Hülfe der Zellenbildung), sowie zur Entwickelung der Eigenwärme, indem das Fett innerhalb des Blutes durch den Sauerstoff der eingeathmeten Luft unter Freiwerden von Wärme zu Kohlensäure und Wasser verbrannt wird. — Es ist sonach sehr falsch, wenn man fette Speisen für schädlich hält, und es erregt Lachen, wenn Aerzte Butter verbieten und Leberthran verordnen.

a. Thierische fettähnliche Substanzen.

1. Milchzucker findet sich nur in der Milch aufgelöst; am reichlichsten in der Pferdemilch; auch ist die Milch der Frauen reichlicher damit versehen als die der Kühe, weshalb beim Aufsieben kleiner Kinder mit Kuhmilch diese letztere stets noch mit Milchzucker zu versetzen ist. — Beim Sauerwerden der Milch verwandelt sich dieser Zucker in Milchsäure und ein kleiner Theil desselben ist dann bei höherer Temperatur im Stande, den noch in der Milch vorhandenen unverwandelten Milchzucker in Krümelzucker umzusetzen, welcher durch die Gährung in

2. Alcohol übergeht. Auf diese Weise, durch Zusatz saurer Kuhmilch zu Stutenmilch, bereiten sich die Tartaren, Mongolen und andere Nomadenvölker Asiens branntweinähnliche berauschende Getränke, den Kumiß und den Araccu. — Der Milchzucker wird im Körper aus den mit der Nahrung genossenem Zucker und der Stärke gebildet.

3. Honig wird von der Honigbiene durch Verarbeitung des Blüthenstaubes gesiert und durch Umbildung im Körper dieser Insekten in Wachs umgewandelt.

4. Milchsäure bildet sich hauptsächlich in der Milch durch längeres Stehenlassen derselben, besonders in warmer Luft, sowie durch Zusatz eines Stückchens Kälbermagens (Lab), und zwar bildet sie sich hier aus dem Milchzucker (s. oben). Außer in saurer Milch findet sich diese Säure auch noch im Safte des Fleisches und im Magensafte.

b. Pflanzliche fettähnliche Substanzen.

1. Stärke: in der Kartoffel, den Samen der Getreidearten, in den Hülsenfrüchten, den Moosen (isländischem), im Sago, Arrowroot, Tapioka (s. Gartenlaube Nr. 32, S. 349).

2. Zucker: als Rohrzucker, Trauben- oder Krümelzucker und Schwammzucker (s. Gartenlaube Nr. 32, S. 350).

3. Pflanzengallerte oder Pectin: in dem Safte der meisten fleischigen Früchte und Wurzeln.

4. Pflanzenschleim oder Bassorin: in der Salepwurzel, dem Leinsamen, Eibischwurzel, Quittenkernen, Cacaghenflechte, im Tragant- und Kirschgummi.

5. Gummi: im arabischen Gummi, sonst nur in geringer Menge in den Pflanzen vorhanden.

6. Alcohol oder Spiritus: aus dem Krümel- oder Traubenzucker mit Hülfe der Hefe (durch die weinige oder geistige Gährung) entstanden, findet sich im Weine, Branntweine, Rum (aus Zuckerrohrsaft), Arac (aus Reis), Cognac (aus Wein), Kirschwasser und Bier. — Mit Hülfe des Sauerstoffs kommt in alcoholhaltigen Flüssigkeiten die saure oder Essigsäurung zu Stande und so bildet sich dann die

7. Essigsäure: im Weinessig, Frucht- oder Getreideessig (aus Gerste, Weizen, Kartoffeln) und Branntweinessig.

8. Milchsäure: im Sauerkraute und in den sauren Gurken.

Die aufgezählten thierischen wie pflanzlichen fettähnlichen (kohlenwasserstoffigen) Nahrungsmittel haben für den Körper einen doppelten Nutzen; sie dienen nämlich theils zur Bildung von Fett, theils durch ihre Verbrennung wie das Fett zur Entwickelung der Eigenwärme. Die Stärke wird vorher aber mit Hülfe des Mund- und Bauchspeichels in Zucker umgewandelt (s. Gartenlaube Nr. 22, S. 235). — Da die fettigen und fettähnlichen Nahrungsmittel für sich allein den Körper nicht ernähren können, sondern immer nur erst in Gemeinschaft mit den übrigen (besonders eiweißartigen) Stoffen, so muß es auch ganz falsch sein, die Kartoffeln, sowie Zucker, Sago, Salep, Arrowroot und dergl. für sich als gute Nahrungsmittel zu bezeichnen. Welchen arzneilichen Werth aber das isländische Moos, die Caragbenflechte, die Eibischwurzel und das arabische Gummi haben können, wird nun Jeder selbst beurtheilen können, welcher jetzt gelesen hat, daß diese Stoffe zu den fettähnlichen Nahrungsmitteln gehören. Die Mütter werden hoffentlich auch einsehen lernen, daß die Stoffe, mit denen sie gewöhnlich die kleinen Kinder füttern, wie Sago, Salep, Arrowroot, Zucker und dergl., nur fettmachende Nahrungsmittel sind und, wenn sie nicht mit Blutbildnern (Milch, Fleischbrühe, Ei) verbunden werden, eine falsche und zu Krankheiten (Scrophuln, englische Krankheit) führende Ernährung des Kindeskörpers veranlassen.

C. Unorganische Nahrungsstoffe:

Wasser, Salze und Eisen.

a. Unorganische Stoffe der thierischen Nahrung.

Von diesen Stoffen finden sich vorzugsweise in der thierischen Nahrung: der phosphorsaure Kalk, das kohlensaure und phosphorsaure Kali und Natron, sowie das Eisen.

b. Unorganische Stoffe der pflanzlichen Nahrung.

Die Pflanzennahrung enthält mit Ausnahme der phosphorsauren und kohlensauren Talkerde, im Verhältniß zur thierischen Nahrung nur wenig von den nöthigen unorganischen Stoffen. Am meisten enthalten noch die Getreidesamen und Hülsenfrüchte.

Wasser und Kochsalz sind die beiden unorganischen Stoffe, welche in ziemlich großer Menge in den menschlichen Körper geschafft werden müssen, damit derselbe ordentlich ernährt und gesund erhalten werde, denn er besteht ja fast zu vier Fünfteln aus Wasser und alle festen und flüssigen Bestandtheile des Körpers enthalten Kochsalz. Dies sind nun aber gerade diejenigen Stoffe, von denen weder in den thierischen noch pflanzlichen Nahrungsmitteln die hinreichende Menge vorhanden ist, und deshalb muß man gehörig trinken und salzen. Gegen dieses Gesetz fehlen aber die meisten Menschen.

Welche Nahrungsmittel sind nun aber für den Menschen die besten? die thierischen oder die pflanzlichen? Weder die einen noch die andern können für sich allein als richtige Nahrung dienen, und zwar aus dem Grunde, weil die thierische Nahrung zu wenig fette und fettartige Bestandtheile, die pflanzliche dagegen zu wenig eiweißartige und unorganische Stoffe enthält. Eine gemischte Kost ist sonach dem Menschen am zuträglichsten. Die thierischen Nahrungsmittel sind im Allgemeinen weit leichter verdaulich als die viel unlösliche Bestandtheile enthaltenden pflanzlichen; von den ersteren sind Blut, Milch, Fleisch und Ei, von den letzteren die Samen der Getreide und die Hülsenfrüchte am nahrhaftesten. — Die Gewürze tragen nichts zum Ersatze der Gewebe, also zur Ernährung des Körpers bei, sondern dienen nur zur Verbesserung des Geschmackes der Nahrungsmittel oder zur Beförderung des Verdauungsprozesses. Sie stammen sämmtlich aus dem Pflanzenreiche und verdanken ihre Wirkung ätherischen Oelen.

Wer von den Lesern den Werth der einzelnen Nahrungsmittel, über welche spätere Aufsätze handeln werden, sowie die Wichtigkeit der verschiedenen Speisen und Getränke bei Krankheiten richtig kennen lernen will, muß diesen vorliegenden Aufsatz recht ordentlich studiren. **(B.)**

Aus der Gewerbswelt.

Mitgetheilt von **Friedrich Georg Wieck.**

Die thüringische Gewerbeausstellung auf Schloß Friedenstein in Gotha.

I.

Der Glaspalast in London war ein stolzes Gebäude, der seine kristallene Wölbung hoch über die Gipfel der Bäume im Hydepark ausstreckte; aber es war doch kein Schloß Friedenstein, das seine Zinnen dem herrlichen Thüringer Wald entgegenstreckt! Die Aussicht im Glaspalaste war bewältigend, der große Mittelgang verlor sich in grauen Duft. Hohe Waldbäume standen im Tausch. Aber was ist diese beschränkte Aussicht gegen den Blick von den Fenstern des Friedensteins auf die sich von der Höhe in's Thal hinabsteigende Stadt, auf den Park mit seinem Wald von ehrwürdigen Tannen, Buchen und Eichen, auf das blaue Gebirge, das sich in so reizenden Umrissen am nahen Horizonte erhebt.

Hier auf diesem weitschauenden Schlosse breitete im August und September dieses Jahres die Industrie Thüringens ihr Festgewand aus und von den Höhen und Thälern brachte man Beiträge ihrer Kunst und ihres Fleißes zu der Feier.

Schon längst ist der Friedenstein eine Schatzkammer von Leistungen der Wissenschaft und Kunst, seit der Zeit, als Herzog Ernst der Fromme in der Mitte des 17. Jahrhunderts ihn auf der Stelle der früheren Burg Grimmenstein erbaute; jene alte Veste, welche in Folge der Grumbach'schen Händel 1566—1567, nach der Landfriedensordnung „als eine Herberge der Landfriedensbrecher, Mörder und Straßenräuber" geschleift wurde.

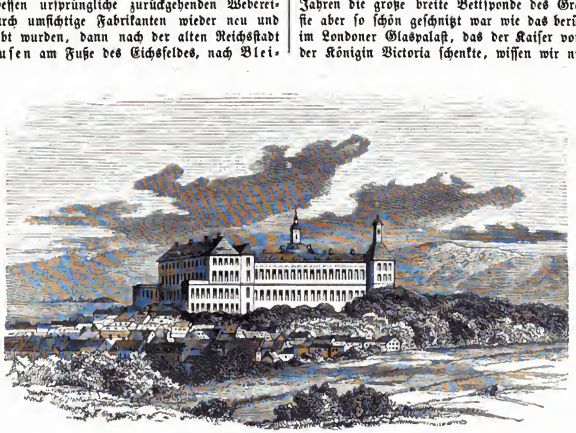
Der Friedenstein wuchs aus den Trümmern hervor. Die Künste des Friedens fanden dort von nun an eine bleibende Freistätte. Wichtige und seltene Sammlungen von Büchern, Schriften, alten Münzen, merkwürdigen Erzeugnissen des Gewerb- und Kunstfleißes entfernter Länder und früherer Zeiten, Alterthümer, Antiken, Kupferstiche und Gemälde, Naturalien sind dort aufgestellt und der Beschauung und Durchforschung gewidmet.

Gab es einen würdigern Platz für die Festfeier der Thüringischen Industrie? Eine Versammlung von fast tausend Gewerbtreibenden, welche dort ihre Leistungen in schönen Proben entfalteten, besaht diese Frage. Das war gewiß ein schönerer Anblick, als wenn ehemals auf dem finstern Grimmenstein tausend Ritter ihre Banner entfalteten; und die melodischen Klänge der trefflichen Musikinstrumente im großen Saale wurden gewiß von den durch die Räume Lustwandelnden lieber gehört, als in jener blutigen Zeit die Kriegstrompeten von den Thürmen. Die Errungenschaften des Friedens vereinten sich auf dem Schlosse. Die alte Kunst gab der neueren die Hand, bewillkommnete sie und zog sich dann wieder in selbstbeschauliche Ruhe zurück. Sie überließ der in frischester Jugend blühenden Urenkelin die schönsten Räume, wo das beste Licht auf ihre Netze fiel.

Ehe wir aber der jungen Industrie, die sich wie eine Braut an ihrem Hochzeitstage geschmückt hatte, einige schmeichelhafte Worte sagen — wer möchte nicht gern gefallen! — wollen wir einen Blick hinauswerfen auf das Land umher, das wir theils mit leiblichem, theils mit geistigem Auge von den zahlreichen Fenstern

des Friedensteins aus vor uns liegen sehen. Unter uns gegen Norden liegt die rege Stadt mit ihren von der Hand eines wackern Baumeisters im edlen Style aufgeführten Gebäuden, u. a. Theater, Marstall, und namentlich jene herrlichen Sitze der beiden Banken, welche, vom ehrwürdigen E. W. Arnoldi zu dauerndem Ruhme von Gotha gestiftet, manche Thräne getrocknet, viel Unheil wieder gut gemacht haben. Diese Banken hätten ihre Jahresberichte ausstellen können, um die höchste Anerkennung zu finden. Ihr Einfluß auf die Industrie tritt zwar nicht unmittelbar hervor, aber er ist nichtsdestoweniger gedeihlich vorhanden. Weiter nach Norden schweift unser Blick nach Langensalza, dessen ursprüngliche zurückgehenden Webereizweige durch umsichtige Fabrikanten wieder neu und frisch belebt wurden, dann nach der alten Reichsstadt Mühlhausen am Fuße des Eichsfeldes, nach Bleicherode, nach Nordhausen und Sondershausen, wo man sich überall rührt, um auf absterbende Stämme neue Triebe zu pfropfen. Namentlich ist dies für das Eichsfeld zu wünschen, wo eine schlechtlohnende Hand- und Hausindustrie sich mühsam das Leben fristet; von wo aus im Verein mit Genossen des Rhön und einiger Orte des Thüringer Waldes zu Zeiten viele Männer ihre Hütten verlassen, um in mehr begünstigten Gegenden des Vaterlands Arbeit und besseren Lohn zu suchen. Gewerbsbildung und muthige Unternehmungslust müssen sich die Hände reichen zur Verbesserung der Zustände. Glücklicher ist die Aue, wo sich die goldenen Aehren in der Sonne wiegen.

Wir stellen uns nun an ein anderes Fenster und schauen nach Eisenach und Umgegend, der Wiege unserer deutschen Kammgarnmaschinenspinnerei. Christian Weiß in Langensalza führte dieselbe ein. Dort blickt Ruhla aus seinem Bergkessel heraus mit Cigarrenspitzen und Pfeifenköpfen, womit es die Raucher erfreut; aber zugleich zieht es die Augen der Künstler auf sich durch die reizenden Köpfe seiner Jungfrauen mit ihren feurigen Augen und schwarzen Flechten, um welche turbanartig ein Tuch gewunden ist, als wären die Trägerinnen die Ur-Urenkelinnen jener schönen Orientalin, welche den Grafen Ernst von Gleichen aus der Gefangenschaft der Ungläubigen in sein Schloß ohnweit Gotha begleitete, dessen Ruinen mit zwei andern Ueberresten alter Burgen auf hohem Bergkegel vereint die drei Gleichen genannt werden. Dort auf dem Schlosse Gleichen stand noch vor wenig Jahren die große breite Bettsponde des Grafen. Ob sie aber so schön geschnitzt war wie das berühmte Bett im Londoner Glaspalast, das der Kaiser von Oestreich der Königin Victoria schenkte, wissen wir nicht. Vom



Schloß Friedenstein.

Grafen Gleichen, seinem merkwürdigen Abenteuer und häuslichem Leben steht eine hübsche Geschichte in Musäus' Volksmärchen. Aber wir schließen das Schloßfenster nach West, öffnen es nach Ost und schauen mitten hinein in die blaugrüne Bergwand des Thüringer Waldes, durch den man einen Tunnel von 6000 Fuß Länge brechen will, um vom Bahnhof von Gotha aus das Werrathal unweit Schmalkalden zu erreichen. Dort sehen wir das reizende Reinhardsbrunn, das wurst- und spielzeugreiche Waltershausen. Wir hören im Geiste die unermüdlichen Hämmer der Eisenwaarenarbeiter in Brotterode, Schmalkalden, Nehlis und das Schnauben der Glas- und Porzellanöfen in Tambach und Diethartz, in Ohrdruf und Elgersburg, in weiterer Ferne das Schlagen der Weberschiffchen in den Barchentstühlen von Suhl, untermischt mit Probeschüssen aus den dortigen vortrefflichen Gewehren, herausfor-

dernd beantwortet von denen in Zella und Schmalkalden. Wir blicken tief in das Coburger Land hinein, dessen rege Gewerbsthätigkeit wir nur flüchtig auf der Ausstellung vertreten sahen, und weiter nach Sonneberg und Gräfenthal, von deren Kinder beglückenden Spielwaaren und Glasbläsereien gar Nichts auf dem Friedensfeste zu sehen war. Deswegen schlagen wir auch das Fenster zu, nachdem wir noch einen Blick auf das reizende, baumumkränzte Arnstadt, auf das an Gewerbsblüthen reiche Remda, auf Saalfeld geworfen haben. Nun öffnen wir den Flügel nach Osten nach dem bewehrten Erfurt, wo trotzdem die friedliche Gewerbsthätigkeit manche herrliche Frucht treibt neben der allervortrefflichsten Blumenkresse. Mit Wehmuth aber gedenken wir des Aufhörens eines bedeutenden Fabrikgeschäfts dort, das der ganzen Gegend zur Ehre und zum Vortheil gereichte. Weimar, Jena, Blankenhain pflegen mit Glück leimende und bereits schon längere Zeit floroffende Gewerbszweige. Die überall beliebten Schals und Jüdchen von Apolda waren zu stolz, um sich auf dem Friedenstein zu zeigen. Aber Gera, Altenburg, Schmölln waren stolz, daß sie ihre ausgezeichneten Waaren zeigen konnten. Wer hätte nicht von den Thibets in Gera und Schmöllu, von den Altenburger Garnen und sonstigen vorzüglichen Gewerbsartikeln gehört? Noch einen Blick werfen wir, bei Leipzig vorbei, auf Halle, wo neben der Gelehrsamkeit auch in manchen Fächern der Kunstfleiß wohnt. Endlich bleibt das Auge, zurückkehrend, auf Sömmerda ruhen, dort wo die Betriebsamkeit und das Talent eines Mannes die Welt mit seinem Werk, der Zündnadelstinte, erfüllte. Möge sie allen Feinden Deutschlands ein Schrecken sein! Als wir diesen herzlichen Wunsch dachten, fühlten wir einen leisen Schlag auf die Schulter. „Wollen Sie nicht die Güte haben, das Fenster zuzumachen? es zieht den Damen," flüsterte eine freundliche Stimme. Noch einen Blick rings umher! Auf der Leipziger Messe sehen wir uns wieder! Das Fenster flog zu.

Blätter und Blüthen.

Das Heimweh. Das Prußsche Museum brachte vor Kurzem einen interessanten Artikel von Clemens über jenes eigenthümliche Leiden: das Heimweh, das in unserer materiellen Zeit immer seltener und seltener wird. Es ist ein schöner herzlicher Zug am Menschen, daß er nur da sich recht wohl zu befinden pflegt, wo er geboren ist. Und merkwürdig, je ärmlicher das Land, je einfacher die Sitten, je härter die Entbehrungen, die ihm Natur und Verhältnisse auferlegen, desto inniger und unauflöslicher sind die Bande, welche den Menschen an den vaterländischen Boden fesseln. Von allen andern Gemüthskrankheiten unterscheidet sich auch das Heimweh durch die an's Wunderbare gränzende Schnelligkeit der Genesung, sobald eine nahe Rückkehr in's Vaterland in Aussicht gestellt ist.

Ich hatte einst ein Dienstmädchen aus dem ärmsten Theile des Erzgebirges. Mit Thränen im Auge erzählte sie oft, wie sie in der Heimath trotz angestrengter Arbeit mit ihren Geschwistern gehungert und ohne warme Kleidung und Holz den Winter durchfroren habe. Sie war glücklich, diesem Elend entrissen zu sein und sehr dankbar dafür. Nach einem Jahre aber ward das sonst so lustige Mädchen stiller und stiller; sie fing an zu kränkeln und eines Tages trat sie in's Zimmer und weinte und bat, ich möge ihr nicht böse sein, aber sie könne es nicht mehr aushalten im schönen Leipzig, sie müsse fort „in's Gebirg" — nach der Heimath. Und als ich ihr vorstellte, wie sie da oben nur mehr Arbeit und Noth und Elend erwarte, meinte sie nur bezahend mit dem Kopfe und sah still zur Erde. „Ich weiß es — ich weiß es," sagte sie dann. „Sie werden mich undankbar schelten, aber es drückt mir das Herz ab, wenn ich nicht „herheime" komme." So gab ich ihr denn die Erlaubniß, nach vier Wochen abzureisen. Von Stund' ab kehrte ihre alte Heiterkeit zurück, sie blühte sichtbar wieder auf und unter Thränen und Lachen nahm sie endlich Abschied, um zurück nach ihrem Dörfchen zu gehen, wo sie vielleicht jetzt schon im Elend verkommen ist.

So war es auch mit einem Kameraden im Regiment, der auf dem armen voeselosen Gichofeld zu Hause war. Der Sohn eines Fabrikarbeiters, der mit all' seinen Kindern kaum die wenigen Kartoffeln erschwingen konnte, die der Hausstand brauchte, war er in Noth und Elend aufgewachsen und hatte erst als Soldat das Glück einer warmen Kleidung und eines gesättigten Magens kennen gelernt. Sein sonst so bleiches Antlitz war einem gesunden Vollmondgesichte gewichen. Als „propreer" Soldat ward ihm vom Regiment das Anerbieten gemacht, die Unteroffizierstresse anzunehmen, wodurch seine Zukunft für immer gesichert war. Er lehnte Alles ab, „und wenn er verbungern solle," sagte er, „er müsse zurück nach seinem Dorfe, zu den Andern." Auf dem Marsche und beim Exerciren erzählte er mir oft von den Schönheiten seiner Heimath, deren traurigen Zustand ich nur zu gut kannte. Als ihm später nach zwei Jahren Dienstzeit der damals übliche Urlaub verweigert ward, fiel er sichtlich zusammen, sein sonst so musterhaftes Aeußere unterlag täglich mehr dem Tadel des Hauptmanns, sein Gang ward schleppend und träge, bis ihn endlich das Fieber auf das Lazarethbett warf, auf dem er stets nur von seinem Dörfchen phantasirte. Dort brachte ihm eines Tages der Regimentsarzt die Nachricht, der längst erwartete Urlaub sei eingetroffen und in acht Tagen könne er sein Bündel schnüren. War das ein Jubel! Drei Tage später war der Kranke schon aus dem Bette und nach acht Tagen wanderte der kerngesunde Bursche lachend und singend zum Festungsthore hinaus, dem heimathlichen Dorfe zu, der Noth und dem Elend entgegen.

Ja, so ist wohl ein eigen Ding um die Heimath! Es war an einem der schönen Augusttage dieses Jahres, als ich von Kehl aus über den sogenannten freien deutschen Rhein nach Straßburg wanderte. Ein Kehler Bürger, ein kräftig-hochgewachsener Fünfziger, dem schon einige weiße Haare verrätherisch die Stirn umspielten, begleitete mich. Mit dem ersten Schritte auf der Brücke blieb er stehen. „Herr," sagte er und nahm meine Hand, „wenn ich jetzt über den Rhein gehe, wird mir's immer recht wehmüthig um's Herz. Es war in ganz Deutschland eine traurige Zeit im Jahre 1849, aber hier war's am traurigsten. Und seben Sie dort die paar hundert Schritte weiter, dort am andern Ende der Brücke auf der französischen Seite, da war's erst recht traurig! Dort standen Tag für Tag die armen Flüchtlinge, oft sechzig und achtzig an der Zahl, und schauten herüber nach deutscher Erde. Das war keine brustweiche Sentimentalität, die meisten dieser Leute hatten ihren starken Mund auf dem Schlachtfelde bewiesen, aber hier brach ihnen das Herz zusammen. Da drüben das Elend, die fremde Sprache, die fremden Leute, keine milde, freundliche Hand, die über die wilde Stirn, über das trotzige Herz gestrichen hätte, wie das wohl jeder Mensch einmal haben muß, wenn er nicht untergehen soll, keine Freude drüben — keine, und das schöne Vaterland so nahe — Herr, das muß den Menschen wohl packen und wenn er noch so fest wäre. Jeden Abend sind sie aus Straßburg herausgekommen

und haben sich drüben am Ufer hingesetzt und herüber nach den deutschen Feldern geschaut, wo trotz Verfolgung und Hohn ihr ganzes Herz geblieben war. Später haben's und die Deutschen im französischen Zellbaue wohl erzählt. Wenn am badischen Ufer ein deutsches Lied erklungen ist: „Wenn i komm, wenn i komm, wenn i wieder komm," da ist selbst dem Stärksten das Herz weich geworden, und still und bekümmert, die hervorquellende Thräne verbergend, ist er wieder hin nach der fremden Stadt gezogen, immer die Worte wiederholend: Wenn i komm, wenn i wieder komm. Aber es ist keiner wieder gekommen — keiner, und Manchem dadrüben ist das Herz gebrochen."

Ja die Heimath — die liebe Heimath!

Zur Literatur. Es ist ein erfreuliches Zeichen der Zeit, daß das Volk die jetzt erscheinenden wohlfeilen Volksausgaben deutscher Dichter und Novellisten so fleißig benutzt, daß der Absatz nicht mehr nach Hunderten, sondern nach Tausenden gemessen werden muß. So ist die seit einigen Monaten erscheinende Volksausgabe der Hauff'schen Werke bereits in Vierzigtausend Exemplaren verbreitet und ein neuer Abdruck von 30,000 Exemplaren unter der Presse. Die mit Hauff zugleich erschienende Volksausgabe des Demokritos zählt bereits über 30,000 Abnehmer und täglich laufen noch Nachbestellungen ein. Auch die neue Ausgabe der Stolle'schen Werke erfreut sich einer weiten Verbreitung. Durch solche Bibliotheken der besten deutschen Autoren wird Geschmack und Literaturkenntniß auf überraschend schnelle Weise gefördert.

Für Auswanderer. Wenn in's Werk gesetzt wird, was uns ein gewisser Brown in seiner Schrift als ausführbar schildert, so werden Auswanderer nach Amerika in nächster Zeit binnen 48 Stunden von Hamburg nach New-York fahren. Nach Brown's Behauptung läßt sich nämlich ein Schiff bauen, das binnen der angegebenen Zeit Amerika erreichen kann. Er gründet seine Behauptung im Wesentlichen auf folgenden Lehrsatz: „Um eine viel größere als die bisher erreichte Geschwindigkeit zu gewinnen, kommt es darauf an, die Schiffe so zu bauen, daß sie nicht in Folge des Eintauchens, sondern in Folge der Bewegung über dem Wasser erhalten werden, das heißt flach, nach vorn zu ein wenig aufsteigend. Wenn ein solches Fahrzeug mit großer Geschwindigkeit fortgetrieben wird, so wird es fast ganz über die Oberfläche des Wassers emporsteigen, nach demselben Princip, nach dem ein flacher Stein, unter einem spitzen Winkel auf das Wasser geworfen, ein sogenanntes Butterbrot, abprallt. Einen gewissen Widerstand wird die Bewegung natürlich finden, nach dem Hintertheile des Schiffes zu; aber man kann leicht verbüten, daß er mit der Beschleunigung der Bewegung zunimmt, wie bei der jetzt üblichen Bauart, indem man den Neigungswinkel des Schiffsbodens später macht. Angenommen z. B. ein Schiff von 100 Tonnen mit 30 Meilen Geschwindigkeit in der Stunde und mit einer Schaefe des Bodens von 1 Fuß auf 100 erleide einen Widerstand von Tonne, so würde es bei 60 Meilen Geschwindigkeit auch nur eine Tonne Widerstand erleiden, wenn der Boden in dem Verhältniß von 1 zu 500 geneigt ist. Ein gewöhnliches Dampfschiff erleidet bei doppelter Geschwindigkeit den vierfachen Widerstand, und es giebt kein Mittel, diesen Widerstand zu überwinden, als eine entsprechende Vermehrung der Maschinenkraft, also auch des Kohlenvorrathes. Ein flaches Schiff wird sich um so höher aus dem Wasser erheben, je schneller es bewegt wird. Die nothwendige Vergrößerung der Maschinen ist also gar kein Hinderniß. Ein so construirtes Schiff würde auf dem Wasser fliegen wie der Vogel in der Luft."

Das Spiel in Baden-Baden. Das großherzoglich badische Ministerium hat alle Hazardspiele, „insofern nicht hinsichtlich einzelner solcher Spiele eine Ausnahme ausdrücklich gestattet ist," mit einer Strafe von 100 Fl. oder vier Wochen Gefängniß belegt. Das Pharao- und Rouletspiel in Baden-Baden wird indeß durch diese Verordnung nicht betroffen. Wer also trotz des Verbots seiner Leidenschaft fröhnen will, braucht nur eine kleine Strecke per Dampf zu durchfliegen, und er kann, was ihm zehn Minuten davon in demselben Lande vier Wochen Gefängniß kosten würde, hier ohne Furcht treiben. Wunderbare Welt!

Wer war in Baden-Baden und schwärmt nicht für dieses reizende Stückchen Erde! Deutschland hat wenige solcher Thäler. Und doch wie viel Jammer und Unglück, wie viel Thränen lassen auf diesem Paradiese! Es sind noch nicht drei Wochen, als ich in dem berühmten Conversationssaale am Pharaotische stand. Glänzend geschmückte Damen und rothbebänderte Herren, französisch parlirend, durchwogten den großen Saal, an dessen einem Ende der stark frequentirte Rouletttisch steht. Im zweiten kleineren Saal wird nur Pharao gespielt. Mühsig zuschauend hatte ich mich einem jungen Mann gegenüber postirt, dessen hohes Spiel die Aufmerksamkeit Aller auf sich zog. Er war blutjung, vielleicht zweiundzwanzig Jahre alt, seine Züge waren von seltener Schönheit und so mädchenhaft weich, daß man eine emancipirte Dame hätte vermuthen können, wenn nicht das kleine Schnurrbärtchen alle Zweifel gehoben hätte. Daß er ein Deutscher war, bewiesen einzelne Fragen, die er dem Bankier hinwarf. Er spielte mit „vielem Anstand," wie ein alter französischer Edelmann neben mir bemerkte. Keine Miene zuckte, wenn der Croupier seine Rollen mit 50 Napoleonsd'or einstrich, seine Finger bewegten sich kaum, wenn der Krückstock ihm Hunderte von Goldstücken als Gewinn zuschob. Aber mit jedem neuen Spiele warb sein Gesichtsausdruck leidender und sein Antlitz blasser. Zuletzt war er gespensterhaft bleich. Dann aber immer dieselbe erkünstelte Ruhe, dieselbe Nonchalance, dasselbe kecke Wagen! Nur die Ader auf der kleinen weißen Hand, wenn er die Nadel aufstach, war hoch aufgeschwollen, ein leises Zittern lief dann und wann durch den Arm, sonst keine Bewegung, keine Aufregung.

Zuletzt war auch die letzte Rolle Gold verspielt. Scheu wollte sich der Unglückliche reden, als er rasch noch einmal die Taschen durchsuchte. Zum ersten Male flog ein Lächeln der Befriedigung über seine Züge — er hatte noch eine Rolle mit 50 Napoleonsd'or gefunden. Er setzte sich wieder und brach die Rolle in zwei gleiche Hälften. Gleichgültig schob er dann die eine Hälfte auf eine Nummer. Sie gewann. Er ließ den Betrag stehen und warf dann mit verächtlichem Lächeln auf den Tisch auch die zweite Hälfte der Rolle auf dieselbe Nummer. Alles ward still am Tische. Gleichgültig bob der Bankier die Karten ab, von den Livren der Damen, die den Tisch umstanden, flog ein mitleidiges Ach — der Krückstock zog auch das Letzte ein. In Zeit von drei Stunden hatte der junge blasse Mann 30,000 Francs verloren.

Mit leichtem Lächeln stand er auf, grüßte den Bankier verbindlich und verließ den Saal. Aller Blicke folgten ihm. „Das ist der dritte unglückliche Abend," sagte mein Nebenmann achselzuckend — „er ist ruinirt!" Ruinirt — ruinirt, das wird hier so gleichgültig ausgesprochen, als ob es sich um eine Partie Billard, nicht um die Zerrüttung eines ganzen langen Lebens handelte. Und für diese Ruinirtanstalten giebt es keine Verbote!

E. K.

Zur Beachtung.

Mit dieser Nummer schließt das 3. Quartal und ersuche ich die geehrten Abonnenten, ihre Bestellungen auf das 4. Quartal schleunigst aufgeben zu wollen.

Ernst Keil.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 40. 1853.

Die Garfenlaube.

Familien-Blatt. — Verantwortlicher Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich ein ganzer Bogen mit Illustrationen.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 10 Ngr. zu beziehen.

Ein deutsches Lied.

Singen, das ist freie Kunst.
Frei mußt du das Herz dir halten —
Nicht in Rauch und Stubendunst
Wird dein Lied sich klar gestalten.

Zieh' hinaus und wand're früh,
Schlürfe Waldluft, Sonnenfunken,
Und des Lenzes Poesie
Rauscht in deinem Herz. trunken.

Zieh' hinaus in stiller Nacht,
Würzig wird es dich umwehen,
Und in deinem Busen sacht
Wird der Dichtung Reich erstehen.

Singen, das ist edle Kunst —
Die erlernt sich nicht in Schulen,
Und um Erdengut und Gunst
Soll der Sänger nimmer buhlen.

Willst du singen, mußt du weit
Gottes Welt am Stab durchwallen,
Und dein Lieben und dein Leid
Laß im Liede frei erschallen.

Heilig ist die Mission,
Die dem Sänger zugetheilet, —
Und sein Lied trägt großen Lohn,
Wenn Ein krankes Herz es heilet.

Gott verloren — Alles verloren.

Ein Seelengemälde nach Familienpapieren mitgetheilt von **Ferdinand Stolle.**

Es giebt im Menschenherzen eine geheime dunkle Stelle, wo eine tattige Spannung schlummert: ein einziger Gedanke, ein Wort kann sie anwecken.

Indem ich dies niederschreibe, zeigt mir die ferne Erinnerung meine Wiege, mit Blumen geschmückt, von seidenen Decken überhangen; das Gemach, worin sie stand, war hell, freundlich und reich — ich sehe das liebliche Angesicht meiner Mutter, sorgsam über mich gebeugt; und kehrt mein Blick zurück in die Wirklichkeit, welch ein Gegensatz — eine enge graue Zelle, ein eisern Bett, ein morscher Holzstuhl und das einst so glückliche Kind eine bleiche verfallene Gestalt. So lieblich der Lebensanfang, so schauerlich das Lebensende.

Ich wurde gegen die Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts geboren und war die Tochter eines begüterten Edelmanns, der auf seinem Stammschlosse lebte. Schon frühzeitig sagten mir Eltern, Verwandte, Dienstboten, daß ich hübsch, reich und aus altadeligem Geschlecht sei. Dieses thörige Einprägen zufälliger irdischer Vorzüge würde auf fruchtbaren Boden gefallen sein, wenn nicht eine andere Persönlichkeit, mein jugendlicher Erzieher, in der Stille kräftig dagegen gewirkt hätte. Als der Sohn eines würdigen Geistlichen in der Schweiz war er von seinem Vater trefflich erzogen worden. Nach beendigten Studien ward er meinem Vater als Erzieher empfohlen, so kam er als mein Lehrer und Hausgenosse für mehrere Jahre in unser Haus. Constantin Falk! Verzeihe, edler Schatten, einer Unwürdigen, daß sie Deinen Namen noch einmal aus dem finstern Schatten der Vergangenheit heraufbeschwört. Verzeihe ihr die Ewigkeit ihrer Gefühle für Dich.

Herr Falk erlangte bald nach Antritt seines Lehramtes eine solche Gewalt über mich, daß nur er allein im Stande war, die Unarten und den Eigensinn des verwöhnten einzigen Töchterchens zu zügeln und meine Trägheit in Eifer für das Lernen zu verwandeln.

Einmal, es war in schöner Sommerzeit, besuchte eine Freundin meiner Mutter unser Gut und brachte ihre kleine Tochter Clemenee mit. Auf den Wunsch meiner Eltern, denen es um eine passende Spielgefährtin für mich zu thun war, ließ sich die mütterliche Freundin bewegen, die kleine Clemenee, die in meinem Alter stand, auf ein Jahr lang bei uns auf dem Lande zu lassen und meinen Unterricht zu theilen.

So verschieden wir beiden Kinder in unserm Aeußern waren, so verschieden zeigte sich auch unser ganzes Wesen. Clemenee stammte von väterlicher Seite aus Frankreich; aber ihre sanften hellbraunen Augen, ihr blondes Haar, der weiße Teint und das Anbig-schwärmerische ihres Ausdrucks ließen die südliche Abkunft nicht ahnen. Sie war ein stilles Kind, das vor jedem Ungehorsam zurückbebte, alle Menschen für gut hielt und sich am glücklichsten unter Blumen befand. Ich dagegen besaß einen aufbrausenden, eigensinnigen, mißtrauischen und kühnen Charakter. Meine Gesichtsfarbe war südlich dunkel; das schwarze Haar flog in zügellosen Locken um mein Haupt; und waren auch meine Augen blau, so funkelte daraus doch ein leidenschaftliches, stolzes Feuer.

Es verging kein Tag, an welchem Clemenee und ich nicht zusammen stritten; doch trug ich fast immer die Schuld. Es machte mir ein eigenthümliches Vergnügen, das sanfte Mädchen zu reizen, indem ich ihre Blumen zertrat, ihr Händchen knipp, ihr irgend eine Freude störte. Und dennoch war ich damals noch nicht bösartig; ach nein! aber schon begann meine Eifersucht. Clemenee wurde mir von Herrn Falk wegen ihres Fleißes und Gehorsams oft als Muster hingestellt und mit Furcht und Eifersucht glaubte ich zu bemerken, daß sie dem Herzen meines Lehrers näher stehe als ich. Ging er mit uns spazieren, führte er die furchtsame und folgsame Clemenee an der Hand und ich lief ungeführt nebenher. War ein Graben zu überschreiten, so hob er sie sorgfältig hinüber, während ich, vor Neid und Aerger zitternd, rasch einen Sprung wagte. Pflückten wir Obst, so bekam Clemenee die schönsten Früchte und zu mir sagte der Lehrer: Du Wildfang, magst Dir die Deinigen selbst pflücken, Du kletterst ja wie eine Katze. Ich verbarg bei solchen Gelegenheiten meine eifersüchtigen Thränen und begann Clemenee heimlich zu hassen. Sie stiehlt mir die Freundschaft und Liebe meines Lehrers, sprach ich zu mir, sie ist heimtückisch und lügnerisch.

Meine kleinen Bosheiten verschwieg Clemenee großmüthig, denn sie wollte mir von Herrn Falk keine Strafe zuziehen. Aber auch dieser Beweis ihres versöhnlichen Gemüthes rührte mich nicht. Ich war ebenso starrsinnig in meinem Hasse, wie in meiner Liebe. Endlich ward Clemenee von ihrer Mutter wieder abgeholt. Sie nahm liebend und weinend Abschied von mir und ich sah sie lange Jahre nicht wieder.

Die Jahre der Kindheit vergingen, ich stand in meinem neunzehnten Jahre. Schon lange hatte uns Falk verlassen, um in B. eine seinen Verdiensten entsprechende Stelle als Beamteter einzunehmen. Auch Clemenee hatte ich ganz vergessen und hörte nur zufällig, daß sie mit ihrer kränkelnden Mutter in der Nähe von Genf lebe.

Wenn ein Mädchen, das als Kind guten Schulunterricht genossen, noch einige kleine Künste, Clavierspiel, Gesang, etwas Französisch gelernt hat, so nennt man es eine gebildete junge Dame. So war es mit mir. Meine Schönheit, die durch den Contrast der blauen Augen und schwarzen Haare etwas Eigenthümliches hatte, war zu jener Zeit auffallend und wurde noch durch einen schlanken biegsamen Wuchs gehoben.

Ihr, die ihr dies leset, spottet nicht, daß ich von

meinen Jugendreizen rede. Ich betrachte mich längst als eine Ausgeschlossene und Gestorbene und darf daher wohl von meiner vergangenen Schönheit erzählen.

Obschon mich meine Eltern mit Geschenken überhäuften, nicht selten mich mit auf Reisen nahmen, so fühlte ich in meinem Innern doch stets eine traurige Leere, eine drückende Leere. Das Landleben behagte mir nicht mehr und ich sehnte mich mehr und mehr nach den geräuschvollen Freuden einer größern Stadt. Im Strudel von Zerstreuungen, welche die Stadt bietet, hoffte ich die klagende Stimme meines unbefriedigten Herzens zu übertönen.

Mein Charakter hatte sich wenig geändert. Stolz, Verschlossenheit, Leidenschaftlichkeit und Rachsucht waren vorherrschend darin. Meine schlechten Eigenschaften bewiesen übrigens, wie fruchtbaren Boden für sie mein Inneres darbot. Sie wucherten als Unkraut und begannen allmälig das wenige Gute zu ersticken. Ach es war ja Niemand, der das böse Kraut ausrottete und an seine Stelle die Blumen der uneigennützigen Liebe, der Sanftmuth, der Demuth und Religiosität pflanzte. Uebelgewählte Lectüre, besonders die leichtfertige französische Philosophie jener Zeit trugen nicht wenig bei, mich zu verderben.

Für Frauen hatte mein stolzes, leidenschaftliches Wesen wenig Angenehmes, aber auf die Männer übte meine schroffe Eigenthümlichkeit einen besondern Reiz. Die Wenigen, die ich auf dem Lande kennen lernte, lagen zu meinen Füßen. Diese kleinen Triumphe machten mir indeß wenig Freude und vermochten nicht, mich aus meiner stolzen Gleichgültigkeit aufzurütteln.

Bisher habe ich unterlassen, einer Person zu erwähnen, die seit einigen Jahren in unserer Familie, aber sehr abgeschlossen lebte. Es war dies die Tante meines Vaters, Frau Angelika Fioretti, Wittwe eines italienischen Edelmannes. Sie hatte ein fast siebenzigjähriges, sturmbewegtes Leben hinter sich. Nach dem Tode ihres Gatten kam sie aus Italien zurück, um bei uns den Abend ihres Lebens zu beschließen. Obschon in ihrem Wesen etwas Abstoßendes lag, so nahmen sie doch meine Eltern mit anscheinender Freude auf, denn die Fioretti besaß ein ansehnliches Vermögen und hinterließ keine Kinder. Aller Wahrscheinlichkeit nach fiel nach ihrem Tode uns Alles zu.

Ueber dem Leben meiner Großtante ruhte ein düsterer Schleier. Ihre Vergangenheit ward nie erwähnt, und kam ich zuweilen darauf zu sprechen, brach sie schnell ab. Uebrigens war ich die einzige Person, welche ihr nicht unangenehm war. Mein leidenschaftlicher, zwischen Widersprüchen sich bewegender Charakter schien ihr Interesse zu erregen. Sie bat sich oft beim Spazierengehen meine Gesellschaft aus. Auch mußte ich ihr des Abends vorlesen. Mit geheimem Aerger unterzog ich mich dieser unangenehmen Pflicht und zeigte unverholen durch mürrisches Wesen, wie unangenehm mir das häufige Beisammensein mit ihr sei. Wunderlicher Weise zeigte sie sich darüber nicht empfindlich. Sie ließ sich sogar gern von mir widersprechen und lachte, wenn ich mich so recht in zornige Heftigkeit hineingeredet hatte. Aber ihr Lachen war mir unheimlich und wahrhaft empörte mich ihre wiederholte Aeußerung: „Leonore ist ganz wie ich war und sie wird mir immer ähnlicher werden."

Bei unsern Abendspaziergängen führte sie wunderliche Reden über Leben, Schicksal, Zufall und raubte mir nach und nach jedes höhere Gefühl für Gott und Religion. Sie selbst kannte keinen andern Gott als den Zufall, kein anderes als irdisch-erfaßbares Glück. Als ich einst, bezwungen von der sanften Schönheit eines Sommerabends im Walde in einer ungewöhnlich weichen Stimmung Gottes Herrlichkeit bewunderte und stumm anbetend der untergehenden Sonne nachschaute, da klang wie ein Mißton in die Harmonie der Waldeinsamkeit die heisere Stimme der Großtante: „Was blickst Du so unverwandt nach der blauen Decke, welche fromme Thoren so gern den Himmel nennen? Betest Du etwa?"

„Nein," erwiederte ich, „aber ich dachte daran, wie groß und herrlich die Natur ist und wie klein und erbärmlich die Menschen in ihrem Treiben. Ich dachte daran, daß es dort oben nach dem Tode schöner sein müsse."

Der Mund der Alten zuckte höhnisch. „Auch ich glaubte sonst an Gott," sagte sie, „aber später ging er mir aus dem Herzen verloren, weil mir der Glaube an ihn fehlte. Was ist Gott? Wo ist er? Ich habe siebenzig Jahre gelebt; ich war oft unglücklich zum Verzweifeln; er hat mir nie geholfen; darum half ich mir selbst. Ich suchte ihn in der Welt, ich fand ihn nicht. Ich sündigte, er hatte keine Strafe für mich. Ich sah Schuldlose jammervoll untergehen, Böse triumphiren, Gott ließ Alles geschehen! Da kam mir endlich die Gewißheit, daß der Zufall allein unser Gott sei.

Ich schauderte unwillkürlich und sagte leise: „nicht alle Vergeltung soll hier auf Erden reifen." Die Großtante fuhr fort: „Ich habe Wahnwitzige, Blödsinnige und kindische Alte gesehen und mich gefragt, wohin ist ihre unsterbliche Seele gegangen? Und meine Vernunft gab mir stets zur Antwort: die Seele ist nichts als ein feiner Herr, der mit dem Körper stirbt und vermodert. Der Mensch ist zwar das vornehmste Thier, aber doch ein Thier und muß spurlos verschwinden wie seines Gleichen. Und was hätten wir auch von der gerühmten Unsterblichkeitsfabel? Den edeln Unglücklichen würde die schreckvolle Erinnerung an die überstandenen Erdenleiden quälen, den Bösen die nagende Reue." Sie brach plötzlich ab, rief: „andiamo!" und ging tief in den Wald, wo sie sich auf einen umgefallenen Baumstamm setzte. Ich stand noch auf derselben Stelle, in die Wolken starrend und den trostlosen Worten der Alten nachdenkend: „Wie unglücklich sie ist," sprach ich für mich, und mein böser Genius flüsterte: „Sie hat Verstand und Erfahrung, vielleicht sprach sie die Wahrheit."

Die Sonne war gesunken, der Mond kam langsam über die Berge und bestrahlte die nächtliche Laubschaft mit mildem Strahle. Ich blickte verstohlen nach der Großtante. Sie saß noch immer auf dem Baumstamme, hatte den Kopf vorgebeugt und war eingenickt. In der bleichen Beleuchtung des Mondes sah sie doppelt alt und verwittert und wie zum Hohne schien das bunt-

farbige seidene Gewand und das großblumige Umschlagetuch die verfallene ruinenhafte Gestalt zu umhüllen. Ich mußte sie wecken und nach Hause führen. Scenen, wie die beschriebene, fielen oft zwischen mir und der Alten vor.

Fast in selbiger Zeit ward unser Gut verpachtet und mein lebhafter Wunsch nach der Stadt erfüllt. Wir zogen nach B. Hier sah ich endlich ihn wieder, der das Ideal meiner Kindheit gewesen; ihn, dessen Lächeln, dessen Lobspruch mich glücklich, dessen ernste Miene, dessen Tadel mich eifersüchtig und unglücklich gemacht und mein Herz den Regungen des Hasses eröffnet hatte. O Constantin! warum mußtest Du mir wieder in den Weg treten und — ohne es zu wollen — die Verehrung des Kindes in glühende Liebe der Jungfrau verwandeln?

Meinen Augen erschien er als der herrlichste der Männer. Er hatte ein ernstes blasses, aber von Geist durchleuchtetes Gesicht; eine edle Gestalt, klare durchdringende Augen, vor denen ich die meinigen erröthend senkte, wenn sie ernst und forschend auf mir ruhten. Man sagt, es gebe Menschen, die geborne Fürsten, sei ihre Herkunft noch so gering. Constantin Falk war ein solcher Fürst. Was ging es mich an, daß er keinen adeligen Stammbaum, keine zahlreichen Ahnen aufzuweisen hatte! Ich liebte ihn mit aller Macht meiner Seele. Der Adelstolz meiner Eltern war mir stets anmaßend und lächerlich vorgekommen. Nur Geist und Witz vermochten mir zu imponiren. Jetzt aber ging eine dunkle Ahnung in mir auf, daß der Standesunterschied einst Unheil über mich bringen könnte.

Falk schien bei unserm Wiedersehen von Freude durchdrungen. Seine Augen weilten oft, wenn er sich unbemerkt glaubte, mit einem gewissen staunenden Wohlgefallen auf mir, und instinktmäßig fühlte ich, daß bald meine Macht über seine Seele beginnen sollte. Da es meinen Eltern gar nicht in den Sinn kam, Falk könne die Verwegenheit haben, mich zu lieben, so freuten sie sich seiner häufigen Besuche und legten durchaus kein Hinderniß in den Weg.

Damals begann die schönste Zeit meines Daseins, aber sie blieb nicht lange ungetrübt. Als einziges Kind reicher Eltern von Allen beneidet; als junges schönes Mädchen von der Männerwelt gefeiert; in einem beständigen Wechsel von Zerstreuungen, hätte ich da nicht befriedigt, nicht glücklich sein sollen? Ja, ich war glücklich; aber der eigentliche Grund meiner Heiterkeit lag tiefer. Es war das entzückende Bewußtsein, von Falk innig und heiß geliebt zu sein. In Worten hatte er mir sein Herz noch nicht entdeckt; aber sein Geständniß leuchtete aus seinen mächtigen Augen. Sein häufiger Farbenwechsel in meiner Gegenwart und tausend andere, von Niemandem als mir erkannten Zeichen, sagten: Du bist geliebt. Das Auge der Frauenliebe sieht scharf. — Ein Zufall gab Constantin's Gefühlen endlich Worte. Eine wohlhabende Gutsbesitzerin lud mich nebst vielen meiner Bekannten auf ihr romantisch gelegenes Waldschloß. Da die ganze Gesellschaft, außer zwei alten phlegmatischen Ehrendamen, aus lauter jungem Volke bestand, so war natürlich alle Etiquette verbannt und ein Jedes suchte sich nach Kräften zu amüsiren. Ich ging an Constantin's Arm den Uebrigen um ein beträchtliches Stück Weges voraus, den anmuthigen Waldpfad entlang. Wir sprachen wenig; aber unser Inneres war von einer unnennbaren Seligkeit durchdrungen. Mir war's, als könne ich mein Leben lang so an seiner Hand dahingehen, ohne müde zu werden oder Erschlaffung zu empfinden.

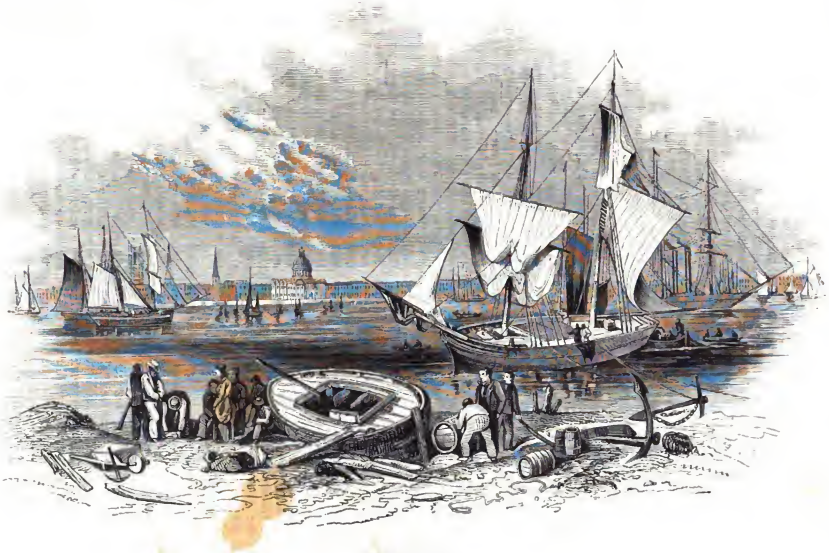
Als wir an einen mit Wasser angefüllten Graben gelangten, wollte Constantin ein Bret darüberlegen, um mir den Uebergang zu erleichtern. Aber der alte Eigensinn und Stolz kamen über mich. Ich wollte nicht schwächer erscheinen als er und sprang entschlossen, seine Hülfe verschmähend, über den Graben. Obschon ich trockenen Fußes hinüber gelangte, konnte ich doch nicht verhindern, an eine hervorgequollene Baumwurzel zu stoßen. Ich schwankte und stürzte mit dem Kopfe an eine Felsenwand. Constantin sprang außer sich an meine Seite. Er hob mich auf, schlang seinen Arm um mich und untersuchte mit unverkennbarer Angst meine Kopfverletzung. „Lassen Sie mich," rief ich in halber Betäubung und auf mich selber zürnend. „Die Wunde ist nicht der Rede werth, o, ich war sehr albern und kindisch! Falk, Verzeihung!" Beschämt, mit hocherrötheten Wangen sah ich zu ihm auf und faßte bittend seine Hand. Es war um seine Fassung geschehen. „Leonore," rief er mit bebender Stimme, „hören Sie auf, mich mit so bezaubernder Sanftmuth anzublicken, es möchte sonst die Rinde schmelzen, die ich, zu Ihrem Besten, um mein Herz gelegt."

(Fortsetzung folgt.)

Die Pestilenz in New-Orleans.

Jetzt, wo so viele Gemüther in banger Furcht vor der Cholera schweben, die an vielen Orten mit so beunruhigender Heftigkeit zum Ausbruch gekommen ist, kann es gewissermaßen zum Troste dienen, daß alle Berichte, die wir aus den von der Cholera heimgesuchten Städten in Bezug auf die Verheerungen, welche diese Krankheit anrichtet, haben, noch lange nicht denen gleichkommen, die uns seit einiger Zeit aus New-Orleans über das seit einigen Monaten dort herrschende gelbe Fieber zugehen — eine Krankheit, welche in unserem Klima nicht vorkommen kann.

New-Orleans ist, was pestartige Krankheiten betrifft, eben so — und mit größerem Rechte — verrufen, wie Constantinopel oder Kairo. Die Herbstmonate eines jeden Jahres erzeugen dort in Folge der sumpfigen Lage der Stadt unter den glühenden Son-



New-Orleans.

nenstrahlen eines südlichen Himmelsstrichs verschiedene Krankheiten, namentlich das gelbe Fieber, welches alle drei oder vier Jahre den Charakter einer förmlichen Pest annimmt. Im beurigen Jahre hat diese Krankheit eine vorher noch nie gekannte Höhe erreicht und die Zahl der Todesfälle in der Stadt New-Orleans allein beträgt täglich über zweihundert. Allerdings ist die Gesammteinwohnerzahl der Stadt New-Orleans gegen hunderttausend Seelen, aber es darf, wenn man eine richtige Vorstellung von dem Verhältniß der Todesfälle zu der Einwohnerzahl geben will, nicht unerwähnt bleiben, daß man dieselbe in eine *acclimatisirte* und eine *nicht acclimatisirte* theilt. Die erstere besteht aus den Eingeborenen und Eingewanderten, welche von dem gelben Fieber schon einmal befallen worden sind, es glücklich überstanden haben und in der Regel *nie* wieder davon heimgesucht werden. Die *nicht acclimatisirten* oder mit andern Worten diejenigen, welche das gelbe Fieber noch nicht durchgemacht haben, werden stets als eine besondere Klasse der Bevölkerung betrachtet und wenn Berechnungen über den öffentlichen Gesundheitszustand während der Fieberzeit in New-Orleans aufgestellt werden, so pflegt man die Procente der Todesfälle nur im Verhältniß zu der Zahl der nicht acclimatisirten Einwohner zu berechnen. Nun beträgt diese Zahl ungefähr dreißigtausend und da von dieser Zahl binnen zwei Monaten dreitausend von der Seuche hinweggerafft worden, so ergiebt sich hiernach, daß, wenn dieselbe ein Jahr lang in demselben Grade fortdauerte, kaum noch zehntausend *Nichtacclimatisirte* übrig bleiben würden. Ein in New-Orleans erscheinendes Journal berechnet sogar in einer seiner Nummern vom Monat Juni, daß bereits fünfzehntausend Personen erkrankt und entweder gestorben oder wieder hergestellt seien und sonach, da nur noch eben so viel nichtacclimatisirte vorhanden sind, die Seuche im September aus Mangel an Individuen, welche davon befallen werden können, von selbst aufhören müsse.

Diese furchtbare Statistik macht die gräßlichen Mittheilungen, die von mehreren Seiten über die Wegschaffung der Leichen gegeben werden, einigermaßen erklärlich. Es ist nämlich geradezu unmöglich geworden, die Todten alle zu begraben. Anfangs, als die gewöhnlichen an den Kirchhöfen angestellten Arbeiter ihrer Aufgabe zu erliegen begannen, wurden die Kettensträflinge zu diesem Dienste gezwungen und später Neger gemiethet, um die Leichen fortschaffen zu helfen. Aber selbst dieses Auskunftsmittel war unzureichend, obschon der Lohn, den man dafür zahlte — eine Guinee (7 Thaler) die Stunde — das californische Arbeitslohn zehnfach überstieg, und zwei Tage und Nächte thürmten sich die Haufen der unter den sengenden Sonnenstrahlen des Südens verwesenden Leichen immer höher auf. Sogar die Sklaven und Verbrecher konnten nur dadurch, daß man ihnen neben dem ungeheuern Lohn vollauf Branntwein zu trinken gab, bewogen werden, auf den Kirchhöfen zu arbeiten. Auf einigen zog man mit dem Pfluge lange Furchen, in welchen man die Leichen gut oder übel verscharrte, bis man sich endlich zu wiederholten Malen genöthigt sah, sie zu verbrennen.

„In den Hospitälern" — erzählt ein Reisender, welcher zu der Zeit, wo die Seuche am heftigsten wüthete, in New-Orleans anwesend war — „geht es entsetzlich zu und es ist ein wahres Wunder zu nennen, daß von den hierhergeschafften Patienten wirklich dann und wann einer wieder hergestellt wird. In dem einen Zimmer, welches ich besuchte, befanden sich ungefähr vierzig Frauenzimmer. Sie lagen auf Hängematratzen zu beiden Seiten des Zimmers mit gerade nur so viel Zwischenraum, daß die Wärter den armen Kranken ihre Medizin reichen konnten. Auf der einen Matratze lag eine Mutter, die so eben an dem schwarzen Erbrechen gestorben war und dicht daneben die Tochter, die sich von den Qualen des Fiebers gekrümmt hin und her krümmte und obendrein noch die leblose Hülle der Mutter vor den Augen hatte. Auf der andern Seite lag ein junges Frauenzimmer aus Tennessee, die eben erst in's Hospital gebracht worden war und sich im ersten Stadium der Krankheit befand. Auf der einen Seite neben ihr lag eine Frau, die, weil sie rasete, an ihr Bett festgebunden war, auf der andern die so eben gestorbene Mutter, und man kann sich leicht denken, welches Schicksal der Anblick solcher Nachbarn der neu aufgenommenen Kranken bereiten mußte. Auf einer andern Lagerstätte lagen drei Kinder, deren Eltern bereits gestorben waren und ich konnte mich nicht des Gedankens erwehren, daß es für diese armen Kinder wohl das Beste sei, wenn sie ihren Eltern in das bessere Jenseits nachfolgten. In dem untern Zimmer lagen ungefähr vierzig Männer in den verschiedenen Stadien der Krankheit. Hier waren die Lagerstätten in drei Reihen übereinander angebracht. Viele dieser Kranken hatten das schwarze Erbrechen, andere rasteten und waren an ihr Lager festgebunden. Einige stöhnten, andere fluchten und lästerten, wenige waren ruhig. Es ist wirklich, wie ich schon vorhin sagte, ein wahres Wunder, daß doch einer oder der andere dieser Patienten, die hier von Todten und Sterbenden umringt sind und immerwährend Leichen an sich vorübertragen sehen, wieder hergestellt wird. Viele sterben vor Schrecken und andere, wie ruhig sie auch sein mögen, müssen alle Hoffnung verlieren und der Verzweiflung anheimfallen. Sobald als das Leben aus dem Körper entschwunden ist, wird der Todte in einen von den Gefangenen des Arbeitshauses gefertigten, nothdürftig schwarz angestrichenen Sarg gelegt. Der Stadtwagen fährt an dem Hospitale vor, die Särge werden — etwa drei oder vier auf die Ladung — daraufgesetzt und so durch die Straßen gefahren, ohne daß man sich die Mühe nähme, den Wagen oder auch nur die einzelnen Särge zuzudecken. Der heißen Sonne ausgesetzt, fährt man sie eine lange Strecke durch die Hauptstraßen der Stadt nach den Kirchhöfen. In dem Hospital erscheinen fortwährend eine Menge Leute, welche ihre hier liegenden Freunde besuchen wollen, aber natürlich nicht vorgelassen werden können, weil die Patienten so ruhig als möglich gehalten werden müssen.

„Gestern — Sonntag Morgen — befanden sich die Bürger des vierten Distrikts in einem Zustande von großer Aufregung. Wegen der großen Anzahl von

Leichen, die nach dem Kirchhofe des vierten Distrikts geschickt worden waren, konnten dieselben nicht so schnell begraben werden, als es eigentlich hätte geschehen sollen, so daß gestern früh noch ungefähr fünfzig unbegrabene Leichen dalagen. Viele davon lagen schon seit achtundvierzig Stunden da. In Folge der Zersetzung der Leichname durch die Sonnenhitze waren viele Särge geplatzt und der Gestank so entsetzlich, daß viele der Näherwohnenden ihre Häuser verlassen mußten. Ich war heute Nachmittag auf dem Begräbnißplatz, wäre aber beinahe wieder umgekehrt, so entsetzlich war der Verwesungsgeruch, der mir schon aus weiter Ferne entgegenkam. Als ich an dem Thore des Kirchhofes anlangte, war das Erste, was meine Aufmerksamkeit anzog, ein altes Negerweib, welches dicht vor dem Kirchhofe ihre Bude aufgeschlagen hatte, wo sie Aepfel, Pfirsichen, Pasteten, Kuchen, Eistorten, Bier und Branntwein verkaufte. Ohne Zweifel hatte sie gute Kunden an den zahlreichen Irländern und Deutschen, welche die Todten hier herausschaffen und begraben helfen. Ich glaube, sie hätte noch mehr verdienen können, wenn sie Kampher verkauft hätte, denn ich fand während der Stunde, die ich auf dem Kirchhofe zubrachte, daß Kampher etwas Herrliches war. Eine Anzahl Kettensträflinge waren eben beschäftigt, lange Gräben, ungefähr achtzehn Zoll tief und etwa fünfzig Fuß lang, zu ziehen. In diese wurden dann die Särge, immer sechs neben einander, hineingelegt, dann Kalk darauf geworfen und Erde darüber gehäuft. Die Deckel der Särge ragten dabei immer noch fünf bis acht Zoll aus der Erde hervor. Als ich fortging, waren noch etwa zwanzig Särge zu begraben, da aber die Gräben schon fertig waren und die Kettensträflinge die Särge blos hineinzusetzen und mit Erde zu bedecken hatten, so mußten sie bald damit fertig sein. Die Neger waren alle betrunken und ließen die Koffer in der Regel mehrmals fallen, ehe sie dieselben in die Gräben hineinbrachten. Einen furchtbaren Anblick gewährten die von der Sonnenhitze aufgeschwellten Leichen, die ihre Särge zersprengt und wie durch Anwendung von Körperkraft die Bande zerrissen hatten, welche ihre Hände und Füße zusammenhielten, so daß sie dieselben weit und starr von sich streckten.

Man sollte glauben, daß eine auf solche Weise heimgesuchte Stadt in die tiefste Trauer versenkt sein müßte und von öffentlichen Vergnügungen nicht die Rede sein könnte, aber dies ist keineswegs der Fall, und die Journale von New-Orleans enthalten Ankündigungen von Bällen und Regatta's (Ruderwettfahrten), als ob der Würgengel der Pest noch niemals seinen Fuß auf diesen Boden gesetzt hätte. So gewöhnt sich der Mensch an Alles, selbst an das Furchtbarste.

Was die Stadt New-Orleans an und für sich betrifft, so ist sie niemals nach einem angemessenen System kolonisirt worden. Man hat in der Mitte eines Sumpfes eine große Stadt gebaut und es der Sklavenarbeit überlassen, den Boden anzubauen, während die Eigenthümer desselben sich einem üppigen, unthätigen Leben hingaben. Da ist nun freilich die Entstehungsgeschichte der großen nördlichen und westlichen Staaten eine ganz andere.

Die Wahrscheinlichkeit ist nicht dafür, daß irgend etwas Wirksames unternommen werden könnte, um diesen Staat der Gewalt einer so furchtbaren Seuche zu entreißen und dennoch läßt sich fast mit Bestimmtheit nachweisen, daß dieselbe in frühern Zeiten dort gänzlich unbekannt war. Daß wirklich derartige Veränderungen stattfinden, ist außer allen Zweifel gesetzt. Constantinopel zum Beispiel, wo jetzt die Pest fast alle Jahre einmal ausbricht, ward in früheren Zeiten als eine der herrlichsten und gesündesten Städte der Welt betrachtet und in den Niederungen von Mexiko wußte man zu der Zeit, wo die Europäer zuerst dorthin kamen, von dem gelben Fieber noch nichts. Ein aus dieser Thatsache sich von selbst ergebender Schluß ist, daß für den öffentlichen Gesundheitszustand durch geeignete Maßregeln sehr viel gethan werden kann. Wir fürchten uns im neunzehnten Jahrhundert nicht mehr vor der orientalischen Pest, die früher durch ein Bündel Lumpen nach Europa verschleppt werden konnte und vielleicht ist die Zeit nicht mehr fern, wo auch die Choleraepidemie siegreich bekämpft ist.

Aus der Menschenheimath.

Briefe

Des Schulmeisters emerit. Johannes Frisch an seinen ehemaligen Schüler.

Zwölfter Brief.

Die Blattpilze und die Pflanzenkrankheiten.

Es gab und giebt in einigen Vertretern noch eine medicinische Meinung, welcher zufolge jede Krankheit, namentlich diejenigen, welche sich in einer gestaltlichen und stofflichen Umänderung der Körpermasse aussprechen, für einen sogenannten Afterorganismus erklärte, der sich als ein böser Dämon im sonst gesunden Menschen- oder Thiertriebe entwickele. Wäre diese Meinung begründet, so wären die Aerzte wahre Teufelsbanner und Geisterbeschwörer und ihre großen Arzneibullen und Pillenschachteln wären vollkommen berechtigt als Munition, womit sie dem Krankheitsdämon auf den Leib rückten.

Jetzt hat diese Meinung wohl nur noch wenige Anhänger. Man ist wieder nüchtern geworden, und gefällt sich nicht mehr darin, für wissenschaftlich noch unerkannte Erscheinungen geistreich klingende Redensarten statt einer Erklärung zu geben.

Am längsten hat sich diese Meinung unter den Pflanzenphysiologen erhalten hinsichtlich gewisser Pflanzenkrankheiten. Bevor man mit den ungemein vervollkommneten Mikroskopen der neueren Zeit die feinsten Theile des Pflanzengewebes und die Entwickelung gewisser ungemein einfacher Pilzgebilde untersuchen konnte, hatte jene Meinung allerdings etwas für sich.

Du kennst als Landwirth den Flugbrand des Hafers und der Gerste und den stinkenden Schmierbrand des Weizens. Diese Pflanzenkrankheiten, die uns schon oft unsere Getreideernten gar sehr geschmälert haben, sprechen sich dadurch aus, daß sich innerhalb der Blüthentheile anstatt gesunder Körner nach und nach eine schwarzbraune Staubmasse entwickelt, und zwar nicht blos auf Kosten der Körner, sondern außer diesen werden auch die Spitzen fast ganz zerstört, so daß zuletzt wenig mehr als die Spindel der Aehre oder Rispe übrig bleibt.

Hier sagte man nun, diese schwarze Staubmasse sei ein Gebilde, eine Folge, ein Symptom der Krankheit. Irgend welche uns unbekannte Ursache habe die Pflanze krank gemacht, und der Krankheitsstoff werde gewissermaßen von Innen auf die Oberfläche der Pflanze herausgetrieben und nehme zuletzt die Gestalt dieses Brandstaubes an.

Das sollte eben der Afterorganismus, oder wenn Dir das verständlicher ist, das Krankheitswesen im an sich gesunden Pflanzenwesen sein, was, in letzterem entstanden, nun sich aus ihm heraus entwickele und dabei dasselbe entweder ganz oder wenigstens einzelne Theile davon zerstöre.

Es ist aber nicht so. Diese Masse ist nicht eine Folge, ein Erzeugniß der Krankheit, sondern die Ursache davon; eben so wenig wie die Krätzmilbe, die sich in den Krätzpusteln findet, nicht eine Folge, sondern die Ursache der Krätzkrankheit ist. Wie die Krätzmilben kleine Thierchen sind, welche in der Haut des Menschen leben, so sind die unendlich kleinen Staubkörnchen der beiden genannten und vieler ähnlichen Pflanzenkrankheiten die Samenkörnchen von Pflanzen, nämlich kleiner Pilzgebilde, welche sich meist unter der Oberhaut der Pflanzentheile bilden. Weil dies meist auf den Blättern und blattähnlichen Theilen, zu denen wir auch die Blüthen rechnen müssen, geschieht, so nennt man sie gewöhnlich Blattpilze. Wie die Krätze blos durch Uebertragung der Krätzmilben von der Haut eines Kranken durch Berührung, Betten, Wäsche und dergleichen auf die eines Gesunden ansteckend ist, so entstehen die Brand- und Rostkrankheiten auch blos durch Ansteckung, d. h. indem die außerordentlich feinen Keimkörner, wie man die Samenkörnchen der Pilze und anderer niederer Pflanzen nennt, auf und unter die Oberhaut anderer Pflanzen getragen werden. Dort keimen und wachsen sie ebenso, wie Du es von der Mistel kennst, die auf Bäumen mancherlei Art schmarotzend wächst.

Diese sogenannten Blattpilze bilden gewissermaßen ein kleines besonderes Pflanzenreich, dem trotz unendlicher Kleinheit doch Mannigfaltigkeit und Zierlichkeit nicht abgeht.

Du siehst auf meinem Bildchen zwei solche Blattpilzarten, welche gerade jetzt in jedem Blumengarten sehr häufig zu finden sind. Geh' in Deinen Garten und sieh Dir die längst ihres Blüthenschmuckes beraubten Rosenstöcke an; ich meine die Centifolien, nicht die Monatsrosen, auf denen Du vergeblich suchen würdest. Auf vielen der älteren noch grünen Rosenblätter bemerkst Du auf der Oberseite gelbe Flecken (F. 1), und wenn Du ein solches Blatt umdrehst, so findest Du, daß unten auf diesen gelben Flecken kleine Häufchen eines orangerothen Pulvers sitzen; hier und da findest Du auch dazwischen lockere schwärzliche Häufchen.

Das sind zwei verschiedene Blattpilze, welche auf der Rose fast immer gesellig beisammen vorkommen. Der gelbrothe ist der Rosenbrandpilz Urado Rosae, und der schwarze führt den wissenschaftlichen Namen Phragmidium bellosum. F. 2 zeigt Dir in 200maliger Vergrößerung den senkrechten Durchschnitt durch ein

Häufchen des ersteren. Du siehst aus dem Zellgewebe des Rosenblattes sich fächerförmig das Pilzhäufchen ausbreiten. Dieses besteht aus dem sogenannten Pilzlager, Mycelium, welches den Mittelpunkt bildet. Um dasselbe herum stehen sogenannte Saftzellen, b) welche keulenförmig und nach innen gekrümmt sind. In der Mitte liegen zahlreiche Keimkörner oder Sporen, a) von denen ich aber blos einige wenige hergezeichnet habe, während in der Wirklichkeit sich davon Hunderte in einem solchen Häufchen finden. Rechts daneben siehst Du eine einzelne Spore in 400maliger Vergrößerung.

Wesentlich verschieden zeigt sich der andere Blattpilz. Neben den Saftzellen (F. 3) bb finden wir hier nicht nackte Keimkörner, sondern kleine schwarzbraune keulenförmige Kapselchen, in denen je 6—7 Keimkörner in

eben so vielen Fächern liegen. Du siehst dies besonders deutlich an der 400 Mal vergrößerten F. 3 aa. Bei F. 3 a'a' siehst Du drei noch unreife kurzgestielte Kapselchen.

Wir sehen also, daß diese unscheinbaren gelben und schwarzen Staubbäufchen auf der Rückseite der Rosenblätter nicht nur organisirte Gebilde, sondern wirkliche Pflänzchen von freilich sehr einfachem Bau, aber mit zahllosen, unendlich kleinen Keimkörnchen versehen sind. Diese Körnchen keimen nun auf ähnliche Weise, wie die Samen vollkommener Gewächse. Wie aber viele andere Pflanzensamen gewisse Bedingungen erheischen, um keimen und sich zur vollkommenen Pflanze entwickeln zu können, so auch diese so kleinen Keimkörnchen. Die erste Bedingung ist, daß sie der Wind und Regen, Insekten oder andere Helfershelfer auf Rosenblätter führen. Hier senken sie höchst wahrscheinlich, was der außerordentlichen Schwierigkeit wegen freilich noch nicht bestimmt beobachtet worden ist, ihre unbeschreiblich feinen Schläuche in die sogenannten Spaltöffnungen. Dies sind außerordentlich kleine spaltförmige Oeffnungen in der Oberhaut der unteren Blattfläche. Da die Blattpilze auch fast nur auf der unteren Oberfläche vorkommen, so scheint dies jene Annahme zu bestätigen.

Viele Pflanzenkrankheiten werden gewiß durch diese kleinen Schmarotzer veranlaßt und Du wirst mir beistimmen, wenn ich sie Dir im Einklange mit der fortgeschrittenen Wissenschaft als Ursachen und nicht als Folge derselben bezeichnete. Wir haben es hier eben wieder einmal mit einer Erscheinung zu thun, wo die außerordentliche Kleinheit der Gebilde eine unzweifelhafte Deutung der natürlichen Vorgänge sehr erschwert. Aber das Mikroskop, die Waage, die chemischen Scheidungsmittel und — Geduld und Ausdauer wird mehr und mehr den Schleier lüften, hinter welchem die Natur sich oft verbirgt und aufgesucht sein will.

Chinesische Spiegelbilder.

Der Tod des letzten Kaisers von China. — Portrait des jetzigen Kaisers. — Der Rebellenkaiser. — Charakter der beiden Heere. — Eine Kriegsscene. — Die Perle des himmlischen Reiches. — Die dichtenden Damen von Nanking. — Die himmlischen Schönen und Trost für deutsche Damen.

Am 28. Februar 1850 Morgens 7 Uhr war der kaiserliche Palast zu Peking vollgedrängt von Mandarinen und ihren Dienern in weißen Kleidern und gelben Gürteln. Sie flüsterten und sahen officiell betrübt aus. In der Mitte dieses Meeres von subalternen Beamten standen 16 Personen, Jeder mit einem Knaben, die gesattelte Pferde hielten. Diese 16 Personen trugen seidene Kappen, unter dem Kinn zugebunden und mit weißen Kugeln oben versehen, und Gürtel mit Schellen und gelbe Röhren um die Schultern geschlungen, wie lange Botanisirkapseln, in ihren Händen lange Peitschen haltend. Einer von den Großwürdenträgern kam heraus aus dem Palaste und gab Jedem dieser Sechszehn eigenhändig ein gesiegeltes Document, welches sie in ihre Kapsel steckten, sich verbeugten und dann auf ihre Pferde schwangen, hinter ihnen die Knaben, die sich durch besondere Haken hinten auf den Pferden befestigten. Die Menge machte jetzt Platz und die sechszehn „Fei-ma" („fliegenden Couriere") sprengten davon, Jeder verpflichtet, in 24 Stunden 600 „Li" (60 französische lieues) zurückzulegen, um folgende Depesche an die 16 General-Gouverneurs der 16 Provinzen China's zu befördern. „Das Amt der Ceremonien und Feierlichkeiten macht in großer Eile bekannt, daß am 14. des ersten Monds der erhabene Kaiser einen Drachen besteig und in das Land der Ewigkeit abschied. In der Stunde des Mao, Morgens, übertrug die himmlische Majestät die kaiserlichen Würden seinem vierten Sohne Se-go-ko und Abends in der Stunde Hai hob er sich hinweg in das Land der Götter. Es wird deshalb verordnet, daß die Trauer unter den Civil- und Militärbeamten unverzüglich beginnen und Niemandem gestattet sein soll, sein Haupt oder seinen Bart zu scheeren. Eine folgende Ordre soll die Zeit dieser Trauer bestimmen."

So kam Se-go-ko, der jetzige Kaiser, der als solcher den Namen Hien-fung führt, zur Regierung. Dieser „Bruder des Mondes" wird folgendermaßen portraitirt. Er ist jetzt 22 Jahre alt, von mittlerer Größe, schlank und muskelvoll, so daß er den Eindruck macht, als besäße er große körperliche Kraft und Gewandtheit. Sein Gesicht mit dem Ausdruck von Entschlossenheit charakterisirt sich besonders durch eine sehr hohe Stirn und eine ganz außerordentlich schiefe Lage der Augen. Die Backenknochen sind streng markirt und ragen so weit hervor, daß man etwas daran aufhängen könnte. Der Theil zwischen den Augen ist sehr weit und flach wie bei einem Büffel-Ochsen. Hien-fung ist sehr hartnäckig, leidenschaftlich und leichtgläubig. Mitten in Verweichlichung und Luxus nimmt er den Schein von großer Sittenstrenge an. Er ist schon verheirathet und zwar mit einer tatarischen Prinzessin, deren große Füße ein derbaufretender Spott auf die klumpfüßige Hinfälligkeit der höhern Chinesinnen sind. Der himmlische Gemahl liebt es, mit ihr in dem kaiserlichen Garten hinter dem Palaste mit der Schnelligkeit, die unter den Tatarinnen beliebt ist, unter zu galoppiren und Haschе mit ihr zu spielen.

Von dem Gegenkaiser, dem Haupte der Rebellen, Tien-tu, wird folgendes Bild entworfen. Er ist blos ein Jahr älter, als Hien-fung, aber Nachdenken, Fleiß und Mangel an Ruhe haben ihm bereits den Stempel reifen Alters aufgedrückt. Er sieht schwermüthig und melancholisch aus, hält sich sehr zurückgezogen und spricht

blos mit seiner Umgebung, wenn er ihnen Befehle mitzutheilen hat, obgleich er diese immer blos in der Form von Rath und göttlicher Eingebung ertheilt. Sein Gesicht hat einen überaus milden Ausdruck, einer Milde, die Asceten so oft eigen ist und die weder Festigkeit noch jene Hartnäckigkeit ausschließt, durch welche Personen von bestimmten religiösen Ueberzeugungen schon so oft Großes erreicht haben. Seine Farbe grenzt an's Saffrangelbe, wie in den südlichen Provinzen China's. Er ist größer als Hien-fung, aber erscheint weniger kräftig.

Der junge tatarische Kaiser ist leicht in seinen Bewegungen, sein Blick fest und sagt ohne Worte, daß ihn nur blinder Gehorsam befriedigen kann. Tienti dagegen hat etwas Langsames und Steres in seinem Blick, als wollte er die Tiefen der menschlichen Seele durchschauen und all' ihre geheimen Gedanken errathen. Er besitzt jene schweigsame Zurückhaltung, die Männern eigen ist, welche sehr lange nachdenken, ehe sie Jemand in ihre Pläne einweihen.

Das etwa sind die Hauptzüge der beiden jungen Herren, die jetzt um den Thron, dem über 300 Millionen Menschen unterworfen sind, kämpfen. Vergleichen wir sie näher, so ergiebt sich, daß der erstere seiner ererbten Stellung durchaus nicht gewachsen ist, abgesehen davon, daß sie keine Wurzeln im Volke hat, während der andere alle die Eigenschaften besitzt, die einen Usurpator begünstigen. Hien-fung, ausgestattet mit der absoluten Macht der Staatsregierung und verpflichtet, deren Maschine zu leiten, weiß nicht, wie die Theile, welche durch die Zeit unbrauchbar geworden, ersetzt werden können. Sein Hauptfehler besteht in dem Mangel an feinem Takt, mit welchem auch ein absoluter Herrscher gegen die Untergebenen Maß halten muß in Tadel und Lob. Es fehlt ihm durchaus an richtigem Urtheil und an der Gabe, sich unter der feilen Masse von Dienern, Eunuchen, Concubinen und Sklaven, die ihn umkriechen, zurechtzufinden und bessere und treue von denen zu unterscheiden, die als Abenteurer blos ihren augenblicklichen Vortheil verfolgen und danach rathen, handeln und intriguiren. Heftig und schwach zugleich setzt er in seine augenblicklichen Günstlinge blindes Vertrauen. Und wenn diese auch etwas Vernünftiges rathen, aus seinem Gebirne kömmt es doch wie ein Fehler heraus und beleidigt durch taktlose und grausame Form. Tien-ti dagegen hat kein politisches System so angelegt, daß es ihm treue Anhänger sichert. Er macht einfach seine Interessen zu den ihrigen. Gegen Alle freundlich und zugänglich hat er doch blos einen einzigen, völlig unbekannten intimen Freund, der ihn stets begleitet. Heftigkeit ist ihm völlig fremd. Er spricht stets wenig und mit Mäßigung und nur mit der größten Zurückhaltung von Hien-fung. Die Beamten, die ihn umgeben, sind Miteigenthümer seines Glücks und seiner Habe; er wird daher eifriger und treuer bedient, als der Kaiser in Peking. Alle Disciplin geht direct von ihm aus. Während seine Generale immer weiter vordringen, Stadt auf Stadt erobernd, hält er sich im Hintergrunde und organisirt sein politisches System in den eroberten Distrikten auf eine Weise, die zugleich neu und volksthümlich ist, da es hauptsächlich auf Abschaffung bedrückender Mißbräuche hinauslüft. Zugleich hält er sich dem Kriegsschauplatze stets so nahe, daß seine Feinde ihn eben so wenig feig als seine Freunde verwegen nennen dürfen. —

Wie die Kaiserlichen den Insurgenten oft in die Hände arbeiten, davon nur ein Beispiel. Der tatarische Vicekönig Sin, Generalissimus aus der kaiserlichen Armee, beschloß eines Tages, die Rebellen auf einmal zu vertilgen. So ließ er 4000 Büffelochsen, alle mit kaiserlichen Farben versehen, zusammenbinden und an ihre Hörner 8000 große Pechfackeln befestigen, diese anzünden und so die ganze gehörnte Armee von 4000 Soldaten in das feindliche Lager treiben, damit sie dasselbe in Brand stecken und alle Rebellen an ihre Hörner fließen sollten. Die Rebellen sahen sich den großartigen Fackelzug ruhig mit an, ließen ihn in ein Thal hereinziehen und überfielen dann mit einem Male die 4000 Soldaten und Ochsen, so daß Keiner lebend blieb. Von letzteren wurden in der ganzen Rebellen-Armee delikate Beefsteaks gebraten.

Niemand zweifelt mehr, daß Tien-ti China der Civilisation und dem Verkehre der Welt öffnen wird und bald mehr in Europa von China und Nanking geschätzt werden wird, als ein Mittel gegen das Fieber, Thee und Nankingbosen. Die Gartenlaube brachte schon ein Bild von Nanking (in Nr. 27). Wir lassen hier eine genauere Schilderung dieser Perle des himmlischen Reiches, die auch bereits an der Krone Tien-ti's befestigt ist, folgen.

Nanking breitet unweit des Meeres an dem ungeheuren Yang-tse-kiang (blauem Flusse), der das eigentliche China in beinahe zwei gleiche Hälften theilt, im Süden von Gebirgen nach der himmlischsten aller Ebenen aus, die von Kanälen dichter durchadert ist, als der menschliche Körper von Blutvenen. Alle diese Kanäle wimmeln stets von Schiffchen und Kähnen und die Ufer derselben seufzen unter der herrlichsten Bürde von Pflanzen und Früchten. In diesen Ebenen wächst die berühmte gelbliche Baumwolle, die in der ganzen Welt bekannt ist, und der größte Theil des Reises, welcher durch ganz China statt unseres Kornes und Weizens dient. Kiang-Kang, d. h. die Provinz Nanking, ist der kostbarste Juwel in der Krone des Sohnes der Sonne und Bruders des Mondes. In ganz Europa giebt es kein Fleckchen Erde, das an Fruchtbarkeit dieser ungeheuren Ebene nur nahe käme. Die Felder geben jedes Jahr mindestens doppelte Ernten und keimen, blühen und reifen stets ohne Aufhören. Die Grenzen der einzelnen Ackergrundstücke bringen die delikatesten Vegetabilien von der Welt hervor. Der Po-tsai, eine Art von Kohl, bittrer Mostrich, Wassermelonen, Kartoffeln, hunderterlei fleischige gurkenartige Früchte und Trauben, die Fremde oft für Weintrauben halten, Granaten, durchsichtig wie Glas, Pfirsiche, gegen welche die von Montreuil wie wilde Holzäpfel erscheinen würden, und unzählige Frucht- und Obstarten, von deren Schönheit, Fülle und Aroma man nur an Ort und Stelle sich überzeugen kann, daß es keine Phantasiegebilde sind, duften und glänzen in schattiger, warmer Luft, dazwischen scharlachrothe Fasanen und tausenderlei Vögel und Geflügel von selt-

samster Färbung, Gestalt und Manier. Diese einzige Provinz hat nicht weniger als 28 Mill. Einwohner, viel mehr als ganz Frankreich.

Nanking ist auf Wasser gebaut, wie Rotterdam, umgeben von fruchtbaren Thälern, schwammigen Ebenen und Gewässern, die von Fischen strotzen. In südlicher Richtung weitet sich der Fluß plötzlich und bildet eine Art von See mit unzähligen Paradiesen von Inseln, in deren schattige, blüthenduftige Gartenwälder sich die Villa's der Mandarinen mit ihrer Herrlichkeit vor dem profanen Volke verbergen. Diese Privatlusthäuser der Großen übertreffen an Ueppigkeit und Feinheit der Genüsse die europäische Raffinerie bei Weitem. Eine besondere Liebhaberei bei ihnen ist es, sich ungeheure Massen seltener, größtentheils weißer Vögel in großen luftigen Häusern hinter Gittern und Netzen zu halten, die so fein sind, daß selbst die Vögel meinen mögen, sie seien nicht gefangen. In diesen Villa's leben, dichten und lieben die poetischen Damen China's, Aspasia's des Ostens, in ihrer naiven, leidenschaftlichen Sprache. Freilich erlaubt ihnen die Eifersucht ihrer Herren nicht, das Licht ihrer Schönheit und das Feuer ihrer Poesie vor der Welt leuchten zu lassen und ihre Töne verhallen in echolose Abgeschlossenheit. Auf dem Wassergeäder leuchten und laufen die elegantesten Schiffe und Fahrzeuge der ganzen Welt. Tausende von Junken bringen fortwährend die Produkte und Fabrikate dieser Provinz bis in die entferntesten Theile des Reiches durch das ungeheure netzreiche Flußgebiet des Jang-tse-kiang, dessen natürliche Arme noch tausendfach durch wahrhafte Legionen von Kanälen vermehrt wurden.

Man kann sich denken, welche Gewalt die Insurgenten, die an diesem Jang-tse-kiang herunterkamen und nun in den Kopf dieses ungeheuren Verkehrsadersystems vorgedrungen sind, bereits erworben haben. Sie sind Herren in der wahrhaften Hauptstadt des Reichs und sitzen in der Hauptsteuerkammer für 300 Millionen Menschen. Nanking ist viel mächtiger als Peking und wer erstere mit ihrer Ebene und ihrem Verkehrsadernetze hat, ist der politischen Hauptstadt schon gewiß.

Nanking ist Berlin, Peking das Potsdam dazu. Nanking ist das ehemalige Paris und jetzige Paradies von China, der wirkliche Himmel des himmlischen Reichs. Hier hat eine der himmlischen Schönen einst, dichtend und musicirend in einem schattigen, duftigen Insel-Paradiese des Jang-tse-kiang, oder träumerisch sich wiegend auf dem flüssigen Himmel des „blauen Flusses" in ihrer sammetnen, goldglitzernden Gondel, die achteitige Lyra in der Hand, den Namen: „Himmlisches Reich" erfunden und es besungen. Nach der lebendigen, aus eigener Erfahrung und Anschauung geschöpften Schilderung der Herren Callery und Yvan, die als Dolmetscher und Arzt der französischen Gesandtschaft in China die beste Gelegenheit hatten, lange und genau zu studiren und in die feinsten Geheimnisse der höhern Gesellschaft und Cultur China's einzudringen und aus deren Werke wir diesen Artikel zusammentragen, ist Nanking der Brennpunkt aller Größe und Schönheit der Natur, Kunst und Cultur. Alle Reiche, Gebildete und Gelehrte wohnen hier und entwickeln hier alle Pracht, die Verfeinerung des Geschmacks und der Sitten, der Kunst und Wissenschaft in der reizendsten Natur und unter den Augen der Schönsten und Gebildetsten des weiblichen Geschlechts hervorrufen können. Der Speisezettel der Großen ist oft ein hübscher Octavband. Ja die chinesische Kochkunst allein wird die feinsten Hotels von Paris tief in den Staub werfen, wie denn bereits ein chinesischer Restaurateur in St. Francisco alle deutsche und französische Koch- und Küchenkunst besiegt hat.

In Bezug auf das weibliche Geschlecht Nankings kann sich die glücklichste Phantasie des Dichters keine himmlischeren Wesen schaffen, als sie von den genannten Franzosen als wirkliche Wesen geschildert werden. Es ist ziemlich im ganzen Reiche Sitte, daß Eltern ihre Töchter, die durch Schönheit und Talent zu besondern Hoffnungen berechtigen, nach Nanking bringen. Hier fließt ihnen Geld, Bildung, Cultur, Poesie und galanteste Aufmerksamkeit zu. Ihre Schönheit tritt immer im Bunde mit Poesie, Gesang, Musik und Allem, was die Cultur Reizendes bietet, auf und läßt da keine Rohheit aufkommen, wo nach unsern Begriffen verschiedene Tugenden vermißt werden würden. Sie dichten, componiren und singen ihre Dichtungen in der Regel aus dem Stegreife. Welch einen Grad von geistiger Gewandtheit setzt dies voraus. So grob die Geschichter der Chinesen oft sind, die der Chinesinnen sind so fein und durchsichtig wie ihr bestes Porzellan. Ihre Kleidung grenzt an das Bloomer-Costüm, ist aber geschmackvoller, und mit ihrem reichen schwarzen Haar wissen sie diese Geschichterchen mit dem kleinen Munde und den seingeschnittenen lachenden Augen so zu heben, daß diese Kunst der Haartoilette allein eine Revolution unter dem weiblichen Geschlechte Europa's hervorrufen wird. Gestalt, Wuchs, Hände, Arme und Füße sind durchweg zierlich, klein und von der feinsten Gliederung. Die Japanesinnen sollen noch schöner sein. Da nun die amerikanische Expedition dieses England Asiens, dieses Japan, jedenfalls öffnen wird, welche Aussichten erschließen sich nun dem Weltverkehre, dem Romane und den Heirathsa-Candidaten! Damit aber unsere schönen Leserinnen nicht ungetröstet diesen Artikel verlassen, versichern wir sie, daß es nicht nur schöne Chinesen und noch schönere Japanesen giebt, sondern noch viel schönere Damen, Frauen und Jungfrauen, als die himmlischen Dichterinnen Nankings, das sind sie selbst, die deutschen Mädchen, die sich im Wesentlichen vor keiner Concurrenz der Welt zu fürchten brauchen.

Blätter und Blüthen.

Locomotiv-Dörfer in Amerika. Bekanntlich giebt es in Australien Städte von Leinwand bis zu 60—80,000 Einwohner, abgesehen von den Dörfern und Städten, welche Auswanderer aus England in Kisten und Kasten mitbrachten, bestehend aus Häusern, die je in 2—3 Kisten gepackt zugleich alles nöthige Mobiliar und Küchengeräth enthalten. In Amerika giebt es ganze fliegende Dörfer. Auf der Chicago-Mississippi-Eisenbahn stehen solche Dörfer auf Rädern und diese Räder auf Schienen, auf welchen sie je nach Bedarf wie ein Eisenbahnzug fortgezogen werden. In diesen Dörfern wohnen die Eisenbahnarbeiter mit vollständigen Wirthschaften, sogar Kühen und Schafen, die am Tage weiden. Sie gewähren den Vortheil, daß die Arbeiter überall ganz nahe bei ihrer Arbeit wohnen und zwar häuslich und bequem wohnen können, so daß die Demoralisation und Mortalität derselben vermieden wird.

Literarisches. Mit den langen Abenden und den kalten Herbstwinden kömmt nun auch die „Schöne Literatur" wieder in Masse angezogen. Ist es doch, als könnte die Poesie so recht nur in Sturm und Kälte gedeihen. Selten bringt der Sommer etwas Neues. Für die Leihbibliotheken bietet der literarische Markt bereits große Auswahl. Außer den vielen Uebersetzungen englischer und französischer Novellen erschienen Originalromane von Franz Lewald: Wandlungen; von Belani ein dreibändiger historischer Roman: Hehe Liebe, aus dem Leben des Freiherrn von Trenk; von Norden eine dreibändige Erzählung: das Abenteuer im Riesengebirge; von A. Schoppe ein historischer Roman: der Prinz von Viana. Gutzkow, sagt man, arbeite ebenfalls wieder an einem größern Roman. Von Roquette, dem Verfasser des reizenden „Waldmeisters Brautfahrt" erscheint nächstens ein dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen: das Reich der Thränen; von Carl Beck eine Erzählung: Nator dolorosa; von Alex. Jung ein erzählendes Gedicht: Don Alonso, und von Ludwig Storch endlich dessen längst erwarteten Gedichte, auf die wir im Voraus aufmerksam machen.

Die Schnellläuferin. In England, wo das „Wettgehen" (pedestrianism) zu den verbreitetsten Volksbelustigungen gehört, hat sich auch eine Dame Lorbeeren auf diesem Felde erworben. Mrs. Dunn in Noobs Ark, Hartshill, hat ihre Wette, in 1000 Stunden 1000 (englische) Meilen zu gehen, glänzend gewonnen und einen Umsatz von mehreren Tausenden von Pfunden unter den Wettenden hervorgerufen.

Das Meer der Töne. Die menschliche Stimme ist blos neun vollkommener Töne (in verschiedenen Octaven natürlich) aber dabei 17,592,186,044,415 verschiedener Laute fähig, eine Anzahl, die man mathematisch-arithmetisch genau berechnet hat, von deren Vielheit sich aber die großartigste arithmetische Phantasie keine annähernde Vorstellung machen kann. Die vierzehn directen Muskeln, mit welchen Laute gebildet werden, können einzeln oder in Verbindung nur 16,383 Laute erzeugen, die 13 indirecten Muskeln einzeln oder in Verbindung 173,741,823 und die 27 Muskeln zusammen die obige ungeheure Summe, wobei natürlich die verschiedenen Grade von Stärke, deren jeder einzelne Laut fähig ist, nicht mit berechnet sind. Das Meer der Töne und Laute, durch welche der Mensch seine Seele strömen läßt, besteht aus mehr Wellen und Wogen, als alle Meere und Oceane zusammen.

Alte Schulzucht. Der Freiherr Ludw. v. Wolzogen, dessen Memoiren Alfred v. Wolzogen herausgegeben hat, erlebte auf der Karlsschule in Stuttgart, wo er seit seinem achten Jahr unterrichtet wurde, unter andern zwei ergötzliche Vorfälle, die wir hier mittheilen. Der Herzog Karl erschien fast täglich in den Klassen und war bei den Prüfungen der Schüler, denen er oft selbst Fragen vorlegte, gegenwärtig. Bei einer solchen Gelegenheit nun hatte sich ein Schüler in der Mathematik so schwach bewiesen, daß der Herzog, darüber erzürnt, ihn anfuhr: er solle sich zum Teufel scheren und Wolzogen an die Tafel lassen. Dieser, nicht viel besser beschlagen als sein Vorgänger, und also gleiches Schicksal befürchtend, erinnerte sich zu seinem Glück, daß der Herzog von der Mathematik ebenfalls wenig verstand und durch Keckheit leicht zu täuschen sein werde. Er begann also drauf los zu demonstriren und gelangte zu einer Gleichung, bei welcher dem Lehrer und den Schülern die Haare zu Berge standen, der Herzog aber ihn der ganzen Klasse als Muster vorstellte. — Noch interessanter ist der zweite Fall. Vergehen der Schüler wurden auf Zetteln verzeichnet, welche sie eigenhändig dem Herzog überreichen mußten. Eines Tages kam dieser am Arm seiner Franziska von Hohenheim in die Klasse, wo ihm ein Schüler, Graf Nassau, der gewöhnlich reichlich mit dergleichen Zetteln versorgt war, auch diesmal ein ziemlich starkes Sündenregister überreichte. Das war ihm doch zu arg und er herrschte den Delinquenten zornig an: Aber Graf Nassau, wenn Er nun Herzog wäre und ich Graf Nassau, was würde Er dann mit mir anfangen? Ohne sich zu besinnen, ergriff der so Gefragte den Arm der liebenswürdigen Franziska, gab ihr einen derben Kuß und sprach: Euer Durchlaucht, das würde ich thun und sagen: Komm, Franzel, laß den dummen Jungen stehen. — Der Herzog, frappirt von solcher Geistesgegenwart und Unverschämtheit, hielt es für's Gerathenste, die Sache als einen Scherz aufzunehmen und obendrein dem Schuldigen die wohlverdiente Strafe zu schenken.

Die Fortsetzung des in Nr. 39 begonnenen Artikels: Thüringer Gewerbeausstellung von Wieck konnte wegen Mangel an Raum in der heutigen Nummer nicht zum Abdruck kommen; sie folgt in Nr. 41. D. Red.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Biede in Leipzig.

N°. 41. 1853.

Die Gartenlaube.

Familien-Blatt. — Verantwortlicher Redakteur **Ferdinand Stolle.**

Wöchentlich ein ganzer Bogen mit Illustrationen.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 10 Ngr. zu beziehen.

Gott verloren — Alles verloren.

Ein Seelengemälde nach Familienpapieren mitgetheilt von **Ferdinand Stolle.**

(Fortsetzung.)

„Mag sie schmelzen, Falk!“ gab ich zur Antwort und entzog mich nicht mehr seinem Arm. Wohl wissend, welcher Zauber in meinen Augen lag, fuhr ich fort, ihn anzublicken. Aber nur einige Secunden vermochte ich die Augen offen zu halten; mir schwindelte vor Freude und Schmerz. Ich fühlte, wie das Blut warm über das Gesicht rann und einer Ohnmacht nahe, lehnte ich mich an seine Brust. „Gott, Leonore, Sie bluten,“ sagte er, ließ mich sanft auf das Moos nieder, schöpfte Wasser aus dem nahen Waldbache, wusch und verband mich. Ruhig ließ ich es geschehen. Mir war im Leben nie so wohl gewesen und heimlich mußte ich über Constantin's ängstliche Fragen lächeln, ob ich viel Schmerzen empfinde. Von seinem Arm gestützt, gingen wir langsam weiter. Unsere Herzen pochten nahe aneinander. Unsere Blicke begegneten sich. Die seinigen ruhten mit einer Art magnetischem Zauber auf mir. Ich schlug die Augen nieder und mein Gesicht überzog dunkle Röthe. „Zauberin,“ flüsterte er, „Du hast endlich den entscheidenden Blick in mein Herz gethan; Du weißt, daß ich Dich liebe, wie ein Wahnsinniger liebe. Mit tausend Schmerzen habe ich gegen diese Liebe wie gegen eine Thorheit gekämpft, umsonst, sie blieb Siegerin.“ Er sank in heftiger Aufregung zu meinen Füßen und barg sein Gesicht in meinen Händen, die ich ihm entgegenstreckte. Wohin war mein Stolz den Männern gegenüber? Mein Auge strahlte vor Freude. Doch ein Gedanke durchzuckte mich schmerzlich. Warum sträubte er sich so heftig gegen seine Neigung zu mir? War ich ein Wesen, das man sich schämen mußte zu lieben? „Constantin,“ sagte ich unter Thränen, aber nicht ohne Stolz, „stehe ich so tief unter Dir, daß Du Deine Liebe beschämt verbirgst? Ist es also, wohl, dann verlaß mich.“ „Dich verlassen,“ rief er, „Dich verlassen? O Du weißt ja, daß ich das nicht kann, wenn ich auch wollte.“ „Nun denn,“ antwortete ich, „was hindert uns dann, glücklich zu sein?“ „Deine Eltern, Mädchen, sie werden nie einwilligen, daß Du die Meinige wirst. Und Du selbst — sieh mich nicht so zürnend an — Du selbst

möchtest vielleicht später Deine Wahl bereuen und Dich nach einem glänzenderen Loose sehnen. O, ich habe das Alles oft bedacht, und dennoch — dennoch —"

„Dennoch wirst Du gezwungen, mich zu lieben, mein Freund, mein Lehrer, mein Einziger!"

Das Hinzukommen der Gesellschaft legte uns unerwünschten Zwang auf. Ich erzählte meinen Unfall, ward arglos bedauert und Niemand ahnte Etwas von dem, was vorgefallen, obschon ich fürchtete, die Freude, welche meine Augen und Wangen höher leuchten machte, müßte mich Allen verrathen.

Der Tag verging — Dank unserer liebenswürdigen Wirthin — sehr angenehm. Erst spät Abends trat man den Heimweg an. Ein Theil der Gesellschaft fuhr nach Hause; ich zog mit einigen Wenigen den Fußweg vor, denn auf diese Weise hatte ich Gelegenheit, mich noch lange mit Constantin ungestört zu unterhalten. Da man wußte, daß Falk mein früherer Lehrer und ein Günstling meiner Eltern war, fand es Niemand auffallend, daß er meinen Arm nahm. Wir blieben stets eine Strecke hinter den Andern zurück. Bei der sanften Dunkelheit des Abends, bei dem verklärenden Schimmer des Mondes vernahm ich nun die köstlichen, berauschenden Worte seiner Liebe; hörte, wie er mich schon als Kind geliebt und wie ihn jede meiner damaligen Untugenden geschmerzt habe.

„O Constantin," sprach ich, seine Hand an mein Herz drückend, „also aus reinem Interesse, aus unbewußter Neigung, aus dem Wunsche mich zu bessern, hast Du ebedem mich so streng behandelt? Weißt Du noch, Du lobtest Clemenee stets und fandest immer an mir zu tadeln?" „Das ist ja das Seltsame bei der Liebe," antwortete er, „daß sie wie ein Zauber den Menschen umstrickt, daß der Kampf gegen sie ein vergeblicher ist. Warum fiel meine Liebe nicht auf Clemenee, die — verzeihe dies Geständniß — ein besseres, edleres Kind war als Du?- Warum mußte stets ein schönes, stolzes Antlitz mit zauberhaft tiefen lockenden Blauaugen, wie ein blauer See, ein Antlitz umflattert von schweren schwarzen Locken vor meiner Seele schweben? Sieh, Leonore, ich weiß, Du bist heftig, eifersüchtig, unversöhnlich; Clemence dagegen war sanft, liebevoll, versöhnlich und voll Demuth, und doch ist es mir nie eingefallen, etwas Anderes als Freundschaft für sie zu empfinden, als ich sie vor zwei Jahren wieder sah. Nur Dir, Leonore, ist es vorbehalten, mich zu bengen und zu fesseln."

Ich hätte Falk's Aufrichtigkeit würdigen und ihm desto fester vertrauen sollen; aber seine Worte erweckten in mir eine heimliche, schmerzliche Eifersucht. Ich zog meinen Arm aus dem seinen, mein Auge füllte sich mit Thränen. „Also liebst Du mich gegen Deinen Willen und hast für meine geistigen Eigenschaften keinen Sinn. Du findest mich unvollkommen und voller Fehler. Nur mein Aeußeres, nicht mein Inneres zieht Dich an mich?" Falk war erschrocken über meine mißtrauische Heftigkeit. Er zog mich näher an sich und sprach mit zärtlichem Vorwurf: „Wie grausam bist Du, mich also mißzuverstehen. Grade Deine kleinen Unvollkommenheiten zogen mich an. Ein fehlerloses, vollkommenes Wesen würde ich nie mit solcher Leidenschaft lieben. Und auch der Gedanke, Dich durch meine Liebe einst weniger mißtrauisch, sanfter, milder und zutziger zu machen, begeistert mich. Du kennst meine Macht über mich, meine schöne Wilde — mißbrauche sie nie."

So gelang es ihm, mich zu beruhigen. Wie wäre es auch möglich gewesen, der aus seinen Worten leuchtenden Wahrheit zu widerstehen. Wir beschlossen, unser Verhältniß noch einige Zeit geheim zu halten und später meine Eltern um Einwilligung zu unserer Verbindung zu bitten. Constantin ahnte harte Kämpfe und Widerstand; ich aber war fest überzeugt, weder Vater noch Mutter könnten sich dem Glücke ihres Lieblings widersetzen.

Eine Woche nach diesem für mich so verhängnißvollen Tage wurde ich durch einen Bedienten auf meines Vaters Stube gerufen. Unwillkürlich erblassend und voll ungewisser Angst erschien ich. Mit feierlichem und zugleich freudigem Gesicht kündigte er mir an, einer der vornehmsten und reichsten jungen Männer, der Baron von Neuhaus, habe um meine Hand angehalten. Ich stand unbeweglich vor Schrecken und grausamer Ueberraschung und war im Begriff, meine entschiedene Weigerung zu erkennen zu geben, als mein Vater fortfuhr: „Ich sagte bereits in Deinem Namen Ja; denn es ist mein fester Wille, diese in jeder Beziehung passende Verbindung zu Stande zu bringen. Du wirst als verständiges Mädchen und folgsame Tochter mit Freuden einwilligen." „Vater," erwiederte ich mit festem Tone, „ich bin bis heute stets Deine gehorsame Tochter gewesen, aber diesmal widersetze ich mich. Ich kann und will diesen Neuhaus nicht heirathen."

Auf meines Vaters Stirn schwoll die Zornesader. „Was für Gründe," frug er strenge, „bestimmen Dich, diesen Mann auszuschlagen?" „Erstens", erwiederte ich, „kenne ich diesen Baron zu wenig und zweitens liebe ich ihn nicht und werde ihn nie lieben."

„Mädchenthorheit, sentimentale Ziererei! Das gibt sich Alles. Du magst ihn lieben oder nicht; aber Du wirst Dich mit Neuhaus vermählen. Du kennst jetzt meinen Willen."

Ich richtete mich todtenbleich aus meiner bisher demüthigen Stellung und blickte mit entschlossenem Trotz in sein finsteres Antlitz. „Auch meinen Willen lerne kennen," sprach ich, „ich bin an Willenskraft Deine echte Tochter, hier schwöre ich Dir zu Gott, daß Du mich nie zu dieser Heirath zwingen wirst. Und weißt Du auch, was mich stark macht, Dir zu widerstehen und wärest Du der mächtigste Fürst? Die Liebe ist es!"

Er faßte zornig meinen Arm und preßte ihn so heftig, daß ich fast einen Schmerzensruf ausgestoßen hätte. „Die Liebe —? Wen liebst Du, halsstarriges, ungehorsames Kind?"

„Constantin Falk," rief ich stolz und meine Augen leuchteten kühn den zornflammenden Blicken meines Vaters entgegen. Er war außer sich und nannte Falk einen elenden Emporkömmling, eine undankbare Schlange, einen heimtückischen Verräther, der ihm das Herz seines Kindes gestohlen.

„Halt ein, Vater," rief ich, „ich dulde nicht, daß Falk in meiner Gegenwart geschmäht wird. Was Du ihm

thuſt, thuſt Du mir, Deiner einzigen Tochter." „Ich habe keine Tochter mehr," ſagte er, vom Zorn zum Schmerze übergehend mit gebrochener Stimme; „dieſes ſtolze halsſtarrige Mädchen iſt nicht meine Tochter Leonore."

Meine Thränen begannen zu fließen. Ich demüthigte mich, indem ich zu ſeinen Füßen ſank und um Vergebung und Billigung meiner Liebe flehte. Umſonſt, er blieb hart und kalt wie Stein; all' meine Bitten rührten ihn nicht.

Falk verſchwendete vergebens am folgenden Tage ſeine Beredtſamkeit, ſeine innigen Bitten. Mein Vater behandelte ihn mit empörender Verachtung und tief in den zarteſten Punkten ſeiner Ehre gekränkt verließ er unſer Haus. Ich ſchrieb heimlich einen Brief voll Liebe und Schmerz an ihn, beſchwor ihn, mit mir zu entfliehen und malte mein Verhältniß im elterlichen Hauſe mit den düſterſten Farben. Ach mir ahnte, was er antworten würde. Er wies meinen Vorſchlag der heimlichen Flucht als ſeiner unwürdig zurück und bewies mir, daß mein Vater alsdann mit vollem Rechte ſeinen Namen beſchimpfen könne. Ach, alle Gründe, die er nannte, waren von überwiegender Wichtigkeit und dennoch beleidigte mich ſein warmer, zärtlicher, im Schmerze der Entſagung geſchriebener Brief. Er deutete auf ſeine Stellung als Beamteter, die er, ohne ehrlos zu erſcheinen, nicht durch heimliche Flucht aufgeben könne und erinnerte mich, daß er nichts weniger als reich ſei und es darum für ein ſchweres Unrecht halte, mich aus dem Ueberfluſſe zu locken und einem vielleicht dunkeln Schickſale Preis zu geben. Aber er bat mich auch, treu auszuharren und dem Baron ſtandhaft meine Hand zu verweigern. In ihm lebte die feſte Hoffnung, daß wenige Jahre unſerm Schickſale eine freundlichere Wendung geben würden, und darum beſchwor er mich, Muth zu faſſen, ihm treu zu bleiben und ſtets ſeiner unwandelbaren Liebe zu vertrauen.

Es verfloſſen nun einige trübſelige Wochen. Baron Neuhaus ſetzte trotz meiner entſchiedenen Kälte ſeine Bewerbungen fort und wahm meine Verſicherung, ich würde nie heirathen, mit ungläubigem Lächeln auf. Meine Mutter lag ſeit den heftigen Auftritten in der Familie krank. Die Greſtante kränkelte ebenfalls ſeit lange und verließ nie ihr abgelegenes Zimmer. Falk wurde in dieſer Zeit zu einem ehrenvollen Amte in der Schweiz berufen; und wir mußten ſcheiden ohne Abſchied. Der Gedanke, daß er nicht mehr mit mir an demſelben Orte, nicht mehr dieſelbe Luft athme, machte mich unausſprechlich muthlos. Er gibt mich auf, ſprach ich mißtrauiſch zu mir; er hat mich vergeſſen, ſonſt wäre er in der ſchrecklichen Prüfungszeit, die ich zu beſtehen, nicht fortgezogen. Er will mich lieber unglücklich ſehen, als daß ein Fleck an ſeiner Ehre hafte.

Die Krankheit meiner Mutter verſchlimmerte ſich täglich und ihre bisher unterdrückte Liebe zu mir brach in dieſen Leidenstagen wieder ſiegend hervor. Sie nannte mich wieder ihre geliebte Leonore, ließ mich im Gefühl der nahen ewigen Trennung wenig von ſich und verſprach mir ſogar bei dem ſtrengen Vater für mich und Falk zu bitten. Das that ſie auch wirklich; aber ſelbſt der Wunſch der ſterbenden Gattin vermochte nicht, ſein hochmüthiges ſtolzes Herz zu erweichen.

Dem Drange meiner Sehnſucht folgend hatte ich während der Krankheit meiner Mutter einmal an Falk geſchrieben, doch keine Antwort erfolgte. Es iſt gewiß, er hat Dich vergeſſen, flüſterte mein böſer Genius mir zu, er iſt ein Mann wie Alle, treulos, flatterhaft. Aber trotzdem wollte mein Herz ſeinen Glauben zu ihm nicht ſo ſchnell aufgeben.

Da wollte es ein unerforſchliches Geſchick, daß eine meiner früheren Geſpielinnen, die von einer Reiſe zurückkehrte, meinen früheren Lehrer in B. geſehen haben wollte. „Er führte eine junge ſchöne Dame," erzählte ſie arglos, „die er küßte und nach einem Reiſewagen führte, in welchem eine ältliche Frau ſaß. Als er ſie in den Wagen bob, küßte er ſie nochmals und bat ſie, ihm bald zu ſchreiben. Es war gewiß die Braut Deines ehemaligen Schuldesposten." Die gute ſchwatzhafte Anna hatte keine Ahnung, welchen Wintersſturm ſie durch ihre Erzählung in mir hervorbrachte, wie ſie mein Herz folterte. Als ſie fort war, warf ich mich ſchluchzend zur Erde und gab mich einem wilden, leidenſchaftlichen Schmerze hin. Ich dachte gar nicht an die Möglichkeit eines Irrthums, dachte gar nicht daran, Nachforſchungen anzuſtellen. Falk's Schweſter konnte es nicht ſein, weil dieſe zu weit entfernt lebte. Ach und ſpäter erfuhr ich, daß ſie es doch geweſen. Auch die Kunde, daß mein Vater meinen Brief an Falk unterſchlagen, erfuhr ich erſt, als es zu ſpät war. Wehe über meine unzeitige Eiferſucht, über mein Mißtrauen und meine maßloſe Heftigkeit; ſie legten den Grund zu meinem ſpätern maßloſen Unglück.

Nach einem ſchrecklichen Tage, dem eine ſchlafloſe Nacht folgte, trat ich bleich, mit kalten ſtarren Zügen vor meinen Vater und erklärte ihm, daß ich bereit ſei, Neuhaus meine Hand zu geben. Er war überraſcht und hocherfreut und bemerkte in der Freude über meine Sinnesänderung nicht einmal die Bläſſe meiner Wangen. Als Herr von Neuhaus mir ſeine Aufwartung machte, erklärte ich ruhig und kalt, ich wolle nach dem Wunſche meiner Eltern die Seinige werden, falls ihm noch daran gelegen, eine Frau zu beſitzen, die keine Liebe und Zuneigung zu ihm beſitze. Er war erbärmlich genug, darauf einzugehen.

Den Tag nach meiner Verlobung ſtarb meine Mutter, mich ſegnend und für das Opfer, das ich gebracht, dankend. Thränenlos ſtand ich in der Nacht einſam an ihrem Sarge und hatte keine andre Empfindung, als Ekel gegen das Leben, Haß gegen die Lebenden und Neid gegen die Todten. „Mutter," ſprach ich, ihre kalte Hand erfaſſend, „warum bin ich nicht ſtatt Deiner geſtorben? Mir ahnt es, ein harter Kampf ohne Sieg wird meine Zukunft ſein." Ich ſetzte die Lampe auf die Erde und verſank neben der Leiche in düſtre Träumereien. In meiner Seele leuchtete nicht das tröſtende Bild der Religion. Ich hatte weder wahren Glauben an Gott, noch Liebe zu ihm; und wurde von Zweifeln an Unſterblichkeit und dunkler Ahnung von etwas Höhern hin und her geriſſen. „Was iſt das Leben anders als ein Puppenſpiel," flüſterte ich, „Könige und Bettler wirft man nach beendetem Trauerſpiel in die Gerüll-

kammer." Die nächtliche Kühle erst weckte mich aus meinem finstern Brüten. Ich ergriff die Lampe und eilte schauernd nach meinem Zimmer.

Noch waren seit der Mutter Tode kaum acht Tage verstrichen, als auch die alte Fioretti, welche wie eine Klausnerin in ihrem Zimmer bisher noch vegetirt hatte, sich dem Tode näherte. Da sie Niemand anders um sich duldete, war ich nothgedrungen ihre Pflegerin. Bereits zu schwach, um selbst ihre Angelegenheiten zu besorgen, überließ sie das mir. Ich mußte Papiere und Briefe zusammen suchen und verbrennen, ohne daß ich sie hätte vorher lesen dürfen. Ihren reichen Schmuck ließ sie sich auf das Bett bringen, um sich noch einmal an den reichen Kleinodien zu ergötzen. Diese alte seltsame Frau liebäugelte noch im Angesicht des Todes mit dem Geschmeide.

„Nimm hin, Leonore," sagte sie endlich, indem sie das Kästchen wieder verschloß; „nimm hin, ich schenke Dir diese Schmuckſachen. Ich könnte zwar nicht sagen, daß ich Dich besonders liebte, aber Du stehst mir doch näher als Andere, weil Du mir so ähnlich bist. Auch ich war einst jung und schön."

Nach einer Weile fuhr sie plötzlich aus einem leisen Schlummer auf, gab mir den Schlüssel zu einem Wandschranke und ließ ein kleines Kästchen von Ebenholz herausnehmen und sich aufs Bett geben. „Schwöre mir, Leonore," sprach sie mit schwacher Stimme, „diese Fläschchen und dieses Pulver in den See zu werfen, wo er am tiefsten ist." Ich versprach es und fragte mit natürlicher Neugier: „was enthalten diese Gläschen?" „Hülfe gegen Feinde, Schlaf für Müde, Strafe für Treulose, Mittel Verläumdern den Mund zu schließen," murmelte sie, immer schwächer werdend. „Ach es ist also Gift!" rief ich leise schaudernd. Sie nickte wie im Traume mit dem Kopfe und begann wie im Delirium Allerlei ohne Zusammenhang durcheinander zu flüstern: „Cäsario, unser Bündniß ist gelöst — die Todten können nichts verrathen — schweig Andrea — Deine Pulver wirkten gut —". Sie hörte auf zu flüstern und versank in eine schlafähnliche Bewußtlosigkeit. Ich lief aus dem Zimmer und schickte nach dem Arzte. Dann versteckte ich das geheimnißvolle, dem Wasser geweihte Kästchen unter meinen zahlreichen Büchern.

Der Arzt fand die Fioretti dem Tode nahe. Das Bewußtsein kehrte nicht wieder. Er gab ihr nur noch einige Stunden zu leben. Wirklich starb sie auch, ruhig aus der Ohnmacht in den Tod gehend, noch selbe Nacht. Ihr Leben ist ein dunkles, ungelöstes Räthsel geblieben. Ich glaube aber, daß mehr als eine schwere Blutschuld auf ihrer Seele lastete.

Das Kästchen mit dem Gifte wollte ich, meinem Versprechen gemäß, in den Bodensee werfen, aber ich unterließ es. Ein seltsamer Zauber mußte in den unscheinbaren Glasbehältnissen liegen, denn ich vermochte es nicht, sie dem nassen Elemente zu überliefern. Eine Stimme aus der dunkelsten Region meiner Seele sagte mir: „Behalte das Gift für Dich! Nimm es selbst, sobald Du dieses elende Leben enden willst." Und ich folgte dieser Stimme. Es war meine erste schlechte That, der später andere folgten; denn das Böse wächst lawinenartig, wenn nicht edle, gewaltige Kräfte dagegen wirken.

Der sechste November des Jahres 17.. nahte heran. Es war mein Hochzeittag. An Falk hatte ich in kurzen, stolzen Worten die tiefe Kränkung geschrieben und ihm meine Verlobung gemeldet. Seine Antwort, die ich am Abende vor meiner Hochzeit erhielt, riß alle Wunden meines Herzens wieder auf und goß glühend Oel in die Flamme. Ernst, würdig, mitleidig und voll unterdrückter Liebe, aber auch vorwurfsvoll waren seine Worte. Ich erfuhr, daß ich auf Constantin's eigene Schwester eifersüchtig gewesen und daß er seit unserer Trennung keinen Brief von mir erhalten hatte. Seine gerechten Worte trafen wie Dolchstiche mein Herz. Die letzten Worte des Briefes waren: „Alles ist vorbei zwischen uns Beiden! So schriebst Du mir, Leonore! Ja, es ist so — durch Deine Schuld. Hätte uns nur ein widrig Geschick getrennt, so würden wir auch tausend Meilen von einander, geistig vereint geblieben sein. Du aber hast Dich durch schnödes Mißtrauen von mir geschieden. Wer mir nicht fest vertraut, kann mich auch nicht wahrhaft lieben. Lebe wohl! Gott möge Dich segnen. Du kränktest mich tief, aber ich verzeihe Dir und werde Deiner nie vergessen. O Leonore, Du bist unglücklich. Lasse das Unglück Deine Seele läutern, und nicht verdunkeln."

(Fortsetzung folgt.)

Der kaiserliche Palast in Peking.

In der letzten Nummer unserer Zeitschrift lieferten wir unsern Lesern in den „Chinesischen Spiegelbildern" eine Schilderung der jetzigen Zustände und Persönlichkeiten des „Himmlischen Reiches," das jetzt durch die Revolution wieder ein vielbesprochenes Land geworden. Wir vervollständigen diesen Bericht heute durch eine Abbildung des Kaiserlichen Palastes in Peking. Die Grundidee des Chinesischen Staates, die vollständigste Absonderung, macht sich auch in der Residenz des Beherrschers dieses Reiches geltend. Dieselbe ist mit keiner andern Fürstenwohnung zu vergleichen.

Man stelle sich einen viereckigen Raum von $2^3/_4$ Stunden im Umkreise (etwa so groß als Berlin) vor, der mitten in dem, den Treppen und den Beamten zur Wohnung angewiesenen Tartarenviertel Pekings liegt, welches selbst stundenweit von den Gebäuden der Hauptstadt eingeschlossen ist. Jenen Platz umgiebt eine 40 Fuß hohe Mauer, durch welche zwei geräumige Thore, welche zahlreiche Posten der Garden hüten, in die Vorhöfe führen. Nur speciell ermächtigte Personen und solche, welche unmittelbar zur kaiserlichen Hofhaltung gehören, oder Glieder der kaiserlichen Fa-

mille sind, dürfen es wagen, in diese Pforten einzugehen. In den Vorhöfen stehen die Paläste der Verwandten des Kaisers, der Minister und anderer, mit dem Monarchen in direktem Verkehr stehenden vornehmen Mandarinen und Hofbeamten; sie liegen zerstreut und sind mit Gartenanlagen anmuthig umgeben. In der Mitte aber erhebt sich ein zweites Mauer-Viereck mit Thoren, eine Stunde im Umkreise. Das ist die „verbotene oder heilige Mauer," und sie birgt den eigentlichen Aufenthalt des Monarchen; die vielen Privatpaläste des Kaisers und der Kaiserin. An ihnen hat die chinesische Architectur und Bildnerei ihre höchste Pracht und ihr größtes Geschick verschwendet. Sie haben dabei ein heiteres Ansehen; nicht den zumen, rauschende Springbrunnen und plätschernde Kaskaden, weidende Heerden und gezähmtes Wild bilden in diesem feenhaften Aufenthalte die passende Staffage. Aber zugänglich ist der Monarch Keinem der vielen Millionen, die seinem Scepter geborchen. Nur die Weiber und eine kleine Zahl vertrauter Genossen der Luft sind sein Umgang; er erfährt von dem, was in seinem Reiche vorgeht, nur so viel, als die Minister für unumgänglich nöthig erachten, und dies Wenige ist nie die Wahrheit. Es scheint in der That auch überflüssig; denn wo, wie in China, die Regierungskunst nichts weiter ist, als eine Maschine, welcher die Nothwendigkeit die unveränderliche Bewegung verleiht, kann jede eigenwillige Kraftäußerung des Monarchen

Der kaiserliche Palast in Peking.

rückstoßenden Ernst der meisten Königsschlösser in den europäischen Ländern. Hinter den Palästen strecken sich die kaiserlichen Lustgärten wohl eine Meile weit aus. Anlagen, die Alles übertreffen, was die englische Landschaftsgärtnerei Schönes hervorgebracht hat. Die reizendste Abwechselung von Berg und Thal, Schlucht und Felsen, Seen, fließenden und stürzenden Wässern, Stegen und Brücken, Wäldern, Obstpflanzungen und Wiesengründen bereiten dem Auge bei jedem Schritte ein anderes schöneres Landschaftsbild. Geschmackvolle Sommerschlößchen, an deren schimmernden, weit überspringenden Dächern sorgfältig gestimmte Glöckchen, vom Winde bewegt, liebliche Weisen in endloser Mannichfaltigkeit spielen, Tempel, Thürmchen von Porzellan, kleine Meiereien, Lauben und Schattengänge aller Form nur störend auf ihr Getriebe wirken. Daher spart man auch des Kaisers eignes Regierungswirken nur für außerordentliche Gelegenheiten und Fälle auf.

Wie lange werden alle diese Herrlichkeiten des jetzigen Kaisers bleiben? Wie lange werden Sr. himmlische Majestät mit dero hohen Gemahlin in den Gärten des Palastes noch „Haschens" spielen? Schon jetzt, wo wir diese Zeilen schreiben, findet der Kaiser keine Generale mehr, die seine Truppen gegen die Rebellen zu führen wagen; wenn er ausreitet, lauern Meuchelmörder und vielleicht in der nächsten Nummer bereits können wir unsern Lesern die Nachricht mittheilen, daß sich die Thore des herrlichen Palastes in Peking dem zoylosen Gegenkaiser geöffnet haben.

Drei deutsche Dichter.

Privatangelegenheiten, nebenbei auch der heimliche Drang, mir das Dresdner Hof- und Residenzleben genauer, als auf flüchtigen Durchreisen, anzusehen, bestimmten mich im Herbst des Jahres 1836, meinen Wohnsitz auf ein halbes Jährchen nach dem lieblichen „Elbflorenz," mit welchem Namen Dresden schon damals kokettirte, zu verlegen. Der Landtag war um jene Zeit gerade versammelt, unter dessen Mitgliedern ich zwei Freunde, Todt und von Dieskau, zählte; auch wußte ich, daß Julius Mosen, einer unserer reichbegabtesten, deutschesten Dichter, mir seit einer Reihe von Jahren lieb und vertraut, in Dresden wohnte, und so war ich gleich für den Anfang meines Aufenthaltes nicht in Verlegenheit, erst nach befreundeten und gleichgestimmten Herzen suchen zu müssen.

Vor Allem lag mir aber daran, die beiden Dichtergreise, die damals in Dresden lebten, Tieck und Tiedge, näher kennen zu lernen, von denen ich den letztgenannten einige Jahre früher (1829) in Leipzig zu sprechen Gelegenheit fand. Obschon ich damals nur wenige Stunden mit dem „Sänger der Urania" zusammen gewesen, so empfing er mich doch, als ich ihn jetzt aufsuchte, mit einer so wohlwollenden Herzlichkeit, als wären wir schon seit langer Zeit befreundet. Er bewohnte — irre ich nicht, bis an sein Ende — die Räume, in welchen seine im Jahre 1833 entschlafene Freundin, die fromme Dichterin Elisa von der Recke, gewaltet hatte und noch heute sehe ich die gebeugte Gestalt mit den mildfreundlichen dunkelblauen Augen sich auf dem Drehsessel nach dem Eintretenden hinwenden und ihm gütig die Hand zum Willkommen entgegenstrecken. Von der Tapete des Zimmers war kaum etwas zu sehen, so dicht hingen rings an den Wänden Bild an Bild, alles Portraits unserer bekanntesten Dichter und Schriftsteller, meist in Oelgemälden, von Klopstock, Göckingk, Gleim und der Karschin herab bis auf Matthiß, den der Tod auch kurz vorher abgerufen; da schauten sie herab, die Heroen im Reiche der Geister, und es war mir oft, als sähe ich sie herniedersteigen aus ihren goldenen Rahmen in die Mitte dieses heiligen Tempels, wenn der greise Tiedge, von Erinnerungen aus längst verrauschten Jahren erfaßt, über seinen Aufenthalt in Löbichau oder von dem Zusammenleben mit diesem oder jenem Großgeist unseres Volkes erzählte und dann auf seinem Sessel nach der Seite der Wand sich hinwendete oder mit der zitternden Hand und den Worten: „der dort" nach dem Bilde hinzeigte, das ihm die Züge des Geliebten von Neuem vor das Auge der Seele rief.

Tiedge zählte zu jener Zeit 84 Jahre, aber außer der gichtischen Lähmung seiner Füße und den wenigen weißen Kopfhaaren, die nur kümmerlich sein Hinterhaupt deckten, verrieth nichts solch hohes Greisenalter; das Auge war frisch und freundlich, der Geist ungetrübt und lebendig, ja selbst das Gedächtniß noch wacker und treu. Dabei war sein ganzes Wesen voll Güte und Wohlwollen; ich glaube, er fühlte sich glücklich, wenn er einem Dritten eine Gefälligkeit erweisen konnte. Auch nahm er noch lebendigen Antheil an allen neuen die Zeit bewegenden Richtungen, ja er dünkte sich ein ganzer Liberaler (hier war er wohl von Maltitz angesteckt worden), weil er im Jahre 1832 in seinen „Wanderungen durch den Markt des Lebens" im ernsten Rückblick auf die Reihe von Jahren, die an ihm vorübergegangen, die Erscheinungen der Vergangenheit und Gegenwart auf dem Felde der Politik und Literatur poetisch, aber vom freisinnigen Standpunkte aus besprochen und dabei Lorbeer- und Dornenkränze (letztere mit gemüthlich zahmer Satyre) vertheilt hatte. Gar häufig brachte er bei meinen Besuchen das Gespräch auf diese „Wanderungen" und las mir einzelne Stellen aus denselben vor. Im Jahre 1837 sah ich ihn zum letzten Male; als ich später wieder nach Dresden kam, konnte ich nur sein prunkloses Grab besuchen.

Einen durchaus andern Eindruck machte Ludwig Tieck auf mich. Julius Mosen führte mich bei ihm ein. Auch Tieck nahm mich mit zuvorkommendem Wohlwollen auf, aber der ganze Empfang hatte mehr Ceremonielles, ich möchte sagen Hofmännisches, was ich jedoch keineswegs auffallend fand, denn ich durfte füglich nicht verlangen, daß Tieck die wenigen historischen Schriften, die ich veröffentlicht, gelesen, noch weniger, daß sie ihm gefallen hatten. Dennoch war er so freundlich, mich einzuladen, an einem der nächsten Abende eine seiner berühmten Vorlesungen mit anzuhören. Diese Erlaubniß ward später auf alle die bestimmten Abende ausgedehnt, an welchen Tieck einen gewählten Cirkel um sich versammelte und denselben durch seine herrlichen Vorlesungen unterhielt. Es ist von kundigeren Federn bereits so viel über diese Tieck'schen Abendunterhaltungen geschrieben worden, daß ich mich kurz darüber fassen kann. Wie andere Menschen zur Erholung spazieren gehen, um Kraft zu neuem Tagewerk zu schöpfen, so brauchte Tieck das Mittel des Vorlesens zu dieser Erholung, und obschon er damals im 63. Lebensjahre stand, so konnte man doch nach oft dreistündigem Vorlesen nicht die geringste Ermattung an ihm wahrnehmen. Sein Vortrag war vortrefflich (namentlich im Lustspiel) und hierin ist ihm bis jetzt kein Zweiter gleichgekommen, nicht Holtei, nicht Richard Schramm, von Heinrich Laube zu schweigen, der auch einmal den unglücklichen Versuch des Vorlesens riskirte. Shakespeare, Holberg, Göthe, Goldoni waren fast ausschließlich die Dichter, welche Tieck zu diesen Vorlesungen benutzte, obwohl auch einmal während meiner Anwesenheit in Dresden Herr Johannes Minkwitz mit einer seiner griechischen Uebersetzungen zu der unverdienten Ehre gelangte. Die Ruhe, die während dieser Vorlesungen herrschte, grenzte an's Fabelhafte und wehe dem Armen, den vielleicht ein leises Niesen oder Hüsteln dabei anwandelte — die Blicke aller Anwesenden richteten sich indignirt auf den Unglücklichen, der vergebens nach einem Auge suchte,

welches ihm bedauerndes Mitleid zu erkennen gäbe. Oft, ja gewöhnlich machte Tieck am geeigneten Orte eine Pause, während welcher Thee und Backwerk herumgegeben und von den meisten Anwesenden sich angestrengt wurde, geistreich zu erscheinen. Dieses Haschen nach prägnanten Gedanken, nach genialen Schlagworten schien namentlich bei einigen Damen zum guten Ton dieser Gesellschaft zu gehören, war aber um so widerlicher, als es einen so geistvollen Mann, wie doch Tieck unzweifelhaft war, nöthigte, dieses traurige Gewäsch mit anzuhören. — Nach beendigter Vorlesung mußte Tieck regelmäßig fade Lobhudeleien hinnehmen, die mit obligaten Küssen auf seine Wangen oder Hände begleitet waren und ebenfalls zumeist von Damen ausgingen,, welche die ersten Jugendthorheiten überwunden hatten. Fern sei es jedoch von mir, dieses vielleicht zu harte Urtheil über alle derartigen Abende im Tieck'schen Hause auszusprechen; es gab deren viele, die durch ernstes, würdiges Gespräch, wie durch die feinen Witzfunken, mit welchen der gefeierte Dichter die Unterhaltungen zu beleben wußte, die schönste und ungetrübteste Erinnerung in mir zurückgelassen haben.

Soll ich noch von Tieck's Aeußerem sprechen? Auch ihn hatte die Gicht (ich glaube bereits seit 1806, wie er mir einmal sagte) den Körper gekrümmt und das Gehen erschwert; dagegen war sein Kopf einer der prächtigsten von allen — den Thorwaldsen's vielleicht ausgenommen — die ich je gesehen habe. Auf dieser hohen Stirne thronten die reichen, geistvollen Gedanken; dies dunkle Auge, das mit ruhigem, würdevollem Ernste um sich schaute, verrieth das innere Feuer wahrer Begeisterung, wenn der Dichter beim Vorlesen an eine seiner Lieblingsstellen gelangte; Nase und Mund — Alles war schön und harmonisch an diesem Muster eines Kopfes! —

Auch Tieck hatte sich, wie sein Meister Göthe, in eine Welt des Edlen und Schönen zurückgezogen, aus welcher er sich nicht gern herausziehen ließ; hiervon nur ein Beispiel.

Eines Abends rief mich Julius Rosen aus dem Theater ab und theilte mir mit, daß ich ihm sogleich folgen müsse, um eine interessante Bekanntschaft zu machen. Unterwegs entnahmen wir aus einer Weinhandlung einige Flaschen edlen Rheinweins und so stieg ich denn, in gleicher Weise wie Rosen mit süßem Stoff beladen, aber ungewiß der Dinge, die da kommen sollten, die Treppen hinauf, die nach des Freundes bescheidenem Zimmer führten. Dort harrte unserer ein lieber Gast, Hoffmann von Fallersleben, der, eben von einer Reise durch Belgien und die Niederlande zurückgekehrt, einige Tage in Dresden verweilen wollte. Bis in die Nacht hinein saßen wir beim blinkenden Rebensaft im trauten Gespräch, das namentlich durch Hoffmann's sprudelnden Witz und durch Mittheilung der Schätze, die er auf seiner Reise gesammelt (altdeutsche Volkslieder und Sagen), in lebendigen Fluthen auf und nieder wogte. Hoffmann ist ein deutscher, biederer Charakter, der das Herz immer auf der Zunge hat, anspruchslos und bescheiden, obschon er Tüchtiges, namentlich im Fache der altdeutschen Literatur, zu Tage gefördert, dabei ein Volksdichter in des Wortes edelster Bedeutung; er wollte gern Tieck persönlich kennen lernen und ich versprach sogleich, ihn an einem der nächsten Tage dort einzuführen. Da Tieck sich früher viel mit altdeutscher Literatur beschäftigt — er hatte ja selbst die „Minnelieder aus dem schwäbischen Zeitalter," die „Genoveva," den „Kaiser Octavianus," „Ulrich's von Lichtenstein Frauendienste," das „Altdeutsche Theater" ꝛc. herausgegeben — so glaubte ich, daß beide Männer, von gleichem Streben beseelt, die reichen Schätze unserer vaterländischen Literatur wieder zum Gemeingut des Volkes zu machen, bei persönlicher Bekanntschaft manchen Anknüpfungspunkt finden würden, der gegenseitig fördernd und anregend wirken könne. Nun war aber Hoffmann leider ein Tourist nach der alten Schule; er legte seine Reisen meist zu Fuß zurück, führte keinen pariser Hut bei sich und gab, wenigstens damals, nicht allzuviel auf feine Toilette; sein Haupthaar war während seiner jüngsten Tour etwas länger gewachsen, als es der Modeschnitt gut hieß und wallte frei über den Nacken bis an die Schultern. Ein Dichter — so wähnte ich — würde bei einem andern Dichter weniger auf diese Außenwerke sehen und nur die innern Werke würdigen. Getrost ließ ich daher mit Hoffmann in das Eckhaus am Altmarkt, in Tieck's ostbeschriebene Wohnung. Nach den ersten formellen Begrüßungen lenkte sich das Gespräch natürlich schnell auf altdeutsche Dichtkunst und Hoffmann, offen und rücksichtslos wie immer, machte den Altmeister Tieck ohne große Entschuldigungen auf einige Schönheiten der alten Volkssage aufmerksam, die Tieck bei seiner Bearbeitung übersehen habe. Bald darauf ward das Gespräch abgebrochen und wir entfernten uns nach einem Anfenthalte von kaum zehn Minuten. Als ich einige Tage später wieder zu Tieck kam und die Unterhaltung auf Hoffmann von Fallersleben brachte, äußerte er unumwunden: „ich war froh, als er fort war; die ganze Erscheinung gemahnt mich an die Zeit der alten Studenten von 1816—18 und ist mir zuwider." Ich schwieg, nahm mir aber vor, mit derartigen Einführungen fortan etwas vorsichtiger zu sein.

Wir kamen bald darauf auseinander. Eines Abends, nachdem Tieck ein Lustspiel von Goldoni entzückend vorgelesen, wendete sich das Gespräch auf italische Literatur und ich staunte ein wenig über die Naivetät, mit welcher sich einige der anwesenden Damen über Boccaccio's Decamerone äußerten. Um die Unterhaltung von diesem zarten Gegenstande abzulenken, frug ich Tieck nach seinem Urtheil über Alfieri, dessen Werke gerade um jene Zeit in Italien wieder große Theilnahme gefunden hatten. Tieck gab die kurze Antwort: „Alfieri ist Republikaner und mir ein Gräuel!" — Dies wollte mir nicht genügen und so bat ich um Erläuterung, die vielleicht nicht ganz passenden Worte hinzufügend: „Nach meinem Dafürhalten kommt bei Beurtheilung eines Dichters dessen politische Gesinnung nicht in Betracht, und ich würde in gleicher Weise entschieden entgegentreten, wenn Jemand die Behauptung aufstellte: Herr Hofrath Tieck ist kein Dichter, denn er ist Aristokrat!" — Die übrige Gesellschaft schaute mit staunenden Blicken auf den kecken Oppo-

nenten, zu welchem Tieck, ohne eine Antwort abzuwarten, nur noch die Worte sprach: „Wer sagt Ihnen, daß ich Aristokrat sei?“ — Darauf wendete er sich von mir ab und warf im Allgemeinen noch einige Bemerkungen über italiänisches Leben und Dichten hin.

Beim Heimgehen lachte mir Mosen in's Gesicht. „Narr,“ rief er mir zu, „wie willst Du wieder gut machen, was Du heute gesündigt? Diese Art des Widerspruchs wird Dir nimmer vergeben!“ Ich theilte seine Befürchtung nicht, er hatte aber Recht. Von diesem Tage an erhielt ich keine neue Einladung zu den Tieck'schen Cirkeln; ich selbst war aber damals zu störrisch, um einen neuen Anknüpfungspunkt zu suchen und so hatte ich mich durch meine offene Entgegnung eines Genusses beraubt, dessen ich mich jetzt nach achtzehn Jahren noch mit hoher Freude erinnere.

E. B.

Aus der Gewerbswelt.

Mitgetheilt von **Friedrich Georg Wieck.**

Die thüringische Gewerbeausstellung auf Schloß Friedenstein in Gotha.

II.

Wir haben in unserm Artikel in Nummer 39 einen Blick im Geiste aus den Fenstern des Schlosses Friedenstein in Gotha auf das herrliche Thüringen rings umher geworfen und einige leichte Andeutungen über dessen Gewerbsentwicklung gegeben. Heute wollen wir die inneren Räume des Schlosses rasch durchwandern und uns die ausgestellten Leistungen der thüringischen Gewerbsthätigkeit im Fluge betrachten. Denn es fehlt uns an Raum zu Mehrerem, wie es überhaupt trotz Kristallpalästen an Raum fehlt, die volle reiche Industrie in allen ihren unendlichen Verzweigungen und Kundgebungen in einer bestimmten übersichtlichen Begränzung zur Anschauung zu bringen. Man hat zu dem Ende Industrie- oder Gewerbausstellungen in's Leben gerufen. Aber selbst die größte Ausstellung, welche noch je dagewesen ist, nämlich in London, ließ noch sehr viel zu wünschen übrig. Für den Kundigen hatte sie große Lücken. Mögen sich daher alle Unternehmer kleinerer Gewerbausstellungen über mangelhafte Vertretung mancher Gewerbszweige in ihrem Bereich trösten, wie wir uns trösten müssen, daß wir nur wenige Worte über die Ausstellung selbst sagen können, während wir viele Bogen darüber schreiben möchten.

Die erste thüringische Gewerbeausstellung in Gotha, abgehalten in den Monaten August und September dieses Jahres, ist als das erste Unternehmen seiner Art und trotz der Schwierigkeiten, die sich seiner Ausführung entgegenstellten, und der kleinen Mängel, als gelungen zu bezeichnen. Jene Schwierigkeiten lagen zum Theil in der Neuheit des Unternehmens und in den verschiedenen politischen Gränzen Thüringens, wodurch die Auffindung eines Mittelpunktes für die Aufstellung erschwert wurde. Die Mängel fanden statt, wie mehr und minder bei allen Ausstellungen, in der Vertretung mehrer wichtigen Gewerbszweige. —

Wenn es Goburg-Gotha gelang — begünstigt durch die Schwerkraft der ersten Idee, durch herrliche Räumlichkeiten, dargeboten durch herzogliche Hochsinnigkeit, durch auffordende Hingebung der Ausstellungskommission und besonders ihres Präsidenten des Regierungsassessors Müller — in Gotha, die Blüthe der Leistungen thüringischen Kunst- und Gewerbfleißes auf dem Schlosse Friedenstein zu entfalten, so muß auf's Lebhafteste anerkannt werden, daß die hohen Regierungen der mit in die Ausstellung hereingezogenen Gebietstheile Thüringens und einiger angränzenden Länder das Unternehmen thatkräftig förderten. Wäre dies nicht geschehen, so hätte nicht im Entferntesten ein Ergebniß erreicht werden können, wie es erreicht worden ist, indem fast Tausend Aussteller erschienen sind.

Die Länder, welche sich an der thüringischen Ausstellung mehr oder minder betheiligten, sind: die königl. preußischen Regierungsbezirke Erfurt und Merseburg bis zur Saale und Elster, jedoch Halle mit eingeschlossen, der kurfürstlich hessische Kreis Schmalkalden, das Großherzogthum Sachsen-Weimar-Eisenach, die Herzogthümer Sachsen-Coburg-Gotha, Sachsen-Meiningen und Sachsen-Altenburg, die Fürstenthümer Schwarzburg-Sondershausen und Schwarzburg-Rudolstadt, endlich die Fürstenthümer Reuß.

Wir wollen anderen Blättern die streng statistische Richtung der Aussteller nach Land und Gewerbsfächern überlassen. Auch wollen wir uns nicht vertiefen in die Aufzählung der 24 Waarenklassen, in welche die Ausstellung systematisch getheilt war.

Nichts, geliebte Leser, ist für einen gewerblichen Schriftsteller langweiliger, als das Aufzählen von Waaren, ohne sie vorzeigen, verbildlichen, oder wenigstens doch genau beschreiben zu können.

Solche Aufzählung ist aber noch viel langweiliger zu hören. Waaren muß man sehen, anfassen, in Fällen sogar riechen und schmecken können. Da aber in der Regel in den Gewerbausstellungen überall angeschrieben steht, daß man die ausgestellten Gegenstände nicht berühren dürfe, des Probierens ganz und gar zu geschweigen, so haben für den raschen Besucher solche Gegenstände vorzugsweise Bedeutung, welche sich durch Form und Farbe bemerklich machen.

Umgekehrt ist es mit dem, der eine Ausstellung in Worten schildern soll. Er kann die Pracht der Far-

ben nicht malen, die schönen Muster und Formen nicht hinstellen und ausprägen. Das Alles muß gesehen werden. Was aber ein gewerblicher Schriftsteller vermag, das ist: unterrichten von den Quellen der Erzeugnisse, erzählen von den Bevölkerungen, die sich nähren gut oder böse von der Arbeit, die da prangt und prunkt in reichen Sälen und auf vollen Tischen. — Hinweisen kann er ferner auf Vorzüge und Mängel ganzer Gewerbsbetriebe, während er sich wohl zu hüten hat, den einzelnen Gewerbsmann oder Fabrikanten öffentlich zu tadeln, denn dieser ist kein Künstler auf den Bretern. Ihn tadeln die Käufer, oder vielmehr seine Waare, wenn sie es verdient, und sind nicht gewohnt ihn zu schmeicheln, wenn sie wirklich kaufen wollen. Denn bekanntlich lobt nur derjenige die Waare, der sie nicht zu kaufen Lust hat.

Nein! wohlwollender Leser, der Du schon so viele Rücksicht gegen einen etwas ernst beginnenden gewerblichen Aufsatz geübt und bis hierher gelesen hast, nicht will ich Deine Geduld mit Herrechnung von allerlei Waarennamen länger auf die Probe stellen, oder etwa gar bei einer holden Leserin den Wunsch nach dem Besitze herrlicher Zeuge und Geräthe durch begeisterte Schilderung anregen, ohne ihn befriedigen zu können. Freilich muß zugestanden werden, daß bei der Schilderung weniger Gefahr ist, als beim Anschauen der Sache selbst. Diese Gefahr wünschte aber der Aussteller herbeizuführen. Sein Wunsch ist zum Ankauf seiner Waare zu verführen. Er ist bereit, in jedem Augenblicke alle Wünsche zu befriedigen, natürlich gegen Entschädigung; ohne die aber auch der Kunstfleiß, und die Kunst, ja selbst die Wissenschaft nichts vollbringen können. Denn – wir wollen leben, wir wollen behaglich leben, wir wollen rühmlich leben. Eine Gewerbeausstellung ruft uns diese Lebenswünsche in tausend und aber tausend Ausdrucksweisen zu! — Es kommt nicht darauf an, ob die Ausstellung groß oder klein ist: überall sehen wir Waaren für den nothwendigsten Lebensbedarf, Gegenstände für den verfeinerten Lebensgenuß und endlich Geräthe, Werkzeuge, Waffen und Instrumente, dem Dienst der Kunst und Wissenschaft gewidmet, wodurch man Ansehen und Ruhm gewinnt. Die gewerbliche Schaustellung in Gotha war, unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, nicht minder belehrend und anregend als die Weltausstellung in London und für den eifrigen Freund deutscher Industrie jedenfalls erfreulicher. Denn er fühlte sich hier nicht so beengt von der überschwenglichen Fülle englischer und französischer Waaren, die sich alle Mühe geben, um mit ihnen ihre Freunde in Deutschland, die vaterländische Industrie zu überwuchern.

In etwa 30 Räumen im zweiten und dritten Stockwerk und im Erdgeschoß des Schlosses waren die verschiedenen eingesandten Gewerbsgegenstände begünstigt von dem trefflich einfallenden Licht der Korridorfenster ausgestellt. Nach Ersteigung von 3 Treppen trat man zuerst in ein Zimmer, angefüllt mit den Erzeugnissen der Gerberei, Sattlerei und Riemerei; und in den Stuben neben an breiteten sich die Luxusleder, die Tischler- und Tapezierarbeiten aus, worunter sich die Altenburger Geschirre, das Geraische Schuhmacherleder, Halle'sche Sättel, Mühlhausener bunte Leder und Erfurter Möbel und Pergamente auszeichneten. Die Luxus-Korbwaaren wetteifern mit denen von Berlin und Leipzig. Ueberrascht ist man von der Wohlfeilheit der kleinen Korbwaarenartikel, wie sie von der Bevölkerung von Kleinschmalkalden und Umgegend gefertigt werden.

Die nun folgende Gallerie breitet die Rohstoffe, welche zur Weiterverarbeitung, zur Verzierung und zur Nahrung dienen vor uns aus. Thüringen besitzt schönen Braunstein, Kobalt und Spießglanzerz, außer trefflichen Eisenerzen und werthvollen sonstigen Mineralien, welche noch einer größeren Verwerthung fähig sind, wenn mehr Kapitalien, Maschinen und Kohlen dem Gewerbsfleiße zugeführt werden, als es bis jetzt noch der Fall ist. Schwerspath und Flußspath sind belangreiche Erzeugnisse der Gruben. Wo das Innere der Erde reich ist, fehlt es nicht an Chemikalien, an Farben, Cementen, Salzen und Säuren ꝛc. Von allem Diesem sah man hübsche Muster. Ferner von den altberühmten Thüringen Handelsfämereien, von denen sich frisch kräftig entwickeln Flachsbau nach belgischem Verfahren, von Kartoffelfabrikaten aus Langensalza, Stärkewaaren aus Halle, Grauwen aus Erfurt, Leim aus Mühlhausen. Die bedeutende Wurstfabrikation zu Gotha und Waltershausen war wenigstens vertreten. Mit ihr der thüringische Wein, der mir nicht so gut schmeckt, als das helle kräftige Thüringer Bier. Die unvermeidlichen Cigarren hatten ebenfalls in Havannakisten Platz genommen.

Durch die Erfrischungshalle, deren gute und billige Bewirthung rühmlich anzuerkennen ist, begab man sich in's zweite Geschoß hinunter und begegnete dort zunächst den wissenschaftlichen Instrumenten, in denen Erfurt, Jena, Halle den Vortritt nahmen. Hier sah man u. A. die trefflichen Karten und Werke, so wie die galvanoplastischen Platten der geographischen Anstalt in Gotha. Hier lassen die bedeutendsten Kupferstecher Deutschlands ihre Platten galvanoplastiren. Ein Reliefglobus von seltener Größe aus Schmalkalden erregte gerechte Bewunderung. Die ausgestellten Blech- und Holzblasinstrumente aus mehreren Orten ermuntern die Musikinstrumenten-Fabrikation des sächsischen Voigtlandes zum Fortschritt, wie die starke Fabrikation von Pianofortes in Gotha, Saalfeld, Erfurt, Zeitz, Weimar die Leipziger zur — Aufmerksamkeit auffordert. Sie hatten sich neben den Waffen hingestellt, jenem uralten Gewerbe von Suhl, in früheren Zeiten die Rüstkammer von Deutschland. Zu wahren hat sich dasselbe jetzt gegen das Zu- und Ausland. Zella und Schmalkalden liefern ans Fabriken vorzügliche Waaren. Im Sömmerda streckten sich die Zündnadelstinten entgegen. Zwei ähnliche Fabriken legt der preußische Staat im Norden und Osten an. Anderdem concurrirt Lüttich.

Eine schöne Fabrikation Thüringens ist die des glatten, gemalten und vergoldeten Porzellans. Sie hatte sich aus Gotha, Elgersburg, Ohrdruf, Plaue bei Arnstadt, Pößneck, in den nun folgenden Zimmern ausgebreitet. Mit ihrer Vertretung konnte man zufrieden sein. Bezeichnend — auch hier — ist die Zunahme von Terra-Cotta-Waaren, farbige Thonwaa-

ren mit mannichfaltiger Verzierung und Glasur, in Deutschland als freies Gewerbe. Der innungsmäßigen Töpferei bleibt das allerschlechteste Geschirr, wenn sie sich nicht in einzelnen ihrer Genossen erhebt.

Die Thonwaaren von Erfurt, Kahla, Eisenach, zeigten offenbaren Fortschritt auch im Geschmack. Groß ist hier noch das Feld der Bearbeitung.

Neben den Porzellan- und Irdenwaaren sah man die Gläser schwach vertreten. Hübsches Tafelglas, ordinäres Hohlglas, aber Nichts von Kristallglas mit Schliff und Verzierung! Hat Thüringen darauf verzichtet, mit Böhmen, Schlesien, selbst Baiern zu wetteifern? Selbst die Glasperlen und Glasbläsereien des Thüringer Waldes hatten sich versteckt gehalten. Warum? Weil sie sich auf dem Augustusplatz in Leipzig ausbreiten? —

Man kann es nicht gut begreifen, warum die Glasfabrikation in Thüringen sich in so enge Schranken hält? Fortschritt ankündigend zeigten sich die Tafelglaswaaren von Dietharz, die Hohlglaswaaren von Gehlberg.

Blätter und Blüthen.

Sympathien und Antipathien. Daß der menschliche Körper seiner Organisation zufolge durch anscheinend leichte, ja fast unbemerkbare Eindrücke große Veränderungen erleiden kann, ist eine bekannte, wiewohl in vielen Fällen noch durchaus nicht erklärte Thatsache. Wenn man plötzlich in den hellen Sonnenschein tritt, so wird zuweilen augenblicklich jene heftige Erschütterung veranlaßt, welche wir Niesen nennen. Das Heruntersehen von einer steilen Höhe macht den Kopf schwindlig; wer lange in einen Strudel blickt, läuft Gefahr hineinzufallen, und wenn man auf einem segelnden Schiffe stehend die Augen auf das Wasser heftet, so stellt sich bald Erbrechen ein. So wie Kitzeln mit einem Strohhalm an der Nase zum Niesen reizt, so werden bei einem schrillenden, krazenden Geräusch oft die Zähne stumpf, ja man hat Personen gekannt, denen das Zahnfleisch zu bluten anfing, wenn sie ein Messer wetzen hörten. Ein Freund von uns hat eine Dame gekannt, die bei dem Schall einer Klingel allemal ohnmächtig ward und dann einige Minuten lang wie todt dalag. Krämpfe, besonders bei Frauen, stecken oft durch den bloßen Anblick an, und daß krankhafte Körper Einwirkungen ausgesetzt sind, welche gesunde unberührt lassen, geht daraus hervor, daß die feinen Düfte, welche vor der Aenderung des Wetters in der Luft schwimmen, von Leuten, die mit alten Wundschäden behaftet sind, deutlich empfunden werden, aber blos an den krankhaften Stellen. Wie Viele giebt es, denen es übel wird, wenn sie beim Fahren rückwärts sitzen, und wie viele Andere, denen der Geruch des Moschus, den Manche so gern haben, unausstehlich ist.

Abgesehen von diesen Antipathien aber, welche einer großen Anzahl Menschen eigen sind, giebt es noch andere, die nur höchst vereinzelt vorkommen und manchmal sonderbar genug sind.

So pflegte zum Beispiel der Cardinal Olivierius Caraffa während der Zeit, wo die Rosen blühen, sich, weil der Duft derselben ihm Ohnmachten zuzog, in sein Zimmer einzuschließen und Niemand, der eine Rose an sich trug, durfte seinen Palast betreten, noch viel weniger in seine unmittelbare Nähe kommen. — Johannes Guerreto, Secretär des Königs Franz I. von Frankreich, mußte sich die Nasenlöcher mit Brod zustopfen, so oft Aepfel auf der Tafel erschienen, deren Geruch er so wenig ertragen konnte, daß wenn man ihm einen Apfel dicht unter die Nase hielt, diese anfing zu bluten. — In einer uns genau bekannten Familie befand sich noch vor wenigen Jahren ein Knabe — er starb später — der nichts Gekochtes oder Gebratenes essen konnte, sondern sich mit Brod, Obst und Milch begnügte; auch konnte er nicht feineres oder weißes Brod essen, sondern blos von Schwarzmehl gebackenes. Im Winter aß er gedörrte Aepfel, Birnen, Kirschen, Nüsse u. s. w.; seine Milch mußte ebenfalls kalt sein, denn er konnte einmal nichts Heißes oder Warmes essen. Zuweilen genoß er auch ein Ei, aber dann schwollen ihm allemal die Lippen auf, sein Gesicht bekam purpurrothe und schwarze Flecken und es trat ihm Schaum vor den Mund, gerade als ob er Gift genossen hätte.

In einem alten Schriftsteller lesen wir von der unglaublichen Antipathie eines vornehmen Herrn, welcher es nicht ertragen konnte, wenn ihn ein altes Weib anfaß, und als seine Freunde, um sich einen Scherz zu machen, ihn einmal unvermuthet in die Nähe einer antiquirten Schönheit brachten, stürzte er zu Boden und gab auf der Stelle den Geist auf. Vielleicht wäre ein Wiederbelebungsversuch mit einem jungen schönen Mädchen nicht ganz erfolglos gewesen.

Die Katzen haben das Unglück, Gegenstand der Antipathie vieler Menschen zu sein. Ein sehr guter Freund von uns, der sonst durchaus kein Feigling ist und wenn es sein müßte, mit einem Löwen anbinden würde, kann in keinem Zimmer bleiben, in welchem sich eine Katze befindet. Neulich besuchten wir zusammen einen Bekannten, der uns zu Tische gebeten hatte. Kaum hatten wir uns gesetzt, so ward mein Freund unruhig, schnüffelte in der Luft herum, sprang plötzlich auf und erklärte, es müsse eine Katze im Zimmer sein. Und so war es auch. Unser Bekannter, der diese Antipathie zeither immer für Ziererei oder Selbsttäuschung gehalten, hatte, um unsern Freund auf die Probe zu stellen, ohne einem Menschen etwas zu sagen, ein Kätzchen in einen Wandschrank eingesperrt.

Noch verbreiteter als gegen die Katzen ist die Antipathie gegen Spinnen, in Bezug worauf wir selbst

vor einiger Zeit ein merkwürdiges Beispiel erlebten. Wir befanden uns in einer Gesellschaft sehr gebildeter und gelehrter Leute und das Gespräch kam zufällig auch auf das Kapitel der Antipathien. Mehrere stellten die Wirklichkeit derselben in Abrede, erfuhren aber entschiedenen Widerspruch von Seiten eines jungen Mannes von der Insel Barbados, der gegenwärtig auf einer deutschen Universität seine Studien macht. Er erklärte, daß er selbst gegen Spinnen eine unüberwindliche Antipathie besitze, was wohl mit darin seinen Grund habe, daß in seinem Geburtslande, der Insel Barbados, die größten und häßlichsten Spinnen gefunden werden. Einer der mit anwesenden Herren kam auf den Einfall, im Beisein des Herrn Natthew — so heißt der junge Insulaner — eine Spinne von schwarzem Wachs zu fertigen, um zu versuchen, ob diese Antipathie blos bei dem Anblick des wirklichen Insekts zum Vorschein käme. Er ging deshalb aus dem Zimmer und kam mit einem Stück schwarzen Wachses in der geschlossenen Hand zurück. Matthew, der sonst ein sehr sanfter und liebenswürdiger junger Mann ist, ergriff, in der Meinung, daß der Herr wirklich eine Spinne in der Hand habe, sofort ein auf dem Tische liegendes Messer, stellte sich mit dem Rücken gegen die Wand und erhob ein furchtbares Geschrei. Alle Muskeln seines Gesichts waren angeschwollen, seine Augen rollten und er war am ganzen Körper starr und steif. Wir liefen sogleich erschrocken auf ihn zu, entwanden ihm das Messer und versicherten ihm, daß der Herr blos ein Stück Wachs in der Hand gehabt und daß er es selbst auf dem Tische, wo es mittlerweile hingelegt worden, ansehen könne. Er verharrte noch eine Zeit lang in diesem krampfhaften Zustande und es war uns wirklich bange um die Folgen. Allmälig jedoch erlangte er seine Fassung wieder und beklagte die Raserei, zu welcher er sich hatte hinreißen lassen. Sein Puls ging außerordentlich rasch und hart und sein ganzer Körper war mit kaltem Schweiß bedeckt.

Literarisches. Die Cotta'sche Buchhandlung hat mit der Lieferungsausgabe ihrer Classiker eine unbeilbare Verwirrung angerichtet. Der Begriff classisch wird in Folge des guten Absatzes von den verschiedenen Verlegern nun auf Autoren übertragen, die Alles, nur keine Classiker sind. Alle Achtung z. B. vor Rotteck und seiner trefflichen Geschichte. Er verdient die Anerkennung, die ihm thatsächlich durch die Verbreitung seines Buches in mehr als 100,000 Exemplaren geworden; desbalb aber ist er noch immer kein classischer Autor, wie uns Herr Westermann, sein Verleger, der jetzt eine „Classiker-Ausgabe" seiner Geschichte bringt, glauben machen will. Herr Westermann wird recht gut wissen, daß die große Anerkennung, welche dem Rotteck'schen Geschichtswerke gezollt wurde und noch wird, mehr der liberalen freimüthigen Auffassungsweise als der tüchtigen Geschichtsforschung galt. Die Gesinnung allein aber macht in der Literatur noch keine Classiker. Deshalb aber wünschen wir doch, daß diese sehr billige Ausgabe des Rotteck'schen Buches recht zahlreich in das Volk dringe, denn es ist ein Werk, das mit Geist und Wärme geschrieben wenigstens die vielen Dummheiten und Lügen der meisten Geschichtsbücher von sich ferngehalten. — Ein neues Lieferungswerk: Walhalla. Deutsche Schriftsteller des 18. und 19. Jahrhunderts in Biographien und charakteristischen Proben, herausgegeben von Kletke, wird von Berlin aus angekündigt. Der Herausgeber verspricht ein „Gompendium der classischen Literatur" zu liefern, „eine Quellensammlung, wie noch keine existirt, versehen mit Briefwechseln, Selbstschilderungen ꝛc., die zum Theil noch nirgend veröffentlicht sind." — Wie kömmt Herr Kletke in Besitz aller dieser Quellen, Briefwechsel ꝛc.? Der Prospekt dieses Unternehmens ist übrigens sehr schwülstig geschrieben.

Athleten. Wer die letzte Michaelismesse in Leipzig gewesen ist, hat sicherlich auch nicht versäumt, den Circus des Herrn Loiffet und die Luftkünstlergesellschaft der Herren Gottreli und Hutchinson zu besuchen, wobei er Gelegenheit gehabt haben wird, die Kraft und Gewandtheit dieser Künstler zu bewundern. Wohl scheinen die sogenannten Nonplusultraleistungen dieser Leute in der That auch solche zu sein und ein Darüberhinaus außerhalb des Bereiches der menschlichen Möglichkeit zu liegen, aber was eigentliche Kraft und Muskelstärke betrifft, so stehen die Athleten der Vorzeit den neueren — selbst den weltberühmten Rarpo nicht ausgenommen — nicht nur nicht nach, sondern übertreffen sie auch noch bei Weitem.

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts producirte sich in vielen Städten Deutschlands, Frankreichs und Italiens der Seiltänzer Venetianello (der kleine Venetianer) — so genannt, weil er aus Venedig gebürtig und von ungewöhnlich kleiner Statur war. Dabei aber besaß er eine so ungemeine Muskelstärke, daß er den dicksten Schenkelknochen eines Ochsen über's Knie zerbrach; drei Eisenstäbe von der Stärke eines Mannesfingers wickelte er in eine Serviette und drehte und bog sie ineinander, wie dünne Drähte. Einen Balken von zwanzig Fuß Länge und anderthalb Fuß Stärke setzte er sich auf die Schulter und ließ ihn, ohne die Hände dabei anzuwenden, von einer Schulter zur andern hüpfen.

Der Pole Lepelski erzählt in seiner Beschreibung der Festlichkeiten, welche im Jahre 1583 zu Constantinopel zur Feier der Beschneidung Mahomeds, des Sohnes des Sultans Amurath, stattfanden, daß dabei unter andern ein Athlet auftrat, welcher einen Balken, den zwölf starke Männer zur Stelle getragen hatten, aufhob und damit wie mit einer Muskete auf Commando exercirte. Hierauf legte er sich flach auf den Rücken nieder, ließ sich einen mächtigen Stein, den zehn Mann kaum von der Stelle zu bewegen vermochten, auf die Brust wälzen und schleuderte ihn dann durch einen plötzlichen Ruck und ohne Anwendung der Hände über den Kopf hinweg.

Tritanus, ein sammitischer Fechter, war von so ausnahmsweis starkem Körperbau, daß nicht blos seine Brust, sondern auch seine Hände und Arme sowohl der

Länge als auch der Quere nach mit Sehnen versehen waren, so daß er ohne Mühe alles vor sich niederwarf, was sich ihm in den Weg stellte. Der Sohn dieses Fechters war von demselben Körperbau wie sein Vater und besaß auch dessen Stärke. Er diente als Soldat in der Armee des Pompejus und als er einmal von einem Feind herausgefordert ward, machte er mit diesem so wenig Umstände, daß er ihn durch Schläge mit seiner nackten Hand tödtete und dann mit einem einzigen Finger aufhob und in das Lager trug.

In der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts lebte in Meißen ein Pförtner an der Domkirche, Namens Nicolaus Klunker, der so stark war, daß er ganz allein und ohne irgendwelche Vorrichtung ein großes Faß Wein aus dem tiefen Schloßkeller heraufholte, bis vor die Stadt trug und auf einen Karren legte.

Zur Ostermesse 1701, wo die Schaubuden noch auf der Grimmaischen Straße standen, ließ sich ein Italiener sehen, welcher mit einem Marmorwürfel von drei Kubikfuß spielte, indem er ihn hoch in die Luft warf, wieder auffing und noch sonstige Künste damit vornahm, so wie wir es heutzutage mit größeren oder kleineren Kugeln vornehmen sehen. Der ebenfalls wegen seiner ungemeinen Körperstärke bekannte damalige Kurfürst von Sachsen und König von Polen Friedrich August war mit einem großen Gefolge auf dieser Messe anwesend, nahm unter andern auch die Künste dieses Italieners in Augenschein und beschenkte ihn reichlich.

Ebenso finden wir eine Menge anderer Beispiele von außerordentlicher Körperstärke, ohne daß die Besitzer derselben daraus einen Broderwerb gemacht hätten. So lebte vor etwa hundert Jahren zu Berlin ein pommerscher Edelmann, Namens Baron Mündelheim, der mit dem Mittelfinger seiner rechten Hand den stärksten Mann, der sich vor ihn setzte oder stellte, über den Haufen warf. Ein galoppirendes Pferd brachte er mit einem einzigen Ruck des Zügels zum Stehen und schob mit seiner Schulter ein vierundzwanzigpfündiges Geschütz mit leichter Mühe hin und her. Seine Handgelenke schienen von Horn zu sein und er zerbrach Hufeisen und zerriß die stärksten Seile.

Traugott Möller, ein Bauersmann zu Stützengrün im sächsischen Voigtlande, trug einmal — es war zur Zeit des siebenjährigen Krieges — in Folge einer Wette sechs Scheffel Weizen mit sammt dem Müller, einem großen starken Mann, der auch seine zwei Scheffel wog, auf seinen Schultern einen Büchsenschuß weit.

Nicolaus Lenau erzählte oft und gern die nachfolgende Anekdote aus dem Leben des verstorbenen Königs von Preußen, der bekanntlich alle Worte kurz, meist nur den Infinitiv, herausstieß. Der König befand sich in Teplitz und hörte zufällig eines Tages von einem ungarischen Magnaten, der eben so bündig spreche. „Ordentlicher Mann sein! Kennen lernen!“ Der Monarch ließ sich diesen Mann beschreiben und redete ihn bei der ersten Gelegenheit an, woraus nachstehende Unterhaltung entstand:

König: Baden?
Ungar: Waschen.
König: Militär?
Ungar: Magnat.
König: So —
Ungar: Polizei?
König: König.
Ungar: Gratulir'.
Damit war die Unterredung zu Ende.

Der Pflanzenkostbote heißt eine in England erscheinende Zeitschrift, die jetzt viel gelesen wird. Sie ist das Organ eines in England und Nordamerika seit 1847 bestehenden Vereins, der sich die Aufgabe gestellt, die Enthaltung von allen Fleischspeisen und den ausschließlichen Gebrauch der Pflanzenkost als angemessen der menschlichen Natur durch Beispiel und Lehre nachzuweisen und so ein Prinzip zu durchgreifender Geltung zu bringen, dem die Macht beigelegt wird, wahre Civilisation, allgemeinen Bruderssinn und menschliche Glückseligkeit zu fördern. — Mit allen Waffen aus den Rüstkammern der Physiologie, Moral-Geschichte und Erfahrung zu Abwehr und Angriff versehen, tritt das System gegen die herrschende Meinung in die Schranken, und scheut sich nicht, auch den praktischen Einwürfen die Spitze zu bieten: Was soll mit den Thieren angefangen werden? Woher sollen wir Leder, Rauchwaaren und Aehnliches hernehmen? Wie soll der Landbau bestehen? ꝛc. ꝛc. Die Zeitschrift will unter Anderm wissen, daß zwei Drittel der französischen Bevölkerung ohne Fleischspeisen leben und daß in Glasgow, einer Stadt von mehr als 30,000 Einwohner, im Jahre 1763 das Schlachten eines Rindes noch etwas Unbekanntes gewesen. Aufmerksame Leser des Artikels: „Was das Leben und die Gesundheit des Menschen erhält?“ in Nr. 39 unserer Gartenlaube werden sich selbst ein Urtheil über die Richtigkeit dieses Systems bilden können.

Sefeloge. Eine Wahnsinnsstudie von Dr. Damerow heißt eine demnächst erscheinende Schrift. Der Verfasser, Professor und Direktor der Irrenanstalt in Halle, giebt in dieser interessanten Schrift das Resultat seiner Beobachtungen über den unter seiner Obhut in der Halle'schen Irrenanstalt befindlichen Sefeloge, der vor einigen Jahren das Attentat auf den König von Preußen verübte.

E. K.

Im Verlage von **Ernst Keil** in Leipzig ist erschienen:

Hauserziehung und Kindergarten.

Vorträge für Frauen und Jungfrauen,

welche für die Familie oder den Kindergarten sich zu Erzieherinnen bilden wollen.

Von

Auguste Herz.

24 Bogen. eleg. brosch. 1½ Thlr.

Verlag von **Ernst Keil** in Leipzig. — Druck von **Alexander Wiede** in Leipzig.

№ 42. 1853.

Die Gartenlaube.

Familien-Blatt. — Verantwortlicher Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich ein ganzer Bogen mit Illustrationen.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 10 Ngr. zu beziehen.

Gott verloren — Alles verloren.

Ein Seelengemälde nach Familienpapieren mitgetheilt von Ferdinand Stolle.

Fortsetzung.

Ich las seinen Brief wohl zehnmal, wie im dumpfen Traume. Ach, was hätt' ich drum gegeben, recht heiß weinen zu können. Aber keine Thräne benetzte meine brennenden Augen. Rubelos schritt ich das Zimmer auf und ab, sah starren Blicks nach meinem Brautkleide, das glänzend und prächtig auf dem Divan ausgebreitet lag. Zornig warf ich den Rubinschmuck, der mich morgen zieren sollte, zur Erde und biß mir die Lippen blutig, um nicht laut aufzuschreien. Kein Gedanke an Gott und die Feierlichkeit des Bundes, den ich morgen eingehen sollte, kam in meine Seele, und die auf leidenschaftliche Schmerzausbrüche eintretende Ruhe war nur die Folge körperlicher Abspannung.

Der klare, sonnige Morgen fand mich ruhig und entschlossen oder vielmehr trotzig und voll stillen Zorns gegen das Schicksal. Ein erzwungenes Lächeln verhüllte wie ein Schleier den Zustand meines Innern. Gleichgültig als ginge es zu einem Balle, ließ ich mich in den schweren weißseidenen Stoff kleiden und Hals und Arme mit funkelnden Steinen schmücken. Als Kranz und Schleier auf meinen dunkeln Locken ruhten und ich mich bräutlich geschmückt im Spiegel beschaute, vermochte ich trotz meiner unglücklichen Stimmung ein gewisses Stolzes Wohlgefallen ob meiner Schönheit nicht zu unterdrücken. „So will ich denn von heut' an," sprach ich zu mir, „nur der Prunksucht und Eitelkeit leben, da mir das Glück keine Gabe außer Reichthum und Schönheit gegeben hat." Dergleichen weltliche Gedanken erfüllten mich in demselben Augenblicke, wo ich vor Gott treten sollte. Der Schall der Glocken erst brachte mich wieder zu dem niederbeugenden Bewußtsein, daß ich von jetzt an einem ungeliebten Manne angehöre und daß die strenge Pflicht das Opfer meines für einen Andern erglühenden Herzens verlange. Wie von einem bösen Traume befangen, ging ich zur Kirche, hörte die Stimme des Priesters, ohne seine Worte deutlich zu verstehen, sagte mechanisch: Ja, und wechselte den Trauring. Meine Seele war während der ganzen Ceremonie weit weg, fern in den blauen Bergen der Schweiz bei Constantin. Nur Stolz bestimmte

mich, bei dem ganzen Feste eine heitere, zufriedene Miene zu heucheln und lächelnd die Glückwünsche der Hochzeitgäste zu empfangen.

Das äußerlich glänzende Leben, das ich von nun an begann, ließ die Menschen glauben, ich sei eine der beneidenswerthesten Frauen. Ich selbst übertäubte auch wirklich die nagende innere Unzufriedenheit eine Zeit lang durch geräuschvolle Vergnügungen und durch die Triumphe, die meine Eitelkeit und mein Stolz feierten.

Eine geraume Zeit ließ sich Neubans meine Kälte und Schroffheit ihm gegenüber gefallen. Er fand sich mit dem Gedanken geschmeichelt, der Gatte des hübschesten und witzigsten Frauenzimmers von C. zu sein. Allmälig aber änderte sich dieser Stand der Dinge. An die Stelle der blinden Verehrung trat Enttäuschung und Langeweile. Er hatte gehofft, seine andauernde Liebe zu mir endlich mit Gegenliebe oder doch wenigstens mit Vertrauen belohnt zu sehen; ich aber stand ihm nach wie vor kalt und höflich-gleichgültig gegenüber. So fing Neubans endlich an, mich zu hassen. Ja, der Fluch einer unglücklichen, verfehlten Ehe ruhte schwer auf uns. Mein Gatte mußte auf jede Traulichkeit, auf jeden Zauber einer glücklichen Häuslichkeit verzichten. Er fand in meinem Herzen nicht eine einzige verwandte Saite. Dabei sah er sich durch mich mancher frühern Freiheit beraubt. Grund genug, mich im Stillen mit Haß und Verachtung zu behandeln — ich sage, im Stillen, denn vor der Welt gaben wir uns Mühe, für ein zufriedenes Paar zu gelten. Und ich, war ich weniger zu beklagen als er? Nur ein Weib kann verstehen, was es heißt, dem Geliebten entsagen zu müssen und die Frau eines unliebenswürdigen und ungeliebten Gatten zu sein.

Ich gab mich fortwährend allen erdenklichen Zerstreuungen hin; aber selbst die Bewunderung, die man meinem Geiste, meinen Worten, meiner Schönheit zollte, vermochten nicht die drückende und gränzenlose Gleichgültigkeit zu tödten, die mich verzehrte. Nur Lectüre ergötzte mich noch; aber was ich las, zeigte den verdorbenen Geschmack und die irreligiöse, unweibliche Richtung meines Geistes.

Mein Mann wurde im Hause immer tyrannischer. Er äußerte seine Abneigung durch unendliche Launen und suchte mich selbst geflissentlich zu kränken. Mein Haß dagegen war so tief und versteckt, daß Neubans ihn nur für Gleichgültigkeit hielt.

So schleppten wir uns im Gefühle gegenseitiger Abneigung fast ein Jahr hin. O es war ein Leben so schmachvoll, so entwürdigend, daß ich mir oft sehnlich den Tod wünschte. Um diese Zeit starb sehr plötzlich mein Vater und hinterließ mir ein beträchtliches Vermögen. Gern hätte ich meinem Manne den größten Theil desselben abgetreten, wenn ich dadurch frei geworden wäre; aber er mußte wohl Gründe haben, die ihn nicht in eine Trennung willigen ließen. Ueberdies waren wir katholisch und die Geistlichkeit erschwerte damals die Ehescheidung sehr.

Eines Tages kündigte mir mein Gemahl an, wir würden eine Reise machen. Ich wäre viel lieber daheim geblieben. Das wußte er; aber darum gerade bestand er darauf, mich mitzunehmen. Das Ziel unserer Reise war Zürich. Unterwegs blieben wir einen Tag in B., und ein sonderbarer Zufall wollte, daß ich dort in einem Concerte, welches ein durchreisender Künstler gab, Constantin von fern erblickte. Er lehnte, ohne meine Anwesenheit zu ahnen, an einer Säule und schien ganz in die Musik versunken. Mein Herz schlug mit so furchtbarer Heftigkeit, daß ich kaum Athem schöpfen konnte. Ich vergaß meine Umgebung, sah einzig nur ihn und ließ mich dabei von den schmeichelnden Tönen der Musik berauschen. Ein unsanftes Rütteln und die Stimme meines Gatten, der mich höhnisch frug, ob ich zur Salzsäule erstarrt sei, riefen mich in die Wirklichkeit zurück. Wenn Blicke tödten könnten, so würde ich Neubans getödtet haben, wie ich ihn ansah. Er fühlte auch den Zorn, der aus meinen Augen loderte. „Ich hätte nicht geglaubt," sagte er, „daß ein gestörter musikalischer Genuß Madame in solchen Zorn versetzen könnte." Wir verließen vor beendigtem Concert den Saal und mir blieb nur Zeit, noch einen verstohlenen Blick nach Constantin zu werfen. Unglücklicher als je kehrte ich von der Reise zurück und wir fuhren wieder eine Zeit lang die Rolle eines zufriedenen Ehepaares. Ich besuchte Gesellschaften, tanzte oder saß am Spieltisch, während sich Neubans immer mehr dem Genusse übermäßigen Weintrinkens hingab. Seine hierdurch hervorgerufene Kränklichkeit bestimmte ihn, unsern Wohnsitz auf ein halbes Jahr nach unserm zweiten Gute zu verlegen, wo er von der gesünderen Bergluft Stärkung verhoffte. Ich war so stumpf geworden, daß mir es völlig gleichgültig war, wo wir lebten. Ich traf also ohne Widerrede meine Vorbereitungen zur Reise. Als ich in meinen Schränken und Commoden kramte, fand ich auch das Ebenholzkästchen wieder, das ich der todten Großtante versprochen hatte in den See zu werfen. Ich öffnete es und mein Blick heftete sich unwillkürlich auf die kleinen Phiolen. Er vermochte sich von den unheimlichen Gläsern nicht loszureißen. Ein Meer von Gedanken wogte in meiner Stirn, welche fieberhaft brannte. „Trost für Unglückliche," sprach die Großtante. „Bist du etwa glücklich? Ist dein Leben werth, daß du es lebst?"

Es giebt Menschen, deren Seelen durch schwere Prüfung im Unglück milder, edler werden; die durch den Kampf mit dem Schicksal nicht innerlich zerrissen und gebrochen werden, sondern die sich erheben, und von Gottvertrauen, von Unschuld und Entsagung getragen werden über die dunkeln Stürme der Erde. Ach, zu solchen gehörte ich nicht! Aber es giebt auch Menschen, bei denen das Böse schon in der Kindheit einen schweren Kampf mit dem Guten beginnt; Menschen, die, wenn ihnen ein heiteres, glückliches Erdenloos fällt, durch das Glück frommer, reiner und vollkommener werden; während im Gegentheil Gram und Schmerz ihre edelsten Kräfte verderben, das Bessere in ihnen ersticken, das Herz verhärten und alle schlummernden Keime des Bösen wecken. Sie sind nicht geistig erhaben genug, den Schmerz zu verklären; sie gehen darin unter, und der böse Genius schlägt triumphirend seine Fledermausflügel.

Auch mich hatte der Schmerz hart, bitter und

schlecht gemacht. Was lag mir daran, wenn Andere litten, kämpften, starben? Warum sollten sie glücklicher sein als ich? Und Sterben schien mir kein Uebel. Ich sah im Tode das Ende alles Schmerzes, aller Leidenschaft, alles Unheils.

„Du hältst das Mittel, das dich von allem Weh befreit, das dich schmerzlos aus diesem elenden Leben führt, in den Händen," sprach ich zu mir. Der Gedanke, mich dieses Mittels zu bedienen, ward immer lebendiger. Schon reifte der Entschluß, als mich plötzlich eine feige Angst erfaßte. „Aber wie?" frug ich schaudernd, „wenn diese italienischen Worte hier, die einen sanften, schmerzlosen Tod verheißen, lügen? Wenn dennoch Kämpfe, Qualen die Pforte des Todes umlagerten? Wenn ich unter schmerzvollem Sturme mein Leben endigen müßte?" Eine erbärmliche Todesfurcht bemächtigte sich meiner. Hierzu gesellte sich ein anderer Gedanke: „Du bist noch so jung," flüsterte es in mir, „dein Geschick kann sich plötzlich wenden; ein reiches Leben kann sich dir noch erschließen. Wenn du jetzt stirbst, hast du nur des Lebens Elend gekostet, nicht seinen Hochgenuß, die Freiheit und die Liebe. Wäre es nicht möglich, daß Neubaus bald stürbe? Er kränkelt schon lange. — — — " Es giebt in jedem Menschenherzen eine geheime dunkle Stelle, wo eine giftige Schlange schlummert; ein einziger Gedanke, ein Wort kann sie aufwecken — es muß aber das rechte Zauberwort sein. Bei mir war es der Name meines Gatten. Ein Blitz durchzuckte mein Innerstes, es war der Gedanke: Dein Gatte muß sterben! Ich fühlte keine Reue über diesen schändlichen Vorsatz — im Gegentheil, mir wurde auf einmal leicht und wohl, wie Jemandem, der nach langem, langem Schwanken einen unwiderruflichen Entschluß gefaßt hat. Sorgfältig verschloß ich das Kästchen und nahm es mit nach unserm Gute. Niemand hätte meinen jetzt so ruhigen, leidenschaftslosen Zügen angesehen, über welcher That ich brütete. Vierzehn Tage nach unserer Ankunft auf dem Gute machte ich einen Versuch mit dem Pulver an meinem sprechenden Papagei. Der Vogel war mir lieb gewesen, und jetzt noch nach langen Jahren schaudere ich zurück vor der empörenden Robheit, mit welcher ich das arme Thier opferte. Kurze Zeit nach Genuß des Giftes wurde der arme Pierre betäubt, taumelte in seinem Käfig wie ein Trunkener und starb nach einer Stunde. Schon ganz matt blickte er noch wehmüthig auf mich und mit einem schnarrenden: gute Nacht, Pierre, gute Nacht, Leonore! erstarrte das treue Thier. Wie konnte ich es nur wagen, den sterbenden Vogel auf meinem Schooße zu liebkosen und über ihn zu weinen? Doch that ich es und es war keine Heuchelei. Ich fühlte eine seltsame Befriedigung, mein Opfer zu beweinen. Aber Reue fühlte ich nicht. O Abgrund der menschlichen Seele!

Laßt mich so schnell als möglich über die dunkelste und verwerfenste Zeit meines Lebens weggehen. Sie drückt mir das Kainszeichen auf die Stirn und verweist mich unter die Verworfenen der Menschheit. Fluch jener Zeit! Fluch über mich selber!

Mit einer Vorsicht, Schlauheit und Ueberlegung, die einer Brinvillier Ehre gemacht haben würden, operte ich das Leben meines Gatten, indem ich langsam und von Zeit zu Zeit seine Speisen vergiftete. Sein allmäliges Hinwelken und Sterben erfolgte ohne alle auffallende und Verdacht erregende Krankheitssymptome. Abgeörmung, Traurigkeit, Appetitlosigkeit und beständige Neigung zum Schlaf waren die einzigen Zeichen von der Wirkung des Giftes. Obwohl Neubaus kein Vertrauen zur Medizin hatte, ließ er doch endlich den Arzt kommen. Dieser verschrieb ein Mittel nach dem andern, ohne die entfernteste Ahnung von der Ursache der Krankheit zu haben. Wer hätte auch so etwas ahnen sollen!

Nach einigen Wochen fühlte Neubaus sein herannahendes Ende. Er ordnete seine Angelegenheiten und bedachte mich reichlich in seinem Testamente. Kalt und ruhig sah ich die Stunde herannahen, wo sein Leben erlöschen mußte wie die Lampe, der es an Oel gebricht. Ich war erstarkt und vorgeschritten im Bösen; ja es kam mir zuweilen vor, als zucke meine Hand mit geheimer Lust, wenn ich eine neue Dosis Gift in die Speisen mischte. Es gab wieder Augenblicke, wo ich vor mir selbst zurückschauderte; aber eine geheime unwiderstehliche Macht trieb mich weiter auf dem Pfade der Sünde.

Neubaus war in der letzten Zeit seines Lebens viel sanfter gegen mich geworden; wahrscheinlich weil ihm die Sorgfamkeit und Geduld, mit welcher ich die Rolle seiner Pflegerin spielte, rührte. Am dreißigsten November starb er. Nachdem mir der Arzt verrraut, der Kranke werde die Nacht nicht überleben, ging er. Ich blieb mit dem Sterbenden allein. Still wie ein Marmorbild saß ich neben dem halb Bewußtlosen und trocknete den kalten Schweiß von seiner Stirn. Ja, die Mörderin erfrechte sich, ihrem Opfer die letzten Liebesdienste zu erweisen. Mir war die Ruhe, mit welcher ich des Sterbenden Pulsschläge zählte, selbst unheimlich und entsetzlich. Warum weinte ich nicht? Warum fühlte ich keine Reue? — Plötzlich schlug der Sterbende noch einmal die trüben eingesunkenen Augen auf; er richtete sich mit seltsamer Kraft etwas empor, starrte mich mit einem unbeschreiblich schrecklichen Ausdrucke, der mein Haar sträuben machte, an und murmelte: „Leonore, ich weiß es!" — Es waren seine letzten Worte. Wenige Augenblicke später war er eine Leiche.

Was war es, das mein Blut erstarren machte? Was bannte mich an den Sessel neben dem Todten und ließ mich ihn starren Blicks, mit krampfhaft gefalteten Händen anschauen? Erkenntniß und Reue meines Verbrechens war es nicht. Es war ein gewaltiges Entsetzen, das über mich kam. Warum sagte Neubaus, bevor er starb: Leonore, ich weiß es! In diesen drei Worten lag so Geheimes, Schreckliches. Und doch konnte er nicht ahnen, nicht wissen, wie und durch wen er starb. Unbefangen hatte er ja bis zuletzt Speise und Arznei aus meiner Hand genommen. Oeffnete vielleicht die Nähe des Todes sein Auge zu höherem Wissen, und ließ ihn in den Tiefen meines Herzens lesen? O, dieser Glaube war ja mit meinen aufgeklärten Ansichten ganz unverträglich.

Unbeweglich blieb ich den langen Abend so sitzen. Die furchtbaren drei Worte bieten meine Denkkraft gefesselt. Wie im Traum sah ich die Dienstleute, mich beklagend, leise hin und wiederschleichen. Ich sah zwischen den Gardinen den Mond hinter den Gebirgen aufsteigen. Ich vernahm das Picken der Wanduhr. Endlich fiel ich in eine tiefe, wohlthätige Ohnmacht.

Weder die nothwendigen aufregenden Beschäftigungen der folgenden Tage, noch das Begräbniß meines Gatten erweckten in meinem Herzen bessere Gefühle. Mir war es, als sei ein Stein von der Brust gewälzt, als Neuhaus in die Gruft seiner Ahnen gesetzt ward, ohne daß irgend ein Mensch eine Ahnung von der Ursache seines Todes hatte. Ich war frei und dieser Gedanke gab mir alle frühere Energie. „Suche glücklich zu werden," sprach eine innere Stimme; „es ist der Zweck und die Krone des Lebens. Unsterblichkeit ist ein eitler Wahn hochmüthigen Menschengeistes, der edler zu sein glaubt als die ganze Natur. Siehe die Pflanzen, die Thiere — das Individuum stirbt, aber die Gattung bleibt. Was willst du mehr sein als sie?"

Die trauernde Wittwe spielend blieb ich den Winter über in meiner ländlichen Einsamkeit; aber unter den dunkeln Trauerkleidern pochte ein gewissenloses, liebeglühendes Herz, das sich begierig nach der Welt zurücksehnte, wo der Gegenstand seiner Liebe lebte. Alle meine Gedanken drängten sich zu Constantin. Ich sehnte mich nach dem Sonnenstrahl seines Auges, nach dem Lächeln seiner Liebe. Daß er sich seit der langen Zeit unserer Trennung verlobt, daß er geheirathet haben könnte, fiel mir nicht im Traume ein. Er, für den ich gekämpft und gelitten, für den ich so tief gesunken war, konnte mich jetzt nicht mehr verlassen. Er sollte mich das Erlebte vergessen machen. In dieser Zuversicht wiegte ich mich die ganze Zeit nach meines Gatten Tode.

Eines Abends blätterte ich, nichts ahnend, in der Zeitung. Flüchtig überrieten meine Blicke die letzten Seiten und ich bin eben in Begriff, das Blatt wieder hinweg zu legen, als ganz am Schlusse eine Vermählungsanzeige meine Aufmerksamkeit auf sich zieht. Es wird dunkel vor meinen Augen, mein Herz krampft zusammen, ich stoße einen Todesschrei aus und stürze zu Boden — Constantin Falk hat sich mit Clemence Beaumont, meiner ehemaligen Gespielin, vermählt.

Als meine Besinnung endlich wiederkehrt, war mir zu Muthe wie dem Ertrinkenden, dem eine Woge das letzte Bret, an das er sich geklammert hält, hinweggerissen hat und der nun den Untergang vor Augen sieht. Also darum hatte ich gekämpft, gelitten, geheuchelt und gemordet. Stöhnend und mit gerungenen Händen lehnte ich mich in die Polster des Sessels; nur raubes, trockues Schluchzen entrang sich meiner Brust. Mir war der Trost der Thränen versagt, seit ich über der Leiche meines armen geopferten Vogels geweint.

Von dieser Stunde an, wo ich Constantin's Vermählung gelesen, begann meine Strafe, von dieser Stunde an begann die ewige Vergeltung, zwar anfangs nur leise, ihr immer furchtbarer werdendes Rächeramt.

(Fortsetzung folgt.)

Bausteine zu einer naturgemäßen Selbstheillehre.

IV. Der Magenkrampf.

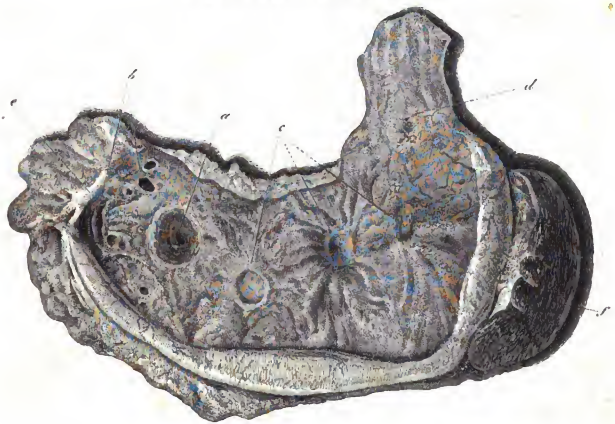
Die schönsten Jahre des Lebens verbittert gar häufig, vorzugsweise dem weiblichen Geschlechte, der Magenkrampf; kein Uebel wird aber auch durch verkehrte Behandlung, ebensowohl von Seiten des Arztes wie des Patienten, so in die Länge gezogen als gerade dieses und gar nicht selten steigert man dasselbe künstlich bis zu einem solchen Grade, daß es sogar tödtlich endet. — Mit dem Ausdrucke „Magenkrampf" bezeichnet man nun aber nicht etwa eine bestimmte Krankheit, gegen welche ein bestimmtes Mittel angewendet werden kann, sondern immer nur eine, blos vom Patienten selbst wahrzunehmende Erscheinung, welche mehreren und zwar ganz verschiedenen Krankheiten zukommen kann und sich als krampfender oder raffender, schnürender, bohrender, glühender, nicht selten bis zum Rücken sich ausdehnender Schmerz in der Magen- oder Herzgrube äußert. Dieser Schmerz tritt bald bei nüchternem, bald bei vollem Magen ein, nicht selten kehrt er in ganz unregelmäßigen Perioden wieder, am gewöhnlichsten erscheint er jedoch einige Zeit nach dem Essen und besonders nach kaltem Getränke. Sehr häufig gesellt sich zu demselben Appetitlosigkeit, Verdauungsstörung, Aufstoßen, Erbrechen und selbst Blutbrechen. Stets wird der Kranke bei längerem Bestehen dieses Schmerzes, in Folge der geringern Nahrungsaufnahme, blutärmer und deshalb blässer, magerer und kraftloser. Bisweilen ist es aber auch umgekehrt und es tritt Magenkrampf erst zu der schon bestehenden Bleichsucht hinzu.

Die Ursache des Magenkrampfes ist in den allermeisten Fällen eine wunde Stelle im Magen oder das sogenannte Magengeschwür, dessen Entstehen dem Arzte aber noch ganz dunkel ist und von dem er nur weiß, daß es in der Regel eine zirkelrunde Gestalt hat (deshalb auch rundes Magengeschwür genannt wird), daß es nur sehr langsam zuheilt (deshalb auch chronisches Geschwür genannt) und bisweilen so in die Tiefe der Magenwand dringt, daß es dieselbe vollständig durchbohrt und auf diese Weise zuweilen schnellen Tod unter heftigen Leibschmerzen herbeiführt (deshalb auch durchbohrendes Geschwür genannt). Dieser Tod, in Folge der Durchlöcherung des Magens wird meistens durch dumme Quacksalbereien hervorgerufen und hat seinen nächsten Grund stets in einer weitverbreiteten Bauchfellentzündung oder in Verblutung nach Zerstörung größerer Blutgefäße. Gewöhnlich

verheilt aber dieses Geschwür, nicht selten sogar bei der unsinnigsten Behandlung des Uebels, und hinterläßt, gerade wie ein zugeheiltes Geschwür auf der Haut, eine Narbe, die sich nach der Größe und Tiefe des Geschwüres richtet und manchmal den Magen zusammenziehen und sogar bedeutend verengern kann. In den meisten Fällen verschwinden sofort mit der Vernarbung des Magengeschwüres die Magenbeschwerden, vorzugsweise der Magenkrampf, und nur wenn eine recht große und tiefe Narbe zurückblieb, kommt die Magenverdauung sehr langsam oder auch niemals wieder in die gehörige Ordnung. Daß aber ein Magen-

Wie ist der Magenkrampf zu heben? Gewiß wird auf diese Frage jeder Leser sofort antworten, daß wenn ein Geschwür die Schuld vom Krampfe trägt, dieses zum Zubeilen gebracht werden muß. Allerdings! aber wie ist dies zu ermöglichen? So ziemlich auf dieselbe Weise wie die Heilung eines Geschwüres auf der Haut; nämlich durch Reinhaltung und die größte Schonung des Geschwüres, sowie überhaupt desjenigen Theiles, an welchem dasselbe seinen Sitz hat. Daß ein inneres Arzneimittel beim Magengeschwüre eine solche Heilung zu bewerkstelligen im Stande sein sollte, ist geradezu unmöglich und nur der abergläubische Arzt,

Der Magen beim Magenkrampfe (im Durchschnitte).



a. Ein frisches Magengeschwür. b. Wunde und leicht blutende Stellen. c. Geschwürsnarben. d. Eingang in den Magen (Magenmund). e. Ausgang (Pförtner). f. Milz.

geschwür die allergewöhnlichste Ursache des Magenkrampfes ist, läßt sich darum mit so großer Sicherheit sagen, weil fast stets beim Oeffnen (Section) solcher Verstorbenen, die während des Lebens an diesem Uebel litten, das beschriebene Geschwür oder, wenn der Magenkrampf gewichen war, die Geschwürsnarbe gefunden wird. — In solchen Fällen, wo nicht ein Geschwür oder überhaupt eine wunde Stelle die Ursache des krampfhaften Magenschmerzes war, da findet sich als solche entweder eine große Blutarmuth oder eine Entartung der Magenwand; beide Leiden verlangen dieselbe Behandlung wie das Magengeschwür und sollen hier deshalb nicht genauer beleuchtet werden.

der bisweilen nach diesem und jenem Mittel den Schmerz auf einige Zeit verschwinden sieht, meint, daß dadurch auch das Grundübel, nämlich das Geschwür, geheilt werde. Doch dem ist nicht so! Dennoch bleibt die Anwendung eines schmerzstillenden Mittels, besonders des Opiums, für den Kranken von großem Vortheil, insofern er durch dasselbe die hauptsächlichste Beschwerde seines Leidens los wird. Die Vernarbung des Geschwüres, also die Radicalheilung, kommt jedoch nur auf diätetischem Wege zu Stande. Hierbei ist zuvörderst der Magen mit allen kalten, reizenden, blähenden und unverdaulichen Speisen und Getränken zu verschonen. Deshalb vermeide man vorzüglich Pfef-

fer, Senf, Spiritus, Schwarzbrod, Hülsenfrüchte und Gemüse, ganze Kartoffeln, geronnenes Eiweiß, geräucherte und gepökelte Fleischsorten und selbst die Milch, weil diese im Magen zu Käse gerinnt. Dagegen ist gute Fleischbrühe, flüssiges Ei (Eiweiß und Dotter), Brei, frisches, zartes, saftiges Fleisch und warmes Getränk zu empfehlen. Aber auch diese Nahrungsstoffe dürfen nie in zu großer Menge, sondern stets nur in kleinen Portionen und lieber öfterer des Tages genossen werden, so daß nach ihrer Aufnahme in den Magen kein Schmerz entsteht. Von großem Vortheile ist es, das Geschwür täglich einige Male durch Trinken warmen (nicht lauen) Wassers zu reinigen, sowie durch Anwendung äußerer Wärme (in Gestalt von warmen Umschlägen, Magenpflastern, Bauchbinden und dergl.) in seiner Vernarbung zu unterstützen. Beengende Kleidungsstücke, besonders Schnürleibchen und Unterrocksbänder, sowie stärkere und häufige Bewegungen, scheinen die Heilung zu verzögern. Nun glaube man aber ja nicht etwa, daß bei diesem Verfahren das Magengeschwür schon in einigen Tagen verheilen kann, dies wäre gegen alle, im menschlichen Körper herrschenden Gesetze; stets ist die angeführte Diät längere Zeit fortzuführen, wenn der Magenkrampf nicht wiederkehren soll. Von den vielen gegen Magenkrampf empfohlenen Hausmitteln schweige ich, weil alle diese Mittel nichtsnutzige und meistens schädliche sind, vorzüglich warne ich vor dem beliebten, mit Pfeffer versetzten Kornbranntwein, vor Kalmuswschnaps, starkem Kaffee mit Rum und dgl., weil solche Mittel recht leicht Durchlöcherung des Magens und Tod herbeiführen können.

(B.)

Karl Johann und ein deutscher Mann.

Aus meinen Erinnerungen. Von L. v. A.

Es war im Jahre 1813. Preußen hatte sich, nachdem des Landes Jugend dem Aufrufe des Königs, die Waffen zu ergreifen, voll Enthusiasmus entsprochen, offen gegen den Kaiser Napoleon erklärt, und während ganz Europa den kommenden Ereignissen mit gespannter Erwartung entgegensah, begrüßte man in ganz Deutschland, wenigstens in ganz Preußen, die Nachricht mit Freuden, daß Bernadotte, der damalige Kronprinz von Schweden, sein Vaterland verläugnend, sich feindlich gegen dieses, sowie gegen den Mann erklärt habe, dem er den fremden Thron verdankte. Man sah in ihm nicht den Ueberläufer, nicht den Undankbaren, der den Empfang einer Krone durch Feindschaft lohnte, sondern nur einen willkommenen Verbündeten, der materiell, noch mehr aber moralisch ein bedeutendes Gewicht zu Gunsten der nach der Wiedererlangung ihrer Freiheit ringenden Völker in die Waagschale des Kampfes warf.

Unter solchen Umständen war es nicht zu verwundern, daß Karl Johann überall, wo er in Preußen sich zeigte, mit Huldigungen empfangen, ja oft überschüttet wurde, daß man ihn feierte, wie einen Triumphator nach errungenem Siege.

So war es auch, als er auf seinem militärischen Spaziergange, auf dem er das Bereich französischer Kugeln glücklich zu vermeiden wußte, nach Schwedt kam, dem freundlichen Städtchen, das außer seinem stattlichen Schlosse, welches ihm ein Ansehen der Größe verleiht, noch zahlreiche Spuren von dem segensreichen Wirken der Markgrafen von Schwedt trug, deren Residenz es so lange gewesen.

Doch nicht in dem markgräflichen Schlosse, das zu dem Empfange des Unerwarteten nicht eingerichtet war, nahm der Kronprinz sein Absteigequartier, sondern in dem ersten Gasthause der Stadt, welches die Ehre und den Gewinn seiner Anwesenheit nur wenige Stunden genießen sollte.

Ehrfurchtsvoll hatten sich hier die Behörden, der Bürgermeister, die Geistlichkeit eingefunden, den gefeierten Reisenden zu begrüßen, aber unter all' den Civilröcken sah man nicht eine einzige Militäruniform, und dies fiel dem Kronprinzen in dieser kriegerischen Zeit um so mehr auf, da er während seiner Fahrt durch die Stadt mehrere Husaren bemerkt hatte.

„Ist gar keine Garnison hier?" fragte er daher den Bürgermeister.

„Doch, Eure Königliche Hoheit," entgegnete der Bürgermeister. „Wir haben seit einigen Tagen zwei Schwadronen Husaren von der russisch-deutschen Legion hier."

„Wer kommandirt sie?" fragte der Kronprinz weiter, und seine Stirn verfinsterte sich.

„Der Major von A...., Eure Königliche Hoheit."

„Wie kommt es, daß ich weder ihn selbst, noch einen seiner Offiziere hier sehe?"

„Ich bin den Husaren begegnet, wie sie zum Exerziren ausrückten," sagte einer der anwesenden Herren.

„Ich wünsche den Major zu sprechen!" wendete sich der Kronprinz zu einem seiner Adjutanten, und dieser eilte hinweg, den Befehl zu vollziehen.

Etwa eine Viertelstunde später, während welcher Zeit sich der Kronprinz mit den Anwesenden sehr leutselig und liebenswürdig unterhalten hatte, trat der Major von A.... in das Zimmer, im Ueberrock, die Feldmütze in der Hand, Stiefel und Beinkleider mit Koth bespritzt. Er warf suchend die Blicke umher, und als er den Kronprinzen aus seiner Umgebung herausgefunden hatte, trat er auf denselben zu und sagte, eine dienstmäßige Haltung annehmend:

„Eure Königliche Hoheit haben befohlen, mich zu sprechen?"

Der Kronprinz betrachtete mit ernster Miene und zusammengezogenen Augenbrauen den männlich-schönen

Krieger, der in stolzer Haltung vor ihm stand, und dessen Blicke etwas Trotziges, Herausforderndes zu haben schienen.

„Weshalb waren Sie bei meiner Ankunft nicht zugegen, wie alle diese Herren hier?“ fragte er nach einer Pause mit ziemlich ungnädigem Tone, denn er hatte erkannt, daß ein Mann mit feindlichen Gesinnungen ihm gegenüberstand.

Die Frage war in französischer Sprache gethan, und obgleich der Major diese sehr gut verstand, erwiederte er:

„Ich spreche nicht französisch!“

Einige der zunächststehenden Herren traten erschrocken zurück, denn sie wußten, daß der Major Französisch sprach, und sie erblickten daher in seiner Antwort einen herausfordernden Trotz, der sie erbeben machte. Der Kronprinz jedoch hatte keinen Grund, die Wahrheit dieser Behauptung zu bezweifeln; er winkte daher einem Offiziere seines Gefolges, und dieser wiederholte die Frage in deutscher Sprache, indem er von nun an den Dolmetscher machte. Der Major von A. benutzte diesen Umstand, um sich gegen diesen Dolmetscher zu wenden, so daß er nur mit ihm und gar nicht mehr mit dem Kronprinzen zu sprechen schien.

Als die Frage, weshalb er bei der Ankunft des Kronprinzen nicht zugegen gewesen sei, dem Major wiederholt wurde, antwortete er kurz:

„Weil ich meine Husaren exerziren ließ.“

„Wußten Sie nicht, daß ich kommen würde?“ lautete die zweite Frage des Kronprinzen, der das Gespräch durch den Mund seines Dolmetschers beinahe nach Art eines Verhöres fortsetzte.

„O ja!“

„Weshalb versäumten Sie es dann, mir Ihre Aufwartung zu machen?“

„Weil ich von Ihrer Ankunft nicht offiziell in Kenntniß gesetzt war und es deshalb nicht für Pflicht hielt, über einem unnützen Besuche bei einem Durchreisenden die Ausübung meiner Leute, die ihnen sehr Noth thut, zu vernachlässigen.“

„Ich wünschte einen bessern Grund zu hören,“ sagte der Kronprinz, der nur mit Mühe die äußere Ruhe bewahrte, während man ihm den unterdrückten Zorn nur allzudeutlich ansah.

Doch auch der Major von A. befand sich unverkennbar in einer heftigen Aufregung. Er fühlte sich empört darüber, einem solchen Verhöre unterworfen zu werden, und nach kurzem Besinnen, während dessen er zu überlegen schien, wie weit er in seinen Antworten gehen dürfe, sagte er: „Wenn Sie denn die Wahrheit wissen wollen — weil ich die Franzosen, deren Bekämpfung ich mein ganzes Leben gewidmet habe, aus tiefster Seele hasse.“

Der Kronprinz zwang sich zum Lächeln und erwiederte: „Sie wissen, daß auch ich den Franzosen als Feind gegenüberstehe.“

„Ja, jetzt,“ sagte mit dem Tone des Hohnes der Major, „doch ist es noch gar nicht lange her, seitdem meine Güter durch die Franzosen unter dem Befehle des General Bernadotte geplündert wurden.“

Als der Dolmetscher diese Worte zagend übersetzte, biß sich der Kronprinz auf die Lippen; dann sagte er nach einer kurzen Pause:

„Ich ehre eine solche Freimüthigkeit des deutschen Mannes, so verletzend sie auch für mich sein mag, und weit entfernt, Ihren Verhaftungsbefehl Zwang anthun zu wollen, verzeihe ich Ihnen das Beleidigende Ihrer Worte.“ Dies Alles hatte er in unverkennbar gereiztem Tone gesagt; ruhiger fügte er nach wenigen Sekunden hinzu: „Ich wünsche Ihre Husaren zu besichtigen. Wann können Sie dazu bereit sein?“

„Binnen einer Viertelstunde im Exerzirranzuge, binnen einer Stunde im Paradeanzuge!“ entgegnete der Major.

„Im Exerzirranzuge,“ sagte der Kronprinz; „denn ich wünsche zu sehen, was Ihre Leute können.“

Der Major verbeugte sich und eilte zu seinen Husaren. Durch wenige Worte unterrichtete er seine Offiziere von dem Vorgefallenen, und diese gaben ihm die Versicherung, daß der Kronprinz nicht zu dem geringsten Tadel Veranlassung finden sollte.

Und sie hielten Wort. Der Kronprinz, der die Husaren die schwierigsten Manöver ausführen ließ und sie auch im Einzelnen streng prüfte, sah sich gezwungen, ihnen das unbedingteste Lob zu zollen, und entließ den Major mit den, unter den obwaltenden Umständen sehr huldvollen Worten:

„Grob, aber ein tüchtiger Soldat!“

Aus der Gewerbswelt.

Mitgetheilt von **Friedrich Georg Wieck.**

Die thüringische Gewerbeausstellung auf Schloß Friedenstein in Gotha.

III.

Mit dem Geld und mit dem Glanz der Porzellane wetteiferte der Lack, die Farbe und die Vergoldung jener Luxuspapiere, derer wir jetzt gar nicht mehr entrathen können zur Verzierung von Kästchen und Karten, süßen Briefchen und heißen Neujahrswünschen. Kleider machen Leute, und Appretur und Accomodage machen die Waare verkäuflich heute. Dies weiß man in Thüringen so gut als in Amerika. Daher haben

wir auch dort viel schönes Papier aller Art aus Neudietendorf und Gera, aus Heiligenstadt und der berühmten Papierfabrik Flinsch in Blankenberg. Die Buchbinder und Futteralarbeiter schwelgen ordentlich in Musterpapier und leichtem Leder und jede Gewerbe-Ausstellung zeigt sauberere Schachteln, Dosen, Kästchen, Gedenkbücher und Stammbücher — Vornehme sagen Albums. Die gewichtigen Handelsbücher, Geldtaschen, vulgo Portemonnaies, die Damen- und Cigarrentaschen spielen immer eine große Rolle dabei. Die Fabrikation der Stahlbügel, derer man zu solchen Taschen bedarf, hat, zumal in Solingen, eine riesenhafte Ausdehnung gewonnen. Erfreulich ist es, daß sie nun auch in Rußla sammt den Taschen fabrikmäßig und recht hübsch gemacht werden.

Neben den Luxuspapieren, den vortrefflichen Fischbeinen, Siegellacken und edlen Gänsekielen (Federposen) von Lilliendahl in Neudietendorf, erheben sich schäkerhaft und schäferhaft die bunten Nipptisch-Porzellanfiguren von Schierholz in Arnstadt, Oberlein in Pößneck und Kling in Ohrdruf. Alles dran ist reizender Zopfstyl! Doch irren wir nicht, so haben wir auch Eisele und Beisele, Müller und Schulze, Breetenborn und Nudelmüller gesehen! Die Fabrikation der Figürchen, der Pfeifenköpfe, Cigarrenspitzen, Waschkinder und Puppenköpfe, der Arme und Beine von Porzellan ist auf dem Thüringer Wald jetzt sehr in der Wage.

Wir scheiden nun von der zweiten Gallerie und wenden uns links in die dritte Abtheilung zu den Gespinnsten und Geweben nebst den Bekleidungsgegenständen aller Art. Verträglich gruppiren sich ihnen gegenüber in den Fensternischen die Stahl- und Metallwaaren, die Bein-, Horn- und Holzwaaren. Die Bürsten- und Pinselmacher sind unzertrennliche Gefährten auf allen Gewerbeausstellungen. Aber die Haarkünstler sträuben sich jedenzeit mit ihnen zusammen zu halten, obgleich sie auch in Haaren arbeiten, und flüchten sich lieber unter die Obhut der künstlichen Blumen, Federn und Putzwaaren, dort wo die Duftsalben, Haaröle und Riechwasser Platz genommen haben. Schade, daß diese ihre Büchsen und Gläser stets zugebunden halten. Sie sollten sich öffnen und ihren Duft ausströmen lassen vor den Nasen.

Die Gespinnste werden von den gewöhnlichen Besuchern der Ausstellungen in der Regel übersehen. Sie sehen auch gar so unscheinbar aus in ihren granpapierenen Bündeln, aus denen sie mit den Köpfen wie widerwillig hervorgucken, als ob sie wüßten, daß man sie nicht beachte. Und doch verdient kein Fabrikat bezüglich seiner gewerblichen Bedeutung und der Schwierigkeiten seiner Herstellung wegen eine höhere Beachtung als das Garn neben dem Eisen. Denn Eisen und Garn sind jene großen Manufakturartikel, oder wie man sich auszudrücken pflegt, das „Brod der Industrie," zu dessen Genüssen England große Flotten segeln läßt und sich vor Constantinopel legt. Die große Spinne England umgarnt die Welt und bombardirt die deutschen Fabrikplätze mit Twistballen und Ganzeisen. Thüringen ist berühmt wegen seines feinen Kammgarns, dessen Spinnerei zuerst dort eingeführt wurde. Aus jenem Garne werden die herrlichen, farbenreichen deutschen Kammgarngewebe gefertigt in Gera, Greiz, Schmölln, Meuselwitz und mehreren Orten des Königreichs Sachsen, welche man mit französischen Namen zu belegen die — Bescheidenheit hat, wie z. B. Atlas de Laine, Satin broché, Satin moiré en soie, Islymode, Satin italien, quarré, rayé Jaconné, Thibet, Cachemir, Bège croisé, Coräme, Robes à Bayadère, Shawls façonnés, Mousselin, Armures etc. Mit allen diesen ächt deutschen Kammgarngeweben waren die Wände der dritten Gallerie in Gotha glänzend behängt. Neben der Weberei der glatten zum Theil glänzenden Kammgarne blüht auch die Weberei der rauhen Streichgarne ohne Glanz, wie sie zu Rock- und Beinkleiderzeugen verwendet werden und die Eigenschaft haben, sich im Gewebe mehr oder weniger dicht zusammenwalken zu lassen. Mit den Niederlanden, den Ersten in jenen Artikeln, wetteifert das Haus Gräfer in Langensalza, sowie Mühlhausen durch Müller und durch Lutteroth rühmlich vertreten, sich in der Fabrikation von leicht gewalkten bunten Wollstoffen für Mäntel, Frauenkleider und in Flanellen auszeichnet. In Tuchen machen u. a. Jena, Schmalkalden bedeutende Fortschritte. Hier war auch Raum für die wichtige Strumpfzeugmanufaktur von Apolda gelassen. Leider war diese, wie wir bereits beklagt haben, nicht erschienen.

Die Thüringer Weberei bannwollener Waaren, so wie der Mischgewebe, steht gegen Sachsen sehr zurück, doch ist die Kraft dazu vorhanden. Nur langsam entwickelt sich auch die Leinweberei, um den Ansprüchen der Neuzeit vollkommen zu genügen. Auch sie verschuldet es mit der ganzen deutschen Leinwandmanufaktur vereint, daß England und Irland uns fast ganz aus den Schranken des großen Weltbandels verdrängt haben. Doch lassen wir heute diese ernsten Betrachtungen und erfreuen uns an den Beweisen manchen Fortschrittes, den wir an den Stahlwaaren von Zella, Schmalkalden und Mehlis wahrnehmen. Diese Orte mit ihrer Umgebung, u. a. Steinbach, Brotterode, Asbach, Oberschönau, Seligenthal liefern vielleicht die wohlfeilste, preiswürdigste Stahl- und Eisenwaare in der ganzen Welt. Man muß unter diesen Umständen dann schon in Bezug auf die Qualität ein Auge zudrücken. In jenen Orten an der südlichen Abdachung des Thüringer Waldes regieren die Ahlen- und Zweikenschmiede, die Messerschmiede und Zangenschmiede, die Zeug-, Bohr- und Waffenschmiede, die Nagelschmiede und Schnallenschmiede, die Striegel- und Stricknadelmacher. Ueberall herrscht ein reges Leben. Form und Aeußeres der Stahl- und Eisenwaaren vervollkommnen sich. Wir haben Sachen gesehen, deren sich der feinste Galanterieladen nicht zu schämen hat. Ganz besonders aber haben wir uns gefreut einer Fabrik von Stahlfedern (der einzigen im Zollverein) von Fack in Schmalkalden zu begegnen, dessen Erzeugniß dem englischen nichts nachgiebt. Er begründete sein Unternehmen, nachdem er sich selbst von den Arbeitsweisen in England unterrichtet hatte, mit Hülfe eines englischen Werkführers. Dieser aber wurde ihm durch englische Intrigue wieder entführt, in der Hoffnung, daß die deutsche Fabrik nun wieder eingehen werde. Das ist

aber gottlob nicht der Fall gewesen, sondern sie dehnt sich immer weiter aus.

Die Thüringer Industrie hat Talent und Neigung für die sogenannten Kurzwaaren, für die Artikel der sogenannten Tablettterie und Quincallerie. Allerliebste Kleinigkeiten und zuweilen Nichtsnützigkeiten können wir allenfalls mit ihren ursprünglichen französischen Namen bezeichnen. Elfenbein, Perlamutt und Meerschaumschnitzereien, Kämme und Körbchen von Horn und Fischbein, wohlriechende Seifen in allerlei Formen, lackirte Dosen und muschelverzierte Kästen, Hamburger Zuckerbilder und jene Fülle der Fruchtbonbons, wie sie jetzt unsere Kinderchen so lüstern machen, Honigkuchen und Chocolade, Brochen, Ringe und Nadeln in bunter Mannigfaltigkeit waren von einer Menge Orten her ausgestellt. Wo, wie in Thüringen, des Kinderspielzeugs so mancherlei gefertigt wird, kann es nicht fehlen, daß man für allerlei Damenspielzeug sorgt. Nun gut, wenn es keine Männerherzen sind! — Damenschuhe und Stiefelchen von Gotha und Erfurt sind fast aus ganzen Rhein, sogar überm Rhein und über See berühmt. Hunderte von Mädchen beschäftigen sich in diesen Städten mit der Schuhmacherarbeit, so weit es ihnen von der hochmögenden Innung gestattet wird. Denn die fleißige und geschickte Frauenhand wird von den gestrengen Meistern der Frauenschneider und Damenschuster sehr unliebsam angesehen, wenn sie sich beigehen läßt, Arbeiten zum Behufe weiblicher Bekleidung zu machen, für die sie doch so recht eigentlich geschaffen ist. Dahingegen hat die Frauenarbeit die Handschuhe so ziemlich allein in Beschlag genommen.

Wir hätten in den oberen Räumen der Ausstellung nun noch gern eine hübsche Auswahl von allerlei Damenputz, Stickerei, Pelzwaaren, Kleider und Mäntel, Borden und Bänder, Knöpfchen und Schnuren betrachtet, aber wir müssen uns beschränken auf die weitverbreitete Manufaktur der Zwirn- und Leinenhemdeknöpfe in Ohrdruf und Waltershausen, sowie auf die in große Ferne vertreibende Fabrikation von hanfenen Schlauchwaaren von Burbach in Gotha, Schaft in Waltershausen hinzuweisen. Thüringischen Spritzenschläuchen und Feuereimern begegnet man überall. Ueber den geräumigen Schloßhof, auf dem ein zweiter Glaspalast stehen könnte, wandeln wir hinweg in die Hallen, wo die Maschinen landwirthschaftlicher Geräthe, Wagen und größere Gegenstände der Kunst-Eisengießerei ausgestellt sind. Hier bemerken wir mit Vergnügen die Leistungen der Maschinenfabrik, der Eisengießerei und Kesselschmiede von Moritz Jahr in Gera, so auch der Maschinenwerkstatt von J. Duera und Comp. in Erfurt. Die Industrie Thüringens wartet mit Verlangen auf Maschinenunterstützung, wenn Einzelne dies auch noch nicht recht zugestehen wollen und sich eher der Maschinen erwehren möchten.

Der Thüringischen Landwirthschaft wird von Eduard Wolf in Gotha eine Reihefolge vortrefflicher Acker- und Hofgeräthe geboten, welche eine Zierde der Ausstellung waren. Es ist nöthig, daß wir auf diese und ähnliche Dinge der Ausstellung hinweisen, weil sie gemeiniglich von der großen Zahl der Lustwandelnden in den Ausstellungsräumen übersehen werden, deren Augen mehr auf Gegenstände des Luxus und des unmittelbaren Gebrauchs fallen.

Am Ausgange stehend werfen wir noch einmal den Blick auf jene hohen Räume denkend zurück, in welchen der deutsche Kunst- und Gewerbfleiß in den Thüringischen Marken so gastfreundlich aufgenommen wurde und dann schauen wir auf das herrliche wald- und bergreiche Gelände rings umher, in dem so viele rüstige Männer, so viele liebe Menschen wohnen.

Lebt wohl! in München nächsten Jahres, will's Gott, sehen wir uns wieder!

Blätter und Blüthen.

Noch ein türkischer Kaiser. In der gegenwärtigen Krisis der türkischen Verhältnisse dürfte die Mittheilung nicht ohne Interesse sein, daß in irgend einem Winkel der Erde — wo, können wir für den Augenblick nicht angeben — ein türkischer Kron-Prätendent lebt, der durch ungewöhnliche persönliche Vorzüge, durch die für einen Orientalen ganz ungewöhnliche Vielseitigkeit seiner Bildung, namentlich durch die Kenntniß der meisten europäischen Sprachen im hohen Grade die Aufmerksamkeit englischer Touristen im Orient auf sich gezogen und später auch, nach Bekanntwerden seiner Ansprüche, das Interesse der englischen und französischen Presse erregte. Er nennt sich Nadir Bei und ist der Sohn eines ältern Bruders des verstorbenen Sultans Mahmud, der von Nadir Bei als Mörder seines Vaters bezeichnet wird. Durch die Großmuth eines der Meuchelmörder mit seiner Mutter aus dem allgemeinen Blutbade im Harem gerettet, erhielt er im Hause eines reichen Türken, der seine Herkunft kannte, eine glänzende Erziehung, ging dann nach dem Tode seiner Mutter und seines väterlichen Freundes mit den Diamanten und Papieren seines hohen Vaters nach Morea, von da unter dem angenommenen Namen nach Rußland, studirte hier, wie er selbst oft sagte, „die Macht, Politik, die Gesetze und Schwäche der Hülfsquellen und auch die Regierungsformen seines Erbfeindes“ und blieb dann einige Zeit in Polen und Lemberg, um die Theorien der Kriegskunst zu erlernen. Rache und Liebe zogen ihn in's Vaterland zurück, wo er indeß vorläufig die Rachegedanken aufgab, als er die Reformbestrebungen seines Onkels erkannte.

In Konstantinopel entdeckte er sich einigen hohen Beamten der Pforte, u. a. auch dem Reis Effendi, die das Geheimniß zwar bewahrten, aber ihn mit Zärtlichkeiten aller Art überschütteten. Er ward zum Commandanten eines Reiterregiments ernannt und stand bald darauf in Adana an der Spitze einer Heeres-

abtheilung von 19,000 Mann auserlesener Kavallerie, die ganz und gar zu seiner Disposition waren. Das war, nach seiner eigenen Aussage, der günstigste Augenblick, den Tod seines Vaters zu rächen. Er unterließ es auch dieses Mal, um die Reformbestrebungen seines Onkels nicht zu stören und ging zurück nach Konstantinopel. Dort erwarb er sich durch sein humanes und edles Betragen und durch seine hervorragende Bildung viele Freunde. Im Jahre 1831 ward er mit geheimen Depeschen von Chosrew Pascha nach Warschau an die revolutionäre Regierung gesandt, kam aber in Wien erst an, als bereits Warschau gefallen war und blieb in Oestreichs Hauptstadt, dessen Kaiser und Adel ihn sehr auszeichnete. Plötzlich aber ward er, weil man ihn für einen angesehenen Polen hielt, mit seinem ganzen Gefolge verhaftet. Französische Zeitungen besprachen damals vielfach das auffallende Ereigniß. Eine Depesche aus Konstantinopel befreite ihn aus seiner Haft, Metternich entließ ihn in einer Mitternachtsaudienz mit vielen Entschuldigungen und Nadir Bei kehrte nach Konstantinopel zurück, wo er — aus ihm noch jetzt räthselhaften Gründen — sofort in ein neues Gefängniß geworfen wurde, aus dem er nur durch die Verwendung des französischen Gesandten, Baron von Varennes, befreit wurde.

Brennend vor Wuth ging er nach Egypten, ward dort im Dienste Mehmed Ali's Generalinspektor der gesammten Kavallerie und später, wie das Januarheft der Revue britannique 1834 meldet, Generaladjutant Ibrahim Pascha's. Der Friede mit der Pforte bewog ihn, seinen Abschied zu nehmen. Er bereiste dann zu seiner Belehrung Europa und Amerika, nahm später und zwar incognito wieder türkische Dienste und wurde Commandant von Silistria. Als solcher hatte er Gelegenheit, die schreckliche Verwirrung und die vielen schreienden Mißbräuche in der Civil- und Militärverwaltung kennen zu lernen; er beschloß nach Konstantinopel zu gehen und seinem Oheim einen Plan zur Abhülfe vorzulegen. Obwohl er die Gunst des Sultans und der ersten Würdenträger erlangte, wollte es ihm doch nicht gelingen, sie zur Annahme seiner Vorschläge zu bewegen. Unmuthig darüber kehrte er nach Europa zurück und setzte von da aus seinen Oheim, der bald darauf starb, von seiner Geburt und seinen Absichten in Kenntniß.

Von dieser Zeit an beginnt, wie er sagt, seine Verfolgung. Von Sykonen und Mördern umgeben, mußte er nach der Thronbesteigung des jetzigen Kaisers, seines Vetters, von einem Ort zum andern wandern, ohne Ruhe zu finden. Er ging nach Afrika und war lange Zeit verschwunden. Erst vor einigen Jahren tauchte er wieder auf, als er, immer noch in seiner Eigenschaft als kaiserlicher Prinz, eine Petition um Gastfreundschaft und Asylrecht an die Gesandten der christlichen Mächte am Hofe des Königs beider Sicilien richtete und die damals in einer englischen Zeitschrift abgedruckt war. Ob ihm das Asyl gewährt wurde, ob und wo er augenblicklich noch lebt, ob überhaupt alle seine Aussagen auf Wahrheit beruhen — wir wissen es nicht und wollen ihn weder verwerfen noch anerkennen.

Wunder der Schöpfung im Kleinen. Unter den unendlich vielen und großen führen wir nur einige an. Das menschliche Haar ist von verschiedener Stärke und variirt vom 250sten bis 600sten Theile eines Zolls. Die Faser der größten Wolle ist ungefähr $\frac{1}{500}$ Zoll stark, die der feinsten aber $\frac{1}{1500}$. Der Seidenfaden, so wie ihn der Wurm spinnt, ist ungefähr den 3300sten Theil eines Zolles dick, der Faden einer Spinne aber fast noch sechsmal feiner, so daß ein einziges Pfund dieser dünnen, aber dennoch vollkommenen Substanz hinreichen würde, einen Faden um die ganze Erde zu ziehen.

Ein einziges Körnchen Moschus kann ein Zimmer zwanzig Jahre lang mit seinem Duft erfüllen. Nach der niedrigsten Berechnung hat sich der Moschus in dieser Zeit in 320 Quadrillionen Theilchen getheilt, von welchem jedes fähig ist, die Geruchsnerven zu afficiren. Die unendliche Theilbarkeit der riechbaren Ausströmungen läßt sich auch nach der Thatsache beurtheilen, daß ein der freien Luft ausgesetztes Stückchen Assafoetida in sieben Wochen blos ein Grau an Gewicht verlor. Da ferner die Hunde die Spur nur mittels ihrer Geruchsorgane verfolgen, so müssen die Ausströmungen von den verschiedenen Thiergattungen nicht blos, sondern auch von den verschiedenen Individuen einer und derselben Gattung wesentlich verschieden und ihre Ausdehnung bei der Länge des Raumes, den sie zuweilen einnehmen, eine alle unsere Begriffe übersteigende sein.

Ludwig Bechstein hat neuerdings zwei Erzählungen geschrieben: „das Fest der Prinzen" und: „der deutsche Vielwisser", und diese in Altenburg erscheinen lassen. Daran wäre an sich nichts Merkwürdiges. Aber er hat sich zugleich erlaubt, diesen Machwerken den Namen Volks-Erzählungen beizulegen. Es ist empörend, für wie unerzogen, dumm und urtheilslos dieser Mann das Volk halten muß, daß er es wagen kann, dergleichen Trivialitäten dem Volke als geistige Speise vorzusetzen. Wir haben lange nichts gelesen, was uns einerseits wegen seiner ordinären niedrigen Denkweise so angewidert und andererseits wegen seiner plumpen, ungeschickten Form so lächerlich und albern erschienen wäre, wie dieses Buch, dessen zweite Erzählung Alles übertrifft, was an Ungereimtheiten und Absurditäten jemals für das Volk geschrieben worden ist. Jeder ehrliche Mann, einerlei ob Arbeiter oder Beamter, ob Handwerker oder Gelehrter, müßte das Buch als eine Beleidigung des Volkes zurückweisen, wenn es nicht eben zu fade und kindisch wäre. Herr Bechstein ist die Persönlichkeit nicht, dessen Beleidigungen wehe thun können; er hat indeß mit diesem Buche zugleich bewiesen, daß er literarisch vollständig bankerott ist. — An weitern, aber anständigern Neuigkeiten sind in den letzten Woche noch erschienen, eine zweite durchgesehene Auflage des Gisecke'schen Romans: die modernen Titanen; von dem ehemaligen Leipziger Theater-Director Küstner (jetzt Chevalier de Kustner): Vierundreißig Jahre meiner Theaterleitung; von Kleuke abermals ein dicker dreibändiger Roman: der Parnaß zu Braunschweig. E. K.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

N°. 43. 1853.

Die Gartenlaube.

Familien-Blatt. — Verantwortlicher Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich ein ganzer Bogen mit Illustrationen.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 10 Ngr. zu beziehen.

Gott verloren — Alles verloren.

Ein Seelengemälde nach Familienpapieren mitgetheilt von Ferdinand Stolle.

(Fortsetzung.)

Als der Frühling gekommen, reiste ich, um mich zu zerstreuen, in ein damals sehr besuchtes Bad. Kaum angekommen, ließ ich mir die Badeliste bringen und wer beschreibt meine Gefühle des Schmerzes, des Hasses und der Freude, als ich las: Constantin Falk und Clemence Falk. Auf's Neue trat der Versucher zu mir und flüsterte: „Er hat sie nicht aus Liebe genommen — Dein Bild lebt noch in ihm. Tritt zwischen Beide mit der Macht Deiner Schönheit und nimm zurück, was Dir gehört, Constantin's Herz.“ Der Zufall war günstig. Auf meinem Spaziergange am folgenden Tage traf ich mit Clemence zusammen. Ich hätte sie nicht wieder erkannt; sie aber flog sogleich mit einem Freudenausrufe in meine Arme. Wie sah es in diesem Augenblicke in meinem Innern aus. Ich hielt den Gegenstand meines Hasses, Neides, meiner Eifersucht in den Armen, gab ihm die zärtlichsten Betheuerungen, während ich ihn mit Wollust in meinen Armen hätte lieber sterben sehen. Clemence schien wahrhaft erfreut, mich wieder zu sehen. Sie küßte mich immer von Neuem, beklagte mein Schicksal mit argloser, aufrichtiger Theilnahme und bat mich inständig, nach beendeter Badecur eine Zeit lang in ihrem Hause zu wohnen. Mit heimlicher Freude sagte ich zu. Arme Clemence, welche Schlange nahmst Du bei Dir auf.

Nachdem ich die vollkommene Fassung wieder bekommen, betrachtete ich mir die ehemalige Jugendgespielin mit Aufmerksamkeit. Sie war ein Wesen von eigenthümlicher Lieblichkeit geworden. Ihre Gestalt, ihr Gesicht hatten etwas ungemein Zartes und Anmuthiges. In dem Blicke ihres braunen Auges lag der Zauber einer reinen Kinderseele. Lange Locken umflossen reich ihr Gesicht, das nur leise gefärbt, einer Lilie im Abendscheine glich.

„Bist Du nicht neugierig, zu erfahren,“ fragte sie im Laufe des Gespräche, „wie ich Constantin's Frau geworden bin?“ Ich bejahte. Sie erzählte mir nun, wie sie mit ihrer Mutter eine Zeit lang in B. gelebt. Hier habe sie Falk wiedergesehen. Er sei oft zu ihnen gekommen und habe endlich um ihre Hand angehalten.

„Ach," fügte sie mit gesenktem Auge bei, „ich fühle, daß ich seiner nicht ganz würdig bin — mein Geist kann dem seinigen nicht genügen und zuweilen fürchte ich . . . ."

„Was fürchtest Du?"

„Daß er mich mehr aus Mitleid und Freundschaft als aus Liebe geheirathet hat," seufzte Clemence offenherzig; „denn ich verstand nicht, ihm zu verhehlen, wie glücklich mich sein Kommen, wie betrübt mich sein Gehen machte." Dann wieder heiter werdend rief sie: „O, wie wird sich Constantin freuen, Dich wiederzusehen! Wie wird er staunen über Deine Schönheit. Denn wirklich, Leonore, Du bist unendlich reizend geworden und selbst die Trauerkleidung kleidet Dich ungemein. — Vor Zeiten seid Ihr freilich nicht immer gute Freunde gewesen," fuhr sie arglos fort — „weißt Du noch, er gab Dir oft Stubenarrest und tadelte Dein heftiges Aufbrausen; aber das ist jetzt Alles längst vergessen." In diesem Augenblicke sahen wir Falk die Allee daher kommen. Ich nahm alle meine geistige Kraft zusammen, um Constantin nicht meine Aufregung und Freude zu verrathen und es gelang mir. Aber ich sah ihn bei meinem unerwarteten Anblick heftig zusammenschrecken, erst roth, dann todtenbleich werdend — ich triumphirte, er liebte mich noch immer. Kalt, unbefangen und höflich redete ich ihn an, als ob wir uns nie näher gestanden. Mein Benehmen schien ihn in Erstaunen zu setzen, gab ihm aber auch Gelegenheit, sich zu fassen und mit Ruhe Clemence anzuhören, die ihm freudig und arglos erzählte, ich würde sie in B. besuchen. —

Eine geraume Zeit war verflossen. Seit mehreren Wochen befand ich mich im Hause von Clemence und Constantin. Erstere hatte sich so an meine Gesellschaft gewöhnt, sie ging mit so schwärmerischer Freundschaft an mir, daß ich gar nicht von meiner Abreise reden durfte, wollte ich sie nicht ganz traurig machen. Ihren Gatten hatte ich durch meine Kälte und Unbefangenheit ebenfalls getäuscht und sicher gemacht. Der Verbörte! Er glaubte mich und sich von der heftigsten aller Leidenschaften geheilt und drang ebenfalls darauf, meinen Aufenthalt zu verlängern. Da es mir überhaupt gar nicht, bevor ich nicht meinen Zweck erreicht hatte, einfiel zu gehen, so kam mir dieses Zureden um so erwünschter. Nach Verlauf einiger Zeit war mir es gelungen, meinem Plane immer näher zu kommen. Falk's Liebe zu mir erwachte von Neuem. Ich erkannte bald klar, ich war nie ganz seinem Herzen entschwunden und daß er Clemence bald aus Verzweiflung, bald aus Freundschaft und vielleicht auch aus Sehnsucht nach einer Häuslichkeit geheirathet. Aber was sollte aus ihr werden? Stand sie nicht wie ein Engel mit dem feurigen Schwerte vor den Pforten meines Paradieses? Mit reuevollem Herzen bekenne ich es: in einer dunkeln Stunde hatte ich Clemence denselben Tod geschworen, den Neuhaus starb; doch ward dieser verwerfene Gedanke bald von besseren Gefühlen erstickt. Wie schlecht ich auch war, schlich ich doch eines Abends allein an das Wasser, zerschlug die Giftfläschchen und warf sie mit ihrem todtschwangern Inhalt in die Tiefe.

Clemence's Leben sollte von mir nicht gefährdet werden, das hatte ich mir fest gelobt; aber trotzdem nahm mein Haß gegen sie in dem Grade zu, als die Unmöglichkeit sich immer mehr entgegenstellte, sie aus ihrem Rechte zu vertreiben. Wie viele Mal habe ich ihr gestinnt und den Tod gewünscht. Welche abscheulichen Hoffnungen knüpfte ich einst an eine Erkältungskrankheit, von der sie befallen wurde. Während ich mich auf ihren Tod freute, pflegte ich die Erkrankte mit scheinbarer Zärtlichkeit. Wider Erwarten aber genas sie. Als sie mir nach ihrer Genesung mit lieblicher Innigkeit für die sorgsame Pflege dankte und mich zärtlich an ihr Herz drückte, da zuckte zum ersten Male etwas wie Rührung durch mein Herz. Ich zürnte mir selbst wegen dieser Weichheit; aber von diesem Augenblicke an hörte ich auf, Clemence zu hassen.

Nach einigen Wochen fing die Gattin Constantin's von Neuem zu kränkeln an. Sie hustete oft, ihre Wangen verloren die anmuthige Rundung und Abends glühten ihre Augen und Hände in leisem Fieber. Sie hatte nie so viel Materielles als andere Sterbliche gebabt; aber jetzt erinnerte sie mich unwillkürlich an die duftigen Nebelgestalten aus Ossian's Gesängen. Der Hausarzt nahm dieses Unwohlsein nicht leicht. Er verschrieb einige Mittel und drang hauptsächlich auf eine Luftveränderung. Clemence beschloß daher eine Reise zu ihrer Tante in den Elsaß. Da Constantin für den Augenblick B. nicht gut verlassen konnte, so bat sie mich flehentlich, sie nach Straßburg zu begleiten. Nach kurzem Bedenken erklärte ich meine Bereitwilligkeit. Sie fiel mir dankbar um den Hals, küßte mich und rief ihrem Manne scherzend zu: „Komm Constantin, küsse sie auch und danke ihr." Constantin's Gesicht wurde bei diesen Worten bleich. Er zitterte und rührte sich nicht von der Stelle. Meine Wangen aber überzogen sich plötzlich mit einem verrätherischen Roth. Zum ersten Male schien Clemence das Benehmen Constantin's auffallend zu finden; sie sah erst ihn und dann mich klar und forschend an; aber weder ein Wort noch ein Blick von ihr ließ einen Argwohn ahnen und ihre liebevolle Freundlichkeit blieb dieselbe.

Nach einer von dem herrlichsten Herbstwetter begünstigten Reise langten wir in Straßburg an. Clemence schien sich gekräftigt zu haben und war in heiterer Stimmung. Wie stand es aber mit mir? Die unverdiente Güte und wahrhaft engelhafte Freundschaft Clemence's zu mir erfüllten mein Herz mit schmerzlichen Gefühlen der Reue. Wie gern hätte ich jetzt alle Verwünschungen, die ich noch vor Kurzem über die Schuldlose ausstieß, zurückgenommen. Im Traume erschien sie mir wiederholt, bleich und entstorben im Sarge liegend und die Stimme eines unsichtbaren unheimlichen Wesens flüsterte leis: „Du hast sie getödtet." Ich erwachte stets in furchtbarer Nervenanstrengung. Indeß zerstreute der heitere Tag, die freundliche Aufnahme bei Clemence's Verwandten, das rege Leben und die vielen Sehenswürdigkeiten der alten Stadt die finstern Traumgebilde. Auch meine geistigen Leiden wurden durch den stets lächelnden blauen Himmel, durch die Reize einer üppigen Natur für einige Zeit eingeschläfert.

Ihr, die Ihr dieses leset, staunet immerhin, daß eine

Verbrecherin, eine Mörderin, noch Sinn und Gefühl für die sanfte Anmuth der Natur, für die großartige Schönheit des gestirnten Himmels sich bewahrt hatte.

Clemence versicherte, sich sehr wohl zu befinden, obwohl ihre Gestalt immer ätherischer, ihre Wangen immer bleicher und durchsichtiger wurden. Sie schien Vergnügen an den kleinen Ausflügen, die wir in die ländliche Umgebung von Straßburg machten, zu finden und lächelte, wenn ich sie bat, sich mehr zu schonen. Eines Tages fuhren wir in Begleitung mit Clemence's Vetter nach dem Odilienberg, ein Ort nicht ohne Berühmtheit, der häufig besucht ward. Nachdem wir die Reste der alten römischen Straße und die Heidenmauer in Augenschein genommen, traten wir in die alte Kapelle, um auszuruhen. Es saßen bereits zwei junge Männer lesend darin. Der Eine von ihnen erregte durch seine Gestalt und edle Gesichtsbildung unsere Aufmerksamkeit. Der junge Jaürille, unser Begleiter, sagte, es sei ein gewisser Herr Goethe aus Frankfurt und stellte uns später dem jungen Manne, den er von Straßburg her kannte, vor. Es entspann sich bald eine lebhafte Unterhaltung mit den beiden jungen Herren. Der Eine war sanft und fast schüchtern, redete wenig; aber Herr Goethe war lebhafter. Die hohe jugendliche Gestalt, die edle freie Miene, die schöngebogene kühne Nase, die großen durchdringenden braunen Augen, die hohe Stirn, durch die damalige Mode, das Haar aufwärts zu kämmen, noch höher gemacht, verfehlten nicht, besonderes Interesse für diesen jungen Mann hervorzurufen.

In der Klosterkirche befanden sich einige nicht eben vorzügliche Gemälde. Während die Andern mit ihrer Besichtigung beschäftigt waren, las ich die unterschiedlichen französischen und deutschen Zeilen, die hier und da in die Fenster und in das Holz eines großen Beichtstuhles eingegraben waren. In die Ecke eines Fensters hatte Jemand geschrieben:

„In deinem Tempel, o Gott —
Suchte ich Schutz vor der Liebe —
Aber sie verfolgt mich zum Altar
Und mischt sich in meine Gebete.
Libera de morte me aeterna, Domine!"

In dem Beichtstuhle stand:

„Nach heißem Kampfe, heißem Schmerz,
Nach müberollen Tagen
Laß mich, o Gott, mein müdes Herz
Zu deinem Altar tragen."

Doch kehrten meine Blicke immer wieder zu dem trostlosen Hülferuf der Liebe zurück, einer Liebe, die sogar dies Gebet nicht zu verscheuchen vermochte. Wie paßten diese Worte so ganz auf mich. Meine Lippen preßten sich vor Schmerz zusammen: meine Augen trübten sich von verborgenem Weh. So stand ich lange sinnend vor dem Fenster, bis mich Clemence aus meiner Träumerei weckte.

In der Nähe des Klosters befindet sich eine Art Terrasse, zu deren Füßen ein fürchterlicher Abgrund gähnt, von wo man aber die entzückendste Aussicht auf die ganze große reiche Landschaft ringsum genießt. Die ganze fruchtbare Gegend mit Städten, Bergen, Dörfern, Wäldern und Gewässern liegt malerisch vor uns ausgebreitet, und wie ein Leuchtthurm aus Klippen ragt der ungeheure Münsterthurm aus dem Häusergewimmel hervor. Clemence blickte zitternd in die fürchterliche Tiefe. „Welch schrecklicher Tod," sagte sie, „hier hinunterzustürzen." Mich aber überkam ein wilder Drang, nach so jähem Tode. Der Abgrund sprach ordentlich verlockend. Ein Sprung und Alles ist vorbei, sprach es in mir. Herr Goethe, der neben mir stand, schien meine Gedanken zu errathen. Er sprach: „Diese schwindelnde Tiefe, wie die unergründlichen Fluthen, üben beide eine Anziehungskraft aus auf Unglückliche." Ich wurde roth und wieder sehr bleich. Er schien das jedoch nicht zu bemerken.

Bei später Abendzeit kehrten wir nach Barr, wo wir übernachteten, zurück.

Seit diesem Tage kamen wir oft mit dem jungen Goethe, dessen Gespräche uns wunderbar erregten und erquickten, zusammen. In Folge einer Erkältung ward Clemence's Gesundheit wieder heftig angegriffen. Sie befand sich bereits seit zwei Wochen sehr unwohl. Plötzlich erschreckte mich der Gedanke, sie könne in Straßburg sterben. Ich freute mich jetzt nicht mehr über den Tod meiner Nebenbuhlerin. Ihre unbegrenzte Sanftmuth und Liebe hatten meinen Haß ertödtet und mein Herz sanfter gestimmt. Vielleicht hatte auch Falk's Einfluß in der letztern Zeit unseres Beisammenseins veredelnd auf mich gewirkt. Genug, ich wünschte jetzt eben so sehr ihr Leben als früher ihren Tod. Eine leise Ahnung von der Erhabenheit stiller Entsagung durchflang mein Innerstes. „Dein Werk ist es," sprach mein Gewissen, „daß sie so früh stirbt. Du hast so oft und aus vollem Herzen ihren Tod gewünscht. Deine Verwünschungen, der Haß, den Du gesäet, sind aufgegangen und beginnen ihre giftigen Früchte zu tragen." Eine tiefe, schwere Melancholie bemächtigte sich meiner innersten Seele. Eine unwiderstehliche Sehnsucht, der Freundin voranzugehen, kam über mich. Diese unerträgliche Stimmung erreichte eines Abends eine solche Höhe, daß ich, nachdem ich noch Clemence wohl verpflegt und der Obhut ihrer Tante überlassen, raschen entschlossenen Schrittes nach dem Münster eilte. Aller Qualen mit einem Male ledig zu werden, war der beständige Gedanke, der mich gänzlich erfüllte. Unverdrossen stieg ich Treppe auf Treppe in dem ungeheuren Bauwerke. Endlich stand ich oben an der Stelle, wo kein schützendes Geländer abhält, sich in die fürchterliche Tiefe zu stürzen. Ohne mich umzusehen, betrat ich die Schwelle des Todes, warf noch einen scheuen Blick in die im Abenddunkel ergrauende Welt und schleuderte Hut und Umschlagetuch hinter mich und ein nur augenblicklicher aber entsetzlicher Kampf begann. Der Gedanke an einen Gott, den ich immer so bebarrlich geläugnet, erwachte plötzlich; aber eine trotzige Stimme in mir rief: „Muth! Muth!" Ich beugte mich vorwärts: Gott habe Mitleid .... wollte ich sagen, als mich ein kräftiger Arm vom Abgrunde hinweg riß. Starr und verwirrt blickte ich in das Gesicht desjenigen, der sich erkühnte, zwischen mir und den Tod zu treten. Zwei leuchtende Augen blickten mich ernst strafend, durchdringend und doch mitleidvoll an. Ich erkannte den jungen Goethe. „Zurück!" herrschte er in gebietendem Tone, und von seinem

Befehl gezwungen, sank ich kraftlos und demüthig in die Knie. „Wie kommen Sie hierher?“ stammelte ich. Er lächelte sanft. „Wie ich hierherkomme? Ich sitze schon seit einer Stunde hier oben. Ich steige oft herauf, die Sonne untergehen zu sehen. Es ist so meine Art. Aber Sie, Madame, warum wollten Sie freventlich Ihr junges Leben enden? Läugnen Sie nicht! Die Wildheit und Verstörung Ihres Gesichts bezeugen es.“ Ich zitterte vor seinem mächtigen Blicke, wie vor dem Auge des Richters und erwiederte, den Kopf tief senkend: „Ich wollte ein unglückliches, schuldvolles Leben zum Opfer bringen.“

„Also die eine, jedenfalls kleinere Schuld mit einer größern sühnen? Mit einer Schuld, die man nicht mehr bereuen kann, da der Tod ihr unmittelbarer Begleiter? Nein, Madame, kehren Sie in das Ihnen verhaßte Leben zurück, das ist die beste Buße — in ein Leben voll nützlicher, heilbringender Thätigkeit.“ Er hing mir rasch das Tuch um, bot mir den Arm und geleitete mich vorsichtig aus der fürchterlichen Höhe. Dann gingen wir still — ich in stummem Gehorsam — durch die düstern Straßen bis an meine Wohnung, wo er nach sehr kräftiger Ermahnung von mir schied.

Auf meinem Zimmer angekommen, warf ich mich auf die Knie und versuchte das erste Mal zu beten. Vergebens, mir fehlte Vertrauen und Glaube, mein Gebet war nichts als ein wilder Schmerzensruf. Der Schlaf floh mich und die ganze Nacht dachte ich über die Worte meines Erretters nach: „ein Leben voll nützlicher, heilbringender Thätigkeit.“

Als ich am folgenden Morgen bei Clemence eintrat, fiel mir ihre Blässe und Hinfälligkeit in hohem Grade auf. In einer einzigen Nacht hatte sie sich schrecklich verändert. Sie zog mich zu sich auf's Sopha. „Leonore,“ sagte sie mit matter Stimme, „mir ist, als müßte ich bald sterben; laß uns sobald als möglich von hier abreisen. Ich habe eine grenzenlose Sehnsucht nach Constantin und der Heimath. Ich möchte beide so gern noch einmal sehen, ehe ich heimgehe.“ „Sprich nicht so, Clemence,“ rief ich und umarmte das arme Weib mit Heftigkeit: „Du sollst und mußt noch lange leben!“ Sie lächelte wehmüthig, schüttelte das Haupt und sprach, indem sie mit ihrer Hand liebkosend durch meine aufgelösten Locken fuhr: „wenn die Blume von einem Wurm zerstört ist, hilft weder Jugend, noch Liebe und Pflege.“

Wenige Tage später verließen wir Straßburg und fuhren nach der Heimath. Ich sah meinen Retter und Warner nicht wieder, habe aber später seinen Namen hochgefeiert am deutschen Dichterhimmel glänzen sehen. Sein großer, wunderbarer Genius goß mir in spätern Jahren, wo ich ganz einsam mit mir und meiner Schuld war, oft süßen Trost in meine Seele.

Als wir in B. angelangt waren, wollte ich nach meinem Gute abreisen, denn Falk's Anblick erweckte so leidenschaftliche schmerzliche Gefühle in mir, daß ich, zwischen Liebe und Reue schwankend, mich weit hinwegwünschte. Clemence ließ aber nicht ab, mich zu bitten, ihr die letzten Tage durch meine Gegenwart und Pflege zu erheitern. Ich blieb also, um die zarte Blume, die ich ehedem gebaßt und verfolgt, dahin welken zu sehen. Clemence war tief und innig fromm, obwohl sie wenig von Religion sprach und nur selten zur Kirche ging. Ihr ganzes Leben strömte Liebe und Milde, und so war auch ihr Tod.

In den letzten Wochen hat sie ihren Gatten, er möge sie für jenes Leben vorbereiten und ihr Trost mitgeben auf dem dunkeln Pfade. Constantin, der sich in der letzten Zeit sehr verändert hatte und sichtbar bleicher geworden war, fühlte sich doppelt niedergebeugt durch seine stumme Neigung zu mir und durch das so frühe Hinwelken seiner Gattin, der er vielleicht eben so wie mir, aber mit höherer als irdischen Liebe zugethan war. Mit mir sprach er jetzt weniger und hütete seine Blicke, wie ein Wärter seine Gefangenen. Oft saß ich, von ihm unbemerkt, im Alkoven des Krankenzimmers und lauschte, wie er der kranken Clemence Worte himmlischen Trostes zusprach. In solchen Stunden war sein Antlitz das eines jungen Apostels; sein Auge leuchtete mit ungewöhnlichem Glanze und seine Worte waren von überzeugender Kraft. Die Kranke hörte ihm mit frendiger Ergebung zu und schien sich hinwegzusehnen aus dem Erdenleben, hinauf nach dem Lande der Engel, zu welchen letzteren sie schon hinniederden gehörte.

Auch in meinem Gemüthe ging in solchen Augenblicken eine wunderbare Veränderung vor. Constantin's siegende Beredtsamkeit, die Macht der Wahrheit, die aus seinen Worten sprach, brachen endlich die starre Eisrinde meines Unglaubens und in heißen Thränen schmolz sie von der Sonne der Religion.

An einem stillen klaren Abende ging Clemence zur Ruhe ein. Einige schwere Stunden hatte sie vorher standhaft überwunden und ihr Sterben selbst war schön wie ein Sonnenuntergang, der das bleiche stille Antlitz verklärte. Sie entschlummerte mit lächelnder Lippe, nachdem sie mit Liebe und Dank von mir und Constantin Abschied genommen hatte.

Auch mir dankte sie! O wie schwarz, wie abschreckend kam mir mein ganzes Dasein vor, wenn ich es mit dem Leben dieses Engels verglich.

Constantin's Schmerz war nicht leidenschaftlich, aber wahr und tief; der meinige nagend und herbe.

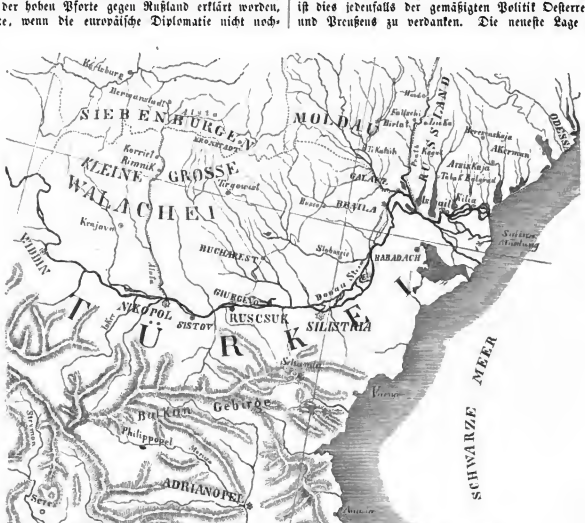
Ich hatte schon vor Clemence's Tode eine Wohnung in einem benachbarten Hause bezogen, um nicht mehr als nothwendig mit Constantin zusammen zu treffen. Jetzt aber sah ich ihn gar nicht mehr. Wir vermieden uns beiderseitig.

Wie soll es mir gelingen, ein Gemälde meines damaligen Seelenzustandes zu entwerfen? Reue, Schmerz, Erinnerungsqualen, Stolz und die alte unbesiegbare Liebe stritten in meinem Herzen. So schwand ein Tag nach dem andern einsam und freudlos dahin. Und meine Nächte! O wer nicht selbst die Last einer schweren dunklen That auf der Seele trägt, wer nicht empfunden hat, was es heißt — jede Nacht denselben gräßlichen Traum zu träumen, dieselbe bleiche Schattengestalt am Lager stehen zu sehen und sie flüstern zu hören: „Leonore, ich weiß es!“ — der kennt nicht den Fluch, der auf solchen Nächten ruht.

(Schluß folgt.)

Das Kriegstheater an der Donau.

Nachdem die Fahne des Propheten auf der Sophienmoschee in Konstantinopel aufgepflanzt und der Krieg von der hohen Pforte gegen Rußland erklärt worden, dürfte, wenn die europäische Diplomatie nicht noch daß es jedoch gleichwohl den Anschein hat, als sollte ein europäischer Krieg entbrennen. In erster Reihe ist dies jedenfalls der gemäßigten Politik Oesterreichs und Preußens zu verdanken. Die neueste Lage der



Karte des russisch-türkischen Kriegsschauplatzes.

mals ihr „Halt!" zwischen die zum Kampf bereiten Theile wirft, nunmehr von den monatelang gewechselten Worten zu Thaten geschritten werden. Alle Versuche zur friedlichen Schlichtung des russisch-türkischen Streits sind vorerst als gescheitert zu betrachten, ohne Dinge läßt die in der orientalischen Frage eine Rolle spielenden Mächte, so weit deren offizielle Kundgebungen reichen, in folgenden Stellungen erscheinen: Rußland und die Türkei im Begriff, sich zu bekriegen; Oesterreich und Preußen zu strenger Neutralität ent-

schlossen; England und Frankreich auf Seiten der Pforte, ohne daß sie sich jedoch noch über die Art ihrer Hülfeleistung ausgesprochen haben. Da beide Staaten ihre Gesandten noch ganz friedlich in Petersburg residiren haben, und eine Kriegserklärung auch von ihrer Seite vorangehen muß, ehe sie an den Feindseligkeiten Theil nehmen können, die Türkei aber in ihrem Kriegsmanifest den Beginn derselben nach einer dem russischen General en Chef Gortschakoff zur Räumung der Moldau und Walachei bewilligten vierzehntägigen Frist in Aussicht stellt, so wird vorerst die Türkei sich ohne fremde Hülfe mit ihrem Feind zu messen haben. Wie vorauszusehen war, hat Fürst Gortschakoff die vom Oberbefehlshaber der türkischen Truppen, Omer Pascha, verlangte Räumung der Donaufürstenthümer abgelehnt, so daß also die ersten Feindseligkeiten etwa am 20. Oktober begonnen haben könnten.

Die Hauptmacht der beiden in Streit begriffenen Theile ist auf dem Terrain concentrirt, von welchem wir heute unsern Lesern ein Kärtchen geben, und wobei freilich die äußerst schwierig zu überschreitende Donau als mächtiges Hinderniß zwischen den kriegsbegeisterten Schaaren rollt. Die von Rußland an die Donau geworfenen Streitkräfte schlagen wir wohl mit 160,000 Mann hoch genug an; die zwischen dem rechten Ufer der Donau und dem Fuße des Balkangebirges aufgestellte türkische Armee ist ungefähr 120,000 Mann stark. Das russische Hauptquartier ist in Bukarest mit gegen Galacz, Braila und Giurgevo vorgeschobenen starken Abtheilungen und einem besondern Armeecorps in Krajova; ebenso haben die Russen von Neuersowa, wo die Donau das österreichische Gebiet verläßt, bis nach Hirsova und Braila alle Uebergangspunkte und Furthen massenhaft besetzt. Ihre Operationslinie bei einem Angriffe dürfte, seitdem die Türken die Donau und den Balkan so stark befestigt, spätern Anordnungen zufolge, über Widdin und längs der serbischen Grenze hin gehen, wo das Gebirge weniger Schwierigkeiten bietet. Omer Pascha hat indeß auch nach jener Richtung zu Alles in Vertheidigungszustand gesetzt. Den Mittelpunkt für die türkischen Streitkräfte giebt das am Fuße des Balkan gelegene Schumla, als Hauptquartier mit Varna und Turnowa zur Seite, ab. Die ganze, durch die Festungen Widdin, Nicopoli, Rustschuck, Silistria, und viele andere geschützte Donaulinie ist so zu sagen in einen mit Kanonen bespickten Wall umgewandelt worden, hinter welchem sich außerdem die Befestigungswerke des Balkan erheben. Die Lage beider Armeen, der russischen wie der türkischen, bezeichnet man wohl am besten in der Art, daß jede stark genug ist, um einen Angriff der andern mit Erfolg abzuwehren; keine aber stark genug, um einen Angriff mit Aussicht auf Erfolg zu unternehmen. So dürfte es wenigstens zur Stunde noch sein. Sollte gleichwohl von der einen oder andern Seite ein Uebergang über die Donau versucht werden, so würde Widdin für jeden der streitenden Theile noch den günstigsten Punkt bieten. Von anderen Uebergangspunkten ist Bregowa hart an der Grenze Serbiens, Islas, Giurgevo, Silistria, Hirsova und Braila, zu erwähnen. Wahrscheinlicher ist es jedoch, daß der ganze an der Donau ausbrechende Krieg, der hier in kurzer Zusammenstellung aufgeführten Hindernisse wegen, wozu namentlich auch die vorgerückte, der Kriegführung höchst ungünstige Jahreszeit kommt, auf Vorpostengefechte und Scharmützel beschränkt bleiben wird. Größeren Anschein gewinnt es dagegen, daß in Asien, wo das bei Erzerum unter Abdi Pascha zusammengezogene türkische Heer ziemlich so stark wie die Donauarmee ist, der ernstlichere Kampf zwischen den feindlichen Parteien entbrennt. Dort steht man sich in ziemlich freier Ebene gegenüber und der von Feinden Rußlands wimmelnde Kaukasus ist nicht weit.

Eine Exekution.

Wenn je zwei benachbarte Volksstämme sich recht gründlich hassen, so sind es gewiß die Neapolitaner und Sicilianer, und selbst bei Anlässen, denen alle gegenseitige Beziehungen zwischen beiden Theilen fehlen, verläugnen sich die feindlichen Gesinnungen nicht. Folgender Vorfall, der sich im Sommer v. J. in Palermo ereignete, mag hierfür sprechen.

Paoli, ein Unteroffizier der neapolitanischen Besatzung in Palermo, war wegen eines gröblichen Dienstvergehens vom Kriegsgerichte zum Tode verurtheilt worden.

Die Sicilianer, bei denen die neapolitanischen Soldaten eben nicht im Rufe besondern Muthes stehen, erwarteten voller Spannung den Tag der Exekution, um zu sehen, wie sich ein Neapolitaner beim Sterben benehmen werde.

Die Neapolitaner sahen ihrerseits den Tag nicht ohne Besorgniß nahen. Obwohl, wenn die Begeisterung sie packt, so tapfer als irgend ein Volk der Erde, liegt es doch nicht in ihrem Charakter, dem Tode kaltblütig entgegenzutreten. Wenn nun ihr Kamerad wie ein Feigling starb, so fiel die Schande auf sie alle zurück und der Triumph der Sicilianer war vollständig. Den dergestalt möglichen übeln Eindruck fanden die höhern Offiziere so bedenklich, daß sie sich an den König mit der Bitte um Umwandlung der Todesstrafe wandten. Allein es handelte sich, wie erwähnt, um ein im Dienst begangenes grobes Verbrechen gegen einen Vorgesetzten und der König glaubte der Gerechtigkeit freien Lauf lassen zu müssen.

Ein Offiziersrath wurde zusammenberufen und berieth die bei diesem mißlichen Anlasse zu ergreifenden Maßregeln. Unter andern Vorschlägen tauchte auch der auf, den Verurtheilten im Innern der Citadelle er-

schließen zu lassen. Dagegen wurde indeß eingewendet, daß hiermit durchaus nichts gewonnen sei, indem eine solche, im Stillen vollzogene Exekution nur dazu dienen würde, die Sicilianer in ihrer boshaften Nachrede, die man gerade fürchtete, zu bestärken. Eine Reihe anderer Vorschläge litt an demselben Uebelstande; man erörterte und verwarf alle, ohne einen gewünschten Ausweg zu finden.

Dazu kam, daß das Benehmen des Verurtheilten der Art war, daß nicht nur die Befürchtung, er möge eines feigen Todes sterben, sich steigerte, sondern daß sie geradezu zur Gewißheit wurde. Seit ihm sein Urtheil eröffnet worden, brachte er die ganze Zeit mit Weinen und Wimmern zu und empfahl sich unaufhörlich der Gnade des heiligen Januarius, der unter den Heiligen Neapels die erste Stelle einnimmt. Es war klar, daß Paoli auf den Richtplatz geschleppt werden mußte und daß er wie ein Kapuziner sterben würde.

Unter verschiedenen Vorwänden hatte man schon mehrere Male den Tag der Exekution verschoben, bis endlich jeder neue Aufschub unmöglich geworden war. Die Offiziere traten zu einer dritten Berathung zusammen, suchten nochmals nach einem Auskunftsmittel, und fanden keins. Schon wollte man auseinander gehen, dem Himmel die Sorge für alles Weitere überlassend, als der Regimentsprediger plötzlich sich mit der Hand an die Stirn schlug und erklärte, daß er so eben den von Allen so lange gesuchten Ausweg gefunden habe.

Alle wollten wissen, worin dieser bestände, der Prediger machte es jedoch zur Bedingung, daß er dies vorerst für sich behalten dürfe, da das Gelingen seines Planes von der strengsten Geheimhaltung abhinge. Auf die weitere Frage, ob das Mittel auch sicher sei, versicherte er, mit seinem Kopfe dafür einstehen zu können.

Die Exekution wurde nun auf den folgenden Tag 10 Uhr Morgens festgesetzt, und man bestimmte zu derselben die zwischen dem Pellegrino und Castellamare liegende Ebene, auf welcher sich beinahe die ganze Bevölkerung Palermo's ausbreiten konnte.

Am Abende begab sich der Regimentsprediger in's Gefängniß, wo sich ihm der Verurtheilte, in der Meinung, es handle sich nun um die Vorbereitung zum Tode, laut schreiend und jammernd entgegen warf. Der Gefangene, den man sonst durch die dicken Kerkermauern hindurch winseln gehört hatte, begann aber, nachdem der Prediger einige Zeit mit ihm gesprochen, ruhig zu werden, und als dieser ihn verließ und der Thürschließer wieder eintrat, pfiff der kurz vorher noch so Zerknirschte ein ganz lustiges Liedchen.

„Sieh einmal da," meinte der Schließer, „wir scheinen wohl ganz vergessen zu haben, daß wir morgen todtgeschossen werden?"

„Nichts weniger als das," versetzte der Soldat, „allein die Beichte hat mir mit Gottes Hülfe wohlgethan, so daß ich nun guten Muths geworden bin."

„Das ist freilich etwas Anderes," gab der Schließer zurück. „Möchten Sie sonst noch etwas haben?"

„Ein gutes Abendessen wäre mir recht," entgegnete Paoli.

Seit zwei Tagen hatte er nichts zu sich genommen, so daß er, als man ihm zu essen brachte, wie ein Wolf darüber herfiel, zwei Flaschen Syrakuser dazu trank, sich auf sein Lager warf und dann fest einschlief. Am andern Morgen mußte man ihm fast einen Arm ausreißen, ehe er erwachte, während sonst der arme Teufel die ganze Nacht vor Angst nicht schlafen gekonnt hatte. Noch nie war dem Schließer ein gefaßterer Mensch vorgekommen. In der Stadt hieß es, der Verurtheilte bereite sich auf den Tod wie zu einem Feste vor. Die Sicilianer begten indeß starke Zweifel und meinten: „Man müsse es abwarten!"

Um sieben Uhr Morgens wurde der Gefangene abgeholt. Er war gerade im Begriff sich anzukleiden, und hatte sich mit seinem frisch gewaschenen Hemd und den sauber gebürsteten Kleidern so stattlich herausgeputzt, als es ein neapolitanischer Soldat nur immer kann.

Paoli bat um die Gunst, daß man ihn nach dem Richtplatz gehen lasse und ihm die Hände nicht binde. Beides wurde ihm gewährt.

Der Marineplatz, wo das Gefängniß lag, war Kopf an Kopf mit Neugierigen besetzt. Als Paoli erschien, grüßte er freundlichst die Menge; von Furcht war in seinem Gesichte nichts zu lesen. Die Sicilianer konnten sich von ihrem Staunen nicht erholen.

Der Verurtheilte schritt, in Begleitung des Korporals und der zur Exekution bestimmten neun Mann, ruhig und fest, ja fast stolz durch die Straßen. Von Zeit zu Zeit begegnete er unterwegs einem Kameraden, dem er mit Erlaubniß seiner Begleitung die Hand reichte, und wenn ihn dabei der Eine oder Andere beklagte, antwortete er mit irgend einem tröstlichen Sprüchlein, wie „das Leben ist ja doch nur eine Reise," oder „einmal muß doch gestorben sein," und ging dann ruhig weiter.

Die Neapolitaner triumphirten.

Bei einer Weinkneipe angelangt, gewahrte er zwei seiner Kameraden, welche auf die neben der Thür stehende Bank gestiegen waren, um ihn vorüber kommen zu sehen. Er ging auf sie zu, sie boten ihm ein letztes Glas Wein an und bis an den Rand ließ er sich's füllen. Dann hob er's mit fester Hand in die Höhe und rief, indem er es austrank, mit eben so fester Stimme: „Auf das Wohl Sr. Majestät unsers gnädigen Königs Ferdinand!" Selbst die Sicilianer konnten bei dieser Scene ihre Bewunderung dem muthigen Manne nicht versagen.

Man langte auf dem Richtplatze an, und hier, so meinten die Sicilianer, würde dieser erkünstelte Muth, der durch eine augenblickliche Aufregung hervorgerufen, schnell zusammenbrechen. Ganz im Gegentheil schien jedoch der Muth des Verurtheilten zu wachsen, als er den für ihn bestimmten Platz erblickte. Er stellte sich selbst auf denselben hin und erbat sich noch als letzte Gunst, daß man ihm die Augen nicht verbinde und er selbst Feuer kommandiren dürfe. Diese Bitte wurde ihm nicht abgeschlagen.

Jetzt nahte sich ihm sein Beichtiger, umarmte ihn, reichte ihm das Kruzifix zum Küssen und spendete ihm einige Worte des Trostes, die jedoch keinen großen Eindruck zu machen schienen. Dann folgte noch die

Absolution und der Geistliche entfernte sich, damit das blutige Werk seinen Vollzug nähme.

Der Verurtheilte richtete sich stolz empor, das Gesicht gegen Palermo und den Rücken gegen den Pellegrino gewandt. Der Korporal und die neun Mann machten zehn Schritt zurück, ein „Halt!“ ertönte und sie stellten sich auf.

Tiefes feierliches Schweigen herrschte weithin. Der Verurtheilte kommandirte mit fester und ruhiger Stimme: „Ladet!“ „Fertig!“ „Feuer!“ und sank bei dem letzten Worte, von sieben Kugeln durchbohrt, ohne einen Laut auszustoßen, zusammen.

Die Neapolitaner triumphirten, denn die Nationalehre war gerettet.

Die Sicilianer gingen verstimmt nach Hause, und ärgerten sich, daß ein Neapolitaner so wacker sterben könne. — — —

Wir sind jetzt dem Leser die Mittheilung des Mittels schuldig, durch welches der Regimentsprediger den feigen Neapolitaner so muthig und entschlossen zu machen gewußt hatte. Wie schon erzählt worden, hatte Paoli, als ihn der Regimentsprediger am Abend vorher besucht, gejammert und wehgeklagt, indem er gemeint, das letzte Stündchen sei nun gekommen. Anstatt jedoch den Gefangenen auf den Tod vorzubereiten, kündigte ihm der Prediger an, daß der König ihn begnadigt habe.

„Begnadigt?“ rief Paoli, die Hände des Priesters fassend; „begnadigt?!“

„Begnadigt!“

„Was! ich werde nicht erschossen werden? Was! ich werde nicht sterben? werde am Leben bleiben?“ frug der Gefangene, dem die Kunde kaum glaublich schien.

„Ganz und gar begnadigt,“ versetzte der Priester; „nur hat Se. Majestät um des Beispiels willen eine Bedingung gestellt.“

„Welche?“ frug der Soldat ängstlich.

„Es müssen nämlich alle Vorbereitungen zu der Exekution getroffen werden, gerade so als ob sie wirklich stattfände. Sie werden heute Abend beichten, als ob Sie morgen sterben sollten; man wird Sie abholen, wie wenn Sie nicht begnadigt wären; Sie zum Richtplatz führen, wie wenn Sie erschossen werden sollten. Damit endlich auch das Beispiel vollständig sei, wird man sogar auf Sie feuern, allein die Gewehre werden nur mit Pulver geladen sein.“

„Verhält es sich auch gewiß so, wie Sie sagen?“ fragte der Verurtheilte, dem ein Theil dieser Procedur als ganz überflüssig vorkam.

„Welchen Grund könnte ich haben, Sie zu hintergehen?“ entgegnete der Priester.

„Das ist richtig,“ meinte der Soldat. „Also, ehrwürdiger Vater, bin ich begnadigt? Es ist gewiß, daß ich nicht sterben werde?“

„Mein Wort darauf.“

„Nun denn, so lebe der König! der heilige Januarius! die ganze Welt!“ rief Paoli, indem er fröhlich in seinem Gefängniß umhertanzte.

„Ei, ei, was machen Sie, mein Sohn? was stellt das vor?“ rief der Mönch. „Vergessen Sie denn, daß es mir verboten war, Ihnen dieses Geheimniß zu verrathen, und daß Niemand etwas von Dem, was ich Ihnen gesagt, ahnen darf, hauptsächlich aber der Schießer nicht.“

Paoli sah die Richtigkeit des Gesagten ein, kniete nieder und beichtete. Der Priester ertheilte ihm die Absolution. Ehe dieser sich hierauf entfernte, fragte ihn der Gefangene nochmals, ob sich auch Alles wirklich so verhalte, wie er angegeben. Der Priester bestätigte seine Worte wiederum und ging.

Der feige Soldat konnte nun muthig zum Tode schreiten, da er das Ganze für eine Komödie hielt. Der List des Priesters aber war es gelungen, die Nationalehre der Neapolitaner zu retten.

Aus der Menschenheimath.

Briefe

Des Schulmeisters emerit. Johannes Frisch an seinen ehemaligen Schüler.

Vierzehnter Brief.

Das Holz und die Bildung.

Ich habe es oft bemerkt, daß man eine neu ankommende Nummer einer illustrirten Zeitschrift, ehe man zu lesen anfängt, nach den Bildern durchblättert, die man vornehm Illustrationen nennt. Erst wenn dem Auge sein Recht geschehen, kommt der Geist daran. Hat denn aber auch das Auge vor dem Geiste ein Recht? Was meinst Du, Freund? Hat es eins? Ich bin bestimmt der Meinung. Es hat ebenso bestimmt eins, wie die Hausthür ein Recht vor dem Zimmer hat. Die fünf Sinne sind die fünf Hausthüren, durch deren ein Jegliches eintreten muß, was zum Geiste will. Unser Sprüchwort: „was das Auge sieht, das glaubt das Herz“, ist durch und durch Wahrheit; nur ist in demselben der edelste Sinn für alle Sinne gesetzt worden.

Darum erfreuen sich auch illustrirte Bücher und Zeitschriften einer so großen Gunst bei den Lesern. Es ist sicher nicht blos die Freude an den Bildern,

es ist mehr noch die geistige Sprache derselben, welche sie durch das Auge mit dem Geiste reden.

Der denkende Leser einer illustrirten Zeitschrift hat gewiß schon manchmal gewünscht, etwas Näheres über die Kunst und die von ihr verwendeten Werkzeuge und Stoffe zu erfahren, welcher er allwöchentlich die neuen, blos für ihn verfertigten Holzschnitte verdankt. Kaum daß ein tagesgeschichtliches Ereigniß oder sonst etwas Neues aufgetaucht ist, so bringt ihm auch schon sein wöchentlicher Freund einen veranschaulichenden Holzschnitt davon.

Die Holzschneidekunst ist in neuerer Zeit mehr denn je ein wichtiges Beförderungsmittel der Volksbildung geworden. Sie scheint sogar die Lithographie hierin überflügeln zu wollen. Allerdings hat sie vor dieser den Vorzug voraus, daß sie, was jene nicht kann, ihre Bilder dem Schriftsetzer mit zwischen seine Lettern und dem Drucker mit unter seine Presse schiebt. Sie schmiegt sich so recht innig an das gedruckte Wort an und hilft ihm dicht an seiner Seite nach, wo es allein nicht ausreicht.

Die Holzschneidekunst ist die Vergeistigung des Holzes, die edelste Verwerthung desselben.

Ist denn aber jede Holzart, oder wenigstens mehrere derselben, dazu brauchbar? Leider nicht. Zu den gröberen Arbeiten, wie Zeich- und Tapetenformen, genügt wohl das Holz des Apfel- und noch besser des Birnbaumes; aber zu den feineren Arbeiten ist blos das Buchsbaumholz brauchbar. Freilich liefern uns dies nicht die zierlichen Büschchen, welche die Beete Deines Gartens einfassen. In Griechenland, in der Türkei und vorzüglich in Kleinasien wird der Buchsbaum zu einem wirklichen Baume mit einem Stamme von 7—8 Zoll Durchmesser. Schon in Spanien erreicht er eine Höhe von 10—12 Fuß.

Unter allen europäischen Bäumen, so weit sie einen ansehnlichen Stamm bilden, hat der Buchsbaum das feinste und dichteste und also auch das schwerste Holz. Feinheit, Dichtigkeit und Gleichmäßigkeit im Gefüge sind eben die unerläßlichen Eigenschaften eines Holzes, wenn es für die Holzschneidekunst anwendbar sein soll.

Manche unserer harten Holzarten würde sich dazu eignen, wenn sie von gleichmäßiger Beschaffenheit ihres Gefüges wäre. Aber immer sind die einzelnen Jahreslagen, aus denen bekanntlich jedes Holz besteht, auf ihrer inneren, d. h. nach dem Mark zu liegenden Hälfte weicher, als auf der äußeren. Am größten ist dieser Unterschied bei dem Fichten-, Tannen- und Kiefernholze, in welchem bekanntlich weiche und harte dunklere Schichten abwechseln.

Diesen Fehler nun hat das Buchsholz nicht. Es ist durch und durch von ganz egalem Gefüge und die Jahreslagen gränzen sich nur durch etwas dunklere Gränzlinien gegen einander ab. Seine Farbe ist Dir schon bekannt, denn Du kennst das Buchsholz von anderer Verwendung her, z. B. zu Kämmen, Löffeln, Werkzeuggriffen und vielen anderen Dingen.

Trotz aller Dichtigkeit und Feinheit entdeckt das Mikroskop darin doch unzählige Löcherchen. Diese sind allerdings so fein, daß sie von der Druckerschwärze überdeckt werden und im Abdruck nicht sichtbar bleiben.

Bestehende Figur wird Dir gewiß Vergnügen machen. Sie ist ein Bild von einem Holzstock, so nennt der Holzschneider eine solche Buchsbaumtafel, welcher nicht nur sein Porträt zeigt, sondern auf der rechten Seite auch das mikroskopische Bild seines anatomischen Baues trägt.

Ich will Dir erzählen, wie das Ding entstanden ist.

Von dem Holzschneider ließ ich mir einen recht schönen dicht gewachsenen, feinjährigen nennt es der Holzarbeiter, Stock geben. Er hat genau die Schriftböhe, daß er mit den Buchstaben in den Rahmen der Buchdruckerpresse paßt. Du siehst die Hirnholzfläche, wie man es nennt, denn nur in diese läßt sich schneiden, ohne daß die Schnitte splitterig werden, was auf der Aderholzfläche der Fall sein würde. Mit einem anatomischen, haarscharfen Messer schnitt ich nun vom Hirnholz und vom Aderholz ein dünnes Blättchen ab, viel dünner als das feinste Postpapier, und brachte sie unter zwei Glastäfelchen, um sie unter dem Mikroskop betrachten zu können. Nun überzog ich, wie man es für den Holzschnitt immer thun muß, die ganz glattgeschliffene Holzfläche mit einer dünnen Schicht von weißer Farbe, damit mich beim Zeichnen und nachher den Holzschneider beim Schneiden die vielen verschiedenfarbigen Jahrringe nicht störten. Auf diesen weißen Grund zeichnete ich dann das mikroskopische Bild des Hirnholzes I. und des Aderholzes II., bei 400maliger Vergrößerung. Man muß dazu einen sehr harten Bleistift nehmen, damit die Striche fein und scharf werden. Von der nichtbezeichneten Fläche des Holzes wusch ich dann rings um die Zeichnung die

weiße Farbe wieder weg, um die Jahrringe sichtbar sein zu lassen.

Nun bekam der Holzschneider den Stock. Man muß einen bis zum Druck fertig geschnittenen Stock sehen, um das Mühsame dieser Arbeit zu begreifen; denn jeder Bleistiftstrich der Zeichnung, der also auf dem Papiere im Druck erscheinen soll, muß erhaben werden und alles Weiße wird herausgeschnitten und gestochen. Ein fertiger Holzstock ist also ein umgekehrtes Petschaft. Auf diesem ist das Bild vertieft und druckt sich im Siegellack erhaben ab; auf jenem ist das Bild erhaben. Zu dieser Arbeit wendet der Holzschneider wenigstens zwanzig verschiedene schneidende und stechende Werkzeuge an.

Nachdem die schwerere Arbeit der beiden anatomischen Figuren erledigt war, blieb dem Holzschneider nur noch die leichte Arbeit, den Stock selbst zu schneiden, um mich so auszudrücken; d. h. er grub mit einem spitzen Grabstichel eine feine Linie jeden Jahresring entlang, so daß wir nun mit Ausnahme dieser Linien das ganze Holz schwarz drucken sehen. Du wirst finden, daß dieses Stückchen Holz über 120 Jahre alt ist.

Nun will ich Dir aber auch einige Erläuterungen zu den beiden anatomischen Figuren geben. Erinnere Dich dabei immer daran, daß Du sie 400 Mal größer siehst als die Wirklichkeit. Du würdest die beiden winzigen Holzblättchen zwischen den beiden Glastäfelchen leicht übersehen haben, so klein sind sie.

Denke Dir das Holz, und das gilt von jeder Holzart, aus lauter unendlich feinen Röhrchen von verschiedener Länge zusammengesetzt. Diese Röhrchen haften in ihren Wandungen fest aneinander. Die einen sind weiter als die andern, dünnhäutiger und fast immer siebartig mit außerordentlich kleinen Löchercken versehen. Sie sind fast immer die längeren. Man nennt sie Gefäße. Die anderen sind enger, von sehr verschiedener Länge, oft nicht viel länger als weit und selten so lang oder länger als die Gefäße. Auch sie haben fast immer kleine Löcher in ihrer Haut. Das sind die Zellen. Du wirst leicht errathen, welchen Zweck diese Löcher haben, die von je zwei aneinander liegenden Zellen oder Gefäßen immer aneinanderstoßen. Sie dienen beim Aufwärtssteigen des Frühjahrssaftes als kleine Pforten von einem Zellenraum in den andern. Der kleinste Nadelstich mit der feinsten englischen Nähnadel in ein Kartenblatt gemacht ist ein Riese gegen diese Zellenöffnungen. Außer diesen in der Längsrichtung des Stammes verlaufenden Gewebe finden wir in jedem Holze in der entgegengesetzten Richtung, d. h. strahlenförmig von dem Marke nach der Rinde verlaufende. Das sind die sogenannten Markstrahlen oder wie sie der Tischler namentlich am Eichen- und Buchenholze nennt: Spiegelfasern. Sie dienen zur seitlichen Saftverbreitung und ihre Zellenhäute, sie bestehen nur aus wenig verlängerten Zellen, sind daher auch stets durchbohrt, porös.

An dem Querschnitt, l., sehen wir links einen solchen Markstrahl, m; in dem übrigen Gewebe sehen wir die größeren Querschnitte von vier Gefäßen. Eigentlich hätte ich den großen, weißen, von ihnen eingeschlossenen Raum schwarz und darauf die weißen Linien der Jahrringe des Holzes schneiden lassen sollen, dann würde die Figur so ausgesehen haben, wie sich das Ding in der Wirklichkeit darstellt, als ein Stückchen Brüsseler Spitze auf dem Holze liegend, welches durch ihre Löcher durchblickt. Alles Uebrige sind Zellenquerschnitte. In denselben siehst Du mehrere sehr feine einander umgebende Kreislinien und im Mittelpunkte einen kleinen dunkler gefärbten Kreis. Dieser letztere ist der kleine allein übrig gebliebene Hohlraum der Zelle; zwischen ihm und der äußersten Zellenhaut liegen die verschiedenen Schichten — diese deuten eben jene einander umschließenden Kreislinien an — des sogenannten Holzstoffes, der sich nach und nach auf der innern Wand der Zellen eben so abgelagert hat, wie sich inwendig im Weinfasse nach und nach der Weinstein ansetzt. Auf diesem Stoffe beruht namentlich die Schwere und Dichtigkeit des Holzes. An einigen Zellen wirst Du ihn vermissen; sie sind dünnwandig geblieben.

In Figur II. siehst Du dies alles im Längsschnitt, und zwar gleichlaufend mit der Rinde. Daher sehen wir bei m einen Querabschnitt eines Markstrahls; g 1. und g 2. sind zwei Gefäße, an deren jedes sich in der Mitte ein anderes darüber ansetzt, welches durch eine durchbrochene Scheidewand von ihm getrennt ist. Alles übrige sind Zellen und zwar dünnwandigere als die in l., weil ich das Schnittchen von der Splintseite nahm. Daher sehen wir auch die Zellenräume größer und die allerdings schon ziemlich verdickten Wände von den zahlreichen, ebenfalls gespaltenen, Löchern unterbrochen.

Sieh, nun kennst Du das feine harte Holz, worein auch für Dich so manches belehrende und unterhaltende Bild geschnitten worden ist. Das Buchsholz steht in seiner Verwendbarkeit für die Holzschneidekunst (Xylographie) eben so einzig da, wie der Solenhofener Kalkschiefer für die Lithographie, von deren naturwissenschaftlicher Seite ich Dir ein andermal schreibe.

Blätter und Blüthen.

Der Negerkönig. Auch Afrika wird seinen Antheil an der zukünftigen Geschichte der Erdenkinder übernehmen. Die Sklaven, die es bisher auf den Weltmarkt lieferte, werden zu Hause bleiben oder wieder zurückkehren und zu Hause den Bewohnern anderer Erdtheile das Palmöl des Friedens aus ihren königlichen Bäumen pressen und dafür die Industrie, Kunst und Bildung der Weißen eintauschen. Man hat es nun seit länger als einem halben Jahrhundert von allen Seiten in Angriff genommen und bis tief in's

Innere erforscht, wo z. B. Deutsche, Barth und Overweg, mitten in Wüsten die herrlichsten Paradiese mit gutmüthigen, ziemlich gebildeten Menschen entdeckt haben, und von allen Seiten durch Häfen, Handel, Missionäre, Kolonien, Gemeinden und Dörfer der Weltbildung und dem Welthandel Straßen gegründet, auf welchen die Cultur hineinfährt und Cultur mit Procenten wieder zurückkehrt.

Die Verfasserin von „Onkel Tom's Hütte" prophezeit der schwarzen Race sogar eine Zukunft, die über weiße Bildung und Humanität hinausgehen werde. An Talent und Lust, an natürlicher Herzensgüte und jugendlicher Lern- und Thatenlust fehlt es, so weit die Erfahrungen reichen, den meisten Negerstämmen nicht. Mit der Hitze ist's auch nicht so arg, und die Natur hat bis unter den Aequator hin bereits für umgekehrtes Heizmaterial gesorgt, nämlich für ewigen Schnee auf gigantischen Bergen, von denen man, wo es zu heiß ist, Eis herunterholen wird, um die Zimmer ebenso zu kühlen, wie wir sie heizen. —

Zur Erkenntniß des Innern Afrika's hat die unlängst im Drucke erschienene Reise des Engländers Francis Galton viel beigetragen. Er drang vom Süden, dem Cap der guten Hoffnung, in's Innere auf der westlichen Seite vor, zunächst durch das Land Damara mit seinen vielen christlichen Dörfern und Kolonien, um welche auch Deutsche großes Verdienst haben, und dann weiter hinein an großen schönen Flüssen, Gebirgen und durch wundervolle Palmenwälder bis zum 18. Grade südlicher Breite, wo ihn deutsche Kornfelder mit ihren goldenen Wogen empfingen und deren König und Volk. Das Volk nennt sich „Ovampo's" und deren König Nangoro. Beide wollen wir jetzt näher kennen lernen und auch bei Königs mit zu Balle geben. Wir lassen Francis Galton selbst erzählen.

„Ungefähr gegen Mittag ward mir gemeldet, Se. Majestät Nangoro sei auf dem Wege zu mir. Ich ließ also hübsch zusammenräumen und putzte mich selbst stattlich heraus. Bald sah ich denn auch eine ziemliche Menge Schwarzer feierlich herankommen. In ihrer Mitte watschelte sehr schwerfällig ein ungeheuer fetter, alter Bursche mit kurzem, schnaubendem Odem, dem die Bürde seiner (unsichtbaren) Krone und seiner Uniform, die aus nichts als Fett auf dem nackten Körper bestand, sehr schwer zu werden schien. Es war der König Allerhöchstselbst. Er wackelte heran mit einem ungemein majestätischen, festen Blick auf uns, sich in der Mitte seines Gefolges auf einen sehr niedlichen Stock lehnend, der ihm wahrscheinlich auch als Scepter diente. Wir verbeugten uns Alle vor ihm, doch nahm er keine Notiz davon, so daß ich nicht wußte, was ohne die geringste Kenntniß der Ovampo-Hof-Etikette zu thun sei. Ich setzte mich also wieder und fuhr fort, an meinem Journal zu schreiben. Ungefähr nach fünf Minuten schrotete er sich dicht an mich heran, grunzte auf eine wohlwollende Weise, gab mir einen gnädigen Rippenstoß mit dem Scepter und setzte sich, schnarchend wie eine verdorbene Orgel, neben mir nieder. Chik, mein Dolmetscher zwischen der Damara- und Ovampo-sprache (ich verstand blos erstere) vermittelte nun unsere Unterredung. Der Hof stand dicht um ihn herum und lachte jedesmal unbändig, wenn Majestät etwas Scherzhaftes zu sagen geruhten, wie sie eben so tief ernste Mienen annahmen, sobald sie Worte der Weisheit sprach — Alles im schnellsten Wechsel und in der naivsten Weise. Ich breitete nun die Kleinodien aus, die ich dem Könige gleichsam als Eingangszoll auf unsere Personen und Sachen zugedacht, und bedauerte zugleich, daß ich ihm nichts Besseres bieten könne. Aber alle meine goldenen Herrlichkeiten fanden wenig Gnade vor seinen und seines Volkes Augen. Die Mode ist unter den Schwarzen eben so tyrannisch, wie bei uns Weißen. Meine Perlen waren nicht Mode bei den Ovampo's. Ich hätte jetzt gern 40 Pfund Sterling für die rechte Sorte gegeben. Ich war jetzt in der Lage eines Menschen etwa in einem Pariser Hotel, der seine Rechnung mit einem Kasten voll Negersandalen bezahlen will. Nangoro sah ziemlich ärgerlich aus, eben so sein Volk und Hof. Es gilt bei den Afrikanern als eine Beleidigung, in ihr Land zu kommen, ohne mit einem passenden Geschenke sich die Gnade des betreffenden Monarchen zu erkaufen. Der Ochse, der unter meinen Geschenken stand, gefiel ihm. Er kunfte mich mit wohlwollendem Unwillen in die Seite und fragte, ob ich nicht die Kuh als Lebensgefährtin des Ochsen zufügen wolle. Die Kuh gehörte einem meiner Begleiter und ich zögerte. Doch bestand er darauf und so ging unsere brave Milchlieferantin hinüber und ward ein Unterthan Nangoro's. Jetzt plauderte er mit uns ziemlich gemüthlich, befahl unsere Flinten und ließ uns damit schießen. Endlich verließ er uns mit den Worten, daß wir in seinem Lande machen, kaufen und verkaufen könnten, was wir wollten. Große Massen von Unterthanen, die sich während dieser Audienz um uns versammelt hatten, umdrängten uns nun, um uns näher zu besehen. Sie lachten und scherzten ausgelassen, ohne uns indeß im Geringsten zu belästigen. Im Gegentheil sah ich in ihnen die naivste Art, sich ohne Polizei selbst zu regieren. Mancher, der uns zu nahe trat und zu laut war, bekam verschiedene Püffe und wurde so in die Grenzen des Anstandes zurückgewiesen. Die Meisten waren reichlich mit Perlen bekleidet, selten mit etwas Anderem. Manche hatten sich roth geschminkt und gepudert und trugen Schminke, Haare und Puder in kleinen runden Büchsen bei sich. Die Mädchen sahen ziemlich derb und wie gute Arbeiterinnen aus und zeigten sich ungemein lustig und zärtlich gegen einander. Sie standen überall herum in zärtlich verschränkten Gruppen, wie Canova's Grazien. Ihre Gesichter blickten offen und lustig, aber sehr stark wie mit Butter bestrichen und mit rother Salbe. Sie summten hübsche Lieder und tänzelten den ganzen Tag um uns herum und brachten meine schwarzen Diener ganz außer Fassung. Einer derselben handelte sehr stark mit ihnen und kaufte, mitten in Perlen sitzend, große Massen Korn und Bohnen dafür. Für ein Stückchen Eisen, 4 Fuß lang und 1/2 Zoll dick, brachten mir die Damen über 100 Pfund Korn, theils in Körbchen, theils handvollweise. Sie trugen ihr Haar vorn kurz geschnitten und hinten lang und lose wie einen Fächer.

„Nangoro giebt seinem Volke jede Nacht einen

Ball, zu welchem die Auserwählten seines Landes stets freien Zutritt haben. Auch uns schickte er durch seinen Minister Tippoo, unter dessen Schutz wir ganz besonders gestellt waren, eine Einladung, die wir natürlich freudig annahmen. Auf dem Wege nach den Zinnen, die Rangoro's Residenz mehr ausmachen als umgeben, hatten wir ein kostbares Schauspiel. Von allen Seiten tanzten Lichter und Fackeln unter dem heitern, hellen Himmel auf der stillen, grasgrünen Erde durch Palmenbäume hindurch, alle nach der Residenz zu: Ballgäste, die unterwegs trockene Palmenzweige anzündeten und damit reisen, wobei sie noch größtentheils liebenswürdige Weisen singen.

„Ich habe hernach berechnet, daß Rangoro's Residenz (Pfahl- und Zaunwerke mit der wunderschönen Himmelsdecke als Dach) just unter dem 18. Grade südlicher Breite und etwa 3 Meilen vom 16. nach dem 17. östlicher Länge sich befindet.

„Als wir in das „Königliche Schloß" eintraten, wies man uns rechts in den „Ballsaal," der schon ziemlich gefüllt war und worin man ebenso umherstirrte und flüsterte, wie bei uns zu Hause.

„In einem Winkel ließ sich ein Virtuos auf der Banjo (einem kleinen guitarrenartigen Saiten-Instrumente) vernehmen und vor ihm ein mächtiger Künstler auf dem Tom-Tom (Handtrommel). Diese Töne führen zunächst zwölf Herren in die Füße. Sie stellten sich in zwei Reihen (Rücken an Rücken) auf und schwenkten sich dann trippelnd und rasch mit scharfen, schlauen Augen einander beobachtend, um einander herum. Oft drehte sich bald Dieser, bald Jener rasch um sich selbst herum, um dem Nächsten von der andern Reihe, den er gerade erreichen konnte, einen furchtbaren, klatschenden Schlag auf den Körpertheil, wo der Rücken seinen ehrlichen Namen verliert, zu applieiren. Das Interesse und die Geschicklichkeit dieses Vergnügens bestand eben in dem Vermeiden und Applieiren dieses Schlages, der, wenn er traf, mit einer Gewalt „saß", die nur auf solcher Haut ein Vergnügen sein konnte. Minister Tippoo bekam die wenigsten und vertheilte die meisten Schläge. Diesem Talente verdankte er auch seine hohe staatliche Stellung. Rangoro lachte, daß ihm das Fett auf allen Seiten wackelte, und die „Ladies" beklatschten und besaudzten diese künstlerische Leistung auf die ausgelassenste Weise, die von der Liberalität der Hof-Etikette zeugte.

„Nun folgte eine Promenaden-Tanz-Partie. Wir wurden alle in eine compacte Masse zusammengeschichtet und schritten dann taktweise nach „Tom-Tom" und „Banjo" im Saale rundum, den Boden mit jedem Tritte tüchtig stampfend. Tanzmummer Drei war für die Buschmänner, die als Leibgarde Rangoro's in einem benachbarten großen Kraal (Dorfe) wohnten. Diese Leistung war durchaus mimisch und bestand in täuschender Nachahmung von Thieren oder sonstiger individueller Eigenthümlichkeiten, scheinbar ganz nach deren Belieben. Eine große Tanz-Promenade aller Anwesenden beschloß den Ball. Von Rangoro's Frauen sah ich blos 30 oder 40, die zum Theil sehr hübsch aussahen. Die übrigen mochten wohl alt und häßlich sein und desshalb sich nicht zeigen. Sie trugen kupferne Armbänder als Zeichen ihrer hohen Stellung und Würde. Die übrigen Frauen und Mädchen nahmen blos an den Tanz-Promenaden Theil, doch tanzten sie mit den Köpfen und Füßen gleichsam alle Tänze mit und schienen sich oft kaum halten zu können, so tapfer arbeiten sie nach den Takten der Musik mit den Füßen. Die großen Irrlichter und Fackeln der sich Zerstreuenden in die dunkel glänzende, würzige Nacht hinein machte wieder den lebhaftesten Eindruck auf uns, wozu unsere Stimmung, das Bewußtsein unserer Lage auf der Erdkugel, wo keine Spur europäischer Erscheinungen zu finden war, das ihrige beitrug."

Wieder eine Hoffnung Bekanntlich wurden auf der letzten Leipziger Messe von Amerikanern große Ankäufe von Halbtuchen und anderen wollenen Stoffen gemacht und noch mehr Bestellungen aufgegeben. Man glaubte diese Waaren nach Californien und Australien bestimmt. Jetzt erfährt man, daß dieselben sämmtlich auf den chinesischen Markt kommen, der durch die Revolution bereits viel zugänglicher geworden und für die Zukunft einen Absatz verspricht, der Millionen europäischen Händen und Maschinen Arbeit auf viele Jahre schaffen wird.

Literarisches. Der beste Beweis für die unaufhaltsam fortschreitende Cultur und Aufklärung der Völker, die sich durch keine beengenden Maßregeln mehr hemmen und zurückschrauben lassen, liefert das in den Volksmassen immer mehr sich steigernde Interesse an den Naturwissenschaften. Eine Reihe vortrefflicher Schriften nährt dieses Streben nach Aufklärung und lobend ist es anzuerkennen, daß die buchhändlerische Spekulation sich mehr und mehr dieser heilbringenden Richtung anschließt und besonders durch populäre Schriften den Bedürfnissen und der Bildung des Volkes zu Hülfe eilt. So wird mit Beginn des nächsten Jahres in Leipzig unter dem Titel: Das Weltall, eine neue Zeitschrift für populäre Naturkunde erscheinen. Cotta in Freiberg, Reichenbach, Littrow in Wien, Tschudi, Snell in Jena werden mitarbeiten und Astronomie und Meteorologie, Physik, Chemie und Technologie, Zoologie, Physiologie und Anthropologie, Botanik und Mineralogie ꝛc. ꝛc. sollen darin ihre Verbreitung finden und dies Alles in wöchentlich Einem Quartbogen mit Abbildungen. Das heißt viel auf kleinem Raum versprechen. Auch wollen wir wünschen, daß die in der Wissenschaft als tüchtig anerkannten Mitarbeiter auch populär zu schreiben verstehen. Man kann ein sehr tüchtiger Professor und dabei ein sehr unverständlicher Volks-Schriftsteller sein. Der etwas unpopuläre Preis der Zeitschrift (vierteljährlich Einen Thaler) scheint übrigens anbeuten zu wollen, daß dieselbe nicht auf das größere Publikum berechnet ist. — In nächster Zeit haben wir noch einige interessante Neuigkeiten zu erwarten. Auerbach, der vor Kurzem gesährlich erkrankt war, wird den 4. Band seiner Dorfgeschichten erscheinen lassen, Ludwig Storch eine Geschichte Karl's V. Wer Storch's Leineweber gelesen, wird wissen, welche tüchtige und umfassende Studien der Verfasser über diesen vielbesprochenen Charakter gemacht. Seine Auffassung wird allerdings eine durchaus neue, von den bisherigen Geschichtsschreibern abweichende sein. — Das jetzt überall erwachte Interesse für die Tirolen wird auch in der Literatur ausgebeutet werden. Ein Berliner Buchhändler kündigt als nächstens erscheinend an: „Blüthenträufe aus den Dichtergärten des Morgenlandes. Ein Album des Gediegenen aus der poetischen Literatur des Morgenlandes." Natürlich prachtvoll gebunden mit Goldschnitt. — Mit Neujahr haben wir auch eine neue belletristische Zeitschrift zu erwarten, die unter dem Titel: Deutsche Wochenschrift in Hannover erscheinen und von Karl Gödeke redigirt werden wird. Gervinus, Geibel, Rückert ꝛc. werden als Mitarbeiter angekündigt. Man sieht, die deutschen Verleger glauben nicht an den Krieg. E. K.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 44. 1853.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familien-Blatt. — Verantwortlicher Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich ein ganzer Bogen mit Illustrationen.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 10 Ngr. zu beziehen.

Gott verloren — Alles verloren.

Ein Seelengemälde nach Familienpapieren mitgetheilt von **Ferdinand Stolle.**

(Schluß.)

Eines Morgens, als ich ermattet aufwachte, wandelte mich plötzlich die Sehnsucht an, nach der Kirche zu gehen. Es war Sonntag. Schwarz gekleidet, gesenkten Hauptes schritt ich nach dem Gotteshause. Viele Leute, die mir begegneten, grüßten mich achtungsvoll als Clemence's Freundin. Ich hörte, wie man meine aufopfernde Freundschaft für Madame Falk rühmte. Ich hätte mögen vor Scham in die Erde sinken. Diese Beweise von Achtung beugten mich tiefer, als es offene Verachtung gethan haben würde. Gleichwohl hätte ich um keinen Preis der Welt ein offenes Geständniß meiner Schuld abzulegen vermocht. Ich trat in die Kirche. Voll und erhaben schlug der Orgelton an mein Ohr. Das herzdurchdringende Confiteor! einer mächtigen Baritonstimme schüttelte mich wie Fieberfrost und machte mich erbeben wie Espenlaub. Confiteor! tönte es nochmals mahnend und warnend. Ich faltete inbrünstig die Hände und betete zum ersten Male aus voller Seele. Ich demüthigte mich büßend vor Gott. Aber sollte ich auch der Welt meine Sünde bekennen? Nein, das vermochte ich nicht. Sowohl mein Stolz, wie meine Liebe zu Constantin sträubten sich wild dagegen. Mir war der Verlust seiner Liebe und Achtung schrecklicher als der Tod. Hätte es sich blos um mein Leben gehandelt, wäre mir die Wahl nicht schwer geworden.

Etwas beruhigt und getröstet verließ ich die Kirche. Unterwegs kam mir von Neuem der Gedanke: Wie kann ich ein Leben voll heilbringender Thätigkeit beginnen? Kirche gehen, beten, ein Kloster bereichern? Das konnte Goethe unmöglich gemeint haben. Andere Vorsätze kamen in meinen Sinn. Ich reiste zurück nach meinem Gute Waldenheim und begann damit, hierselbst und in der Umgegend gemeinnützige Anstalten in das Leben zu rufen. Das mir von Neuhaus hinterlassene Kapital verwandte ich auf Erbauung eines Waisenhauses. Durch Errichtung einer Fabrik bemühte ich mich, Arbeitslosen Arbeit und Brot zu verschaffen. In Verbindung mit benachbarten Edelleuten bewerkstelligte ich Verbesserungen im Dorfschulwesen. Bei

dieser Wirksamkeit ward mir geraume Zeit keine Muse, während der geschäfts- und geräuschvollen Tageszeit über meine dunkle Vergangenheit nachzudenken und mich mit Gewissensvorwürfen zu quälen; aber des Nachts, wenn Alles still ringsum, wenn die Seele in sich selbst zurückkehrte, stand auch der gräßliche Schatten da. Düster und unwiderruflich stand er da und die Stimme des innern Gerichts rief: „Glaube nicht, mit dem, was Du bis jetzt Gutes gethan, Dich zu entsühnen.“ Und wenn sich mein ruheloses Herz innig nach Constantin sehnte, da war es immer, als stelle sich ein schauerliches Etwas dazwischen.

So waren wohl anderthalb Jahre seit Clemence's Tode vergangen. Ein Frühling, so schön, so reich, wie er nur immer über diese paradiesische Gegend herabsinken kann, umlächelte mich und überschüttete mein gebeugtes Haupt mit Blüthen, aber mein Herz frohlockte nicht mehr wie einst dem Frühlinge entgegen.

Es war am ersten Pfingstfeiertage, als ich langsam dem Walde zuwandelte, um die eine halbe Stunde entfernte Kirche zu besuchen. Es war ein Morgen so still, so klar, so lieblich. Feierliches Rauschen umfing mich im Walde. Aus den Zweigen tönte der Himmelsgesang der Vögel. Das Lied hieß: Lobsinget dem Herrn! Von der einen Seite, wo sich der Wald lichtete, tönte Glockengeläute. Hoch und blänlich, von leisem Duft umzogen, ruhten die fernen Berge und der im Thale dahinziehende Fluß strahlte wie flüssiges Silber. Grüner Sammet überzog die Wiesenflur. Weiße, blaue, rothe Steinchen guckten freundlich zum blauen Himmel. Ich entsann mich, wie ich an einem eben so schönen Pfingstmorgen einst mit Constantin in den Wald gegangen war, um Blumen und Erdbeeren zu suchen. Damals ging ich — sorglos unschuldig — an der Hand des Jünglings, eine helle rosige Gegenwart und Zukunft vor mir. Schon damals liebte ich ihn, wie ein Kind einen milden und doch starken Männergeist lieben kann. Sonst und jetzt! welch ein Unterschied. Auch heute liebte ich ihn noch, aber mit einer andern Liebe, mit glühenden, trostlosen, nagenden Gefühlen. Eine weiche Stimmung kam über mich. Ich weinte und fühlte mich fast erdrückt von der Last der Erinnerung. „Constantin! ach, Constantin!“ rief ich laut durch den einsamen Wald, als ob meine klagende Stimme ihn hätte herbeizaubern können. Aber Alles blieb still. Nur Blätterrauschen, Vogelstimmen und eintöniges Murmeln des Waldbaches zwischen traurig-dunkeln Föhren. Ich setzte mich unter eine alte graue Eiche in's weiche Moos und schrieb unter einzelnen herabtropfenden Thränen folgendes Gedicht, mein erstes und mein letztes:

Hör', wie der Frühling ruft mit tausend Stimmen,
Sieh, wie in lauter, lust'ger Silberpracht
Die leichten Wolken still dort oben schwimmen,
Wie mich umgrünt die duft'ge Waldesnacht.

Ich freudenlos sieh' ich in all' dem Glanze,
Umsonst lacht mir das Morgensonnenlicht,
Umsonst schmückt sich die Au' mit buntem Kranze,
Kein Lenz erhellt mein trauervoll Angesicht.

Ein Wunsch, ein einz'ger bebt durch meine Seele,
Ein Schmerzensruf nach Ruhe hier im Thal.
Vergessen möcht' ich alle Schuld und Fehle,
Das Laster und der Lieb' Grimmungequal!

Wann sinkt mein Abendstern? O daß ich schliefe
Im stillen Moose hier, in grüner Nacht,
In jener Grabesruh', in jener stillen Tiefe,
Aus der man nicht mehr auferwacht.

Ich barg das beschriebene Blatt in meinem Busen. Mir war, als habe ich dem Walde gebeichtet. Plötzlich tönten entfernte Schritte. Ich blickte auf und mußte meine Arme um einen Baum schlagen, um nicht umzusinken. Wenige Schritte vor mir stand — Constantin. „Leonore! Constantin!“ riefen wir Beide zugleich. Er eilte mir ausgebreiteten Armen auf mich zu, als wolle er mich an's Herz drücken. Ich aber schlang gleichsam Hülfe suchend meinen Arm fester um den Baum und rief: „Wen suchest Du?“ „Leonore,“ fragte er in weichem Tone, „Du fragst, wen ich suche? Dich nur allein! Dich! Man sagte mir im Schlosse, Du seiest in den Wald gegangen. Siehe, ich komme heute im Namen der mächtigen Liebe — im Namen unserer verklärten Clemence, deren Wunsch es war, uns Beide vereint zu wissen, und frage Dich: Willst Du mein Weib sein?“

Himmel und Erde entschwanden meinen umnebelten Blicken; ich wankte und fühlte mich von seinen Armen umschlossen, an seine Brust gedrückt. Er sprach kein Wort und küßte nur immer und immer meine Stirn und meine geschlossenen Augen. Ich genoß in berauschendem Entzücken einige Sekunden das selige Gefühl seiner Gegenwart und seiner Liebe. Aber was schreckte mich plötzlich aus meinem Himmel? Eine unsichtbare eiskalte Hand legte sich zwischen uns und zog mich von ihm. Eine Grabesstimme rannte das Wort: Mörderin!

„Laß mich los, Constantin!“ stöhnte ich, mich seinen Armen entwindend. „Mein Gott, was ist Dir, Leonore?“ rief er erschrocken und vorwurfsvoll. „Liebst Du mich nicht mehr, Leonore?“

„Ach, nur allzusehr,“ rief ich in überströmendem Schmerze. „Könnte ich an Deinem Herzen sterben, wie wohl wäre mir. Aber die Deine, Constantin, kann ich nicht werden. Ich darf nicht an Deiner Seite leben und mit Dir in die Welt zurückkehren. Nein, ich darf nicht. Ich darf nicht.“

Er erblaßte und verschwendete die leidenschaftlichsten Bitten, die lieboollsten Vorstellungen. Er beschwor mich bei seinem und meinem Glücke, bei Clemence's Schatten — vergebens, ich blieb starr und fest. Gottlob hatte mir in dem Augenblicke, als ich in Constantin's Armen ruhte, den Weg zur Buße gezeigt und mir den dunkeln dornigen Pfad erhellt, den ich hinfort wandeln sollte. Ich sank am Fuße der Eiche in die Knie. „Constantin!“ rief ich mit flehender Innigkeit, „Constantin! einzig Geliebter! foltere mein Herz nicht länger. Etwas, das ich Dir nicht nennen kann, trennt uns. Ich habe dem Himmel darum gelobt, keines Mannes Weib zu werden. Nimmer darf ich im Schatten Deiner Liebe ausruhen. Meine Ruhe bienieden ist verwirkt. Das schwöre ich Dir bei Gott dem Allmächtigen.“

Bei meinen leidenschaftlichen Worten war der Pa-

vierstreif aus meinem Busen gefallen. Constantin bob ihn hastig auf und las langsam und mit Thränen in den Augen die geschriebenen Worte. Dann sagte er mit gebrochener Stimme: „Armes, liebes Herz! unglückliche Schwärmerin! Was ist mit Dir vorgegangen, daß Du Dich nach dem Tode sehnst wie der verschmachtende Wanderer nach der frischen Quelle? O Leonore, auch Dich hat die religiöse Schwärmerei angesteckt, der falsche Wahn, durch Entäußerung alles Erdenglücks Gott wohlgefällig zu erscheinen. Dich drückt keine Schuld, als die, welche alle Menschen mit Dir theilen — komm mit mir, sei meine Leonore!“ Er wollte mich zu sich emporziehen. „Weiche von mir,“ rief ich wild abwehrend. „Du erscheinst mir zwar in reizender Gestalt, Deine Stimme gleicht der Stimme eines rettenden Engels; aber Du lockst mich in die Verdammniß, in den ewigen Tod — Versucher! entfliehe! —“ Und er entfloh — todtenbleich, mit dem Ausdrucke tiefsten Seelenschmerzes, getäuschter Hoffnung und Liebe. Seine letzten Worte waren: „Ich liebe Dich, ich verzeihe Dir.“ Ach, er glaubte mich von religiöser Schwärmerei befangen, eine krankhafte Richtung damaliger Zeit, die manches junge Gemüth hinter Klostermauern führte. An die Möglichkeit, daß seine geliebte Leonore eine Mörderin — daran dachte er nicht mit entferntester Ahnung. Nach dieser letzten Trennung schrieb er mir noch einmal, in dem Wahne, mich von meiner frommen Schwärmerei zu heilen; aber in der Entsagung des Theuersten auf Erden erkannte ich meine Buße.

Ein Jahr nach dem andern zog über meinem schuldbelasteten Haupte dahin. Ich fristete mein trauriges Daseyn durch die mir einst von Goethe empfohlene nützliche Thätigkeit und wurde darum von Allen, die mich kannten, geachtet und geehrt. Doch was hilft die Achtung Anderer, wenn man sich nicht selbst achten, sondern vor sich zurückschaudern muß. Eine solche Achtung belastet das Herz und ängstet die Seele.

Meine Schönheit begann zu welken. Die strahlenden Augen verloren ihren Glanz und sanken tiefer in ihre Höhlen; die Wangen fielen ein; die Anmuth der Gestalt entwich. Immer einförmiger wurden meine Tage — die Nächte aber, o die Nächte blieben dieselben. Noch immer streckte der Schatten des Ermordeten seine Hand gegen mich und wehrte meine Seele, an Constantin zu denken. Kein Traum von ihm erquickte jemals meine Nächte. Aber fort und fort tönte es wie feierlicher Choral an mein inneres Ohr: „Confiteor!“

Da erbielt ich an einem trüben Winternachmittage die Nachricht von Constantin's Tode und sein letztes Lebewohl — Worte der Liebe, der Verzeihung und Hoffnung. Welcher Hoffnung! Er hoffte mich jenseits wieder zu finden. Ach, ich bezweifelte jetzt wohl auch nicht mehr, daß mich ein Jenseits erwarte. Aber durfte ich dort, ohne meine Blutschuld gesühnt zu haben, mit ihm, dem Reinen, zusammen treffen?

Meine Thränen flossen heiß, aber gewährten keine Linderung meinem Weh. Durch meine Schuld starb er einsam, von keinem treuen Herzen bewacht und gepflegt.

Ungefähr acht Tage nach Constantin's Tode hatte ich einen seltsamen Traum. Ich schritt beim Schimmer des Mondes durch die abendlichen Straßen, als ich plötzlich Constantin erblickte, der vor mir herging. An seiner Seite, dicht angedrängt, schlich eine schwarzgekleidete, schlanke Frauengestalt. Bebend vor Freude suchte ich dem Geliebten nachzueilen; meine Füße aber waren wie gelähmt, so daß ich stets einige Schritte hinter den Beiden zurückblieb. Der Himmel wurde dunkler, finstere Wolken legten sich über den Mond. Da zog Constantin etwas aus seinem Busen und hielt es mit erhobener Hand in die Höhe. Es glänzte wie Silber. Immer heller wurde das Licht, das seiner Hand entstrahlte; immer schneller eilten die Beiden voran, immer athemloser folgte ich. Plötzlich gestaltete sich das Licht in Constantin's Hand zu einem Sterne, in dessen Mitte das Wort: Confiteor! leuchtete. Jetzt bog Constantin in eine dunkle Halle; die himmlische Leuchte seiner Hand erlosch. Wir stiegen eine steinerne Treppe hinauf, die zu einer eisernen verschlossenen Thür führte. Die Thür sprang auf und wir standen in einem düstern, von einer Oellampe matt erleuchteten Kerker. Nichts befand sich darin als eine eiserne Bettstelle, ein hölzerner Stuhl und ein Tisch mit der aufgeschlagenen Bibel. Das weibliche Wesen, das mit Constantin gegangen war, wandte sich jetzt langsam um nach mir. Ich schaute ein todtenblasses ernstes Antlitz — o Entsetzen! — es war mein eigen Antlitz. Ich war es selbst, die ihr Bild anstarrte! — Der Stern begann von Neuem zu flimmern, das leuchtende Confiteor! ward wieder sichtbar und verklärte den grausigen Kerker — mein eigen Gesicht starrte mich in Einem fort an — ich stieß einen hellen, wilden Schrei aus und — erwachte.

Ernst und entschlossen stand ich auf und fiel vor meinem Lager auf die Knie, Gott um Kraft zu dem Entschlusse anzuflehen, den ich jetzt gefaßt hatte. Ich fühlte die tiefe, mahnende Bedeutung des Traumes. Ich wollte die heuchlerische Rolle, die ich so lange in der Welt gespielt und womit ich die Menschen getäuscht, abwerfen. Ich wollte den Schleier von meinem Verbrechen abreißen und mich öffentlich zeigen, was ich war, eine — Mörderin!

O, es kostete großen, schweren Kampf, die Maske, die ich Jahrzehnte lang getragen, abzulegen — die allgemeine Achtung, die ich genoß, mit dem Abscheu zu vertauschen, den man vor meinem Verbrechen haben mußte; aber ich that es muthig und zeigte den an meinen Gatten begangenen Mord den Gerichten an.

Laßt mich schweigen von dem Entsetzen, welches Alle befiel, die mich geliebt und geachtet; laßt mich schweigen von der Stunde, wo ich vor meinen Richter trat, wo mein Mund das Verbrechen bekannte und alle Einzelheiten desselben näher bezeichnen mußte. Es waren schreckliche, entsetzliche Stunden — aber zugleich fühlte ich eine wunderbare Erleichterung. Es war, als wenn eine Felsenlast, die Jahrzehnte auf meiner Seele gelegen, endlich herabgewälzt wäre. Eine wohlthätige Ruhe, eine Art Erlösung kam über mich und zum ersten Male in meinem Leben zückte wie ein himm-

lischer, verklärender Strahl der Gedanke durch meine Seele, daß Gott ein barmherziger Richter sei.

Mein Urtheil lautete auf Tod, aber mein Vertheidiger wußte Milderungsgründe geltend zu machen, deutete selbst auf gestörten Seelen- und Gemüthszustand hin. So ward die Todesstrafe in lebenslängliches Gefängniß verwandelt.

In der Abgeschlossenheit und Einsamkeit meiner Zelle — abgeschieden von allem Reiz und Comfort des Lebens — bei Wasser und Brot, dankte ich Gott gleichwohl für die Erhaltung meines Lebens, weil mir jetzt Zeit ward, meine wahre Buße zu beginnen.

So ist mein schwarzes Haar weiß, meine Lippen sind welk geworden und mein Körper ist zusammengebrochen und hoffend blicke ich der letzten Stunde entgegen. Ein Frieden ist herabgekommen, wie ich ihn in der einstigen Freiheit, in dem Rausche der Vergnügungen nie gekannt, nie geahnt. Ja, Gott ist ein barmherziger Gott. Er ward mein Vermittler bei dem zürnenden Schatten, der mir jetzt nicht mehr zürnt, meine Nächte nicht mehr stört. Und was meinen Kerker in den stillen Stunden oft zu einer Frühlingslaube umschafft — es ist die selige Gewißheit, daß meiner erwarten im bessern Lande mit Freude und Liebe — Clemence und Constantin!

Aus der Gewerbswelt.

Mitgetheilt von Friedrich Georg Wieck.

Die Nähmaschine.

Sehr viel hört man jetzt von der „amerikanischen Nähmaschine“ reden. Während der eben geschlossenen Leipziger Messe sahen wir Abbildungen von ihr auf den Aushängeschildern eines Berliner Kleiderhändlers und einer Bude auf dem Roßplatze, in der allerlei Automate und sonstige Merkwürdigkeiten zur Schau gestellt waren. Dort versicherte man mit gewohnter Ruhmredigkeit, daß die mit der Maschine genähten Kleider viel besser und wohlfeiler seien, als die mit der Hand genähten, und hier lockte man durch lauten Ausruf und durch Schilderungen der Wunderwirkung der Maschine die Künstler und Künstlerinnen von der Nadel an, sich die gefährliche Nebenbuhlerin in der Nähe zu betrachten. In Berlin selbst sucht man, zum Theil wohl nur auf ängstliche Gemüther behufs der Verminderung von Nählöhnen zu wirken, die Nähmaschine recht in den Vordergrund zu stellen. Es befindet sich dort unter Anderem ein glänzend gaserleuchteter Laden mit großem Schaufenster, in dem ein sauber gekleideter Schneidergeselle vor den Augen der Vorübergehenden mit bewunderungswürdiger Gewandtheit und Geschwindigkeit Hosenbeine und Rockärmel von der Maschine zusammennähen läßt. Ein Beweis unserer ruhigen und vernünftigen Zeit ist es, daß alle diese offenen Kundgebungen von Leistungen einer Maschine, welche droht, die Nähnadel aus der arbeitenden Hand zu nehmen, mit so viel guter Laune betrachtet wird. Es ist dies ein Zeugniß von gesundem Sinn, der zu begreifen scheint, daß ein verbessertes Werkzeug, und nichts weiter ist die Nähmaschine, endlich doch der arbeitenden Hand — und ohne diese ist die Nähmaschine nichts — zu Gute kommen muß.

Aber man wird fragen: was denn eigentlich an der Sache sei? Ob sie nicht vielleicht lediglich ihren Ursprung in amerikanischem Puff, in Wind und Schwindel habe? Wir fühlen uns verpflichtet, unserer Auffassung der Sache nach, die letzte Frage zu verneinen und die Nähmaschine als eine sinnreiche mechanische Zusammenstellung und ein in vielen Fällen nützliches Werkzeug zum Nähen zu erklären. In der verbesserten Gestalt, namentlich wie sie unser geschickter und denkender Mechaniker Herr Christian Hoffmann in Leipzig jetzt ausgeführt hat, macht sie bei guter Behandlung und unter günstigen Umständen bis 500 Stiche einer schönen festen Steppnaht in allerlei Zeuge, und, je nachdem die Einrichtung getroffen wird, in feinem und starkem Stoff, enge und weite Stiche mit Seide, leinenem und baumwollenem Zwirn. Man kann gerade und in Bogen nähen. Bei guter Führung ist das Aussehen der Naht auf beiden Seiten gleich. Dahingegen kann man nicht überwendlich nähen, demnach auch nicht säumen. Gewiß wird nun aus diesen wenigen Andeutungen über die Fähigkeit der Maschine jeder denkende Kleidermacher, jede aufmerksame Näherin, selbst einen Schluß ziehen können, in wie weit die Maschine die einfache Nähnadel zu ersetzen vermag. Wir wollen hier nicht vorgreifen, sondern zu einer Beschreibung der Maschine übergehen, so weit sie sich ohne Bezugnahme auf genaue Werkzeichnungen eben geben läßt.

Das Nachdenken der Erfinder hat sich schon seit längerer Zeit angestrengt, ein Verfahren zu erfinnen, die einfache Arbeit des Zusammennähens von Zeuglagen durch Maschinen rascher als mit der Hand verrichten zu lassen. Zum Vorschein kamen die Ergebnisse dieses Strebens zumeist auf der Londoner Ausstellung. Dort zeigte ein gewisser Mathee, wie man mittelst einiger Räder und einer Nadel die zwei Enden von Zeugen sehr schnell zusammenriegeln könne. Der Franzose Senechal nähte dort grobe Leinwand zu Säcken, indem er die in der Mitte geöhrte Nadel mit Hülfe von Zangen hin und her durch das dichte Zeug führte. Er mochte dadurch wohl das Nähen erleichtern, nicht

aber sehr beschleunigen. Durch eine Art Kettenstich mit der Häkelnadel nähte Magnin von Villefranche auf mechanische Weise, während Judkins von Manchester, Blodget von Neuyork und Morey von Boston in Nordamerika Nähmaschinen ausgestellt hatten, deren Prinzip ganz dem ähnlich ist, wie es jetzt in unserer amerikanischen Nähmaschine unter dem Namen der Singer'schen zu Tage liegt. Diese Maschine ist zuerst von Herrn G. A. Müller, Direktor der deutschen Bekleidungsakademie in Dresden, aus Amerika in Deutschland eingeführt und Jedem frei und offen gezeigt, auch in allen ihren Einzelnheiten in der deutschen Gewerbezeitung 1853, Heft 4 veröffentlicht worden, so daß Jeder sie frei nachbauen und benutzen kann, wenn er es sonst in seinem Interesse findet. Diese Nähmaschine ist nicht groß. Sie hat vollkommen Platz auf einem Nähtischchen, und kann dieses so eingerichtet werden, daß die Maschine mit dem Fuße wie ein Spinnrad in

Die Nähmaschine.

Bewegung zu setzen ist, während das zu nähende Zeug mit den Händen unter die Nadel geführt wird. Diese arbeitet senkrecht, sticht aber nicht ganz durch, sondern nur so weit hinunter, daß ihr, durch ein Oehr etwas unterhalb der Spitze gezogener Faden unterhalb des Zeugs eine Schleife bildet. Durch diese Schleife drängt

sich dann ein kleiner Schützen, in welchem sich eine Spule mit Nähfaden befindet. Wird nun die Nadel wieder zurückgezogen, so zieht zu gleicher Zeit der Nadelfaden den Schützenfaden mit in's Zeug hinein, so daß jeder Stich gleich zwei in einander gehängten Fadenschleifen ist. Nach jedem Stich wird das Zeug durch eine Klinkvorrichtung um eine Stichweite vorgeschoben, während es zwischen einem feilenartig aufgebauenen Rad und einem Stahlfinger gehalten wird. Aus dieser Beschreibung des Spiels der Nadel ergiebt sich von selbst: daß die Nadel aus demselben Stichloche, durch welches sie in das Zeug gegangen, auch wieder herauskommt und nicht wie gewöhnlich einen Stich weiter. Der Schützen geht, während die Nadel in die Höhe steigt, wieder an seinen alten Platz zurück, um, wenn die Nadel aufs Neue durchsticht, sofort wieder durch die Schlinge zu fahren. Dieses Spiel wiederholt sich fortwährend. Es ist eine Art „Nahtweben." Welche Mechanismen nun aber in Thätigkeit sind, um sowohl Nadel als Schützen sammt Fäden, jene auf und nieder, diesen hin und her, zu bewegen, darüber geben wir gern in unseren technischen Schriften und dabeim in unserer schriftstellerischen Werkstatt Auskunft. Die Gartenlaube aber — wäre wohl dazu geeignet, wenn wir neben einer holden Fragerin säßen und ihr die Finger mit der Nadel führten, um zu zeigen, wie so wunderbar sich die Maschinenglieder bewegen, und um groß zu thun mit unserer Kenntniß von den Stichen, als z. B. Steppstich oder Hinterstich, Vorstich und Saumstich, Knopflochstich und Hexenstich, Kettenstich und Kreuzstich, Plattstich und Spitzenstich, Gobelinstich und Hohlstich, überwendlicher und gebeumer Stich u. s. w. u. s. w.

Wenn wir nun aber in's Gedächtniß zurückrufen, daß unsere deutsch-amerikanische Nähmaschine — denn wir haben den guten Glauben, daß sie ursprünglich eine deutsche, später ausgewanderte Erfindung ist — nur einen Stich, nämlich den Steppstich, und diesen nicht einmal ganz kunstgerecht, solche nadelgerecht zu machen versteht, so wird man uns gewiß beistimmen, daß den fleißigen Fingern noch eine Menge Nadelstiche übrig bleiben, und nur ein einziger nicht möglich sei, wie das spanische Sprüchwort, jedenfalls mit Unrecht, behauptet:

Zwischen des Weibes Ja und Nein
Geht kein Nadelstich hinein! —

Skizzen aus meinem Leben.

Von Ludwig Storch.

Niemand hat wohl mehr und bessere Gelegenheit, seine Zeit und sein Volk, wie es eben von den Mitlebenden repräsentirt wird, kennen zu lernen und im Schriftwerk darzustellen, als der deutsche Schriftsteller, der nicht allein in der Schreibstube, sondern auch auf dem Lebensmarkt gealtert ist. Ich meine natürlich nicht jenen sogenannten Schöngeist, der blos Novellen und bunte Geschichten nach dem alten Schneidermaße angefertigt hat, um sie an beliebiges Journal oder an einen Verleger für ein kleines Honorar zu verkaufen, jenen fleißigen Gommißbrotbäcker für den widerwärtigen geistigen Heißhunger einer abgefannten traurigen Klasse der Gesellschaft, die zur Fristung ihres armseligen Geisteslebens der unausgesetzten Lectüre schlechter Romane bedarf, und der durch Befriedigung jenes unnatürlichen Hungers die Mittel zur Stillung seines eigenen natürlichen beschafft. Ihn kann ich nicht meinen; er ist ein unseliger Mann, der nicht mitzählt, wenn vom deutschen Schriftstellerthum die Rede ist. Ich meine auch nicht die Herren, die es durch die Kunst ihrer Feder zu einträglichen Staatsämtern und schnörkelngenden Titeln gebracht haben.

Wenn ich vom deutschen Schriftsteller rede, der berufen ist, ein treues Bild seiner Zeit zu liefern, so kann ich nur den Mann meinen, der an Kopf und Herz gleich gut begabt, die Dinge ohne Furcht und Galle abschildert, wie er sie sieht, der festen Schrittes seinen, wenn auch rauhen Weg verfolgt, und weder nach rechts noch nach links liebäugelt und nach Gunst und Gold strebt. Gottlob! es giebt in Deutschland gerade nicht wenig solcher Männer, und wenn ich mich ohne Ziererei und falsche Bescheidenheit zu ihnen zähle, so darf ich wohl von mir behaupten, daß ich nie Furcht gekannt und nie Liebedienerei getrieben und das Kind immer beim rechten Namen genannt habe. Ich bin auch nie in Ungewißheit darüber gewesen, welche Früchte mir meine offen dargelegte Gesinnung einbringen würde, und ich habe mich, als sie mir zuwuchsen, weder über die Bitterkeit derselben beklagt, noch Andere beneidet, welche durch ihre Klugheit reichere und schmackhaftere Ernten einsammelten. Die Menschen und Verhältnisse, von welchen mein Lebensweg berührt und durchkreuzt wurde, habe ich mit gesundem Auge angesehen und mit wahrhaftiger Feder geschildert. Es ist das ein hübsches und interessantes Buch geworden, das ich freilich jetzt noch nicht drucken lassen kann, das aber gewiß gedruckt und der Welt übergeben werden wird. Man wird da manche bekannte Persönlichkeit unserer Tage darin finden, vielleicht etwas anders abkonterfeit als gewöhnlich. Auf den Wunsch des Verlegers dieser Blätter will ich dann und wann einige Skizzen daraus abdrucken lassen. Ich beginne mit den kleinen Schicksalen, welche sich auf eins meiner Bücher bezogen haben.

1. Der deutsche Professor und der Romanschreiber.

Den Stoff zu meinem historischen Romane „der Freiknecht“ hatte ich schon früh in einem alten Buche voll historischer Merkwürdigkeiten gefunden. Bekanntlich spielt die Handlung des Buchs großentheils in Nürnberg. Während meines Aufenthaltes in Stuttgart in den Jahren 1828 und 1829 besuchte ich zuweilen die öffentliche königliche Bibliothek, wo mir der greise Dichter Friedrich Haug, Hofrath und Bibliothekar, Wohlwollen schenkte. Ich erhielt dort einige treffliche Nürnberger Chroniken, und Haug rieth mir, mich an den Professor Siebenkees in Nürnberg zu wenden, der wie Keiner weiter in der Geschichte seiner Vaterstadt Nürnberg bewandert sei. Bald darauf starb der alte liebenswürdige Exigrammatiker, der der Jugendfreund und Mitschüler Schiller's gewesen war. Ich hatte mir aber seinen Rath gemerkt. Ich schrieb den ersten Theil des „Freiknecht“, der meist Nürnberger Verhältnisse schildert; je weiter ich aber in meiner Arbeit vorschritt, desto lebendiger wurde der Wunsch in mir, sowohl die Localitäten in Nürnberg kennen zu lernen, als auch mich über einige historisch-Partien, die mein Roman berührt, genauer zu unterrichten. Im Herbst 1829 verließ ich Stuttgart, um nach Leipzig überzusiedeln. Mein Weg führte mich über Nürnberg, und ich brannte vor Begierde, die Schätze altdeutscher Kunst und historischen Merkwürdigkeiten dieser einst so hochberühmten und wichtigen deutschen Reichsstadt mit Augen zu schauen. Vergebens würde ich versuchen, die fromme Rührung zu schildern, die mich in Albrecht Dürer's und Hans Sachs' Wohnstätten ergriff und beim Anblick des großen Meisterwerks Peter Vischer's, des Grabmals des heiligen Sebaldus. Ich war in einem geistigen Rausche, wie man ihn nur in der Jugend erleben kann, wenn man, für die große Vorzeit des Vaterlandes begeistert, noch nicht von seiner Jetztzeit gemißhandelt worden ist. In dieser gehobenen Stimmung suchte ich den Professor Siebenkees auf, der mir auch in Nürnberg als der größte Kenner der Geschichte und Alterthümer dieser mir so theuer gewordenen Stadt genannt wurde. Mit einer Pietät, die an Schwärmerei grenzte, betrat ich die Wohnung dieses Gelehrten. Ich war so voll von den empfangenen Eindrücken, ich wollte mit meiner frischen Begeisterung ein Stück der deutschen Vorzeit und beziehentlich Nürnbergs poetisch verherrlichen, und dazu wollte ich mich von dem gelehrten Kenner dieser Vergangenheit unterrichten lassen und recht viel mit dem alten geehrten Herrn plaudern. Ich traf ihn nicht in seiner bescheidenen Wohnung, aber eine alte kleine Hausklätterin sagte mir: er werde bald heimkehren; ich möchte ein wenig verziehen. Ich wartete. Familie hatte der alte Nürnberger Gelehrte nicht; ich glaube, er ist nie verheirathet gewesen.

Endlich trat er herein, eine kräftige Figur mit einem starken, fleischigen Kopfe, etwas hängenden Backen, scharf markirten Zügen, buschigen wulstigen Augenbrauen und tiefliegenden, finsterblickenden Augen. Sein graues Haar fiel in Locken in den starken Nacken. Er trug einen dechtgrauen Ueberrock mit Perlenmutterknöpfen; weißes Halstuch. Das spanische Rohr mit dem goldenen Knopf behielt er in der Hand und die Schiffsmütze auf dem Kopfe, als er meinen sehr höflichen Gruß kurz erwiederte. Das mußte wahr sein. Umstände machte er nicht mit mir. Ich sah freilich sehr jung aus und war auch in der That erst sechsundzwanzig Jahre alt. Eine freundliche Gestalt war dieser alte deutsche Professor eben auch nicht, aber doch eine ehrfurchtgebietende, und ich brachte ihm alle Ehrfurcht entgegen, deren mein junges begeistertes Herz fähig war.

Professor Siebenkees war damals siebzig Jahre alt, wie ich später erkundet habe. In Nürnberg geboren, hatte er als Informator in Venedig gelebt und dort das Leben der berüchtigten Tochter Venedigs, Bianka Capello, geschrieben, für die ich mich ebenfalls sehr interessirte. Dann war er viele Jahre Professor der Geschichte und alten Literatur an der Universität zu Altdorf gewesen und nach Aufhebung derselben in seine Vaterstadt zurückgekehrt, wo er sich ausschließlich mit der Geschichte derselben beschäftigte.

Ich trug ihm meine Bitte auf die höflichste und artigste Weise vor, daß er mir doch mit dem reichen Schatz seiner gelehrten Kenntnisse etwas behülflich sein möchte, mich möglichst genau über die Nürnberger Geschichte zur Zeit der Luxemburger Kaiser und namentlich Karl's IV. und Wenzel's zu unterrichten. Der verstorbene Hofrath Haug in Stuttgart habe mir gerathen, mich an ihn, als den gelehrtesten Kenner dieser Geschichte, zu wenden. Er hörte mir schweigend zu und maß mich einige Male mit mürrischen Blicken, in die, wie es mir schien, sich etwas Spott mischte.

„Also mit der Geschichte Nürnbergs wollen Sie sich beschäftigen?“ fragte er endlich mit einer trockenen harten Stimme. „Das ist ja seltsam! Wer sind Sie denn?“

Ich nannte ihm, etwas eingeschüchtert, meinen Namen.

„Was haben Sie denn gelernt?“

Ich referirte bescheidentlich, wo und was ich studirt hatte. „Aber wie in aller Welt kommen Sie denn darauf, Nürnberger Geschichte zu studiren? Wozu soll Ihnen denn das nützen? Wollen Sie denn darüber schreiben?“

„Das ist allerdings mein Zweck.“

„Ach, junger Mann, das lassen Sie sich vergehen! Sie bekommen keinen Verleger zu Ihrem Buche und wenn es noch besser wäre. Niemand interessirt sich dafür, selbst hier am Orte nicht. Ich spreche aus Erfahrung. Ich habe einen Haufen Manuscripte, lauter Nürnberger Geschichte, fertig liegen; kein Buchhändler will etwas davon drucken lassen, obgleich ich die billigsten Bedingungen stelle und mich unablässig bemühe. Und ich habe doch einen berühmten Namen und Jedermann kennt meine Verdienste um die Geschichte meiner Vaterstadt. Wie wollen Sie junger namenloser Mensch erst mit einem solchen Werke aufkommen!“

„Um einen Verleger ist mir nicht bange,“ versetzte ich lächelnd. „Die Art und Weise, wie ich den Ab-

schnitt der Nürnberger Geschichte, von welchem ich Ihnen sagte, behandeln werde, sichert mir nicht nur den Verleger, sondern auch die Theilnahme eines großen Publikums."

Der Herr Professor war während seiner rührenden Mittheilung fast gemüthlich geworden. Die rauhe Strenge aus seinen Zügen war verschwunden; er sah mich mit unverkennbarer Theilnahme an. Diese steigerte sich durch meine ihm mysteriöse Aeußerung noch mehr. Er rückte mir näher und fragte mich fast erstaunt, indem er mir freundlich die Hand reichte: „So, so! Nun auf welche neue Art behandeln Sie denn die Geschichte, daß sie aus Ihrer Feder so großes Interesse erweckt?"

„Ich will einen historischen Roman schreiben, der theilweise in Nürnberg zu der angegebenen Zeit spielt," antwortete ich ganz unbefangen.

Es wäre vergeblich, den Ausdruck beschreiben zu wollen, welchen das neugierige, leicht schmunzelnde Gesicht des Professors in dem Augenblicke annahm, als mir das Wort „Roman" entschlüpft war; er war aus stupidem Staunen, Schrecken, Zweifel und Zorn gemischt. Die weißen Fleischmassen hingen schlaff herab; das Auge schoß einen düstern unheimlichen Blick auf mich; er trat einen Schritt zurück, und fragte, als trane er seinen Ohren nicht, hastig und barsch: „Was wollen Sie schreiben?"

Ich erschrak über den Ton dieser Stimme, über den Ausdruck dieser Züge, über die plötzliche Verwandlung des Mannes, und versetzte fast kleinlaut: „Einen historischen Roman in der Weise Walter Scott's."

„Einen Roman aus der Nürnberger Geschichte!" brauste jetzt der alte ehrwürdige Professor auf, und Stimme, Blick und Bewegung des Mannes wurden wirklich furchtbar und drohend. „Einen Roman aus der Nürnberger Geschichte!" wiederholte er noch einmal, aber jetzt zitterte die Stimme vor Zorn und Aufregung. „So sind Sie wohl ein Romanschreiber?" schrie er auf.

Nie wohl hat ein junger Mann mit weniger Etikett bekannt, daß er schon einige Romane geschrieben habe. Kaum aber war dieses Bekenntniß, fast wie das Geständniß eines Verbrechens abgelegt, als Professor Siebenkees alle Schranken seiner Entrüstung fallen ließ.

„Und Er kann sich unterstehen, meine Thürschwelle zu überschreiten und mich anzugehen, was Er in seine Schmiererei aus der Nürnberger Geschichte aufnehmen kann? Ich, ich soll Ihm die Hand zu solchem Skandal bieten?! Ich, der Professor der Geschichte? Ich, der geborne Nürnberger? Den Augenblick pack' Er sich aus meinen vier Wänden, Er unverschämter Mensch, oder ich vergreife mich an Ihm und werf' Ihn hinaus. Fort! fort! Romanschreiber!"

Ueber diese plötzliche und unerwartete Wendung des erst so harmlosen Zwiegesprächs auf's Aeußerste bestürzt, fand ich kein Wort weiter, als den bittenden Zuruf: „Herr Professor!" Ich fühlte wie ich erbleicht war. Aber der gelehrte Greis schäumte vor Wuth. „H'naus — h'naus!" schrie er wüthend. Die eine Hand streckte er nach mir aus, mit der andern schwang er mir das spanische Rohr so drohend vor der Nase, daß ich ernstlich fürchtete, er möchte mich schlagen. Ich griff rasch nach meiner Kopfbedeckung und eilte was ich vermochte, aus der Thür, begleitet und verfolgt von den Schmähungen des entrüsteten Mannes, der ganz außer sich darüber war, daß ein Romanschreiber es gewagt habe, zu ihm zu kommen und ihn um seine literarische Unterstützung zu bitten. Erst als ich auf der Straße war, bemerkte ich, daß ich in der Bestürzung meinen Stock im Zimmer des grimmigen Alten stehen gelassen hatte. Ich konnte und mochte ihn nicht entbehren und kehrte deshalb zurück. Auf dem Vorsaal stand die alte Hausbälterin zitternd und bebend und machte bei meinem Wiedererscheinen eine abwehrende Bewegung des Schreckens gegen mich. „Was wollen Sie denn wieder, Sie gottloser Mensch?" zeterte sie fast weinend.

„Meinen Stock! Holen Sie ihn mir aus dem Zimmer!"

„So hat den Herrn Professor noch kein Mensch geärgert wie Sie. Er kann sich ja gar nicht wieder fassen und wird sicherlich wieder krank werden. Was haben Sie ihm denn nur gethan, daß er so bös geworden ist?"

„Holen Sie mir den Stock!"

Die Zimmerthür wurde aufgerissen, der schwer beleidigte Professor schleuderte mir meinen Wanderstab vor die Füße. Ich hob ihn auf und trollte mich.

Ich war noch zu jung und zu empfindlich, als daß mir die tragikomische Geschichte nicht Nürnberg hätte verleiden sollen. Sehr verstimmt eilte ich in meinen Gasthof, schnürte mein Bündel und verließ die Stadt in einer sehr unangenehmen Stimmung, für die ich wenig Stunden früher so poetisch geschwärmt hatte. Meine Begeisterung war von einem eiskalten Strome abgekühlt worden. Es ist übrigens dies das einzige Mal, daß mir die Thüre gewiesen worden ist. Ein deutscher Professor that es, weil ich ein deutscher Romanschreiber war, und er hätte mich nicht verächtlicher behandeln können, wenn ich der Freiknecht selber gewesen wäre.

Blätter und Blüthen.

Die amerikanische Offiziersfarm. Wenn Du von einem der Häfen am westlichen Gestade des Michigansee's westlich nach dem schönen romantischen Winnebagosee wanderst, so triffst Du wenige Meilen vom Landungsplatze an der frequenten Straße ein kleines Farmehaus (Bretterhaus mit innen gegypsten Wänden) mitten im Walde. Obgleich eine Fläche von circa 12 Aekern hinter dem Hause abgeklärt und das Haus selbst schon zwei Jahre aufgebaut, so ist die allernächste

Umgebung dennoch sehr wild. Kein grüner Rasen schließt sich freundlich an das Häuschen und es führt über den röthlichen lehmigten Sandboden ein Brett zu der Hausthüre, um bei schlechtem Wetter den glitschigen Boden ungefährdet zu passiren. Ein schlichtes, nur mit den nöthigen Küchengewächsen angepflanztes Gärtchen ist das einzige Zeichen, daß hier die Hand eines Menschen walte, denn alles Uebrige von niedergehauenem Walde trägt nur spärliche Spuren von Anbau. Einige Hühner und eine Kuh bilden das lebendige Inventar dieser Farm von 80 Aekern, und wenn der Eigenthümer vielleicht zufällig an der Fence steht, so macht Du Bekanntschaft mit ihm selbst und er ladet Dich im österreichischen Dialect ein, etwas näher zu treten. Hast Du keine Eile und folgst der freundlichen Einladung des hübschen Mannes, der trotz seiner zerfetzten Kleidung seines bandittenmäßigen Anzugs im rothen Hemde, seinen früheren Stand nicht verläugnet, so führt er Dich in sein Wohnzimmer und bietet Dir einen Platz auf seinem bescheidenen mit Stroh gepolsterten Divan an.

Es ist ein freundliches Zimmer, beschützt einfach im deutschen Styl möblirt, und was hier höchst einfach heißt, das ist ein Möblement, das aus einem oben beschriebenen Divan, einem Tische und einigen Stühlen nebst zwei Betten besteht. An der Wand hängen einige Karten und ein paar Gewehre, über denen ein grüner Jägerhut paradirt.

Der Herr von Grünberg, so wollen wir ihn nennen, und seine liebenswürdige Gattin, zogen vor fünf Jahren in's Land. Aus Prag gebürtig, diente er bei den kaiserlichen Uhlanen, stand lange Jahre in der Lombardei und zuletzt als Adjutant bei einem der österreichischen Erzherzoge. Warum er diesen Posten verließ, übergehen wir mit Stillschweigen, nur so viel, daß er als Ehrenmann resignirte. Die Revolution von Wien, an der er sich als Offizier der Nationalgarde betheiligte, zwang auch ihn, in Amerika eine neue Heimathsstätte zu suchen. Nicht ohne Mittel, die er auf Zinsen ausleih, lebte er hier einige Zeit recht behaglich, da aber sein Hauptschuldner fallirte und er nur einen Theil der Summe in „Land“ retten konnte, so sah er sich genöthigt, Farmer zu werden.

Ohne Mittel, diese Farm nun gehörig zu administriren, Dienstboten zu halten, und nicht im Stande, selbst mit eigener Hand tüchtige Beihülfe zu leisten und so dem Lande etwas abzuringen, kam er mehr und mehr zurück und häufte sich allmälig Schulden auf sein Eigenthum, die, wenn auch nicht von Belang, so doch durch den hohen Zinsfuß von 20% ein tief einfressender Krebsschaden wurden.

So sitzt er nun draußen einsam auf seinem Lande, um Morgens einige Stunden, oft durch Sumpf und Gestrüpp, seiner Kuh nachzujagen und sie zum Melken nach Haus zu escortiren — ein Geschäft, das sich regelmäßig Abends wiederholt. Sein Viehfutter mäht er sich selbst, sein Holz zum Feuern und Kochen spaltet er ebenfalls eigenhändig, während seine Gattin, leidend durch die ungewohnten niedrigen Dienste einer Hausmagd, alle Wochen einige Mal in die Stadt zu Fuß geht, um einen schweren Korb mit Lebensbedürfnissen nach Hause zu schleppen, wenn sie nicht das Glück hat, auf einem mit Holzen beipackten Wetterwagen gelegentlich aufzusitzen. Die Erinnerung an das „dolce far niente“, das er im schönen Venedig, in Mailand und Verona kennen gelernt, ist wie eine Fata Morgana längst verschwunden. Statt in der italienischen Oper, deren Melodien er noch manchmal halblaut vor sich hinträllert, hört er nur das Gelaute des weidenden Viehes, und während der städtische Handwerker, der einst in Deutschland sein Felleisen leichend an dem doch zu Roß paradirenden Baron vorübergeschleppt, nun Sonntags in einem eleganten Einspänner an diesen Farm mit seiner Lady vorüber in das benachbarte Städtchen kutschirt, macht unser armer Freund, beliebt übrigens bei allen Nachbarn, mit seiner Gattin einen Spaziergang in den Busch, um süße Beeren zu suchen, oder besucht einen deutschen Bauer der Nachbarschaft, um mit diesem einige Stündchen zu verplaudern.

Aber das sei ihm zur Ehre nachgesagt, mit stoischer Gelassenheit erträgt er sein Schicksal — mit gemüthlicher Freundlichkeit entwaffnet er seine Gäste aus gebildeten Ständen, die ihn manchmal Abends zu einer Partie Whist besuchen und lächelnd entschuldigt sich seine liebenswürdige Gattin über den frugalen Abendtisch mit den Worten: „wir sind halt arm!“

(A. St.)

Maria Stuart's Briefe. In der lateinischen Abtheilung der kaiserlichen Bibliothek zu Paris befindet sich unter der Nr. 8060 ein kleines, in rothem Maroquin eingebundenes Manuscript, auf dessen Titelblatt die Worte stehen: Lettres latines de Maria Stuart, reine d'Ecosse et dauphine de France.“ — Die dreiundsechzig Briefe, welche dieses Manuscript enthält, sind Uebungsstücke, welche Maria Stuart in ihrem größten Lebensjahre, vom Juli 1554 bis Januar 1555, zur Uebung im Lateinischen geschrieben hat. Charakteristisch ist der eine Brief, welchen sie an den Dauphin Franz, den sie 1558 heirathete, schrieb. Er lautet:

„Maria an Franz, den Dauphin. — Als ich die herrlichen Thaten Alexander's las, des größten Kriegsheiden, der je gelebt, habe ich es beachtenswerth gefunden, mein Herr, daß er Nichts so sehr geliebt, wie die Literatur. Denn, als man ihm ein kleines Kästchen brachte — so schön, daß man unter den Schätzen des Darius nichts Schöneres finden konnte — und die Frage aufwarf, wozu es gebraucht werden sollte, schlugen die Einen dies, die Andern jenes vor; „es soll zur Aufbewahrung meines Homer dienen“ — sagte Alexander hiermit zu verstehen gebend, daß es seinen größeren Schatz gäbe, als Homer's Werk. Ein anderes Mal deutete er dies in anderer Weise an, als Jemand außer sich vor Freude gelaufen kam, um ihm ein glückliches Ereigniß zu melden. „Was wirst Du mir Großes melden, mein Freund, wenn Du nicht melden kannst, daß Homer auferstanden ist?“ — sagte er, hiermit andeutend, daß aller Ruhm größer Thaten zu Grunde gehe, wenn nicht ein solcher Jünger da sei, wie Homer gewesen. Lieben Sie also die Literatur, mein Herr, die nicht blos Ihre Tugenden fördern, sondern auch Ihre schönen Thaten unsterblich machen wird.“ — „Saint-Germain 20. Decembre.“

Weibliche Druckerei. In einer kleinen Stadt unweit New-York hat eine Dame eine Buchdruckerei eröffnet, zugleich als Lehranstalt für weibliche Setzer, Drucker und Manufakturtellerlaten. Daß in Amerika die Emancipation des weiblichen Geschlechts in Gewerbe und Handel keiner Schranke unterliegt, dürfte bekannt sein, und so giebt es bereits weibliche Professoren von allen möglichen Künsten und Wissenschaften, auf der westlichen Seite sogar einen weiblichen Grobschmied.

Literarisches. An interessanten Neuigkeiten kamen in vergangener Woche auf dem literarischen Markte an: Rank: Schön Minnele, eine Dorfnovelle. — J. von Aedenberg: Der Majestäten Zeitenbuch und Rheinische lustige Kriegshistorie, ein Gedicht ähnlich wie Rouvette's Waldmeister. — Oettinger: Blutende Lieder, Liebesgedichte. — Gerstäcker: Aus zwei Welttheilen, gesammelte Erzählungen, wovon einige schon gedruckt sind. — Ludwig Storch's Gedichte, in elegant r Ausstattung. — Giesete: Kleine Welt und große Welt. 3 Theile. — Precht: Südsüdsee. Skizzen nach einen Maler. 2 Bände. Als nächstens erscheinend wird noch angekündigt: Wittibald Alexius: Jüngrimm oder die Ilitzer und Quitlizer, eine Fortsetzung seines größeren Romans: Ruhe ist die erste Bürgerpflicht. — Außerdem: Prinz Minnewein. Ein Mittesommerabend-Märchen von Wolfgang Müller. — Die Waldlieder von Gustav Pfarrius, mit Illustrationen von Osterwald. — Um einem längst gefühlten Bedürfniß abzuhelfen, wird jetzt auch eine russische Grammatik angekündigt und zwar der Wiederabdruck einer von dem bekannten A. L. von Schloezer im Jahre 1766 in Petersburg verfaßten Sprachlehre, die nur auf Kosten der kaiserlichen Akademie gedruckt, beim 44. Bogen aber unterdrückt ward und von der nur ein einziges Exemplar noch existirt. Auch dieses Mal sollen nur so viel gedruckt werden, als Bestellungen darauf eingehen.

Unterirdische und unterseeische Eisenbahn. Die unterirdische Eisenbahn in London, welche unter der Stadt und unter

den Straßen hin — etwa 4 englische Meilen lang — zwei Eisenbahnböfe verbinden soll, ist fertig, wenigstens das Geld dazu da, 300,000 Pfund Sterling das heißt in London so viel als fertig sein. Etwas länger dürfte es mit einer unterirdischen Eisenbahn dauern, die England und Frankreich verbinden soll. Ein Ingenieur hat unter dem Meere, etwa 100 Fuß tief, drei Felsen entdeckt, auf welchen die Eisenbahn ruhen soll. Es werden zwei ungeheure Röhren gegossen und zwischen Frankreich und England in zwei dicht verschlossenen Reisen, auf den drei Felsen ruhend, hingestreckt, vom Lande und von den Felsen aus aber durch Thüre gehalten, welche den dicksten Mannesschenkel an Dicke übertreffen. Die großen Eisenbahnröhren werden noch in Glas röhren eingeschlossen von solcher Stärke, daß kein Anker und kein Stein sie zerbrechen kann. Die Kosten sind geringer, als die einer längst fertigen Eisenbahn, die als die theuerste in der Welt zugleich die gewinnbringendste ist, nämlich die Black-well-Bahn. Unter den vielen Eisenbahnprojekten zur Verbindung von Frankreich und England zeichnet sich noch eine Brücke aus, die durch Luft-Ballone gehalten werden soll. Etwas sehr halsbrecherisch und luftschlösserlich, aber das Projekt liegt ganz vollständig ausgearbeitet vor.

Musikalische Stenographie. Ein Dominikanermönch in Genua, Ludovico Rotelli, hat ein Mittel gefunden, jedes Stück, während es gespielt wird, eben so stenographisch niederzuschreiben, wie die Rede eines Kammer-Mitgliedes frisch vom Munde weg. Es war bereits einmal von einem Clavier die Rede, welches jede beliebige Phantasie, die Jemand darauf spielt, sofort auch in Noten aufs Papier bringt. Vielleicht kommt man noch auf Mittel, Gedanken gleich beim Entstehen in entsprechendes Druckpapier zu verwandeln.

Neue Colonie von Robinson's. Die bekannte amerikanische Expedition nach Japan entdeckte unweit der südlichen Spitze der japanesischen Hauptinsel Nipon eine neue kleine Insel, deren Bewohner sich als Europäer und zwar als Schotten, Engländer und Spanier erwiesen. Sie waren zu verschiedenen Zeiten als Ueberbleibsel untergegangener Wallfischschiffe hier angekommen. Der Herr der Insel, ein Schotte, der sich als einzigen Grundeigenthümer betrachtet, wohnt schon seit 20 Jahren da. Der Commandeur der amerikanischen Expedition, Perry, kaufte 10 Acker Landes für 50 Dollars für eine Kohlen-Niederlage, wie denn die ganze japanesische Expedition zunächst keinen andern Zweck hat, als den, für die amerikanische Dampfschifffahrt dort Kohlendepots zu erwerben. Auf der entdeckten Insel fand man ungeheure Massen wilder Ziegen und eine Menge und Verschiedenheit von Vegetation und köstlichen Früchten, besonders auch viel Fische, daß man annehmen kann, die Insel werde bald eine kaufmännische Wichtigkeit erhalten. An Damen fehlte es bedeutend. Unter 250 Bewohnern waren blos 11 Frauen.

Der mißverstandene Kuß. Eine Dame vom „reinsten Wasser" in England (die bekannte Herzogin von Fieobury) hatte ziemlich eine Stunde lang in einem Musikladen zugebracht und alle möglichen Sorten in Musik gesetzter Liebe gekauft, vergangene, gegenwärtige, zukünftige, erste, letzte, zärtliche, feurige, unglückliche, erhörte und unerhörte. Der für alles Schöne schwärmende Abenddiener hatte eine ganze Ladung Liebe in ihren Wagen hinausgetragen, ohne daß sie genug zu haben schien. Die saufte, verschämte Art, mit welcher sie die Titel der verschiedenen Arten von Liebe aus den Lagen gefordert hatte, z. B. „Willst du mich ewig lieben so wie heut?" veranlaßte den zartfühligen Gemmis öfter, seinen im Keimen begriffenen Backenbart zu zupfen, die Vatermörder zu rücken und an der „Doller" zu tuvfen, um alle Waffen Amor's, die offenbar von ihm angelegen, wie er nicht anders meinen konnte, gehörig zu schärfen. Das Zögern der jungen Herzogin in der Thür, ihr verlegenes Zurückblicken, das endlich in ein resolvirtes Zurückkommen auswirkte, veranlaßte den Jüngling, seine Vatermörder noch einmal zu zupfen und den schönen Kopf in der Bude in eine möglichst malerische, verführerische Attitüde zu wiegen. „Ach hätte beinahe vergessen," sagt die junge Herzogin, „noch — noch — es ist zwar nicht nöthig, aber es soll so schön sein. Haben Sie die Güte (kleine Pause), mir noch zu geben einen Kuß, bevor wir scheiden!"

„Was — as? Wär' es —"

„Einen Kuß, bevor wir scheiden, bitte!" wiederholte sie jetzt kühn und ihn ohne Verlegenheit mit den schönen blauen Augen ansehend.

Auf den Flügeln der höchsten Liebe sprang der musikalische Diener über den Ladentisch, umfaßte ihre zarte Taille und gab ihr den so zärtlich erbetenen Kuß. Zu seinem größten Erstaunen belohnte sie ihn für diesen Muthsprung der Liebe mit einer ernsthaft gemeinten Ohrfeige. Der ein dichter Schlagregen mit dem Steife des Sonnenschirms folgte, in Begleitung leidenschaftlichen Kreischens. Volk und Polizei liefen herbei und letztere brachte den Mordanfall des Musikalien-Dieners auf die Ohre einer hohen Herzogin pflichtschuldigst vor den Polizeigerichtshof. Beleidiger und Beleidigte mußten beide zugegen sein, obgleich sich die verschämte Herzogin erst lange sträubte. Die Verhandlung war kurz. Da die Herzogin mit „einen Kuß, bevor wir scheiden" ein neu in Musik gesetztes Lied gemeint, der noch neue Diener aber, ganz unbekannt mit diesem Titel, nicht umhin gekonnt hatte, die Sache so zu nehmen, wie er sie verstanden hatte. Der alte Herzog von W., der seit diesem Ereigniß manche Jahre hindurch mit der Herzogin von Fieobury gelegentlich in Wissenschaften zusammenkam, unterließ nie, wenn er sie beim Piano fand, um „einen Kuß, bevor wir scheiden" zu bitten, aber ohne Sonnen- und Polizeischirm.

Zur Nachricht!

Der unerwartet große Aufschwung, den unser illustrirtes Familienblatt in den letzten Wochen genommen, erlaubt uns heute die erfreuliche Mittheilung, daß die Gartenlaube vom nächsten Quartale ab in vergrößertem Formate und mit vermehrten Illustrationen erscheinen wird. Die mit jeder Woche sich mehrenden guten Beiträge erfordern eine solche Ausdehnung, mit der wir zugleich dem Beifall unserer vielen Freunde zu danken hoffen.

Redaktion und Verlagshandlung
der Gartenlaube.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 45. 1853.

Die Garfenlaube.

Illustrirtes Familien-Blatt. — Verantwortlicher Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich ein ganzer Bogen mit Illustrationen.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 10 Ngr. zu beziehen.

Der Möwenberg bei Schleswig.

Von Ernst Willkomm.

Gegenüber der Stadt Schleswig, mitten im breiten Schleistrome liegt eine kleine unfruchtbare Insel, in deren hohem Binsengrase zahllose Möwen nisten. Sie heißt „der Möwenberg" und hat gegenwärtig gar keinen Werth für Schleswigs Bewohner. Wohl aber knüpfen sich an diesen von der salzigen Meerfluth umspülten wüsten Erdfleck bedeutsame historische Erinnerungen, die nicht verloren geben werden noch vergessen werden dürfen, so lange der Name Schleswig fortlebt in der Geschichte. Oben im Norden, an den Küsten der Oſt- und Nordsee, in der fruchtbaren Marsch wie auf der dürren Geest, wo der Wind mit mannshohem Haidekraut spielt, kennt diese Erinnerungen, die Verschmelzung von Sage und Geschichte darin ein Jeder, in Innerdeutschland aber, wo man sich bis zum Jahre 1848 um Schleswig gar wenig kümmerte, dürften auch nur Einzelne von den Sagen und Geschichten des Möwenberges etwas gehört haben. Für solche im Innern Deutschlands wohnende Leser will ich deshalb das Nachstehende erzählen. Man glaube nicht, daß ich eine Geschichte in romantischer Umhüllung den Lesern vorführe oder eine Novelle, auf historischem Grunde ruhend; ich gebe nur einfache Thatsachen in schmuckloser Darstellung, wie uns alte Chronikbücher dieselben überliefert haben oder wie die Tradition sie von Geschlecht zu Geschlecht weiter trägt. Es vollzieht sich aber in dieser Verschmelzung von Geschichte und Sage ein Gottesgericht, wie die kühnste Phantasie eines begabten Dichters es ergreifender nicht erfinden könnte. Und weil zugleich an dieser Sagengeschichte das Wohl und Wehe eines ganzen Landes und Volkes sich emporrankt, will ich vor den Augen deutscher Landleute die wappen- und helmgeschmückten Deckel zweier Königssärge öffnen, deren längst vermoderte Bewohner bei ihrem Lebzeiten sich eine traurige Berühmtheit erworben. —

Im dreizehnten Jahrhundert erhob sich auf dem Möwenberge in der Schlei eine stark befestigte Burg, deren Zinnen weit in's Land hinein sichtbar waren. Ueberhaupt gab es damals in der Nähe der Stadt Schleswig eine Menge Burgen, von denen noch heute einige Spuren zu entdecken sind. Man zählte deren um die Zeit der größten Blüthe Schleswigs sieben. Die Herzöge von Schleswig oder Süderjütland, wie

damals alles Land von der Königsau bis zur Eider mit Ausschluß des von den Nordfriesen bewohnten westlichen Marschlandes und den jetzt sogenannten Inseln der Westsee hieß, waren Erbauer und Bewohner dieser Burgen. Am Wohlsten schienen sie sich jedoch auf der Jurisburg zu befinden, jenem festen Schlosse, welches den Möwenberg in der Schlei krönte.

Hier schlug auch Herzog Abel von Süderjütland sein Hoflager auf, nachdem er in einem langen Kriege mit seinem leiblichen Bruder Erich, rechtmäßigem Könige von Dänemark, sich diesem hatte unterwerfen müssen. Schon dieser blutige Krieg zwischen beiden Brüdern, der sich über die Frage erhob, ob das Herzogthum Schleswig ein Erblehn sei oder nicht, bewies zur Genüge die feindselige Gesinnung der Brüder gegen einander. Es schien ein Fluch auf dem Ehebündniß ihres verstorbenen Vaters, Waldemar's II. mit der portugiesischen Prinzessin Berengaria zu ruhen, die ihnen das Leben gegeben hatte. Unsichern Ueberlieferungen zufolge ward diese Verbindung Waldemar's II. ohne Neigung geschlossen, selbst das Volk mochte der Freuden abgeneigt sein. Wie dem aber auch sein mag, des Himmels Segen beschirmte den Ehebund nicht. Zwischen den Brüdern Erich und Abel war kein Friede, kein Einverständniß von Jugend auf, und als sie zu Männern herangereift, ließen sie die Unterthanen entgelten, was ihr bruderfeindlicher Streit verbrochen hatte. In diesem Kampfe blieb der ältere Erich Sieger. Abel bebielt das vom Schwerte verwüstete Süderjütland und setzte sich grollend auf die Jurisburg, in seinem finstern Geiste auf Rache gegen den glücklicheren Bruder sinnend.

War Herzog Abel ein versteckter, rachgieriger und hinterlistiger Charakter, Eigenschaften, die als Erbtheil seiner portugiesischen Abstammung ihm nicht blos anklebten, sondern ihn gänzlich beherrschten, so ließ sich zum Lobe seines Bruders, des Königs Erich gerade auch nicht viel Preiswürdiges sagen. Sinn für Recht und Gerechtigkeit im edlern Sinne des Wortes ging ihm ebenfalls ab. Das Volk war ihm blos ein Schwamm, den er so lange drückte oder durch seine Helfershelfer drücken ließ, als er noch etwas von sich gab. Weigerten sich Bürger und Bauern, ihre Truhen zu öffnen, damit Erich das Nöthige daraus entnehmen könne, so erbrach man sie und bemächtigte sich alles darin Vorgefundenen. An einen vernünftigen Staatshaushalt war nicht zu denken. Die Schätze des Reiches wurden vergeudet, das blühende Land durch unablässige Kriegszüge verödet. Niedergebrannte Städte, rauchende Dörfer und Weiler bezeichneten den Weg der Kriegshaufen, welche der König jetzt gegen seinen aufrührerischen Bruder, dann wieder gegen die halsstarrigen Geest- und Marschfriesen Süderjütlands in's Feld führte.

Als die Schatzkammer erschöpft und nirgend mehr Geld aufzutreiben war, bestenerte Erich selbst den Pflug des Landmannes, weshalb ihn das Volk den Gteinamen „Pflugpfenning" gab. Diese Steuer, welche den Landmann eben so sehr drückte als empörte, wurde mit unglaublicher Härte eingetrieben. Allein das Volk der Friesen und Ditdmarsen, eingedenk ihrer altgermanischen Freiheit und nicht gewillt, dieselbe einem fremden Könige zum Opfer zu bringen, lehnten sich gegen die erbarmungslosen Dränger auf, griffen zu den Waffen und waren entschlossen, das Aeußerste zu wagen.

Dieser bewaffnete und energische Widerstand der Nordfriesen und Ditdmarsen, denen sich als Bundesgenossen auch die Holsteiner anschlossen, ist der Beginn jener Jahrhunderte lang fortgesetzten Kämpfe der deutschen Bevölkerung in Schleswig und Holstein gegen die dänischen Unterjochungsgelüste. Seit jenem ersten blutigen Kampfe dieser Volksstämme war bis auf unsere Tage immer nur Waffenstillstand auf unbestimmte Zeit zwischen denselben und den Dänen, und haben sich inzwischen auch die politischen Verhältnisse mannigfach geändert, die Grundursache zum Kampfe, zu erneuter Gegenwehr blieb von jenem ersten Aufstande im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts bis auf unsere Tage ziemlich dieselbe.

Erich hatte wenig Glück. Die Nordfriesen nöthigten ihn, südwärts zu ziehen, ohne die begehrte Pflugsteuer zu bezahlen. Auch war seine Gegenwart im Süden gar nöthig. Denn an der Eider lagerten nebst Bremer und Baderborner Hilfsvölkern die mannhaften Holsteiner und bedrohten die hier errichtete Veste mit Sturm zu nehmen. Das heutige Rendsburg, in jenen Tagen der Vorzeit Reinoldsburg genannt, war von dänischen Mannen besetzt, die jedoch zu schwach waren, um noch lange gegen die vereinten Heerhaufen der Belagerer sich halten zu können. Diesen zu Hilfe zu eilen, war Zweck und Plan Erich Pflugpfenning's. Allein er sollte nicht soweit kommen. Mehr leichtsinnig und unbeständig als bösartig, machte er am steilen, öden Erdwalle des Danewirke, das hinter dem Selcker Noor über das Blachfeld emporragt und als eine ungeheure Riesenschanze tief in's Land hineinläuft, Halt, um das Land rund um zu betrachten.

Es ist ein schönes, ein bezauberndes Landschaftsbild, das von dieser sagenreichen Erdhöhe herab den Blicken sich eröffnet. Im Süden liegt die Geest, öde, traurig-wüst, fahlgrau und gelblich-weiß, wie ein Stück der lybischen Wüste, von Geisterhänden in diesen germanischen Norden versetzt. Der Sand rollt sich auf zu Hügeln vor dem scharf wehenden Westwinde und verwandelt das feste Land in ein bewegtes erdiges Meer. In der Ferne schimmern die Zinnen von Rendsburg, während gen Osten aus dem bebauten Flachlande schön bewaldete Höhen auftauchen, bekannt unter dem Namen der „Hüttener Berge."

Gefesselt von diesem Anblick blieb der König lange Zeit in Betrachtungen versunken am Danewirke stehen. Auf den stolzen Zinnen der Jurisburg lag goldener Sonnenschein. Die Schlei flimmerte wie ein See geschmolzenen Silbers. Vom Dom herüber und aus dem Thale unter seinen Füßen, wo etwas versteckt die Haddebyer Kapelle lag, scholl Glockengeläute. Da überschlich den König ein Gefühl der Wehmuth. Er schlug ein Kreuz, lüftete seinen Hut und sprach ein Gebet, denn er gedachte der Vergangenheit und mußte sich sagen, daß er nicht immer so gehandelt habe, um sich des Himmels Beifall dadurch zu erwerben. Diese

weichmüthige Stimmung ließ ihn auch seines Bruders gedenken, dessen Schloß so freundlich zu ihm heraufblickte. Noch hatte er sich nicht mit ihm ausgesöhnt und doch lächelte die Sonne so gnadenreich auf dessen Wohnsitz herab, als wolle der Himmel dadurch zu erkennen geben, daß er dem Besiegten vor Andern hold sei.

Rasch in seinen Beschlüssen, wandte Erich sein Roß und trabte heitern Sinnes, von nur wenigen Mannen seines Gefolges begleitet, hinab in's Schleithal, um nach längerer Zeit den finstern Bruder wieder einmal zu sehen. Er glaubte, dieser Besuch werde ihm Glück bringen und seine Unternehmung gegen die Holsten an der Eider fördern helfen.

Herzog Abel hatte sich eines so unerwarteten Gastes nicht versehen; er war aber sehr erfreut, den ihm verhaßten Bruder zu so glücklicher Stunde bei sich seben zu sollen. Als ihm der königliche Herr angemeldet ward, ging Abel seinem Bruder mit der freundlichsten Miene, die er erheucheln konnte, entgegen, begrüßte ihn an der Pforte der festen Burg, half ihm liebreich aus dem Nachen, der ihn vom Festland herüber an die Insel getragen hatte, und geleitete ihn unter den Versicherungen brüderlicher Liebe in das Innere der Jurisburg.

Beide Brüder verkehrten recht einträchtig zusammen, so daß es schien, als hätten sie sich wirklich von Herzen versöhnt. Abel besonders war die Freundlichkeit selbst. Als man sich an Speise und Trank gelabt, nahm man seine Zuflucht zum Brettspiel, das in jenen Tagen in eben so hohem Ansehen stand als heutzutage das Kartenspiel, wohlzumerken mit französischen Karten! Erich hatte Glück, Abel verlor. Des Letzteren Tochter brachte den spielenden Brüdern ein paar Humpen Wein. Da sprach Herzog Abel, das Trinkhorn ergreifend und es zum Gruße gegen König Erich aufhebend:

„Erinnerst Du Dich noch der vergangenen Tage, wo Du mir gegenüber ebenso im Glücke warest, wie jetzt? Es war nicht weit von hier. Damals verfolgtest Du Deinen Vortheil mit solchem Eifer, daß ich mit den Meinigen kaum Deinem Zorne entrinnen konnte. Besonders übel erging es meiner Tochter. Sie mußte baarfuß fliehen und in rauchigen Hütten bei niedrigen, gemeinen Leuten bettelnd ein dürftiges Unterkommen suchen. Das war nicht fein von Dir, mein Bruder!"

„Laß die Vergangenheit ruhen," erwiederte Erich, dem Bruder Bescheid gebend. „Geschehenes muß zwischen uns vergessen werden. Uebrigens," setzte er heiter lachend hinzu, „beßte ich trotz der halsstarrigen Friesen, Sachsen und Holsten, die sich meinen Befehlen widersetzen, doch noch so viel, daß ich Deiner Tochter ein paar Schuhe kaufen kann."

„Meinst Du?" versetzte Abel höhnisch, mit seiner Hand das Brettspiel zerstörend. „Ich bedarf Deiner Almosen nicht. Aber weißt Du, daß Du jetzt in meiner Macht bist und daß ich mit Dir thun kann, was mir beliebt?"

Erich sah ihn stolz an. „Ich bin Dein Gast," sagte er, „und kann nicht glauben, daß Du die Gastfreundschaft verletzen wirst."

Abel lachte. „Es ist nur meiner Tochter wegen," versetzte er. „Wer giebt mir Gewähr dafür, daß Du nicht eines Tages wieder über mich herfällst und mein Kind abermals gezwungen wird, in der Flucht ihr Heil zu suchen? Damit dies nicht geschehen könne, will ich Dich unschädlich machen. Du bist allein, ich bin Dein Gebieter. Was Du an mir verbrochen, sollst Du jetzt büßen!"

So sprechend stampfte Abel mit dem Fuße, daß die Trinkhalle erdröhnte, die Thür ward geöffnet und herein traten die Schergen des Herzogs, ergriffen auf den Wink ihres Gebieters den König und schlugen ihn in Ketten.

Erich mußte das Unabwendbare über sich ergehen lassen. Er ward von herzlosen Knechten die Wendeltreppe hinabgestoßen und nach einer Pforte geführt, die auf die Schlei mündete. Hier lagen einige offene Böte. In eins derselben warf man den heimtückisch Ueberfallenen. Die Bootsleute ergriffen die Ruder und trieben den Nachen mit ihrem Gefangenen durch die aufrauschenden Wogen des Meerstromes. Erich wandte seine Blicke rückwärts der Jurisburg zu, deren gothische Zinnen im weichen Dämmer der hellen Augustnacht deutlich zu erkennen waren. Dann und wann gliperte um die dunkeln schlanken Thürmchen etwas Weißes und lang anstönende Klagerufe, die fast einer wimmernden Menschenstimme glichen, ließen sich hören. Das waren Möwen, von denen einzelne zuweilen von der Ostsee herauf bis nach Schleswig sich verirrten. Auch über dem breiten Wasserspiegel der Schlei schwebten die graziösen Vögel.

Dem rasch stromabwärts schwimmenden Boote, welches den gefesselten König trug, folgten bald mehrere andere. Hinter diesen zogen die Möwen, immer lauter klagend, fort, daß Erich selbst auf das Geschrei derselben aufmerksam ward. Er fragte seine Wächter, wer die Männer in den ihnen folgenden Böten wären, und als man ihm bedeutete, daß ihr Anführer wahrscheinlich Abel's Vertrauter, Lauge Gudmansoe, der geschworene Feind Erich's sei, entsetzte sich der König, das Schlimmste ahnend.

Zwei Stunden meerwärts von Schleswig verengert sich die Schlei zu einem schmalen Strome. Hier auf dem hohen Ufer stand damals eine Kapelle. Als Erich dieser Kapelle ansichtig ward, bat er seine Wächter, sie möchten den daneben wohnenden Priester rufen, damit er beichten und sich auf sein, wie er vermuthen müsse, nahes Ende vorbereiten könne.

Man gewährte dem Gefangenen diese Bitte. Der Priester erschien. Inzwischen hatten die nachtrauschenden Böte den König eingeholt und umringten den Nachen des Gefangenen. Erich aber kniete nieder und beichtete. Um ihn versammelten sich die Möwen, umflatterten sein Haupt, während die Hand des Priesters ihn segnete, und ihr Geschrei in der stillen Nacht klang, als ob sie laut klagend den Namen „Erich!" riefen.

Lauge Gudmansoe befahl seinen Leuten, die lästigen Schreier zu vertreiben, allein wie diese auch nach den Vögeln schlugen, sie zu tödten oder zu verscheuchen wollte ihnen doch nicht gelingen. Die Möwen schwan-

gen sich höher in die Luft und schwebten gleich einem Kranze beweglicher Silberfittige über dem Haupte des betenden Königs.

Da wandte sich der böse Gudmansoe zu dem Gefesselten und sagte mit grimmiger Stimme: „König Erich, Du mußt sterben!“ Darauf trat Einer von Gudmansoe's Leuten in den Nachen des Königs, schwang eine Axt und zerschmetterte damit Erich's Kopf. Als dies geschehen war, ließ Gudmansoe Steine um den Leichnam des Königs befestigen und ihn so beschwert in die Tiefe des Schleistromes versenken. Niemand, als die Schergen und Bootsleute hatten die scheußliche That gesehen, weshalb Herzog Abel sie geheim halten und durch ein verbreitetes Märchen vertuschen zu können glaubte. Es hieß, König Erich sei auf der Schlei ertrunken!

Allein was Menschen nicht ausplaudern sollten, das ließ die rächende Hand Gottes durch die Möwen, die Zeugen der Blutthat, allem Volk verkündigen. Denn kaum hatten die gurgelnden Wellen der Schlei den Leichnam verschlungen, da legten sich auch die Möwen über das Wasser, als wollten sie das Grab des rechtlos Erschlagenen bewachen. Sie schwebten auf und nieder über dem Strome, rastlos die weißen Fittige bewegend, und Tag und Nacht den Namen „Erich!“ rufend, daß es den Anwohnern der Schlei graufte und Jedermann der Ueberzeugung lebte, Herzog Abel habe seinen königlichen Bruder ermorden lassen. Dabei mehrte sich die Zahl der Möwen mit jedem Tage. In ganzen Schwärmen zogen sie vom Meere her und legten sich in solchen Massen auf die Schlei, daß der ganze Strom von ihnen gleichsam bedeckt ward. Deshalb nannte man die Stelle fortan „Möjund,“ d. h. Möwensund, woraus späterhin „Missunde“ entstanden ist.

(Schluß folgt.)

Omer Pascha.

Zu den Männern, welche aus den Wogen der Zeitgeschichte hoch empor getaucht sind, gehört Omer Pascha, der gegenwärtige Oberbefehlshaber der türkischen Truppen in Bulgarien. Große Thaten sind es jedoch bis jetzt gerade nicht, die ihn zu einem der Helden der Tagesgeschichte gemacht haben, sondern nur die Laune des Zufalls und die Hoffnungen der Osmanen auf seine militärischen Talente, über die wir indeß noch nicht endgültig urtheilen können.

Omer Pascha, dessen christlicher Name Lattas ist, wurde im Jahre 1811 zu Plaski in der kroatischen Militärgrenze geboren. Schon in früher Jugend kam er in die mathematische Schule zu Thurm bei Karlstadt, trat später in ein Grenzregiment und fand, da er eine sehr schöne Hand schrieb, hauptsächlich im Verwaltungswesen Verwendung. Unlust an seiner Beschäftigung ließ ihn dieselbe vernachlässigen, so daß er um einer ihm deshalb drohenden Strafe zu entgehen, im Jahre 1833 aus Oesterreich nach der Türkei floh. Hier fand er anfangs bei einem türkischen Kaufmann als Contorist Verwendung und avancirte, als er später den mohamedanischen Glauben angenommen, zum Hauslehrer. In dieser Eigenschaft kam er auch nach Konstantinopel und erhielt daselbst binnen Kurzem in einer militärischen Lehranstalt die Stelle eines Schreiblehrers. In der Türkei ist eine schöne Handschrift ganz besonders hoch geschätzt und der gegenwärtige Oberbefehlshaber der türkischen Armee leistete mit der Feder so Vorzügliches, daß er nach kurzer Zeit mit dem Range eines Jüz-Baschi (Gavitän) von dem verstorbenen Sultan Mahmud zum Schreiblehrer des jetzt regierenden Sultans Abdul-Medjid erhoben wurde.

Als der jetzige Sultan den Säbel des Padischah umgürtete, hatte der ehemalige Schreiblehrer bereits den Rang eines Obersten erreicht, und von nun an sehen wir ihn statt der Feder nur das Schwert führen. So machte er 1840 den Feldzug in Syrien mit, bekämpfte zwei Jahre später die Christen des Libanon, wo er sich schon durch seine Härte das Mißfallen der christlichen Großmächte zuzog, und half 1843 den Aufstand in Albanien bezwingen. Die einige Jahre später erfolgte Besiegung der Kurden war hauptsächlich sein Werk, wie wir ihn denn auch im Jahre 1848 als Unterdrücker des in den Donaufürstenthümern ausgebrochenen Aufstandes sehen, der ihm zur Beschießung der Kaserne von Bukarest Veranlassung gab. Seine der Pforte geleisteten zahlreichen Dienste zogen ihm um diese Zeit die Erhebung zum Muchir (Feldmarschall) zu, womit er den höchsten Grad in der türkischen Armee erreichte. Die Jahre 1850 und 51 brachte Omer Pascha damit zu, den in Bosnien und der Herzegowina ausgebrochenen Aufruhr zu dämpfen, mehr noch aber wurde sein Name von der Zeit an genannt, wo er die blutige Expedition gegen Montenegro befehligte. Die Vorstellungen Oesterreichs machten damals den Kriegsthaten Omer Pascha's ein rasches Ende, bis die gleich darauf folgenden Verwickelungen mit den Russen ihn auf's Neue an die Spitze einer Armee riefen, wie er sie noch nie unter seinen Befehlen gehabt.

Omer Pascha ist von stattlichem Wuchse und ausdrucksvoller Physiognomie. Er spricht gleich gut türkisch, kroatisch, deutsch und italienisch, und hat sich in hohem Grade die Liebe der Soldaten zu erwerben gewußt, mit denen er sich nach Art Cäsar's, Napoleon's und anderer großer Heerführer, häufig in Unterhaltungen einläßt, sie in ihren Zelten besucht, ihre Speisen kostet und nach ihren Bedürfnissen fragt. Auch nennt er die Soldaten gern bei Namen, wie andere große Generäle gethan. Trotzdem hält er auf strenge Ordnung und Disciplin, und zeichnet sich vor den übrigen türkischen Generälen hauptsächlich durch seine

dem ſo wichtigen militäriſchen Verwaltungsweſen gewidmete Sorgfalt aus. In den von ihm mehrfach ausgeführten Expeditionen, ſo noch in Montenegro, iſt er häufig der Grauſamkeit geziehen worden, was jedoch wohl die in jenen Ländern herrſchenden halb barbariſchen Zuſtände und Sitten mit ſich bringen mögen.

bebarrlich aus; er will nur der Armee angehören. Hieraus und aus dem Umſtande, daß er mit vielen der polniſchen und ungariſchen Flüchtlinge auf vertrautem Fuße ſteht, hat man bisweilen ſchließen wollen, der Renegat dürfe einmal bei günſtiger Gelegenheit ſeine Waffen gegen den Sultan ſelbſt kehren. Andere halten den Paſcha für zu klug zu ſo gewagtem Spiel,

Omer Paſcha.

Zur Stunde gilt Omer Paſcha, und das mit Recht, für den tüchtigſten Heerführer der Türken, und unbeſtreitbar iſt es auch, daß er hohe militäriſche Befähigungen entwickelt hat. Was er gegen europäiſche Taktik zu leiſten vermag, lehrt vielleicht die nächſte Zeit. Die ihm mehrmals angebotenen Stellen als Gouverneur, Geſandter und Miniſter ſchlug Omer Paſcha ſtets und bis jetzt hat auch der Sultan noch keinen Grund, an der Treue und Ergebenheit eines Mannes zu zweifeln, den die Osmanen als eine ihrer mächtigſten Stützen im Kampfe gegen Rußland betrachten und auf den die Augen der ganzen civiliſirten Welt voller Spannung gerichtet ſind.

„Rübezahl.“

Kleine Dichtung aus dem Leben eines deutschen Dichters.

Von **Ludwig Storch.**

Himmelfahrt ist in unserm rauhen Norden in der Regel das erste sonnige Frühlingsfest. Jede deutsche Stadt hat ihren besondern Land- und Vergnügensort, wohin sie ihre Bevölkerung zu Himmelfahrt schickt. Es ist wirklich eine Fahrt in den irdischen Himmel der jungen Frühlingsfreude. Man muß die lebenslustige Frau eines nicht minder heitern deutschen Professors sein, der eine starke Ausnahme von der Regel macht und Zopf und Haarbeutel — auch die ideellen und metaphorischen — längst abgeschnitten und dem Teufel der gelehrten Pedanterei zugeschickt hat, obgleich man erst im Jahre 1782 nach Christi Geburt lebt, man muß im schönen Weimar wohnen, wo der junge geniale Herzog Karl August glänzenden Hof hält, wo seine Mutter, die treffliche Herzogin Anna Amalia, selbst noch von den Göttern der Jugend, Anmuth und Schönheit umwaltet, in Tiefurth alle Herzen entzückt, wo Adel und Beamtenthum Pracht und Wohlhabenheit entfalten und wo der Herr Geheime Rath und Kammerpräsident von Goethe für sinnreiche Feste und poetische Unterhaltung sorgt; man muß das Alles so zusammen haben, und wegen Mangels eines medischen Envelöpvrchens oder eines neuen Hutes zu Himmelfahrt nicht nach Tiefurth können, wohin wahrscheinlich die ganze weimarische Welt strömen wird, um nicht eben so in stiller Verzweiflung zu sein, wie es die Frau Professorin Musäus wirklich war, als nur noch zwei Tage zwischen heute und Himmelfahrt vorhanden waren, nirgend aber sich eine Aussicht zeigen wollte, wie die besagten Paradestücke annoch anzuschaffen sein möchten.

Es ist stets ein großes Mißverhältniß zwischen der gesellschaftlichen Stellung und der Besoldung der Professoren an den deutschen Gelehrtenschulen gewesen. Sie gehören zu den vornehmen Ständen und sollen mit drei oder vierhundert Thalern Besoldung allen Ansprüchen genügen, welche die Welt an diese Stände macht. Jedermann verlangt und die Frau Professorin verlangt es auch, daß sie gerade so gepupt einhergehe, wie die Frau Präsidentin oder die Frau Gemmerzienräthin, deren Männer jährlich so viel Tausende einnehmen, wie der Herr Professor Hunderte. Schulden dürfen nicht gemacht werden; denn woron sollten sie denn bezahlt werden? und das Obercensitorium, die Behörde des Herrn Professors, ist in diesem Punkte abgeschmackt streng, macht in verkommenden Fällen ganz fatale Abzüge von der Besoldung und droht wohl gar im Wiederholungsfalle mit Absetzung. Da soll's nun an der Bibliothek, am Frühstück und Abendbrot des Herrn Professors erspart werden. Du liebe Zeit! Das läßt sich der gelehrte Hausvater, wenn er eine gute Haut ist — und deutsche Professoren sind in der Regel gute Häute — eine Zeit lang gefallen, bernach braucht er aber doch Bücher für die geistige und eine Flasche Wein für die leibliche Nahrung (vorzüglich wenn eine so starke poetische Ader in ihm pulsirt, wie in dem lieben trefflichen Musäus), und die Frau Professorin hat feuchte Augen; denn das Fest rückt heran und der neue Hut fehlt und das Envelöpchen. Diese häusliche Noth hat schon manchen guten deutschen Professor zum Schriftsteller gemacht und auf die schlüpfrige Bahn der Oeffentlichkeit hinaus getrieben.

Johann Karl August **Musäus** hatte schon zwanzig Jahre früher als Candidat des heiligen Predigtamts in Eisenach seine Schriftstellerlaufbahn mit einem guten Romane, dem „deutschen Grandison“ eröffnet, worin er mit Glück gegen die Narrheit ankämpfte, welche Richardson's englischer „Grandison“ in deutschen Köpfen hervorgerufen, wie benutigen Tags die köstliche Onkel-Tomelei aus Amerika. Als Professor am Gymnasium zu Weimar hatte er dann vor vier Jahren — so lange hatte er geschwiegen — gegen eine andre grassirende Narrheit, die der gute Lavater aufgebracht und der sich selbst Goethe nicht hatte entziehen können, in seinen „Physiognomischen Reisen“, 4 Hefte, angekämpft; aber diese wenigen Schriften hatten ihm begreiflicher Weise auch sehr wenig Geld eingebracht. Die Herren Verleger pflegten vor siebzig Jahren noch weit geringere Honorare zu zahlen als heutiges Tags. Aber in Musäus lebte und webte ein echter Genius, die Besoldung war gering, die Frau hatte kleine Bedürfnisse, und er selbst war ja der gutmüthigste Mensch, den Gottes Sonne beschien. So schrieb er denn aus seiner gesunden Seele heraus schöne deutsche Volkssagen in seiner barmlosen, etwas breiten, aber köstlichen Weise, voll satyrischer Anspielungen auf geistige Zeitkrankheiten. Sie sollten einen Damm gegen die Thränenfluth sentimentaler Romane bilden, welche mit Goethe's „Werther“ und mit Miller's „Siegwart“ einige Jahre zuvor über Deutschland hereingebrochen war. Gegen diese kranke Empfindsamkeit konnte es kein besseres Mittel geben, als die gesunde Kost, welche Musäus in seinen „Volksmärchen der Deutschen“ auftischte. Wer kennt sie heute nicht diese lieblichen Schöpfungen eines gesunden poetischen Humors, die mit dem treuherzigen Kindeslächeln der Unschuld die süße Schalkhaftigkeit einer reinen Dichterseele vereinigen? Wer hat sich nicht an ihnen ergötzt in der Jugend und im Alter? Welches unverdorbene Gemüth hat nicht über den neckischen Kobold des Riesengebirges und seine strenge poetische Gerechtigkeit gejauchzt! O Rübezahl, der treffliche Berggeist, der unverbosst und mit den köstlichsten Späßen jedermann nach wahrem Verdienst belohnt, ist in Deutschland erst durch Musäus zu Ehren gekommen! Die deutsche Bildung verdankt den Volksmärchen von Musäus mehr als man meinen sollte. —

Zu jener Zeit war die Ettinger'sche Buchhandlung in Gotha eine der ersten Verlagsbuchhandlungen Deutschlands, und Musäus war veranlaßt worden, das Manuscript des ersten Bandes seiner Volksmärchen an Ettinger mit einer sehr mäßigen Honorarforderung zu schicken. Zu seiner und seiner Ehehälfte großen Freude hatte Ettinger das Manuscript für den genannten Preis behalten und das Honorar unverzüglich geschickt. Zu Weihnachten war aber der kleine Schatz schon ausgeflogen, und nun waren Himmelfahrt und Pfingsten vor der Thüre, und die Frau Professorin wußte nicht, wovon dies und das Nothwendige anschaffen, und der Herr Professor wußte es auch nicht. Ach, Rübezahl kam nicht nach Weimar! Längst lag ein zweiter Band von den Volksmärchen fertig im Schreibpult, und der Verfasser hatte dieses Umstands mit der beiläufigen Bemerkung, daß ihm der Verkauf dieses Manuscripts sehr erwünscht wäre, an Herrn Ettinger in Gotha geziemende Meldung gethan, darauf aber die wenig tröstliche Antwort erhalten, man müsse den Erfolg des ersten Bandes erst abwarten. Ueber das Schicksal dieses ersten Bandes war Musäus natürlich ganz in Ungewißheit und er versprach sich davon keineswegs etwas Gutes. Denn alle Welt drohte sich wie Werther zu erschießen und eine nicht geringe Anzahl verrückter Menschen erschoß sich wirklich, oder seufzte, stöhnte und flennte mit „Siegwart", winselte den Mond an und löste sich in tugendhafter Liebe, frommer Schwärmerei und trauender Empfindsamkeit auf, so daß dafür die technischen Ausdrücke siegwartisiren und siegwartsche Liebe aufgekommen waren. Was man mit Werthern und Lotten für Affenschande trieb, davon kann man sich heute gar keine rechte Vorstellung machen. Es klingt Alles wie Fabeln. Das weiße Taschentuch einer Dame von gutem Geschmack mußte durchaus feucht sein, so verlangte es die Mode, und man setzte voraus, daß die Feuchtigkeit von Thränen herrühre. Die Romane „Leiden des jungen Werther" und „Siegwart" wurden Gott weiß wie vielmal nachgeahmt, und alle diese schlechten Bücher fanden Käufer, das Werther- und Siegwartsfieber schien noch im Steigen begriffen zu sein und die Helden der Romane mußten sich entweder wie Werther erschießen, oder auf dem Grabe der Geliebten in einer Mondscheinnacht vor süßem Schmerz und Sehnsucht umkommen, wie der Klosterbruder Siegwart. Wie durfte eine so unberühmte Feder wie die unseres heitern lebensfrohen Musäus gegen diesen Unfug aufzukommen hoffen?

So standen die Dinge im Musäus'schen Hause zwei Tage vor Himmelfahrt. Die Frau Professorin machte ein verdrießliches Gesicht und war sehr schweigsam; der Herr Professor schielte zuweilen nach ihr hinüber, während er sein frugales Frühstück einnahm und schnitt dann seinerseits ein drolliges Gesicht. Endlich fragte er ironisch: „Soll ich Dir etwa ein lustiges Stückchen vom Rübezahl vorlesen?"

„Ach davon kommt er nicht in's Haus und bringt uns nichts von seinen Schätzen! Du hast Dich so nobel gegen ihn benommen; er fährt sich dagegen schlecht gegen Dich auf. So geht's den Dichtern immer. Sie erfreuen alle Welt; Niemand erfreut sie."

„Das solltest Du in Weimar nicht sagen. Du bist ungerecht."

„Du bist nicht Wieland, nicht Goethe und nicht Herder. Zu diesen kommt Rübezahl mit vollen Händen, nicht zu uns."

„Wer weiß! Es ist noch nicht aller Tage Abend," versetzte Musäus, nahm sein Lehrbuch unter den Arm, pfiff den Dessauer Marsch leise durch die Zähne und verfügte sich zu seinen Tertianern.

Er mochte ohngefähr eine Stunde aus dem Hause sein, als ein stattlicher Fremder mit einem sehr ehrlichen und gutmüthigen Gesicht, fein und modern gekleidet mit einem Diener hinter sich, der einen großen Carton trug, in dasselbe trat und bei der Frau Professorin anfragte, ob er die Ehre haben könne, den Herrn Professor zu sprechen?

„Mein Mann ist im Gymnasium," versetzte die Frau, „und wird erst in einer Stunde zurückkehren."

„Desto besser," sagte der Fremde. „Dann werde ich mich mit Ihrer gütigen Erlaubniß so lange mit Ihnen unterhalten. Zuvor habe ich aber eine etwas delikate Bitte an Sie zu richten. Meine Gesundheitsumstände verlangen nämlich, daß ich salva venia die Leibwäsche öfter wechsele, und ich fühle mich nicht eher behaglich und zu einer muntern Unterhaltung aufgelegt, bevor ich nicht dieser Pflicht gegen mich selbst genügt habe. Gestatten Sie mir also in einem Zimmer meinem Bedürfniß zu genügen."

Die Frau Professorin fand dieses Verlangen allerdings etwas sonderbar und begriff nicht, weshalb der fremde Herr nicht vorher im Gasthofe seinem Reinlichkeitssinne das nöthige Opfer gebracht, zumal sie den Diener als Lohndiener eines der ersten Gasthöfe erkannte, inzwischen hat der Unbekannte so höflich und benahm sich so fein, daß sie ihm ohne Weiteres ihre Putzstube öffnete. Der Diener stellte den Carton dort ein und empfahl sich. Der Herr riegelte die Thür zu und hielt sich eine geraume Zeit zurückgezogen. Dann trat er sehr freundlich heraus, setzte sich zu ihr nieder und brachte sie bald zum Plaudern. Da waren es theils die kleinen häuslichen Verhältnisse, theils die größern öffentlichen, die er ihr so fein, so geschickt, so treuherzig abzufragen verstand, daß sie ihm, sie wußte selbst nicht wie, nicht nur über das eigne Hauswesen detaillirte Mittheilungen gemacht und über die unzureichende Besoldung und die stille Resignation auf kleine freundliche Wünsche geseufzt hatte, sie war auch in glänzende Schilderungen des Hofs und des Adels gerathen; sie hatte von den Liebschaften des Herrn Geheimenraths von Goethe mehr fallen lassen, als sie selbst gewollt, über das seltsame eheliche Leben des Herrn Generalsuperintendent Herder und dessen Gemahlin Einiges gesprochen, was ihr nicht lieb war und über des Hofrath Wieland's Eigenthümlichkeiten Erörterungen gegeben, die wohl auch besser unterblieben wären; denn sie kannte ja den Herrn, zu dem sie sprach, nicht. Das Alles überlegte sie sich aber erst, als der gute Musäus hereingetreten und sich mit dem Fremden bekomplimentirt hatte. Es war ihr, als habe es ihr der fremde Herr angethan. „Mit wem habe ich die Ehre?" fragte der Professor.

„Ich bin ein Buchhändler, der von der Jubilate-Messe zurückkehrt. Mein Name thut vor der Hand nichts zur Sache, doch sollen sie ihn nachher erfahren. Ich habe da Ihre Volksmärchen der Deutschen gelesen und möchte Ihnen eigenen Besten wegen wohl mit Ihnen über Ihre Schriftstellerei reden."

„Wissen Sie wohl, wie das Büchlein gegangen ist? Hat wohl Herr Ettinger einigen Absatz erzielt?" fragte Musäus etwas ängstlich.

„Das ist's eben, weshalb ich zu Ihnen komme. Mein Freund Ettinger hat schlechte Geschäfte mit Ihren Märchen gemacht. Das ist kein Artikel, wie ihn die heutige Lesewelt verlangt."

„Ich dachte es mir gleich," sagte Musäus resignirt; die Frau Professorin hatte aber plötzlich ihre ganze Munterkeit verloren. „Herr Ettinger wird Schaden an dem Buch gehabt haben; ich werde ihm den zweiten Band ohne Honorar überlassen. Ich kann nicht zugeben, daß er durch mich zu Schaden kommen soll." Die Frau Professorin seufzte und eine Thräne des Unmuths stieg ihr in's Auge. Sie verwünschte im Stillen den Fremden, der sie so schlau ausgefragt und dafür so schlechten Trost in's Haus brachte.

„Ja, lieber Herr Professor, mit einem zweiten Band Märchen wird meinem Freund Ettinger nicht gedient sein. Damit können Sie ihn nicht entschädigen, er würde ja nur noch größern Verlust haben."

„Sie sind also ein Beauftragter des Herrn Ettinger an mich, mit mir zu unterhandeln?"

„Gewissermaßen, ja!"

„Er hat mir wohl die Hiobspost nicht selbst bringen wollen?"

„Er wird aber doch selbst kommen. Erst muß ich mit Ihnen reden, Herr Professor. Sie haben ein schönes Talent; Sie würden gewiß einen guten Roman à la Werther oder Siegwart schreiben. Damit würden Sie nicht nur meinen Freund Ettinger hinlänglich entschädigen, sondern er würde Ihnen auch ein ansehnliches Honorar herauszahlen. Was meinen Sie dazu? Der Held muß aber durchaus vor schwärmerischer Liebe auf unnatürliche Weise umkommen. Was die Flammen der Sehnsucht nicht verbrannt haben, das muß in den Thränenbächen der Schwärmerei ertrinken. Je mehr unvergleichlich herrliche und vollkommene Menschen Sie auf diese Weise umbringen, desto reichlicher wird das Honorar sein, welches Ihnen Freund Ettinger zahlt."

(Schluß folgt.)

Aus der Menschenheimath.

Briefe

des Schulmeisters emerit. Johannes Frisch an seinen ehemaligen Schüler.

Fünfzehnter Brief.

Die Sternschnuppen-Nächte des 12. und 13. November.

Laß Dich, mein theurer Freund, heute einmal von der Erde auf den Himmel verweisen, nämlich den sichtbaren, leibhaftigen Sternenhimmel, der jetzt in den schönen frischen Herbstnächten uns so absonderlich klar und funkelnd zugeblinkt hat.

Zwar ist unsere liebe kleine Erde, unsere mütterliche Heimath, nicht zu klein, um Kopf und Herz jedes rechten Menschen sein Leben lang auszufüllen mit großen und herrlichen Dingen; aber gut ist's doch, daß man sich dann und wann einmal daran erinnert, daß sie auch zu der großen Heerde gehört, welche „der Hirt mit dem Silberhorne" nächtlicher Weile austreibt auf dem dunkeln Plane des Firmamentes.

Da läuft sie denn mit ihren Genossen, den übrigen Planeten, deren Zahl in den letzten Jahren durch immer neue Entdeckung mehrerer bedeutend zugenommen hat, unermüdet in ihrer so viele Millionen Jahre alten Bahn um ihre Sonne, wie das Kind, aus einer Hand in die andere, um seine Mutter läuft.

Wenn wir aber hinauf sehen in einer klaren dunkeln Herbstnacht, so sehen wir eben Alles ruhig und fest an seinem Platze. Die 7 schönen Sterne des großen Himmelswagens stehen Jahr aus Jahr ein in derselben Ordnung zu einander, wenn auch der ganze Wagen selbst nach den verschiedenen Jahreszeiten mit der Deichsel einmal aufwärts, einmal links abwärts, wie z. B. gerade jetzt, steht, was wir leicht mit der Laufbahn unserer Erde um die Sonne in Verbindung bringen. Blos unsere Stellung zu den Sternen ändert sich, die der Sterne unter einander bleibt sich ewig gleich. Ewig gleich? Nein. Aber sie sind eben so unendlich weit von uns entfernt, daß ihre Bewegungen für unser Auge keine wahrnehmbare Ortsveränderung hervorbringen können. Bewegung herrscht im Weltall allerorten, weil überall Leben herrscht, das sich immer und überall durch Bewegung des Stoffes ausspricht. Aber es ist noch nicht lange her, daß man mit den stärksten Fernröhren unbedeutende Ortsveränderungen einiger Fixsterne zu einander, also doch Bewegung, beobachtet hat.

Doch es herrscht am nächtlichen Sternenhimmel nicht blos diese langsame Bewegung unendlich ferner Weltkörper, die wir eben nicht selbst wahrnehmen können, die uns vielmehr blos aus der von ihr bewirkten veränderten Stellung der Weltkörper zu einander in einzelnen Fällen kund wird; sondern mit der Schnelligkeit der die Luft durchschneidenden Schwalbe fahren, uns ganz nahe, Himmelskörper über unserem Haupte hin.

Das sind die sogenannten Sternschnuppen. Welch sonderbare Benennung! Man möchte sie gemein

finden, wenn nicht etwas naiv Kindliches darin läge, was wir dem ununterrichteten Volke, welches diesen Namen gab, schon zu gute halten müssen. Der Name hat aber doch auch etwas, was Anerkennung verdient. Es liegt ihm der Drang zu Grunde, nach dem Ursprung der Dinge zu forschen; ein Drang, der es eben in unserer Zeit des gewaltigen Fortschrittes zu geistiger Befreiung dem Lehrer in natürlichen Dingen so leicht macht, Ohr und Herz des Volkes für seinen Unterricht zu gewinnen.

Ja, es liegt ein kühnes Erfassen in dem Namen Sternschnuppe. Wenn man in nächtlicher Wanderung auf offener Flur ahnungsvoll und doch ohne bestimmte Gedanken nach dem sternbesäeten Himmel aufblickt — da fährt plötzlich, als fiele ein Stern aus seiner Stelle, ein leuchtender Punkt herab, der so schnell da, aber auch so schnell wieder weg ist, daß man nicht weiß, an welchem Punkte des Himmels er zuerst aufblitzte. Da griff denn der feste Haltpunkte fordernde Gedanke des Menschen kühn hinein in dieses weite wüste Himmelsmeer, ohne andere Marksteine als eben die Sterne, und einen Stern ließ er den Ausgangspunkt der schönen Lichterscheinung sein.

Der Aberglaube, der Bastard von Glauben und Wissen, hängte seinen Plunder dran, der jetzt von der Wissenschaft beseitigt ist. Aber wenn auch nur noch wenige umnebelte Köpfe etwas Spukhaftes in den Sternschnuppen sehen, so mögen noch Viele es nicht wissen, daß sie kleine Weltkörper sind, die in ihren eigenen Bahnen die Sonne umkreisen. Es sind keine wilden Schwärmer, die von irgend einem anderen Weltkörper sich los machten, um unstät im Weltenraume herumzutaumeln.

Freilich scheint es gegen die regelmäßige Bahn dieser Asteroiden, wie man diese kleinen Weltkörper nennt, zu frevchen, daß man sie meist blos über einen Theil des uns sichtbaren Himmelsgewölbes hinwegziehen sieht. Warum, so könnte man fragen, werden sie nicht schon am Horizonte sichtbar, um dann je nach Verhältniß ihrer Bahn zu unserer Erdstellung in einem bald höheren, bald flacheren, bald größeren, bald kleineren Bogen über den ganzen Himmel hinwegzuziehen?

Die Wissenschaft hat auf diesen sehr berechtigt scheinenden Einwand zu erwiedern, daß die Asteroiden an sich dunkle Körper sind und nur hell und uns sichtbar werden, so lange sie unsern Dunstkreis durchschneiden. Daraus ergiebt sich von selbst, daß die der Erdoberfläche näher kommenden, also tiefer in unsern Dunstkreis einschneidend, uns in einer längeren Bahn sichtbar werden müssen, als andere, welche den Dunstkreis der Erde blos oberflächlich berühren. Manche dieser kleinen Geschwister unserer Erde kommen der großen Schwester so nahe, daß sie von der Anziehungskraft derselben angezogen, ihr in den Schooß fallen. Das sind die sogenannten Feuerkugeln, welche mit einem langen Lichtschweife hinter sich oft in geringer Höhe über den Himmel ziehen, und dann oft mit einem lauten Knall zerbersten und in Stücken als die bekannten Meteorsteine herabfallen, deren man schon bis zu mehreren Hundert Centnern Gewicht gefunden hat.

Solcher kleinen Sternenkinder führt die Hand der das Weltall durchdringenden Bewegung ganze Schwärme von vielen Tausenden durch die Himmelsräume.

Ein solcher schwebt alljährlich während des 12. und 13. Novembers über die nördliche Halbkugel der Erde hin. Alle Jahre besucht er in eiligem Streifzuge unsere Atmosphäre, wie alle Jahre zu anderer Zeit die Züge der Störche unsere Wiesen und Sümpfe als länger verweilende Gäste besuchen.

Verfäume es nicht, an diesen beiden Tagen darauf zu achten, ob ihnen ein wolkenloser Nachthimmel folge; und ist dies der Fall, dann tritt hinaus in stiller Nacht und achte auf den unhörbaren Flug dieser kleinen mit unserem Lichte leuchtenden Feuerwürmchen des Weltentraumes. Wenn der trübe November in jenen Nächten seinen Regenmantel trägt, so warte bis zum nächsten August, wo vom 9. bis 14., namentlich am 10. August, wiederum Sternschnuppen-Nächte sind.

Vom Baue des menschlichen Körpers.

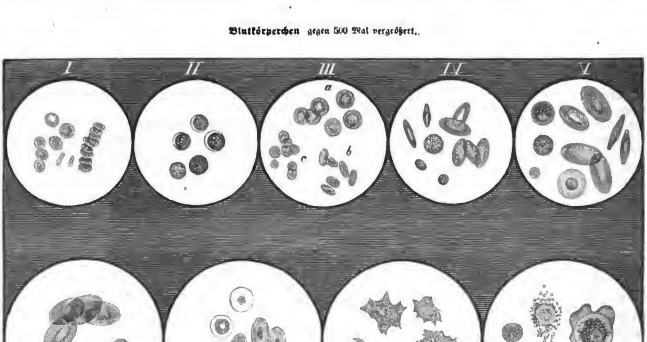
IV. Das Blut.

Aus dem Blute quillt das Leben, weil aus dieser rothen, in Röhren durch alle Theile des Körpers rinnenden Flüssigkeit das Material zur Unterhaltung des Stoffwechsels (s. Gartenlaube Nr. 39, S. 423) stammt. Dieses flüssige Material, Ernährungsflüssigkeit genannt, dringt nämlich fortwährend aus dem Blutstrome durch die äußerst dünnen Wände der feinsten Blutgefäßchen (Haargefäße) heraus in alle Substanzen des Körpers und durchtränket dieselben, um ihnen alle die Stoffe zum Ersatze darzubieten, aus denen diese Substanzen zusammengesetzt sind und an welchen sie immerfort Verluste erleiden. Damit nun aber das Blut jedem Theile des Körpers die richtige Ernährungsflüssigkeit darbieten könne, muß es nicht nur mit Hülfe des Kreislaufes (s. Gartenlaube Nr. 9, S. 91) durch alle Theile gehörig hindurchfließen, sondern es muß auch durch die Nahrung und die Verdauungsorgane die Stoffe zugeführt bekommen, aus welchen Blut und Körpersubstanz zusammengesetzt sind, demnach: Wasser in großer Menge, eiweißartige Materien (Faserstoff, Eiweißstoff und Käsestoff), Fett, Salze (besonders Kochsalz und Kalksalze) und Eisen, welches Letztere dem Blutfarbstoffe (Hämatin) zu Grunde liegt. Außer diesen Stoffen findet man im Blute aber

auch noch Gase, nämlich Sauerstoff, Stickstoff und Kohlensäure, sowie die in Folge des Stoffwechsels abgestorbenen und in's Blut zurückgeführten Gewebsbestandtheile, welche Gewebsschlacken auch Extractivstoffe genannt und, nachdem sie mit Hülfe des Sauerstoffs verbrannt worden, an verschiedenen Stellen des Körpers (durch Haut, Lungen, Leber, Nieren) aus dem Blutstrome herausgeschafft werden.

Das Blut des Menschen und der Säugethiere ist, so lange es in den Blutgefäßen des lebenden Körpers fließt, eine etwas zähe klebrige Flüssigkeit, von größerer Schwere als das Wasser, von rother Farbe (hochroth in den Pulsadern, aus einer unzähligen Menge von kleinen Bläschen, Blutkörperchen genannt. Diese im Liquor fließenden Bläschen sind doppelter Art; die einen sind farbig (gelblich) und geben dem Blute, aber nur wenn viele derselben über einander liegen, seine rothe Farbe, die andern sind farblos. Die ersteren oder die farbigen Blutkörperchen sind weit zahlreicher und kleiner als die farblosen, stellen kreisrunde Scheiben dar, welche auf beiden Flächen etwas tellerförmig vertieft sind, und bestehen aus einer farblosen Umhüllungshaut und einem röthlich-gelben zähflüssigen Inhalte. Sie sind die einzigen Träger des rothen Farbstoffes des Blutes und in so ungeheurer Menge vorhanden, daß sie für

Blutkörperchen gegen 500 Mal vergrößert.



I. Farbige Blutkörperchen des Menschen. II. Farblose menschliche Blutkörperchen (Lymphkörperchen). III. Farbige Blutkörperchen: a) vom Eierhanlen. b) vom Kameel, c) von der Ziege. IV. Blutkörperchen der Taube. V. der Schlange. VI. des Frosches. VII. des Fuchses. VIII. der Ratte und des Regenwurms. IX. des Krebses.

dunkelblauroth in den Blutadern), von etwa 28—30° R. Wärme, eigenthümlich fadem Geruch und salzigsüßlichem Geschmacke. Die Menge des Blutes im menschlichen Körper ist nach Alter, Körperbau, Temperament und Lebensweise sehr verschieden; man hat sie bei Erwachsenen auf 15—20 Pfund angegeben, so daß etwa der sechste bis achte Theil des Körpergewichts von Blut gebildet würde. Mit Hülfe des Mikroskops zeigt sich, daß das Blut aus zwei ganz verschiedenen Bestandtheilen zusammengesetzt ist, nämlich: aus einer gleichförmigen, fast farblosen Flüssigkeit (Blutlauer, Plasma, Intercellularflüssigkeit) und

sich allein das Blut zu bilden scheinen. Die meisten Beobachter stimmen jetzt darin überein, daß diese Blutkörperchen zum größten Theile keinen eigentlichen Kern in ihrer Höhle haben, sondern nur einzelne derselben in der vertieften Mitte ein nicht scharf umschriebenes lichtes Körnchen enthalten. Die farbigen Blutkörperchen zeichnen sich übrigens durch eine den verschiedenen Thierarten eigenthümliche Gestaltung und Größe aus, so daß man dadurch nicht blos Menschenblut vom Thierblute, sondern auch das Blut verschiedener Thiere durch das Mikroskop von einander unterscheiden kann. Bei den Säugethieren bilden die Blutkörperchen wie

beim Menschen ebenfalls vertiefte runde Scheiben, nur sind diese entweder größer (doch nur selten, beim Elephanten) oder gewöhnlich kleiner, blos das Kameel, Dromedar und Lama besitzen längliche und gewölbte Blutkörperchen. Alle niederen Wirbelthiere haben fast ohne Ausnahme ovale kernhaltige Blutkörperchen von der Form von Kürbiskernen. Bei den Vögeln finden sich länglich-ovale, in der Mitte erhabene und am Rande scharf zulaufende Blutkörperchen; die der Amphibien sind oval und stark convex und bei weitem größer als die menschlichen Blutbläschen. Die Blutkörperchen der wirbellosen Thiere gleichen den farblosen Blutkörperchen der höheren Thiere und sind fast immer ungefärbt. — Die farblosen Blutkörperchen (oder Lymphkörperchen) sind weit größer als die farbigen, von kugeliger Gestalt und in viel geringerer Anzahl (etwa 5 auf 2000) vorhanden; sie sind auch ihres Fettgehaltes und des Mangels an eisenhaltigem Farbstoffe wegen leichter, ihr Ansehen ist körnig und im Innern bergen sie einen Kern. Sie stammen aus dem Speisesafte und der Lymphe und wandeln sich höchst wahrscheinlich allmälig zu rothen Blutkörperchen um, indem sie ihren Kern verlieren, sich abplatten und Blutfarbstoff in sich erzeugen. Die farbigen Blutkörperchen, nachdem sie eine Zeit lang durch die Adern circulirt haben, werden zuletzt in der Leber und Milz zerstört. Auf diese Weise entstehen fortwährend neue Blutkörperchen und alte gehen unter.

Wird Blut aus der Ader in ein Gefäß gelassen, so stößt es zuvörderst an der Luft einen in der Kälte sichtbaren Dampf (Wasserdunst mit Riechstoff) mit dem eigenthümlichen Blutgeruche (Blutdunst) aus, welcher bei verschiedenen Menschen und Thieren verschieden ist, bei Männern etwas stärker als bei Frauen. Nach einigen (2—14) Minuten gerinnt das Blut, indem es von der Oberfläche und dem Umfange her allmälig zäher und gallertartig, nach und nach immer fester wird und endlich (nach 12—40 Stunden) in zwei Theile, in einen flüssigen und einen festen geschieden ist. Der flüssige heißt Blutwasser (Serum), ist schwach-gelblich und enthält den in viel Wasser aufgelösten Eiweißstoff nebst den Blutsalzen. Der feste Theil, welcher nach und nach die Gestalt vom Innern des Gefäßes, in welches das Blut gelassen wurde, annimmt, wird Blutkuchen genannt und besteht aus dem festgewordenen, früher im Blutliquor aufgelösten Faserstoffe und aus den Blutkörperchen. Im Blute der Männer geht die Gerinnung langsamer vor sich, der Kuchen wird aber dichter als im weiblichen Blute; das Pulsaderblut gerinnt schneller als das der Blutadern; atmosphärische Luft, sowie Schütteln, Umrühren und Quirlen (geschlagenes Blut) beschleunigt das Gerinnen, während Säuren, Salze und Alkalien dasselbe verzögern oder ganz aufheben. Am schnellsten gerinnt das Blut der Vögel, langsamer das der Säugethiere und am langsamsten das der Amphibien und Fische. Das Wesen der Gerinnung (Coagulation) ist noch in tiefes Dunkel gehüllt.

Das Blut der wirbellosen, der sogenannten kalt- oder weißblütigen Thiere unterscheidet sich von dem Blute der Wirbelthiere nicht blos durch seine geringere Wärme, sondern auch durch seine Färbung, welche hier nicht an den Blutkörperchen, sondern am Blutliquor haftet, und durch die Blutkörperchen selbst, welche in viel geringerer Anzahl vorhanden sind. — Von den Gliederthieren hat das Blut der Insecten eine helle farblose oder grünliche Beschaffenheit und längliche oder ovale, farblose Blutkörperchen; die Spinnen- und Krustenthiere besitzen theils ein farbloses, theils ein gelbliches oder grünliches Blut; das Blut der Würmer zeichnet sich durch seine rothe Farbe (die aber ebenfalls am Liquor haftet) vor den meisten übrigen wirbellosen Thieren aus. Von den Weichthieren (Mollusken) besitzt das Blut der Kopffüßler (zu denen der Tintenfisch gehört) eine weißliche Farbe, das der Schnecken eine schmutzig weiße oder gelbliche, röthliche, braune oder grüne Farbe; das Blut der kopflosen Mollusken (Austern, Muscheln) ist farblos. Bei den niedrigsten Thieren, wie bei den Strahlthieren (Stachelhäutern, Quallen, Polypen) giebt es kein eigentliches Blut mehr, die Stelle desselben vertritt hier der Speisesaft.

(Ueber Bereitung, Reinigung und Krankheit des Blutes beim Menschen siehe den nächstfolgenden Aufsatz.) (B.)

Blätter und Blüthen.

Menschliches Elend in Sicilien. Alexander Dumas giebt in seinen Italienischen Reisen eine herzerreißende Schilderung von dem Elende der Armen in Sicilien, diesem vom Himmel gesegneten Südlande, der einstigen Kornkammer Roms! In Bezug auf die Austheilung von Suppe, welche Arme täglich an der Pforte eines Klosters abholen, erzählt er Folgendes: „Alle diese armseligen Geschöpfe hatten nichts gegessen seit einem Tage. Sie kamen heute hierher, um ihre Schüssel Suppe zu holen, wie sie gestern gekommen sind und morgen wieder kommen werden. Diese Suppe ist fast ihre ganze Nahrung vierundzwanzig Stunden lang, wenn sie nicht etwa von ihren Mitbürgern oder mitleidigen Fremden etwas geschenkt bekommen, was aber selten der Fall ist, da die Syrakuser den Anblick des Elends vor sich haben und nicht mehr davon gerührt werden und wenig Freude Syrakus besuchen. — Als der Verbreiter der gesegneten Suppe erschien, drängte sich die ganze hungrige Schaar herbei, oder jeder suchte mit seinem hölzernen Napfe zuerst anzukommen. Einige, welche zu schwach oder leidend waren, um sich vorzudrängen oder zu rufen, krochen kniefend, auf Händen und Füßen, nach der Pforte des Klosters. In der Mitte des Haufens erblickte man ein Kind, welches weiter nichts auf dem Leibe hatte, als ein dünnes, durchlöchertes Hemdchen; das arme Geschöpf drängte seine bloße zerne Schüssel, es streckte seine Händchen flehend aus, indem es, beide wohl zusammenhaltend, eine tellerartige Vertiefung bildete. Der Koch goß gedankenlos einen Löffel Suppe in dieselbe. Die heiße Suppe verbrannte das Kindes Händchen; es stieß einen Schrei des Schmerzes aus, indem es die Suppe

auf den Boden fallen ließ. Es legte sich auch sogleich der Länge nach auf die Erde und leckte die Suppe von derselben auf, gleich einem Hunde.“ — An einer andern Stelle seiner Reisen rust Dumas: „Dieses ewige Geschrei der Sicilianer um Brot! Ich habe in den drei Monaten, da ich in Sicilien war, fast gar keinen andern Ruf des Volkes gehört, als den Ruf nach Nahrung und Brot. Es giebt Menschen in Sicilien, die sich in ihrem Leben nie vollkommen satt aßen von dem Tage an, da sie als Säuglinge an den Brüsten ihrer erschöpften Mütter lagen, bis zu dem Augenblicke ihres Todes, da sie die heilige Hostie genossen, welche ihnen der Priester auf die bleiche zitternde Zunge legte. Gräßlich ist es zu denken, daß es menschliche Geschöpfe gebe, welchen es eine glückliche Erinnerung für ihr ganzes Leben ist, sich nur einmal recht satt gegessen zu haben — in einem von der Natur reich ausgestatteten Lande, das einst, wie gesagt, die Kornkammer Roms war, bei einem Volke, das sich rühmt, eins der allerchristlichsten zu sein!“

James Johnson, der berühmte englische Arzt und Redakteur einer medizinischen Zeitschrift, sagt wörtlich: „Ich erkläre als meine feste Ueberzeugung, gegründet auf lange Erfahrung, daß, wenn es keinen einzigen Arzt, Apotheker und Droguisten, keine einzige Hebamme in der Welt gäbe, viel weniger Krankheiten und Todesfälle vorkommen würden, schon deshalb, weil sich dann Jeder mehr in Acht nehmen und studirt haben würde, wie man sich am Besten selbst helfen kann.“

Zur Nachahmung dringend empfohlen. Die Feuerspritze schreibt aus Berlin: „Auf unseren Wochenmärkten hat sich seit ein paar Tagen Wunderbares ereignet. Es erschienen Verkäufer, die eine lange Reihe von Säcken, mit Kartoffeln gefüllt, vor sich aufstanzten und davon die Metze mit — sechs Dreiern verkauften, aber Niemanden mehr als höchstens vier Metzen auf einmal. Das gab unter den Hökern und unter den Bauern, die's Höken nicht minder verstehen, ein großes Maulaufsperren, und wo die Berliner Höker den Mund auftun, da hagelt es Schimpfworte und anzügliche Reden. Aber die Leute hinter der langen Reihe von Kartoffelsäcken ließen sich nicht irre machen; die Marktpolizeibeamten standen ihnen treulich bei, und wenn die Säcke leer waren, wurden immer wieder frische herbeigeschafft (auch die Höker kauften davon) — und siehe da! nachdem man drei Tage lang rumort und geschimpft und conferirt und conspirirt hatte, da entschlossen sich am Sonnabend die Höker und die Bauern einzeln, Einer nach dem Andern, die Metze Kartoffeln auch für sechs Dreier zu verkaufen. Die Conenurrenz, die diesen günstigen Erfolg herbeigeführt hat, geht von einem hiesigen Privatmanne aus, der ohne Absicht auf Gewinn, aber auch ohne Absicht Verluste zu machen, ein namhaftes Kapital angelegt hat, um die hohen Kartoffelpreise durch Concurrenz zu besiegen. Das Resultat beweist, daß dieser Zweck vielleicht schneller erreicht wird als man erwarten konnte. Mit Zuverlässigkeit erfahren wir übrigens, daß bei diesem Unternehmen die Behörde in keiner Weise betheiligt ist.“ — Welche Erleichterungen würden den Armen geschafft werden, wenn in jeder Stadt unsers Vaterlandes nur ein Reicher diesem Beispiele folgte, das nicht einmal mit Verlust verbunden ist! Wie bald würden überall die künstlich in die Höhe geschraubten Preise der Kartoffeln und des Getreides fallen! Ist kein Dalberg da?

Riesendampfschiff. Zwei Engländer, Brunell und Scott Russel, dirigiren jetzt den Bau eines Dampfschiffes von 680 Fuß Länge mit 2600 Pferdekraft, welches in seiner furchtbaren Länge im Stande sein soll, auf zwei der höchsten Wogen im Sturme zugleich getragen zu werden, so daß das Schiff stets ruhig zwischen Amerika und England (stets in 5½ Tagen) hin und herschießen würde.

Lord Westmoreland's Violine. Der jetzige englische Gesandte in Wien ist bekanntlich ein großer Musiker und Componist. Als er früher einmal als junger Lord mit dem Schiffe Sir John Duckworths durch die reißende Fluth der Dardanellen fuhr, schien das Fahrzeug im Strome und Sturme seinen sichern Schritt zu verlieren und Alles in seinem Bauche durcheinander werfen zu wollen. Plötzlich erschien der junge Lord mit verstörtem Gesicht auf dem Verdeck und sammelte zu dem ersten Lieutenant: „O, Herr —, das ist ein schrecklicher Vorfall!“ „Was, Mylord?“ rief der Offizier, der nichts Anderes zu hören glaubte, als daß das Schiff brenne. „Ein Schuß von den Türken ist durchgekommen und hat meine Violine zerschmettert!“ — Der Offizier empfand wenig Rührung und der junge Lord sammelte traurig die Reste seines Instruments. Ob er's jetzt den Türken gedenken will?

Australische Universitäten. Der neuen Universität in Sidney, von der Regierung gestiftet, soll eine private Universität in Melbourne folgen. Bei der Bildung der letztern ist unter Anderm der ehemalige Präsident der badischen Nationalversammlung betheiligt, der Sage nach auch der ehemalige preußische Lieutenant Techow, der das Berliner Zeughaus aufzog. Der frühere österreichische Revolutionsgeneral Haugh rüstet sich bekanntlich zu einem großartigen Eroberungszuge in Australien, um dort die Natur durch Erforschung zu überwinden. Wenn sich Australien aus dem Gröbsten, aus Gold und Schmutz herausgebauen, werden Wissenschaften und Künste rascher und kräftiger erblühen, als irgendwo, da es in der Cultur da anfängt, wo Europa und Amerika aufhören. Alle die Hunderttausende, die auch in Amerika sich einer vorurtheilsfreien, wirklich humanen Bildung entgegenstellen (von Europa und besonders England mit herübergeschleppt), fallen in Australien gleich von vornherein weg.

Getreide-Einfuhr nach England. Nach einer Berechnung in dem Journal der Londoner Banliers müssen während der nächsten 40 Monate 18 Millionen Scheffel Getreide nach England eingeführt werden, wenn alle Leute während der Zeit sich fast essen sollen. In dem schlechten Jahre 1857 genügten 5 Millionen Scheffel.

Literarisches. Trotz den traurigen Erfahrungen, welche bisher mit den sogenannten „Musen-Almanachen“ gemacht worden sind, wird doch hier und da wieder ein neuer Versuch gewagt. So kündigt eine Dessauer Buchhandlung unter dem etwas sonderbaren Titel: Arge, ein belletristisches Jahrbuch an, das von Th. Fontane und Franz Kugler herausgegeben und nächstens erscheinen wird. — Auch Freiligrath läßt wieder von sich hören, vorläufig nur als Sammler. Unter dem Titel: Dichtung und Dichter wird er eine Anthologie Gedichte herausgeben, die sich — nach der Versicherung des Verlegers — durch den wissenschaftlichen und ideellen Werth der Zusammenstellung vor allen übrigen derartigen Sammlungen auszeichnen soll. Während nämlich nach einer Seite hin alle Stimmungen des Dichtergemüths, alle Anschauungen des Dichtergeistes vertreten sind, charakterisirt eine andere Reihe von Liedern die Elemente und die Formen der Dichtung, als solcher, so wie die Persönlichkeit der Dichter. Auf diese Weise findet der Leser hier in unmittelbar künstlerischer Gestalt nebeneinander: Poesie und Poesie, Musterssammlung und Dichtercharakteristik. — Von Ludwig Storch sind zwei Bände Novellen und Erzählungen unter dem Titel: Am warmen Ofen, erschienen. — Eine bis jetzt noch unbekannte Schriftstellerin, Louise Pichler, hat einen dreibändigen Roman: „Friedrich von Hohenstaufen“ erscheinen lassen.

G. K.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 46. 1853.

Die Garfenlaube.

Illustrirtes Familien-Blatt. — Verantwortlicher Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich ein ganzer Bogen mit Illustrationen.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 10 Ngr. zu beziehen.

Der Möwenberg bei Schleswig.

Von Ernst Willkomm.

(Schluß.)

So vergingen einige Wochen. Erich blieb verschwunden und Abel, dem schon längst nach der königlichen Würde gelüstet hatte, traf Anstalten, den erledigten Thron von Dänemark in Besitz zu nehmen. Er war der nächste Thronerbe, da Erich ohne Hinterlassung männlicher Nachkommen aus der Welt gegangen war. Indeß vermochte der Herzog sein Ziel doch nicht so schnell zu erreichen, als er es wünschte. Die Rächer Erich's, die Möwen, hinderten ihn daran. Es schien, als hätte ihr unaufhörliches Klagen es vermocht, die Fesseln des Erschlagenen und in der Schlei Versenkten zu lösen; denn zwei Monate nach der Bluthat zeigten sich auf der Oberfläche des Wassers bei Mösund blaue Flämmchen des Nachts und empor aus der Tiefe stieg der Leichnam des Königs, die rechte Hand zum Himmel aufstreckend und langsam den Strom hinabtreibend. Schreiend folgte ihm die dichte Wolke der Möwen. Fischer erkannten den Todten, huben ihn aus der Fluth und brachten ihn nach Schleswig.

Es war unmöglich, dem Volke noch länger zu verheimlichen, daß König Erich eines gewaltsamen Todes gestorben sei. Herzog Abel läugnete freilich die That und ließ den wiedergefundenen Todten unter großem Gepränge feierlich im Dome zu Schleswig beisetzen. Dort ruht er noch jetzt. Ein geschmackvolles Denkmal vor dem Altare deckt seine Gruft.

Wie sehr aber auch Herzog Abel sich vermaß, keine Schuld zu haben an dem Tode seines Bruders, es half ihm doch nichts. Denn hatten bis zum Aufsteigen des Leichnams aus dem Wasser die Möwen den Ort bewacht, der ihn barg, so begleiteten sie jetzt die Leiche bis zum Dome, und erst als der Erschlagene in geweihte Erde gebettet worden war, verließen sie ihn, nicht aber, um für immer zu verschwinden, sondern um ihr Rächeramt fortzusetzen und den Urheber des Mordes rastlos zu verfolgen und zu peinigen.

Herzog Abel sollte darthun, daß er nicht der Mörder Erich's sei. Wenn er dies vermöge, wollte ihn Dänemark als König anerkennen.

Nun saß der Mörder seines Bruders auf der einsamen Insel im Schleistrome und sann nach, wie er es anzufangen habe, dem Verlangen der Dänen zu entsprechen. Sein Geist war nicht arm an Hülfsmitteln, auch gab es der Gefälligen genug, die um Sündenlohn sich erkaufen ließen zu falschem Zeugniß und Schwur. Aber die Räuber, die Gott dem Mörder gesendet, verließen den Herzog nicht. Seit der Beisetzung Erich's im Dome waren die Möwen hinübergezogen nach der Schleiinsel und bedeckten, wie früher bei Mösund die Wasserfläche, so jetzt die Giebel und Zinnen der Jurisburg. Am Tage umkreisten sie das Schloß, in dessen Gemächern Herzog Abel ruheles umherirrte, in wilden Flüge. Neigte sich die Sonne zum Untergange, so stiegen sie empor in die Luft und schwebten gleich einer leuchtenden Wolke über der Burg, so laut und vernehmlich klagend, daß die Bürger in Schleswig und der fernwohnende Bauer am Danewirke ihr Geschrei vernahmen und sich betrenzten, denn ihr Rufen klang immer wie „Erich! Erich!"

Breitete nun die Nacht ihre dunkeln Schleier über Land und Meer, dann ließ sich der Möwenschwarm nieder und besetzte alle Fenster der Jurisburg. Da breiteten sie ihre Fittige aus, schlugen damit gegen die Scheiben, pochten mit den Schnäbeln daran und riefen dem entsetzten Mörder ohn' Unterlaß den Namen seines Bruders zu. Gleich beschwingten Geistern saßen die furchtbaren Vögel allüberall und beobachteten mit ihren klugen Augen jeden Schritt des Herzogs. Wollte Abel die Burg verlassen, so hüpften die geisterartigen Vögel vor ihm her oder schlugen ihn mit ihren Flügeln in die Augen, daß er nicht aufzusehen vermochte, und er noch lieber ihr Geschrei im Innern der Burg hören als von ihnen umschwärmt sein wollte. Die Möwen wurden Abel's Erynnien.

Entsetzen ergriff den Brudermörder. Er verließ die Jurisburg, um fortan fern von dem Schauplatze zu bleiben, der ihn in den Besitz der Macht gebracht hatte. Anfangs fürchtete Abel, es könne das Schicksal des Bischofs Hanno von Mainz ihm bevorstehen, weshalb er angstvoll auf das Geschrei jedes vorüberschwebenden Vogels achtete. Aber die Möwen begleiteten ihn nicht auf seinem Zuge nach Norden. Sie blieben an dem Gemäuer sitzen, in dessen Innerm der Entschluß zur Bluthat gereift war. Dies beruhigte den Herzog. Er glaubte sich sicher für immer, sein Muth wuchs und ohne weiteres Bedenken genügte er dem Verlangen des Volkes, indem er sich durch einen feierlichen Meineid von der entsetzlichen Mordthat reinigte. Mit diesem neuen Verbrechen schwang sich Abel auf den Thron von Dänemark und nahm am ersten November 1250 auf dem Reichstage zu Roeskilde die Huldigung seines Volkes an.

Jetzt glaubte sich der neue König sicher und zu jeder That berechtigt. Schon Erich hatte fortwährende Kämpfe wegen seines Pflugzehntes zu bestehen. Um sich das Volk zu gewinnen, hätte Abel darauf denken sollen, die vielen Lasten, die es drückten, zu erleichtern. Allein das fiel ihm nicht ein. Seine erste wirkliche Regierungshandlung gab sich in der Ausschreibung einer allgemeinen Landsteuer kund, welche nicht nur von dem eigentlichen Dänemark, sondern auch von Süderjütland, dem heutigen Herzogthum Schleswig erhoben werden sollte. Die Dänen fügten sich, nicht so die Nordfriesen. Diese weigerten sich, die neue Steuer zu bezahlen, indem sie nachwiesen, daß der König kein Recht habe, ihnen außer der gewöhnlichen Steuer noch eine andere Schatzung aufzulegen.

Abel beschloß, die widerspenstigen Nordfriesen, die an der Westküste des Landes zwischen Hewer und Eider wohnten, zu züchtigen. Er sammelte zu diesem Behufe ein Heer und fiel im Herbst 1251 in Nordfriesland ein. Die Friesen aber hatten sich ebenfalls gerüstet und jeden streitbaren Mann aufgeboten, um dem Heere des Königs die Spitze bieten zu können. In der Landschaft Eiderstedt kam es zwischen beiden Heeren zur Schlacht, die mit der gänzlichen Niederlage der königlichen Truppen endigte. Abel mußte fliehen, nur um sein Leben zu retten. Diese schimpfliche Niederlage, die ihm ein von ihm verachtetes Volk von Bauern und Schiffern beigebracht hatte, exzitirte den König dermaßen, daß er Tag und Nacht auf Mittel sann, sich zu rächen.

Abel ging jetzt mit nichts Geringerem um, als mit dem Gedanken, den ganzen nordfriesischen Stamm, dessen Unabhängigkeitssinn ihm unerträglich war, auszurotten und wo möglich von der Erde zu vertilgen. Er wartete deshalb ganz in der Stille während des Winters ein Heer und überfiel mit diesem im nächsten Jahre Nordfriesland auf's Neue. Diesmal aber begnügte sich König Abel nicht, das reiche Land von einer Seite anzugreifen, er gedachte es zugleich von Ost und West zu beunruhigen, auf solche Weise die Bauern zu verwirren, ihre Streitkräfte zu zersplittern und dadurch sie leichter erdrücken zu können. Während ein Landheer über die Geest nach dem Eiderstedtischen zog, liefen Abel's stark bemannte Kriegsschiffe von der Nordsee in die Mündung der Eider ein und nahmen auch von dieser Seite eine feste Stellung am Lande. In der Gegend von Oldesworth landete die Macht des Königs und verschanzte sich sogleich, während Abel selbst mit seinem Landheere sich an der Mildeburg aufstellte.

Die Friesen, welche einsahen, daß nur festes Zusammenhalten und einmüthiges Handeln sie retten könne, beschlossen, sich bis auf's Aeußerste zu vertheidigen. Das Land der Westküste war damals noch nicht von den Fluthen der Nordsee in so viele Inseln zerrissen, wie heutigen Tages, und stark bevölkert. Es zerfiel in sieben einzelne Horden, die, weil sie aus Marschland und Inseln bestanden, sich die sieben Schiffsherden nannten. Diese vereinigten sich mit ihren sieben Bannern — denn jede Horde für sich führte ein eigenes Banner — auf der gemeinsamen Dingstelle, welche Burmanswai (Bauernmannsweg) genannt wurde. Hier entwarfen die Friesen ihren Schlachtplan, der in einem nächtlichen Ueberfalle auf das Lager des Königs bestand.

Inzwischen hatten Abel's Mannen, die bereits sechs Tage lang müßig lagen, das Land umher geplündert und eine Menge Geld und Silber zusammengeschleppt, das in ihren Zelten aufgehäuft lag. Als nun das Heer der vereinigten Friesen im Dunkel der Nacht sie

angriff — es war der 3. Juli 1252 — da entsetzte sich der König. Es war unmöglich, dem furchtbaren Andrange der wilden, erbitterten Friesen Stand zu halten. Abel und sein ganzes Heer dachten nur, wie sie sich retten möchten und zogen sich mehr fliehend als kämpfend nach der Eider, um hier ihre Schiffe zu besteigen und auf diesen das rettende Meer zu gewinnen. Allein während der Nacht war Ebbe eingetreten, die Schiffe lagen fest im zähen Schlick und konnten um keinen Preis flott gemacht werden. Gedrängt von den Friesen, die bereits mehrere Hunderte der seinigen erschlagen hatten, mußte er sich einen Weg mitten durch das feindliche Land zu bahnen suchen. Er wandte sich nordwärts, und als er eine Stelle erreicht hatte, wo ihm auf der einen Seite das Meer gegen eine Umgehung schützte, beschloß er, es noch einmal mit den wütheuden Friesen aufzunehmeu. Es entspann sich ein grauenhaft blutiger Kampf, worin auf beiden Seiten sehr Viele erschlagen wurden. Endlich aber siegte die Tapferkeit und das innige Zusammenhalten der Friesen. Die Dänen mußten weichen und abermals stiehen. Zum Angedenken an dies Gemetzel nannte man den Ort Königskamp und noch heut weiß jeder Nordfriese den Platz jener denkwürdigen Schlacht zu finden. Aber die Leiden dieses Tages sollten mit diesem ersten Zusammentreffen noch nicht zu Ende sein. Bei Koldenbüttel kam es abermals zum Gefecht. König Abel verlor wiederum Viele der Seinigen und mußte endlich nördlich gegen die Geest flüchten. Allein auch dies rettete weder ihn noch sein Heer. Am sogenannten Milderdamme, der einzige Weg, der ihm offen stand, erreichten ihn die nachsetzenden Friesen zum dritten Male und drangen mit solcher Wuth auf ihn ein, daß nach den Berichten der Chronisten auch nicht Einer der Feinde entkam.

Bei den blutigen Kämpfen dieses Tages zeichneten sich vor Allen die Friesen der Nordwestküste aus, die man wahrscheinlich ihres seegewohnten Lebens wegen Seehunde nannte (im Friesischen Sellager). Von ihnen blieben Viele im Kampfe, weil sie mit unbändiger Wildheit sich in die dichtesten Heerhaufen der Feinde wagten.

Glücklicher als seine Begleiter war König Abel. Es gelang ihm auf seinem schnellfüßigen Streitrosse die Schaaren der in immer dichteren Haufen anstürmenden Friesen zu durchbrechen und nordwärts zu entkommen. Schon hatte er seinen Verfolgern einen bedeutenden Vorsprung abgewonnen, schon sah er über den Saatfeldern den Silberspiegel des Meeres aufblitzen und hörte dumpf rauschend die ferne Brandung; da ereilte ihn unverwuthet das Geschick. Wie sein Bruder Erich in jenen Augenblicken, wo Gudmausoe seinen Leuten befahl, den Gefesselten auf der Schlei zu tödten, vorausgesagt hatte, so endigte der Brudermörder Abel. Als nämlich der eiligst Fliehende über den Milderdamm der Küste zusprengte, hob sich aus einem Gebüsch am Wege die riesige Gestalt eines Friesen von Pelworm. Die Chronisten bezeichnen den Mann als Rademacher. Mit hochgeschwungener Axt fiel er den fliehenden König an, schlug ihm das Schwert aus der Hand und zerschmetterte ihm mit gewaltigem Schlage den Schädel. Dies geschah unfern der Stelle, wo sich heute die alterthümliche Stadt Husum am Ausflusse der Hewer in die Nordsee erhebt. Abel stürzte in den Schlamm und blieb längere Zeit unbeachtet und unbeerdigt unter freiem Himmel liegen; denn die Friesen, welche ihn und sein Heer erschlagen hatten, betrachteten ihn als einen von Gott gezeichneten Missethäter.

Erst nach einiger Zeit erbarmten sich die Schleswiger des Erschlagenen. Sie hoben den im Schlick bereits halb versunkenen Leichnam Abel's auf, schafften ihn nach der Schleistadt und begruben ihn im St. Petersdome neben seinem Bruder Erich. Allein der Unselige hatte keine Ruhe in seiner Gruft. Nahe dem Orte, wo er den Beschluß gefaßt hatte, sich des verhaßten Bruders durch Meuchelmord zu entledigen, wo er durch einen feierlichen Meineid von der Blutschuld zu reinigen sich erfrechte, fanden sich die Zeugen des an König Erich verübten Frevels wieder ein. Zahllose Möwen zogen von den öden Hallen der Jurisburg herüber zum Dome und umflatterten ihn unter nie endendem Klagegeschrei. Diese schrillenden Rufe der Möwen schienen selbst die Wände der Gruft zu sprengen, denn die Domherren vernahmen, wie das Grab Abel's sich öffnete und sein Geist, von dem Jammerruf der Seevögel gepeinigt, ruhelos in den Gewölben des Domes umherirrte. Gebete und Seelenmessen, wodurch man den Spuk zu bannen hoffte, blieben erfolglos. Der Lärm ward in jeder Nacht ärger, so daß den Domherren ein Grausen ankam und die Ueberzeugung sich in ihnen festsetzte, der Unselige werde niemals Ruhe finden können in geweihter Erde. So beschloß man denn, Abel's Leichnam wieder aus seinem Grabe hervorzuholen. Ganz in der Stille, ohne alles Gepränge schaffte man den Sarg aus der Kirche fort, trug ihn westlich von der Stadt in das hinter dem Schlosse Gottorp sich fortziehende Gehölz, den Pölerwald, und versenkte ihn hier in einen Sumpf. Mitten durch den Sarg, also auch durch den Leichnam Abel's, trieb man einen spitzen, langen Pfahl, um die Leiche an die Erde zu binden und, so glaubte man, den Todten dadurch an gespenstischem Umgehen zu hindern.

Seitdem ward die Ruhe des Domes nicht mehr gestört, den gehofften Frieden des Grabes jedoch sollte Abel auch im Pölerheide nicht finden. An gewissen Tagen oder Nächten im Jahre verliest der Unselige sein einsames, von allen Menschen gemiedenes Grab, schwang sich, in schwarze Stahlrüstung gehüllt, auf sein gespenstisches Roß und besuchte, durch die Luft in wildestem Galopp fortsausend, gefolgt und umgeben von feuerschnaufenden Hunden, seinen ehemaligen Sitz auf der Schleiinsel. Dreimal umkreiste er die Zinnen der verfallenden Jurisburg, auf deren geschnörkelten Thurmspitzen, Gesimsen und Vorsprüngen zahllose Möwen saßen und den nächtlichen Besuch mit Geschrei und Flügelschlag begrüßten. Kehrte Abel wieder zurück in sein Grab, dann verfolgte die düstere Gestalt eine Anzahl Möwen, während die zurückbleibenden das alte Gemäuer und die Insel mit ihren Fittigen gleichsam bedeckten.

Jahrhunderte sind seitdem vergangen, die Juris-

burg ist bis auf ein paar unscheinbare Mauerreste, die man nur mühsam entdecken kann, zerfallen, aber die rächenden Möwen hat bis auf den heutigen Tag von der unfruchtbaren kleinen Insel im Schleistrome noch keine menschliche Macht zu verscheuchen vermocht. Zu Tausenden nisten die graziösen Seevögel auf dem stillen Eilande, in dessen hohem Binsengestrüpp der Wind pfeift. Bei hellem Sonnenlicht glänzt ihr Gefieder wie polirtes Silber und einer merkwürdig leuchtenden Wolke gleich kreisen sie über dem fahlgrünen Erdfleck. Des Nachts flattern sie unruhig umher, schaukeln sich auf den Wogen der Schlei oder verbergen sich im schirmenden Binsengras.

Die gegenwärtige Generation weiß wenig mehr von den Geschicken, die sich an den unscheinbaren Inselbrocken in der Schlei hefteten; sie hat großentheils den Namen der Burg vergessen, die sich dereinst mit ihren stolzen Thürmen und Hallen auf derselben erhob; aber von dem Grabe König Erich's auf der Schlei bei Missunde und von den nächtlichen Wanderungen des Brudermörders nach der Insel und hinab bis an den Ort, wo er den Bruder tödten ließ, spricht noch jetzt alle Welt im Lande Schleswig. Das Volk glaubt an Abel's nächtliche Umgänge, Viele wollen die schwarze Gestalt des unseligen Königs in der Nacht vom neunten zum zehnten August um die Insel haben schweifen und dann wieder zurückkehren gesehen haben nach der verrufenen Waldung. Bisweilen steigt auch nach dem Volksglauben, gleich einer wunderbar glänzenden Fata Morgana in tiefer Nacht die Jurisburg selbst über die Insel empor, von zahllosen Lichtern erhellt. Dann glätten sich die Wasser der Schlei und wer dieses nächtlichen Wundergebildes ansichtig wird und gerade auf dasselbe zuschreitet, den tragen die Wogen des Meerstromes ungefährdet hinüber auf die Insel; er kann die ehemalige Burg Abel's betreten und sich einen Theil der daselbst aufgehäuften Schätze zueignen.

Gegenwärtig ist der Ort, wo sich die glänzende Residenz Herzog Abel's erhob, ein wüster Erdfleck, der nur einmal im Jahre von Menschen betreten wird. Beherrscher dieses unfruchtbaren Eilandes sind die Möwen, weshalb dasselbe schon seit unvordenklicher Zeit den Namen „Möwenberg" führt. Im Monat Juli, wenn die junge Brut flügge zu werden beginnt, wird an einem dazu bestimmten Tage Jagd auf die harmlosen Vögel gemacht, und dieser Tag ist für alle Bewohner Schleswigs ein Festtag. Die Insel in der Schlei wird auf ein gegebenes Zeichen, das aus drei Schüssen besteht, förmlich erstürmt, worauf die Möwenjagd, „das Möwenschießen oder der Möwenpreis" genannt, beginnt. Diese Schlacht endigt mit Vernichtung der jungen Brut; die älteren Möwen, sofern sie den Geschossen ihrer erbarmungslosen Verfolger entgehen, verlassen auf kurze Zeit die Schleiinsel, fliehen klagend meerwärts, gehen aber nur selten weiter östlich, als bis Missunde. Hier streichen sie fort und fort über dem Wasserspiegel auf und ab, als müßten sie noch immer den Leichnam des rechtlos Erschlagenen auf dem Grunde der Fluth bewachen. Erst nach Wochen steigt der Möwenschwarm wieder aufwärts, es zeigen sich einzelne über der Stadt Schleswig, andere flattern auf- und niedersteigend um den zertretenen Grabhügel ihrer Kinder, und noch ehe der Herbst eintritt, ist der Möwenberg, dieser Ort, wo sonst die Jurisburg thronte, von den weherufenden Vögeln, welche die Ermordung Erich's mit ansahen, wieder bevölkert.

Türkische Spiegelbilder.

Spaziergänge. — Der Balkan mit seinen Engpässen. — Der Türke im Kampfe mit dem christlichen Frack. — Türkisches Junggesellenthum und Familienleben. — Der Türke mit Sprungriem. — Handel mit Mädchen. — Wie diese erzogen werden. — Der Sonntag der Frauen in Constantinopel.

Wir laden unsere Leser ein, uns auf einigen Spaziergängen in das Innere der türkischen Sitten und Gebräuche zu begleiten, also in die Kreise, von denen die „orientalische Frage" wesentlich abhängt. Wir wollen nicht politisiren, aber dafür haben wir auch das Recht, uns die Völker etwas genauer anzusehen, als es Diplomaten und Politiker thun. Die sehen immer den Wald vor Bäumen nicht und borchen und schreiben und electrotelegraphiren über Menschen und Thatsachen, die alle Augenblicke Schicksale ganzer Völker entscheiden zu können scheinen, und welche doch weiter nichts sind, als einzelne, unbedeutende Blüthen und Früchte der sittlichen und socialen Zustände eines Volks.

Ehe wir aber diese Spaziergänge antreten, lehren wir mit unsern der Zeitgeschichte entnommenen Illustrationen nochmals auf das Gebiet an der Donau zurück, wo der Waffen blutiges Spiel bereits begonnen hat. Der Balkan, ein über 50 Meilen langes Gebirge, in dessen Thälern vielleicht nächstens schon blutige Schlachten geschlagen werden, läuft parallel mit der Donau, ungefähr 10—15 Meilen von dieser entfernt. Obwohl es sich nicht gerade zu beträchtlicher Höhe erhebt, so ist es doch rauh, steinig, mit dichten großen Wäldern bedeckt, und schwer zugänglich. Das Gebirge zerfällt in den großen Balkan (zwischen Sofia und Kasanlik) und den kleinen Balkan, der von letzterm Orte bis zum schwarzen Meere läuft. Ueber das ganze Gebirge führen nur fünf gangbare Passagen, von denen die von Tirnowa die schwierigste ist, und die von Aidos die besuchteste. Die Porta Trajana, zwischen Sofia und Philippopel, ist eine schon zur Zeit der Römer bekannte Passage. Die Passage von Schumla aus über den Balkan nach Karnabat war diejenige,

auf welcher Diebitsch im ruſſiſch-türkiſchen Kriege von 1829 das Gebirge überſtieg. Zu den natürlichen Hinderniſſen, die der Balkan überhaupt dem Uebergange einer feindlichen Armee entgegenſtellt, ſind jetzt zahlreiche Befeſtigungswerke gekommen, welche zumeiſt der dermalige Oberbefehlshaber der türkiſchen Truppen, Omer Paſcha, anlegen ließ. Wenn es dort zum

Glück kennen, als mit einem Wurfe des herrſchaftlichen „Taſchentuchs“ auserwählt zu werden. Und doch iſt das verpönte und in der Türkei beſonders verächtliche Junggeſellenthum im Oriente viel häufiger, als in den Gegenden, wo der Abendwind Liebe ſäuſelt und erröthend Fragen liſpelt, wie viel Riechen „mitkriege“. Die Türkinnen kriegen nichts mit, als

Der Engpaß Porta Trojana im Balkan-Gebirge.

Schlagen kommt, wird jede Spanne Erde, jeder Berg und Fels Ströme von Blut koſten.

Verlaſſen wir indeß jetzt den Kriegsſchauplatz und treten unſere ſtillen Spaziergänge in das Innere des türkiſchen Reiches an.

Viele denken ſich unter einem Türken immer noch ein beturbantes, weithoſiges, ehrwürdiges Weſen mit 30 Ellen Shawl um den Leib und umgaukelt von Schaaren unterwürfiger Schönheiten, die kein höheres

Anſprüche, und eine einzige kleine Frau zu „ernähren“ koſtet dort mehr, als bei uns eine Frau mit einer ganzen Orgelpfeifenreihe von Kindern. Der Harem iſt dort ein Luxus der Reichen, wie bei unſern Großen Pferde und Hunde und Mohren. Der anſtändige Mittelmann hat eine Frau, wie jeder abendländiſche Philiſter, die ärmere Mittelklaſſe und die „junge Türkei“ gar keine, d. h. er kauft ſie ſich gelegentlich — ohne Anſehen des Geſchlechts.

Viele Türken zeigen sich allerdings auch als gute Väter und Gatten, sogar nicht selten in dem Grade als Pantoffelhelden, daß sie sich nicht nur am Beiramsfeste, wenn sie die bei diesen Feierlichkeiten unentbehrliche Hammelkeule nicht schaffen, sondern auch an vielen Wochentagen geduldig prügeln lassen. Aber die Frau ist deshalb um nichts gebessert. Wird der Pantoffelheld eifersüchtig (eine besonders mächtige türkische Männerkrankheit), steckt er sie doch in den Sack und wirft sie in's Wasser, ohne daß sie Jemand deraus- oder ein Gericht ihn zur Rechenschaft zieht.

In seinem alten Costüm war der Türke eine gar stattliche Erscheinung, eine malerische Augenweide und stand in poetischer Verbindung mit „Tausend und Eine Nacht" und glänzenden Theaterstücken. Die Cultur, die alle Welt beleckt, hat ihm die wallenden Gewänder in einen magern Leibrock zusammengeschnitten und den künstlich gewundenen Turban in einen Hut ohne Krämpe verwandelt, den rothen Fez. Kleider machen Leute. Das Pariser Mode-Journal hat den Eroberern vorgearbeitet und die Türkei bereits unterworfen, so daß eigentlich den Schneidern der beste Theil dieses Morgenlandes gehörte. Das alttürkische Costüm verhüllte den Körper und dessen Mängel und gab selbst der Ignoranz und Barbarei den glänzenden Schein des Nationalen. Der Leibrock und die enganschließenden Beinkleider haben den Türken entblößt und zeigen uns das fäbelbeinige, zweifüßige Geschöpf. Die europäische Tracht hat in sich selbst etwas Komisches — Jahrtausende werden vergehen, ehe etwas Lächerlicheres erfunden wird, als der Leibrock mit weißem Halstuche — und den Türken hat sie von der erhabensten Höhe melodramatischer Erscheinung zu den Harlekins der niedrigsten Komik herabgestürzt. Erstens wissen sie noch gar nicht, wie man einen Frack trägt — man muß Jahre lang in die Tanzstunde und in feine Cirkel gehen, man muß das Leibrocktragen studiren, wie die Kunst, Gegenstände auf der Nase zu balanciren oder auf dem Seile zu tanzen, um ihn mit Anstand und Sicherheit zu tragen oder mit demselben geboren werden. — Manchmal ziehen sie blos einen Aermel an und lassen den andern mit den Flügeln hinten gemeinschaftlich Uebungen im Fliegen machen. Manchmal knüpfen sie ihn aber unter dem Adamsapfel zu, ohne nur einen Aermel anzuziehen, so daß sich die dürftigen Tuchstückchen jämmerlich abstrapaziren, als Mantel zu erscheinen. Und wie jener brave Bauer seinem Sohne auf der Universität seinen alten Rock mit den Worten schickte: „Hier, Wilhelm, schicke ich Dir meinen alten Rock, laß Dir einen neuen d'raus machen, Wilhelm!" so lassen sich die ökonomischen Türken, um mit dem Zeitgeiste fortzuschreiten, aus ihrem noch nicht abgetragenen Welttöhnen-National-Costüm gelbe Leibröcke, grüne Hosen, blaue Westen und semmelblonde Vorhemdchen machen. Dabei kommt der ihnen eigenthümliche krumme Rücken und ihre nationale Säbelbeinigkeit mit Schrecken an's Tageslicht. Sie sitzen zu Hause immer noch wie der Schneider in der „Hölle" und haben einen schleppenden, latschigen Gang.

Ein Türke im Leibrock mit Vatermördern und Backenbart ist ein Mittel gegen Hypochondrie und Hartleibigkeit. Wer diesen Anblick recht genießen will, muß sich in eine der engen, schmutzigen Straßen Constantinopels hineinwühlen. Dort sieht er die regenerirten Türken umherschleichen als zweibeinige Schiebekarren, schlenkte Laschen, festgehalten von Sprungriemen, einen gelben oder grünen Leibrock von Seide oder Kattun um die Schultern geworfen, herabhängenden Kopfes und mit allen Zeichen tiefster Beschämung. Sie fühlen sich im neuen Universal-Costüm wie der Vogel ohne Schwingen und der Fuchs ohne Schwanz. Mancher Türke eilt Abends nach Hause, blos um so bald als möglich den unglaubigen Leibrock abzuwerfen und die Gewandung ihrer Väter sechs bis zehn Mal mit dem weichen, seidenen Shawl zu umwinden. Nur dann fühlen sie sich wieder Mann, wie Simson mit dem Kopfhaar.

Nicht vergessen darf man dabei, daß der Leibrock, der einmal etwas Irreligiöses, Atheistisches in sich hat, die türkische Religion, die sehr viel Schönes und Edeles in sich birgt und in Gastfreundschaft, Großmuth und Wortha ltigkeit herrlich offenbart, fast unmöglich macht. Der religiöse Türke muß täglich sich mehrmals niederwerfen — mit den Sprungriemen geht das nicht; muß sich täglich mehrmals waschen und baden — wegen des reformirten Aus- und Ankleidens unterläßt er diese auch des Klimas und Temperaments wegen sehr heilsame, religiöse Pflicht. Der Leibrock ist die Wurzel alles Uebels. Ein Türke in Pumphosen hält Wort, ein Mensch im Leibrock ist so scharfsinnig, daß er zehn Gründe findet, um sein Wort zu brechen, und traut deshalb auch seinem beleidrockten Bruder oft kaum, wenn er's „schriftlich" hat, mit Amtssiegel und einem Eide. Dieser Eid ist Mein Eid, denkt er, und nicht der deinige.

Der männliche Leibrock und die weibliche Leibeigenschaft tödtete die Türken an Leib und Seele. Das Weib ist nichts als der Mann in schönerer, weicherer, daher viel empfindlicherer Form. Daher ist das weibliche Geschlecht auch viel wichtiger in der Weltgeschichte, als sich Professoren der Geschichte träumen lassen, und ein viel deutlicherer Ausdruck der sittlichen, socialen und politischen Zustände eines Volks, als der Mann. Die georgischen Schönheiten, welche die Hauptschätze der Türken ausmachen und in Poesie und Malerei als Göttinnen von Rosengärten und Serails eine große Rolle spielen, sehen, nach der Natur gemalt, so aus:

„Diese unglücklichen Geschöpfe, welche als regelmäßige Handelsartikel in Trebisond in Dampfschiffe gepackt und nach Constantinopel gebracht werden, kommen durchweg in einem Zustande an, der alle poetischen Gebilde gründlich vertreibt. Wer sich die Caritaine und Matrosen auf den Schiffen mit solcher Ladung denkt, ohne sie gesehen zu haben, wird diese vielleicht beneiden; die Sache ist aber, daß sich die schmutzigsten Matrosen sorgfältiger vor ihnen hüten, als vor einer Ladung Blutegel für den Markt von Marseille. Sie sind voller springender und kriechender Blutegel (wo ist jetzt die Rosengartenpoesie von Schiras?) ächter, russischer, nationaler Heerschaaren, außerdem krätzig. Sie wurden in Georgien von armen oder

habsüchtigen Eltern mit derselben Miene verkauft, wie man in Deutschland arme Kinder als Knechte und Mägde vermiethet. An Kleidung haben sie kaum so viel, um die Legionen ihrer kleinen „Leibeigenen" darin zu beherbergen. Ihr russisches National-Costüm ist eine Lumpe, die in bessern Tagen sich den Titel „Hemd" anmaßte, und eine andere Lumpe, welche als Umschlagetuch, Rock, Unterrock, Bettdecke, Morgenrock, Ballkleid, Mantel und Handtuch zugleich dient, obgleich es zu dem geringsten dieser Aemter allein unfähig erscheint. Der Eigenthümer füttert sie unterwegs mit jener Stupidität, die allen Händlern mit lebendem Fleisch eigen ist, mit Wasser und Hirsenbrei. Sie sitzen auf dem Schiffe, eingepfercht wie Schafe, stumpf und stier in einander hockend, flüsternd zuweilen, manchmal unheimlich leise singend in jenen Moll-Liedern, die wie die klagende Psyche durch die russischen Steppen so oft gehört wird. Und warum sollte in diesen Gestalten, unter deren Schmuze in der Regel sich große Schönheit verbirgt, nicht eine Psyche mit farbigen Flügeln schlummern und im Traume der Verwahrlosung zuweilen leise Klagen singen?

„In Constantinopel angelangt, werden sie nur selten, in äußerster Geldverlegenheit, als Rohmaterial auf den Markt getrieben, sie kommen erst in eine große Culturwäsche, in eine „höhere Töchterschule", um ihnen die Künste, sich bei dem künftigen Eigenthümer beliebt zu machen und seinem Geschmacke zu fröhnen, beizubringen. Große Massen von alten Weibern machen ein Gewerbe daraus, solche „höhere Töchterschulen" zu leiten. Hier werden sie gescheuert, gekämmt, behackt, gehobelt, polirt und dann in theatralischer Gewandung auf den Markt gebracht. Hier stehen sie viel höher im Course, als eingeborne Töchter, und manche wird mit 10—12,000 Thalern losgeschlagen. Das werden hernach die Mütter von Ministern und selbst von Sultans."

Sehen wir sie uns in einem spätern Stadium, als Frauen, an, wozu freilich keine Familiencirkel für Fremde vorhanden sind. Wir müssen sie Freitags, ihrem Sonntage, belauschen, wo sie in der Regel Ausflüge nach den Ufern des Bosporus machen. Die reicheren Damen fahren dann in ihren „Equipagen" d. h. Holzkarren ohne Federn, von Ochsen gezogen, 6—10 in einem einzigen Karren gepackt, der von irgend einem unterworfenen Ehemanne geleitet wird, bis die reizenden Ufer erreicht sind und er fortgeschickt wird. Hier singen und musiciren sie und trinken Rum dazu, Rum oder auch gemeinen Fusel. Dann hört man sie lachen und sich auf dem Grase herumkollern und alle mögliche Tollheiten ausüben, wie sie aus dem Gottes-Haupte des Alkohol zu springen pflegen. Ihre Montenegrinischen Dienstmädchen sind dann oft bald genöthigt, die Eine oder die Andere, wie einen schwerfälligen Sack auf den Karren zu laden und nach Hause zu fahren. Die, welche bei Sinnen bleiben, machen zunächst wilde Spaziergänge unter einer schönen Ulmen-Allee, die blos von weiblichen Wesen besucht werden darf, oder setzen sich zu Tausenden an einem grünen Abhange entlang, um den (verbotenen) Pantomimen einer jüdischen Bande zuzusehen. Männer und Fremde können von einem höhern Hügel her durch ein gutes Glas Alles sehen und die Beifallsstürme hören, mit welcher die jüdische Darstellungskunst begleitet wird. Die Emancipation der Türkinnen geht noch weiter und ist öfter polizeilich verboten worden, aber ohne den geringsten Erfolg. Nach dem „Theater im Freien" machen sie zuweilen noch Ausflüge in die „christlichen" Stadttheile von Galata und Pera, wo schon öfter Frauen verschwunden und nicht wieder zum Vorschein gekommen sind. Zuweilen hat ein eifersüchtiger Ehemann diese und jene in dem Zimmer hinter einem christlichen Laden gefunden und sie hängen oder ersäufen lassen, aber das hindert dergleichen Ausflüge in die christlichen Stadttheile nicht.

Diese Skizzen sind dem Buche eines Engländers: „Die Türken in Europa von Bayle St. John," Verfasser des „Dorflebens in Egypten" entnommen, der als Reiseschriftsteller und Sittenschilderer verschiedener Völker sehr berühmt ist. Wir könnten natürlich noch manches Spiegelbild und manchen Charakterzug daraus übersetzen, aber die mitgetheilten Skizzen reichen schon hin, um uns zu überzeugen, daß die Türken, im Innern, in ihrer Nationalität, Sitte und Religion bereits aufgelös't, auch äußerlich vollends auseinanderfallen müssen. Ob dieses Auseinanderfallen durch die Russen befördert werden kann und darf, ist eine Frage, die wir hier nicht zu erörtern haben. Europa wird sie verneinen.

„Rübezahl."

Keine Dichtung aus dem Leben eines deutschen Dichters.

Von **Ludwig Storch.**

(Schluß.)

Die Frau Professorin warf einen halb bittenden, halb auffordernden Blick auf ihren Gatten, um die beanspruchten mörderischen Entschlüsse in ihm zur Reife zu bringen, und ihre Augensprache enthielt etwas von dem mangelnden neuen Hut und dem entbehrten Envelöppchen. Aber der wackere Musäus, obgleich von beiden Seiten bestürmt, schüttelte lächelnd den frisirten und gepuderten Kopf, daß ihm der Haarbeutel wackelte und sagte: „Nein, mein Herr! Zu einem solchen Fabrikat kann ich mich nimmer verstehen. Das ginge mir

wider die Natur, und mir würde zu Muth sein wie einer Katze, der man das Fell aufwärts streicht. In dem ganzen literarischen Bettel dieser Nachahmungen ist ja nicht für einen Pfennig Wahrheit. Mögen die Herren Romanschreiber ihr in Thränen geweichtes und am Sehnsuchtsfeuer wieder getrocknetes Makulatur noch so theuer verkaufen, mich gelüstet's nicht nach ihrem larmovanten Verdienst. Ich werde wohl noch Mittel und Wege ausfindig zu machen wissen, wie ich Herrn Ettinger auf eine für mich ehrenvollere Weise entschädigen kann. Sagen Sie ihm, daß ich seinen Schaden durchaus nicht zugebe; eh' ich ihm aber eine Wertheriade oder Siegwartiade schreibe, will ich mir die Entschädigung lieber von meiner knappen Besoldung absparen. Meinst Du nicht auch, liebe Frau, und sollten all' Deine Hoffnungen auf Hüte und Envelopen verduften? Geld verloren: nichts verloren; Ehre verloren: Alles verloren! Und der wirft seine Ehre von sich, der etwas gegen seine bessere Ueberzeugung thut. Sprechen wir von andern Dingen!" Das sonst so heitere lachende Gesicht des Dichters war sehr ernst geworden und sah recht würdig und stolz aus.

Die Augen des Buchhändlers leuchteten von heller lichter Freude. „Ja wohl!" rief er mit der heitersten Laune, welche mit dem besprochenen Gegenstande und Musäus' Redetone im schneidendsten Contrast stand. „Von andern Dingen also! Kommen Sie doch Beide mit mir in dieses Zimmer da, welches die Frau Professorin vorhin auf kurze Zeit mir abzutreten die Güte gehabt hat; denn ich kann in der That die Unterhaltung über die andern Dinge, die ich mit Ihnen besprechen möchte, nur im Putzzimmer der Frau Professorin führen."

Das Ehepaar sah sich über diese räthselhafte Rede verwundert an; ihre Verwunderung stieg aber zum höchsten Erstaunen, als sie mit dem ungenannten Gaste in das Nebenzimmer traten. Da stand nämlich der große Gesellschaftstisch in der Mitte der Stube und war über und über mit großen französischen Laubthalern bedeckt, so daß auch kein Räumchen mehr übrig war, auf das man einen weimarischen Sechser hätte legen können, und diese Münze war doch bekanntlich sehr klein. Daneben aber auf dem Federkanavee lag ein prächtiger Stoff zu einem modernen Sommerdamenkleide und ein anderer zu einer Envelopye und endlich ein neuer Damenhut nach der neuesten Mode. Kurzum, es sah aus, als ob Rübezahl beschceert hätte.

„Mein lieber Herr Professer und hochgeschätzte Frau Professerin," nahm der Fremde das Wort, „ich gebe mir die Ehre, mich Ihnen als den Buchhändler Ettinger von Gotha selbst vorzustellen und Sie zum Erfolg Ihrer Volksmärchen zu beglückwünschen. Lassen Sie sich umarmen, trefflichster Mann, der mich eher von seiner knapyen Besoldung für meinen vermeintlichen Verlust entschädigen, als dem miserabeln Modegeschmack huldigen und ein Buch gegen seine Ueberzeugung schreiben wollte! Das ist wahre Ehrenhaftigkeit, und diese hat ein gütiges Geschick an Ihnen auf eine glänzende Weise belohnt, wie es nicht immer zu thun pflegt. Ja, wackerer Ehrenmann, die gesunde Kost, die Sie dem deutschen Volke vorgesetzt, sagt ihm auf das Wertherr- und Siegwartsfieber und die in Thränensauce aufgetischten Zuckerbäckereien, an welchen es sich zeither den Magen verdorben hat, ganz vortrefflich zu. Ich hatte selbst kein Vertrauen zu Ihren Volksmärchen und ließ nur eine kleine Auflage drucken. Kaum war aber diese versandt, als von allen Seiten neue Bestellungen einliefen, erst kleine, bald größere, immer größere, immer bedeutendere. Ich ließ eine zweite Auflage machen, aber vor Weihnacht war auch diese schon vergriffen und ich mußte schnell eine sehr große dritte drucken lassen. Ich kann die Bestellungen kaum befriedigen; der Absatz ist fabelhaft. Sie haben zur rechten Zeit den rechten Ton angeschlagen; die Welt ist die Selbstmördergeschichten und die thränenfeuchten Mondscheinsphantasien müde und labt sich an Ihren einfachen und natürlichen Märchen. Der Umschwung ist großartig und der Gewinn an Ihrem Buche ein bedeutender. Als ein redlicher Mann theile ich denselben mit Ihnen, wie es recht und billig ist und wie es mir mein Gewissen vorschreibt. Hier liegt die Hälfte des Gewinnes. Zählen Sie den Schatz und streichen Sie ihn ein."

„Herr Ettinger!" rief der Autor, dem zu Muthe war, als sei er gerades Wegs aus den Wolken auf die Erde herabgefallen, „Herr Ettinger, wie ist das möglich! So außerordentlich ist der Absatz meines bescheidenen Büchleins gewesen! Wer hätte so etwas denken sollen! Ich kann es noch gar nicht fassen!"

„Fassen Sie nur zu und zwar den klingenden Beweis!"

„Das ist ja ein ganzes Blumenbeet voll köstlicher Lilien!"

„Die nicht über Nacht verblühen und verwelken."

„Aber wie kann ich denn diesen Lilienthaler annehmen? Sie haben mir ja das geforderte Honorar für die Märchen richtig bezahlt. Sie sind mir ja nichts schuldig."

„Andere Verleger mögen wohl so denken, nicht ich, Herr Professer. Wie? ich wäre Ihnen vor Gott und meinem Gewissen nichts schuldig von dem Gewinne, den ich ganz allein Ihrem Geiste zu verdanken habe? Ich würde mich der größten Sünde fürchten, wenn ich dieses Geld behielte; es würde mir die Ruhe meines Lebens rauben. Nehmen Sie es in Gottes Namen, denn Sie dürfen es nehmen; es ist Ihr redlich erworbenes Eigenthum. Sie wollten mich ja für meinen vermeintlichen Verlust entschädigen, redlicher Mann; also gehört Ihnen auch die Hälfte des gemachten Gewinnes. Glauben Sie, ich werde mich von Ihnen beschämen und an Redlichkeit und Treue übertreffen lassen? Nein; glücklicher Weise lag das Geld schon hier aufgezählt, als sich Ihr redliches Herz mir in seiner ganzen Schönheit offenbarte!"

„Geben Sie mir Ihre Hand, Herr Ettinger! Sie sind ein ächter deutscher Ehrenmann!"

„Ich bin stolz auf diese Anerkennung eines ächten deutschen Ehrenmannes."

Und Dichter und Verleger der Volksmärchen umarmten und küßten sich; die Frau Professorin, welche zeither ein Mal über das andere Mal die Hände vor Verwunderung zusammengeschlagen und Freudenthränen

vergossen hätte, überflog mit den Augen nicht nur die Blumen, die auf dem Tische blüheten, auch die auf dem Kanapee musterte sie mit freudestrahlenden Kennerblicken, bis sich der redliche Buchhändler jetzt an sie mit den Worten wandte: „Werthgeschätzte Frau Professorin, Sie können unmöglich verlangen, daß ich Ihr Putzzimmer umsonst annehme. Sie müssen mir schon erlauben, ein Weniges zu Ihrem Putze beizutragen."

„Rübezahl! Rübezahl!" rief Musäus schelmisch lachend und schabte seiner Frau schadenfroh ein Rübchen. „Hab' ich dies nicht diesen Morgen gesagt: er kann auch zu uns kommen. Siehe hier steht er leibhaftig!"

„Ach, was für ein Schelm sind Sie!" rief die Frau entzückt. „Wie haben Sie mich angeführt! Ja, wahrlich, wie der neckische Geist Rübezahl in den Volksmärchen sind Sie in unser Haus gekommen und haben uns mit Schätzen überschüttet. Mein Mann hat eine Ahnung gehabt."

„Die Dichter sind Seher!" lachte Musäus, und erzählte die Geschichte dieses Morgens.

„Ich muß freilich um Verzeihung bitten, daß ich aus meiner Rolle als Verleger gefallen und in die des Dichters gepfuscht habe," sagte Ettinger und küßte der Frau Professorin artig die Hand.

„Wahrlich dieser Dichter und dieser Verleger gehören zusammen!" rief Musäus und weinte die süßesten Freudenthränen wie ein vom Glück berauschtes Kind. „Frau, schaffe Wein herbei! Ich muß mit diesem Schweizer eine Lanze brechen."

„Nur die Becher, wenn ich bitten darf; drei Stück," sagte Ettinger; „der Wein ist schon da." Und er zog zwei Flaschen Rheinauer aus dem Garton hervor. „Rübezahl! Rübezahl! Wohlthätiger Geist! Du hast an Alles gedacht, um ein armes Dichterherz und das seines Alterego zu erfreuen. Sei gesegnet, treue Seele, für diese schöne Stunde!" Und der Wein perlte in den Gläsern und floß als Oel in die auffchlagende Flamme der glücklichen Geister. Die drei fröhlichen Menschen umarmten sich, tranken und küßten sich, und Musäus brach plötzlich in den alten lieben Gesang aus:

„Gaudeamus igitur,
Juvenes dum sumus."

Als Ettinger nach ein paar fröhlich durchlebten Stunden, die er in dieses Haus gebracht, wieder aus demselben schied, hatte er das Manuscript des zweiten Bandes der Volksmärchen unter dem Arme.

Das war die schönste Himmelfahrt, welche jemals die Frau eines deutschen Dichters erlebt hat. Nie beschattete ein neuer Hut seliger strahlende Augen, und nie umhüllte ein modernes Evelöppchen ein glücklicheres Frauenherz, als Professor Musäus sein Weibchen innig küßte und mit ihr nach Tiefurth fuhr.

O, hätte der ehrliche Ettinger viele würdige Nachfolger gehabt, die edelsten Herzen hätten es dem Vaterlande durch die schönsten Thaten gedankt, durch große und bedeutende Schöpfungen!

Aus der Menschenheimath.

Briefe

Des Schulmeisters emerit. Johannes Frisch an seinen ehemaligen Schüler.

Sechszehnter Brief.

Ungeahnte Schönheit bei verachteten Thieren.

Es ist schon manchmal gegen Diejenigen, welche ihr ganzes Bestreben, ihre ganze Kraft der Naturforschung widmen und in ihr hundertfältigen Ersatz für andere Entbehrungen finden, die Frage aufgeworfen worden: „wenn ihr Naturforscher nun einmal fertig sein werdet mit Forschen; wenn nichts mehr unbekannt, nichts Unerforschtes mehr übrig sein wird — was dann?"

Eben so gut könnte man fragen: wenn das Weltmeer vertrocknet sein wird, was sollen dann die Schiffer machen?

Das Eine ist so undenkbar wie das Andere.

Eine andere Redensart, welche wenigstens die Urheberschaft eines berühmten Mannes für sich hat, hält den Naturforschern mit einem halben Hohn und einer halben Selbsttröstung und Rechtfertigung, daß man selbst nichts nach natürlichen Dingen frage, ein: „in's Innere der Natur dringt kein erschaffener Geist."

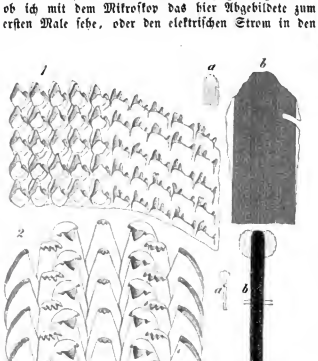
Diese Redensart steht kaum höher, als jene Frage. Sie ist nicht mehr werth, als jenes Eifern der Menge über das machtlose Ankämpfen des Einzelnen gegen Dummheit und Schlechtigkeit: „Du änderst's doch nicht."

Wo fängt denn erstens das Innere der Natur an, und wo hört das Aeußere auf, damit die Naturforscher hübsch wissen, wo sie aufhören müssen zu forschen, um entweder den Zorn jener weisen Redensart nicht auf sich zu laden, oder wenigstens Zeit und Kräfte nicht an Undurchdringliches zu vergeuden? Und dann zweitens: wer hat denn bisher nur über einen Schein von einem Beweise zu verfügen, daß in das sogenannte Innere der Natur nicht einzudringen sei? Dieser Beweis würde erst dann geführt sein, wenn man in allen Zweigen der Naturforschung nach ihrer Art gleicherweise und überall bereits an einer Schranke angekommen wäre, über welche mit allen Mitteln der Wissenschaft durchaus kein Haar breit hinweg zu kommen wäre. Man ist nicht nur weit entfernt davon, an dieser Schranke zu stehen; im Gegentheile weichen Schranken, die lange für solche gegolten haben, vor

den scharfsinnig ausgedachten und scharfsichtig ausgeführten Untersuchungen der Naturforschung unserer Tage oft plötzlich zurück und gestatten dem vorwärtsdringenden Geiste mit einem Male das Eindringen in ein neues weites Feld, was dieser ohne Aufenthalt durcheilt, bis er wieder an einer Schranke steht, die sich vielleicht morgen schon ebenfalls als eine besiegbare zeigen wird.

Nein, nein! es ist das schöne Recht und die ernste Pflicht der Naturforschung, zu forschen Tag und Nacht. Nur dadurch hören wir auf, Fremdlinge auf der Erde und bewußtlose Spielbälle der Naturgesetze zu sein.

Was ich da für einen gewaltigen Anlauf genommen habe, um zur Erläuterung meines heutigen Bildchens zu kommen! Doch wenn ich auch kürzer dazu kommen konnte, so ist dies doch auch der richtige Weg. Denn ob ich mit dem Mikroskop das hier Abgebildete zum ersten Male sehe, oder den elektrischen Strom in den



Nerven, den uns Dubois-Reymond zuerst gezeigt hat — Beides ist ein neuer Schritt auf der Bahn zu dem noch Unerforschten, wenn auch beide von sehr verschiedenem Werthe.

Ich komme heute schon wieder mit dem Mikroskop, welches jetzt alle Tage den Gesichtskreis des Naturforschers bereichert und erweitert; und in der That, seitdem man, was für die Lehre vom Leben von unglaublicher Wichtigkeit ist, die feinsten Gewebe des pflanzlichen und thierischen Körpers, einschließlich unseres eigenen, immer schärfer beobachtet, findet man eine Menge ungeahnter Schönheit; so daß neben dem Nutzen für das Wissen auch etwas für das Auge abfällt.

Du kannst unmöglich errathen, was heute meine Figuren darstellen.

Figur 1 ist in 200maliger Vergrößerung das Stückchen, was an Fig. 1 b fehlt; und diese Fig. 1 b ist eine 5malige Vergrößerung von Fig. 1 a, welche die natürliche Größe zeigt. Dasselbe ist's mit den Figuren von 2. Hier schneiden bei b die beiden Linien das Fig. 2 auch 200 Mal vergrößerte Stück heraus.

Was Du siehst, ist eine sehr feine, aber eine sehr derbe und haltbare Haut, auf welcher in regelmäßigster Anordnung, zunächst bei 1, kleine Zahnschüppchen oder Schuppenzähnchen, — wie Du willst — sitzen, welche aus Kieselerde oder einem ähnlichen feuerfesten Stoffe bestehen. Auf dem ganzen Blättchen, was eben Fig. 1 a in natürlicher Größe darstellt, habe ich durch Multiplikation der Zähnchen einer Querreihe mit denen einer Längsreihe nicht weniger als 11,400 gefunden. Es ist daher das Größenverhältniß der die Zähnchen auf Fig. 1 b darstellenden Pünktchen nicht richtig, sondern zu groß. Richtig gezeichnet wäre es aber weder zu schneiden noch zu drucken gewesen. Die Zähnchen jeder Querreihe werden nach dem Rande hin, wie Dir Fig. 1 zeigt, niedriger und anders gestaltet. Die größeren nach der Mitte zustehenden (links) zeigen 2 Spitzchen, ein größeres und ein rechts daneben stehendes kleineres. Beide sind hohl und es läßt sich damit schaben und kratzen, wie mit einer Kartoffelhacke.

Aber noch viel zierlicher wirst Du Fig. 2 finden. Hier stehen auf dem ganzen Dinge, Du sollst gleich hören was es ist, 7 Reihen ebenfalls steinerner Schuppen oder vielmehr Plättchen, welche an ihrer Spitze jedes anders mit 3, 4 oder sehr zahlreichen Zähnchen enden. Diese sind bei der mittelsten und den jederseits 2 nächstfolgenden Reihen ebenfalls hohle Schabinstrumente.

Du siehst, wie überaus regelmäßig diese zierlichen Plättchen, deren hier blos 1078 (in jeder der 7 Längsreihen 154) sind, sich unten in einander fügen; aber nicht fest; sie sitzen vielmehr locker in der Haut, wie die Federn in der Haut des Vogels, und können wie Messerklingen gegen einander bewegt werden.

Nun was wirst Du sagen, wenn ich Dir angebe, was das sei! Es sind die Zungen von zwei unserer gemeinen Gebäuseschnecken; — Fig. 1 von der bekannten Weinbergsschnecke, H. pomatia, und Fig. 2 von der Kreismundschnecke, Cyclostoma elegans. — n. von beiden die natürliche Größe.

Wenn man solche Zungen mit dem Mikroskop betrachtet, — leider konnte ich Dir hier nur ein kleines Stückchen von jeder in 200maliger Vergrößerung zeichnen (denn ganz gezeichnet würde Fig. 2 zwei Ellen lang geworden sein!) — so findet man ihre Spitze immer abgenutzt, indem sich Plättchen loslösen und vom Thiere unwillkürlich verschluckt werden. Gleichzeitig wächst die Zunge hinten immer nach, wie die Nagezähne der Hasen und anderer Nagethiere. Untersucht man Schneckenkoth mit dem Mikroskop, so findet man fast immer ganze Zahnfelder von der eigenen Zunge, bis zu 100 und mehr Zähnchen darin.

Also die Löwen und andern katzenartigen Raubthiere haben nicht allein eine bewehrte Zunge. Ohne

Zweifel ist sie bei den Schnecken am elegantesten gebaut und zwar bei jeder Gattung anders, so daß ich oft über den Erfindungsgeist der Natur in so kleinen Dingen gestaunt habe.

Du darfst Dir übrigens auf meine heutige Zeichnung was einbilden, denn meines Wissens ist die Zunge der Kreismundschnecke noch niemals abgebildet worden.

Blätter und Blüthen.

Aus der Pariser Welt. Es ist eine auffallende Erscheinung, daß in Paris namentlich das schöne Geschlecht lebhaft Partei für die Sache des Kaltmenèes ergreift; in einem Salon der Chaussée d'Antin war ich gestern Abends Zeuge, daß das Projekt einer der höchsten Finanz-Aristokratie angehörigen Dame, einen „Türken-Verein" zu bilden, von dem ganzen schönen Kreise mit Enthusiasmus aufgenommen wurde. Wie sich doch die Zeiten ändern! Vor einigen zwanzig Jahren tanzten in Paris und in ganz Europa tausend schöne Hände Chawpie für die Griechen, welche gegen die Türken kämpften und in aller Kürze werden wir vielleicht erleben, daß ein Gleiches für die Türken geschieht. Ich habe viel darüber nachgedacht, um einen plausiblen Grund für die plötzliche Türken-Sympathie der schönen Pariserinnen zu finden, und glaube denn, daß diese Sympathie besonders dadurch hervorgerufen wurde, daß der Czar jetzt schon bald neun lange Monate die ganze Männerwelt mit der orientalischen Frage beschäftigt hat. Das schöne Geschlecht hat sich über diese Frage vernachlässigt geachtet, darob der Russenhaß und die Türken-Sympathie. In den Cirkeln der verführerischen Cameliens-Damen und Marmor-Mädchen herrscht ein großer Schrecken ob der Möglichkeit eines Bruches mit Rußland. Es ist bekannt, daß seit einigen Jahren die russischen Prinzen und die polnischen Grafen beinahe gänzlich die englischen Lords in diesen Kreisen verdrängt und daß russische Rubel dort jetzt besseren Cours haben, als englische Sovereigns. Wie viel Wittwen würde es daher geben, wenn Herr von Kiseleff seine Pässe forderte, und zugleich „seinen Russen" die übrigen zustellte. Trey allodem ist Paris noch voller Lust und Jubel und amüsirt sich besonders an den Baudevilles, die mit jedem Tage schlüpfriger und fittenloser werden. Es ist dort schon so weit gekommen, daß die Theater förmlich zu Ausstellungen weiblicher Reize benutzt werden. Eine junge Schauspielerin, welche sich weigerte, das ihr bestimmte Costüm anzuziehen und die ihr zugewiesenen zweideutigen Gewänder zu tragen, wurde von dem Handelsgerichte verurtheilt, ihre Gage, die sie nicht verzuerthalten oder 1000 Franken Entschädigung zu zahlen. Die Schauspielerin war arm, wollte nicht im Schuldthurm sitzen, also ..... Onkel Tom hat auch in Frankreich viele Millionen Thränen entlockt, daß aber in ihrer eigenen Hauptstadt Menschenhandel und Seelenverkauf getrieben wird, daran denkt Niemand.

Verbrecher Colonie. Der erste Versuch einer Verbrecher-Colonie in Preußen wird jetzt ganz in der Nähe Berlins, nämlich bei dem Dorfe Pichelsdorf, etwa eine Viertelmeile diesseits Spandau, gemacht werden. Man ist bereits beschäftigt, daselbst die Fundamente zu einer weitläufigen Baulichkeit zu legen, welche bestimmt ist, etwa 300 aus den Strafanstalten zu Spandau und bei Moabit entlassene Gefangene aufzunehmen. Die Gebäude werden mit einer hohen Mauer umgeben und der Austritt aus dem so befriedigten Rayon wird den Bewohnern nur unter bestimmten Voraussetzungen und Bedingungen gestattet sein. Der Uebertritt der Gefangenen aus den genannten beiden Strafanstalten nach abgelaufener Strafzeit wird kein erzwungener, sondern ein freiwilliger sein; er kann nur dann erfolgen, wenn der Moabiter entlassene Gefangene verpflichtet, fünf Jahre lang in der Kolonie zu verbleiben und den daselbst geltenden Hausgesetzen und Reglements sich zu unterwerfen.

Die Beschäftigung der Colonisten kann, wie sich aus der Lage der Colonie und bei der verlockenden Nähe der Hauptstadt ziemlich von selbst versteht, nicht wohl in steten Arbeiten, namentlich nicht, wie es vielleicht am wünschenswerthesten wäre, vorzugsweise in Feld- und Gartenarbeit bestehen, sondern es wird die Fabrikarbeit darin vorherrschend sein. Wie wir hören, hätte ein Fabrikant Voigt aus Berlin die Beschäftigung der Colonisten mit Dreh- und Schnitzarbeiten und ihre Anlehrung dazu übernommen. Zur Ausführung des Projekts hat der Staat einen Zuschuß von 30,000 Thalern bewilligt.

Ein frommer Roman. In der bekannten Agentur des Rauhen Hauses ist soeben unter dem Titel: Exitis sicut deus, ein dreibändiger Roman erschienen, der zusammen nicht weniger als 68 Bogen zählt. Die Verlagshandlung bläst in ihrer Ankündigung gewaltig in die Trompete und meint, daß seit Langem auf dem Gebiete der Literatur keine gleich bedeutsame Erscheinung an die Oeffentlichkeit getreten sei. Der vorliegende Roman sei keiner von denen, die ihr Geschick an der Stirne trügen, um gelesen und vergessen zu werden, sondern habe Anspruch auf eine bleibende Stelle in der Literatur und gehöre der Zukunft an. Er enthülle vor uns die ganzen Geheimnisse des gegenwärtigen Kampfes, nicht dogmatisch oder doktrinär, sondern in einem grellen, tiefeinschlagenden, die geheimsten Falten des Menschenherzens durchdringenden, die ganze Seele bewegenden Drama. Das Buch werde an den Bielen die Mission erfüllen, welche in jenem Geisteskampfe, hüben und drüben, als Führer, Geführte oder Verführte, siegend oder unterliegend, mit betheiligt seien. — Das Wenige, was wir in diesem Buche lesen konnten, ist allerdings von einer grauenvollen Frömmelei.

Flora im Winterkleide. So heißt ein von dem Verfasser der „Briefe aus der Menschenheimath," Professor Roßmäßler, soeben erschienenes Buch, auf das wir unsere Leser, die an den schönen „Briefen" unseres Blattes schon lange ihre Freude hatten, hiermit aufmerksam machen wollen. Für die meisten Freunde der Natur, besonders die Botaniker, fällt mit dem letzten Baumblatte und mit Beginn des Winters eine Scheidewand nieder zwischen sie und der Pflanzenwelt, welche erst von dem Schneeglöckchen wieder hinweg geläutet wird. Roßmäßler reißt diese Wand nieder. Indem er uns an kundiger Hand hinaus in den entlaubten Wald führt, liefert er in seiner liebenswürdigen und stets instructiven Weise den Beweis, daß es selbst dem Detvotissimus des Winters niemals gelingen kann, die nimmerruhende Flora ganz zu bändigen. Die Beschreibung der Pflanzen, welche im Winter fortleben, die mikroskopischen Schönheiten derselben, die reizenden Gebilde der Flechten, Moose, Pilze, das stille Leben der Blatt- und Blüthenknospen — das Alles weiß Roßmäßler auf eine so populäre und anspredende Art vor unsern Blicken zu entfalten, daß man den Winter selbst draußen im Walde fast lieb gewinnen möchte. Das Büchlein ist wie ein Festgeschenk geschmackvoll ausgestattet und mit 150 erklärenden Abbildungen verziert.

Der Hund ist toll! In der vergangenen Woche wurde in London eine Bande jugendlicher Diebe verhaftet, die sich einen ganz neuen, wirklich scharfsinnigen Plan für ihre Operationen ausgesonnen hatte. Drei oder vier von der Gesellschaft wandern zusammen durch die Straßen, nebenher läuft ein großer Hund, dessen Aussehen schon hinreicht, eine furchtsame Seele in Angst zu setzen. Wo eine Hausthür offen steht, springt der Hund auf ein gegebenes Zeichen in das Haus, läuft Trevy auf und Trevy ab, die Bewohner, namentlich die Frauenzimmer, in Furcht versetzend. Letztere

wird noch gesteigert durch das Geschrei der Jungen, die dem Hunde nacheilen und laut ausrufen: „Er ist toll! Nehmt Euch in Acht, er wird beißen!“ Einer der Jungen, der sich den Anschein besonderer Verwegenheit giebt, setzt dem Hunde nach und zerrt ihn plötzlich auf die Straße. Während die Leute wohner des Hauses meist rasch in ihre Zimmer flüchten, haben die jugendlichen Gauner die schönste Gelegenheit, sich nach werthvollen Gegenständen umzuschauen und sie zu entführen. Bis sich bei den Bewohnern die Auffregung und der Schrecken so weit gelegt haben, daß sie den Verlust entdecken, sind die Diebe bereits in Sicherheit und wiederholen in einem andern Stadttheil dasselbe Manöver. Die Ausbeute in der ersten Woche soll eine ergiebige gewesen sein. Für die Zukunft werden die jungen Spitzbuben freilich etwas Anderes erfinden müssen, denn die Polizei ist ihnen stark auf den Fersen.

Mineral-Reichthum der Türkei. Der Ingenieur der türkischen Eisenbahn, der ausgewiesen worden ist, hat in seinen Gravirungen auf türkischem Boden so viele Adern von Gold, Silber, Quecksilber, Kupfer, Eisen, Blei, Antimonium und Arsenik gefunden, ferner Spuren von Kobalt, Salz, Salpeter, Schwefel und Aluminium, daß man nach einer Wahrscheinlichkeits-Rechnung den reinen Gewinn aus diesen Minen bereits auf 30 Millionen Thaler abgeschätzt hat. Goldadern entdeckte man bei Adrianopel und Eisen am Flusse Arda. Die alten klassischen Berge der Griechen, Ossa und Pelion, sollen allein mehr Gold verbergen, als z. B. der jetzige Krieg kosten würde. Der große thränenvolle Streit um den Schatz (nicht um den Schlüssel zur Bethlehemskirche, der einmal an Allem Schuld sein sollte) wird nun um so — interessanter werden.

Einige Lehensrechte. Unter den zahllosen Rechten, welche das Lehnswesen im Gefolge hatte, gab es viele lächerliche und abgeschmackte neben zahlreichen harten und bedrückenden; einige aber waren von einer wahrhaft unmenschlichen Grausamkeit und die unmöglich Glauben finden würden, wären sie nicht historisch unwiderlegbar bewiesen.

Einige Grundbesitzer in Frankreich — wo die Gräuel des Feudalismus überhaupt am ärgsten gewüthet haben — hatten das Recht, wenn sie im Winter jagten, zweien der Leibeigenen, welche als Treiber aufgeboten worden waren, den Bauch aufschlitzen zu lassen, um sich in ihren Eingeweiden die Füße zu wärmen. Dieses gräßliche Recht, welches in der That zuweilen ausgeübt worden ist, wurde später durch gegenseitiges Uebereinkommen zwischen der Gemeinde und ihrem Grundherrn in eine Geldabgabe verwandelt, und diese mußte, ihres schmählichen Ursprunges ungeachtet, fortbezahlt werden, bis die Revolution sie mit zahlreichen andern Privilegien des Adels aufhob, was jedoch nicht ohne lebhaften Widerspruch der Barone geschah, welche sich über die Verletzung ihrer Gerechtsame bitter beschwerten.

Kaum minder grausam war ein anderes Lehnsrecht, viel weiter verbreitet und viel häufiger zur Ausführung gebracht. Dies bestand darin, daß der Lehnsherr oder Grundbesitzer das Recht hatte, dem Leibeigenen, welcher seine Abgaben nicht richtig bezahlte — und in schlimmen Zeiten waren diese Abgaben in ihrer zahllosen Mannichfaltigkeit durchaus unerschwinglich — die rechte Hand abhauen zu lassen. Gleiche Verstümmelung durfte der Grundbesitzer auch an den Leichen der verstorbenen Leibeigenen ausüben lassen, die ihm nichts zu erben hinterließen. Die auf solche Weise abgehauenen Hände wurden dann an den Thoren der Ställe oder Scheunen angenagelt, wie noch in unsern Tagen die geschossenen Raubvögel!!

In England giebt es einzelne Fabrikanten, deren Geschäfts- und Haushalt den eines großen mitteldeutschen Staates übertrifft. Der Alpaca-Wollen-Fabrikant Solt von Saltaire (Yorkshire) ist der Name der von ihm allein gebauten Stadt für seine 3000 Arbeiter, der neulich 5000 Freunde zu Mittag einlud und sie darauf durch Extrazeichenbahnzüge zu einem für sie besonders arrangirten Concerte führte, läßt jetzt eine neue Werkstatt bauen, 550 Fuß lang, 50 Fuß breit und 6 Stockwerk hoch. Die Maschine ersetzt 1200 Pferde und etwa 8000 Menschen, doch finden noch 6000 Hunde täglich volle Beschäftigung dabei.

Literarisches. In den nächsten vierzehn Tagen haben wir außer dem in der letzten Nummer angekündigten „Dessauer Jahrbuch“ auch noch ein „Hessisches (belletristisches) Jahrbuch“ zu erwarten. „Es gilt,“ wie der Herausgeber sagt, „ein Unternehmen in's Leben zu rufen, welches bei den traurigen Verhältnissen, die wie ein Alp auf unserm engern Vaterlande lasten, durch das Zusammenwirken unserer bedeutendsten literarischen Kräfte das gesunkene Selbstvertrauen heben und stärken und der Erweckung und Nährung patriotischen Sinnes einen geistigen Mittelpunkt geben soll.“ — Ob dies ein belletristisches Jahrbuch vermag, müssen wir sehr bezweifeln. Die Zustände eines Landes lassen sich nicht durch einige Verse und Novellen ändern, ein gesunkenes Vertrauen nicht durch einige biographische Artikel wieder heben. Die Zustände des Landes sind hier wohl nur Ausnahmeschilderungen. — Nach und nach scheint sich der amerikanische Humbug auch nach Deutschland hinüberzuwideln, wenigstens auf dem Felde der Literatur. Eine Hamburger Firma kündigt ein Buch: die Welt der Verbrechen, als „Amerikanische Volksbibliothek“ folgendermaßen an: Kein Humbug! 50,000 Abonnenten in Amerika! Interessant! Wohlfeil! Allgemein faßlich und verständlich! für Jedermann! Nur ein Silbergroschen!“ — Die Welt der Verbrechen als Volksbibliothek!!! — An Neuigkeiten sind diese Woche noch angekommen: Heseliel, Zwischen Hof und Garten, zwei Bände Novellen. — Sternberg, die Ritter von Marienburg, drei Bände. — Menteton, Sänger und Ritter, zweibändiger Roman aus der Neuzeit. E. K.

In Leipzig erschien soeben:

Ludwig Storch.

Am warmen Ofen.

Erzählungen und Novellen

von

Ludwig Storch.

2 Bände. 2¾ Thlr.

Der rühmlichst bekannte Verfasser des „Freiknechts,“ des „deutschen Leinewebers“ und anderer vortrefflicher Romane übergiebt in diesen beiden Bänden dem Publikum eine Reihe anziehender und unterhaltender Novellen und Erzählungen, welche zweifellos großen Anklang finden werden.

Verlag von **Ernst Keil** in Leipzig. — Druck von **Alexander Wiede** in Leipzig.

No. 47. 1853.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familien-Blatt. — Verantwortlicher Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich ein ganzer Bogen mit Illustrationen.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 10 Ngr. zu beziehen.

Selbstaufopferung.

Lebensskizze.

An einigen bestimmten Nachmittagen pflegte ich das Feldschlößchen, einen Vergnügungsort unfern der Stadt, in welcher ich mich eben aufhielt, zu besuchen, und traf dort in der Regel mit einer kleinen auserlesenen Gesellschaft zusammen, welche sich allmälig aneinander gewöhnt hatte. Zu ihr gehörte auch ein Miniaturportraitmaler, nicht nur als Künstler, sondern auch überhaupt als Mensch von hoher Genialität, aber auch so schroffer Eigenthümlichkeit, daß man ihn erst näher kennen lernen mußte, um Geschmack an ihm zu finden. Hatte man dieses Stadium des Umgangs mit ihm überwunden, so konnte man ihn liebgewinnen. Nie habe ich einen Menschen gefunden, der weniger Umstände gemacht hätte; er war ein natürlicher Feind aller Formen und Redensarten und hielt von den Menschen der heutigen Gesellschaft gar nichts. Dies war auch der Grund, weshalb er unverheirathet geblieben war; sein einsames Junggesellenleben hatte aber seine Ecken nur noch schärfer ausgebildet. Ueberdies verdankte er Niemandem etwas; von einem armen Bäckergesellen hatte er sich durch eigene Kraft zu einem sehr geschickten und geschätzten Künstler emporgearbeitet; er hatte nie eine Stunde Unterricht im Zeichnen oder Malen gehabt. Es wurde ihm nicht leicht, sich an einen Menschen innig anzuschließen; hatte er aber diese Schwierigkeit besiegt, dann hing er dem Freunde um so fester und treuer an. Ich hatte das Glück, seine Zuneigung im hohen Grade zu besitzen. Er hieß Wilhelm Schmidt, und in unserm kleinen Vaterlande werden sich Viele des originellen trocknen und barocken Mannes erinnern. Er ist in Armuth und Elend in einem Armenhause des Staats gestorben.

An jenem Tage traf ich ihn allein von unserer Gesellschaft im Garten des Feldschlößchens. Unfern von uns saß ein junges hübsches Ehepaar. Der Mann war Lehrer am Gymnasium, die Frau Tochter eines gutbemittelten Kaufmanns. Man sah es den Leutchen an, daß sie „etwas hatten“ und sich dabei wohlbefanden. Vorzüglich entfaltete der „Herr Doctor“ eine etwas auffallende Behäbigkeit; er war bis zu seiner Hochzeit ein ganz armer Schlucker gewesen.

Der Maler Schmidt hatte die Gabe, an jedem Menschen sogleich das Lächerliche herauszufinden; er traf die Leute nicht nur mit dem Pinsel überraschend

gut, er traf sie eben so mit dem scharfen Worte. In demselben Verhältniß wie er als Maler Psycholog war, war er als Psycholog Maler. So faßte er denn jetzt auch den Doctor auf's Korn und gab mir dann ein köstliches humoristisches Bild von ihm. Bei dieser Gelegenheit erkundigte er sich, aus welchem Hause die Frau Doctorin stamme. Kaum aber hatte ich den Kaufmann Rommel als den Vater derselben genannt, als Schmidt ungewöhnlich ernst wurde.

„Großer Gott!“ sagte er endlich mit einer an ihm ungewohnten Wehmuth, „weder dieser junge eitle Mann mit seinem auf den Geldsack seines Schwiegervaters basirten Begriff von seiner hohen Wichtigkeit, noch seine gute zimperliche Frau ahnten, woher die klingende Basis ihres Wohlgefühls stammt! Kennten sie die Geschichte ihres Geldes wie ich, sie würden sich wahrscheinlich etwas weniger behaglich fühlen und dem Manne, dessen ungeheurer Selbstaufopferung sie es verdanken und an den sie vielleicht nie denken, eine Thräne des Schmerzes und der Bewunderung weinen. Aber so ist das Schicksal, ein wahres blindes unverständiges Fatum! Wem ist denn nun das furchtbare Opfer, der schauerliche, ein ganzes Jahr dauernde, stille, freiwillige Todeskampf eines der edelsten und besten Menschen zu gut gekommen? Dort diesem jungen Narrenvolk! Der Mensch macht zuweilen Anstrengungen als müsse er Berge versetzen, und der Erfolg ist, daß ein Anderer ihm Unbekannter oder Gleichgültiger mit Wohlbehagen seine Havannah zur Tasse Mokka raucht.“

„Woher kommen Dir plötzlich diese trübseligen Gedanken?“ fragte ich mit Theilnahme.

„Ich bin durch das junge glückliche Ehepaar an eine sehr tragische Geschichte erinnert worden, die Niemand weiter als ich in ihrem innern Zusammenhange kennt, und an einen edlen, hochherzigen jungen Mann, den ich sehr liebte, und dessen ganzen Werth ich auch allein nur kannte.“

„Darfst Du mir die Geschichte mittheilen?“

„Warum nicht? Der Mann, den sie betrifft, schläft schon lange den eisernen Todesschlaf, und Du wirst keinen unedlen Gebrauch davon machen.“

Wir setzten uns in eine abgelegene Partie des Gartens und er erzählte:

„Im soldatischen Feldedienst unserer Friedenszeit lernte ich einen jungen Mann aus E. kennen, der als Freiwilliger zu meinem Regimente gestellt worden war. Er hieß Rommel, war Kaufmann und der Sohn eines dortigen Handlungshauses und einer der schönsten und liebenswürdigsten Männer, die ich jemals kennen gelernt habe. Was aber noch mehr war, er besaß einen festen unbeugsamen Charakter; wozu er sich entschlossen, wofür er sich entschieden hatte, davon war er durch nichts abzubringen; mit stiller eiserner Beharrlichkeit setzte er es durch, wenn nur irgend eine Möglichkeit dazu vorhanden war. Diese Eigenschaft machte ihn auch der einen Seite hin treu und unwandelbar in der Freundschaft, pünktlich und anshauernd im Dienst und erwarb ihm die Achtung Aller, die ihn kannten, namentlich seiner Vorgesetzten, und er avancirte deshalb schnell genug zum Feldwebel; nach der andern Seite hin gab sie seinem Wesen zuweilen etwas Starres, Bitteres und Unzugängliches, und leichtsinnige, fröhliche Burschc, wie ja die meisten Soldaten sind, fühlten sich eben nicht von ihm angezogen. Auch mied er ihre Gelage und beschäftigte sich lieber mit großem Fleiße mit ernsten Studien und wissenschaftlicher Lectüre. Zu meinem Wesen mußte etwas ihn Ansprechendes liegen, so wie mir das seinige gefiel; wir wurden bald Umgangsfreunde, dann Herzensfreunde, ja wir liebten uns endlich, wie sich junge Männer in der Regel nicht zu lieben pflegen und wurden im Laufe der Zeit einander ganz unentbehrlich. Inzwischen bemerkte ich doch bald die Verschiedenheit zwischen uns beiden. Rudolf Rommel war zwar ein sehr tüchtiger Mensch und ehrenwerther Charakter, aber er war auch ein romantischer, in vielen Beziehungen überspannter Kopf und in manchen segar ein Schwärmer. So beobachtete er im Umgange mit dem schönen Geschlechte eine gewisse Ritterlichkeit, die zuweilen an's Lächerliche streifte, und vergötterte eine junge Dame seiner Vaterstadt als das Ideal von Tugend und Schönheit, dem in seiner Meinung jedes andere weibliche Wesen weit nachstand. Er verehrte diese seine Geliebte mit solcher Schwärmerei, daß er es sich für eine große Sünde angerechnet haben würde, auch nur mit einer Andern zu tanzen. Und doch gestand er mir, daß die Dame seines Herzens nicht seine Verlobte sei, daß überhaupt eine Liebeserklärung zwischen ihm und ihr nicht stattgefunden habe. Es wollte mich überhaupt aus seinen begeisterten und überschwenglichen Schilderungen bedünken, als kenne er das Mädchen gar nicht recht und schiebe ihrer körperlichen Gestalt eine geistige und seelische Vollkommenheit unter, die sie in der Wirklichkeit wohl schwerlich besitzen möchte. Selten verging ein Tag, wo er nicht in eine Art dithyrambischen Wahnsinns zu ihrem Preis ausbrach. Ein zweites Steckenpferd seiner romantischen Anschauungen war die deutsche Freiheit. Ich will nicht erörtern was er darunter verstand, aber ein wunderliches Ding war es jedenfalls, um so befremdender, als die Zeit des jugendlichen Paroxismus von 1817 weit hinter uns lag, und jeder klare vernünftige Mensch ein Urtheil über die öffentlichen Dinge unseres Vaterlandes haben konnte. Er sprach aber das Wort: „der König“, nie anders aus als mit einem gewissen ehrfurchtsvollen Schauer. Die Ideen des Königthums und der deutschen Freiheit schmolzen in ihm ganz zu einer zusammen, und sie bildete die Basis seines glühenden Patriotismus.

„Der dritte Gegenstand seiner etwas geräuschvollen und wortreichen Begeisterung war die christliche Religion, oder, um es genauer zu bezeichnen, die katholische Kirche. Obgleich als Protestant geboren und erzogen, hatte er doch als Jüngling in dem glänzenden Ritus der katholischen Kirche, wie ihn der zahlreiche Clerus seiner Vaterstadt beging, allein Befriedigung seines religiösen Bedürfnisses gefunden. Dennoch beabsichtigte er keinen Uebertritt. So bildeten denn Religion, Vaterland, Liebe, in brillanter romantischer Färbung und mit einer strahlenden Glorie umgeben die Trias, in welcher sein seelisches Leben vollkommen aufging. Damit war natürlich der mittelalterliche Ritter so ziemlich fertig. Alles, was sich nicht auf die Ver-

herrlichung dieser drei vereinten Ideen bezog, existirte für ihn gar nicht. Die Richtungen und Anschauungen der Neuzeit waren ihm unaussprechlich zuwider; aus ihrer Pflege prophezeite er das größte Unglück für Familie und Staat. Für seinen Gott, seinen König und seine Geliebte war er aber jeden Augenblick bereit, in den Tod zu gehen.

„So abweichend meine ruhigen und besonnenen Ansichten von seinen exaltirten waren, so unterließ ich es doch mit ihm darüber zu streiten und liebte ihn wegen seiner trefflichen Eigenschaften eben so innig, wie ich von ihm geliebt wurde.

„Nach Ablauf unserer Dienstzeit vermochte mich Rommel, mich in seine Vaterstadt behufs der Ausübung meiner Kunst zu begeben, und ich lernte nun seine Familie, seine Geliebte, seine Freunde kennen und malte auf seine Empfehlung die meisten dieser Personen.

„Seine Familie bestand aus dem Vater, einem gutmüthigen aber charakterschwachen Manne, auf welchen das gewöhnliche gesellschaftliche Leben eines Kaffeehauses einen unwiderstehlichen Reiz ausübte. Seine Umgangs- und Spielfreunde, seine Partie Whist, das Billard und die Kegelbahn, sein Glas Lagerbier, seine Pfeife Knaster, seine Zeitung, ein Ausflug mit den Freunden auf's Land, wo sie dieselben Vergnügungen fanden, eine Kirmeß und dergleichen waren seine Welt, in welcher er sich sehr wohl und glücklich fühlte. Um vier Uhr Nachmittags hätte ihn keine Macht der Erde in seinem Hause zurück halten können. Die Mutter war schon geraume Zeit todt; der lebensfrohe Wittwer vermißte sie nicht. Das Geschäft, Landesproduktenhandlung mit Material-Detailverkauf überließ er seinen beiden Söhnen und einem Commis, Namens Veit. Die erwachsene Tochter führte das Hauswesen. Rudolf war der Jüngere der beiden Brüder; der andere um fast zwei Jahre ältere Bruder Friedrich, ein eben so schöner stattlicher Mann, ja noch um einige Zoll größer als Rudolf, und da er unter der Cavallerie gedient hatte, so trug er sich in jener stolzen, imponirenden Haltung, welche meist den graduirten Soldaten dieser Gattung eigen zu sein pflegt; hinsichtlich seines Gemüthslebens war er aber das Gegentheil des jüngern Bruders. Friedrich, durch und durch nüchterner Verstandesmensch und praktischer Geschäftsmann, konnte natürlicher Weise den Phantastereien Rudolf's keinen Geschmack abgewinnen, und Dieser fühlte sich oft von Jenem verletzt, was bei ihrem täglichen und stündlichen Zusammenwirken in demselben Geschäfte, in dessen regelrechtem und förderlichem Betrieb der Aeltere den Jüngern weit übersah, gar nicht anders möglich war.

Eben so wenig konnte sich Rudolf mit dem Commis Veit, dem Verlobten seiner Schwester Eulalie, vertragen. Veit, ein stiller, thätiger Mensch, von etwas finsterer Gemüthsart, mißtrauisch und mit Dingen, die über seinem sehr beschränkten Kaufmanns- oder vielmehr Krämerhorizonte lagen, sich auch nicht im Mindesten befassend, hatte nicht das geringste Verständniß von Rudolf's Wesen und hielt ihn für einen completen Narren. Die Schwester Eulalie war auch nichts weiter als ein ordinäres Schablonengeschöpf, ein Dutzend-Frauenzimmerchen mit einer leidlichen Taille und einem hübschen Gesichtchen, ein klein wenig Sentimentalität, was man von dieser verdächtigen Waare so in's Haus braucht, übrigens eine gute Wirthschafterin und für Herrn Veit wie geschaffen. Der Vater verstand den jüngern Sohn eben so wenig; der immer heitere und zerstreute Mann hatte gar keine Ahnung davon, was in Rudolf's Seele war. So stand der Arme mit seinem schönen Herzen, voll der tiefsten Gefühle, allein im elterlichen Hause, und wurde von Allen mit einer gewissen plumpen und bittern Ironie als die Bête-noire desselben behandelt. Und wie weit höher stand er über Allen, selbst hinsichtlich des Verstandes. Wenn nun Rudolf's Geliebte ihn für diese Verluste entschädigt hätte oder überhaupt hätte entschädigen können, so wäre er immer noch glücklich zu preisen gewesen. Aber in Bezug auf diese junge Dame lebte er in einem großen und schier unbegreiflichen Irrthum. Was er für Gefühlsinnigkeit an ihr hielt, war — Gleichgültigkeit, was ihm als Charakterstärke erschien, war — der Trotz der Beschränktheit. Während ich das Mädchen malte (sie war die Tochter eines Kaufmanns und hieß Louise Berugau), lernte ich sie vollkommen kennen. Hübsch war sie allerdings, man konnte sie in mancher Beziehung eine hohe Schönheit nennen; nie sah ich z. B. ein herrlicheres blondes Haar, aber dieser Form fehlte der entsprechende geistige Inhalt. Dann und wann dämmerte eine Ahnung von der wahren Beschaffenheit Louisens in Rudolf's Seele, aber er räsonnirte sie sogleich hinweg und schraubte sich in seine romantische Exaltation hinauf. Ich sah ein, es war ihm durchaus nicht zu helfen. Die Augen dieser Romantiker müssen eben anders gebaut sein als die unsrigen; sie sehen Alles in einem weit schönern oder weit häßlichern Lichte, als wir. Ich verließ nicht ohne Besorgniß für Rudolf nach einem halben Jahre E., denn meine Kunst mußte nach Brot gehen. — Während eines ganzen Jahres erfuhr ich nichts von meinem Freunde. Wir schrieben uns nicht.

(Schluß folgt.)

Thomas Babington Macaulay.

Der Geschichtsschreiber, Dichter, Journalist, Jurist, Politiker und Staatsmann Macaulay hat nicht nur in seinem „engern" Vaterlande, England, und dem weitern, Amerika, sondern auch in der ganzen gebildeten Welt einen bedeutenden Namen gewonnen, daß es unsere Leser interessiren wird, ihn näher kennen zu lernen

und darauf aufmerksam gemacht zu werden, wie es eigentlich zuging, daß er weit und breit als literarischer Eroberer der gebildeten Welt siegreich auftreten konnte. Für die Menschen, die Englisch nicht als ihre Muttersprache reden, that er weiter nichts, als daß er ein Buch schrieb, einen Theil der neuern Geschichte Englands. Alle seine andere und frühere Thätigkeit reichte nicht hin, ihn über eine mittelmäßige, auf das Land und die Gelehrten sich beschränkende Berühmtheit hinaus zu erheben. Es war das bereits in siebenter Auflage erschienene, oft nachgedruckte und zum Theil mehrfach in alle Sprachen civilisirter Völker übersetzte Geschichtswerk, welches ihn zu einer europäischen Berühmtheit erhob. Und dabei enthält es in Thatsachen nichts wesentlich Neues. Es ist kein Werk großer, tiefer Forschung mit neuen wichtigen Entdeckungen in der Geschichte, es bringt lediglich den Beweis, daß ein Volk, das mit Energie das Gute, d. h. den politischen Fortschritt und die Civilisation in jeder Beziehung will, durch keine Gewalt der Mächtigen aufgehalten werden kann. Und dieser Beweis, die ganze Darstellung der Geschichte Englands ist ein Meisterstück der Form, wie es vordem kein Geschichtsschreiber Englands und des Continents geliefert hat. — Es ist die neue, brillante, musikalische Form der Sprache und effectvoller Malerei, die den Hauptreiz seiner historischen Darstellung ausmacht, wozu allerdings die von ihm gewählte Geschichtsperiode das Ihrige beitrug. Es ist wichtig und interessant, die Macht, die Allmacht der schönen Form für bekannte Stoffe — und darin besteht das Wesen und der unwiderstehliche Reiz der Kunst im Allgemeinen — auch in dieser Richtung und Erscheinungsform nachzuweisen und die Persönlichkeit derselben zu zeichnen.

Macaulay wurde 1800 geboren. Allen Vermuthungen nach ist er ein Schotte, wie sein Vater Zacharia M. ein Kaufmann für Westindien und Afrika, ein Freund von Wilberforce und gegen sein specielles Interesse ein Abolitionist, d. h. Gegner der Sklaverei in Amerika. Unser M. ward erst zu Hause erzogen und gebildet, später im Trinity-College zu Cambridge, der berühmten Universität, auf der eine Reihe der berühmtesten englischen Größen, Bacon, Byron u. s. w. sich Studirens halber aufhielten, womit freilich nicht gesagt sein soll, daß Cambridge oder irgend eine andere Universität große Männer mache. Die englischen Universitäten können allerdings große Talente klein machen, aber nicht umgekehrt. Cambridge hat blos den Ruhm, Männer wie Bacon, Byron, Macaulay u. s. w. nicht klein bekommen zu haben.

Ein Studentenleben giebt's auf den pfäffischen, pedantischen Universitäten Englands nicht. Macaulay studirte fleißig und gewann verschiedene Preise und machte die erforderlichen „Grade" durch. Darauf kam er nach London in der Juristenzunftlehranstalt Lincolns-inn in die Lehre und ward 1826 „zur Barre gerufen", d. h. als activer Jurist zu Gerichtsverhandlungen als Vertheidiger, Anwalt oder Justiz-Commissarius zugelassen. In dieser Sphäre hat noch Niemand Ruhm erworben, wohl aber viel Geld und Schmach, da die englische Gerichts-Praxis ein Institut ist, das blos da zu sein scheint, um Juristen Gelegenheit zu geben, Denen, die Geld haben, es abzunehmen und ihnen dafür „Recht" zu geben. M. scheint nicht viel Geschmack an diesem Berufe gefunden zu haben, wenigstens beweisen seine mannichfaltigen Aufsätze und Kritiken in einer Vierteljahrsschrift (Edinburgh Review im Jahre 1826 über Milton u. s. w.), als deren Mitarbeiter er Jahre lang seinen literarisch-kritischen Ruhm begründete, daß er literarisch äußerst thätig war. Schon zwei Jahre vorher hatte er sich als Dichter in einer andern Vierteljahrsschrift (Knight's Quarterly Magazine) gedruckt gesehen. Doch ward er als Dichter nie so groß, wie als Kritiker großer Dichter und literarischer Notabilitäten. Berühmt sind seine Abhandlungen über Byron, Addison, Bacon, Walpole, Johnson u. s. w. Die erstere gilt als die klassischste, wiewohl keine wirklich groß und schön genannt werden kann, da Macaulay als das glücklichste Talent der Form es nie dahin brachte, große tiefe Denker und Dichter wirklich zu begreifen. Er rühmt in der brillantesten Form ihre persönlichen und literarischen Tugenden, bedauert aber dabei, daß sie nicht immer das anständige Leben geführt, wie es jeder englische Gentleman mit reinen Vatermördern, alle Morgen frisch rasirt und mit der vorgeschriebenen Form des Backenbartes führen muß. Um ein Genie in allen seinen Widersprüchen als ein großes Ganze begreifen und schildern zu können, muß man selbst ein Genie sein. Unter seinen dichterischen Produktionen wird die Ballade: „der Krieg der League" als die „talentvollste" bezeichnet, so wie die „altrömischen Gesänge" („lays of ancient Rome"), geschöpft aus den heroischen und romantischen Schilderungen des Livius, durch starkfarbige Malerei des altheroischen Lebens, Gelehrsamkeit und eine eigenthümliche, brüchige Energie des Styls auffielen. Die literarisch-kritischen Abhandlungen sind aus dem Edinburgh Review mehrfach gesammelt und herausgegeben worden. Sie gelten als die brillanteste neue englische Prosa, d. h. ihr Verdienst liegt wesentlich in der Form, die zuweilen strenenhaft wirkt, ohne daß man durch große Gedanken oder durch tiefere Auffassung des Lebens unterbrochen wird. —

Seine staatliche Laufbahn begann mit einer sehr unangenehmen Anstellung. Das Whig-Ministerium stellte ihn (1828) als Commissionär der Bankerotte an. Im Jahre 1832 gelang es ihm, als Candidat für das Unterhaus von den Wählern in Calne die meisten Stimmen zu erhalten und so in das „reformirte" Parlament zu kommen. Seine erste Rede zu Gunsten weiterer Reform soll gut ausgefallen sein, wenigstens jedenfalls besser, als seine (bis jetzt) letzte, in der er warnte, man solle die Reformen für die sehr reformbedürftige indische Regierung nicht zu gut machen, damit die Nachwelt auch noch etwas zu thun behalte. Das würde so viel heißen, als: Ich sündiger Mensch darf mich nicht auf einmal zu sehr zum Besseren bekehren, damit mir spätere Tage nicht vorwerfen, ich sei zu gut für mein Alter. — Im Jahre 1834 ward er von Leeds gewählt, gab aber sein Vertreter-Amt auf, wie als neugewähltes Mitglied des höchsten Gerichtshofes der ostindischen Regierung nach Calcutta

zu geben, eine sehr einträgliche Stellung, die er bis 1838 bekleidete. Nach seiner Rückkehr ward er von den Gelehrten Edinburghs als deren Vertreter gewählt und 1839 sogar Mitglied des Ministeriums und zwar als Kriegsminister. — Er blieb Vertreter Edinburghs bis 1847, wo er gegen seinen Mitbewerber Gowan durchfiel, und zwar — ächt schottisch und englisch — weil seine religiösen Gesinnungen nicht für so bestimmt schottisch gehalten wurden, als die Gowan's. Während ihn gerechnet hatten) täuschten und alle Zuhörer bewunderten, aber nicht erwärmten und hinriſſen. Er war nie von Gewicht in bedeutungsvollen Debatten und für wichtige Abstimmungen. Die alten Parlaments-Mitglieder „von Profession" belächelten ihn geringschätzig als einen gelehrten Mann, als einen Schriftsteller, der als solcher eigentlich gar nicht verdiene, unter der beglückten Minderheit von Gesetzgebern zu sitzen. Uebrigens scheint es ihm auch nie war-

Thomas Babington Macaulay.

seiner fünfjährigen Zurückgezogenheit aus der politischen Welt sammelte und schrieb er zum Theil sein weltberühmtes Geschichtswerk, welches die Wähler von Edinburgh so begeisterte, daß sie ihn (1852) ohne sein Zuthun wieder wählten.

Das sind die hauptsächlichsten Thatsachen seiner politischen Laufbahn, die wohl zu seinen Schwächen gehört. Er hielt viel schöne Reden, aber als Rhetor, nicht als Redner. Er hielt elegante Vorträge im Unterhause, die seine Freunde (die Whigs, die stark auf mer, wahrer Ernst gewesen zu sein, sich in dieser Sphäre wirkliche Verdienste zu erwerben, wenigstens wählte er dazu nicht die rechten Mittel, nicht die Stacheln, sondern nur die farbigen, schönen Blumen der Rede. Er machte kokette Eroberungen durch Rhetorik, in der Sache immer in currenter Münze denkend. Von seinen persönlichen und Familien-Verhältnissen scheinen alle bisherigen Biographen nicht viel zu wissen. Er hielt seine Privatverhältnisse, wie jeder englische Gentleman, sorgfältig unter Schloß und Riegel. Die mei-

sten Schriftsteller Englands sind auch so elegant, davon nicht öffentlich zu sprechen, selbst wenn sie durchaus zu seinem Ruhme ausfielen. Die „gute Gesellschaft“ Englands ist in diesem Punkte borniert, als irgend ein Volk der Erde und vielleicht der allerweiteste Gegensatz zu jenem alten Römer, der in einem Glashause zu leben wünschte, um stets von der Welt gesehen werden zu können, damit sie sich überzeuge, er sei privatim eben so gut, wie öffentlich. —

Macaulay gilt jetzt als der größte Geschichtsschreiber und literarisch-historischer Kritiker Englands, ohne sich in diesen Sphären wesentlich schöpferisch gezeigt zu haben. Worin er schöpferisch gewesen, was seine Größe ausmacht, besteht in der Erfindung und Ausbildung einer neuen englischen Prosa. Wie der berühmte Virtuose auf der Strohharmonika wußte er selbst den hölzernen, stroherien Lauten der englischen Sprache musikalische Klänge, Harmonien und Melodien zu entlocken. Das Sirenenhafte seines in Worten ausgedrückten melodiösen Gesanges besteht eben in der graciösen Gewalt, mit der er uns Zeile für Zeile, Seite für Seite mit sich fortreißt. Die Grazie und Eleganz der Form war in England, wo man „Geld macht“ und deshalb die „brotlosen Künste“ der Musen und Grazien ganz vergessen zu haben schien, ein besonders großes Ereigniß, das man um so freudiger bewunderte, als hier der trostloseste Mangel an Schönheitssinn bereits vielfach zu einer Sehnsucht nach den „Göttern und Göttinnen Griechenlands“ ward. Die englische Revolution gab ihm einen gewaltigen Stoff. Die gebildete Welt nahm ihn wie ein großes, neues, welthistorisches Kunstwerk begeistert auf, weil ein großer, feiner Meister der Form ihn mit bezaubernden Schönheitslinien umgab.

Der Gedanke ist der Marmorblock, in welchem ein olympischer Zeus, ein Apollo, eine mediciäische Venus schlummern. Es kömmt blos auf den schönen Formensinn an, mit dem man wegmeißelt, was von dem Block nicht zu der göttlichen Körpergestalt gehört. Deshalb also heiligen Respect vor der Form und vor Macaulay.

London, im Oktober. H. Beta.

Lebens- und Verkehrsbilder aus London.

V.

Australien in London.

Im Osten von der Paulskirche oder der Londonbrücke durch die Labyrinthe der Straßen zu wandern, und in die Läden zu blicken und zu errathen suchen, was Alles darin steckt, ist vielleicht eine größere Aufgabe, als von Petersburg nach Paris zu reisen und auf diesem Wege zu sehen, was zu sehen ist. In jenen Theilen Londons schlummern australische Städte, mit Allem, was dazu gehört und noch viel mehr, nämlich gleich aller mögliche Luxus europäischer Civilisation. Aber diese schlummernden Häuser, Küchen, Betten, Kleider und tausenderlei fabelhafte Instrumente, die für australischen Goldboden gemacht sind, gehören schon zu dem Innern Australiens in London. Sehen wir uns erst das Aeußere an. In allen Theilen der Handelsweltstadt bemerkt man seit einiger Zeit große Gemälde, seltsame Ritter darstellend. Pferd und Reiter sehen Dich zunächst sehr fremdartig an. Erst in der Nähe erkennst Du das seltsame Springpferd Australiens, das Känguruh und den wilden bärtigen Mann, der darauf reitet, mit einem 100pfundigen Goldklumpen vor sich, als den glücklichen Goldgräber, der wie besessen dahin sprengt, um die neuesten Nachrichten anund sein Geld durchzubringen. Diese Ritter zeigen an, daß in den betreffenden Läden die neuesten Zeitungen von Australien zu haben sind.

Dort schleppt sich ein ungeheurer Wagen durch das Verkehrsgewühl der Straße, und ein Goldklumpen, wie ein zweistöckiges Haus groß (in welchem der Fuhrmann sitzt), ladet Dich ein, Dich zu beeilen, da eben dieses und jenes eiserne, gekupferte Segel- oder Dampfschiff erster Klasse im Begriff steht, nach Melbourne oder Sidney abzugehen und nur noch wenige Plätze zu haben sind.

Um eine Ecke herum begegnet Du vielleicht einer Armee wandernder, goldener Buchstaben, jeder beinahe so groß, wie ein Mann, wenigstens in dem Haupttitel, der allemal lautet: „Gold-fields of Australia“. Zwischen den großen Pappscheiben wandern die Träger dieser kolossalen Intelligenzblätter, 40—50—100, um sich erst durch ihre Masse bemerkbar zu machen und dann in die einzelnen Stadttheile zu vertheilen. In der Regel werden auf diese Weise neue Unternehmungen für oder in Australien angekündigt, Actiengesellschaften, die Goldfelder und goldene Berge gekauft haben und Dich an ihrem Gewinne Theil nehmen lassen wollen, Unternehmungen, die Dir die Sammlung des Reisegeldes erleichtern und dergleichen. Ueberall seit Jahr und Tag hast Du die Goldfelder Australiens an den Straßenecken kleben oder gar in goldenen Buchstaben vor Dir wandern sehen. Und da ist keine Straße mehr, worin nicht verschiedene Läden alle mögliche Verkaufsartikel mit großen Buchstaben für Australien empfehlen, vom Riesenwasserstiefel bis zu homöopathischen Apothekenpillen und Hemdenknöpfchen. Kein Buchladen ohne Karten Australiens von der Größe einer Hand bis zu der eines Scheuntheufügels, keine Zeitung, ja kein Lieferungsroman ohne Reisegelegenheit nach Australien. Vor kurzer Zeit spielten noch schöne blondlockige Kinder öfter vor jenem Hause, das so nett und freundlich aussah. Jetzt sieht es blind und todt und verschlossen, nur ein Zettel redet noch und bietet es aus. Die ganze Familie ist spurlos ver-

schwunden und nach Australien ge- oder auch auf dem Wege untergegangen. Solche verlaffene öde Häuſer (wahre „bleak-houses“) findeſt Du faſt in jeder Straße, und bei einiger Aufmerkſamkeit wirſt Du auch gewahr, daß ſie ſich ſtärker vermehren, als neue Miethen.

Ein junger Mann hat Hoffnung, eine intereſſante Bekanntſchaft und Partie zu machen und ſpart und bürſtet den Backenbart und kleidet ſich nach der neueſten Mode, um das Herz ſeiner Auserkorenen zu erobern. Endlich iſt er ſo weit und klopft und klingelt: „Eben abgereiſt, nach Auſtralien.“ Da iſt ein guter Freund, der uns auf vierzehn Tage einige Pfunde abborgt und ſie blos dazu verwandte, um ſein Reiſegeld für Auſtralien zu vervollſtändigen. Ja in der City wartet mancher große Kaufmann am Verfalltage auf Hunderte und Tauſende von Pfunden, die vorher nach Auſtralien ausgewandert ſind. Einer, der einmal auf dieſe Weiſe mit 20,000 Pfund verſchwunden war, wurde von einem Londoner Policeman glücklich aus den Antipoden Auſtraliens herausgefunden und mit dem größten Theile des Geldes zurückgebracht.

Die Ausſtellungs-Induſtrie für auſtraliſche Auswanderung gehört jedenfalls zu den großartigſten und ausgebildetſten modernen Gewerbszweigen Englands. Treten wir in einen ſolchen Ausſtellungs-Laden ein, in welchem Hunderte von Häuſern liegen. Da iſt erſtens das „patentirte, tragbare Haus“, in je zwei Kiſten eins, deren Bretter auseinander genommen und ſofort als Wände des Hauſes wieder zuſammengeſetzt werden können. Inwendig ſind Schrauben, Säulen, Thüren, Fenſter, Tiſche, Stühle, Küchengeräthe u. ſ. w. — Alles numerirt, ſo daß alle Theile nach einer gedruckten Anweiſung binnen wenig Stunden zu einem vollſtändigen Hauſe mit vollſtändiger Wirthſchaft zuſammengefügt werden können. Das Geniale beſteht hier beſonders darin, daß die je kleinern Theile immer ſo geformt ſind, daß ſich einer immer genau an den andern anſchließt, ſo daß nicht der geringſte leere, unbenutzte Raum in den Kiſten bleibt. Das iſt ſehr erklärlich, da der Auswanderer ſein Gepäck nach der Menge der Quadratfüße, die es im Schiffe einnimmt, bezahlen muß.

Aus einem Geſchäfte in Birmingham gehen folgende Häuſer mit Zubehör hervor: Jedes Haus iſt in eine hölzerne Kiſte gepackt, deren Bretter hernach vollſtändig als Dielen paſſen. Die eine Kiſte enthält das vollſtändige Haus, Dach, Balken, Wände, Tapeten — Alles, Alles, was zu einem anſtändigen Hauſe gehört, darunter einzelne patentirte Säulen- und Schraubenarten und ein patentirtes Dach, das aus Zinkplatten beſteht, die ſo zuſammengeſetzt werden, daß ihnen vollſtändige Freiheit bleibt, ſich in der Hitze auszudehnen und in der Kälte zuſammenzuziehen. Für die metallenen Wände ſind beſondere Decken da, die die Temperatur leiten und das Haus im Winter warm, im Sommer kühl halten, außerdem vollſtändige, abgepaßte Tapeten für alle Wände innen. Wie groß iſt ein ſolches Haus in der Kiſte? Blos 13 Fuß lang, 3 Fuß 4½ Zoll breit und 8½ Zoll tief und wiegt nicht mehr als ¾ einer Schiffstonne.

Einige beſchränken ſich auf Zelte. Man wird gehört haben, daß es bei Melbourne eine Stadt mit mehr als 40,000 Einwohnern giebt, die alle in Zelten wohnen. Die Zelten-Händler rufen dem Auswanderer wohlwollend in Zeitungen und Ankündigungen zu, daß ſie ſich im Intereſſe der leidenden Auswanderer entſchloſſen hätten, ihnen eine tragbare Heimath mit hinüber zu geben, die ſie ſchütze vor den Schrecken des Häuſer- und Wohnungsmangels in der neuen Welt, und die zuſammengepackt nicht größer ſei, als ein „gewöhnlicher Mantelſack.“ Ein Anderer bietet „Wagen und Zelt in einem Stück.“ An Ort und Stelle können die Wagentheile für Schlaf- und Küchenzwecke abgenommen werden. Die größern, auf Spekulation für Kapitaliſten gemachten Häuſer kommen von Birmingham, Briſtol, Liverpool und werden zuweilen dutzendweiſe gekauft, in Melbourne aufgeſchlagen und für den rubig in London lebenden Eigenthümer dort vermiethet. Ein Haus, das er für 50 oder 60 Pfund kaufte, bringt ihm in Melbourne einen jährlichen Miethzins von 3—400 Pfund. —

Doch nicht alle haben die Schneckengeſinnung, mit ihrem Hauſe auf dem Rücken in die beſſere Welt abzufahren. Desbalb iſt auch jedes Bedürfniß in unzähliger Mannichfaltigkeit einzeln und in beliebiger Geſellſchaft zu haben. Die „Auswanderungs-Kochöfen“ ſind ein wahrer Triumph in ſich ſelbſt, inſofern wirklich mehr in ihnen iſt, als ſcheinbar in der unerſchöpflichen Branntweinflaſche des Taſchenſpielers. Er ſieht ganz einfach wie eine eiſerne Kiſte von zwei Quadratfuß aus. Nimmt man ihn auseinander, bekommt er Füße und Hände, drei Sorten von Pfannen, mehrere Arten von Kochtöpfen, Schürer, Plätteiſen, Plätteiſenhalter u. ſ. w., und zuletzt einen Schornſtein, in welchem noch eine Menge Utenſilien ſtecken, die nur der engliſche Kamin-Verſtändige zu nennen und zu handhaben weiß. Neben einem ſolchen Ofen hing ein Zettel, der uns verkündigte, daß in einem derſelben einmal in Port Natal ein Mittagbrod für 20 Perſonen, darunter der Gouverneur, zu allgemeiner Zufriedenheit gekocht, gebraten, geröſtet, geſchmort, gefotten, gefrut (unüberſetzbar, da die Sache in Deutſchland gar nicht bekannt iſt) und gebacken worden ſei.

Von dem „Junggeſellen-Keſſel“, der 3 Schillinge koſtet und für ein halbes Leben jeden Morgen das Waſſer kocht (für ½ Penny Brennmaterial), bis zu den geheimnißvollen Kochapparat-Labyrinthen jede Kaſſe, jeden Geſchmack findet, was er wünſcht und bezahlen kann und bei Lichte beſehen allemal mehr, als er glaubte, da inwendig immer ganz unerwartete Dinge entdeckt werden. Eins der größten culinariſchen Wunder iſt die „tragbare Küche“, die uns aus den Läden um Tower-Hill wie geheimnißvolle Zauberapparate anſtarren, zunächſt freilich nicht viel anders, als große Blechbüchſen je 14 Zoll lang, 10 weit und 10 tief. Und was iſt darin? Man höre! Ein Ofen für Holzfeuerung, Fiſchkeſſel, Brat- und Schmorpfanne, Bratroſt, Theo- und Kaffeebüchſe, Schmortopf und „Dampfer“, zwei Bratpfannen, Theekeſſel, Kaffeekanne, Zuckerſchale, Milchtopf, 3 Paar Taſſen, 2 Schüſſeln, 6 Teller, 3 Paar Meſſer und Gabeln, 2 Eßlöffel, 3 Theelöffel — faſt Alles ſilber- und goldglänzend — Alles von Metall — die Taſſen auch, nur daß ſie glaſirt ſind —

Alles zusammen für 2 Pfund — eine vollständige Wirthschaft für vielleicht das ganze Leben, wenn man für nachwachsende Kleinigkeiten zu seiner Zeit für einige Pence hinzukauft. Tausenderlei andere einzelne Utensilien und Luxussachen — die sich ein Deutscher kaum in der Phantasie von Gußeisen vorstellen könnte, stehen alle da in eiserner Standhaftigkeit, in ihren glänzenden Kleidern dem allverzehrenden und allbelebenden Sauerstoff trotzend.

Für die verschiedenen Arten englischer Zimmer ist auf die mannichfaltigste Weise, beinahe Raum vernichtend, gesorgt. Was in Dein Schlafzimmer Alles gehören mag, Du kannst es in der Tasche und unterm Arme fortbringen. Eiserne Bettstellen verwandeln sich auf der Reise in ein Schlummerkissen, am Tage in ein Sopha oder einen Großvaterstuhl und auf den Druck einiger Federn des Abends in eine lange Bettstelle mit Bett.' Wir haben Waschtische gesehen, die sich unter der Hand des Zauberers in eine Blechbüchse von 5 Zoll Tiefe verwandeln. Mit einem Ruck geöffnet zeigen sie Dir das Waschbecken, die Wasserkanne, das Seifennäpfchen, Bürstenkästchen und stehen fest, wenn Du Dich dieser Civilisations-Instrumente bedienst. Nicht zu vergessen ein Stück wunderbarer Marineseife im Näpfchen, die ganz besonders dazu gemacht ist, daß man mit Meerwasser eben so weiß waschen kann, wie mit Regenwasser.

Zum Kleider-Departement für Auswanderer, das die deutschen Juden in der Straße Houndsditch beherrschen (Moses und Sohn sind beinahe so groß wie ganz Leipzig), gehörte ein Homer und eine Atlas, es zu besingen. Hier ist nicht nur tausendfacher Vorrath für alle Auswanderer, sondern auch für alle Soldaten, Matrosen, Arbeiter, Schiffer, Fischer und Irländer und jedes Ding funkelnagelneu dreifach billiger, als im Westend alte, abgetragene Sachen, freilich tausendmal theurer, wenn man die Thränen und Schwindsuchten, die hungrigen Tage und schlaflosen Nächte der dünnen Hände, die diese groben Arbeiten nähetenn mit auf die Rechnung setzen würde.

Für Auswanderer ist auch hier am zärtlichsten gesorgt. Die beste Mutter kann ihre einzige Tochter zur Hochzeit nicht sorgsamer ausstatten, als hier der Jude den anglo-sächsischen Auswanderer. Da giebt's immer vollständige Ausstattungen von 2 Pfund an bis 50 Pfund. Und in denen für 2 Pfund ist eben so viel, wie in denen für 50, in letzteren nur Alles 25 Mal besser. Nichts fehlt, selbst die Nachtmütze nicht. Und wenn der Auswanderer die Nachtmützen nicht mit haben will, wird der Jude eine zärtliche Mutter und bittet und beschwört den geliebten Kunden, der nie in seinem Leben an eine Nachtmütze dachte, sie ja in Australien zu tragen, da er ohne diese nicht 14 Tage leben könne. Die Ausstattungen sind außerdem auf das Genialste geordnet und eingerichtet nach den verschiedensten Berufsarten und Klimaten. Manche haben hier Ausstattungen nach einer aufsteigenden Linie von Pfunden und Schillingen rangirt. Wir schreiben eine solche Ausstattungsstufe ab. Für 3 Pfund 15 ℥ oder etwa 25 Thlr. erhält man: „Zwei Jacken, 2 Westen, 2 Paar Hosen, 1 Oberrock, 12 Hemden, 12 Paar Strümpfe, 6 Handtücher, 6 Taschentücher, 2 Paar Tragbinden, 1 Bett, 4 Decken und Betttuch, 1 Mütze, 1 Wetterhut, 2 Paar Schuhe, 1 Haarbürste, 1 Kamm, 1 Rasirmesser mit Streichriemen, 1 Seifennapf, 1 Spiegel, Messer und Gabel, 1 Teller, 1 Krug, 1 Eß- und Theelöffel, 6 Pfund Seife, Nadeln und Zwirn und eine Kiste, Alles hineinzuthun." Und dabei sind diese Juden auch Menschen und wollen nicht nur leben, sondern auch ihre Procente haben, wie ein rechtschaffener Christ. Natürlich ist auch jeder Artikel einzeln zu haben. Und welch' eine unendliche Elasticität hat jeder! Nachtmützen von 2 Pence bis 3 Schillinge. Mützen von 4 Pence bis 8 Schillinge. Jeder Artikel schließt also den Vorübergehenden in einen großen Raum ein und umgiebt ihn ringsum mit Artikeln, von denen er nothwendiger Weise diesen und jenen kaufen muß, um aus der Sirenenumarmung wieder herauszukommen. Ich müßte ja auch mein eigener größter Feind sein, denkt er, wenn ich mir wenigstens nicht das schöne Dings da für 6 Pence, wo für 1 Schilling Unterfutter darin ist, kaufen sollte!

Es thut mir leid, daß ich vor der Kiste der Kleider und Luxussachen, die je für 11 Pfund 11 Schillinge (nebst einer polirten Kiste) zu haben sind, zurückschrecke. Man denkt, es sei eine Ausstattung für die ganze türkische Armee. Der Umstand, daß 24 Paar Unterhosen dabei sind, läßt allein schon auf das Ganze schließen.

Aber der Auswanderer ist noch nicht vollständig versorgt mit Haus und Herd und Küche und Töpfen und Tiegeln und Haarbürsten, er will auch essen und trinken. Und da bis jetzt auf dem atlantischen Meere und dem stillen Ocean keine Semmeln wachsen und keine Fleischer wohnen und mit dem Meere, als einem großen Herrn, (zumal zwischen England und Australien) nicht gut Kirschenessen ist, mußte für Fleisch und Früchte u. s. w. für diesen Weg um die Halbkugel herum gleich vom Anfang an gesorgt werden. Und wie ist gesorgt! Alles, was Dir der höchste Pariser Restaurant bieten kann, steht Dir Tausende von Meilen von jedem Punkte festen Landes alle Morgen frisch auf dem Weltmeere zu Diensten. Sieh Dir diese verschiedenen runden Blechbüchsen an, die dort um Tower-hill herum in Läden aufgethürmt sind. Das ist nicht nur frisches Fleisch, das immer frisch bleibt, das sind auch alle mögliche Arten von frischem Obst und frischen Kartoffeln und frischen Gemüsen und — frischer Milch. Mit Chemie und Witz hat man's wirklich so weit gebracht, daß alle diese Lebens- und Erquickungsmittel bei luftdichter Verschließung so bleiben, daß sie mit etwas Wasser behandelt sofort wieder alle Eigenschaften vollständiger Frische annehmen. Einige Fleischsorten, z. B. Stockfisch, amerikanische Ochsenzungen u. s. w. findet man wie Finder Knüppelholz aufgeschichtet. Sie sind so hart getrocknet und überräuchert, daß ihnen keine Macht der Erde etwas anhaben kann, als kochendes Wasser. Am Genialsten klingt es, die frische Milch zu trocknen, luftdicht zu verschließen und dann alle Morgen ein Stückchen im warmen Wasser aufzuweichen, um stets eine Milch zu haben, die nicht besser unmittelbar von

der Kuh kommen kann. Diese Milch hat sich auf den Tausenden von Meilen zwischen Australien und England, jedesmal von 16,000 engl. Meilen, immer sehr gut bewährt. Es ist kein geringer Triumph des menschlichen Witzes, daß er gelernt hat, das salzige Weltmeer zu melken.

Noch mehr! Man findet hier am Themsehafen solch „präservirtes Fleisch," das just zu diesem Zweck zu Neweastle in Australien zurecht gemacht und die 16,000 Meilen bis in die Minorie's von London gebracht, hier für australische Reisen wieder mit großem Gewinn verkauft wird. Das heißt dann das englische Spottwort. „Kohlen nach Neweastle tragen," in großartigen Ernst verwandeln.

Der zärtliche Ausstatter verläßt den Auswanderer noch lange nicht, wenn er ihn auf's Schiff gebracht; er folgt ihm in die Goldgefilde und giebt ihm Alles in die Hände, was er braucht und noch viel mehr. Diese Goldgrabungs-Instrumente sind allein eine ganze neue Schöpfung, die in den Straßen um Tower-hill aufgehaut ist. Hier erfreut Dich der Anblick einer „Patent-Gold-Karre" und eine „patentirte Goldwäschmaschine," dort regt Dich eine „Goldentdeckungsmaschine" auf mit Quarz-Zermalmungs-Mühlen für die Hand, für Wasser und für Dampf und eine Menge räthselhafte Instrumente, die in ihren barocken Gestaltungen die Phantasie und den bedürftigen Geldbeutel in die weiteste Ferne tragen. Die Gold-Siebe, die Schalen, galvanisirten Eimer, Hacken, Spaten, Schaufeln und Schippen, die Hämmer und Spitz-Aexte, die Brechstangen und Karren mit Zelten oben über — in wie viel Gestalten und Größen umgaukeln sie Dich wie eine eiserne, golddurstige Welt von Dämonen! Dort sieh, was es wieder Alles für 20 Schillinge giebt! „Schaufel und Hacke, Spitzart und Erdbohrer (drei Sorten) Brechstange, Hammer, Felsenmeißel und Schmelztöffel, dazu eine große Kiste mit Schloß und Schlüssel" — das Alles für ein Stückchen Gold, nicht größer als ein Viergroschenstück, und hinreichend in die Haupt-Bank der Erde einzubrechen und ihr in 24 Stunden vielleicht so viel zu rauben, daß Du Dir für's ganze Leben eine Equipage und einen Mohren hinten darauf halten kannst und vorn einen Kutscher, der schwerer wiegt, als die berühmtesten Pferdebändiger englischer Hocharistokratie, die wie fette Ochsen nach ihrem Fleischgehalte taxirt werden. Es hat schon zuweilen Einer mit dem Wasserstiefel auf ein Goldstück getreten, welches mit 20,000, ja sogar einmal mit 42,000 Pfund Sterling bezahlt ward. Die freilich, welche so lange in dem Schmutze herumwaten und fischen, bis sie selbst vor Hunger hineinfallen und d'rin liegen bleiben (vielleicht gerade auf einem Goldklumpen), zählt man nicht.

Das sind einige Skizzen von den Lebensbildern, die Australien in London hervorrief. Wie mancher Leser mag unbewußt ebenfalls zu den Gruppen in diesen Bildern gehören. Viele Arbeiter und Fabrikanten in ganz Europa arbeiten für Australien und werden mit dem ausgewaschenen Schmutze Australiens bezahlt. Wurden doch unlängst 60,000 Paar Schuhe von London aus in Berlin für Australien auf einmal bestellt. —

So hat sich Australien, das bisher unbeachtete, plötzlich vor uns hingestellt, seinen Rang unter den Continenten unseres Weltballs fordernd. Es ist in den Kreis der Civilisation eingetreten, ohne vorhergegangene Arbeit, ohne Mühe, ohne Kampf, wie die übrigen Continente, ja voller Hohn lacht es sogar der Geburt, dem Range, der Intelligenz und Wissenschaft in's Gesicht! Fort, ich kann euch nicht brauchen. Ich mache den Schafhirten, den grobknochigen, stupiden Proletarier über Nacht zum Grösus und etablire ihn in Sidney und Melbourne als größeren Lord, wie den, der seinen Stammbaum bis auf ein Thier in der Arche Noah zurückführt. Gesellschaftliche, offizielle und Staatengrenzen sind in Australien ein Märchen. Seine rohesten Anfänge gründen sich auf die höchsten Spitzen der Cultur und Civilisation in der alten Welt. Alle Völker und Racen der Erde kneten sich hier in dem Goldschmutze zu einer Masse zusammen und denken nicht mehr an die confessionellen, staatlichen und gesellschaftlichen Unterschiede und Gegensätze, in denen sich die alte Welt rub- und rastlos abquält. Welch eine Welt, wenn einst der Dampfpflug, die vom Blitze gezogene Eisenbahn, die neue, aus der Vermischung aller Völker der Erde entsprossene Civilisation über die jetzigen groben Wasserstiefeln dahinfliegt und die ungeheuern Entfernungen dieses riesigen Continents verbindet. Es ist besonders deutscher Geist, der jener Zukunft die Stätte bereitet. Nachdem Dr. Leichardt seinem Forschertriebe als Opfer gefallen, war es hauptsächlich Otto Schomburgk, der bei Adelaide durch 18,000 meteorologische Beobachtungen die innern Paradiese Australiens entdeckte. A. Petermann in London sammelte alle Beobachtungen und fand daraus die geographischen Grenzen dieser innern fruchtbaren Welt, welche jetzt der ehemalige General Haugh mit englischem Gelde und Männern der Wissenschaft persönlich aufsuchen will.

Nachdem wir uns Australien in London flüchtig angesehen, denken wir ihm zu Hause in seinen eigenen vier Pfählen einen Besuch abzustatten.

Etwas vom Turnvater Jahn.

„Von Zeit zu Zeit seh' ich den Alten gern
Und höre mich, mit ihm zu freuen."

Dieses Goethe'sche Teufelswort fällt mir unwillkürlich ein, wenn ich des „Alten im Bart" gedenke, über dessen bescheidenes Grab nun bereits seit Jahresfrist der Herbstwind die dürren Blätter treibt. Die Schwärmerei, mit welcher ich als Jüngling zu der greisen und doch so kräftigen Gestalt des alten Turn-

meisters emporgeblickt hatte, war mit den Jahren gewichen, allein bis an sein Ende bewahrte ich, trotzdem daß wir in vielen Ansichten weit auseinander gingen, Zuneigung und lebhafte Theilnahme für ihn im Herzen, die mir es möglich machen, einzelne kleine zur Zeit noch unbekannte Züge über ihn zu veröffentlichen.

Das sogenannte junge Deutschland hatte nach dem Vorgange Heinrich Heine's zu Anfang der dreißiger Jahre den Alten hart mitgenommen, ihn ungerechter Weise der Feigheit während der „Befreiungskriege" beschuldigt, ja Laube in seinen Reisenovellen sogar ein Gespräch veröffentlicht, das er mit dem Alten in Freiburg gehalten zu haben vorgab. Jahn war darüber höchst entrüstet und fand bald Gelegenheit, seiner Galle Luft zu machen. Wir trafen uns in dem freundlichen Badeort Kösen bei Naumburg, welchen damals auch Heinrich Laube besuchte. An der table d'hôte im „Muthigen Ritter" ward Jahn von einem alten Offizier, der mit ihm an dem Feldzug von 1813 Theil

genommen, freundlich begrüßt und neben ihm zur Tafel gezogen. Kurz darauf betrat auch H. Laube den Kursaal, musterte die anwesende Gesellschaft mit geistreichen Blicken, warf die Gloves von sich und schickte sich eben an, sich an seinen gewöhnlichen Tischplatz zu begeben, als der alte Ohrstlieutenant — diesen Titel führte jener Offizier, wenn ich nicht irre — Herrn Laube dringend aufforderte, in unserer Nähe Platz zu nehmen, um ihn und Jahn mit einander näher bekannt zu machen. Laube folgte dieser Einladung, ward sofort dem Alten vorgestellt und äußerte etwas befangen: „ich habe schon die Ehre." Jahn protestirte dagegen mit den Worten: „ich nicht, geize auch durchaus nicht darnach." Darauf wendete er sich mit seiner lauten Stimme ungefähr in folgender Weise an die übrige Tischgesellschaft, obschon er noch immer Laube apostrophirte:

„Sie, junger Mann, wollen ein Dichter sein und haben jüngst ein Paar Bände Reisenovellen herausgegeben, in denen Sie auch ein Gespräch mit mir geführt haben wollen. Ich hätte gewünscht, daß Sie dichterischer gelogen, abgesehen davon, daß es eine Verletzung der Gastfreundschaft ist, gleich mit einem harmlosen Gespräch an die große Glocke zu schlagen, das man innerhalb der vier Pfähle eines Verfolgten gehalten. Die Verletzung wird zum öffentlichen Schimpf, wenn man in diesem erdichteten Gespräch Lügen veröffentlicht, die den Charakter des Andern verunglimpfen. Jetzt gebe ich Ihnen aber die Erlaubniß, in einem Nachtrag zu Ihren Novellen dies heutige Gespräch der deutschen Lesewelt zu verkündigen."

Laube, auf welchen die unbarmherzigen Blicke aller Anwesenden gerichtet waren, meinte zwar, diese ganze von Jahn berührte Angelegenheit gehöre nicht hierher, Jahn möge ihn vielmehr auf seinem Zimmer Nummer so und so viel besuchen, wenn er etwas von ihm wolle, — erhielt jedoch hierauf von dem Alten eine so drastische, nicht mitzutheilende Antwort, daß er sofort den Saal verließ, während ihm Jahn mitleidig nachschaute und nur noch an mich die Worte richtete: „Meinst Du wohl, daß er dieses Gespräch abdrucken lassen wird?" —

Auch gegen Heine, „diesen Reisebilder . . . . . , den man die dreifarbige Rose auf das Herz nähen lassen sollte," — wie er sich nicht eben fein über ihn ausdrückte — war er bis an sein Ende nicht gut zu sprechen und wollte ihm, falls er ihn einmal anträfe, das Genick zerbrechen (eine Drohung, die wohl nicht so ernstlich gemeint war), während er sich mit Börne in so weit aussöhnte, daß er mir sogar einmal im Vertrauen sagte: „Wenn Börne, von der Polizei verfolgt, einmal wieder nach Deutschland kommen sollte, so sage ihm nur, er möge getrost bei mir absteigen, ich wollte ihn vier Wochen verbergen."

Am Meisten war ihm der polnische Aufstand in den Jahren 1830 und 31 zuwider; nach seiner Ansicht wurden durch denselben wieder mehrere Millionen Deutsche verslawt, ganz davon abgesehen, daß der ganze Kampf nur der polnischen Aristokratie Vortheil bringen würde. „Ueber der Masurenstadt Warschau" — schrieb er mir um jene Zeit — „wird es einst in der Geschichte nachhallen, wie vormals über die Schlacht von Lauven: Gott, der Herr, hat zu Gericht gesessen über den trotzigen Adel. Ein Volk von Männern ist schwerlich zu übermannen, aber eine Sippschaft von Herren leicht zu beherrschen." — Dagegen eiferte er in den herrlichsten Worten für Deutschlands Größe und Herrlichkeit. Um jene Zeit hat Ernst Moritz Arndt sein Büchelchen: „die Niederlande und Rheinlande" drucken lassen. Der Alte schrieb mir darüber in seiner schönen Weise: Arndt's Niederlande und Rheinlande sind gut, nur noch nicht stark genug. Jetzt darf keine Winddarfe ertönen, die die Geister in der Mittagssonne belauschen; eine Sturmdarfe muß losbrausen aus der ganzen Windrose. Kommen die Straßburger mit ihrer Schwefelbande wieder heraus, dann möchte ich Oberstgewaltiger sein. Schande, Elend, Tod und Verderben allen Denen, die den Franzen Gutes für Deutschland zutrauen. Deutschland braucht jetzt einen Krieg auf eigene Faust, um sich in seiner Volksthümlichkeit zu gestalten ꝛc." —

Er hat ihn nicht erlebt. Am 15. Oktober 1832 ist er hinüber gegangen — wie die Nationalzeitung von ihm rühmt — in die unendliche Walhalla, unmittelbar hinter dem eisernen Herzog aus England und dem Spanier Castannos nicht in deutschthümlicher, sondern in recht weltbürgerlicher Gesellschaft. Der Kampf um die gute Sache, das Ringen nach größerer Freiheit und besserem Licht ist einmal ein gemeinsamer für ganz Europa. Thue Jeder das Seine, wie der „Alte im Barte" es gethan, der nicht auf den Weltgeist gewartet, sondern geredet, getrunt, geworben und getrieben. Zahn hat ehrlich gewollt und redlich gestrebt. Sein Gedächtniß wird man in Deutschland in Ehren halten! E. B.

Blätter und Blüthen.

Ein Zusammentreffen. Bei der letzten Zusammenkunft der Kaiser von Oestreich und Rußland in Olmütz befanden sich dort auch der englische Gesandte Lord Westmoreland, Fürst Paskjewitsch und Graf Nesselrode. Bei einem Gespräch erzählte Lord Westmoreland, daß er Augenzeuge gewesen, wie General Miloradowitsch 1815 nach dem Gefecht bei Belleville vor Paris in den Augenblick, wie er von den erkämpften Höhen Paris vor sich liegen sah, einer Batterie den Befehl gab, vorzurücken und einige Schüsse auf Paris zu thun, wobei er ausrief: „Vor mit der Artillerie! Wir wollen wenigstens die Freude haben, ein Paar russische Kugeln nach Paris zu schicken." — Als die Schüsse geschehen waren, sah General Miloradowitsch den Offizier an, welcher die Batterie kommandirte und sagte: „Welch ein Zusammentreffen! Das ist derselbe Offizier, welcher den ersten Schuß bei Moskau that, als die französische Armee vor zwei Jahren ihren Rückzug antrat." — Der Fürst von Warschau hatte diese Erzählung ruhig mit angehört und sagte dann: „So erlauben Sie mir zu diesem sonderbaren Zusammentreffen noch hinzuzufügen, daß jener Artillerie-Offizier Paskjewitsch hieß und daß er in diesem Augenblick die Ehre hat, die 1815 auf den Höhen von Belleville gemachte kameradschaftliche Bekanntschaft zu erneuern."

Montesinos. Es dürfte in diesem Augenblicke in ganz Europa kaum ein Mann leben, der in so hohem Grade die Bewunderung und dankbare Verehrung aller Menschen verdiente, als Derjenige, dessen Namen gleichwohl die meisten, wenn nicht alle meine Leser hier zum ersten Male durch die Ueberschrift kennen lernen. Denn wer verdient mehr unsere Dankbarkeit, als derjenige, der die Glieder der menschlichen Gesellschaft, welche in der großen Mehrzahl als unnütze, weil ein- oder einige Mal schädlich gewesene, rein angefaulte Früchte weggeworfen werden, mit treuer Menschenliebe aufsammelt und zu heilen versucht?

Dies aber ist die Krone, welche heller als irgend welches Diadem strahlt auf dem Haupte von Montesinos, Direktor des Gefängnisses von Valencia in Spanien.

Im Jahre 1827 übernahm er dieses Amt. Er übertam das Gefängniß in sehr traurigen Zustanden. Seine frühere Thätigkeit stand nicht mit seiner neuen in irgend einer Beziehung. Er hatte seine Politische oder Criminalcarriere gemacht. Er hatte seine Reisen durch die europäischen Strafanstalten (ja wohl Strafanstalten!) gemacht, wo er auch fast nur negativ hätte lernen können.

Er brachte in sein neues Amt nichts mit als ein warm und edelfühlendes Menschenherz, einen festen, klaren Willen und — eine tüchtige umfassende Bildung.

In dem ersten Jahre seiner Amtsführung bildete sich sein System aus, ganz aus sich selbst, gestützt auf die genannten drei Grundpfeilern seiner bewunderungswürdigen Persönlichkeit.

Nachdem sein System in seinem Geiste und — Herzen klar und vollendet vor ihm stand, hielt er und hält er noch jetzt daran fest; denn es ist eines seiner wirksamsten Mittel, eine unabänderliche Festigkeit des Verfahrens.

Nach wenigen Jahren war das valenzianische Gefängniß aus einer Zwingburg trotziger, roher, fauler, unmissender Menschen eine blühende Werkstätte gesitteter, höflicher, fleißiger, wißbegieriger Arbeiter.

In der umfänglichen Anstalt findet man Werkstätten aller Art. Neben den mannichfaltigsten, wie man dem Ansehen nach glauben möchte, mit vielen Gesellen arbeitenden, gewöhnlichen Handwerken findet man eine Lithographie, Druckerei, Sammtweberei, Seidenweberei, Wagenfabrikation, Vergolderei, Eisengießerei und Anderes.

Schulstunden und reiche Gelegenheit zur Fortbildung und geistigen Unterhaltung sind in zweckmäßigster Führung vorhanden. Jährlich lernen zwischen 200 und 300 lesen und schreiben.

Montesinos darf nach dem code pénal theilweise Kostentziehung und Prügel — wodurch man sich anderwärts erziehersiches Kopfzerbrechen erspart — anwenden; er hat es aber nie gethan, weil, wie er sagt, ersteres der Gesundheit nachtheilig ist und letztere entstittlichen.

Im Jahre 1836 hatte sich im spanischen Bürgerkriege Gardia in einem Gefechte festgesetzt, wo 400 Mann aus dem valenzianischen Gefängnisse am Bau einer neuen Straße beschäftigt waren. Montesinos fürchtete, daß der carlistische General Alles aufbieten werde, um sich dieser Leute für sein Heer zu bemächtigen. Er machte sich zu ihnen auf den Weg. Allein und unbewaffnet trat er plötzlich unter sie. An achtzehn hatte sich seine Besorgniß bereits bestätigt, die unter Aufführung eines Aufsehers zu Cabrera gegangen waren. Die übrigen 382 folgten ihm auf unwegsamen Gebirgspfaden, um der Machsamkeit des Carlistenführers zu entgehen, nach Valencia. Der Valenzianer spricht noch mit Rührung von dem langen Zuge von „Verbrechern," welche man ihrem Direktor ruhig in ihr Gefängniß folgen sah.

Als man nach etwa einer Woche eines Tages früh die Thore der Anstalt öffnete, standen vor demselben — 15 von jenen Abtrünnigen, vollständig bewaffnet, aber zerlumpt und abgerissen. Sie waren mit Lebensgefahr aus Cabrera's Reihen geflohen und baten jetzt um Wiederaufnahme. Es fehlten noch 1. Drei davon kamen nach weiteren 4 Tagen und zuletzt auch der achtzehnte, der Aufseher. Ein alter Mann mit grauen Haaren, der mit Scham und Reue um Wiederaufnahme in die Anstalt bat.

Neben dieser Thatsache, deren man in Valencia noch manche ähnliche erzählt, bedarf es keines weiteren Beweises, daß Montesinos den Verbrecher zu heben versteht.

Seine Anstalt ist aber auch sein verschlossenes Geheimniß für die Außenwelt. Namentlich an den besucherten Markttagen strömen schaarenweise die Landleute durch die hellen, freundlichen Räume und fegnen staunend den darin waltenden Geist.

Und das Ergebniß von des edeln Montesinos Mühe? — Anderwärts schwankt die Zahl der Rückfälligen zwischen 40 und 50.

Bei ihm zwischen 1 und 2.

Brotpreise. In England, wo ein Silbergroschen erst ein Pfennig ist, bekommt man doch für 6 Pence (5 Sgr.)

½ Pfund mehr Weißbrot, als in den großen Städten Deutschlands. Es kommt daher, weil England den Verkehr mit Lebensmitteln ganz befreit hat und Jeder sicher ist, daß keine polizeilichen Maßregeln dazwischen fahren werden und können. Solche Maßregeln, so gut sie auch gemeint sein mögen, stören den Umsatz und können leicht den Getreide-Kaufleuten die größten Geschäfte verderben. Deshalb bringt Jeder lieber seine Waaren in solche Länder, wo keine Eingriffe zu befürchten sind. Deshalb ist in England die Fülle, und die Regierungen, die speziell für Brot und Fleisch der Unterthanen sorgen, müssen sich oft an England wenden, wo nicht ein Drittel dessen wächst, was gebraucht wird.

Türkische Soldaten. Ein Ungar, der über ein Jahr lang in der Türkei lebte und große Reisen in Soldaten-Begleitung machte, schildert das türkische Militär so: „Es sind lustige, joviale Kerle und man kann sich keine bessern Reisegefährten denken. Jeder trägt seinen Stambul-Fez wie ein humoristischer Bursche und die blaue Quaste kömmt nie zur Ruhe vor ihrer Lebhaftigkeit. Die Haupt-Uniform ist eine blaue Jacke mit weißen (oder blauen) rothbreitigen Hosen. Die Schuhe sind ihre schwächste Seite, da die Hacken fast immer ab- oder schiefgelaufen sind und an den Hacken auf- und abklappen, weil sie die Sprungriemen innerhalb derselben tragen. Strümpfe sind nicht Mode. Daher guckt immer ein Theil des Fußes hervor, aber immer gut gewaschen. Ihr Ueberzeug besteht aus einem Taillen- und einem Kreuzgürtel (von der Schulter nach der andern Seite herüber), die in der Regel in Leinenfutteralen stecken und nur bei großen Paraden unverhüllt glänzen. Nur die Korporale glänzen immer. Jeder Soldat hat einen weißen Mantel mit gelben Knöpfen und einen „Kapuziner," das Haupt damit zu bedecken. Letztere werden vom Halse über die Brust weg hinten zugebunden, so daß es recht „kindisch" aussieht. Die Offizierröcke (Waffenröcke) sind zum Theil reich mit Gold gestickt und ihre säbelförmig gekrümmten Schwerter backen ganz vortrefflich." —

Die Türkei hat gegenwärtig ein regulären activen Heer von 138,080 Mann, eine Reserve von 38,680 Mann, 51,500 Mann irreguläre Truppen, 140,000 irreguläre Contingente, Summa 338,260 Mann. Die regulären Truppen sind gut eingeübt, an eine strenge Disciplin gewöhnt, und die Offiziere sehr unterrichtet. Die Artillerie besonders ist ganz vortrefflich.

Die Marine besteht aus dreizehn Linienschiffen und vierzehn Fregatten; dazu müssen noch eine gewisse Anzahl Corvetten, Dampfer, Briggs und Goeletten gezählt werden. Die Matrosen sind nicht sehr disciplinirt und die Erziehung der Offiziere läßt noch Manches zu wünschen; indeß muß man die Gerechtigkeit üben, zu gestehen, daß sie mit jedem Tage die befriedigendsten Fortschritte macht.

Das Einnahmebudget wechselt zwischen 650,000,000 und 750,000,000 Piastern (15 bis 52 Millionen Thalern). Die vorzüglichsten Quellen der Einnahme sind — die tithes, welche nicht eigentlich eine Abgabe sind, sondern eine Forderung, die der Staat als Grundeigenthümer an seine Pächter richtet; die vergn. nach demselben Grundsatze, wie die Einkommensteuer, die Kopfsteuer, welche ausschließlich die nichtmuselmännischen Unterthanen trifft, und deren Abschaffung sobald als möglich beantragt werden soll, da sie zu demüthigend ist; der Ertrag der Zölle, oder gumruk; und endlich die indirekten Steuern oder intikab; Patent-, Stempel-, Gebäude- und Post-Abgaben.

Das Ausgabebudget ist gegen 741,000,000 Piaster, unter 49,000,000 Thaler. Die Civilliste des Sultans ist mit 75,000,000 Piaster (5,000,000 Thaler) aufgeführt; die Armee mit 300,000,000 und die Marine 37,000,000.

Weibliche Ritterlichkeit in Amerika. Mehrere Ackerbauvereine (also Landleute, des Staates Ohio haben seit 2 Jahren Preise an die besten Reiterinnen vertheilt. Am 7. und 8. Oktober hatte eine solche Gesellschaft in Shamford ihre jährliche Ausstellung, wobei sieben Preise für Reiterinnen ausgesetzt waren. Sie rangirten von 25 Dollars bis zu einem Prachtsitz (mit Goldtuttera!) für die besten Damen zu Pferde, welche aber nicht über 21 Jahre und unbemannt sein müssen, um zum Preisreiten zugelassen zu werden. Bei uns wissen nicht einmal die Ritter mit Pferden umzugehen, und dort drüben feiern die Damen Ordensfeste für ganz reelle ritterliche Dienste zu Pferde.

Ed. Gottwald in Dresden hat unter dem Titel: „Historische Erzählungen und Bilder aus dem Leben" zwei Bände Erzählungen veröffentlicht, die besonders für alle Freunde der sächsischen Special-Geschichte von großem Interesse sind. Mit großem Geschick versteht der Verfasser interessante Stoffe aus den Archiven zu wählen und in einem ansprechenden Gewande dem Leser vorzuführen. Auch die Bilder aus dem Leben sind sehr frisch und wahr geschrieben und empfehlen wir besonders allen Lustwieldichtern die kleine Novelle: „Rudolph," die sich durch trefflichen Humor und glückliche Situationen auszeichnet und, zu einem Lustspiel verarbeitet, sicher eine schlagende Wirkung haben würde.

Elektrische Harpune. Der deutsche Professor Jacobi in Petersburg hat ein Mittel erfunden, die Wallfische, die im Todeskampfe oft großen Schaden anrichteten, schnell und sicher durch einen elektrischen Schlag zu tödten, welcher durch einen ungeheuern Magnet erzeugt und durch einen Draht mit der Harpune zugleich dem getroffenen Wallfische applicirt wird.

Ein seltenes Talent an einer Kaiserin. In China gilt die Wissenschaft mehr, als in irgend einem andern Lande der Welt, ebenso die Arbeit. Ein Gelehrter, der Erklärungen zur chinesischen Bibel (Konfucius) geschrieben, rühmte sich seines Bruders, der Fächer und Schirme bemalen könne. Und in einer der neuesten Proklamationen des Kaisers rühmt dieser selbst an seiner Frau, „daß sie feine, aber auch grobe Wäsche mit eigenen Händen waschen könne." Aus diesem Grunde empfiehlt er sich und sie dem Schutze des Volkes gegen die Rebellen. E. K.

Berichtigung.

Pag. 508, Zeile 24 v. o. lies „6000 Hände" statt „600 Hunde."

Zur Nachricht!

Der unerwartet große Aufschwung, den unser illustrirtes Familienblatt in den letzten Wochen genommen, erlaubt uns heute die erfreuliche Mittheilung, daß die Gartenlaube vom nächsten Quartale ab in vergrößertem Formate und mit vermehrten Illustrationen erscheinen wird. Die mit jeder Woche sich mehrenden guten Beiträge erfordern eine solche Ausdehnung, mit der wir zugleich dem Beifall unserer vielen Freunde zu danken hoffen.

Redaktion und Verlagshandlung
der Gartenlaube.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 48. 1853.

Illustrirtes Familien-Blatt. — Verantwortlicher Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich ein ganzer Bogen mit Illustrationen.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 10 Ngr. zu beziehen.

Selbstaufopferung.

Lebensskizze.

(Schluß.)

„Auf einer Durchreise in meine Heimath suchte ich das Kommel'sche Haus auf. Rudolf's Aussehen erschreckte mich in der tiefsten Seele. Er war gebrochen. Seine hohe kräftige Gestalt erschien mir wie innerlich zusammengestürzt. Die Spannung und bläuliche Blässe in seinen Zügen war mir wahrhaft peinlich, und den unheimlichen Glanz seines Auges ertrug ich kaum. Er hatte das Ansehen eines Mannes, der sich aus moralischer Verzweiflung dem Trunke ergeben hat und täglich eine größere Quantität starker Spirituosen zu sich nimmt. Inzwischen versicherten mich sein Bruder, wie Veit, die ich einzeln über Rudolf's auffallende Veränderung befragte, daß er außerordentlich mäßig lebe und nie einen Tropfen geistige Getränke zu sich nähme.

„Mit schmerzlicher Wehmuth saß ich mit ihm auf seinem Zimmer auf dem Sopha. Auf mein Befragen nach seinem Befinden hatte er mir geantwortet: er habe sich noch nie wohler befunden als jetzt. Das schmitt mir in die Seele. Nach einem kurzen gleichgültigen Gespräch sagte er plötzlich: „Ich will Dich mit einer Neuigkeit überraschen, wenn Du sie nicht schon weißt. Mein Bruder hat sich mit Louise Bernigau verlobt. Er und meine Schwester werden zusammen zu Ostern nächstes Jahr Hochzeit machen."

„Ich habe das fast vorausgesehen," versetzte ich, eigentlich froh über die Nachricht.

„Ich nicht," sagte er schmerzlich lächelnd. „Ich bin sehr kurzsichtig."

„Glaube mir, Rudolf, das Mädchen paßt zu Deinem Bruder. Zu Dir nicht. Ihn wird sie glücklich machen. Du hättest unmöglich glücklich mit ihr leben können."

„Lassen wir das. Es ist ja gut so."

„Du mußt Dich aus dieser weinerlichen, entnervenden, eines Mannes so unwürdigen Stimmung herausreißen, Rudolf. Du thätest am besten, das elterliche Haus und die Vaterstadt ganz zu verlassen."

„Das will ich auch. Ich stehe im Begriff, Alles aufzugeben, selbst die Kaufmannschaft. Ich habe endlich

eingesehen, daß ich nicht dazu passe. Du weißt, daß der Professor Transdorf hier eine Lehranstalt für Chemie hat. Diese besuche ich schon seit einem halben Jahre und werde den ganzen Cursus durchmachen. Dann will ich eine große Reise machen und nicht wieder zurückkehren."

„Das ist ein herrlicher Entschluß von Dir, weshalb ich Dich sehr loben muß," versetzte ich aufrichtig erfreut und ohne die mindeste Ahnung, welchen geheimen Sinn er mit seinen Worten verbunden hatte. „Nicht wahr?!" lachte er, aber es war kein Frohsinn in diesem Lachen. — Ich verließ ihn zwar bekümmert, aber ich hoffte von der Ausführung seines Entschlusses, wie ich ihn natürlich dem Wortlaute nach verstanden hatte, und von seiner Jugend alles Gute für ihn.

„Zum Frühjahre erhielt ich eine Einladung nach E. und für eine lange Zeit die Zusage lohnender Beschäftigung.

„Mein erster Besuch galt wieder dem Rommel'schen Hause. Im Laden war Veit, und als ich nach Rudolf fragte, antwortete er: „Sie finden ihn auf seiner Stube," machte aber dazu ein Gesicht und eine Handbewegung, die mich nichts Gutes erwarten ließen.

„Rudolf's Anblick war wirklich entsetzlich. Ganz abgezehrt, war die Haut straff und glänzend und von ganz fahler Farbe über die stark hervorstehenden Backenknochen gespannt. Nie hab' ich etwas Grausigeres gesehen, als den Glanz seines tief eingesunkenen Auges. Er war so schwach, daß er mir kaum noch entgegen schleichen konnte; seine knöcherne Hand war kalt und klebrig, und seine Stimme matt und hohl, als er mich willkommen hieß.

„Rudolf!" rief ich und hatte Mühe, einen Thränenstrom zurück zu halten. „Um Gott, Freund! was ist das mit Dir?"

„Der Tod!" hauchte er freundlich lächelnd, gleichsam schon verklärt. „Es ist mir eine große Freude, daß Du wieder hierher gekommen bist. Ich habe Dich mit Sehnsucht erwartet. Du wirst mir noch einige Abende schenken, eh' ich aus dem Leben scheide. Ich muß Dir durchaus ein Geheimniß anvertrauen. Ich kann's Niemandem weiter als Dir. Wir wollen noch ein paar Tage recht glücklich zusammen sein."

„Er war wirklich heiter und zufrieden, und mein Schmerz über seinen bevorstehenden Verlust wurde dadurch milder. Ich mußte ihm versprechen, den Abend bei ihm zuzubringen und ging. Sein Aussehen machte mir viel Bedenken. Das war doch keine gewöhnliche Abzehrung oder Lungensucht. Er hatte weder über Husten, noch Auswurf geklagt; keins der gewöhnlichen Symptome zeigte sich an ihm. Das Räthsel sollte sich mir bald genug lösen.

„Als ich Abends wieder in sein Zimmer trat, war es mit einigen Blumenstöcken in Aschen, Teppichen und dergleichen geschmückt; er selbst in einer feierlichen und getragenen Stimmung. Die Theemaschine stand auf dem Nebentische; Havannah's lockten auf einem Teller. Rudolf verschloß die Thür und setzte sich dann zu mir auf das Sopha.

„Ich kann nicht sterben, lieber Schmidt," begann er mit einer heiser flüsternden Stimme, die mich erheben machte, „ohne Dir vorher mein Herz aufgeschlossen zu haben. Du wirst das, was ich Dir jetzt entdecken muß, so lange als Geheimniß bewahren, bis die Mittheilung Niemandem mehr schadet, und auch dann noch wirst Du vorsichtig damit sein."

„Ich gab ihm Hand und Wort darauf.

„Liebes Bruderherz," begann er, „ich liebte Louisen schwärmerisch mit der heiligsten Geschlechtsliebe — ach! diese Liebe hat sich zur Leidenschaft gesteigert, seit sie meines Bruders Braut ist; ich liebte meinen Vater und meine Geschwister eben so schwärmerisch mit ächter treuer Kindes- und Bruderliebe; aber meine Liebe wurde nicht verstanden und nicht erwiedert, hier nicht und dort nicht. Zwei unselige Entdeckungen machte ich fast zu gleicher Zeit, nämlich daß Louise meinen Bruder liebte und von ihm geliebt wurde und daß unser Haus dem Bankrott entgegen ging. Wir waren bei Weitem nicht so gut situirt als die Welt glaubte und Verluste und unglückliche Spekulationen brachten uns an den Abgrund des Verderbens. Mein alter Vater durfte davon um keinen Preis der Welt etwas merken. Aber desto schrecklicher mußte der Schlag für ihn sein, wenn ihm der Bruch nicht mehr verborgen bleiben konnte. Aber noch schlimmer: mit dem Bankrott hätte Fritz die Braut und Eulalie den Bräutigam verloren. Ich kenne Louisens Vater zu gut, als daß ich nicht wissen sollte, er werde seine Tochter nimmermehr dem Sohne eines fallirten Hauses geben, und Veit ist ein viel zu gemeiner Mensch, als daß er ein armes Mädchen heirathen sollte. Ich habe diesen widerwärtigen Gesellen nie leiden können, aber meine eigenthümliche Natur hat mich stets angetrieben, ihm Gutes zu thun, Wohlthaten zu erweisen. Ich erkannte es folglich als meine Lebensaufgabe, schnell unser Haus zu retten, meinen Vater seinem glücklichen sorglosen Leben zu erhalten, meinen Bruder Fritz und meine geliebte Louise, sowie meine Schwester Eulalie und Veit glücklich zu machen, und damit so still als möglich aus diesem Hause zu scheiden und den zurückbleibenden Gliedern desselben in keinerlei Weise abnen zu lassen, was ich für sie gethan. Ich hatte mir früher einmal ein kleines Kapital erworben, von dem die Meinigen nichts wußten. Dieses wandte ich jetzt dazu an, mich heimlich mit der höchsten Versicherungssumme in eine der größten Londoner Lebensversicherungsbanken zu kaufen. Bei meiner so sehr in die Augen fallenden gesunden Complexion hatte meine Aufnahme keine Schwierigkeiten. Sobald ich die Police in der Hand hatte, erklärte ich meinen Angehörigen, den Cursus der Chemie bei Professor Transdorf machen und dann in's Ausland gehen zu wollen. Ich aber studirte aus keinem andern Grunde Chemie, als um die feinen ätherischen Gifte kennen zu lernen und mir zu verschaffen, welche das menschliche Leben langsam und in einem vorher zu bestimmenden Zeitraum vernichten, ohne eine erkennbare und nachweisbare Spur im Körper zurücklassen."

„Um Gotteswillen!" schrie ich auf. „Du hast Dich vergiftet, Rudolf!"

„Still, still, Freund! Das Opfer ist gebracht; in wenigen Tagen fällt es. Ich kann fast den Tag

bestimmen, an welchem ich sterben werde. Ich bin mit der äußersten Um- und Vorsicht zu Werke gegangen. Ich vertraue Deiner Freundschaft; sie wird mein Werk nicht vereiteln. Ich fühle mich unaussprechlich glücklich, daß ich der Retter der Meinigen werden kann, und um so glücklicher, daß Keins von ihnen auch nur die leiseste Ahnung von meinem Liebesopfer hat. Wie Jesus Christus gehe ich für die Meinigen in den Tod."

„Es ist unmöglich, meine Gefühle bei diesem Geständniß zu beschreiben. Ich saß wie erstarrt. Ich mußte den dem Tode verfallenen Menschen vor mir zu gleicher Zeit hochverehren und verdammen. Was sind alle berühmten Selbstmorde und Opfertode gegen diesen! Welche furchtbare über alles menschliche Maaß hinausgehende Charakterstärke gehörte dazu, seit Jahr und Tag gleichsam täglich zu sterben und diese Leiden auszuhalten! Ich warf mich weinend an seine Brust und rief: „Aber, Rudolf, geliebter Mensch, hast Du denn nicht bedacht, daß Du mit Deiner beispiellosen Aufopferung für die Deinen einen Betrug begehst? Du betrügst ja die Versicherungsbank, die Dir vertraut."

„Ich habe diesen dunkeln Fleck in meiner That wohl erkannt. Aber diese Sünde ließ sich nicht vermeiden. Ich konnte und durfte ja nicht unschuldig sterben, wie mein Heiland. Aber sein Blut hat dafür geforgt, daß mir diese Schuld wieder abgenommen werde. Unsere Kirche bietet nicht die rechten versöhnenden Reinigungsmittel für solche intricate Fälle. Ich bin heimlich zur ehrwürdigen und wahrhaftigen Mutter Kirche zurückgekehrt; sie hat den Sünder erbarmungsvoll in ihren Schooß aufgenommen und ihn mit ihrer unerschöpflichen Heilkraft von allen Sünden entlastet. Ich habe Absolution erhalten, liebster Freund, und gehe ruhig und heiter mit Gott und Menschen versöhnt hinüber, wo nicht Goldbesitz das Glück der Seligen ausmacht." Damit zog er ein Kruzifix aus seinem Busen und küßte es inbrünstig und andächtig. — —

„Meine Gemüthsbewegung an diesem Abend war so stark, daß ich selbst erkrankte. Rudolf Rommel starb nach einem Monat und hinterließ den Seinigen eine Police, welche ihnen ein großes Kapital in's Haus brachte. In keinem der Betheiligten stieg eine Ahnung von seinem Opfertode auf. Friedrich und Louise wurden ein glückliches Paar und überließen dem Veit'schen Ehepaar das väterliche Geschäft in C., indem sie in der hiesigen Stadt ein bedeutendes Kaufmannsgeschäft begründeten. Die junge Frau Doctorin ist ihre Tochter. Ich zweifle, daß der Name des unseligen Schwärmers in diesem Hause jemals genannt worden ist. Am meisten hat mich eine spätere Aeußerung Veit's geschmerzt. Ich deutete nämlich darauf hin, daß die hohe Versicherungssumme dem Rommel'schen Geschäfte sehr zu statten gekommen sein möchte.

„Ich verstehe Sie," versetzte er. „Ihre Aeußerung beweist, daß Ihnen Rudolf über unsere damalige Lage, wie er sie auffaß, Mittheilungen gemacht hat. Aber er war im Irrthum. Wir standen keineswegs auf so schwachen Füßen. Diese Annahme war eine seiner fixen und verrückten Ideen. Er war ein viel zu schlechter Geschäftsmann, als daß er unsere Lage richtig hätte beurtheilen können. Er sah Gespenster am hellen Tage und ängstigte sich unnöthiger Weise ab. Es war gut für ihn, daß ihn Gott hinweg nahm."

„Ich schauderte. Und was hatteſt Du gelitten und gekämpft, großes stolzes Herz! — Was ist denn eigentlich das Leben? Eine widerwärtige Posse, eine miserable Farce. Für welche Kreaturen hatte Rudolf den ungeheuern Kampf bestanden? Dort sitzt ein Paar davon. Was ich Ihnen da erzähle, ist keine Dichtung — es ist nur leider mir allzusehr Wahrheit."

Schmidt schwieg mit einem grimmigen Gesicht. Ich war tief erschüttert und den ganzen Tag verstimmt und schweigsam.

L. St.

Die unbekannten Gewerbe in Paris.

Nachdem ich Paris in allen Richtungen, studirt hatte, gelangte ich zu der festen Ueberzeugung: Wenn mir Jemand sagen würde, daß in irgend einer entlegenen Gasse ein Mensch wohne, der Messergriffe aus altem Mondscheiben mache — ich würde es ihm glauben.

Paris hat meine ganze Verwunderung abgenützt; ich staune nicht mehr, mache keine Bemerkungen mehr, ich sehe und höre nur und sage mir: Es ist möglich! Ich habe auf meinen Gängen mitten durch die Stadt des Elends Alles gesehen! Ich habe Männer angetroffen, die das Talent Columb's haben und jeden Tag irgend ein Amerika entdecken müssen, um am Tage einen Bissen Brot und in der Nacht ein Lager zu finden.

Kennen Sie einen Menschen, der Feuer verkauft? Nein; aber ich! Monsieur Jannier ist etwa 35 Jahre alt, seine Brust ist breit, seine Haare fallen auf den Nacken nieder, wie die Mähnen eines Löwen. Sein Gesicht ist offen und freimüthig; seine Sammetjacke mit den weiten Seitenflügeln, seine plutrigen Husarenhosen dazu geben ihm das Aussehen eines Ornamentenmachers, kein Pariser würde ihn für einen Geschäftsmann halten; kurz er sieht wie ein Künstler aus und er liebt auch die Kunst. Als er noch jung war, schwärmte er manchmal in den Weinkneipen der Barrieren, seitdem aber haben die Jahre seinen Verstand gereift, er hat Satan Lebewohl gesagt und den Werken des Teufels entsagt. Er geht allerdings noch sehr gern in die Boulevardtheater, wo man die sanftrührenden Thränen- und Schauerstücke zu Dutzenden giebt, aber seine Gedanken sind auf etwas Anderes gerichtet: er will Glück machen!

Jannier träumte von behaglichem Leben, vom Mit-

telstande, von einem Pferde, um nach Herzensluſt auszufahren, um in ſeinem eigenen Sperrſitze ſeine Lieblingsſchauſpieler zu ſehen. Sein höchſter Ehrgeiz, ſein Utopien beſtand darin, in einem kleinen weißen Landhäuschen mit grünen Jalouſien ſeine alten Ideale zu vereinigen. Surville, Francisque, St. Ernest und Chilly, und in Paris zuweilen Lacressonnière und Deshayes zu beſuchen, vielleicht Chriſtian und Bavaſſeur vom Theater des folies zu putzen und bei hellem Tage mitten auf dem Boulevard die Damen vom Theater zu grüßen. Dies war der Beweggrund, der unſern Erfinder ſtachelte, der Stern, der ihn zu Entdeckungen geführt hat.

Die Marktweiber (les dames de la halle), welche den ganzen Tag der unangenehmſten Witterung ausgeſetzt ſind, bedienen ſich ſieben Monate lang kleiner viereckiger Käſtchen, die inwendig mit Blech beſchlagen ſind und Chaufferettes heißen, oder auch jener abſcheulichen Thontöpfe, die man gueux, Lumpenkerls, heißt. Sie ſetzen dieſelben zwiſchen die Knie, um ſich die Finger zu erwärmen. Dieſe Damen laſſen ſich ihre Wärmkäſtchen oder gueux täglich 1—2 Mal von den nahen Kohlenhändlern herrichten, zahlen 3 Sous für beide Male und müſſen oft lange warten, bis es den Herren Auvergnaten beliebt, daran zu denken oder früh aus dem Bette zu kriechen. Dieſe unentbehrlichen Herren ſchliefen bisweilen bis in den hellen Tag hinein.

Jannier war Zuläufer am Markte, d. h. er verrichtete ungefähr Alles, was man von ihm verlangte; er war Laſtträger, Eckenſteher, Botenläufer u. ſ. w. Jannier hatte alſo, während er in langen Nächten auf Arbeit wartete, die Nachläſſigkeit der hohen Bankiers vom Kohlenhandel bemerkt und beſchloß, ſie auszuſtechen. Er hatte einen Einfall, der, wenn er gut angewendet wurde, den Erfinder unfehlbar zu jener erſehnten Behäbigkeit führen mußte — zu dem geträumten Sperrſitze.

Er ſagte zu ſich ſelbſt: Ich kann zu meinem Ziele nur gelangen, wenn ich beſſere und wohlfeilere Waare liefere, meinen Kunden mit Gefälligkeit zuvorkomme,

Ein Sonntag in Altbayern.

Es blinkt der Morgen durch den Wald
In heit'rer Sonntagshelle,
Und von der grünen Höhe ſchallt
Das Glöcklein zur Kapelle.
In bauſchig-faltenreichem Putz
Die Frauen in des Mannes Schutz,
Die Kinderlein zur Seite,
Ein frommes Buch in jeder Hand,
Und ehrbarlich den Schritt gewandt, —
Zieh'n ſie durch friſche Weite.

Vor der Kapelle hingeſtreckt
Der Hörer dichte Reihen:
Des Prieſters Wort erbaut, erweckt
Die Herzen auch im Freien.
Doch wenn nun Gottes Wort erbaut
Die Seelen hat: dann umgeſchaut
Nach einem andern Orte.
Und ſieh, er winkt mit blankem Schild, —
Und ſieh, es treibt und drängt und quillt
Hin durch die nahe Pforte.

Und nun hinauf zum Wagenſitz,
Und nun hinab zum Thale,
Und mit dem erſten kleinen Spitz
Zum ſonntäglichen Mahle.
Wie Haus und Flur gemüthlich blinkt!

Wie der geliebte Knödel winkt
Zu innigſtem Behagen!
Da ſitzen ſie nun Kopf an Kopf,
Und communiſtiſch nur Ein Topf
Für all' die weiten Magen.

Doch nun hinaus in buntem Kranz:
Hier flottes Kegelſchieben,
Und dort ein kecker Geigentanz
Mit Streiten und mit Lieben!
Und aus der Liebe kommt der Streit,

Und durch die Prügel erſt gedeiht
Das ſonntägliche Feiern.
So war es ſtets und wird es ſein:
Zum Sonntag müſſen Prügel ſein,
Im guten, alten Bayern!

Wer ſie bekommt, ob Frau ob Mann, —
Man braucht's nicht zu erfahren.
Man knüpft die Herzen wieder an
Mit ausgerauften Haaren.
Und daß der Sonntag nichts verliert:
Nun raſch noch ein'ge Maß kiekirt,
Dann mag der Himmel walten.
Doch wißt, der Teufel iſt verſchmitzt,
Wenn Einer einen Rauſch beſitzt:
Drum feſt zuſammenhalten.

So feſte wie es eben geht.
Nach ſo und ſo viel Maaßen,
Und wenn der Mond am Himmel ſteht,
Dann ſieht man ſchon die Straßen.
Man findet auch das offne Haus,
Schläft ſeinen Rauſch gemüthlich aus,
Und denkt der nächſten Feier
Hin durch der Woche ernſter Pflicht;
Des Durſtes Reue kennt er nicht,
Der gute, alte Bayer. —

A. Schloenbach.

anstatt sie zu meinem Bette kommen zu lassen. Die Auvergnaten geben Kohlenstaub in die Chaufferetten und das kann gefährlich werden; ich muß etwas Unschädliches auftreiben, das eben so viel Wärme giebt und länger brennt. Er dachte nach, suchte, versuchte und fand endlich „den verkohlten Gerberloh."

Er konnte nun seine Rivalen schlagen, indem er ankündigt: „Keinen Kopfschmerz mehr!" Jannier war ein Erfinder, seine Concurrenten waren nur simple Verkäufer; er hatte Genie, hatte den Fortschritt gefunden, während jene nur ärmliche Professionisten waren.

Gegen Ende des Winters 1836, als die Marktweiber nur in der Nacht noch Feuer brauchten und nur auf den Markt kamen, wenn um Mitternacht die ersten Obst-, Fisch- und Gemüsewagen auf den Platz rollten, näherte er sich den Gruppen, sprach mit den Leuten, scherzte höflich mit den Damen, die sich die Oberherrschaft der schwarzen Kohlenhändler gefallen ließen, und als er sich endlich das Lob eines gutmüthigen Burschen erworben hatte, flocht er hinterlistig die Frage in's Gespräch:

„Was würden Sie denken, wenn ein Mann, der weder Auvergnat noch Kohlenhändler ist, jeden Morgen Ihnen die Wärmpfanne zu Ihnen selbst auf Ihre Standplätze brächte, ohne daß Sie sich auch nur im Geringsten zu derangiren brauchten, und das sofort zu jeder Stunde, bei Tag und Nacht?"

„Wir würden sagen: das ist ein braver Kerl, er würde sich gut dabei stehen und wir auch."

„Nun also, dieser Kerl werde ich sein, denn im nächsten Winter etablire ich mich als Feuerhändler."

Diese neue Idee, ein Mann, der es besser zu machen versprach, als man es seither gemacht hatte, beschwor einen wahren Sturm herauf, ein allgemeines Hallali! Bevor noch Jemand wußte, wovon es sich handle, hatte schon Jeder geschrieen, das sei unmöglich und jeder Versuch unnütz; das solle Keinem einfallen. Ueber Jannier fielen alle Witze her, er errang sie alle mit der Ruhe des Genies. Er fühlte sich stark, denn er hatte Vertrauen auf sich selbst und er ließ den Sturm vorübergehen. „Wer sich zuletzt wärmen wird, wird sich am besten wärmen," dachte er bei sich selbst.

Sogleich den folgenden Tag miethete er jenseits der Seine, an dem Ufer der stinkenden Bièvre, fast auf dem Felde, in der Gasse Croulebarbe, eine Art verwitterten Gemäuers, einen Hof, der von einer zerfallenen Mauer eingeschlossen war. Hierher schleppte er vier Pflastersteine und ein altes Blechdach, einen Auffatz, und begann sein Geschäft mitten im zwölften Arrondissement; zwischen den zahlreichen Gerbereien sitzend hatte er sein Material bei der Hand, das er mit einem kleinen Handkarren zuführte und in einem alten Kasten verschloß, den er mit Blech ausfütterte und somit zu seinem Magazine umgestaltete. Mit diesem bescheidenen Handwerkszeuge machte sich Jannier an's Werk. Zuerst richtete er einen gehörigen Luftzug ein, die Pflastersteine stellten den Ofen vor.

Seine sämmtlichen Ersparnisse, 600 Francs, die Frucht saurer Mühen und Entsagungen, spielte er auf eine einzige Karte; wie die kühnen Seeleute, welche auf die Entdeckung unbekannter Welttheile auszichen, wagte er seine Jugend und seine alten Tage.

Den ganzen Winter hindurch steckte er in seinem Laboratorium während des Tages, halb nackt, der Ungunst der Witterung preisgegeben, neben einer Ofenhitze wie in einer Bäckerei. Ein anderer Mensch wäre dabei umgekommen, aber er besaß Ausdauer, Muth und Unternehmungsgeist; er wollte über die Lacher triumphiren. Nach diesen Tagesarbeiten ging Jannier regelmäßig des Nachts auf den Markt und setzte daselbst die alten Arbeiten fort, um das Nöthige für sein Leben zu verdienen. Er verrichtete hier die Arbeit von drei Männern, aber er hatte sich feierlich vorgenommen, sein Kapital nicht anzugreifen und seine Existenz wie früher zu fristen.

Gegen das Ende des Sommers baute er sich einen Lastwagen, den er inwendig und auswendig mit starkem Blech beschlug; sein alter Karren gab die Räder und das Gestelle dazu her, und sobald die erste Nachtkälte einbrach, Ende September, erschien er plötzlich auf dem Markte des Innocents, hinter sich ein schwarzes Ding schleppend, das ganz wie ein Trauerkasten aussah. Als man am wenigsten darauf gefaßt war, erscholl auf einmal der sonderbare Ruf, daß alle Köpfe sich umwandten:

„Feuer! Feuer zu verkaufen! Wer braucht Feuer?! Meine Damen, bedienen Sie sich für Ihre Chaufferetten! Feuer zu verkaufen!"

Seine männliche und wohlklingende Stimme übertönte den Markt von der Gasse St. Denis an bis weit über den Tuchmarkt hinüber. Ein ungeheurer Lärmen antwortete; das schallende Gelächter überbot die Verwirrung der verschiedenen Rufe, von denen der Markt gewöhnlich erdröhnt. „Aber er hatte die Neugierde angeregt, man kam heran, man wollte sehen und erfahren, was da geschieht. Die kühnsten Marktweiber wollten die Waare versuchen; Jannier, treu den Vorschriften der alten französischen Galanterie, zeigte seine Neuigkeit und wies das Innere seines Kastens, das ganz einem glühenden Krater glich. Die muthigen Damen kauften um 1 Sous Feuer und ihre plaudernden Zungen trugen die Mähre weiter, und erfrarten ihm alle Kosten der Anschlagzettel.

Auf dem ganzen weiten Markte sprach man von nichts als von dem neuen Kaufmanne; es kam in Mode, seinen Wärmtopf und seine Wärmschachtel bei dem Feuerverkaufer zu verproviantiren und der war so lustig, so artig und hatte für Jeden seinen harmlosen Scherz.

Heut zu Tage beschäftigt Jannier 15—20 alte Weiber bei seinem Kohlefeu; sie verkohlen Lohziegel das ganze Jahr hindurch, Sommer und Winter. Er hält vier kräftige Pferde, die nicht mehr bloße mit Blech beschlagene Wagen ziehen, sondern eine Art kolossaler Locomotiven aus geschmiedetem Eisen, die auf Messingtafeln stolze Namen tragen: Vulcan, Polyphem, Cyclops, Lucifer, ganz wie auf Eisenbahnen. Diese Wagen versorgen mit ihrem Feuer alle Marktweiber von Paris, von der Vorstadt St. Antoine und le temple bis zur Vorstadt St. Germain und St. Honoré. Ueberdies füllt er die Wärmkasten der alten Leute

mehrerer Versorgungshäuser, und wenn die Verwaltung der öffentlichen Krankenhäuser diesen Artikel verlieitren wollte, und Janvier die zwei großen Siechenhäuser in Salpetrière und in Bicêtre bekäme, so wäre sein Traum erfüllt, den er schon bis zu drei Vierteln erfüllt sieht. Dann könnte er täglich Bavasseur und Deshayes, St. Ernest und Christian zu Tische laden und von seinem Sperrsitze aus diese Herren spielen sehen; er könnte in seinem eigenen guten und weichen Wagen mit zwei schönen Mecklenburgern dahinfahren.

Ohne Zweifel giebt es ungeheure Reichthümer auf dem Pariser Markte, aber das will nicht sagen, daß man nur den Fuß auf das Pflaster des Marktes des Innocents zu setzen braucht, um sogleich seine alten Brotrinden oder seine mürben Lohziegel in Gold verwandelt zu sehen. Auch hier giebt es Leute und zwar sehr viele, die unterliegen; nicht alle Steine, die man rollt, bringen Moos mit, wie man sagt. Auf den Pariser Märkten schlägt sich um's tägliche Brot eine ungemein große Volksmenge und benetzt mit saurem Schweiße die wenigen Sous des täglichen Erwerbs. Diese Zuläufer sind thätige, unternehmende Leute, kühn und bereit zu jeder Arbeit, zu jedem Gange, zu jeder Entbehrung. Sie schonen weder ihre Arme noch ihre Beine; sie sind treu und redlich; sie haben alle Eigenschaften, die einen ehrlichen Mann auszeichnen und dennoch tragen sie meist nur einen geringen, ungenügenden Lohn davon.

Gesundheits-Regeln.

IV.

Blut-Diätetik.

Ohne Blut und seinen Lauf kein Leben, ohne die richtige Menge und Mischung des Blutes, sowie ohne die gehörige Circulation desselben keine Gesundheit.

Darum halte man stets auf genug und auf gutes Blut und unterstütze dessen Lauf durch den Körper so gut man kann. Nichts ist aber leichter als dies, sobald man nur ernstlich will und den folgenden Regeln mehr traut, als den Recepten der Aerzte. Denn in der Apotheke findet sich wahrlich kein einziges unentbehrliches Mittel für das Wohl unseres Blutes, trotz allen sogenannten blutreinigenden, blutmachenden und blutstärkenden Arzneien, wohl aber eine sehr große Menge gegen dessen Wohl. — Den Blutlauf besprechen wir zunächst und zwar deshalb, weil das Blut während seines Kreislaufs durch den Körper (s. Gartenlaube Nr. 9, S. 91) nicht blos alle Theile desselben durch Ernährung belebt, sondern weil es auch selbst an verschiedenen Punkten des Körpers zu seinem orientlichen Bestehen neues gutes Material von außen aufnimmt und dafür alte, unbrauchbare Stoffe auswirft. Demnach muß ein regelmäßiger Blutlauf ebensowohl das Neubilden, sowie das Reinigen des Blutes unterstützen, während Störungen dieses Laufes das Blut arm an guten und reich an schlechten Bestandtheilen machen können.

Der Blutlauf kommt vorzugsweise mit Hülfe folgender Organe und Thätigkeiten zu Stande: 1) durch das Herz und seine Zusammenziehungen; 2) durch das Athmen, wobei sich der Brustkasten einem Blasebalge oder einer Spritze gleich öffnet und schließt; und 3) durch die Muskeln, welche bei ihrer Bewegung das Blut in den Adern vorwärts drücken. — Wenn wir nun auch auf das Herz und seine Thätigkeit keinen direkten Einfluß durch unsern Willen ausüben können, so liegt es doch in unserer Macht, zum Wohle des Blutlaufs durch mäßige Körperbewegungen, besonders mit den Armen, die Herzzusammenziehungen etwas energischer zu machen, sowie durch Vermeidung alles dessen, was sehr heftiges und länger anhaltendes Herzklopfen verursacht, Störungen im Blutlaufe zu vermeiden. — Ganz anders verhält es sich mit dem Athmen; dieses steht im Interesse des Blutlaufes zum Theil in unserer Herrschaft und wir vermögen durch kräftiges tiefes Einathmen das Blut kräftiger in den Brustkasten hinein und von den Nachbartheilen hinwegzuziehen, sowie durch tiefes und starkes Ausathmen gehörig wieder aus der Brust zu entfernen, so daß auf diese Weise die Circulation des Blutes gerade durch den wichtigsten Theil des Körpers, durch die Brust (Herz und Lunge) sehr gut befördert werden kann. — Was die Muskeln betrifft, so sind diese alle durch willkürliche Bewegungen in Thätigkeit zu versetzen und die Unterstützung des Blutlaufs von dieser Seite her leicht möglich gemacht. Es würde demnach von großem Vortheile für die Circulation sein, wenn man öfters alle in den Gelenken nur möglichen Bewegungen regelmäßig nach einander vornehmen und dabei zugleich das kräftige Ein- und Ausathmen nicht vergessen wollte. Wie oft und wie lange derartige gymnastische Uebungen aber zu machen sind, muß sich nach der Constitution eines Jeden richten; durch Zuviel könnte hier recht leicht geschadet werden und deshalb ist stets ein solcher Arzt dabei zu Rathe zu ziehen, der den Körper ordentlich zu untersuchen und etwas vom Turnen versteht. Wenn die Bewegungen (d. h. active) vom Kranken selbst nicht ausgeführt werden können, da lassen sich dieselben durch sogenannte passive Bewegungen zum Theil ersetzen, wobei ein Anderer die Glieder des Kranken beugt, streckt, rollt, klopft u. s. w. — Die Beschaffenheit des Blutes ist insofern nicht ohne Einfluß auf die Circulation desselben, als dickeres Blut träger wie dünnes fließen und leicht zu Stockungen in den Gefäßen Veranlassung geben wird.

Deshalb ist stets die gehörige Menge Wassers in das Blut zu schaffen. — Welches sind also die Hauptmittel zur Unterstützung des Blutlaufs? Bewegung, kräftiges Athmen und Wasser.

Das Blutleben ist nach drei Richtungen hin in Obacht zu nehmen, nämlich hinsichtlich der Neubildung, der Reinigung und der Verunreinigung des Blutes. — Die Neubildung des Blutes kommt einestheils dadurch zu Stande, daß ihm fortwährend die Stoffe von Außen zugeführt werden, aus welchen das Blut selbst und überhaupt der menschliche Körper besteht, und dies geschieht durch die Speisen und Getränke. Anderntheils hängt sie vom Eintritte eines luftförmigen Stoffes in das Blut ab, mit dessen Hülfe erst die dem Blute zugeführten Nahrungsstoffe (unter Wärme-Entwickelung) dem Blute auch wirklich ähnlich gemacht werden und dieser Stoff ist das Sauerstoffgas der atmosphärischen Luft, welches durch das Athmen in das Blut geschafft wird. Sonach sind Nahrung und Luft die durchaus erforderlichen Bedingungen zur Blutneubildung. Die erstere ist aber nur dann zweckentsprechend, wenn sie die richtige Menge von Wasser, eiweißartiger Substanz, Fett oder fettbildenden Stoffen, Salzen (besonders Kochsalz und phosphorsaurem Kalk) und Eisen enthält (s. Gartenlaube Nr. 39, S. 423); die letztere muß dagegen die richtige Menge von Sauerstoff besitzen und auch gehörig in die Brust eingezogen werden. Sehr oft wird darin gefehlt, daß eine Nahrung genossen wird, in welcher einer der genannten Stoffe in zu großer oder zu geringer Menge vorhanden ist oder wohl gar ganz fehlt, das Zuwenig ist vorzugsweise mit dem Wasser und Kochsalze der Fall. Das Athmen befindet sich aber deshalb gar nicht selten in schlechtem Zustande, weil zu wenig zur Ausbildung des Brustkastens, der Athmungsmuskeln und der Lungen gethan, die Brust sogar noch durch die Kleidung im Athmen gehindert wird (s. Gartenlaube Nr. 16 und 17.)

Die Blutreinigung ist ein zweites Haupterforderniß zum gesunden Blutleben. Fortwährend treten nämlich alte abgestorbene Partikelchen der Körpersubstanzen in das Blut ein, werden hier von dem eingeathmeten Sauerstoffe unter Wärme-Entwickelung verbrannt und dann, der Asche und dem Rauche im Ofen vergleichbar, an verschiedenen Punkten des Körpers mit Wasser oder Wasserdunst versetzt aus dem Blute und aus dem Körper hinausgeworfen. Die Organe, welche diese sogenannten Auswurfsstoffe aus dem Blute entfernen, sind: die Lungen, die Nieren, die Haut und die Leber. Es wäre sonach das erste Erforderniß zur Aufrechthaltung der Blutreinigung, daß das Blut auch ordentlich durch seine Reinigungsorgane hindurchfließt, und dies ist recht wohl durch Beförderung des Kreislaufes auf die vorher angegebene Weise zu ermöglichen. Sodann ist aber auch noch nach gesunden und thätigen Reinigungsorganen zu trachten. Die Lungen sind deshalb durch zweckentsprechendes Athmen, die Haut durch Waschungen und Bäder, die Leber durch Unterstützung des Unterleibsblutlaufes (mittelst Bewegung, kräftiges Athmen und reichliches Wassertrinken), die Nieren durch den Genuß reizloser Getränke in ihrer Thätigkeit zu unterstützen. Wenn der Heilkünstler durch Arzneimittel diese Ausscheidungen befördern will, da sieht's schlimm um den Kranken aus.

Eine Verunreinigung des Blutes, welche übrigens sehr leicht zu Stande kommen kann, ist auf doppelte Weise möglich. Zunächst dadurch, daß die schlechten Bestandtheile, von denen sich das Blut, wie vorher gesagt wurde, fortwährend reinigen muß, in demselben zurückgehalten werden; sodann durch Eintritt neuer schädlicher Stoffe in den Blutstrom. Auf diese Weise entwickeln sich Krankheiten, welche man als Blutkrankheiten bezeichnet und bei denen es natürlich die Hauptaufgabe des Kranken ist, sein entartetes Blut wieder in die gehörige Ordnung zu bringen. Noch besser thut man freilich, wenn man solche Blutkrankheiten zu verhüten strebt, und darüber, lieber Leser, soll Dir in einem nächstfolgenden Aufsatze Belehrung werden. (B.)

Eine Büffeljagd.

Tagebuchserinnerungen.

Es war damals, als ich mich mit meinem Freunde Fliesberg am obern Missouri herumtrieb, über 200 deutsche Meilen aufwärts von St. Louis, wohin die Spuren der Civilisation in kaum erkenntlichen Merkmalen gedrungen. Die Sucht nach Abenteuern und ungebundenem Leben hatte uns dorthin geführt in Gemeinschaft mit einem amerikanischen Trapper, der von Jugend auf in den Indianergebieten geweilt hatte und uns durch seine Kenntniß des Landes und der Bewohner trefflich zu Statten kam. Wir hatten uns in der Nähe eines indianischen Dorfes vom Stamme der Mandanen, eine Hütte gebaut, wie man sie eben zum nothdürftigsten Schutz gegen Wind und Wetter bedarf, und lebten, Dank der Vermittelung unseres Trappers, mit den Indianern im freundlichsten Einvernehmen. Von dem an der Mündung des gelben Steinflusses in den Missouri errichteten amerikanischen Fort konnten wir, wenn es sein mußte, allenfalls nöthige Lebensmittel beziehen, in der Hauptsache aber verschafften uns unsere Büchsen den nothwendigen Lebensunterhalt und unser amerikanischer Freund betrieb die Jagd sogar als Erwerb. Die Jagdgründe der Mandanen, wenn auch nicht mehr so reich an Wild als früher, bieten immerhin noch so viel reiche Ausbeute, daß die

Rothhäute weniger eifersüchtig auf ihr Jagdrecht zu sein brauchen, als die deutschen Grundherren.

So führten wir denn ein ächtes Nimrod's-Leben, bald zu Roß, bald zu Fuß, immer aber die Büchse auf der Schulter und vom Morgen bis Abend die Jagdgründe durchschweifend in kurzer Unterbrechung.

Nur unser sehnsüchtiger Wunsch nach einer Büffeljagd schien nicht in Erfüllung gehen zu wollen, da von diesen nur in Heerden wandernden Thieren keine Spur zu finden war, obwohl wir nun schon mehrere Monate bei den Mandanen verweilten. Die Indianer selbst, für welche der Büffel das schätzbarste Thier ist, da Fleisch, Haut, Hörner, Hufen, Knochen, kurz Alles von ihm zu verwenden ist, nährten wie wir die Sehnsucht nach einer Büffeljagd, und vielleicht noch mehr als wir, indem es mit ihren Vorräthen zu Ende ging. Im Dorfe waren sogar schon religiöse Ceremonien veranstaltet worden, durch welche das Erscheinen der Büffel beschleunigt werden sollte, ungefähr so wie man in Spanien bei anhaltend trocknem Wetter so lange Processionen veranstaltet, bis es zu regnen anfängt.

Eines Abends endlich suchte uns einer unserer indianischen Freunde aus dem Dorfe in unserer Hütte auf. Solche Besuche selbst, bei denen übrigens nach indianischer Sitte nur selten ein Wort gewechselt wurde, waren für uns nichts Ueberraschendes, allein da dies-

mal der Indianer mit dem, bei seinem Volke etwas Besonderes ankündigendem Ausrufe „Hugh!“ an unserm Feuer lauernd Platz nahm, so wurden wir doch auf den Zweck seines Besuchs gespannt. Mit alle der Würde und Ruhe, die dem Indianer eigen, saß unser rothhäutiger Freund vielleicht eine halbe Stunde schweigend da. Endlich wandte er sich, ohne jedoch eine Miene zu verziehen, in seiner Sprache mit einigen Worten an unsere amerikanischen Gefährten, die uns derselbe sofort fröhlich dahin übersetzte: „Hurrah, Kinder! die Büffel sind da!“

Von Schlaf war bei uns in dieser Nacht nicht viel die Rede, und das erste Grauen des Morgens fand uns bereits auf unsern kleinen Prairiepferden, dem Dorfe der Mandanen zureitend, mit denen gemeinschaftlich die große Jagd stattfinden sollte. Als sämmtliche Jäger vereinigt waren, eilten wir der Prairie zu, die sich unübersehbar vor unsern Blicken ausdehnte. Die Nacht suchte noch dem Tage sein Herrscherrecht streitig zu machen, als wir auf einer Hügelwelle in der Ebene Halt machten; einzelne Späher wurden von Zeit zu Zeit ausgesandt, und der Häuptling der Mandanen, als Führer der Jagd, traf dazwischen seine Anstalten, um durch Umzingelung der Büffelheerde die Jagd so ergiebig wie möglich zu machen. In vielen Fällen wird eine so angegriffene Heerde, die immer einige Hundert Köpfe zählt, fast buchstäblich vernichtet.

Nachdem nun alle Vorbereitungen getroffen und die über die grün wogende Prairie heraufsteigende Sonne uns in Entfernung von einer halben englischen Meile die friedlich grasende Heerde zeigte, noch nichts ahnend von dem Unheile, das sie bedrohte, wurde das Zeichen zum Beginn der Jagd gegeben. Eine Büffeljagd scheint für die Pferde eben so viel Anziehendes zu haben, wie für die Menschen, denn rasch wie der Blitz und mit vor Lust gespitzten Ohren flogen die kleinen Thiere über die Fläche dahin und trugen uns im Nu mitten unter die aufgeschreckte Heerde.

Rechts und links brachte nun in wildem Ritt schnell Schuß auf Schuß, und selten daß eine Kugel ihr Ziel verfehlte. Diejenigen Indianer, welche noch mit Pfeil und Bogen bewaffnet waren, bedienten sich derselben mit eben so tödtlicher Sicherheit. Es war mehr eine Schlacht als eine Jagd. Die geängstigten Thiere stoben bald hierhin, bald dorthin, überall Feinden begegnend, bei denen kein Erbarmen. In kurzer Zeit befand sich die Heerde in voller kreisförmiger Flucht, und wir, die Jäger, mitten darin, im Galopp ladend und feuernd. Bisweilen kehrten sich jedoch auch die geängstigten und durch Verwundungen wüthend gemachten Thiere, welche sonst schon beim bloßen Anblick eines Menschen fliehen, zum Widerstande gegen uns. Es waren dies verhängnißvolle Augenblicke.

Zwei an meiner Seite galoppirende Indianer hatten es mit mir zugleich auf einen kolossalen Stier abgesehen, der trotz der Schnelligkeit unserer Pferde fortwährend im Vorsprunge blieb. Endlich holten wir ihn ein; ich drückte das Gewehr ab und brachte dem Thiere den ersten Schuß bei. Der verwundete Büffel machte einen gewaltigen Satz zur Seite und kehrte sich im selben Augenblicke wüthend gegen uns. Eine blitzschnelle Wendung meines Pferdes rettete mich, der schnaubende Büffel schoß hart an mir vorüber; der eine Indianer, nunmehr dem ersten Anprall des gefährlichen Feindes ausgesetzt, hatte kaum noch Zeit, sich mit seltener Geistesgegenwart von seinem Pferde ab auf einige neben ihm rennende Büffel zu schwingen und so im majestätischen Gäsarritt, wie er bisweilen in Kunstreitergesellschaften ausgeführt wird, fortzujagen. Das Pferd des Indianers sank aber unter den wuchtigen Stößen des grimmigen Stieres nieder, dessen große weiße Augen zornglühend rollten, während er dazu mit den schweren Hufen wild den Boden zerstampfte und die lange schwarzzottige Mähne sich borstig sträubte. Ein von dem andern Indianer abgeschossener Pfeil traf den Büffel ebenfalls noch nicht tödtlich, reizte ihn aber dafür desto mehr. Mit fast an die Erde streifendem Kopfe stürzte er auf seinen Angreifer los, der, noch ehe er sein Pferd wenden konnte, sich jählings aus dem Sattel gehoben sah und einige vierzig Fuß weit durch die Luft geschleudert wurde. Ein zweiter Schuß von mir fuhr jetzt dem in seiner Wuth entsetzlich anzusehenden Thiere in den Kopf; es riß die Augen noch weiter auf als vorher, wühlte stampfend den Boden auf, der unter seinen mächtigen Tritten zu zittern schien, schüttelte mit einem mächtigen Gebrüll die riesigen Glieder und sank dann verendend zusammen.

In solche einzelne Scenen und Gefechte löste sich von Zeit zu Zeit die gemeinsame Jagd auf. Immer wieder wurde aber der Widerstand der rasend gemachten Thiere gebrochen, gewöhnlich wenn die wüthendsten getödtet umherlagen, und dann kehrten die übrigen sich wieder zur Flucht und wir, die Jäger, wieder wie vorher hinterdrein. Die Prairie war schon weithin mit getödteten Thieren bedeckt, das Gras zerstampft und niedergeritten, doch immer noch hallte Schuß auf Schuß, die Zahl der Opfer mehrend. So ging es mehrere Stunden fort, bis wir endlich nur noch einen kleinen Rest der Heerde fliehend vor uns hatten.

Die meisten Indianer waren auf dem Terrain, wo eigentlich die Hauptjagd stattgefunden hatte, zurückgeblieben, um die erlegte Beute einzusammeln und fortzuschaffen; nur einige befanden sich noch bei uns zur Verfolgung der Büffel, bei welcher wir jedoch schon seit geraumer Zeit aus dem Prairielande in dürre Haide gerathen waren. Die gehetzten Büffel warfen hier unter den Schlägen ihrer kräftigen Hufe Sand, Staub und Steine in dichten Wolken auf, ohne vor uns, ihren rastlosen Verfolgern, zur Ruhe zu kommen.

Unsere Pferde waren in dem Jagdgetümmel meist alle mehr oder weniger verletzt worden, so daß die Verfolgung von ihrer anfänglichen Lebhaftigkeit etwas abgenommen hatte, dagegen wußten wir um so sicherer, daß uns die Büffel nicht entgehen konnten, indem sie sich auf ein Terrain begeben hatten, das, am Ende durch steile Abhänge nach einem kleinen Bache zu begrenzt, ihr Entweichen unmöglich machte. Selten setzte sich jetzt noch eins der fliehenden Thiere zur Wehre, allein nicht weniger rasend jagten sie vor uns her.

Schon gewahrten wir die Felsenplatten, wo ihre Flucht ein Ende nehmen mußte, schon machten wir

uns kampffertig, um den Rückprall der wüthenden Büffel auszuhalten, als . . . . . Die Scene, die jetzt folgte, läßt sich schwer schildern.

Die bis zum Wahnsinn gehetzten Thiere, von Angst und Raserei vielleicht geblendet, stürzten in ihrem tollen Laufe eins nach dem andern die steile Felsenwand hinab. Als wir einige Augenblicke darnach an den Rand vorritten, zeigte sich unsern Blicken ein grausiges Schauspiel. Der Grund unten war mit den Körpern der riesigen Thiere wie überfäet, die meisten lagen zu Tode zerschmettert umher, einige ließen noch ein schmerzvolles, Mark und Bein durchdringendes Gebrüll vernehmen, dem bald das Röcheln des Todes folgte. An den Spitzen und Zacken der Felswand hingen große Klumpen Fleisch, welche den Büffeln im Niederstürzen herausgerissen worden waren; blutig rieselte es an den Felsen herunter. Noch blutiger sah es unten im Grunde aus; das Geröll und die Steine waren von dampfendem Blute überschwemmt, das rieselnd dem Bache zufloß und dessen Wasser tief roth färbte.

Ich kehrte mich schaudernd von dem Anblicke ab, der zu entsetzlich war, um mir nicht auf einige Tage die Luft zum Jagen zu benehmen. Als ich einige Zeit darauf die Stelle wieder besuchte, hatte der Regen die blutige Felswand und den Grund wieder reingewaschen; die weißen Wölfe, die dort höchst zahlreich, und Raubvögel hatten die gestürzten Büffel aufgezehrt, und selbst deren gebleichte Knochen waren durch die vom Regen angeschwollen gewesenen Fluthen des Baches zum großen Theil fortgeschwemmt worden. Von dem blutigen Vorgange war kaum eine leise Spur zurückgeblieben.

Blätter und Blüthen.

Prinz Ferdinand. Ueber den Tod des Prinzen Ludwig Ferdinand von Preußen bei Saalfeld ist so Vielerlei gefabelt worden, daß es nicht ohne Interesse ist, einen authentischen Bericht über den Vorfall zu hören. In den soeben erschienenen „Souvenirs et campagnes d'un vieux soldat de l'empire" finden wir folgenden Bericht:

Am 10. Oktober 1806, beim Uebergang über die Saale, stieß das 111. französische Armeecorps unter Marschall Lannes auf eine Infanterie-Abtheilung, welche Prinz Ludwig Ferdinand von Preußen, Neffe des Königs, befehligte. Dieses Fußvolk, nicht im Stande, den überlegenen Franzosen zu widerstehen, zog sich wieder über die Saale zurück, und Prinz Ludwig Ferdinand war eben bemüht, das Gefecht wieder zum Stehen zu bringen, als ein Wachtmeister vom 10. französischen Husarenregiment, Gaindé mit Namen, auf ihn zueilte und ihm den Säbel auf die Brust setzend, Pardon zurief. „Ich mich ergeben? Niemals!" war die Antwort des Prinzen. Und indem er Gaindé's Säbel parirte, versetzte er diesem einen Hieb in's Gesicht. Given im Begriff, lebend, einen zweiten zu führen, hieb der Wachtmeister dem Prinzen den Säbel durch die Brust und warf ihn vom Pferde herab. Die Ordonnanzen des Prinzen, welche ihn im Kampfe mit einem französischen Soldaten sahen, sprengten herbei und würden Gaindé ohne Zweifel getödtet haben, wenn nicht zu gleicher Zeit ein Husar zu seiner Unterstützung herbeigeeilt wäre. Nicht im Stande, sich länger gegen die Preußen zu vertheidigen, zog sich Gaindé mit dem Husaren auf eine Unterstützungs-Abtheilung der Plänkler zurück. Daselbst angekommen, sagt er zu dem kommandirenden Offizier: „Herr Lieutenant, wenn Sie mit mir bis zum Flusse vorgehen wollen, können Sie den Leichnam eines Generals dort finden, den ich getödtet habe. Es ist derselbe, der mir diese Wunde versetzte. Wir werden ihm seinen Degen und seinen Stern nehmen, wenn anders der Feind uns nicht zuvorgekommen ist."

Der Offizier, von seiner Truppe gedeckt, entfernte sich im Galopp, von dem Wachtmeister geführt, und erreichte den Platz, wo schon zwei Husaren vom 9. Regiment, welches mit dem 10. in einer Brigade stand, sich bei dem Leichnam eingefunden hatten. „Ich habe ihn getödtet," sagte Gaindé, „die Klinge meines Säbels ist noch von seinem Blute gefärbt; er muß einen Stich durch die Brust erhalten haben. Nehmt seine Börse; ich überlasse sie Euch; aber gebt mir seinen Degen und seinen Ordenstern, damit ich sie dem Marschall überbringe." Die Husaren gaben Gaindé das Verlangte, das er nun dem Marschall überbrachte.

In gleicher Zeit wurde durch Gefangene die Nachricht verbreitet, daß Prinz Ludwig Ferdinand von Preußen, ihr General, soeben durch einen französischen Husaren getödtet worden sei. Diese Nachricht war zu wichtig, als daß sie der Marschall nicht sogleich dem Kaiser gemeldet hätte. Da Gaindé sich eben am Verbandplatze befand, so schickte der Marschall den Degen und Ordensstern durch einen seiner Adjutanten ins Hauptquartier und bat um eine Belohnung für den Wachtmeister des 10. Husarenregiments. Der Kaiser bewilligte ihm das Kreuz der Ehrenlegion, indem er sagte: „Ich würde ihn überdies zum Offizier ernannt haben, wenn er mir den Prinzen lebend überbracht hätte."

Als der Marschall dem Wachtmeister die Auszeichnung überreichte und ihm den Ausspruch des Kaisers mittheilte, antwortete Gaindé, indem er auf seine Wunde zeigte: „Meine Schuld ist es nicht, Herr Marschall; ich kann Sie versichern, daß mein Gegner nicht in der Laune war, sich zu ergeben."

Reisen in den arktischen Regionen. Das Ziel, wonach England seit drei Jahrhunderten strebt und wofür es unzählige Tausende von Pfunden geopfert hat, nämlich einen nordwestlichen, kürzern Handelsweg nach Indien durch das atlantische Meer um Nordamerika herum durch die Behringsstraße und Baffins-Bai ausfindig zu machen, ist endlich nach mehr als zwanzig Nordpol-Expeditionen (von denen die Franklin'sche bekanntlich immer noch spurlos verschwunden bleibt) von dem Kapitän M'Clure erreicht worden, obgleich das ewige Eis, das auf der amerikanischen Seite der Nordpol- oder arktischen Gegenden sich thürmt, damit noch nicht aufgethaut ist. Die andere Seite der Nordpolmeere, die asiatische, mit den ungeheuern Strömen Sibiriens ist dagegen alle Jahre Monate lang ganz frei vom Eise und gefahrlos, so daß sich Kenner oft genug gewundert haben, warum die englische Seeobrigkeit diesen offenen Weg nicht längst vorgezogen.

Wir untererlens wollen die Obrigkeit der englischen Seeherrschaft hier nicht klug machen und beschränken uns auf Mittheilung einer Schilderung von der Art des Reisens durch das ewige Eis und das ewig frostgebundene Land am Nordpole, wie sie ein Lieutenant auf dem M'Clure'schen Schiffe kürzlich in einer englischen Gesellschaft machte. „Sie können sich wohl denken," erzählte er, „daß man in diesen arktischen Regionen nicht ganz so bequem reist, wie in den Ländern der Gisenbahnen und Civilisation. Die Natur ist hier ewig verschlossen und bietet kein Hälmchen, kein Stückchen Holz, keine Kohle. Was man auf der Reise braucht, muß man mitnehmen, natürlich

auch Haus und Bett. Wir machten's auf unsern Land-Expeditionen so: Ein Schlitten, von 4—6 Mann gezogen, schleppte Alles, was wir auf 30—50 Tage brauchten, hinter uns her, Zelt, Essen und Trinken, Küche und Alles, im Ganzen 200 Pfund Waare auf Jeden. Wenn wir 10—11 Stunden in einem Tage (oder vielmehr des Nachts, da die Sonne auf dem ewigen Schnee die Augen auf das Entsetzlichste quält) zurückgelegt hatten, schlugen wir unsere Herberge und unser Wirthshaus auf, das Zelt, machten Feuer, schmolzen Schnee über demselben und kochten damit Thee oder Grog, aßen, tranken, rauchten unsere Pfeifen und legten uns zum Schlafen zurecht. Zu diesem Zweck legten wir wasserdichtes Zeug auf den Schnee, darauf Büffelshäute, darauf uns, nachdem Jeder von uns sich in einen Sack gesteckt hatte. Der Wärme wegen schichteten wir uns dicht aneinander und zwar ganz so, wie Heringe in der Tonne: der Kopf des Einen drängte sich immer an die Füße des Andern. Dann wurden Pelzdecken über die ganze Gesellschaft gebreitet und dann geschlafen, aber gebrüdt, denn die Wege, die wir jedesmal zurückgelegt mit abwechselndem Ziehen des Lastschlittens, machten den Schlaf tiefer als auf Eiderdaunen hinter seidenen Vorhängen. Und niemals störte uns irgend der leiseste laut Hunderte von Meilen ringsum in diesen großen, weißglänzenden, Tausende von Meilen sich ausbreitenden Tode der Natur."

Die deutsche „Atlantis" in Amerika. In Detroit, unweit des Niagarafalles im Staate Michigan, erscheint eine von Christian Essele redigirte „Zeitschrift für Wissenschaft, Politik und Poesie: Atlantis", etwa die 4000te deutsche Zeitung in Amerika. Einige Nummern, die uns zu Gesicht kamen, lassen auf ein bedeutendes deutsches Leben und Geschäft dort schließen. Der deutsche Theaterverein in Detroit kündigte das neue Lustspiel von F. L. Schmidt: „Die Theilung der Erde", an, welches im Motzschen Saale aufgeführt und mit einem Ball beendigt werden sollte. Ludwig Winkler (früher in Leipzig) erläßt eine Aufforderung zur Gründung eines Turnvereins. Friedrich Becker empfiehlt seinen „Darmstädter Hof", H. Klußmann sein „Wirthschaft zum Vater Rhein", J. Müller die „Münchener Bierhalle", B. Waldeck seinen „Wein- und Biersalon", M. Brandt seine „Wirthschaft", Held sein „Hotel", Max Weber das „Hotel Constanz", Reiske „Weinhandlung und Wirthschaft", ein anderer Deutscher sein „Rhein-Hotel" am Niagarafall und seine Wagen, welche die Reisenden von Eisenbahnhöfen abholen; andere Deutsche Kleiderläden, Handlungen aller Art, Handwerke, Nähsalons für junge Damen, Apotheken, Tischler-Associationen, Bierbraucreien, ein Herr Böhnlein seine deutsche Buchhandlung mit der Versicherung, daß er jedes in Deutschland erschienene Buch schnell und billig liefere, dabei auch seine Niederlage von Uhren, Herr Bach seine Tanzschule u. s. w. Besonders Erwähnung verdient das über Europa und Amerika ausgebreitete Commissions-, Spedition- und Wechselgeschäft von Rischmüller und Löscher, das sich besondere Verdienste um die Personen-Beförderung von Europa nach Amerika erworben hat und in allen bedeutenden Städten beider Welttheile durch zuverlässige Agenten vertreten ist. So sieht man selbst aus der hintern Pforte einer amerikanischen Zeitung, den Anzeigen, daß Deutschland drüben blüht:

„Und aus den Furchen, die Gotumb gezogen,
Geht Deutschlands Zukunft auf."

Und das deutsche Mutterland liefert vorläufig noch tüchtig Samenkorn, wofür die Amerikaner von drüben Millionen von Scheffeln Korn und Weizen herüber schicken. Ohne unsere Brüder in Amerika wäre jetzt das deutsche Biergroschenelot nicht viel größer als ein Biergroschenstück. Die amerikanischen Getreidebuden sind jetzt aber auch in Beziehung auf die Leichtigkeit der Beförderung den meisten deutschen Städten näher, als das Land der vodolischen Ochsen.

Graf Alexander von Würtemberg, der jung verstorbene geniale Dichter, erzählte oft und gern die nachfolgende Scene aus seinem Reiseleben: In Gesellschaft eines Führers beklieg er den Montblanc, d. h. er stieg eben so hoch, als das mit Hülfe eines Führers möglich ist. Auf einem der höchsten Felsen klebt eine Kapelle. Ein schlichtes Muttergottesbild im kleinen Häuschen, ein Kupferstich, eine elende Votivtafel — das war Alles! „Das ist das wahre Gnadenreich," sagte der Führer. Der Teppich von Blumen, das frische Grün und der glänzende Schnee rings umher — fürwahr! das schlechte Kirchlein war schöner, als all' die vielgepriesenen Dome in Mailand und Köln und Straßburg. Der Führer betet sehr lange; Graf Alexander, hinter der Kapelle auf die Kuppe des Felsens emporgeklettert, wartet und wartet. „Jetzt zählt ich noch Hundert, dann ruft ich ihn. Nein, er soll fortbeten." — Und so zählt er wieder Hundert und wartet wieder fünf Minuten.

Auf einmal stöhnt es schwer, vor den Augen wird's ihm schwarz, er hört einen Knall, wie von Millionen Donnern und Kanonen, und darauf Lawinen wie ein Meeressturz. Vom nahen Berge ist eine senkrechte Felswand, vielleicht so hoch wie der Straßburger Münster, auf den angrenzenden hohlen Gletscher gestürzt, über welchen der Weg führte. Dahin dieser furchtbare Knall. Noch ganz betäubt fühlte der Graf einen Schlag auf die Schultern. Sein Führer war's. Er deutete hinab auf die Kapelle und sagte: „Das ist das wahre Gnadenreich!" — Hätte der Graf das Gebet seines Führers um fünf Minuten gestört, waren sie beide auf dem Gletscher zerschmettert.

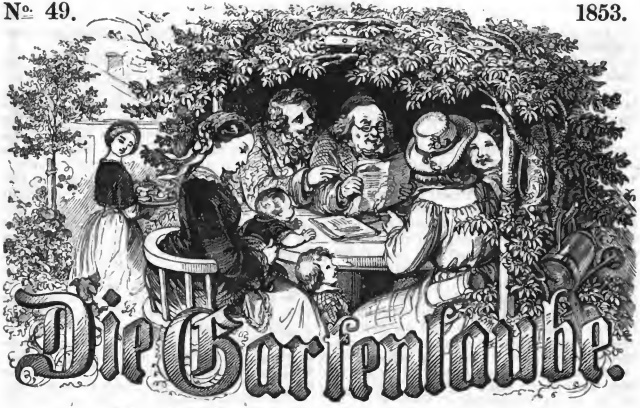
Literarisches. In Berlin ist ein kleiner Bot aufgetreten. Unter dem Titel: „Berliner Pickwickier, Leben und Fahrten Berliner Junggesellen bei ihren Kreuz- und Querzügen durch das moderne Babylon", giebt ein bis jetzt außer Berlin noch unbekannter Schriftsteller, Namens Heßlein, ein Werk heraus, halb Roman, halb Schilderung, worin das Berliner Leben und Treiben erschöpfend zur Darstellung kommen soll. Ludwig Löffler wird Illustrationen dazu liefern. — Unter den vielen Gedichtsammlungen, welche neuerdings wieder erscheinen, zeichnet sich vortheilhaft ein in Berlin erschienenes dünnes Bändchen aus unter dem Titel: „Aus grünen Zweigen." Der Verfasser oder die Verfasserin hat sich nicht genannt. Die meisten der darin gebotenen Gedichte sind von einer Gedankenfülle und Zartheit, die wahrhaft überraschen. — Auch Adolf Bötzger hat eine neue Sammlung Gedichte in Leipzig erscheinen lassen. E. F.

Briefkasten. E. Gwd. in Dr.: Freundlichen Dank für Uebersendetes. Wenn das Bewußte erscheint, bitten wir um sofortige Uebersendung eines Abdrucks. — Hbr. in Pln.: Haben Sie unsere Zuschrift nicht erhalten, daß sie nicht antworten? — Mr. A. in London: Sie finden unsere Gartenlaube in ihren Erzählungen nicht modern genug, wünschen weniger „deutsche Gemüthlichkeit und mehr wirkliches Leben." Wenn Sie die letzten 4 bis 5 Nummern empfangen haben, dürfte Ihr Urtheil anders lauten. Vergessen Sie aber nicht, daß der Deutsche in Allem was er thut und schreibt, sein Gemüth niemals verläugnen kann. Auch widersprechen Sie sich in Ihrem Briefe. Sie sagen selbst, daß Sie die Gartenlaube in ihrer ganzen Art und Weise so recht an Ihr liebes Vaterland erinnere, daß sie nun schon seit neun Jahren nicht wieder gesehen und wie sich's in lieben- und gemüthvollen Deutschland doch besser wohne, als auf dem kalten Kreidefelsen England, wenn man auch da „mehr Geld machen" könne. Und doch wollen Sie in der ächt deutschen Gartenlaube weniger „deutsche Gemüthlichkeit?" — F. R. in B.: Wir bitten die Erklärung des Herrn Professor Bock in Nr. 26 zu lesen. Herr Professor Bock giebt nur Kranken ärztlichen Rath, die er persönlich untersucht hat.

D. Red.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 49. 1853.



Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familien-Blatt. — Verantwortlicher Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich ein ganzer Bogen mit Illustrationen.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 10 Ngr. zu beziehen.

Aus dem Müglitzthale.

Eine historische Erzählung aus den letzten Jahren des siebzehnten Jahrhunderts.

Von Eduard Gottwald.

Die Segnungen eines vierzigjährigen ungetrübten Friedens hatten die unzähligen Brandwunden der Verwüstung geheilt, welche die Schreckensjahre des dreißigjährigen Krieges über Sachsen gebracht. — Neu erstanden aus Trümmer und Asche waren die von den östreichischen und schwedischen Kriegsvölkern im Vertilgungskampfe niedergebrannten Städte und Dörfer, und schon längst wieder führte der Landmann von den mit Blut getränkten und Jahre lang wüste gelegenen Feldern die goldnen Früchte der Ernte in die neu und geräumiger erbauten Scheuern. Ueberall, wo Elend und Verzweiflung an wild zerstörter Stätte gejammert, da hatte frischer Lebensmuth und gläubiges Vertrauen auf bessere Tage wieder Platz genommen, und selbst in jenen Gegenden, über welche der Krieg seine Flammengeißel am schonungslosesten geschwungen, war nichts mehr zu finden von Brandstätten und Schutthaufen, wie sie die Kugeln und Pechkränze der Papisten und Lutheraner hinterlassen, oder wie sie die beute- und mordsüchtige Faust der wilden Nachzüglerrotten in die von den Kämpfen der feindlichen Heere verschont gebliebenen Wohnungen der unglücklichen Bewohner geworfen. Zu jenen am Härtesten gepriften Gegenden, in welche noch lange nach Beendigung des dreißigjährigen Krieges die versprengten Haufen der Marodeure in Räuberbanden verwandelt, ihr Unwesen trieben, gehörte auch das Meißner Hochland und hauptsächlich die an Thälern, Schluchten, Wäldern und Felspartieen so reichen Aemter Pirna, Hohenstein, Lauenstein, Altenberg und Dippoldiswalde. Aber hier war auch überall Friede und Ruhe wieder heimisch geworden, auch hier überall in Dörfern und Städten reges geschäftiges Leben und durch Fleiß begründeter Wohlstand, und nur selten noch traf der Wanderer auf seinen Wegen in den einsamen von der Kirnitzsch und Sebnitz, von der Biela, Gottleube, Müglitz, Weißeritz und Döllnitz durchströmten Felskesseln, Schluchten und Thälern auf ein wüstliegendes Bauergut oder auf eine dem Verfall anheim gegebene Mühle. —

Aber ein solch' verfallenes, von der Armuth der

Bewohner zeugendes Besitzthum war eine zum Dorfe Fürstenwalde gehörige Mühle, welche eine Stunde vom Städtchen Lauenstein entfernt, in einem nach Nordwesten sich verflachenden Thale nahe der böhmischen Grenze lag, und von dem Müller, Gottlob Bär, den Namen führend, unter der Bezeichnung „die Bärenmühle" den Bewohnern der Umgegend bekannt war.

An einem rauhen Septembertage des Jahres 1692 standen die Räder dieser Mühle still, sowie schon längere Zeit vorher das Geklapper derselben die ernste Ruhe, welche in der schaurig-wilden Thalschlucht herrschte, in der dieselbe stundenweit entfernt von den Wohnungen der Menschen lag, nicht unterbrochen hatte. Das Schindeldach, welches das Wohngebäude deckte, war lückenhaft und dürftig ausgeflickt und mit durch Steine beschwerte Bretter bedeckt, die einer Umfriedung entnommen waren, deren letzte Reste in einigen verfaulten Planken und Pfählen bestanden, und den Hof der Mühle von einem kleinen Garten trennten, dessen reinlich gehaltene Fußwege und von Unkraut gesäuberte Beete, an deren Endpunkte eine Geisblattlaube sich befand, auffallend abstachen gegen den Verfall des Mühlengebäudes, und das Vorhandensein eines Wesens verriethen, dessen Hand sich sorgsam der Pflege dieses kleinen Raumes gewidmet und es zum Lieblingsplätzchen sich erwählt zu haben schien. — Schuppen und Stallgebäude wetteiferten mit einander an Hinfälligkeit, im Hofe selbst lagen Balken, Schutt- und Steinhaufen, und nur der Weg zum Gärtchen war frei von Gerülle und längst nicht mehr in Gebrauch gewesenen landwirthschaftlichen Geräthschaften. Einige Hühner scharrten emsig auf einem Düngerhaufen, welcher dicht hinter dem offenen Thorwege sich erhob und mit Kürbispflanzen bedeckt war, während der Hausbahn, auf einem Pfeiler des Thores stehend, sein heiseres Gekräh erhob und ein halb verbungerter Kettenhund mißgünstig eine Katze betrachtete, die auf der am Hause befindlichen Steinbank sich mit Wohlbehagen zusammengerollt hatte und, Dank der in der Mühle und dem Gehöfte überhand genommenen Mäuse und Ratten, das einzige frei von Nahrungssorgen sich fühlende Geschöpf in diesem Besitzthum zu sein schien, welche letzteren um so drückender auf dem Müller lasteten, der jetzt mit seiner Tochter und einer alten Magd in das kleine Wohnzimmer des Erdgeschosses trat und an einem Tische Platz nahmen, auf welchem eine Schüssel mit Mehlbrei, ein Brot und ein Stück Quark das frugale Abendbrot dieser Familie bildeten. Schweigend setzten sich diese drei Personen zu Tische, schweigend verzehrte jedes derselben seinen Theil der Mahlzeit und schweigend trug die Magd die leergewordene Schüssel und den Rest des Brotes hinaus, indeß die Tochter, ein zur lieblichen Jungfrau heranreifendes Mädchen von siebzehn Jahren, von schlankem Wuchs und zartem Körperbau, sich an ein Spinnrad setzte, welches im Hintergrunde des Zimmers stand, und von Zeit zu Zeit mit banger Besorgniß ihr von langen braunen Locken umwalltes blasses Antlitz erhob und mit stiller Wehmuth den Müller betrachtete, welcher allein am Tische sitzen geblieben war und starr für sich hinsehend, mit seinem Messer eine Brotrinde gedankenlos zerschnitt und die Stückchen derselben auf einander häufte. —

Kummer und Noth hatten des Müllers Haar vor der Zeit grau gefärbt und die hohe kräftige Mannesgestalt desselben gebeugt, obgleich er nicht älter als fünfzig Jahre war. Früher im Wohlstand, hatte der plötzliche Tod seiner Frau, mit welcher er stets glücklich gelebt, ihn mit finsterer Schwermuth erfüllt und ihm sein Stillleben daheim verbittert, so daß selbst seine Tochter, das einzige Wesen, an welchem der gramerfüllte finstere Mann mit inniger Liebe hing, ihn nicht mehr fesseln konnte, wie früher fleißig sein Geschäft zu betreiben und sein Hauswesen zu überwachen. Indeß der Müller Zerstreuung in den Wirthshäusern der Umgegend suchte und oft spät in der Nacht erst heimkehrte, war Agathe, welche, als die Mutter starb, noch nicht dreizehn Jahre zählte, mit einer alten Dienstmagd allein, während ein Mühlbursche, dem die Führung des Mühlengeschäfts unbewacht überlassen blieb, dasselbe nur nachlässig betrieb und seines Weges ging, als die Kunden nach und nach wegblieben und Noth und Mangel an die Stelle des bisherigen Wohlstandes trat, indeß Spiel- und Zechgelage das Vermögen des Müllers verschlangen und nach wenigen Jahren der bisher für reich gehaltene Gottlob Bär ein armer Mann geworden war, der nichts mehr sein nannte, als ein tiefverschuldetes baufälliges Besitzthum, aus welchem ihm wegen rückständiger Zinsen binnen Kurzem sein Gläubiger, der reiche aber hartherzige Kratzhammerbesitzer Urban Fleck bei Lauenstein, zu vertreiben drohte.

Agathe war während dieser den Ruin ihres häuslichen Wohlstandes herbeiführenden Lebensweise des Vaters zur Jungfrau herangewachsen und hatte frühzeitig schon den stillen Harm kennen gelernt, der die frischen Blüthen des jugendlichen Frohsinns vernichtet; die Klagen der alten Magd, welche sie von Kindheit an gepflegt und gewartet, über des Vaters wüstes Treiben, hatten ihr Herz mit bitterem Schmerz erfüllt, und vergebens hatte sie denselben unter Thränen beschworen, abzulassen von dieser zum Verderben führenden Lebensweise. Der Müller war tieferschüttert aus dem Hause geeilt, um der Tochter Kummer nicht vor Augen zu haben, und hatte wohl oft sich gelobt, fern zu bleiben von Wirthshaus und Spielbank, aber je tiefer er in Schulden versank, je verzweiflungsvoller hatte er nach Allem gegriffen, was er noch an Werth besessen und aufzutreiben vermochte, um es im Spiel zu wagen, in wahnwitzigem Hoffen, wieder zu gewinnen, was er seit Jahren verloren.

So war er eines Nachts spät nach Hause zurückgekehrt, sich und seinen Unstern verwünschend, denn wieder hatte er Alles verloren, was er an Geld und Geldeswerth bei sich getragen, aber statt daß er, wie gewöhnlich, seine Tochter nebst der Magd in Schlaf versunken zu finden glaubte, sah er Licht durch die Fensterladen der Wohnstube flimmern, und als er in diese eintrat, fand er Agathen und die Magd, beide wach, beide mit von Thränen gerötheten Augen ihn vorwurfsvoll anblickend. Ohne ein Wort an ihn zu richten, ging die alte Magd nach ihrer Schlafkammer.

Agathe aber konnte es nicht über sich gewinnen, und mit dem Ausrufe: „Vater, was soll aus uns werden!“ hatte sie demselben sich in die Arme geworfen und unter heftigem Schluchzen ihr Haupt an seiner Brust geborgen. Tief erschüttert durch diese wenigen Worte, hatte er tief aufseufzend die Tochter nach ihrer Kammer geführt und sich voll bitterer Reue auf sein Lager geworfen. Aber von dieser Zeit an war er still daheim geblieben und hatte in Haus und Hof nachgesucht, was noch an Werth vorhanden, und war zum Kraghammerbesitzer gegangen, so schwer ihm dahin der Weg auch geworden, um diesen zu bitten, als Pfand das Wenige seiner Habseligkeiten anzunehmen statt der längst fällig gewesenen rückständigen Zinsen, da ihm der Schöffer zu Lauenstein angekündigt, daß wenn er diese nicht zahle, er ihm auf Antrieb seiner Gläubiger von Haus und Hof jagen müsse, da er die Mühle dem Urban Fleck verschrieben auf Wandelpön. Hohnlachend aber hatte sein Gläubiger ihn abgewiesen und dem Unglücklichen nachgerufen, daß wenn er zum bestimmten Termine die schuldigen Zinsen nicht baar und richtig bezahlt habe, er sorgen möge, wo er ein Obdach erhalte, denn nicht eine Stunde länger würde er ihn dann noch wohnen lassen in dem verpfändeten Besitzthum.

Dies war an demselben Tage geschehen, an welchem nun Abends der Vater am Tisch, die Tochter am Spinnrocken finster und wortlos ihren Kummer in sich trugen.

Endlich brach Agathe dies peinliche Schweigen, stellte den Rocken bei Seite, näherte sich dem Vater und legte liebkosend ihren Arm um dessen Nacken.

„Vater, lieber Vater!“ begann sie mit wehmüthig bittender Stimme, „laßt das finstere Grübeln und schenkt Eurer Agathe nur ein freundliches Wort, schenkt mir Vertrauen, obwohl ich schwach und hülflos gegen das Drängen Eures Gläubigers mich fügen muß in Alles, was uns als Prüfung auferlegt wird.“

„Das eben ist es, was mich noch wahnsinnig machen wird!“ grollte der Müller, ohne sein Auge zu seinem Kinde aufzuschlagen.

„Aber arbeiten kann ich für Euch!“ fuhr Agathe eifrig fort. „Ihr wißt, Vater, daß ich im Spitzenklöppeln und Strohflechten nicht ungeschickt bin, und selbst wenn uns die bösen, harten Menschen hier forttreiben von Haus und Hof, und“ — setzte sie seufzend hinzu — „und auch mein Gärtchen ihnen anheimfällt, so wollen wir darum nicht verzagen. Ich gehe dann nach Lauenstein und bitte für Euch und mich bei der edlen Gräfin von Bünau um Arbeit und Brot!“

„Nimmermehr!“ rief der Müller, und stand heftig auf, ging einige Augenblicke stumm in der kleinen Stube auf und nieder, dann trat er zu Agathen und rief mit gepreßter leiser Stimme:

„Ja, Agathe, es giebt noch einen Weg, die Mühle zu retten, aber ich — ich mag ihn Dir nicht nennen!“

„O, nenne ihn, Vater!“ drängte Agathe mit frendiger Hast; „nenne ihn, wenn er noch offen ist, um ihn betreten zu können.“

Der Müller schwieg, trat an das Fenster der Wohnstube und blickte mit sich selbst kämpfend in die von dem Dunkel des hereinbrechenden Abends überschattete Thalschlucht.

„Du kennst den schwarzen Matthens, den Müller aus dem Ochsengrunde,“ begann er endlich, ohne sich nach der ihn ängstlich beobachtenden Tochter zu wenden.

„Ja, Vater, was ist's mit dem?“ entgegnete Agathe, ohne zu ahnen, wohin diese Einleitung führen könne.

„Er ist alt und häßlich von Gestalt,“ fuhr der Müller fort, „und steht im bösen Rufe, allerband Zauberkünste zu treiben; aber er ist reich!“

„Will uns dieser helfen?“ frug arglos die Tochter.

„Ja!“ seufzte der Müller tief auf. „Der will uns helfen, wenn — —“

„Nun, Vater, was will er denn?“ rief neugierig Agathe.

„Er will Dich!“ stöhnte dieser.

„Mich? um Gott, was soll ich bei diesem Manne!“ entgegnete zitternd Agathe, von böser Ahnung ergriffen.

„Er will Dich heimführen als sein Weib,“ fuhr der Müller in bitter grollendem Tone fort; „und an dem Tage, an welchem Du mit ihm zum Altar trittst, will er Zinsen und Kapital abzahlen an den Kraghammerbesitzer.“

„Wie! sein Weib! ich! o lieber sterben als diesem Manne angehören!“ schrie Agathe entsetzt und sank auf ihren Sessel zurück, von welchem sie während dieses Gesprächs sich erhoben.

„Dies wäre der einzige Weg, der uns noch offen,“ entgegnete der Müller kalt und ruhig, nachdem dies ihm schwer gewordene Geständniß vorüber. „Aber,“ fuhr er bitter fort, „lieber will ich mit Dir und der alten Martha gleich fahrendem Gesindel auswandern und mein Brot vor fremder Leute Thüren suchen, als Dich diesem Unhold opfern.“

Nach diesen Worten trat wieder eine unheimliche Stille ein. Der Müller blieb finster brütend am Fenster stehen, Agathe saß, ihr Antlitz mit beiden Händen bedeckend, hinter dem Spinnrocken und trocknete von Zeit zu Zeit mit ihrer Schürze die hervorbrechenden Thränen tiefen noch nie empfundenen Seelenleidens.

Unterdeß hatte das Dunkel des Abends sich in finstere Nacht verwandelt. Martha, welche von Außen die Fensterladen angedrückt, brachte jetzt den brennenden Kienspan herein, befestigte denselben zwischen der auf dem Kienstock befindlichen Scheere und kettete die Laden fest, während sie einen sorgsamen Blick auf Agathen warf, und dann kopfschüttelnd das Gemach verließ.

In diesem Augenblicke schlug der Hund im Hofe an und bald darauf klopfte es an die verschlossene Hausthüre.

Erschrocken fuhr Agathe auf und rief: „Ha! wer mag wohl so spät noch bei uns einsprechen wollen?“

„Nun, Räuber sicher nicht,“ entgegnete mit bitterem Hohne der Müller; „denn zehn Meilen in der Runde ist es ja längst bekannt, daß hier nichts mehr zu finden ist.“

Unterdeß war die alte Magd hinausgegangen und hatte durch die verschlossene Thüre gefragt, wer so spät noch Einlaß verlange.

„Ein junges Blut und ehrlicher Leute Kind, der Gegend fremd und todmüde," schallte die Antwort entgegen, aber in fremdartigem Dialekt, jedoch lag in dieser Stimme so viel Treuherzigkeit, daß die Magd die Thüre öffnete.

(Fortsetzung folgt.)

Vor der Sündfluth — im Krystallpalaste.

Die Welt hat schon Manches gehört, geschrieben und gelesen über den neuen ungeheuern Krystallpalast, der sich im Süden von London als Universaltempel aller Künste und Wissenschaften, aller Zonen und Nationen erhebt. Jedes Bereich der Künste und Wissenschaften wird körperlich und gleichsam persönlich vertreten. Selbst die fabelhaften Ungeheuer, die einst Millionen von Jahren vor der mosaischen Schöpfung der Erde sich ihres riesenmäßigen Daseins freuten und über deren in Eis oder in Felsen begrabene Gebeine Jahrhunderte, Jahrtausende, Hunderte von Jahrtausenden und Tausende von Jahrtausenden hinweggingen, ehe die Cuviers der Thierwissenschaft Spuren derselben fanden, selbst diese Schöpfungen vor der Schöpfung werden in ganzer Vollständigkeit und in voller Lebensgröße die ungeheuern Räume des neuen Krystallpalastes füllen helfen. Eins der bekanntesten vorsündfluthlichen Thiere ist im Wesentlichen schon fertig, das sogenannte Megatherium, wie es der Leser hier abgebildet findet. Es ist in Sandstein ausgehauen

Das Megatherium.

und wird von den beſten Geologen für ein naturtreues Portrait dieſer Thiergattung gehalten. Die Originale dazu hat man in verſchiedenen Theilen der Erde ausgegraben und daraus das ganze wiſſenſchaftlich gewiſſenhaft zuſammengeſetzt.

Es beſteht eine gewiſſe verwandtſchaftliche Beziehung zwiſchen dem Kryſtallpalaſt und der Geologie; nämlich die der Großartigkeit und Neuheit.

Die Wiſſenſchaft, welche die Geſchichte der Entſtehung und Entwickelung unſerer Erde bis auf die gegenwärtige Epoche ſchreibt — denn nichts Geringeres iſt die Aufgabe der Geologie — iſt die jüngſte aller Wiſſenſchaften. Vor dem Beginn unſeres Jahrhunderts fanden wir nur ſchwache, und, man darf es wohl ſagen, zaghafte Verſuche dieſer großartigſten aller Geſchichtſchreibungen.

Die ganze Erde iſt ein ſich ſelbſt ſchreibendes Geſchichtsbuch. Die Geologie bemüht ſich, es zu leſen und in die Sprache des Menſchen zu überſetzen.

In dieſem Buche ſind die Verſteinerungen die Illuſtrationen, die wie immer das Verſtändniß des Textes mächtig fördern.

Unſere Abbildungen illuſtriren einige Abſchnitte der Erdgeſchichte. Das Megatherium und Paläotherium einen neueren, die Pleſioſauren einen älteren.

Das Megatherium gehört zu den Edentaten der Säugethiere, d. h. denen ohne Schneidezähne. Sie ſtehen zwiſchen den Säugethieren mit Klauen und denen mit Hufen und zeichnen ſich durchweg durch ſchwerfällige Bewegung, wenig Gehirn und noch weniger Geiſt, aber durch ein ſehr dichtes, oft ſogar borniges Fell aus. Sie ſind das Verbindungsglied zwiſchen Säugethieren und Reptilien. Die Edentata findet man jetzt nur noch in tropiſchen Gegenden, während ſie in einer früheren Periode auch in Deutſchland und Frankreich lebten. Man ſcheidet die Edentata wieder in vier Familien. Die Megatherien (die dritte) ſind jetzt ausgeſtorben. Unſer Bild ſtellt den Typus derſelben dar, entworfen und modellirt nach einem bei Buenos-Ayres gefundenen vollſtändigen Skelett, mit Vergleichung anderer, die in Londoner Privatſammlungen aufbewahrt werden. Das Megatherium iſt ziemlich ſo groß wie der Elephant und viel größer als das Rhinoceros, etwa 30 Fuß lang. Die Hirnſchale erinnert an die des Faultiers und iſt ungemein klein im Vergleich zu der ungeheuern Körpermaſſe, die freilich nicht viel Witz brauchte, um ſich in der gigantiſchen Ueberfülle von

Pleſioſauren und Paläotherium.

Wurzeln und Pflanzen zu nähren. Dagegen ist die Schnauze eine Maschine von mindestens 50 Pferdekraft. Der ganze Kopf ist Freßapparat. Und in dieser Beziehung lebt das Megatherium in veredelter Gestalt unter den Engländern und andern civilisirten Völkern rühmlich fort. Es hat blos Zermalmungszähne, jeder 9 Zoll lang und tief in die furchtbaren Balken von Kinnladen eingemauert. Der Rüssel vorn diente theils zum Aufwühlen des Schlammes, theils zum Heranziehen von Zweigen. Die Vorderfüße sind kaum halb so groß als die Ungeheuer von Hinterfüßen, die doppelt so dick sind als beim Elephanten. Die Vorderklauen sind beinahe Fingern ähnlich, die hintern dagegen so groß, daß man von jeder einzelnen ein Butterfaß machen könnte. Die Rückenwirbelsäule debut sich in einen mächtigen Schwanz aus. Die beiden Hinterfüße und diese Verlängerung der Rückenwirbelsäule bildeten für den Vorderbeil einen Dreifuß von sehr fester Arbeit, um das Thier zu halten, wenn es sich einen guten Tag machen, d. h. die Rinde von den Bäumen schälen oder das junge Gemüse frischer Blätter zu seinem Fleische, d. h. Wurzeln, genießen wollte.

Das ist eins von den „vorsündfluthlichen" Thieren. Man kennt deren schon viele Arten. Wir fügen in einer zweiten Abbildung nur noch drei der bekanntesten hinzu, wie sie im Krystallpalaste in einem besonders urweltlich eingerichteten Raume unter Leitung von Mr. Waterhouse Hawkins in Lebensgröße ausgeführt und aufgestellt werden.

Der plumpe Vierfüßler im Hintergrunde ist ein Paläotherium, und unterscheidet sich hauptsächlich nur, wie die Figur zeigt, von dem Megatherium durch äußerliche Gestalt, dem es in Lebensart im Uebrigen ziemlich ähnlich gewesen sein mag. Merkwürdig ist das Palaötherium besonders wegen der ungeheuern Verschiedenheit seiner Größe. Man hat Ueberbleibsel dieses Thieres in allen Größen, von der eines Hasen bis zu der des größten Pferdes gefunden. —

Die scheußlichsten Ungeheuer im Vordergrunde gehören zu dem zahlreichen Geschlechte der Plesiosauren, die Fisch und Fleisch, Reptil, Land- und Wassertier in sich auf eine rohe Weise vereinigten. Die Natur hat sich später eines Bessern besonnen und die geschmacklose Vereinigung verschiedener Thierformen auch in bestimmte Thierarten geschieden. Die Plesiosauren hatten riesige Eidechsenköpfe, darin ungeheure Alligatorzähne, einen Hals, von dem man ganze Riesenschlangen hätte machen können, und einen Rumpf, der an die Körper vierfüßiger Thiere erinnert, wenigstens Rippen, wie ein Kameel und Versuche zu Füßen in Gestalt von Wallfischflossen. Sie schwammen in seichten Gewässern umher, mit dem langen Halse und dem grimmigen Rachen über der Oberfläche umherluckend und bald Fische, bald ungestaltete fliegende Mißgeburten von Vogel und Säugethier erhaschend und verschlingend. Nach vollkommen erhaltenen Skeletten hat der zoologische Blick das ganze Thier leicht wieder herstellen und vervollständigen können. Nach naturwissenschaftlich und naturgesetzlich geprüften Modellen sind die Exemplare für den Krystallpalast ausgeführt worden. Da die Sammlung sehr reich und wohl die in Entsetzlichkeit für den Laien erhabenste des Krystallpalastes wird und auch das Labyrinthodon, größer wie der zum Ochsen aufgeblasene Frosch — der König der Frösche, das Iguanodon, Mammuths u. s. w. bald fertig sind, haben wir wohl später Veranlassung, diesen Gegenstand wieder anzunehmen und zu vervollständigen.

Die Geologie wird das Reich dieser unserer Vorfahren noch fortwährend vermehren, so daß man gut thut, sich wenigstens übersichtlich mit ihnen bekannt zu machen. Der Leser, den jedenfalls in seinem Leben noch einige davon vorkommen werden — wer kann dafür stehen, daß sich nicht noch die ganze Erde unter unsern Füßen in Denkmale der schöpferischen Erdkraft von Millionen von Jahren gestaltet, wie sich die Milchstraße dem bewaffneten Auge in Tausende von ungeheuern Sternen auflöst — der Leser, sag' ich, braucht nicht zu brummen, wenn er diese Skizze etwas mit wissenschaftlichen Auflügen und Namen beschwert fand. Unsere Mittheilung entlehnten wir aus einem wissenschaftlichen Gebiet, das sich über Millionen von Jahren und über eine gegenwärtige Wissenschaft ausdehnt, die alle Tage reicher, wichtiger, interessanter und unentbehrlicher für Jeden wird, der unter „gebildeten Menschen" mitzählen will, mag er im Uebrigen seine Pferde vor dem Pfluge oder ganze Staaten regieren.

Bausteine zu einer naturgemäßen Selbstheillehre.

V.

Blutarmuth und Bleichsucht.

Die Blutarmuth ist einer der gefährlichsten Feinde der Menschheit, denn unmerklich beschleicht sie eine Menge von Menschen und in der Regel gerade in dem Lebensalter, wo das Blut für das Gedeihen des Körpers vom allergrößten Werthe ist, im Entwickelungs-Zeitraume nämlich, in den Kinder- und Jungfrauen-(Jünglings-)Jahren. Deshalb schreibt sich aber auch eine große Anzahl von Krankheiten des reifern Lebensalters, von denen die meisten unheilbar sind, schon aus der Jugend her und diese hätten recht wohl verhütet werden können, wenn man damals der Blutarmuth energisch entgegen getreten wäre. Darum ist es Eure Pflicht, Ihr Eltern und Erzieher, recht ordentlich auf den Zustand des Blutes Eurer Kinder und

Zöglinge Acht zu haben und nicht das Wohl des Körpers derselben für das ganze Leben untergraben zu lassen. — Um zu einem richtigen Verständniß der Gefährlichkeit der Blutarmuth zu kommen und sich die Erscheinungen bei dieser Krankheit gehörig deuten zu können, muß man sich stets an die Unentbehrlichkeit des Blutes für das Leben des menschlichen Körpers erinnern (s. Gartenlaube No. 39 u. 45) und bedenken, daß dasselbe alle Theile des Körpers ernährt, die Quelle der Eigenwärme ist und rothen Theilen ihre Farbe verleibt, daß sonach Blutarmuth sich vorzugsweise durch schlechtere Ernährung, geringere Wärmeentwickelung und Blässe (Bleichsucht) andeuten muß. Die schlechtere Ernährung ruft sodann eigenthümliche Störungen bald in diesem, bald in jenem Organe hervor und deshalb sind die Krankheitserscheinungen nicht bei allen Blutarmen dieselben.

Krankheits-Erscheinungen bei der Blutarmuth. Die auffälligsten Erscheinungen schreiben sich vom Mangel der rothen Blutfarbe her und bestehen zunächst in Blässe der Haut. Die zarte Haut ist dabei nicht selten etwas wachsähnlich glänzend, ihre Bleiche hat einen Stich in's Gelbliche oder Grünliche; im Gesicht sehen blutarme Mädchen (Bleichsüchtige) manchmal ihrer bellrothen Wangen wegen „wie Milch und Blut" aus und es schimmern, besonders an den Händen, die blutleeren Blutadern anfatt dunkelgrau blau durch die Haut blaßblauröthlich oder violett hindurch. Die Blässe zeigt sich ferner noch: an den Lippen (besonders an ihrer innern Fläche), dem Zahnfleische, der Schleimhaut, welche die Mundhöhle auskleidet, der innern Fläche der Augenlider und an der Thränencarunkel (dem rothen Hügelchen im innern Augenwinkel). — Die geringere Wärmeentwickelung bei Mangel an Blut gibt sich durch kühle Haut, kalte Füße und Hände, häufiges Frösteln und leichtes Frieren des Patienten zu erkennen. — Die schlechtere Ernährung der Körperfubstanzen ruft außer allgemeiner Abmagerung auch noch in den verschiedenen Organen Erscheinungen gestörter Thätigkeit hervor; so wird die Haut dünn und trocken, die Muskeln werden mager und schlaff, so daß leicht Ermüdung bei Bewegungen und selbst Schmerz in denselben eintritt, den man gewöhnlich für einen rheumatischen erklärt. Das schlechter ernährte Herz klopft weit leichter und stärker; die matten Athmungsmuskeln und blutleeren Lungen bedingen Kurzathmigkeit, Gähnen und Seufzen; die Schwäche des Verdauungsapparates drückt sich durch Appetitlosigkeit, Magenkrampf (oft mit Brechneigung), Beschwerden nach dem Essen, Kollern und Poltern im Leibe und Verstopfung aus; die in ihren Wänden dünnen und schlaffen Blutgefäße zerreißen leichter und deshalb kommt es bei Blutarmen leicht zu Blutungen (besonders Nasen- und Menstrualblutung) und Blutfleckenbildungen in der Haut. Am zahlreichsten und mannigfaltigsten sind aber die Erscheinungen, welche ihren Grund in schlechter Ernährung des Gehirns, Rückenmarks und Nervensystems haben, denn dadurch werden hervorgerufen: Kopfschmerzen (Migräne), Rücken- und Nervenschmerzen der verschiedensten Art, Krampfzufälle (Veitstanz, Epilepsie, Hysterie), Gemüthsverstimmungen (Trübsinn, Verdrießlichkeit, Launenhaftigkeit, Aergerlich- und Weinerlichsein), Schwäche oder widernatürliches Aufgewecktsein des Verstandes, Sinnesstörungen (wie Ohrensausen, Flimmern oder Flecke vor den Augen, Schwindel, Lichtscheu), Ohnmachten.

Die Ursache der Blutarmuth ist, wenn nicht geradezu Blut verloren geht, stets ein Mißverhältniß zwischen dem Verbrauche und dem Wiedererfatze von Blut. Hinsichtlich des Verbrauches muß man bedenken, daß Verluste an gutem Blutbestandtheilen (wie beim Stillen der Säuglinge, bei hartnäckigem Durchfalle, bei Eiterungen u. dgl.), ebenso wie wirkliche Blutungen blutarm machen können, und daß das Thätigsein der Organe immer mit Blutverbrauch verbunden ist. So wird bei anstrengenden Körperbewegungen, bei stärkern und andauernden geistigen und gemüthlichen Erregungen, bei Schlaflosigkeit und Schmerzen, bei fortwährenden Reizungen der Empfindungsnerven (durch kaltes Wasser, Spirituosa, geschlechtliche Ausschweifungen u. s. f.), bei sehr schnellem Wachsthum, ziemlich viel Blut verbraucht und somit können alle diese angeführten Momente Ursachen der Blutarmuth werden. Was den Wiedererfatz des Blutes betrifft, so könnte dieser aus verschiedenen Gründen nicht hinreichend sein; vielleicht weil überhaupt zu wenig Nahrung genossen wird; oder weil die Nahrung eine unzweckmäßige ist und nicht die Stoffe in der gehörigen Menge enthält, aus denen das Blut zusammengesetzt ist; oder weil trotz der an Menge und Beschaffenheit passenden Nahrung diese nicht gehörig zu Blut verarbeitet wird, wie dies bei Krankheiten der Verdauungs- und Respirationsorgane, bei Mangel an Luft, Licht, Wärme, Bewegung und gewiß nicht selten beim Medesiniren der Fall ist. In sehr vielen Fällen von Blutarmuth findet sich gleichzeitig beides, ebenfowohl ein widernatürlich vermehrter Verbrauch, wie ein unnatürlich geringer Wiedererfatz von Blut als Ursache vor.

Blutarmuth in den verschiedenen Lebensaltern. Daß Kinder blutarm auf die Welt kommen, ist bei unserer jetzigen Erziehung des weiblichen Geschlechts nicht zu verwundern, da man die Mädchen zu viel für die kurze Zeit des Brautstandes und zu wenig für die lange Zeit des Ehestandes vorbereitet. — Im Säuglingsalter und in den ersten Kinderjahren, wo die Blutarmuth entweder von zu wenig oder von falscher Nahrung herrührt, ist sie die gewöhnliche Ursache der sogenannten Hirnkrämpfe und der krankhaften Erscheinungen, welche dem hitzigen Wasserkopfe, dem Zahnen, der Magenerweichung und der Drüsendarre zugeschrieben werden. — Der Schuljeit verdankt die Blutarmuth, und zwar in Folge der falschen geistigen und körperlichen Behandlung der Kinder, vorzugsweise der Mädchen, am häufigsten ihr Entstehen, und schon von dieser Zeit an wird sie dann sehr oft bis in die späteren Lebensjahre verschleppt. — Im Jungfrauen- oder Jünglingsalter scheint die Bleichsucht zum guten Tone zu gehören, so verbreitet ist sie hier. Es wäre aber auch wunderbar, wenn bei der unnatürlichen Lebensweise unserer Jugend natürliches Blut in deren Adern flöß. — Daß auch im reifern Lebensalter das Blut nicht seine richtige Menge

und Beschaffenheit erlange, dafür sorgen gemeinschaftlich unsere Sitten und unsere Aerzte. — Kurz in jedem Lebensalter spielt die Blutarmuth eine so wichtige Rolle unter den Krankheiten, daß jedes Lebensalter eine besondere Besprechung in dieser Hinsicht verdient und erhalten wird. — *Folgen der Blutarmuth.* Zum Tode führt die Blutarmuth sehr oft in den ersten Lebensjahren und zwar unter den Erscheinungen einer Hirnkrankheit (mit Krämpfen) oder einer Magen- und Darmerweichung, oder als sogen. Drüsen- und Unterleibsschwindsucht. Nicht selten befördert hier der Arzt den Tod durch Blutegel und Calomel (das scheußlichste und doch beliebteste Mittel unserer Aerzte). In den Schuljahren legt die Blutarmuth den Grund für die spätere körperliche und geistige Schwäche, zur Schwindsucht und zum Buckligwerden. In dem Jünglings- und Jungfrauenalter geht die Blutarmuth leicht in Lungenschwindsucht über und ist Ursache der mannigfaltigsten Nervenleiden. Die Jungfrau wird durch die Blutarmuth für ihren zukünftigen Stand als Gattin und Mutter unfähig, und eine blutarme Frau kann als feinstitve oder hysterische Person weder sich selbst noch Anderen das Leben erheitern.

Behandlung der Blutarmuth. Da die Ursache dieser Krankheit stets ein Mißverhältniß zwischen Einnahme und Ausgabe von Blut ist, so muß die Behandlung natürlich darin bestehen, die Blutbildung und den Blutverbrauch in ein richtiges Verhältniß zu einander zu bringen. Zuvörderst ist die *Blutneubildung kräftig zu unterstützen* und dazu gibt es durchaus keine andern Mittel als zweckmäßiges Essen und Trinken, sowie richtiges Athmen (s. Gartenlaube Nr. 48. S. 527). Was die Kost anlangt, so muß dieselbe vorzugsweise eine thierische sein und demnach hauptsächlich aus Milch und Ei (aber ebenso aus dem Eiweiß wie dem Dotter), aus kräftiger und fetter Fleischbrühe und weichem saftigen Fleische bestehen; stets darf dabei aber der Genuß von Wasser, Fett (Butter) und Kochsalz nicht zu sparsam sein, auch sind die festen Nahrungsmittel recht ordentlich zu kauen. Bei Pflanzenkost sind Mehlspeisen und Hülsenfrüchte den Kartoffeln, Gemüsen, Wurzeln, sauren Sachen u. dgl. weit vorzuziehen. Uebrigens muß sich die Kost sowohl hinsichtlich ihrer Beschaffenheit wie Menge nach der Verdauungskraft des Patienten richten. Darum berücksichtige man, daß reine Milch, weil sie im Magen zu Käse gerinnt, ziemlich schwer zu verdauen ist (beim Säugling ist nur Mutter- oder Ammenmilch von Vortheil), und daß flüssiges Eiweiß sehr leicht verdaut wird, während geronnenes Eiweiß äußerst schwer verdaulich ist; daß Fleischbrühe im Vergleiche zum Fleische selbst weit leichter verdaut werden kann und daß lockeres Weißbrod weniger Verdauungskraft braucht als schweres Schwarzbrod. Demnach würde sich ein Blutarmer mit schwachem Magen vorzugsweise von rohen Eiern und Fleischbrühen (Suppen) zu ernähren und lieber wenig auf einmal aber öfterer zu essen haben. Nach und nach könnte er sich an Fleisch, Milch und Brod gewöhnen. Von den Getränken läßt sich bei Blutarmuth nur das Wasser und Bier anempfehlen, jedoch darf letzteres nicht zu stark (alkoholhaltig) sein. Jedes Getränk, was Herzklopfen und sogen. fliegende Hitze macht, ist zu vermeiden. — Neben der Nahrung ist sodann das Athmen ja nicht außer Acht zu lassen und es muß hierbei ebensowohl auf die Art und Weise zu athmen, wie auf die Beschaffenheit der einzuathmenden Luft die gehörige Rücksicht genommen werden, wie dies früher schon gelehrt wurde (s. Gartenlaube Nr. 47). — Außer der Blutneubildung ist sodann die *Reinigung* und *der Lauf des Blutes* durch den Körper in Ordnung zu halten oder wo nöthig in Ordnung zu bringen. Wie dies zu erreichen ist, wurde in Nr. 48. der Gartenlaube gesagt. — Das ganze Blutbilden auf die angegebene Weise würde nun aber doch nicht zur richtigen Blutmenge führen, wenn nicht zugleich auch der *Verbrauch von Blut etwas eingeschränkt würde.* Deshalb muß man alle angreifenden körperlichen und geistigen Anstrengungen vermeiden, gemüthliche und geschlechtliche Erregungen umgehen, Nachtwachen und Reizmittel fliehen. Gerade dadurch, wodurch sich manche Blutarme zu nützen meinen, schaden sie sich, wie dies ganz vorzüglich mit den kalten Waschungen, Douchen und Bädern (Seebädern) der Fall ist, welche ein gar heftiges Reizmittel für die Hautnerven sind. Ebenso werden dem blutarmen Körper nicht genau angepaßte gymnastische Uebungen, so wie erregende Spirituosa schädlich. Uebrigens verlangt die Blutarmuth in jedem Lebensalter ihre besondere Diät und Lebensweise und deshalb soll nächstens eine ausführlichere Betrachtung dieser folgen. Daß man zur Heilung der Blutarmuth weder einen (Eisenmittel verschreibenden) Arzt, noch auch Arzenei nöthig hat, versteht sich von selbst.

(Ausführlichere Belehrung über den vorliegenden Gegenstand findet man in Prof. Richters Schrift über Blutarmuth und Bleichsucht, die hiermit angelegentlichst empfohlen sein soll.) **(B.)**

Die unbekannten Gewerbe in Paris.

II.

Der Schutzengel. — Herr August.

Ein Schutzengel — ein Schutzengel — was ist ein Schutzengel? Ich will es Ihnen erklären. So nennt man in Paris einen Menschen, der bei den größeren Weinwirthen zur Ueberwachung von Trunkenbolden verwendet wird. Er nimmt sie in seinen Schutz, führt sie heim und haftet dafür dem Weinwirthe, der

sie seiner Obhut anvertraut hat. Er muß sie vertheidigen, meist auch zu Bette bringen, mit einem Worte, so lange bewachen, bis sie in Sicherheit und außerhalb des Bereiches der Diebe sind; denn es giebt Leute, denen Nichts heilig ist, die selbst Betrunkene ausplündern ohne Respekt vor Gott Bachus, dessen warme Verehrer die Trinker sind.

Nicht Jedermann ist zum Schutzengel geboren. Man kann sich keinen Begriff von allen den Eigenschaften machen, die er haben muß. Er muß Proben und Prüfungen bestehen, wo mancher Doctor durchfiele. Ein guter Schutzengel muß nüchtern sein, sonst dürfte er mit seinem Schützlinge trinken, und das Elend wäre fertig.

Die Trunkenbolde wollen immerfort trinken, selbst wenn sie keinen Wein mehr vertragen. Kein Weib, die einen Schmuck haben will, kein Bewerber um einen Platz, wird so viel Künste, Umschweife, Schmeicheleien, gute Worte und Kniffe anwenden, als ein Trinker. Er bietet alle Zärtlichkeiten und Süßigkeiten einer Kokette auf, um zu seinem Ziele zu gelangen und weiter zu trinken. Da muß der Schutzengel fest bleiben, in keiner Versuchung schwanken, kerzengerade seinen Weg gehen, weder Bitten, noch Drohungen, noch Einschüchterungen nachgeben; er muß Muth haben, denn er muß denen gewachsen sein, die der Wein bändelsüchtig macht; er muß mitten im Rausche Stich halten, wenn der Säufer auf der Gasse seinem höfen Genius nachhängt und die Berührgebenden stößt und schlägt, die dann natürlich oft die Geduld verlieren. Und dann, welche Geduld muß er besitzen, um alle Faseleien zu begreifen, zu besprechen, zu bestreiten oder zu billigen, die der Wein in den erhitzten Gehirnen aufstöbert und die wie im Delirium oft ausseben, als spuke der Wahnsinn in den vollen Hirnschalen. Dann muß er die Lieblingsideen seines Schützlings schonen, ihnen schmeicheln, er muß für die tauben verstockten Säufer interessant werden, damit sie ihm zuhören. Ein Schutzengel könnte dann den feinsten Diplomaten Nüsse aufzuknacken geben; wie er es versteht, Einfall auf Einfall zu erwiedern, das Unwahre zu versechten, um die Wahrheit am Ende zu lehren. Mit diesen seltenen Geistesgaben muß der Schutzengel rare körperliche Vorzüge verbinden. Ist er nicht gewandt, kräftig und flink, so taugt er in vornhinein Nichts, denn oft muß er seinen Mann auf den Schultern davontragen, um ihn der Versuchung und den Balgereien zu entreißen, die an den Barrieren eben so häufig sind als auf dem Markte.

Nun bedenken Sie, alle diese Eigenschaften und Tugenden (denn wenn wir nicht die starrste Ehrlichkeit aufgezählt haben, so geschah dies, weil der Schutzengel selbst sie für so natürlich findet, daß er nie davon spricht), diese Gefahren, die er zu bestehen hat, der Verdruß, den er hinunterschlucken muß, werden wie Staatspapiere auf der Börse, gesucht und geschätzt. Und diese Männer, die so hochverehrt sind, verdienen äußerst wenig. Bei den Weinhändlern, die viel Zufluß haben, wo man singt und schreit, ist es Grundsatz, einen Betrunkenen nach Hause führen zu lassen. Dieser muß seinem Schutzengel wenigstens 10 Sous geben, seiner Freigebigkeit aber sind keine Schranken gesetzt. Wer diese Schuld nicht zahlen würde, könnte sich der Gefahr aussetzen, von seinen Zechbrüdern ausgeschlossen zu werden, denn er könnte die allgemeine Sicherheit derselben bedrohen. Denn in der That, sobald ein Mensch den Händen des Schutzengels übergeben ist, kann er am nächsten Morgen getrost sein Geld in seinen Taschen wieder suchen, er wird es finden und wären es 1000 Francs. So lange in Paris die Welt der Trunkenbolde steht, wird Keiner sich über die Ehrlichkeit oder auch nur über die Behandlung seines Schutzengels zu beklagen haben, denn zu allen oben aufgezählten Tugenden dieser Leute gehört auch noch die ausgezeichnetste Höflichkeit. Gewöhnlich haben sie die Kost bei dem Weinhändler, in dessen Boutike sie ihr Standquartier haben und dem sie allerband kleine Dienste leisten.

Gewöhnlich ist der Schutzengel ein Schlag von Dichtern, ein Träumer, der das beschauliche Leben vorzieht, der Lazzarone von Paris; er ist mit Wenigem zufrieden und träumt von irgend einem geahnten Etwas! In der Regel verdient er wohl nicht mehr als 30—40 Sous des Tages, aber er hat dafür seine Sonntage und die gewissen Familienfeste. Und die Kunden haben Respekt vor ihm und erzeigen ihm allerlei Aufmerksamkeiten. Nie giebt man bei einem Weinhändler einen Schmaus, ohne ihn dazu einzuladen. Er lebt glücklich inmitten dieser allgemeinen Achtung und fühlt den Stolz seines reinen makellosen Gewissens; ohne sich etwas zurückzulegen, macht er nützliche Bekanntschaften für seine alten Tage. Man kennt zwei Schutzengel, die im Testamente mehrerer reichen Säufer bedacht wurden. Diese kamen gewöhnlich in der Schenke zur Gießkanne von Montvarrasse zusammen. Trotz ihrer sonderbaren Vorliebe für den schlechten Wein um 6 Sous hatten diese reichen Herren im tiefsten Grunde ihres Herzens Erkenntlichkeit genug für zwei arme Teufel bewahrt, die ihnen so oft die gefährliche Lustbarkeit erspart hatten, unter freiem Himmel zu schlafen.

Neben diesen geraden, kräftigen, schönen Naturen muß ich Ihnen einen kleinen Mann vorführen, der mit seinem dicken Bauche und seinen dünnen Beinen wie ein Amphibium, halb Advokat, halb Angeklagter, in der Nähe des Justizpalastes herumkriecht, ein falscher Kerl, voll Rückhalt und Hinterhalt, versessen auf seinen Profit wie ein Teufel auf eine arme Seele. Dieser Mensch kontrastirt gewaltig mit unseren Schutzengeln.

Ich führe Sie hiermit in eine eigene Welt, die nur lebt, indem sie mit der einen Hand das bürgerliche und das Strafgesetzbuch hält und mit der andern die Früchte seines Betruges einkassirt; diese Leute studiren Jahre lang, um zu wissen, wohin sie den Fuß setzen müssen, um nicht auf einen Paragraphen des Codex zu stoßen, der ihr Schifflein scheitern machen könnte. Das nennt man, in ihrer Diebssprache, Themis in Schweiß bringen; und die Praktiker, die diese Profession ausüben, die also von Rathschlägen leben, die sie geben, um der Strenge der Gesetze zu entwischen, heißen die Lieblinge der Göttin.

Diese Leute kennen das Strafgesetzbuch besser als sie je den Katechismus gekannt haben; sie kennen alle Blößen und Klippen desselben, sie haben alle Windungen studirt und spazieren ganz geschickt in dem Labyrinthe der Gesetze herum. Das ist ohne Zweifel kein ehrenhaftes Metier, und ein Bürger aus der Straße oder Vorstadt St. Denis wird seinem Sohne diesen Stand gewiß nicht empfehlen, und wir sprechen davon auch nur, weil wir aus unseren Studien eine möglichst vollständige Gallerie machen wollen.

Herr August ist etwa 35—40 Jahre alt. Ich traf ihn das erste Mal in einer Schenke. Er hat einen Gesichtsausdruck, der keineswegs für ihn einnimmt, große meergrüne Augen, die flach im Gesichte liegen und falsch sind wie die einer Hauskatze, einen falschen Mund, ein falsches Lächeln und ein falsches weißes Haar. Sein dicker Bauch wackelt über dünnen Beinen; ganz schwarz gekleidet, ahmt er so viel als möglich das Benehmen der Herren vom Justizpalaste nach. Aber das Alles ist alt und abgeschabt, denn Herr August kauft seine Kleider beim „Hakle-mir's-b'runter" (beim Kleiderjuden).

Herr August ist ein ehemaliger Schreiber aus der Provinz. Ohne Pfennig nach Paris gekommen, versuchte er an den Thüren der Boulevardtheater Retourbillete zu verkaufen, und hier lernte er viele kleine Rentner und Müssiggänger kennen; Bummler aller Art, die täglich in Verlegenheit sind, um die Ewigkeit auszufüllen, die zwischen dem Frühstück und dem Diner um fünf Uhr, zwischen dem Zeitungslesen und der Theaterstunde sich ausdehnt.

Eines Tages fragierte er im Justizpalaste und bemerkte eine Menge Leute, die an den Thüren der Gerichtssäle passen, sich mit Bitten und Schmeicheleien an die Municipalen (Stadtpolizei) und Wachtposten wandten, um den Eintritt zu den Sitzungen zu erbetteln. Herr August, der sich auf Mittel und Wege versteht, erkannte augenblicklich, daß hier ein Vermögen zu holen sei; er hatte eine Idee!

Von diesem Augenblicke an brachte er seine Zeit im Justizpalaste zu, sprach die Leute an, die er aus den Kabineten der Instruktionsmagistrate treten sah. Er bot sich an, die Zeugen zur Kasse zu führen, um die zwei Franes zu erheben, die die Justiz den Zeugen bei Strafprozessen auszahlt, und überhaupt Jedem, der ihr Auskunft giebt. Wenn der Zeuge seine zwei Franes hatte und manchmal ein Glas Wein oder eine kleine Tasse Kaffee anbot, wußte August immer noch eine herzbrechende Geschichte zu erzählen und einige Sous auszupressen. Manchmal bestieh ein Zeuge nicht auf Erhebung der zwei Franes, dann wechselt August die Batterie und beuit eine jämmerliche Beschreibung seines häuslichen Elends inmitten einer zahlreichen Familie vor. Man giebt ihm das unnütze Papier, die Anweisung auf jene zwei Franes. Auf diese Weise, mit dem Sammeln der Assignationen und Citationen, hat August den Fundus seiner Boutike zusammengebracht, von der er jetzt lebt.

Heutzutage lebt August wie ein Domherr; er ist eine ansehnliche Person für das gemeine Volk geworden, das im Justizpalaste am meisten zu thun hat, verdient viel Geld und vermiethet an Gerichtstagen an Neugierige die Citationen der Zeugen, womit sie in die Säle gelangen. Die Posten an den Thüren der Säle haben den Auftrag, nur eitirte Personen einzulassen; sie lesen nur die Titel: Citation, und nie den Rest des Papieres, das man ihnen vorweist; man braucht sich nur keck mit dem Papier Citation in der Hand hinzuwagen und kann sofort eintreten, der Posten hat seine Pflicht gethan. Das Alles hatte August bemerkt und er verstand Nutzen davon zu ziehen. Er weiß die Liste der zu beurtheilenden Justizgeschäfte auswendig; er kennt die Tage, wo die ausgezeichnetsten Advokaten oder Magistrate reden werden, und an diesen Tagen ist er von sieben Uhr früh an mit einem dicken Bündel Papiere (alter Citationen und Assignationen) an der Thür des Palastes. Man kennt ihn und er hat sein Publikum; er vermiethet sie zu einem Franes für je eine Sitzung; man zahlt erst, nachdem man seinen Platz eingenommen hat, aber man muß fünf Franes als Pfand geben, die man erst zurückbekommt, wenn man das Papier wieder heimgiebt.

„Und Sie gewinnen mit diesem Handwerke viel Geld?" frug ich.

„Jenachdem der Prozeß ist; der Prozeß Laroncières hat mir bis 400 Franes täglich eingebracht; ich mußte einen meiner Gehülfen in den Saal schicken, um die Assignationen zurück zu verlangen. Eine und dieselbe Citation habe ich oft in einer Sitzung wohl zehn Mal vermiethet; der Prozeß Souffiard war auch nicht schlecht, aber nicht so viel werth, als der der Fracke."

„Und die politischen Prozesse?"

„Das hängt von den Personen ab. Uebrigens erinnere ich mich gern auf die Geschäfte, die ich mit Complotten gemacht habe; auch Preßprozesse rentirten sich nicht übel. Weniger brachten die aufrührerischen Schreier ein; was endlich die Verbrechen, die Kindesmorde, Fälschungen, Diebstähle betrifft, so ist das sehr unzuverlässig."

„Also, so viel ich sehe, wissen Sie immer, was Ihnen ein Todtschlag einbringen wird, wenn Sie nur die Umstände kennen?"

„Verbrechen und Verbrechen ist ein Unterschied; die Stellung des Angeklagten entscheidet hier; wenn da ganz einfacher Weise ein Mann so im Vorübergehen seine Frau erschlagen hat, so ist das keinen Heller werth. Eifersüchtige und wilde Männer locken die Damen an. Aber das müssen Sie sehen, wenn so ein Kerl mir seine Geliebte in Fetzen zerschneidet; wenn er sie eines Abends in einem Hausgange abgelanert hat und sie ersticht; wenn er seinen Nebenbuhler erschießt — ach, der Tausend! das ist eine Goldgrube! die haben ein eigenes Publikum, alle Lorgnetten sind auf sie gerichtet, man bittet sie, in die Albums nur zwei Worte zu schreiben, das Parterre ist mit Weibern wie gestopft voll. Wenn sie auch nur erträglich hübsche Burschen sind, und wenn die Sitzungen zwei oder drei Tage dauern, so steigen meine Einnahmen auf das Doppelte. Wenn das Urtheil erst in der Nacht gefällt wird, muß ich Retourbillete austheilen. Ueberhaupt ist die Nacht ganz besonders für solche gerichtliche Schauspiele geschaffen,

das schöne Geschlecht bildet sich dann wirkliche Geistergeschichten ein. Nichts ist interessanter, als sich einen Missethäter vorzustellen, der ganz säuberlich sein Weib erdrosselt, das er wirklich lieb hat! Vierzehn Tage kann man davon träumen. Man beneidet das Loos des Opfers, man möchte nur ein einziges Mal eben so geliebt sein, und wäre es auch nur, um einmal davon zu kosten! Ah Laeenaire! Leider werden wir nicht sobald seines Gleichen bekommen! Der Mensch hat Verse gemacht!" rief August aus und seine Stimme verrieth eben so viel Bewunderung als Bedauern. Er war galant, interessant und sprach sehr gut. Nur zwei Prozesse wie der seinige und ich könnte mich von meinem Geschäfte zurückziehen! Wenn nur die verdammten Sitzungen mit geschlossenen Thüren für gewisse Verbrechen erlaubt wären! da liegen ganze Reichthümer begraben! Ich könnte Millionär werden. Die ganze Welt möchte welche sehen, das ist die Geschichte mit der verbotenen Frucht."

Eine Art Gespenst, das in einem schwarzen Kleide fackelte, zugeknöpft bis an den Hals, trat in die Schenkstube; seine Beine wackelten wie Orgelpfeifen; es war sein Schreiber. Dieser Mensch vertritt Herrn August, wenn dieser mehrere wichtige Geschäfte hat, rekrutirt für ihn Kunden und verschafft ihm Geschäfte, denn Herr August verbindet mit seiner Stellung auch die Beschäftigung eines Vertreters beim Friedensrichter und verfaßt Bittschriften und Memoiren an's Ministerium.

Der Spitz, so heißt dieser Gehülfe, hat mehrere Saiten auf seiner Geige. Sobald ein Verbrechen bekannt wird, eilt er auf den Schauplatz desselben, sammelt die Gerüchte," erzählt die Umstände, giebt seine Adresse in den nahegelegenen Weinschenken ab, wiederholt hundert Mal diese Umstände, erfindet welche im Nothfalle, bis man sie wiedererzählt; das gelangt bis zum Magistrat; der Untersuchungsrichter läßt ihn kommen, hört seine Geschichten an und oft sind dieselben nicht zwei Sous werth. Wenn man ihn auch nicht weiter brauchen kann, so bekommt er doch seine zwei Francs dafür. Ich bin überzeugt, daß der Kerl auf's Evangelium vor Gott und den Menschen schwören würde, daß der Hund, der einen Hasen abgefaßt hat, nicht angefangen hat, sondern daß die Schuld auf Seiten des Hasen war. Und die Hasen haben ein so zänkisches Naturell! Und das ist eigentlich sehr traurig, aber es ist so!

Dieser Mensch untersteht sich nicht, seinem Patron Concurrenz zu machen, denn dieser hat es gar nicht mehr nöthig, die Assignationen zu erbetteln, er kauft sie jetzt und bezahlt sie theurer als der Kassirer des Justizpalastes. August duldet keinen Rivalen, er führt einen unversöhnlichen Krieg gegen diese. Er hat sein kleines Vermögen zusammengescharrt und wird sich bald in die Provinz zurückziehen, um dort eine kleine Race ehrlicher Leute auf die Welt zu setzen.

Als wir uns von August verabschiedeten, blickte er uns mit seiner triumphirenden Miene an und sagte zu seinen Bewunderern: „die habe ich eingetunkt!"

Wirklich hatte er Recht: wir waren verblüfft!

Blätter und Blüthen.

Abdul Medjid, der jetzt regierende Sultan, führt selbst die Oberaufsicht über die verschiedenen Schulen in Constantinopel und besucht persönlich die jahrlichen Prüfungen, nach welchen die Fortschritte der Schüler ermessen werden. In einer großen Halle, mit militärischen Trophäen geschmückt und mit wissenschaftlichen Instrumenten jeder Art versehen, warten hundert junge Männer, oft von fünfzehn zu zwanzig Jahren alt, bescheiden auf den Sultan, den sie eben so sehr lieben wie verehren. Kein Geräusch findet unter ihnen statt — kein Geschwätz — kein Gelächter; alle Augen sind nach dem Thron gewendet, der in der Mitte des Gemaches steht und noch leer ist.

Endlich erscheint Abdul Medjid und setzt sich nieder — in seiner Nähe die Scheiks, die Ulemab's, die Minister und die ersten Pascha's. Jeder Zögling tritt in seiner Reihe zu dem Throne vor und antwortet auf die Fragen, welche ihm von einem der Professoren vorgelegt werden, von einem der Minister oder auch wohl vom Sultan selbst. Die Fragen beziehen sich auf Mathematik, Literatur und Kunst. Wenn Abdul Medjid eine Frage stellt, so geschieht dies mit der größten Freundlichkeit. Wenn der Schüler richtig antwortet, erheitert ein leichtes Lächeln das Gesicht des Sultans; begeht er einen Irrthum, so verbessert diesen der Sultan mit Nachsicht und ohne den geringsten Vorwurf. Wenn die Prüfung beendigt ist, werden den Schülern, welche sich besonders ausgezeichnet haben, Belohnungen gegeben.

Talma. Der berühmte französische Schauspieler, der Lehrer Napoleon's, gab manchmal auch Gastrollen in den Provinzen, so einmal auch in Lyon, wo Madame Lebreau als Directrice mit einer ziemlich unordentlichen Bande ordentliche Tragödien gab. Der Schauspieler, welcher die „noblen Väter" zu geben hatte, wollte Talma gegenüber sein Fach nicht aufgeben, obgleich er sehr schwer nüchtern zu erhalten war. Es sollte „Semiramis" gegeben werden, worin der Trunkenbold den „hohen Priester" zu geben hatte und Talma den Arsaces. Man nahm dem „noblen Vater und hohen Priester" ein Versprechen ab, sich vor Ende des Stücks nicht zu betrinken; aber ehe der Vorhang aufging, lag er schon betrunken in seinem Aufkleidezimmer. Die Directrice, in Furcht, das Entree wieder herausgeben zu müssen, stürzte zu ihm und zwang ihn, ein Glas Wasser zu trinken, was ihn furchtbar erbitterte. Das Stück begann nun und Talma erschien, gefolgt vom „hohen Priester", der nun in den Fall kam, wirdig zu antworten. Aber er schwankte und hotterte, daß sich aber auch mit Geistesgegenwart aus der Verlegenheit, indem er das Parterre anredete: „Meine Herren, Madame Lebreau war so barbarisch, mich zu einem Glase Wasser zu zwingen. Sie sehen nun selbst ein, daß ich meine hohe priesterliche Würde nicht aufrecht erhalten kann. Ich habe zu viel Achtung vor Ihnen, als daß Sie mir zumuthen sollten, mit einem Glase Wasser im Magen den Orsoes vor Ihnen zu spielen. Hier, Arsaces! (zu Talma) sind Brief, Schwert und Alles, was ich Ihnen erst im vierten Acte hätte übergeben müssen, um den Knoten zu lösen. Machen Sie's gleich ab. Bedenken Sie auch hübsch, daß Madame Semiramis Ihre gesetzmäßige Mutter ist und schlichten Sie die ganze Tragödie anständig und schnell. Ich für meinen Theil gehe nach Hause und zu Bett, um mich von dem Glase Wasser zu

kuriren.“ Die Zuschauer fanden dies so hübsch, daß sie darauf verzichteten, sich ihr Entrée wiedergeben zu lassen.

Ein Ehrenmann. In Nürnberg hat der Besitzer einer Maschinenfabrik, Namens Gramer-Klett, seine Arbeiter in Kenntniß gesetzt, daß alle Diejenigen, welche für einen elfstündigen Arbeitstag unter 1 Gulden Lohn beziehen, vom 1. December ab 8 Procent, Diejenigen mit über 1 Gulden 5 Procent Theuerungszulage für die Dauer der Monate December bis Monat März erhalten werden. Bei einer wöchentlichen Lohnauszahlung von 7—8000 Gulden ist mehr als 1000 Arbeiter ist dies ein eben so namhaftes wie rühmenswerthes Opfer. Ein bedeutendes Fabrikgeschäft in Schlesien soll übrigens ebenfalls seine Arbeitslöhne erhöht haben, auch will man wissen, die meisten andern Fabrikanten des Gebirges würden diesem schönen Beispiele folgen.

Ein leichter Vogel. Diese sprüchwörtliche Bezeichnung einer Person von leichtfertigem Lebenswandel stammt aus Spanien.

War ein Frauenzimmer überführt, durch sein Leben gegen die guten Sitten verstoßen zu haben, und wurde in Folge davon zu einer Strafe verurtheilt, so wurde die Verurtheilte, von den Schultern bis zu dem Gürtel entblößt, auf einen Esel gesetzt und in Begleitung des Scharfrichters, dem zwei seiner Knechte folgten, durch die Stadt geführt. An jedem Kreuzwege, auf den man kam, machte der Zug Halt; eine Gerichtsperson, die denselben eröffnete, las den Namen und das Vergehen der Schuldigen, so wie das über sie gefällte Urtheil mit lauter Stimme vor, der Scharfrichter tauchte einen großen Pinsel in ein Gefäß mit Honig, an dessen Stelle später der wohlfeilere Syrup gesetzt wurde, bestrich damit irgend einen Theil ihres Körpers vom Kopf bis zu dem Gürtel, und seine Knechte streuten aus zwei großen Säcken, die sie bei sich trugen, einige Hände voll Federn verschiedener Vögel über sie. Diese Federn setzten sich natürlich auf der übrigen Masse fest, und nachdem allmälig alle entblößten Theile des Körpers, selbst Haare und Gesicht nicht ausgenommen, auf gleiche Weise mit Honig bestrichen und mit Federn bestreut worden waren, gewann der obere Theil des Körpers der Verurtheilten allerdings durch seine buntgemischte Bekleidung das Ansehen eines riesenmäßigen Vogels von menschlicher Gestalt.

Daher rührt in Spanien noch jetzt die Redensart, die man als den größten Schimpf betrachtet, welchen man einer Frau anthun kann: Sie ist in Honig eingemacht gewesen! — Oder: Sie verdiente in Honig eingemacht zu werden.

Mormonen-Gläubiger. Die Mormonen hinten am Salzsee in Amerika sind Heilige, aber doch sehr weltlich, wenn ihnen Einer geborgtes Geld nicht bezahlen will. Sie mahnen und verklagen dann zwar nicht, stellen aber drei Kerle vor's Haus, die den ganzen Tag, von früh bis in die Nacht, fürchterlich trommeln und pfeifen. Ein amerikanisches Blatt sagt, daß es ein Schuldner selten länger als drei Tage aushalte. Die Pfeifer kosten nicht viel und sind wenigstens zehn Mal billiger, als der einfachste Prozeß. Das Geld wird dort also thatsächlich ausgepfiffen. Wie heilig!

Weihnachtsbücher. Allen Vätern, die ihren Töchtern zu den reichen Geschenken an Putz und andern glänzenden Kleinodien eine sinnige Gabe für stille beschauliche Stunden beilegen wollen, empfehlen wir das in Leipzig bei Amelang in zweiter Auflage erschienene: Album für Deutschlands Töchter, mit Illustrationen von E. Göpe und W. Georgy. Es besteht in einer von glücklicher Hand ausgewählten Sammlung von Liedern und Romanzen der besten deutschen Dichter, wozu die beiden genannten Künstler eben so zart erfundene wie gut ausgeführte Illustrationen lieferten. Die Ausstattung ist in der That so überraschend schön und übertrifft die ähnlicher Bücher so sehr, daß wir augenblicklich keine zweite derartige Sammlung wüßten, die sich dieser an die Seite setzen könnte. Einzelne Landschaftsstücke von Georgy sind kleine Meisterstücke. Der Preis ist im Verhältniß sehr billig. — Für Knaben von zehn bis vierzehn Jahren empfehlen wir die von dem bekannten J. Kell begonnene Bibliothek der Reisen (bei J. Meißner in Leipzig). Sie ist eben so lehrreich wie unterhaltend geschrieben und bildet in den bis jetzt erschienenen sechs Bänden eine der besten Reisebibliotheken für die reifere Jugend.

E. K.

Weihnachtsgeschenk!

Bei **Jul. Meißner** in Leipzig ist erschienen:

Die

neueren Entdeckungsreisen.

Für die Jugend bearbeitet

von

C. W. Hoffmann, Jul. Kell u. A.

Eingeführt und mit einem Vorworte versehen

von

M. Schweitzer,

vorm. Großherz. Heim. Schulrath.

Mit vielen Stahlstichen.

6 Bde. eleg. in Leinw. geb.

Erster Band: Otto von Kotzebue's neue Reise um die Welt in den Jahren 1823 bis 1826. Preis 27 Ngr.
Zweiter Band: John Crawfurd's Gesandtschaftsreise nach Siam und Cochin-China in den Jahren 1821 und 1822. Preis 24 Ngr.
Dritter Band: Reise nach der Verbrecher-Colonie New-Südwales. Preis 22 Ngr.
Vierter Band: Reisen in Brasilien. Preis 24 Ngr.
Fünfter und sechster Band: Reisen der Engländer zur Entdeckung einer nordwestlichen Durchfahrt aus dem nördlichen Polarmeere nach dem stillen Ocean. 1. Parry's dritte Reise nach den nördlichen Polargegenden. 11. Beechey's Reisen nach dem stillen Ocean und der Beringsstraße. Preis a Band 27 Ngr.

Verlag von **Ernst Keil** in Leipzig. — Druck von **Alexander Wiede** in Leipzig.

№ 50. 1853.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familien-Blatt. — Verantwortlicher Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich ein ganzer Bogen mit Illustrationen.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 10 Ngr. zu beziehen.

Aus dem Mügliţţhale.

Eine historische Erzählung aus den letzten Jahren des siebzehnten Jahrhunderts.

Von Eduard Gottwald.

(Fortsetzung.)

„Beim heiligen Bartholomäus! das nenne ich Glück, in dieser Wildniß noch eine menschliche Wohnung gefunden zu haben," begann jetzt ein junger Mann in schwarzem Sammetwamms, einen breitkrämpigen Hut mit einer Birkhahnfeder geschmückt auf dem Kopfe, einen Eichstock mit stählernem Haken als Griff und eisenbeschlagener Spitze in der Hand und ein stark gefülltes Ränzel auf dem Rücken tragend, als die alte Magd die Thüre argwöhnisch halb öffnete und ihm mit aufgehobener Leuchte in's Gesicht schaute.

„Nun, gefalle ich Euch nicht?" rief der junge Mann scherzend, als er sah, wie die Magd weit eher Lust zu haben schien, ihm die Thür wieder vor der Nase zuzuschlagen, als ihn eintreten zu lassen. „O, Ihr dürft mir schon trauen!" fuhr er lachend fort, „gönnt mir nur für heute ein Nachtlager, was ich Euch gern vergüten will, denn ich wüßte wahrlich nicht, wohin ich mich, ohne den Hals in diesem Höllenwinkel zu brechen, bei stockfinsterer Nacht noch wenden sollte."

„Ich will es wagen," entgegnete die alte Magd und öffnete die Thüre ganz, nachdem sie den Fremden einen Augenblick von Kopf bis zu Fuß gemustert und das kecke zutrauliche Wesen desselben ihren Beifall gefunden zu haben schien. „Tretet näher; ein Lager von Stroh wird sich für Euch wohl noch finden, aber auf viel mehr dürft Ihr Euch nicht Hoffnung machen."

Sie trat in's Haus zurück, indeß der junge Gesell ihr folgte, und führte diesen nach der Wohnstube, an dessen Thüre der Müller den inzwischen herbeigeholten Hund an der Kette haltend stand, welcher mit grimmigem Gebell dem Fremden entgegen fuhr, während Agathe neugierig hinter des Vaters Rücken hervorschaute.

„Zurück, Packan!" rief der Müller, und nöthigte den Fremden, näher zu treten, die alte Magd aber führte den knurrenden Hund wieder nach dem Hofe zurück und verriegelte sorgfältig die Hausthüre.

„Der Himmel danke es Euch, daß Ihr mich nicht unerhört in die dunkle Nacht hinauswandern ließet,"

begann jetzt der junge hübsche Mann, dem ein kleiner schwarzer Schnurrbart und Knebelbart zu seinem wettergebräunten und jugendlich frischen Antlitz gar trefflich stand. „Ich muß wohl auf diesem wegelosen Pfade weit ab von der Straße nach Altenberg gekommen sein," fuhr er fort, indeß er sein Ränzel abschnürte und auf einem leeren Schemel Platz nahm.

„Da seid Ihr eine gute Stunde seitwärts geraten; aber wo kommt Ihr denn eigentlich her, denn Eurer Tracht und Sprache nach seid Ihr nicht aus hiesiger Gegend?" entgegnete der Müller, den Fremden aufmerksam musternd und neugierig das gefüllte Ränzel desselben betrachtend, in welchem, als der junge Mann dies sorglos auf den Erdboden geworfen, ein Ton erklungen war, als rüttele man Gold- und Silberstücke untereinander.

„Ich bin aus der welschen Schweiz und komme vom Zinnewald her," antwortete der Fremde; jetzt erst des Müllers Tochter genauer betrachtend, die vor den feurigen Blicken, welche aus des jungen Mannes schwarzen Augen ihr entgegen blitzten, erröthend sich hinter ihr Spinnrad flüchtete.

„Nun, zu viel wird Euch bei uns nicht im Wege stehen," bemerkte trocken der Müller, „aber eine Stren auf dem Fußboden, ein Krug Wasser und ein Stück Brot soll Euch nicht fehlen. Wer weiß" — grollte er bitter für sich — „wo wir vielleicht morgen schon dies erbetteln müssen."

„Ich bin vollkommen zufrieden damit," entgegnete der Fremde und legte seinen Hut bei Seite, worauf nun fesselles lange glänzend schwarze Locken auf Nacken und Hals desselben herabfielen. „Ruhe ist es nur, die ich bedarf," fuhr er fort; „denn an Entbehrung bin ich gewöhnt, aber seit heute früh fünf Uhr bin ich auf den Beinen, und obgleich ich manch eisbedeckten Berg erstiegen und auf Gletschern mich tagelang herum getrieben auf halsbrechenden Pfaden, so bin ich doch noch nie so todmüde geworden, wie heute in diesen Schluchten und Thalgegenden."

„Nun, die Magd wird Euch sogleich Euer Lager bereiten und auch wir wollen uns zur Ruhe begeben," bemerkte der Müller und winkte Agathen, den Spinnrocken bei Seite zu stellen.

„Aber Ihr zürnt mir doch nicht, daß ich Euch so spät am Abend zur Last falle," bat der Fremde und bot dem Müller die Hand, welcher mit seiner Tochter sich entfernen wollte. „Und auch Ihr nicht, holde Jungfrau!" rief er, zu Agathen sich wendend. „Ihr, die Ihr so herrlich hier aufblühet in stiller Einsamkeit, wie das Alpenrösslein in unwegsamer Wildniß."

„Wollte der Himmel, wir könnten Euch besser aufnehmen," entgegnete der Müller, ihm zum Nachtgruß die dargebotene Hand schüttelnd. „Da aber dies nicht der Fall ist, so müßt Ihr mit dieser armseligen Bewirthung vorlieb nehmen. Gute Nacht!"

„Schlaft wohl, und verzeiht, daß wir nichts Besseres Euch bieten können als dies Strohlager," fügte Agathe schüchtern hinzu, indeß der Fremde der Jungfrau Hand hastig ergriff und zärtlich drückte, worauf diese hocherröthend sich eilig entfernte und dem Vater folgte, welcher die kleine in das obere Stockwerk führende Treppe hinaufstieg, während die Magd das Lager des Gastes bereitete, ein Stück Brot und einen Krug Wasser auf den Tisch setzte, und ihm gute Nacht wünschend bat, den frisch angezündeten Kienspan sorgfältig auszulöschen.

Als der Fremde sich allein sah, warf er seine Blicke forschend umher in der reinlichen aber ärmlich ausgestatteten Wohnstube, streckte sich, die Leuchte auslöschend, auf sein Lager und sprach still für sich: „In diesem Hause scheint das Glück auch nicht heimisch zu sein, aber ein lieblicheres Frauenbild ist mir doch nimmer vorgekommen als hier in dieser Hütte der Armuth," und während er bemüht war, das blasse aber von sanfter Duldung mit mildem Lächeln geschmückte Antlitz Agathen's sich recht lebhaft vor den Blick zu zaubern, kam der Schlaf über ihn, und bald schlummerte der junge Mann auf dem harten Lager so süß und ruhig, als liege er auf schwellendem Lotterbettlein in der Wohnung des üppig prunkenden Reichthums.

Dem Müller und seiner Tochter aber blieb der Schlaf fern, und während der müde Wanderer in der Unterstube der Mühle schon mehrere Stunden im Schutze jugendlicher Sorglosigkeit schlief und der neckende Traumgott ihm die liebliche Müllerstochter zuführte, da lag der Müller auf seinem Lager schlaflos und zählte die Stunden bis zu Anbruch des Tages, an welchem er dem Erscheinen der Gerichte entgegen sehen mußte, die ihn von Haus und Hof vertreiben würden; denn auf den nächsten Tag fiel der letzte Termin, bis zu welchem er entweder die rückständigen Zinsen schaffen oder seiner Mühle den Rücken kehren mußte mit Agathen, die durch des Vaters Schuld der Fluch der Armuth und des Elendes so frühzeitig traf.

Nirgend zeigte sich dem Unglücklichen eine Hoffnung auf Rettung, überall hatte man ihn abgewiesen, wo er um Hülfe geberen, als nach jener Nacht er für immer dem Spiel entsagt; — zurückgezogen hatten sich von ihm all' die reichen Freunde der Umgegend, mit denen er so oft gezecht und gespielt, seit er leider nur zu spät inne gehalten in blinder Verschwendung seines Eigenthums, und wenn es in unsern Zeiten auch nicht viel besser ist, so war es doch vor 150 Jahren um einen bis auf die Ausspündung heruntergekommenen, früher reichen Manne auf dem Lande ein gar schlimmes Ding, von dem sich Alles abwendete, als sei er verpestet, und besonders wenn er selbst dazu beigetragen durch Schlemmen und Spielen. Nur einer seiner Spielgesellen wollte ihm helfen, und dies war der Mattheus aus dem Oelsengrunde, der aber für blankes Gold die liebliche Agathe als Opfer verlangte, aber dies war ein Handel, auf welchen selbst der so tiefgesunkene Vater nicht einging, und dem ein Pact mit dem Teufel um Leib und Seele, wie das Gerücht in jener abergläubischen Zeit es oft von Diesem oder Jenem ausposaunte, nicht entsetzlicher schien, als sein einziges Kind jenem verrufenen Wollüstling in die Arme zu werfen. —

Aber während Kummer um Agathen, Groll gegen seine Peiniger und falschen Freunde, Verzweiflung bei

dem Gedanken an die nächste Zukunft des Müllers Lager zur Folterbank umschufen, drängte sich plötzlich das Bild des fremden Wanderers in seine Seele. Das Klingel desselben, was so reichlich angefüllt war und beim Herabwerfen auf den Fußboden einen so seltsamen Klang von sich gegeben, was konnte wohl anderes darin sein als Gold? — und doch schien der junge Gesell nicht im Besitz großer Reichthümer zu sein, sonst wäre er gewiß nicht so sorglos durch diese einsame und unsichere Gegend allein umhergewandert, und hätte wohl nimmer sein Bündel so achtlos von sich geworfen, — — und dennoch, je länger er bei diesem Gedanken stehen blieb, je lebhafter zeigte ihm seine Phantasie die Möglichkeit, daß der junge Mann doch wohl Gold und Goldeswerth bei sich führe und daß er, im Besitz desselben gelangt, sich noch retten könne. —

„Der Wanderer da unten schläft fest," flüsterte es in ihm; „den weckt dein Schritt nicht aus ruhig stärkendem Schlummer. Weh hinab, untersuche sein Bündel, und hat er Gold bei sich —" hu! — ein entsetzlicher Gedanke durchzuckte ihn. Kein Mensch hatte den Fremden kommen sehen, als seine Tochter und die Magd, kein Mensch würde denselben vermissen als diese Beiden, und wenn diese nach ihm fragen sollten, konnte er nicht vor Tagesanbruch wieder abgereist sein, ehe Beide erwacht? Keine Behörde würde hier nach ihm fragen, der ja in der Nacht nach jeder andern Richtung hin sich verirrt haben oder in irgend einen Abgrund hinabgestürzt sein konnte. — Oder — sollte er dem fremden Manne sich entdecken, sollte er ihn bitten um ein Darlehn, denn Gold, Gold, das wurde ihm von Sekunde zu Sekunde immer wahrscheinlicher, Gold mußte der Fremde bei sich führen! —

Nicht länger ließ es den Gefolterten ruhen, immer mehr gewannen diese aus wilder Fiebergluth der Verzweiflung auftauchenden Bilder Leben und Wirklichkeit, und langsam, um seiner Tochter Schlaf nicht zu stören, schlich er sich von seinem Lager weg und tappte im Finstern nach der zur Unterstube führenden Treppe. —

Aber auch Agathen war der Schlaf geflohen, und seit der ihr Herz so gewaltsam erschütternden Nachricht, daß nichts den Vater mehr retten könne vor Vertreibung aus Haus und Hof, daß nur ein Weg zur schmachvollen Vermeidung dieser Austreibung offen sei, durch des schwarzen Matthäus Gold, wenn sie demselben sich opfere, hatte Agathe mit unsäglichem Schmerz und stiller Verzweiflung zu kämpfen, und nur die Ankunft des jungen Mannes, dessen Bild sich so wunderbar schnell in ihr Herz eingezägt, hatte die peinigenden Sorgen für die nächste Zukunft und die Bilder der bevorstehenden Schmach des Abzugs als Bettler von Haus und Hof auf kurze Zeit verdrängt. Aber eben jetzt in schlaflos stiller Nacht waren dieselben noch greller und fürchterlicher ihr wieder vor die Seele getreten. Sie hatte des Vaters banges Seufzen und Stöhnen vernommen und sich gestellt, als ob sie schlafe; als aber dieser von seinem Lager sich schlich und zur Unterstube hinabstieg, da erfaßte sie der gräßliche Gedanke, der Vater wolle hinaus in die finstere Nacht, um in Verzweiflung sein Leben zu enden im kühlen Wasserschooße, wie er es schon mehrmals freveind verkündet, als Alles ihn verlassen. — Auch sie litt es nicht länger in der Kammer und rasch sich ankleidend, schlich sie behutsam wie der Vater, geräuschlos die Treppe hinab. Plötzlich blieb sie hinter dem Vorsprunge der Wand am Ende der Treppe stehen. In der Unterstube wurde es hell, der Fremde schlief, o, er schlief so arglos und süß, aber der Vater, was trieb diesen zu dem Fremden? — Sie drückte sich mit laut klopfendem Herzen dicht hinter die halb offene Thür und sah, wie der Vater leise eine im Winkel des Zimmers stehende Axt zur Hand nahm, wie er dem Lager des Fremden näher trat, wie er zitternd dessen Klingel vom Boden aufhob und wild verstört dabei auf den Schlafenden blickte, und als dieser im Schlafe unruhig sich auf die andere Seite warf, da — ha, das Blut starrte in ihren Adern, da sah sie, wie der Vater die Axt ergriff, und den Blick auf den Schlafenden gerichtet, diese zum Schlag bereit erhob. — Sie wollte aufschreien, aber das Entsetzen fesselte ihre Stimme; sie wollte hinstürzen zu dem Fremden, aber der Schreck lähmte ihre Füße. — Allmächtiger Gott! es war ihr Vater, ihr Vater, den sie im Verdacht hatte, sich das Leben zu nehmen, er war im Begriff, an dem fremden Gaste, der so arglos unter ihrem Dache schlief, zum Räuber und Mörder zu werden. — Sie mußte sich festhalten an dem Treppengeländer, denn sie fühlte, wie ihre Sinne schwanden und ihr Blick sich umstorte.

Jetzt öffnete der Vater das Klingel — aber es entfiel seiner zitternden Hand und mit lautem Gepolter stürzte statt Gold eine Masse zerschlagenes Gestein auf den Erdboden. Mit einem Sprunge war der Fremde vom Lager auf und stand, rasch nach seinem Stock greifend, zum Kampfe bereit dem Müller gegenüber, diesem aber sank die Axt kraftlos aus den Händen und mit einem Blicke starren wilden Stumpfsinns schaute er auf die um ihn liegenden Steine, während der Fremde sich die letzten Spuren des Schlafs aus den Augen reibend, verwundert auf den jetzt nach einem Sessel taumelnden Müller blickte, auf welchen er mit tiefaufleuchendem Athemzügen hinsank.

„Nun wahrlich! Ihr seid ein sauberer Gastfreund," rief jetzt der junge Mann und warf einen finster drohenden Blick auf den starr zu Boden blickenden Müller. — „Was habt Ihr denn in meinem Ränzel zu suchen gehabt?"

„Ich suchte Gold, um mich zu retten, und glaubte den Muth zu haben, Euch zu tödten, wenn ich es gefunden!" stöhnte der Müller, auf dessen Stirn ein kalter Angstschweiß trat und dem ein fröstelndes Zittern den Körper durchschütterte. —

„Armer Mann! so tief also seid Ihr schon gesunken!" sprach mitleidig der junge Mann. „Dann freilich muß es schlimm mit Euch gestanden haben, und obgleich ich vor Schlafengehen schon gewahr wurde, daß hier kein Glück und Segen heimisch sei, so glaubte ich mich doch bei zwar armen aber ehrlichen Menschen sicher, und nicht in eine Mörderhöhle geraten zu sein. Darum ist es besser, ich scheide sofort von hier, und wenn ich nicht zum Verräther an Euch werde, so dankt dies der lieblichen Jungfrau, Eurer Tochter, deren Herz Ihr

brecht durch Euer wahnsinnig verbrecherisches Treiben, und die wahrlich eines bessern Looses werth wäre." —

„Das war ich, Herr! arm und ehrlich; aber die Verzweiflung trieb mich zu Mordgedanken!" rief der Müller mit gedämpfter Stimme, dann aber bei dem Gedanken an seine Tochter in wilden Schmerz ausbrechend, schrie er heftig, sich vor die Stirn schlagend: „O, mein Kind! mein Kind! sie darf mich nimmer wieder sehen!" und stürzte der Thüre zu.

„Bleibt, Vater, bleibt!" schrie Agathe und stürzte aus ihrem Versteck hervor, sich diesem entgegen werfend, welcher bei dem unerwarteten Erscheinen seiner Tochter, entsetzt zurück taumelte. Aber auch Agathen verließen jetzt die letzten Kräfte, und erschöpft von einer fieberhaften an Wahnsinn grenzenden Aufregung sank sie bleich und bewußtlos zu Boden.

„Sie stirbt! Mein Kind stirbt, und ich bin ihr Mörder!" heulte der Müller, sein Haar sich in wilder Verzweiflung zerraufend, während der Fremde rasch herbeisprang, mit dem im Kruge befindlichen Wasser die Stirn der Ohnmächtigen benetzte und diese auf sein Lager brachte.

„Kommt zu Euch, Mann des Elends!" rief er jetzt, den Müller heftig rüttelnd, welcher mit weit aus ihren Höhlen hervortretenden Augen starr auf das bleiche Antlitz seiner Tochter schaute. — „Kommt zu Euch!" fuhr er mit ernster Stimme fort. „Es ist nur eine Ohnmacht, aus welcher sie bald wieder erwachen wird; Ihr aber sucht Euren Schmerz zu bewältigen, und macht sie und Euch nicht noch unglücklicher, als Ihr ohnedem schon seid. Vielleicht ist Euch noch zu helfen!"

„Vater!" seufzte jetzt Agathe, und schlug, sich von ihrem Lager aufrichtend, die Augen auf.

„Gott sei gelobt, sie lebt!" wimmerte der Müller, und bedeckte mit Küssen die bleichen kalten Lippen der Tochter, während zum ersten Male seit langen, langen Jahren Thränen tiefen bittern Schmerzes den Augen des Unglücklichen entrollten.

„Geht wieder in Euer Kämmerlein, Jungfrau!" bat jetzt der Fremde mit zärtlich mitleidigem Blick das blasse leidende Antlitz betrachtend und ihr den Arm reichend, auf welchen diese sich stützte. „Betrachtet, was hier jetzt vorgefallen, wie einen bösen Traum," fuhr der junge Mann, ihr Muth und Vertrauen einflößend, fort. „Ich habe jetzt noch mit Euerm Vater zu sprechen, und kann vielleicht, wenn irgend möglich, ihm doch noch Hülfe und Rettung verschaffen."

„O, Euch sendet Gott als unsern Engel," hauchte Agathe und blickte mit innigem Danke zu dem Fremden empor, dann ihren Vater weinend umarmend rief sie mit flehender Stimme nach dem jungen Manne sich wendend, „verzeiht, o verzeiht dem unglücklichen armen Manne, der nicht gewußt hat, was er thun wollte. Gott wird es Euch reichlich lohnen, zu dem ich beten will für Euch und den Vater."

Und aus dessen Armen sich windend, verließ sie mit wankenden Schritten die Wohnstube. Der Müller aber sank vernichtet, sein Gesicht mit beiden Händen bedeckend, auf seinen Stuhl zurück.

„Nun sagt einmal," begann jetzt der junge Fremde, als er mit dem Müller allein war und sorgsam die aus seinem Ränzel herausgefallenen Steine wieder aufgelesen und dasselbe fest zugeschnürt hatte, „was hat Euch denn zu so dämonischem Entschluß treiben können, mich zu bestehlen und wohl gar aus der Welt zu schaffen?"

„Sagt das Letztere nicht," entgegnete wehmüthig bittend der Müller und reichte, wie um Verzeihung flehend, dem Fremden die Hand, welche dieser, ihn ermuthigend, lächelnd schüttelte. „Ich hätte nicht den Muth gehabt, Euch zu tödten, auch wenn Ihr nicht erwacht wäret. Aber das Entsetzliche meiner Lage, welche mich zwingt, schon heute mit meinem Kinde als Bettler Haus und Hof zu verlassen, ließ mich irre werden an Gott und den Menschen."

„Und warum müßt Ihr von hier fort?" frug theilnehmend der Fremde.

„Ich schulde dem Besitzer des Kratzhammers bei Lauenstein 500 meißnische Gülden und 50 Gülden rückständige Zinsen," begann der Müller, „und habe ihm dafür Haus und Hof verschrieben auf Wandelpön. Der Termin der Zinszahlung ist heute, ohne daß ich einen einzigen Gülden aufzutreiben vermochte, und daher vertreiben mich bis Mittag 12 Uhr die Gerichte zu Lauenstein auf Antrieb meines Gläubigers und des Oelsengrundmüllers mit Kind und Magd aus der Mühle."

„Schuldet Ihr denn dem Oelsengrundmüller auch etwas? und ist dies derselbe, den man in hiesiger Gegend den schwarzen Matthäus nennt?" frug aufmerksam der junge Mann.

„Nein, diesem schulde ich nichts, und es ist derselbe," entgegnete der Müller. „Aber er wirbt um meine Tochter, und will für mich zahlen, wenn ich ihm Agathen überliefere, und drängt daher meine Gläubiger, mir nicht länger Gestundung zu geben und mich auf's Aeußerste zu treiben, um mich zu zwingen, sein Begehr zu erfüllen. Doch" — fuhr er mit wildem Grimme fort — „ehe ich diesem Unhold mein armes Kind überlasse, eher suche ich und Agathe Rettung im kühlen Wassergrabe."

„Ei was! schämt Euch und verbannt solche sündige Gedanken," sprach mit strafendem Ernst der Fremde. „Die 500 Gülden kann ich Euch leider nicht schaffen, aber was die Zinsen betrifft, so will ich um Eurer Tochter willen es wagen, Euch diese zu leihen." — Nach diesen Worten zog der junge Mann aus seiner Brusttasche einen ledernen Beutel hervor und zählte die 50 Gülden in Geld auf den Tisch.

„Ist es denn möglich? Dies wollet Ihr mir als Darlehn anvertrauen?" frug, kaum glaubend, daß ihm Hülfe noch werde, der Müller stammend.

„Gewiß," entgegnete lachend der Fremde. „Es ist ja eben so gut, als vertraute ich Euch diese Summe an, um sie mir aufzuheben, bis ich wieder hierher zurückkehre."

„Und wann kehret Ihr wieder?" frug der Müller, tief gerührt von dem Edelmuth des Fremden, dessen Eigenthum und Leben er bedroht.

„Wenn die Schwalben wiederkehren und es auf Euren rauhen Höhen Frühling wird," entgegnete dieser.

„Aber!" fuhr der Müller fort und stützte sein

Haupt auf die Hand, als müsse er all' seine Gedanken zusammenfassen, um sich zu überzeugen, daß kein täuschend Traumbild ihm diese Hülfe vorspiegele und Wirklichkeit es sei, was sich ihm hier zeige. „Womit soll ich beweisen, daß dieses Gold mein Eigenthum ist, da meine Peiniger wohl wissen, daß ich über keinen Groschen mehr gebieten kann und ich gestern noch vergebens um Aufschub gebeten habe?"

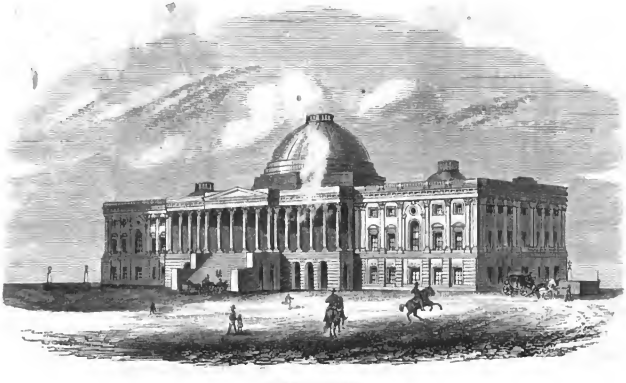
„Hm! das ist allerdings zu berücksichtigen," sprach der Fremde und sann einen Augenblick nach. „Doch, auch das wird sich machen," fuhr er dann fort und riß aus einem kleinen Büchlein, welches er ebenfalls aus seiner Seitentasche zog, ein Blatt weißes Papier und schrieb mit Rothstift einige lateinische Worte auf, brach dann das Blatt zusammen und gab es dem Müller.

(Fortsetzung folgt.)

Am Vorabend der Eröffnung des Congresses.

Die Amerikaner im Kapitol.

In den letzten Tagen des Jahres tritt jedes Mal der Congreß der Vereinigten Staaten zu seiner ordentlichen Sitzung als höchste gesetzgebende Behörde des Landes zusammen, vor welcher die ersten Beamten Partei, und dieser Lust zu fröhnen ist zur Zeit die Weltlage wie dazu gemacht. Wie verlautet, wird der Präsident zunächst die Aufnahme der im stillen Oceane auf dem Wege nach China liegenden Sandwichinseln



Das Capitol in Washington.

hinwiederum Rechenschaft ablegend erscheinen. Der Präsident der Union thut dies in einer an den Congreß gerichteten „Botschaft", in der er sich über alle inneren und auswärtigen Angelegenheiten ausführlich ergeht. Die Eröffnung der diesjährigen Sitzungsperiode des Congresses steht eben jetzt bevor, und bereits sieht Alles voller Spannung der Botschaft entgegen, mit welcher Präsident Pierce vor die Erwählten des Volks treten wird. Man kennt die Interventionsluft der gegenwärtig in Amerika am Staatsruder befindlichen in die Union beantragen, und diese von den Inseln selbst gewünschte Aufnahme wird jedenfalls auch erfolgen trotz englischer und französischer Proteste. Was die Präsidentenbotschaft uns weiter bringen wird, müssen wir abwarten.

Sobald der Congreß in Washington zusammentritt, beginnen die schönern Tage der Unionshauptstadt, die außerdem ein einförmiges Leben führt. Fast in allen Ländern drängen sich da, wo der Sitz der Regierung ist, die im Volke vorhandenen Hauptkräfte,

das Mark des Landes, zusammen, und die Hauptstadt eines Staates kann in den meisten Fällen auch als das Herz desselben gelten. Wer die größern Residenzstädte Europa's besuchte, wird dies gefunden und kennen gelernt haben. Kommt er dann aber später nach Washington, er würde, dem Aeußern des Ortes nach, nicht die Hauptstadt eines großen Reiches, die Bundesstadt der gewaltigen Freistaaten von Nordamerika, den Sitz der Unionsregierung, vermuthen. Man sieht dort keine glänzenden Carrossen und Livreen, keine betreßten Lakaien und Läufer, keine schimmernden Uniformen, Garden, Wachen und Ehrenposten, keine besternten Fracks, nichts von all' dergleichen, wie man es in europäischen Residenzen sieht. Der Anblick der sehr weitläufig angelegten Stadt *, die bei ihrer großen

Der Indianerhäuptling bei seiner Ankunft in Washington.

Ausdehnung nur ca. 40,000 Einwohner zählt, ist sogar öde und traurig, zumal wenn man vielleicht von Neuyork einen Abstecher hierher machte und dort kurz zuvor noch in unermeßlichem Gewühle alle Welttheile ihre Schätze austauschen sah.

Washington zeichnet sich indeß durch die Eleganz der öffentlichen und Privatgebäude aus, und wenn Du nun, die Stadt durchwandernd, in den westlichern Theil derselben kommst, tritt Dir auf einem Hügel ein kolossales Gebäude entgegen, welches durch sein Aeußeres wie durch seine Größe vielleicht zunächst daran erinnert, daß man sich in einer Stadt von politischer Bedeutung befindet. Jenes ganz Washington beherrschende Gebäude ist das Kapitol!

* Die Straßen sind 100 bis 160 Fuß breit.

Das Kapitol, so wie es jetzt dasteht, ist nach dem Kriege von 1814, wo es nebst einem Theile der Stadt durch die Engländer verbrannt wurde, mit einem Kostenaufwande von 1,800,000 Dollars erbaut worden. Dem Hauptgebäude entlang, an das sich zwei Flügel lehnen, läuft ein Portikus von korinthischen Säulen, von welchem aus es in die mit Reliefs und Gemälden aus dem nordamerikanischen Freiheitskriege geschmückte Rotunde führt. Das ganze Gebäude ist 350 Fuß lang, 121 Fuß tief und mit der Kuppel 120 Fuß hoch. Außer den vom Congreß in Anspruch genommenen Räumlichkeiten befindet sich auch der oberste Gerichtshof der Union in dem Kapitol. Dasselbe umschließt mithin die jedem freien Volke heiligsten Gewalten.

Der Indianerhäuptling bei seinem Besuche von Washington.

Das Kapitol ist die Residenz des aus dem Senate und dem Hause der Repräsentanten bestehenden Congresses, in welchem sich die Nationalsouveränetät des amerikanischen Volkes verkörpert, dieses Volkes, das sein Blut noch unausgesetzt mit dem Blute fast aller Völker des Erdballs kreuzt.

Zur Zeit der Congreßsitzung, wo von den Küsten des mexikanischen Meerbusens bis hoch hinan zu den großen Seen, und von den Ufern des stillen Meeres bis zu denen des atlantischen, die Erwählten der Nation nach Washington kommen, nimmt die Stadt eine lebhaftere Physiognomie an, und man gewahrt dann, daß hier die politischen Fäden des ungeheuern Staatenbundes zusammenlaufen; die Wände des Kapitols hallen von gewichtigen Worten wieder, und wenn zwischen

ihnen zur Stunde auch nur die Geschicke eines mächtigen Reiches entschieden werden, so dämmert doch jetzt schon Etwas wie leises Ahnen auf, daß dort einst das Geschick unseres ganzen Erdballs entschieden werden dürfte. Schon lange fügt sich Stern zu Stern im Banner der Union und das Racengemisch auf ihrem Gebiete wird immer vielfältiger.

Nur die eingeborene Race des Landes, die rothhäutigen Indianer, gehen in diesem Völkergährungsprozeß, aus dem fortwährend frisches Leben zu Tage tritt, ihrem Untergange entgegen. Diese ehemals so stolzen, muthigen und großherzigen Völker welken unter den Segnungen wie unter den Lastern der Civilisation dahin. Bisweilen sieht man jetzt noch auf dem Kapitol in Washington Abgeordnete jener unglücklichen Stämme erscheinen, deren Väter vor Zeiten die Hügel bewohnten, auf denen sich jetzt das Kapitol erhebt, und die nun bis weit hinter den Mississippi zurückgedrängt sind. Zu der Tracht ihrer Wälder und Prairien kommen diese indianischen Abgesandten, um gewöhnlich die Gelder zu empfangen, welche die Unionsregierung den meisten Indianerstämmen als eine Art Pension für die Vertreibung von ihren ursprünglichen Wohnsitzen zahlt. Bei solchem Verkehre mit den Weißen hat aber der Indianer die Schwäche, denselben meistens nachzuahmen, und so sieht man oft Diejenigen, welche noch in theilweiser indianischer Urkraft die Unionsstadt betraten, als häßliche Zerrbilder der Civilisation wieder aus ihr scheiden.

Um eine im Untergange begriffene Nation ist es immer etwas Wehmüthiges, und tröstend ist hier nur, daß auf dem Grabe jener die Wiege einer andern steht, die ein Herkules unter allen Völkern zu werden verspricht.

Aus der Menschenheimath.

Briefe

Des Schulmeisters emerit. Johannes Frisch an seinen ehemaligen Schüler.

Siebzehnter Brief.

Der Buchdrucker.

Erwarte nicht, mein Freund, daß ich Dir heute unter dieser Ueberschrift etwas von der Erfindung Gutenberg's erzählen werde, wie ich Dir neulich von der Verbündeten derselben, der Holzschneidekunst, wenigstens von deren Stoff Einiges mittheilte. Der Buchdrucker, von dem ich heute sprechen will, ist eigentlich ein Holzschneider; er hat in seiner Kunst nie eine Lehrzeit bestanden, sondern ist ein geborener Meister; er ist auch kein Mensch, sondern nichts mehr und nichts weniger als ein kleines Käferchen, welches schon wohl über hundert Jahre lang den ehrenvollen, aber durchaus für sein Metier übel gewählten Namen des Buchdruckers führt, obgleich er sich um die Menschheit nichts weniger als verdient gemacht hat. Er ist im Gegentheile ein arger Feind und Quälgeist der Menschen.

Aber eben deswegen, weil wir unsere Feinde kennen müssen, um sie besiegen zu können, oder, wo das nicht möglich ist, um wenigstens zu wissen, wem wir unterliegen, so will ich Dir auch dann und wann etwas von unseren Feinden aus der Thierwelt erzählen. Die Thierwelt ist ja zusammen mit der Pflanzenwelt in anderer Richtung der belebende Schmuck unserer Menschenheimath, ohne den wir nicht würden leben mögen, und noch viel weniger würden leben können.

Ungefähr eben so viele Insektenarten wie Pflanzenarten — nämlich von jeden etwa 100,000 Arten — kriechen und fliegen und summen und brummen auf, in und über unserer Erdoberfläche, ohne daß sie uns im gewöhnlichen Leben sehr in's Auge fallen; und es wird Dir gewiß auffallend sein, hier zu vernehmen, daß diese eine Thierklasse allein der Zahl nach dem Gewächsreiche das Gleichgewicht hält.

Aber nicht blos der Zahl nach, sondern auch sonst besteht eine wunderbare Beziehung zwischen beiden. Man kann annähernd sagen, daß in fernen Welttheilen mit jeder neu entdeckten Pflanze immer auch ein neues Insekt entdeckt werde, auf und von welcher letzteres ausschließend oder wenigstens vorzugsweise Wohnung und Nahrung entlehnt. Ott auch ist entweder die eine oder das andere früher schon bekannt gewesen, als das dazu gehörige Seitenstück.

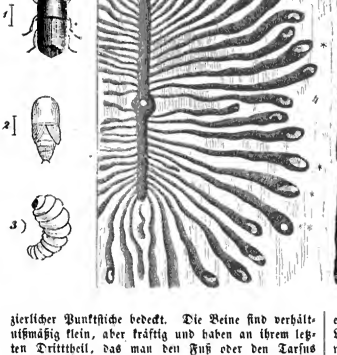
Daß die meisten Insekten blos von Pflanzennahrung leben, ist Dir schon bekannt; dabei sind aber viele Arten streng an eine gewisse Pflanzenart und oft wieder an gewisse Theile dieser Pflanzenart, als Wurzel und Samen, gebunden; ja manche verhungern lieber, ehe sie eine andere selbst nahe verwandte Pflanzenkost annehmen, als die ihnen allein zusagende ist.

Zu letzter Sorte gehört mein Buchdrucker, Bostrichus typographus.

Er bildet mit vielen andern, sämmtlich sehr kleinen Käferchen die Käferfamilie der Holzfresser, Xylophagus, weil sie, wenigstens als Larven, nur die holzigen Theile der Pflanzen, also meist der Bäume fressen. Die Gattung Bostrichus ist ziemlich artenreich. Sie führt den deutschen Namen der Borkenkäfer, weil sie ihre Wohnung und Nahrung in der Borke der Bäume finden. Seit lange schon nennt der Forstmann unsere Art vorzugsweise und schlechthin den Borkenkäfer und fürchtet ihn unter diesem Namen schlimmer als der Landmann den Kornwurm.

Er hat dazu auch Ursache, wie Dir aus dem Verlauf meiner Mittheilungen hervorgehen wird.

Zunächst sieh Dir in Fig. 1. die etwas vergrößerte Abbildung des Käfers an. Die Linie daneben giebt Dir die natürliche Größe an. Vom Kopfe kannst Du nichts weiter sehen, als die daran sitzenden kolbig endenden Fühlhörner. Er ist ganz von dem stark gewölbten Brust- oder Rückenschild bedeckt. Dieses ist nicht viel kürzer als die Flügeldecken, welche hinten plötzlich eingedrückt und scheinbar, aber nicht wirklich, abgestutzt sind. An der dadurch entstehenden Kante, die von beiden Flügeldecken zusammen eine fast kreisförmige Linie bildet, stehen an jeder Flügeldecke vier kleine Zähnchen, welche diese Art ganz besonders auszeichnen, obgleich auch andere Bostrichus-Arten vier Zähnchen, aber in Zahl und Form verschieden, haben. Der ganze Käfer ist schwarzbraun und am ganzen Leibe, ausgenommen die Beine, mit sehr feinen Härchen und die Flügeldecken mit dicht stehenden Reihen



zierlicher Punktstiche bedeckt. Die Beine sind verhältnißmäßig klein, aber kräftig und haben an ihrem letzten Drittheil, das man den Fuß oder den Tarsus nennt, vier kleine hintereinanderstehende Glieder.

Fig. 2. zeigt Dir die Puppe oder Nymphe und Fig. 3. die Larve dieses Käfers; denn er hat wie alle Käfer und alle Fliegenarten und alle Wespenarten so gut eine Verwandlung wie die Schmetterlinge. Anfangs sieht die Puppe schneeweiß, kurz vor dem Auskriechen des Käfers aber wird sie allmälig braungelb. Du siehst sie ebenfalls vom Rücken; die Füße liegen an den Bauch angedrückt auf der Unterseite und die Flügeldecken sind ebenfalls unter den Bauch geschlagen; ungefähr so, wie wir die Rockschöße vorn zusammenlegen können. Die Larve, aus der die Puppe wird, und die daher der Raupe des Schmetterlings entspricht, ist wie die Made der Haselnuß, aus der auch ein Käfer wird, eine fußlose gelbweiße sehr weiche fette Made, die immer gekrümmt liegt. Sie hat an ihrem bräunlichen Kopfe sehr kleine aber sehr scharfe Kauwerkzeuge.

Diese kleine schwache Made ist es, welche schon oft die dem Forstmanne so furchtbare Wurmtrocknis veranlaßt und schon so manches Hundert Morgen Fichtenwald getödtet hat!

Höre also nun die Lebensweise dieses kleinen Thieres.

Ende April oder Anfang Mai kommen die überwinterten Käfer aus ihrem Winterquartiere, welches sie unter der Borke von stehenden oder gefällten Fichtenstämmen gefunden hatten, hervor und bohren sich in irgend einem ihnen geeignet scheinenden Baume, meist etwa von sechs Fuß über der Wurzel an bis in den zweiten oder dritten Astquirl hinauf, ein kleines, vollkommen wie mit dem Zirkel gezogenes Loch durch die Borke bis auf, aber nicht in das Holz. Dabei ist gewöhnlich ein Männchen und ein Weibchen schon beisammen.

Jetzt vergleiche das Folgende mit Fig. 4. Sie stellt ein Stück Fichtenrinde von der inneren Seite dar, womit sie auf dem Holze aufsaß. Du siehst einen langen geraden Gang; ungefähr in der Mitte desselben eine kleine Ausweitung und in dieser das eben beschriebene Eingangsloch. Von diesem aus hat nun eben das Pärchen diesen Muttergang, der immer mit dem Stamme gleich, also senkrecht läuft, genagt und dann ganz rein von allen Spänchen gesäubert. Ist dies geschehen, so legt, was Du an meiner Zeichnung nicht mehr siehst, zu beiden Seiten des Mutterganges das Weibchen in kleine, dazu ausgenagte Grübchen desselben je ein Ei, zusammen 80, 100 oder noch mehr. Dann verdeckt sie jedes etwa mohnkorngroße, milchweiße Ei mit feinem Borkenmehl.

Nun ist für die Nachkommenschaft gesorgt und eine Colonie angelegt.

Nach etwa acht Tagen kriechen die Eier aus. Die anfangs natürlich ganz kleinen zarten Lärvchen nagen sich nun seitlich abwärts von dem Muttergange anfangs sehr feine, aber mit ihrem eigenen Wachsthum immer weiter nothwendig werdende Larvengänge. Diese füllen sie hinter sich immer wieder mit ihrem Kothe, dem fast unveränderten Bohrkennehl, aus. Sind auch diese Larvengänge immer etwas gebogen, so durchschneiden sie sich doch nie. Es scheint also, als ob die benachbarten Geschwister vermieden, einander in's Gehege zu kommen und als ob sie gegenseitig um einander wüßten. Diese Larvengänge liegen in der unteren oder Bastschicht der Rinde und dringen nur sehr wenig auch in die Oberfläche des Holzes.

Auf diese Art entsteht also die eigenthümliche einigermaßen einer Verzierung gleichende Bildung, die Du in Fig. 4. des beschränkten Raumes wegen nicht ganz dargestellt siehst, das Fehlende Dir aber leicht in Gedanken ergänzen wirst. Auf der von einem noch lebenden Baume abgeschälten Rinde erscheint sie braunroth auf weißem Grunde. Indem man sie mit Schriftzeichen

verglich, fand man darin Veranlassung zu dem deutschen und zu dem wissenschaftlichen Artnamen des Käfers.

Du siehst in dem stets die größte Breite zeigenden Ende jedes Larvenganges in einer Weitung das Lärvchen liegen. Ist nun dessen Verpuppungszeit gekommen, so wird das Ende des Ganges besonders regelmäßig und geräumig ausgeweitet und in dieser Puppenkammer verwandelt sich die Larve in die Puppe (*). Kommt dann die Zeit des Auskriechens des Käfers aus der Puppenhülle, so gräbt, nachdem dieses erfolgt ist, der neue Käfer meist noch einige Zeit lang unregelmäßige Gänge, und bohrt sich erst dann ein Ausflugsloch. Bei ** habe ich, was man aber selten sieht, dieses Loch in der verlassenen Puppenkammer gezeichnet.

Diese ganze Entwickelung vom Ei bis zum Ausfliegen des Käfers dauert 6—8 Wochen.

Da nun die Rinde den Bäumen ein zum Leben unumgänglich nothwendiges Werkzeug ist, und ganz besonders die innere oder Bastschicht derselben, so sind diese kleinen Käfer, wenn sie in großer Menge ihre Brutröhre unter der Borke einer Fichte anschlagen, im Stande, den ganzen Baum zu tödten. Das allmälige Absterben des Baumes kündigt sich durch Gelbwerden und Abfallen der Nadeln an und endigt mit völliger Entnadelung und theilweiser Ablösung der Rinde. Der Baum ist dann todt. Wie ich schon sagte, sind schon viele Hunderte Morgen Fichtenwaldes, namentlich auf Waldgebirgen, z. B. dem Harze, auf diese Weise getödtet worden. Das Holz geht zwar dabei nicht verloren, aber es ist weit werthloser, leichter und viel weniger dauerhaft, als lebendig gefälltes; abgesehen davon, daß dieses Insekt nichts danach fragt, ob wir gerade jetzt und an dieser Stelle Holz gefällt haben wollen.

Was ist nun wohl gegen diesen Feind zu thun?

Nicht viel. Da aber die Beobachtungen seiner Lebensweise mit Bestimmtheit ergeben haben, daß der Borkenkäfer die durch Stürme, Versumpfungen oder durch andere Gründe kränkelnden Bestände am liebsten angreift, von da aus aber sich auch auf gesunde ausbreitet, so ist die erste Regel für den Forstmann, Alles abzuwenden, was seine Fichtenwälder krank machen kann. Wo dazu, wie bei Stürmen, heftigem Sonnenbrande dürrer Jahre, seine Macht nicht ausreicht, da muß er auf diese Weise krank gemachte Bestände möglichst schnell schlagen und die gefällten Bäume entrinden, um dem Einnisten des Käfers, der dann nie ausbleibt, zuvorzukommen. Ueberhaupt ist die Ausübung des Forstschutzes gegen diesen kleinen Käfer sehr schwierig und erheischt eine unausgesetzte Aufmerksamkeit. In verdächtigen Beständen schlägt man daher einzelne Fichten um und läßt ihre Stämme liegen, um zu sehen, ob sich viele Käfer in ihnen einfinden, und dadurch zu sehen, ob deren vielleicht bereits viele in der Nähe sind.

Du wirst von selbst wissen, was Du von der Meinung zu halten hast, die jetzt wohl wenigstens kein Forstmann mehr haben wird, der Borkenkäfer entstehe aus dem verdorbenen Safte kranker Fichten. —

Die Heilung einer Wahnsinnigen.

(Aus dem Leben.)

Ich war 17 Jahre alt, lebenslustig, Freund von Abenteuern und von Kindheit mit dem Hange versehen, ungewöhnliche Wege zu betreten. Ein solcher war auch der, auf welchem ich mich im August 1844 befand. Ich war durch widrige Geschicke aus meinen Gymnasialstudien gerissen worden, den regelmäßigen Studiengang fortzusetzen, wie ihn die österreichischen Gesetze vorschrieben, war für mich zu spät, da fiel ich auf den Gedanken, von Böhmen nach Ungarn zu wandern, um an einem der zahlbesten dortigen Gymnasien mich prüfen zu lassen und dann in die Philosophie einzutreten. Ein solcher Entschluß galt trotz der schon benützten Eisenbahnen für so außerordentlich und abenteuerlich, als etwa der zur Aufsuchung der Nilquellen, auf den nur geniale Köpfe verfallen konnten. Aber zu diesen rechnete ich mich schon von meinem zehnten Jahre an, und darum nahm ich getrost meinen Ranzen auf den Rücken, und trat — da mein Geld kaum für die Prüfungstaxen hinreichte — meine kühne Reise zu Fuß an.

Die Grenze Ungarns — wohin einen Paß zu erlangen schwer hielt — wurde mit Schmugglerlist überschritten, und der ungarische Grenzort Holitsch ohne Fährniß in Gesellschaft eines Holitscher, den ich auf dem Wege getroffen, erreicht. Er lud mich für die Nacht in seine Wohnung, und die Einladung wurde angenommen.

Die Familie, zu der ich kam, wohnte zur Miethe in einer ebenerdigen Stube, in der alle Familienglieder schliefen, und wo auch mir ein Lager zubereitet wurde.

Des Morgens kam eine weibliche Person von köchinartigem Aussehen in's Zimmer.

„Was fangen Sie nur, Frau Tauber," redete sie meine Wirthin mit ängstlicher Miene an, „heute haben wir die ganze Nacht wieder nicht schlafen können, so hat sie immerfort geklagt und gejammert. Ich werde sterben, ich muß sterben! das ist Ihnen immerfort so gegangen. Gegen Mitternacht hat sie sich Gabriel zum Bett hingerufen, und ihm Moral gepredigt, wenn er sich nicht bessern und seine losen Streiche lassen werde, werde es ihm schlecht ergehen, er werde ein schlechtes Ende nehmen, und alle ...." „Pauline, Pauline!" rief

eine Kinderstimme von außen, und die Sprecherin verschwand.

Aus den Reden der Hausleute entnahm ich, daß die Rede von der Schwester der Hausfrau gewesen, daß diese seit zwei Monaten in Folge einer schweren Entbindung in eine tiefe Schwermuth und endlich in Wahnsinn verfallen sei, von nichts als Tod und Gräbern spreche, und unaufhörlich rufe, sie müsse sterben. Ich erfuhr ferner, daß sie nicht im Orte, sondern in dem zwei Meilen entfernten Scharschin wohne, und nur auf Besuch bei ihrer Schwester da sei.

Ich nahm an der Sache nur so viel Theil, als man von einem fremden Durchreisenden erwarten kann, und hatte, sobald ich wieder auf dem Wege war, von süßen Zukunftsträumen eingenommen, der Geschichte ganz vergessen. Mein Reisezeiel war vorläufig Preßburg, wohin die Straße über Scharschin führt. Als ich eine halbe Stunde in heiterer Stimmung fortgewandert war, kam mir eine vierspitze „Britschka" nachgefahren, worin sich ein Mann und eine Frau befanden. Die Rücksitze waren leer. Ich hatte von Jugend auf den amerikanischen Geist des „Go ahead," Vorwärts! war meine Losung, für die Romantik des Zufußgehens hatte ich keinen Sinn, und ich hätte keinen Anstand genommen, mit Hunden zu fahren, wenn ich nur schneller mein Ziel erreichte. Ich bat daher um Aufnahme, der Wagen hielt und ich stieg ein. Die Frau wurde mein Gegenüber. Ich befand mich in der Periode, wo man mit gleichem Appetit riesige Butterbemmen und riesige Romane verschlingt, Bulwer genoß damals meiner höchsten Gunst, ich verlegte mich gar eifrig auf Physiognomik, und begann daher, sobald ich nur Platz genommen hatte, die Züge meines Gegenüber, nach den Anleitungen meines vielbewunderten englischen Meisters zu untersuchen. Die Frau mochte im Spätherbst der Dreißiger stehen, hatte sanfte, regelmäßige Züge und blaue Augen, in denen eine tiefe Schwermuth zu lesen war. Diese erweckte mein ganzes Interesse, und nahm mich für den Gegenstand meines Studiums ganz ein. Ich erfann tausend Scenen, in denen meine arme Leidende die Rolle eines schuldlosen Opfers fremder Bosheit und Laster spielte, und Ungeduld und eine himmlische Sanftmuth ihren Peinigern gegenüber an den Tag legte. Plötzlich wurde ich aus meinen Träumen durch einen schweren Seufzer geweckt. Wir waren an einem niedern steinernen Kreuze vorübergekommen, das man hier einem Ertrunkenen gesetzt hatte. „Wie bald werde ich hier in der Erde liegen!" waren die den Seufzer erläuternden Worte. Da wurde es hell in meinem Hirn, wie bei einer patriotischen Schreckensillumination. Und so schnell, wie der Gedanke: „Das ist die" kam auch der Entschluß: „Der muß geholfen werden."

Mit feierlicher Miene und Betonung wendete ich mich an die bekannte Unbekannte: „Liebe Frau, Sie sind krank." Sie schwieg und sah mich verwundert an.

„Ich weiß nicht nur, daß Sie krank sind, ich weiß auch, wie lange Sie krank sind: seit zwei Monaten."

Schweigen; steigende Verwunderung.

„Ich weiß nicht nur, wie lange Sie krank sind, ich weiß auch, wodurch Sie krank sind: in Folge einer schweren Entbindung."

Schweigen; Erstaunen.

„Sie erstaunen; ich weiß noch viel mehr; ich kenne alle Ihre Handlungen, Ihre geheimsten Gedanken; ich weiß was Sie thun in der Mitternacht und an Orten, wo kein menschliches Auge Sie sieht, kein menschliches Ohr Sie hört. Haben Sie nicht heute in der Mitternacht, als Sie nicht schlafen konnten, und von allerlei ausleidenden Gedanken und schrecklichen Bildern verfolgt wurden, Ihren Gabriel aus's Bett gerufen, und ihm warm an's Herz gelegt, daß er sich bessern solle, weil er sonst sich und Andern großes Leid zuziehen werde? Sie staunen, weil ich das Alles weiß, und Sie sich nicht erinnern können, mich je gesehen zu haben; wohl haben Sie mich noch nicht gesehen, aber ich kenne Sie von Ihrer Kindheit an."

„Sie?" entgegnete die Kranke halb erschreckt, halb ungläubig. „Ich!" entgegnete ich mit festem Tone und feierlichem Ernst. „Dieses junge Gesicht, das Ihnen vielleicht 17 Jahre zu zählen scheint, hat sich schon über die Wiege Ihrer Großmutter und über deren Großvater herabgebeugt, als er an der Mutterbrust lag. Ich gehöre zu denen, die wohl alt werden, aber nie alt sind."

Das Erstaunen ging in Schrecken über.

„Erschrecken Sie nicht," sagte ich mit mildem, freundlichem Tone, „meine Lust ist Wohlthun, und zu Ihrem Heile sind Sie mir begegnet. Seien Sie getrosten Muthes; ich banne hiermit die Schreckgestalten Ihres Geistes (dabei legte ich ihr segnend die Hand auf's Haupt) und der Tod soll Ihnen nicht erscheinen, ehe Sie das Greisenalter erreicht. Auch wegen Gabriel's können Sie sich beruhigen; sein Leichtsinn wird sich mit den Jahren legen. Gott segne Sie." Eine plötzliche Umwandlung ging während meiner Worte mit der Kranken vor. Das Auge schien wie ausgewechselt. Das von Trübsinn umdüsterte war verschwunden und ein Glaube und Hoffnung strahlendes an die Stelle getreten.

Wir waren vor Scharschin angekommen. Ich stieg vor der Stadt aus. „Ich werde bald wieder in diesen Ort kommen," sagte ich vor dem Weggehen, „und werde Sie finden fröhlich in fröhlicher Gesellschaft. Aber Eins müssen Sie genau befolgen. Sie müssen jeden Morgen, Mittag und Abend sieben Mal um einen Brunnen herumgehen, der reines Wasser giebt, und nach jeder einmaligen Umkreisung ein Glas davon trinken und meiner dabei gedenken." Ich war verschwunden, ehe sich die Fahrenden von ihrem Staunen erholen konnten.

Einige Monate später kam ich wieder durch Scharschin. In einer Gasse wurde ich durch einen Hochzeitzug aufgehalten. Mein Auge traf auf das einer heitern Frau von blühender Gesundheit, dessen Blick zuerst Ueberraschung, dann inbrünstigen Dank ausdrückte — meine Prophezeihung war buchstäblich in Erfüllung gegangen.

Blätter und Blüthen.

Wie amüsirt sich der Amerikaner? Der eingeborene Amerikaner, der ächte Yankee kennt nur das „Geldmachen," von einem gemüthlichen Familien- oder Gesellschaftsleben, wie es dem Deutschen, Franzosen oder Engländer Bedürfniß ist, hat er keine Idee. Der Amerikaner versteht sich nicht zu amüsiren und seine Bestrebungen, sich die Freistunden auf angenehme Weise zu kürzen, beziehen nach den Atlantischen Staaten in Folgendem:

Er geht mit seinen Ladies spazieren und spricht von der Bibel und der Predigt am letzten Sonntage.

Er ladet eine Abendgesellschaft ein, die der Superlativ von Langweiligkeit ist. Um seinen Tisch im Kreis herum sitzen die Ladies, wie Pfauen aufgeputzt und die Herren schlürfen wie Täubchen. Zu dem ewig gleichen Gespräch von dem Herrn Pfarrer und seiner Predigt, von den Geisterklopfereien oder der letzten Dampfschifferexplosion. In Folge deren fünfzig Menschen wie Krebse gesotten wurden, wird „a cup of tea" und einige Traubenrosinen und Knackmandeln gereicht, wonach man sich unter Complimenten und devoten Handreichungen gegen 10 Uhr ehrbar nach Haus verfügt und in einem abgelegenen Zimmer eine Cigarre raucht, während die Ladie ihr Abendgebet verrichtet.

Er schleicht sich ein oder zwei Mal des Tages aus seiner Expedition oder Werkstatt hinweg, schlürft in eine Trinkstube, wo er mit Hast ein Glas Brandy leert, kehrt aber eiligst zurück, als wenn Donnerkeile hinter ihm hergeschleudert würden.

Er geht in einer müßigen Stunde in das Gastzimmer eines Hotels, setzt sich auf einen Stuhl an das offene Fenster, streckt die Beine heraus, so daß die Vorübergehenden vom ganzen Manne nichts weiter sehen als die Schuhsohlen, und liest eine Zeitung.

Er begleitet die Ladies in eine Conditorei und richtet eine vandalische Verheerung unter dem Zuckerwerke an. Er kaut Tabak.

Er hält Bankette und bringt die Toaste mit einer Tasse Thee aus.

Er besucht zuweilen ein Concert und bewundert die Pastoralsymphonie von Beethoven, weil ein Donnerwetter darin vorkommt.

Er pfeift den „Yankee-doodle."

Er fährt oder reitet um die Wette und bricht den Hals.

Er macht alljährlich eine Reise, d. h. er fährt von einer Stadt zur andern und trinkt in jeder einen Rum.

Er hält Paraden.

Er läßt sich explodiren.

Die Frauen amüsiren sich geistiger als ihre Gemahle. Die Pflege der Literatur und Kunst ist in ihren Händen, aber nur die Langeweile treibt sie dazu, nicht das Bedürfniß. Sie amüsiren sich eben nur damit, sie fänden sentimental und kennen ein tieferes Interesse, ein wirkliches Verständniß der Kunst- und Literaturheroen gar nicht. Wenn man seine Ohren auf die grausamste Weise maltraitiren will, muß man eine ächte Amerikanerin Klavier spielen lassen.

Wie schwer ein Mann und wie schwer ein Weib wiegt. Dr. G. Bödé aus Dresden hat in der in Detroit (Staat Michigan) erscheinenden „Atlantis" einen langen Artikel über „die Frauenrechtsfrage" veröffentlicht, worin er aus physischen und physiologischen Gründen alle Emancipation des weiblichen Geschlechts, so weit sie eben über die von der Natur bedingten Beschränkung des schwachen und schönen Geschlechts hinausstrebt, sehr klar zurückweist. Um zunächst den Maß- und Gewichtsunterschied beider Geschlechter in Durchschnittszahlen anschaulich zu machen, sagt er, daß der Mann zwischen dem 30sten und 50sten Jahre eine normale oder Durchschnittslänge von 1,68 Meter (in Decimalbruchverhältnissen), das Weib dagegen nur von 1,579 Meter habe (ein Meter ist 3 Fuß, 7 Zoll, 2,8 Linien). Das durchschnittliche Gewicht des Mannes 63,67 Kilogramme (gleich 135,6 Pfund), das des Weibes nur 56,16 Kilogramme oder 119,6 Pfund betrage. Dieser Unterschied ist bei den innern Organen noch viel bedeutender, da das weibliche Geschlecht mehr Gewicht in den Muskelhüllen hat, welche die rundere, schönere Form bedingen. Das Durchschnittsgewicht eines männlichen Gehirns ist 56 Unzen 447 Gran, das des weiblichen blos 48 Unzen 63 Gran. Das männliche Herz wiegt 11 Unzen 400 Gran, das weibliche 9 Unzen 275 Gran. Aehnlich ist's mit Leber, Nieren u. s. w. Die weibliche Form bleibt der kindlichen näher, daher unentwickelter. Andere Hauptunterschiede sind bei dem weiblichen Körper: Zartheit und geringere Länge der Knochen, schwächere Muskelauswirkung bei reicherer Fettumhüllung wie beim Kinde, schlankere Form des Ober- und Unterarms, schmälere Hand, geringere Länge der untern Gliedmaßen im Verhältniß zum Rumpfe, größeren Umfang des Unterleibes im Verhältniß zur Brust, Hüfe und Zartheit der Stimme, Feinheit und geringere Entwickelung der Formen des Kopfes und der Gesichtszüge, Ueberwiegen des Schädels gegen das Gesicht, größere Feinheit der Nerven (mit Ausnahme des Geruchs), zarterer Bau und deshalb feinere Färbung der Haut, größere Feinheit, Weichheit, Ueppigkeit und Länge des Haares bei festen Beschränkung in Betreff der Flächenausdehnung (es fehlt im Gesicht) — Alles Eigenthümlichkeiten des weiblichen Körpers, die er mit dem des Kindes theilt. Der Mann athmet stärker, energischer und producirt und consumirt mehr Lebenskraft. —

Alle diese wesentlichen, physischen und physiologischen Unterschiede zwischen beiden Geschlechtern sind ewig und unabänderlich und lassen sich durch keine Art von Emancipation beseitigen, so daß das Weib in der eigens männlichen Sphäre immer eine Unnatur, eine Schwäche, eine Lächerlichkeit sein und bleiben würde. Das Weib kann sich also blos innerhalb seiner Sphäre emancipiren und muß es, denn gerade innerhalb dieses Kreises giebt's noch sehr viel zu thun. Man glaubt dem schönen Geschlechte nur immer etwas Schönes sagen zu dürfen. Gut, aber man weiche auch der Wahrheit nicht aus. Und so ruft Bödé aus: „Wer sind die fanatischsten Anhänger der tollsten Sektenlehren, wer die sorgsamsten Pfleger der Frömmelei und der Werkheiligkeit? Wer hat den Unsinn der Pochgeister aufgebracht zur Schande des neunzehnten Jahrhunderts? Wer sind die eifrigsten Kunden der Wahrsagerinnen und Kartenlegerinnen? Also zunächst Emancipation von trüber, abergläubischer, auf Unwissen beruhender Gefühls- und Eigensinns-Tyrannei! Nur geläuterte, wohlgebildete Frauen hatten segensreichen Einfluß auf die Kreise des Mannes. Man erinnert an Xoyassa, an die Josephine Napoleon's, an Washington's Gattin. Alle großen, edeln Männer aller Zeiten und Völker sind stets von gebildeten, edeln, ächt weiblichen Müttern erzogen worden. Hier ist das herrlichste Feld für die schönste, erhabenste Wirksamkeit des weiblichen Geschlechts. Gute Mütter und schöne, sittige Schwestern werden auch wie Engel des Himmels auf entfernte Söhne und Brüder. Ein Gymnasiast, ein Student, ein Jüngling allein und frei in der Welt wird nie gemein denken und handeln, wenn er mit einer edeln Mutter, mit einer unentweihten, zartsinnigen Schwester in Briefverkehr steht. „So ihr nicht werdet wie die Kinder, könnt ihr nicht in's Himmelreich kommen." Das Weib bleibt körperlich kindähnlich, also im Himmelreiche und ist deshalb bestimmt, den in der Welt schaffenden Mann als kindlicher, himmlischer Genius zu begleiten, aber nicht selbst ein Mann zu werden. —

Die Blätter zum Licht, die Wurzeln zum Dunkeln: das ist ein Gesetz des Wachsthums, dessen Unabänderlichkeit ein in Berlin angestellter Versuch recht lebendig darthat. Man verschloß einen langen Kasten hermetisch gegen jede Lichteinwirkung von oben herab, stärkte auf einem Drahtgitter an der obren Decke im Innern des Kastens Erbsen-, Bohnen- und Kressenkamen in feuchtes Moos und brachte am untern Ende des Kastens ein kleines Loch an, worin ein unter dem Kasten an einer Wand befestigter Spiegel das Sonnenlicht so in die Höhe warf, daß es die Samen von unten herauf beschien. Und siehe: nun richteten sich beim Keimen der Samen die Wurzelchen in die lichtere Höhe, während die Blätter der Stengleln nach unten, dem lichtgebenden Spiegel zu,

wuchsen. Also: „Trotz Alledem und Alledem“: Alles Wachsthum drängt zum Licht und das Licht giebt das Wachsthum. Darum Licht! Licht!

Ein Berliner Gaunerwitz. In Berlin giebt es einzelne Kellerlöchchen, wo die sogenannten Bauernfänger ihr Wesen treiben. Das heißt, ehrlich aussehende Burschc machen sich an ehrliche Landleute, denen ihr Fremdsein an der Stirne geschrieben steht. Sie werden ihre gefälligen, uneigennützigen Führer, tractiren auch zuweilen aus reiner Humanität die Fremden, und gerathen endlich mit ihnen in die Spelunken, wo dann dieselben auf mannichfache schlauere oder gröbere Weise ausgezogen werden, und zwar in der Regel durch das Spiel. Helfershelfer sind dabei allezeit zur Hand. Ein solcher Keller, in einer der Hauptstraßen Berlins, war längst bei der Polizei desshalb renommirt, aber aller angewandten Mühe ungeachtet war es noch nicht gelungen, die dort thätigen Künstler auf frischer That zu ertappen. Sobald ein verdächtiges Gesicht eintrat, waren die ehrlichen Leute verschwunden, und der Unfug dauerte doch fort. Ein Polizeimann betrachtete diese Sache als eine Ehrensache. Er verwandelte sich in einen ehrlichen, jungen, dummen Landmann; Rock, Stiefel, Bart, Perrücke lassen vor dem Spiegel nichts zu wünschen übrig. So tappt er in den Keller, aber mit aller Vorsicht; ein Gehülfe, als Bäuerin verkleidet, eine Krätze auf dem Rücken, muß auf ihn warten, seine Last vor dem Kellerhose absetzen, ein dritter bleibt als Flaneur vor dem Laden gaffend stehen; an den Ecken stehen noch andere, die auf einen Pfiff zur Hand sind; denn bei derartigen Entdeckungen mag man auf den heftigsten Widerstand gefaßt sein. Im Keller wird auch in der That gespielt. Die Polizeinehmen locken den Polizeimann, er bittet um die Erlaubniß, mitspielen zu dürfen. Die ihm gerne gewährt wird. Er hofft zu verlieren, aber er gewinnt, er hofft falsche Karten zu erhalten, aber es sind richtige, er hofft endlich auf hohes Spiel, aber die Leute sind die Solidität selbst und es handelt sich nur um Pfennige. Mißvergnügt wirft er endlich die Karten fort, und um sich in seinem Aerger zu zerstreuen, geht er in den Circus des Kunstreiter Renz, immer noch in seinem Gothim als ehrlicher Bauernbursch. Bald aber wird es um ihn und hinter ihm laut. Ein leises Kichern, lachende Blicke, endlich ein lautes Auflachen und aller Blicke auf ihn gerichtet. Säbe er denn wirklich gar so dumm aus? Jemanden, der ihn gar zu dummdreistig angafft, fährt er endlich, aus der Rolle fallend, an mit einem: „Herr, was unterstehen Sie sich?“ — „Belieben Sie nur auf Ihrem Rücken zu lesen.“ ist die Antwort. Auf seinem Rücken stand, deutlich mit Kreide geschrieben, sein Name und seine Charge.

Weihnachtsgeschenke. Unter den vielen neuerschienenen und oft brillant ausgestatteten Jugendschriften möchten wir den in Hildburghausen von den Gebrüdern Jäde herausgegebenen den Vorzug geben. Das Roggenkörnlein — Alles was Federn hat, fliegt — Blicke in Natur und Menschenleben — Häuschen, der Etwas werden wollte — zeichnen sich durch die hübsche poetische Form aus, die sich dem Kindergemüth traulich anschließt und Alles, ohne unnöthige Phrasen in sehr gelungener Weise zur Anschauung bringt; auch die Bilder dazu sind naturgetreu und sehr verständig für die Kinderwelt ausgeführt. Die beiden Jäde haben bereits früher durch die in Weimar erschienenen „Lichtbilder aus den Tages- und Jahreszeiten und den Spiegelbildern für das zarte Kindesalter“ ihre Befähigung für diesen wichtigen Genre der Literatur bewiesen. —

Für große Kinder von 18 Jahren und darüber empfehlen wir die in der Verlagshandlung der Gartenlaube erschienenen Stolle'schen Werke, die bereits bis zum neunten Bande vorliegen und die Gedichte von Ludwig Storch, die in ihrer eleganten Ausstattung und ihrem ganzen Inhalte nach sich besonders zu Festgeschenken für Damen eignen. Die bis jetzt über diese Gedichte erschienenen Kritiken in der Modenzeitung, Illustrirten Zeitung ꝛc. sprechen sich mit warmer Anerkennung darüber aus.

Literatur und Kunst Der Proceß des Grafen Lwoskewitsch in Paris gegen den Direktor der großen Oper wegen schlechter und verstümmelter Aufführung des „Freischütz“ ist von dem Gerichte ebenso sehr gegen den Grafen als — gegen C. M. v. Weber entschieden worden. Die Klage wurde abgewiesen, weil in Paris der Freischütz niemals besser oder eigentlich gar nie aufgeführt wurde. Man hat dem Publikum immer ein Arrangement von Berlioz und Pacini aufgetischt. Vergestalt, daß dieselben Autorrechte auf die von ihnen arrangirte Musik Weber's erworben haben, die Tantième dafür seit Jahren beziehen und juridisch in der Lage sind, die Aufführung des wirklichen „Freischütz“ als ein Plagiat und einen Diebstahl zu verfolgen. Das Köstlichste an diesen musikalischen Zuständen der Weltstadt ist, daß gerade Berlioz in seinen Recensionen gegen die Mißhandlung Weber's in der großen Oper sehr oft gedonnert hat. In der öffentlichen Meinung jedoch hat Lwoskewitsch seinen Proceß gewonnen. —

Die Düsseldorfer Künstler bevölkerungen mit Anfang nächsten Jahres und für die Zeit des Carnevals eine „Carnevals-Zeitung“ herauszugeben, und sind dazu schon alle nöthigen Vorbereitungen getroffen. Das Blatt wird mit vielen Illustrationen vorzüglicher Maler versiert werden und am Rhein, wo das Carnevalsleben noch einen geistreichen, interessanten Anstrich hat, sicher viele Freunde finden. — In der Frankfurter deutschen Romanbibliothek haben wir in nächster Zeit neue Erzählungen zu erwarten: von H. Kurz der Sonnenwirth, — von Wolfg. Müller Ausnovellen, — von Brutz der Musikantenthurm, — von Schirges der Bürgermeister von Henneberg, — von Ludw. Storch die Herzogin von Gotha.

E. K.

Weihnachtsgeschenke!

Allen Freunden einer edeln Lektüre empfehlen wir:

Gedichte

von

Ludwig Storch.

geb. 1 Thlr. 6 Ngr. — Prachtvoll gebunden 1¾ Thlr.

Sowohl durch ihren anerkannten innern Werth, wie durch die prachtvolle Ausstattung eignen sich diese Gedichte vor vielen andern zu Festgeschenken, besonders für Damen.

Ferdinand Stolle's,

des Dorfbarbiers

ausgewählte Schriften.

Volks- und Familienausgabe.

Von dieser eben so schönen als billigen Familienbibliothek sind bereits neun Bände erschienen, welche enthalten: Gamelien. — Napoleon in Aegypten. 3 Bde. — Mosotzyen. — Die deutschen Pickwickier. 3 Bde. — Je länger je lieber.

Der 12 bis 13 Bogen starke Band kostet nur 7½ Ngr. bei Abnahme sämmtlicher Bände, einzelne Romane oder Erzählungen den dreifachen Preis.

Leipzig im December 1853. Ernst Keil.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 51. 1853.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familien-Blatt. — Verantwortlicher Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich ein ganzer Bogen mit Illustrationen.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 10 Ngr. zu beziehen.

Aus dem Müglitzthale.

Eine historische Erzählung aus den letzten Jahren des siebzehnten Jahrhunderts.

Von Eduard Gottwald.

(Fortsetzung.)

„Ist Euch der Superintendent Dr. Schwerdtner in Pirna bekannt?“ frug er nun den Müller, welcher verwundert das Papier betrachtete.

„Wem sollte der weltberühmte und hochgelehrte Mann nicht bekannt sein!“ entgegnete dieser. „O, wohl kenne ich ihn, und noch aus frühern Jahren, als ich noch ein reicher glücklicher Mann und der hochwürdige Herr noch Archidiaconus war und nach Torgau berufen wurde.“

„Nun gut,“ sprach hierauf der Fremde. „Sobald Euch Eure Peiniger morgen fragen, wie Ihr zu dem Golde gekommen, so sagt nur dreist, dies habe Euch Dr. Schwerdtner geliehen, der sich Eurer Noth erbarmt und der auch Bürgschaft leisten wolle für die Rückzahlung des Kapitals acht Tage nach dem Osterfeste des Jahres 1693.“

„Aber, um Gott, wie soll ich —“ stammelte der Müller, bei der sich ihm so unerwartet zeigenden Aussicht auf Rettung seines Eigenthums, immer mehr und mehr in Verwirrung gerathend.

„Ihr sollt nicht grübeln und sinnen, sondern sagen, wie ich Euch eben gerathen,“ lächelte der Fremde. „Oder glaubt Ihr, daß den Gläubigern oder den Gerichten des Superintendenten Bürgschaft nicht genügt?“

„O, vollkommen!“ betheuerte der Müller. „Aber mir werden sie es nicht glauben, daß dem so sei.“

„Dann werft ihnen nur keck entgegen, daß sie den würdigen Pfarrherrn in Pirna nur selbst fragen sollen,“ entgegnete der Fremde. „Ich aber,“ fügte er dann hinzu, indem er Brieftasche und Geldbeutel sorgsam wieder in die Brusttasche seines Sammetwammses verbarg, „ich werde wohl früher in Pirna sein und den Superintendent von Allem in Kenntniß setzen, ehe Eure Blutegel dort Nachfrage halten können, denn mein Weg führt mich ohnedem dort hinüber.“

„Und wer seid Ihr, der wie ein guter Engel mir zur Seite getreten und mich rettet aus Schmach und Verderben, und dem ich im Wahnsinn bedrohet an Geld und Leben?“ frug beschämt und gerührt der Müller.

„Wer ich bin?“ entgegnete dieser und griff nach Stock und Ränzel. „Nun, das wird Euch später, wie ich freudig hoffe, klar werden; vor der Hand wißt Ihr, daß ich ein Wandersmann bin, der zur Kurzweil sich Steine gesucht auf Euren Bergen.“

Der Müller schüttelte ungläubig den Kopf und der Fremde machte sich nun zum Aufbruch fertig.

Währenddem war es Tag geworden, dessen Anbruch schon längst das heitere Gekrähe des Hausahnus verkündet hatte. In der Küche und im Vorhaus verrieth das Geklapper der schweren Holzpantoffeln die Anwesenheit der Magd, welche jetzt die Hausthüre öffnete, in die Wohnstube trat, um die Fensterladen aufzustoßen, und nicht wenig erstaunt war, ihren Herrn und den Fremden beim verlöschenden Kienspahn schon wach zu finden.

Aber auch Agathe war wach; denn statt nach jener Scene des Entsetzens ihr Lager zu suchen, als Angst und Bestürzung sie kraftlos hingeworfen, hatte sie mit gespannter Erwartung lauschend jedes Wort des Gesprächs der beiden Männer vernommen, und als durch den Edelmuth des jungen Fremden sich Rettung für den unglücklichen Vater gezeigt, da war sie hinausgeeilt in ihr Gärtchen, und hatte mit dem anbrechenden Morgen Gott auf ihren Knieen inbrünstig gedankt, für die Hülfe, die er in ihrer höchsten Noth ihnen gesendet. Mit den Gefühlen des Dankes und der Verehrung, welche ihr Herz gegen den Fremden erfüllte, war auch die Liebe zu demselben in ihre jungfräuliche Brust eingezogen. Geräuschlos hatte sie die Magd geweckt, nachdem sie sorgfältig sich angekleidet, und trat nun mit dem Besten, was die arme Küche liefern konnte, mit einem frischen Mehltrank und einigen weich gesottenen Eiern herein, um dem Fremden den Morgenimbiß zu bringen.

„Nehmt vorlieb, edler Herr, mit dem Wenigen, was wir Euch bieten können,“ begann jetzt Agathe, und Purpurgluth übergoß ihr blasses Antlitz, als der Fremde bei ihrem Eintreten hocherfreut aufsprang, auf sie zutrat und ihre Hand zärtlich drückte.

„Tausend Dank, daß Ihr mir die Freude macht, Euch noch einmal zu sehen, ehe ich weiter reise,“ rief dieser, mit glühenden Blicken auf der lieblichen Gestalt Agathen's verweilend. „Werdet Ihr denn auch meiner freundlich gedenken, wenn der lange Winter in Eurem rauhen Norden mich fern hält, bis hier die Lerchen wieder singen und ich mit dem Frühling wieder hierher kehre aus weiter Ferne in Eure Thäler und Felsschluchten?“

„Wie könnte ich Euch je vergessen, Euch, der Ihr uns von Schmach und Verderben gerettet,“ rief Agathe, und richtete voll inniger Liebe tief gerührt vertrauensvoll ihre Blicke auf den Fremden. „O glaubt mir!“ fuhr sie begeistert fort: „so lange ich lebe, wird mein Herz treu Euer Bild bewahren und Eurer dankbar gedenken, der Ihr an dem armen Vater so edelmüthig Gutes mit Bösem vergolten.“ Der Müller blickte bei diesen Worten seufzend zur Erde. Der junge Fremde aber rief, sein Bündel über den Rücken werfend und den Wanderstab erfassend: „Gebt der Vergessenheit anheim, was hier wie ein Gefensterkruk zwischen uns getreten. Denkt freundlich meiner, da auch ich Euer Bild mit in die ferne Heimath nehme als leiblichen Begleiter, und möge unser Wiedersehen ein recht fröhliches, glückliches sein. Gott schütze Euch!“

Mit diesen Worten umschlang er Agathen, drückte einen langen heißen Kuß auf die Lippen der in holder Scham hocherröthenden Jungfrau, reichte dem Müller die Hand zum Abschied, und verließ mit raschen Schritten die Mühle, deren Bewohner mit Dank und Freudenthränen dem bald ihren Blicken verschwindenden Wanderer nachschaueten, und der noch am Ausgange der Thalschlucht ihnen ein herzliches Lebewohl zurief.—

Der Vater kehrte nun in die Mühle, Agathe aber in ihr Kämmerlein zurück, denn ihr Herz war voll von süßem Weh und unaussprechlich seligem Entzücken, und heitre bunte Träume der erwachenden Liebe suchten die finstern verworrenen Bilder der verhängnißvollen Nachtstunden aus ihrem Innern zu verdrängen. Ueber den Müller aber war ein ganz anderer Geist gekommen, seit der junge Fremde ihn verlassen hatte. Im Besitz der fünfzig Gülden, verbunden mit der Zusicherung so ehrenvoller Bürgschaft für sein schuldendes Capital, sah er furchtlos der Ankunft seiner Peiniger entgegen. Zum ersten Male seit langer Zeit fing er an in der verödeten Mühle und auf dem wüsten Hofraume Ordnung zu schaffen, und die gebeugte Gestalt des kräftigen Mannes richtete sich freier und stolzer empor. Mit dem wieder in seine Brust zurückgekehrten Vertrauen war auch der Sinn für Ordnung und die Liebe zur Thätigkeit in ihm zurückgekehrt, und nicht ohne tiefe Beschämung und Reue sah er in Haus und Hof die stummen Zeugen seiner argen Verblendung und seines bisherigen unsinnigen Treibens. Aber mitten unter den letzten Trümmern seines Vermögens, mit welch' heiterm Muthe und gläubigem Vertrauen sah er jetzt der Ankunft der Gerichte entgegen, die herbei kommen würden, ihn auszupfänden und auszuweisen, mit welch' stillem freudigen Danke gegen die Vorsehung, während noch vor wenigen Stunden finstere Verzweiflung sein Herz erfüllte. Mit freudigem Hoffen sah aber auch Agathe, mit stummer Verwunderung die alte Magd auf den von neuem Lebensmuth beseelten Mann, und geschäftig bald die Letztere der Müllerstochter die Wohnstube fegen und aufputzen, als sei ein Feiertag nahe, nicht aber die Gerichte, die jetzt des Weges daher zogen in der sichern Meinung, den insolventen Bärenmüller mit Kind und Magd als Bettler aus der Mühle zu treiben.

Und sie kamen auch in der zehnten Stunde des Vormittags, nachdem sie durch den Büttel Gottlob Schwenke, unter Begleitung eines Amtsknechts, die Zeit ihrer Ankunft hatten melden lassen; und bald waren in der sauber aufgeputzten Wohnstube der Mühle versammelt der Amtsschöffer von Lauenstein, Abraham Zapfe, der Richter zu Fürstenwalde, Elias Tränkner, der Besitzer des Kraghammergutes bei Lauenstein, Urban Fleck als Gläubiger, und als Neugierige und Kauflustige, sobald es zum Loschlagen des verschuldeten Grundstücks kommen sollte, der Müller aus dem Oelsengrunde, der schwarze Matthäus genannt, und Christoph Hantzsch, der Müller aus Dittersdorf.

Der Bärenmüller aber hatte seinen besten Festtagsstaat angelegt, und stand mit dem Rücken an den großen Kachelofen gelehnt, die fünfzig Gülden in der Brusttasche sorgfältig in einen linnenen Beutel gepackt, welchen er früher oft gefüllt in die Schenke getragen, aber leer wieder nach Hause gebracht hatte. Das räthselhafte Schreiben aber, welches der Fremde ihm an den Superintendenten Dr. Schwerdtner zu Pirna hinterlassen, hielt er im geheimsten Fache seines Waudschreins verschlossen.

Im Gärtchen aber auf ihrem Lieblingsplätzchen saß Agathe plaudernd mit der alten Magd, heiter und fröhlicher Laune, wie sie seit langen Jahren nicht gewesen, und als der Oelsengrundmüller Haus und Hof durchspähete, im Geheim abschätzend, wie viel die ganze Wirthschaft noch werth sei, und auch dem Gärtchen sich näherte, wo die liebliche, heute gar festlich geschmückte Müllerstochter lachte und scherzte, die er so gern in seiner Gewalt gehabt, da erschrak Agathe nicht wie sonst vor dem unheimlichen häßlichen Gast, sondern plauderte fort und blickte nicht ohne spöttischen Muthwillen auf den gräulichen Freier, der ihr jetzt näher trat.

„Nun, Jungfrau Agathe," begann dieser jetzt und fuhr mit der knöchernen Hand durch sein struppiges brandrothes Haupthaar, und sah mit den rothunterlaufenen lauernden Augen, aus welchen hämisches Frohlocken und sinnliche Gier nach dem schmucken Mädchen flackernd aufzuckten, auf die nun Verstummende. „Ihr scheint fröhlichen Muthes zu sein in Eurem Gärtlein, indeß Euren Vater die Gerichte hinauszuweisen aus der verfallenen Mühle und Ihr Beide nicht wisset, wohin Ihr heute noch wandern und Euer Haupt hinlegen werdet. Hat Euch der Vater nicht gesagt, wie ich ihm bestheben will und die Schmach von ihm abwenden, so Ihr mir zusagt, mir zu folgen als mein Ehegesponsus, auf daß ich Euch einsetze in die Mühle im Oelsengrunde als Besitzerin und reiche Hausfrau, indeß Ihr hier am Hungertuche nagt?" —

Mit diesen Worten war er ihr näher getreten, um ihre Hand zu erfassen. Aber Agathe wich scheu zurück, und als sie das von bösen Hautflecken noch ärger verunstaltete häßliche Antlitz mit der niedern Stirn, der eingedrückten Nase und den blauen welken Lippen anschaute, um welche sich ein widerfüßliches Lächeln zog, da durchrieselte es ihren Körper mit unheimlichem Schauer und dichter an die alte Magd sich drängend, rief sie entrüstet:

„Laßt ab von mir, noch habt Ihr hier nichts zu suchen, und von mir selbst dann nichts zu hoffen, wenn die Gerichte uns auch von hier treiben sollten; denn lieber will ich mein Brot vor fremder Leute Thüren suchen, als in Eurer Nähe weilen."

„Ei, ei, Jungfrau!" krächzte der Oelsengrundmüller, unter giftigem Groll sich zum Lächeln zwingend. „Ihr tragt Euer Näschen noch sehr hoch, und stoßt gar stolz des Freundes Hand von Euch. — Nun, wir wollen abwarten, wie es nach wenigen Stunden stehen wird um Euren Hochmuth, und ob Ihr nicht noch froh sein werdet, wenn ich Euch als meine Hausbälterin zu mir nehme, wo ich Eure Gunst dann billiger haben kann, als wenn ich Euch einsetze als meine ehrsame Hausfrau, wie ich es bisher gemeint war."

Mit diesen Worten entfernte sich der Unhold, und Agathe, die den Sinn dieser hämischen Worte nicht verstand, athmete freier auf, während die alte Magd im stummen Grimme drohend die geballte Faust nach dem Fortschleichenden ausstreckte.

Drinnen in der Mühlstube aber schritten die Gerichte unter weitläufigen Förmlichkeiten zum Werke. Nicht ohne Mitleiden ruhete des Amtsschöffers Zapfe Blick auf dem Müller, welcher die Versammlung ernst und unbefangen begrüßte, obgleich der Spruch derselben ihrem Vermeinen nach ihn zum Bettler machen sollte. Mit gefühlloser Gleichgültigkeit musterte der Kratzhammerwerksbesitzer die Ausschmückung der Wohnstube und mit langsamer Stimme begann jetzt der Amtsschöffer:

„Es ist Euch, Gottlob Bär, gegenwärtig noch Besitzer dieses Mühlgrundstückes, wohl noch erinnerlich, wie Euch von den hochgräflich Bünauischen Gerichten zu Lauenstein auf Ansuchen Eures hier gegenwärtigen Gläubigers, des Kratzhammerwerksbesitzers Urban Fleck, kundgemacht worden, daß wenn Ihr nicht bis zum letzten Euch bewilligten Termine die rückständigen Zinsen Eurer Capitalschuld an Euren Gläubiger zu erlegen vermöget, wir, die Gerichte, einschreiten müssen gegen Euch sub executione et eventuali exmissione, und diese Mühle sammt Schiff und Geschirr Eurem Gläubiger anheim fällt laut Eurer auf Wandelpön ausgestellten Schuldverschreibung."

„Ja wohl, gestrenger Herr Amtsschöffer," entgegnete ruhig der Müller und heftete forschend seinen Blick auf Urban Fleck, welcher, ohne ihn anzublicken, in Gedanken mit Abschätzung des Werthes der Mühle beschäftigt schien.

„Nun denn, Gottlob Bär," fuhr der Schöffer fort, „heute am Tage Hieronymi, dem letzten September des Jahres 1692 ist die letzte Euch bewilligte Frist abgelaufen. Könnt Ihr die fünfzig Gülden rückständiger Zinsen für das Euch geliehene Capital von 500 Gülden zahlen, so will Euch Urban Fleck in Berücksichtigung Eurer preßhaften Umstände das Capital bis Ostern des Jahres 1693 unter den bisher geleisteten Zinsen lassen, dann aber auf Beßznahme dieses Grundstückes dringen, so Ihr bis dahin nicht zahlen könnt, wie jetzt geschehen muß, so Ihr die 50 Gülden jetzt nicht erlegt, und als insolvent ausgewiesen werden müsset."

„Mit Verlaub, gestrenger Herr Amtsschöffer," nahm jetzt der schwarze Matthäus das Wort, welcher währenddem wieder in die Wohnstube eingetreten war; „von dieser Clausel ist bei der letzten Vorladung des Schuldners nicht die Rede gewesen und heute wohl Zinsen und Capital fällig?"

„Der Gläubiger hat, wie bereits erwähnt, diese Begünstigung in Erwägung der preßhaften Umstände des Schuldners heute an Gerichtsstelle nachträglich gestattet," entgegnete der Amtsschöffer, während der schwarze Matthäus dem Urban Fleck einen Blick giftigen Grolles zuwarf.

„Ich wiederhole daher die Frage," fuhr der Schöffer

fort: „Könnt Ihr jetzt in Gegenwart der Gerichte die 50 Gülden rückständiger Zinsen zahlen?“

Bei diesen Worten des Justitiars richteten Urban Fleck und Mattheus mit hämischem Lächeln ihre Blicke auf den Müller.

„Ich kann dies,“ entgegnete dieser ruhig, zog seinen Beutel aus der Brusttasche und zählte die Summe in Gold auf.

„Hölle und Teufel!“ knirschte der schwarze Mattheus. „Wie ist das möglich?“

„Ihr könnt zahlen?“ frug verblüfft der Kratzhammerwerksbesitzer und starrte, als traue er seinen Augen nicht, stier auf das aufgezählte Geld.

„Ihr seht ja, baar und richtig, wie ich es gelobt,“ entgegnete lächelnd der Bärenmüller.

„Dann hat das Gericht hier nichts zu schaffen,“ bemerkte jetzt der churfürstliche Amtsschöffer Abraham Zapfe. „Dem Gläubiger ist sein Recht geschehen, und der Schuldner hat binnen acht Tagen die Kosten dieser Expedition an der Gerichtsstelle zu Lauenstein abzuführen.“

„Gestrenger Herr Amtsschöffer!“ rief der schwarze Mattheus zitternd vor Wuth, so unerwartet all seine Pläne auf die liebliche Müllerstochter vernichtet zu sehen. „Es dürfte wohl nicht zu verargen sein, den Schuldner zu veranlassen, sich zu legitimiren, von wo ihm so unerwartet dies Geld zugekommen, denn noch gestern, dies kann ich bezeugen und der Schuldner muß es zugestehen, war derselbe gänzlich von Geld entblößt, und hatte keinen rothen Heller im Besitz.“

„Ist dem wirklich so?“ frug befremdet der Amtsschöffer, und wendete sich an den Müller.

„Dem ist so, gestrenger Herr Amtsschöffer,“ entgegnete ruhig der Gefragte, und maß verächtlich den schwarzen Mattheus von Kopf bis zu Fuß. „Als Alles mich verlassen, kam mir Hülfe durch den Hochwürdigen Superintendenten Dr. Schwerdtner zu Pirna, der mir dies Geld gesendet durch einen Eilboten, und auch Bürgschaft leisten will für mich bei Urban Fleck für die noch schuldenden 500 Gülden bis Ablauf der noch bis Ostern mir gegebenen Frist. Sendet nach Pirna und Ihr werdet die Wahrheit meiner Werte bestätigt finden.“

„Das Gericht wird dies untersuchen lassen!“ sprach der Amtsschöffer, und fügte mit einem Blick finstern Unwillens auf den schwarzen Mattheus hinzu: „Um Eurer selbst willen hoffe ich, daß Ihr die Wahrheit gesprochen, denn Ihr habt Eurem frühern Ruf als ehrlicher Mann in letzterer Zeit arg geschadet durch Umgang mit allerhand bösem Gesindel in Schlemmen und Spielen.

Mit diesen Worten entfernte er sich mit den übrigen Gerichtspersonen, der Kratzhammerwerksbesitzer aber rief giftig: „hätte ich ahnen können, daß Ihr im Besitz der zur Deckung der Zinsen nöthigen Summe gewesen, ich hätte Euch keine weitere Frist für die Zahlung des Capitals vergönnt, und heute noch hätte ich Euch hinausweisen lassen aus Eurem Erbe.“

Und hastig verließ er, noch unterwegs mit dem Oelsengrundmüller sich streitend und Verwünschungen ausstoßend gegen die Gerichte und den Schuldner, nebst dem Mattheus die Mühle.

Der Müller aber ging der aus dem Gärtchen nun herbeieilenden Tochter entgegen, und rief, diese freudig in seine Arme schließend: „Gott sei Ehre und Preis, der seinen Engel uns rettend gesendet und unsrer Feinde Tücke und Rachgier vernichtet.“

Sechs Monate waren seit jenem Tage verflossen, an welchem dem Bärenmüller so unerwartet Hülfe geworden. Auf den Höhen der Gebirge und in den finstern Felsschluchten lag zwar der Schnee noch in dichten Massen, und der Winter sträubte sich mit der letzten Anstrengung, das Feld dem nahenden Frühling zu überlassen, der den Thauwind und die Schneeglöckchen vorausendet, seine Ankunft zu verkünden, aber im untern Müglitzthale, da war es schon Lenz, da entfaltete die Cornelienkirsche und das Stachelbeergesträuch das erste frische Grün, die Lerchen jubelten wieder auf den Höhen von Gamitz und Maxen und überall auf Feld und Flur regte nach langem Winterschlafe sich neues thätiges Leben.

Auch in die Herzen der Bewohner der Bärenmühle war trotz dem dieselbe noch umstarrenden Winter der Frühling eingezogen mit dem frisch belebenden Hauche und den milderwärmenden Sonnenblicken gläubigen Hoffens und freudigen Muthes. Die Mühle, welche Jahre lang still und verödet von den Bewohnern der Umgegend scheu gemieden worden war, ließ das Geklapper ihrer Räder jetzt täglich wieder weit hin über die einsame Thalschlucht ertönen, mit verjüngter Kraft und unermüdlichem Eifer arbeitete der Müller nebst zwei wackern ihm treu ergebenen rüstigen Mühlknappen. Die funfzig Gülden, die der räthselhafte Fremde ihm geliehen, lagen längst gespart im geheimen Fache des Wandschreins und im Hofe schnatterte und gackerte ein lustig Volk von Gänsen, Enten und Hühnern, in den Ställen ertönte das Brüllen der Kühe und das Blöken der Kälber, und auf der Mast liegende Schweine grunzten aus ihrem Versteck hervor. Ein neu gezimmerter Zaun schied Hof und Garten, die Lücken in der Schindelbedachung waren verschwunden und überall zeigte sich durch Ordnung und Fleiß wiederkehrender Wohlstand. — Wer den Müller jetzt sah, wie er unverdrossen bis spät in die Nacht sich mühete und dabei immer heitern Muthes war, wie die hohe kräftige Gestalt nicht mehr niedergebeugt einherwankte, sondern keck und rüstig hochaufgerichtet durch Haus und Hof schritt, wer Agathen jetzt nach sechs Monden wiedersah mit den Rosen auf den Wangen und dem lieblichen Lächeln um die frischen Purpurlippen, und in dem frommen vertrauensvollen Blick ein so süßes Bangen und träumendes Sehnen, wie die holde Gestalt in all' ihrer jungfräulichen Anmuth so herrlich ausgebildet in Küche, Hof und Garten wirthschaftete mit der alten Magd, die immer mehr an Gehör verlor, die aber dem Müller und dessen Tochter durch ihre Treue und Hingebung so unentbehrlich geworden war, — wer diese drei Menschen jetzt wiedersah und sie vor sechs Monden gesehen hatte, ehe der junge Fremde Einkehr gehalten in der Bärenmühle, wie sie damals durch stille Verzweiflung, bittern Kummer und drückende Noth niedergebeugt trost- und hoffnungslos Tag für Tag

stumm und traurig einhergegangen, der hätte so recht deutlich sich überzeugt, welche Wunderkraft durch neu erwachtes Vertrauen auf Gott und sich selbst in trübe Seelen und kranke Herzen strömt.

Mild und ermuthigend hatte der Pfarrherr zu Pirna, der Superintendent Dr. Schwerdtner, den Bärenmüller aufgenommen, als dieser des andern Morgens nach dem Gerichtstage zu ihm geeilt und ihm das von dem Fremden beschriebene Blatt Papier überbracht hatte. Aber nicht allein bestätigt hatte dieser die Bürgschaft, sondern ihm auch noch 50 Gülden geliehen, um sich das Nöthigste in Haus und Wirthschaft anzuschaffen und die Mühle wieder in Gang zu bringen. Von dem Fremden aber war nach wenigen Monden ein Brief angekommen, in welchem dieser sich mit dem Namen Antonio unterzeichnet, und in welchem er dem Pfarrherrn mittgetheilt, daß er die Müllerstochter innig liebe und sie als sein ehelich Gemahl begehre, daß er reich genug sei, um ihr alles bieten zu können, was ihr Herz verlange, und daß er, wenn er zum Frühjahre wiederkehre, er sie und den Vater mitnehmen wolle in die neue Heimath, an die herrlichen Ufer des Lago maggiore, wo er unweit von Lucarno ein freundliches Besitzthum habe. Der Superintendent hatte nach Empfang dieses Briefes den Müller sofort zu sich bestellt und ihm dies Alles mitgetheilt, und als dieser erstaunt über diese seltsamen aber auch frohen Nachrichten den Pfarrherrn gefragt, wer denn aber eigentlich dieser Antonio sei und was er hier in Sachsen getrieben, da hatte dieser lächelnd zur Antwort gegeben, das werde ihm, dem Müller, zu seiner Zeit schon klar werden.

Als der Müller aber wieder nach Hause gekommen war und seiner Tochter Wort für Wort wieder erzählt hatte, was er von dem Pfarrherrn erfahren, da war diese dem Vater um den Hals gefallen und hatte dem-

Schumla, das Hauptquartier von Omer Pascha.

selben in jungfräulicher Schaam erröthend gestanden, daß auch sie den Fremden liebe und sein Bild sie Tag und Nacht umschwebe.

Und nun mit dem Nahen des Frühlings war die Zeit gekommen, wo der Müller und dessen Tochter mit jeder Stunde erwartungs- und sehnsuchtsvoll die Ankunft des geliebten Fremden entgegen sahen, aber auch der Tag war näher gekommen, an welchem der Müller die 500 Gülden erlegen sollte, wenn er nicht jetzt noch sich wollte von Haus und Hof treiben lassen. —

Zwei Tage noch, und der Zahltag war vor der Thür und Antonio noch nicht eingetroffen; von Neuem

wieder zeigte sich der schwarze Matthäus in der Nähe der Mühle, um zu versuchen, ob die Angst vor den Gerichten den Müller und seine Tochter nicht andern Sinnes werden lasse, denn von Neuem wieder drängte der Kratzhammerwerksbesitzer mit Auspfändung und Ausweisung, denn zum Unglück des Müllers — dies wußten seine Peiniger, — war der Superintendent in Pirna plötzlich zum Churfürsten nach Dresden berufen worden und von da nach Wittenberg gereist und Niemand konnte Nachricht geben, wenn er wiederkehre.

Aber unerschütterlich war das Vertrauen der Bewohner der Bärenmühle auf Antonio's Verheißung. Als aber der entscheidende Tag gekommen, und der Müller in seiner höchsten Noth die Unglücks-Nachricht erhalten, daß sein Bürge, der Pfarrherr in Pirna, weit von ihm entfernt im Auftrage des Churfürsten verreist sei, da sank auch mit einem Male in seinem Herzen der Muth und wieder nahte sich ihm die stumme Verzweiflung, bei dem Gedanken, ein Opfer des Hasses und der Wuth seiner Gläubiger zu werden, und vergebens suchte die selbst des Trostes bedürftige Agathe den unglücklichen Vater aufzurichten und ihm glaubend zu machen, der Antonio müsse kommen, er müsse in die Mühle eintreten, ehe noch die Gerichte erscheinen würden. —

Aber die Gerichte erschienen wieder mit Büttel und Amtsknechten, doch die Hülfe blieb fern. In ihrem Kämmerlein saß Agathe und sah mit rothverweinten Augen und Verzweiflung im Herzen nach dem Thalwege, auf welchem Antonio zur Mühle kommen mußte. — In der Wohnstube aber stand der Bärenmüller voll bittern tiefen Schmerzes, des Bürgen und des rettenden Freundes beraubt, und schon erhob sich ernst und mitleidsvoll der churfürstliche Amtsschöffer Abraham Zapfe, um durch den Ausspruch der Gerichte den Müller aus dem seit Kurzem erst so mühevoll sich erworbenen verbesserten Hausstand zu vertreiben, schon richtete der schwarze Matthäus und der Kratzhammerwerksbesitzer mit teuflischer Schadenfreude die hämischen Blicke auf den Unglücklichen, der all' sein in den sechs Monaten erspartes Geld im Betrag von 150 Gülden dem hartherzigen Gläubiger vergebens als Abschlagzahlung geboten, schon begann die Verlesung der Schuldverschreibung auf Wandelpön, nach welcher nun sub executione et eventuali exmissione verfahren werden sollte, da drang ein helljubelnder Freudenschrei aus dem Kämmerlein Agathen's zu den in dem untern Gemach der Mühle Versammelten.

Und ehe noch das Urtheil gesprochen, ehe noch die Uhr auf dem Schloßthurm zu Lauenstein die 12te Stunde des Mittags verkündet, flog die Thüre auf und herein stürzte Antonio in derselben Tracht, in welcher er vor sechs Monden in der Mühle Obdach gesucht, warf einen Beutel voll Goldstücke auf den Tisch und rief:

„Halt! Im Namen des Hochwürdigen Superintendenten Dr. Schwerdtner, welcher Bürgschaft geleistet für den Bärenmüller. Hier sind die 500 Gülden nebst Zinsen, die Gottlob Bär dem Urban Fleck schuldet."

Und ohne sich weiter um die Anwesenden zu kümmern, eilte Antonio auf den Müller zu, welcher keines Wortes mächtig vor freudigem Schreck zusammensank auf den Stuhl, an welchen er sich in fieberhafter Aufregung und stummer Verzweiflung festgehalten, drückte diesem herzlich die Hand, und schloß vor sämmtlichen Versammelten die Müllerstochter, die glühend vor wonnigem Entzücken ihm entgegengeeilt und nun in jungfräulicher Befangenheit am Eingang der Wohnstube stand, laut aufjubelnd an seine Brust.

Starren Blicks schaute der Kratzhammerwerksbesitzer auf die den Beutel entrollenden Goldstücke, welche der Fürstenwalder Richter jetzt aufzählte. In wilde Fluchworte ausbrechend, verließ der schwarze Matthäus zum zweiten Male getäuscht die Mühle, der Amtsschöffer aber rief, dem Bärenmüller die Schuldverschreibung zurückgebend:

„So ist denn endlich diese Angelegenheit in Ordnung gebracht und dem Gläubiger sein Recht geschehen, und der Verklagte ungefährdet wieder im Besitz seines Grundstücks." Mit diesen Worten stand er auf, schritt auf den Müller zu und sprach: „Dankt Gott, der Euch einen treuen Freund in höchster Noth gesendet, und grüßt den wackern Hochwürdigen Pfarrherrn in Pirna herzlich von mir, der noch zur rechten Zeit eingetroffen, um Euch aus so schlimmen Händen zu befreien. —"

Hierauf verließ er mit den Gerichten die Mühle, ihnen nach schlich beschämt und voll giftigen Grolles der Urban Fleck mit seinem Gelde, in der Bärenmühle aber blieben drei glückliche Menschen zurück, die unter Freudenthränen sich an's Herz sanken.

Gegen Abend desselben Tages, welcher so Verderben bringend begonnen und so glücklich geendet, saß der Müller mit Agathen und Antonio bei Tische, der reichlich besetzt war mit Geflügel und Fisch, denn zu Ehren des geliebten Retters hatte Hühnerfall und Fischhalter das Beste hergeben müssen, so wie auch der feurige Rebensaft nicht fehlte, den ein Bote von Pirna aus nachgebracht aus dem Keller des Pfarrherrn.

Mit stiller Rührung schaute der Müller auf Antonio und seine Tochter, die ihre Liebe sich gestanden, und nun unter den Augen des Vaters kosend, von der Zukunft sprachen, die voll süßer Ahnung mit den herrlichsten Bildern geschmückt vor ihren trunkenen Blicken lag. Die Hände gefaltet in stillem Gebet, saß die Magd im Hintergrund des Zimmers, ihre Augen auf die Liebenden gerichtet und schüttelte verwundert den alten Kopf über den wunderlich-seltsamen Fremdling und über die so herzig und unbefangen sich ihm anschließende Agathe.

„Aber nun, Antonio," begann jetzt der Müller, dem die Neugier nicht länger ruhen ließ, „nun, da wir so glücklich beisammen sitzen, da dürfte die Zeit wohl gekommen sein, auf welche mich der Hochwürdige Superintendent in Pirna getröstet, um von Euch zu erfahren, was Euch in diese Gegend geführt, und welch' Gewerbe Ihr, der Ihr nun bald als Schwiegersohn mir so nahe steht, wohl eigentlich treibt. Mir ist immer, als stehe dasselbe in Verbindung mit den Steinen, die damals aus Euerm Ränzel fielen, als ich im Wahnsinn Euch bei Nacht plündern wollte."

„Still davon, Vater Bär!" hat Antonio und fuhr dann lächelnd fort: „Wer ich bin, habt Ihr erfahren,

und ich dächte, es müßte Euch genügen, daß Ihr wißt, Euer künftiger Schwiegersohn ist ein freier Bürger der Schweiz und im Besitz eines Vermögens, welches hinlangt, mich, Agathen und Euch, frei von drückenden Sorgen, zu ernähren. Was mich aber früher in diese Gegend geführt, und jetzt wieder hergebracht und mich noch einige Zeit hier festhalten wird, nachdem Ihr gerettet, dies, Ihr theuren Lieben, ist nicht mein Geheimniß allein, aber so Gott will, sollt Ihr es in wenigen Wochen erfahren, noch ehe der treue Freund in Pirna mich und Agathe für immer verbindet durch den Segen der Kirche."

„Hm!" brummte der Müller, getäuscht in seiner Erwartung, endlich zu erfahren, wer der Antonio eigentlich sei. „Dies ist alles recht schön, aber wissen möcht' ich doch — —"

„Vater, laßt doch das Fragen," unterbrach ihn jetzt Agathe. „Ist Euch Antonio's Wort nicht genug? Mir genügt es, und was er uns auch verschweigen mag, es kann gewiß nur etwas Gutes betreffen, und uns kommt nicht zu, weiter in ihn zu dringen."

„Ja, Agathe hat Recht," entgegnete der Müller und reichte Antonio die Hand. „Ich werde nicht wieder fragen, und abwarten, bis Ihr für gut befindet, meine Neugier zu befriedigen."

„So ist's recht!" rief Antonio lachend, drückte dem Müller die Hand, und küßte zärtlich Agathen's Stirn. „Und nun darf ich auch hoffen, daß Ihr Euch nicht ängstigt, wenn ich früh von hier fortgehe, und vielleicht erst nach zwei Tagen zurückkehre, denn nur kurze Zeit soll dies noch währen, dann trennt uns nichts mehr und nichts mehr bleibt Euch dann geheim."

Am Morgen des andern Tages brach Antonio auf und kehrte erst nach zwei Tagen in die Mühle zurück, freudig und zärtlich von Vater und Tochter empfangen, und wieder ging er fort und kehrte nach zwei oder drei Tagen zurück und trieb dies bereits schon Wochen lang, ohne daß irgend etwas sich ereignet hätte, welches dies geheimnißvolle Treiben desselben aufzuklären vermochte, bis endlich Neid und Rache der Feinde des Bärenmüllers die Enthüllung desselben herbeiführen sollten.

Denn so wie Antonio in der Bärenmühle sich einquartirt hatte, wo Liebe und Dank ihn bewirthete, so hatten längs des Schlottwitz- und Müglitzgrundes bis nach Wesenstein hinab, junge rüstige Männer aus fernen Landen sich eingefunden und ihr Quartier in irgend einem entlegenen Bauernhause oder einer in tiefem Grunde versteckten Mühle aufgeschlagen, von denen Niemand wußte, wer dieselben waren und was sie trieben, die aber überall ihren Wirthsleuten reichlich Zahlung gaben für Kost und Nachtlager.

Nun waren zwar die Bewohner des Müglitz- und Schlottwitzgrundes vor 150 Jahren nicht neugieriger, als dies die gegenwärtig dort lebenden Bewohner noch sind, allein wissen hätten alle doch gern mögen, was die fremden jungen Gesellen auf ihren Felsen, in ihren Schluchten und Gewässern zu suchen gehabt hätten, die weiter nichts bei sich trugen als ein Ränzel und einen Wanderstab, welcher statt des Griffes eine Bergmannshacke hatte, die sich nirgends ausfragen ließen, und ihren Wirthsleuten, welche gut von ihnen bezahlt wurden, mit Wegzug drohten, als einzelne derselben den Fremden nachgeschlichen auf ihren Wanderungen. Nie sah man zwei oder drei dieser fremden Gäste beisammen, und nur in der Bärenmühle, wo der Antonio wohnte, kehrte hin und wieder, wenn dieser schon daheim war, so ein fremder Gesell ein, verlangte des Müllers Gast zu sprechen und verließ wohl gar des Nachts noch mit diesem die Mühle.

Agathe, des Geliebten Wort fest vertrauend, ließ dann ihren Antonio anscheinend beruhigt ziehen, aber als Woche für Woche verging, ohne daß dieses seltsame Treiben aufhörte, da ward ihr oft, wenn sie in ihrem Kämmerlein allein war, unbeschreiblich bang und weh um's Herz und sie dachte mit Furcht und Zittern daran, wie leicht dem Geliebten im Dunkel der Nacht in der unwegsamen und unsichern Gebirgsgegend ein Unfall treffen könne. Als aber sogar in den Wirthshäusern der Umgegend böse Gerüchte über das Leben der abenteuerlichen Fremdlinge auftauchten und sie zufällig in der Mühle die Knappen davon sprechen hörte, da bestürmte sie selbst den Vater, nach Pirna zum Dr. Schwerdtner zu eilen und diesen zu bitten, daß er den Antonio bewegen solle, sein heimliches Umhertreiben aufzugeben. Dieser aber lächelte über des Müllers Besorgniß, sprach ihm Muth ein und als die Rede auf das geliebene Capital kam, bemerkte der Superintendent zu des Müllers nicht geringem Erstaunen, daß es damit Zeit habe, und daß er dies nicht ihm, sondern dem Antonio schulde, der durch und durch ein braver edler Mann sei.

Beruhigter, aber auch um so neugieriger, war der Müller nach Hause zurückgekehrt und hatte der Tochter Wort für Wort seiner Unterredung mit dem Pfarrherrn mitgetheilt, und als Agathe dies dem Antonio und die um ihn gehegte Sorge und Bangniß nicht verschweig, als derselbe Abends trenlich sofend, neben ihr saß, entgegnete dieser lächelnd: „Nun, Agathe, noch acht Tage, dann ist mein Geschäft in hiesiger Gegend geendet, dann geht's in die schönere Heimath, wohin ich Dich als meine Gattin führe."

Der schwarze Matthens aber und der Kratzhammerwerksbesitzer dachten ganz anders darüber, beide waren voll des giftigsten Hasses gegen den fremden Gast des Müllers, so wie gegen den Letztern selbst, Mattheus voll Rache gegen den von Agathen begünstigten Antonio und wegen des Scheiterns seines finstern Planes auf des Müllers Tochter, Urban Fleck wegen der ihm durch des Fremden Hülfe entgangenen Mühle, und als eines Abends in dem Gasthofe zu Glashütte, wo Beide sich zufällig befanden, der Feldmeister Georg Reichart erzählte, daß vor wenig Tagen, als er mit seinem Fuhrwerk spät Abends vom Eisenhammer bei Rückenhain zurückgekehrt sei, und gegen Nachts zwölf Uhr in der wüsten Mühle im Trebnitzgrunde habe anhalten wollen, um nicht weit von dort ein gefallen Stück Vieh mit aufzuladen, er in der Wohnstube Licht gesehen und ein seltsam Gemisch fremder Stimmen vernommen habe. Er sei daher aus Neugier von seinem Karren abgestiegen und habe sich mit seinem Knechte näher geschlichen, und durch eine Spalte des Fensterladens lu-

gend, habe er 12 bis 15 junge Männer erblickt, alle bewaffnet um einen Tisch herum sitzend, auf welchem mächtige Haufen Gold gelegen, in die sie sich getheilt und dabei unter Gelächter in gebrochen Deutsch Spottreden auf die Bewohner dieser Gegend geführt hätten. Einer darunter, der einen reich mit Edelsteinen besetzten Leibgurt getragen habe, in welchem Dolch und Pistolen befestigt gewesen wären, habe den Vorsitz geführt und gewiß sei dies kein Anderer gewesen als der in der Bärenmühle wohnende Fremde, der, ehe sich diese Bande getrennt hätte, bestimmt habe, daß zwei Tage später die letzte Versammlung ebenfalls wieder in der Trebnitzmühle sein solle, da diese unbewohnt sei, und von welcher die Sage gehe, daß der böse Feind dort sein Wesen treibe.

„Nun seht!" schloß der Feldmeister seine Rede; „es liegt doch klar am Tage, daß dies Gesindel nichts Geringeres treibt als Raub und Mord, denn woher sollte ihnen sonst das viele Geld kommen, und am Kürzesten wäre es, man hübe die Sippschaft morgen Nacht in der Trebnitzmühle auf, denn eben morgen ist dort die letzte Versammlung."

(Schluß folgt.)

Atmosphäre und atmosphärische Luft.

Alles was lebt, lebt nur in atmosphärischer Luft. Deshalb ist diese überall, wo sich Leben zeigt und wo man Pflanzen, Thiere und Menschen antrifft. Sie umgiebt nicht blos einem Ringe gleich unsern Erdball, als Atmosphäre, Dunst- oder Luftkreis, sondern sie dringt auch in die feinsten Lücken der Erdrinde ein und mischt sich allen Gewässern bei. — Die atmosphärische Luft stellt ein farbloses, geruch- und geschmackloses Gas dar, welches aus zwei luftförmigen Grundstoffen zusammengesetzt ist, nämlich aus Stickstoff und Sauerstoff (s. Gartenlaube Nr. 28), und deshalb ganz mit Unrecht früher zu den Elementen gerechnet wurde. Diese beiden Grundstoffe sind nun aber nicht etwa mit einander innig verschmolzen und stellen eine chemische Verbindung dar, sondern sind nur unter einander gemengt. In 100 Gewichtstheilen atmosphärischer Luft befinden sich 77 Theile Stickstoff und 23 Theile Sauerstoff, und diesem Gemenge ist dann noch eine, nach Zeit und Ort sehr veränderliche Menge von Wasser, als unsichtbares Wassergas oder sichtbarer Wasserdunst, von Kohlensäure und Ammoniak, sowie von einigen andern, dem Menschen mehr oder weniger nachtheiligen Gasarten beigemischt. Auch feste organische und unorganische Substanzen in feinerer Zertheilung, wie Staub, Pflanzensamen und Eier von Infusionsthierchen, können sich in der Luft schwebend erhalten. Was die beiden eigentlichen, die Luft zusammensetzenden Gase, den Stickstoff und Sauerstoff, betrifft, so bleiben diese fast immer und überall in demselben Verhältnisse zu einander und nur in selteneren Fällen und in geschlossenen Räumen können sie um ein Geringes an Menge abweichen. —

Ihrer chemischen Zusammensetzung wegen ist die atmosphärische Luft für Pflanze, Thier und Mensch durchaus unentbehrlich, und während Thiere und Menschen vorzugsweise den Sauerstoff zum Leben bedürfen, lebt die Pflanze vom Wasserdunst, von der Kohlensäure und dem Ammoniak. Aber nur in ihrer richtigen Zusammensetzung kann die Luft das Leben dieser organischen Körper erhalten, da die genannten Gase für sich allein den Lebensprozeß zu unterhalten nicht geeignet sind. Es trägt auch ferner noch die Luft, ihres Sauerstoffgehaltes wegen, zum Verbrennen, Verwittern, Rosten, Gähren und Faulen das Meiste bei. — Was den Luftkreis betrifft, so wird dessen Höhe auf 10 bis 15 Meilen geschätzt; seine unteren, der Erdoberfläche zunächst liegenden Luftschichten bestehen aus mehr zusammengedrückter und deshalb dichterer Luft, die oberen Schichten aus dünnerer. Dichte Luft wird natürlich in einem bestimmten Raume eine (absolut) größere Menge von Gasen enthalten müssen, als dünne und der Mensch wird sonach beim Einathmen von dichter Luft mehr Sauerstoff in seinen Körper einführen, als wenn er in dünner Luft athmet, obschon das (relative) Verhältniß der Gasarten zu einander dasselbe geblieben ist.

Aber nicht blos die chemischen Bestandtheile der atmosphärischen Luft sind für die Erde und ihre Bewohner, zumal für den Menschen, von wichtigem Einflusse, sondern auch ihre physikalischen Eigenschaften, wie ihre Schwere, Dichtigkeit, Elasticität, Durchsichtigkeit, Feuchtigkeit, Bewegung, sowie ihre Fortpflanzungsfähigkeit für Licht, Wärme, Schall und Elektrizität. — Der Druck, welcher durch das Gewicht der atmosphärischen Luft auf die Erdoberfläche und auf jeden Körper auf derselben, somit auch auf den Menschen ausgeübt wird, beträgt (bei 28 Zoll Barometerstand, bei 0° Temperatur und unter dem 45. Grad geographischer Breite) auf einen Pariser Quadratfuß Fläche gegen 2216 Pfund. Somit würde dieser Druck auf die gesammte Körperoberfläche eines erwachsenen Menschen, welche etwa 14 bis 15 Quadratfuß beträgt, ungefähr 3300—3100 Pfund (über 300 Centner) ausmachen. Daß dieser enorme Druck der Atmosphäre vom Menschen nicht bemerkt und hinderlich gefunden wird, liegt darin, daß dieser Druck von allen Seiten der gleichförmig auf den Körper einwirkt, daß die in unserm Körper befindliche Luft gegen die äußere sich völlig im Gleichgewichtszustande befindet und daß das Innere unseres Körpers mit nicht zusammendrückbaren, jeden Druck zu ertragen fähigen Flüssigkeiten erfüllt ist. Die äußere Luft vermöchte uns nur dann zu erdrücken, wenn die in uns befindliche

Luft, welche jener das Gleichgewicht hält, entfernt würde, und umgekehrt müßte, wenn der äußere Luftdruck ganz aufgehoben würde, die innere Luft sich so ausdehnen, daß unser Körper zersprenge. Jedenfalls werden unsere Körperorgane unter stärkerem Drucke der atmosphärischen Luft (in der Tiefe) mehr zusammengepreßt, unter schwächerem (in der Höhe) ausgedehnt werden müssen. — Für den Menschen ist der atmosphärische Druck insofern von Unentbehrlichkeit, als derselbe das Athmen, das Saugen, den Blutumlauf und überhaupt die Bewegung der Säfte, die sichere Lage innerer Organe und die Gelenkverbindungen, sowie das Hören vermittelt. Der Arzt benutzt die Verminderung des äußern Luftdruckes zum Schröpfen. Das Gewicht der atmosphärischen Luft wechselt nun aber nach ihrer Dichtigkeit und Elasticität. Da in den obern Luftschichten der Atmosphäre nicht blos die Höhe des Luftkreises, sondern auch die Dichtigkeit, Temperatur, Feuchtigkeit und Elasticität abnimmt, so muß hier auch der Luftdruck geringer sein und daher rühren die verschiedenartigen Beschwerden, welche den Menschen auf hohen Bergen oder bei der Luftschifffahrt befallen, wie Brustbeklemmung, Herzklopfen, allgemeine Erschöpfung, Schläfrigkeit, Blutungen u. s. w. Äußerdem hat auf die Verdichtung und Verdünnung der Luft, und sonach auf ihre Schwere und Druckkraft, auch noch die Temperatur, der Wassergehalt und die Luftströmung Einfluß.

Die Feuchtigkeit der Luft richtet sich nach dem Gehalte derselben an Wassergas und Wasserdunst. Dieses luftförmige (meteorliche) Wasser gelangt aber durch die beständigen Verdunstungsprozesse aus dem verschiedenen Gewässer, den Pflanzen, Thieren und Menschen in die Atmosphäre und kehrt von da als Regen, fallender Nebel, Thau, Schnee, Reif, Schloßen u. s. w. zur Erde zurück. Die Aufnahme von Wasser in die Luft ist nun aber nach der Temperatur, Dichtigkeit und Strömung derselben, und somit nach dem Himmelsstriche, der Jahres- und Tageszeit, der Oertlichkeit und überhaupt nach dem Witterungszustande eine sehr verschiedene; je wärmer die Luft ist, um so mehr Wasser vermag sie aufzunehmen. Für den menschlichen Organismus wie für die gesammte Thier- und Pflanzenwelt ist der Feuchtigkeits- oder Trockenheitsgrad der Luft von der größten Bedeutung. Denn je mehr Wasser in der Luft vorhanden, um so weniger ist sie geneigt, Wasser aufzunehmen und es muß deshalb die Verdunstung des Wassers aus dem menschlichen Körper, welche vorzugsweise durch die Haut und Lungen geschieht, sowie auch die aus dem Thier- und Pflanzenkörper bei feuchter Luft in schwächerem Grade vor sich gehen, während trockene und warme Luft dem Körper viel Wasser zu entziehen vermag. Dieser Verdunstungsprozeß wirkt dann aber insofern auf das Innere des Organismus zurück, als dadurch die Consistenz und Bewegung der Säfte geändert wird. Mit ihrem Wassergehalte ändert die Luft aber auch noch ihre Schwere und Dichtigkeit. So hat eine feuchtwarme Luft mit ihrer Wärme und ihrem Gehalte an Wassergas auch an Ausdehnung zugenommen und ist somit dünner und leichter geworden; auch enthält ein bestimmtes Maaß solcher Luft weniger Sauerstoffgas als sonst. Eine feuchte und kalte Luft entzieht ihres Wasserdunstes wegen (der ein guter Wärmeleiter ist) dem Körper auch noch Wärme und kann deshalb leicht Erkältung erzeugen. — Die Temperatur der Luft, welche immer und überall von der Sonne abhängt, bedingt auch ihren gasförmigen Zustand, so daß mit dem Steigen der Wärme die Schwere und Dichtigkeit der Luft abnimmt, was sodann wieder den Luftdruck und den Sauerstoffgehalt herabsetzen muß und umgekehrt. Auf den menschlichen Körper wird sonach die Lufttemperatur durch ihre Wärme oder Kälte, ihren vermehrten oder verminderten Druck und Sauerstoffgehalt einwirken. In warmer und also dünner Luft muß natürlich ein Athemzug weniger Sauerstoff enthalten, als in kalter dichter Luft.

Eine Bewegung ist in der Luft fortwährend, aber in sehr verschiedener Stärke und Schnelligkeit, im Genze, weil immerfort in dieser oder jener Gegend des Luftkreises eine Ungleichheit hinsichtlich der Dichtigkeit und Druckkraft, der Schwere und Elasticität der Luft eintritt. Am häufigsten hängen die Veränderungen des atmosphärischen Gleichgewichtes von einer Ungleichheit in der Erwärmung verschiedener Luftgegenden oder von einer mehr oder weniger raschen und ausgebreiteten Verdichtung der Wasserdünste an den einen und oft von der stärkeren Verdunstung an andern Stellen des Luftkreises ab. Stets wird natürlich die Luftströmung nach der Stelle hinziehen müssen, wo die Luft verdünnt und ausgedehnt ist. Die Luftströmungen (Winde) sind insofern von großer Bedeutung, als durch sie eine beständige Erneuerung der Luftschichten, ein Zuführen von Sauerstoff und ein Hinwegführen schädlicher Stoffe möglich gemacht ist. Auch helfen sie die verschiedenen Verhältnisse in der Temperatur und Feuchtigkeit zwischen den verschiedenen Gegenden des Luftrannes (z. B. durch Verbreitung der Wasserdünste, Wolken u. s. f.) ausgleichen. Vom menschlichen Körper entführt die bewegte Luft die umgebenden Ausdünstungsstoffe und erzeugt durch Beförderung der Verdunstung Abkühlung desselben. Äußerdem können die Luftströmungen durch Zuführen kalter oder warmer, trockener oder feuchter Luft, sowie fremdartiger Stoffe mehr oder weniger vortheilhaft oder nachtheilig auf den Menschen einwirken. —

Was die elektrischen und magnetischen Eigenschaften oder Strömungen in der Atmosphäre betrifft, so werden diese wahrscheinlich durch den erwärmenden Sonneneinfluß angeregt. Ubrigens ist der elektrische Zustand (die elektrische Spannung und freie Elektricität) der Luft sehr veränderlich und wird durch die verschiedenartigsten Prozesse im Luftkreise bedingt. Der Einfluß der Luftelektrizität auf lebende Organismen und insbesondere auf den Menschen ist noch durchaus unbekannt. — Die ohne Unterlaß vor sich gehenden elektrischen Entladungen der Atmosphäre tragen zur Bildung eines eigenthümlichen Stoffes bei, welcher als eine stärker oxydirende Art von Sauerstoff betrachtet werden kann und Ozon (Riechstoff der Luft) benannt wurde. In der heißen, gewitterreichen Jahreszeit, wo die Luft durch Gase, welche von der ausgebreiteteren Verwesung organischer Körper herrühren, angefüllt ist,

wird das Ozon in der größten Menge bereitet und dient hier zur Vernichtung der schädlichen Fäulnißstoffe, so daß man mit Recht sagen kann, die Gewitter reinigen die Luft.

Vermöge der erwähnten chemischen und physikalischen Kräfte, welche die atmosphärische Luft besitzt und in Folge der mancherlei Naturerscheinungen, welche in diesem Luftmeer ohne Unterlaß vor sich gehen, übt die Luft nicht blos auf die gesammte Erdoberfläche, sowie auf die ganze Pflanzen- und Thierwelt, den Menschen nicht ausgenommen, einen sehr bedeutenden, ganz unentbehrlichen Einfluß aus, sondern sie hilft auch im Innern der Erdrinde und im Wasser beim Zustandekommen der mannichfaltigsten Prozesse. Aber alle jenen Eigenschaften der Luft und Vorgänge im Luftraume, welche zusammengenommen der meteorologische Zustand (das Witterungsverhältniß) der Luft genannt werden, sind einem beständigen Wechsel unterworfen, und zwar nach Tages- und Jahreszeit, nach Himmelsstrichen und Ländern. Andererbeits zeigen jedoch die stoffliche Mischung der Luft, die Grade der Temperatur, der Feuchtigkeit, der Elastizität, Schwere, Elektrizität derselben u. s. f. eine so innige Verkettung unter einander und einen so bestimmenden gegenseitigen Einfluß auf einander, daß es zur Zeit noch unmöglich ist, die Wirkung der atmosphärischen Luft auf das Befinden des Menschen genau beurtheilen zu können.

(B.)

Aus dem mexikanischen Gerichtsleben.

Ein Gerichtshof in Mexiko ist selbst für einen verhältnißmäßig nur wenig betheiligten Zuschauer in jedem Lande ein imposanter Anblick. Es liegt eine so große ihrer selbst sich bewußte Würde und Wichtigkeit in den Gesichtern dieser mächtigen, ernsten und ehrwürdigen Herren, wenn sie einen Gefangenen bei seinem Eintritte in's Auge fassen; ihre Miene ist so bedeutungsschwer, wenn sie ihre Köpfe zusammenstecken und mit leisem Tone zu berathen beginnen, ihre Aeußerung so furchtbar, wenn „wir" nach reiflicher Ueberlegung zu einem Endurtheil gekommen sind! Die mexikanischen Justizbehörden machen von dieser allgemeinen Regel keine Ausnahme; ja sie scheinen im Verhältniß zu dem Elend und der Unwissenheit, womit sie beständig zu thun haben, stolzer und herrischer zu sein als gewöhnlich.

Ich schalte hier einige Begebenheiten ein, die zu meiner Kenntniß kamen, als ich einer Sitzung der „Administradores" (Richter) in dem Accordada der Stadt Mexiko beiwohnte.

Ueber den Mittelpunkt der westlich von der Stadt gelegenen Gebirgskette führt ein Weg, der auf der einen Seite durch rauhe Klippen und auf der andern durch einen steilen aus zackigen Felsen bestehenden Abgrund begrenzt ist. Dieser Weg ist sehr einsam und gefährlich, besonders an einer Stelle, wo er für eine Strecke von ungefähr hundert Schritten über ein nur vier Fuß breites Felsenriff führt, wo selbst sicherfüßende Maulthiere, wenn sie zu schwer beladen sind, oft genug ausgleitten und in den Abgrund hinabgestürzt sind. Der Eindruck, welchen der wilde und öde Charakter der Gegend auf den Reisenden macht, wird durch nichts weiter gesteigert als durch eine Anzahl schlanker Kreuze, die hier und da am Wege aufgerichtet sind — zum Andenken an arglose Wanderer, welche auf ihrer Gebirgsreise von räuberischen Ladrones angefallen und gemordet wurden.

Am Mittag eines trüben Tages wanderten auf diesem Wege zwei elend gekleidete Indianer — ein untersetzter kräftiger Mann und ein Jüngling von siebzehn Jahren. Beide waren aus demselben fernen Dorfe gebürtig, wo sie von Kindheit an ihren kärtlichen Lebensunterhalt abwechselnd durch Betteln oder durch Feldarbeit erworben hatten. Während der letzten drei Monate hatten sie jedoch ungewöhnlich fleißig gearbeitet und einen Theil des verdienten Lohnes zu einer Reise nach der Hauptstadt bestimmt, um sich dort dem sorglosen Berufe der Lepero's anzuschließen, in der Hoffnung dabei in Zukunft ohne Arbeit und Anstrengung behaglich leben zu können.

Als sie den Mittelpunkt des Gebirges erreicht hatten, wo der Reisende die Stadt zu erblicken hofft, nach welcher ihn sein Weg führt, war der Himmel trübe und unwölkt und es fielen einige Regentropfen herab; bald aber trat die Sonne hervor und beleuchtete mit ihren glänzenden Strahlen den Pfad der Reisenden, während sich über den Abgrund zu ihrer Rechten ein prächtiger Regenbogen spannte. In dem Gesichte des Jüngeren zeigte sich ein leiser Widerschein von dem Sonnenlichte, das ihn umgab, aber das Gesicht des Andern war finster wie die in der Ferne drohende Wolkenmasse, und während die beiden Wanderer neben einander hergingen, beobachtete der Jüngere mit halb furchtsamen halb neugierigen Blicken die mürrische Miene seines Gefährten.

„Du bist plötzlich sehr ernst und schweigsam geworden, Sanchez," rief er endlich. „Ich für meinen Theil freue mich, daß wir der Hauptstadt näher kommen. Sie kann jetzt nicht mehr weit entfernt sein und ich sehe im Geiste schon ihre schönen Thürme und prächtigen Kirchen — ja selbst die Plätze und Ecken, wo wir unseren Platz einnehmen werden, um Almosen zu erbitten. O welch' ein herrliches Leben! Welche Aussicht!"

„Ei ja — und die Spieltische und Branntweinladen und das Aguardiente und die Gefährten, die wir haben werden!" sprach der Andere hastig. „Das wird ein ganz anderes Leben sein, als wir in dem alten Dorfe geführt haben. Aber ich wollte wir wären

endlich dort, denn ich kann meine Ungeduld kaum mehr bezähmen."

„Denke an die mildthätigen alten Mönche, an die Damen und reichen Bürger!" hob der Jüngere mit Begeiſterung wieder an.

„Ja und an die Früchte, die zum Wegnehmen daſtehen, und an das Gold, das auf dem Pflaſter zu finden iſt," fügte der Andere mit ſchlecht verhehltem Hohne hinzu.

„Wir müſſen einander ſehr häufig ſehen, Sanchez; es wird gar zu hübſch ſein, mit Jemand reden zu können, den man kennt — nicht wahr? O welche angenehme Ausſichten!"

„Ei ja, ſehr angenehm — für mich," entgegnete der Andere. „Aber was Dich anlangt —"

„Wie, Sanchez, habe ich weniger Hoffnung als Du? Ich kann mich auf verſchiedene Weiſe nützlich machen."

„Für mich ſind die Ausſichten gut, wollte ich ſagen," wiederholte Sanchez, „und ſie könnten es auch für Dich ſein, Nazas, wenn nicht etwas wäre —"

„Und was iſt das? O ſage es mir — ſage es mir ſchnell, damit ich es beſeitigen kann."

„Du würdeſt Dich wohl genug befinden, denke ich," hob Sanchez mit wildem Tone wieder an — „aber es giebt einen Grund dagegen — und der iſt, weil Du nie dorthin kommen wirſt."

„Nie dorthin kommen!" rief der arme Jüngling, mit Entſetzen ſeinen Gefährten anblickend, deſſen Geſicht noch finſterer wurde.

„Du wirſt nie dorthin kommen, ſage ich Dir!" rief der Elende, indem er bemerkte, daß ſie jetzt den Mittelpunkt des bereits erwähnten ſchmalen Bergrückens erreicht hatten. „Nieder auf Deine Knie!" fuhr er fort, ſeinen Gefährten an der Gurgel faſſend. „Nieder auf Deine Knie. Gieb mir jeden Grano, der ſich in Deiner Taſche befindet, und ſchwöre mir bei allen Heiligen, daß Du ſogleich nach dem Dorfe zurückkehren und niemand ſagen willſt, was zwiſchen uns vorgefallen iſt — oder ich werfe Dich wie einen todten Hund über dieſen Felſen. Schwöre — ſchwöre."

„Ich ſchwöre!" rief Nazas, erſchrocken auf ſeine Knie fallend. „Ich ſchwöre bei allen Heiligen, bei der heiligen Jungfrau, beim heiligen Petrus und Lazarus — aber ſchone mein Leben! Ich ſchwöre!"

„Schwöre, daß Du nie irgend einem Menſchen entdecken werdeſt, was Dir widerfahren iſt, oder Du kannſt Dich darauf verlaſſen, daß ich Mittel finden werde, Dich ſelbſt bis in das Dorf zu verfolgen."

„Ich ſchwöre beim heiligen Paulus und Rathlas, bei der heiligen Clara und Barbara —"

„So, nun gieb mir Dein Geld — jeden Grano muß ich haben — oder ich werfe Dich in dieſen Abgrund. Iſt dies alles? Haſt Du nicht mehr? Ich muß ſelber nachſuchen. So! Nun danke dem Himmel, daß Du ſo leichten Kaufs davon gekommen biſt — und nimm Dich in Acht."

Seine getäuſchten Hoffnungen beklagend und aufrichtig bedauernd, mit einem ſolchen Gefährten ſeine Heimath verlaſſen zu haben, trat der arme ausgeplünderte Jüngling entmuthigten Herzens den Rückweg an.

Er hatte nur erſt eine kleine Strecke zurückgelegt, als er ſich unwillkürlich umdrehte, um noch einen letzten Blick nach der Richtung zu ſenden, wo die heißerſehnte Hauptſtadt lag — und indem er dies that, überfiel ihn plötzlich ein Schauder wie im Vorgefühle einer drohenden Gefahr. Er blickte zum Himmel empor — er war jetzt heiter und unbewölkt — und dann richtete ſich ſein Blick auf den Boden zu ſeinen Füßen. Er befand ſich allerdings auf dem ſchmalen Felſenpaſſe, aber er ſchmiegte ſich dicht an die Felſen und hatte daher, wie er glaubte, nichts zu fürchten. Aber in dieſem Augenblicke drehte ſich auch der Böſewicht Sanchez, ſein zeitheriger Gefährte um und als dieſer ſah, daß ſein Opfer zögerte und zurückblickte, erhob er mit drohender Bewegung ſeine Hand und kam ſchreiend einige Schritte zurück.

Dieſe Bewegung und die Beſorgniß, die ſie einflößte, waren für die Geiſtesgegenwart des jungen Indianers zu überwältigend; er verließ den ſicheren Halt am Felſen, ſuchte dem vermeintlichen Verfolger zu entfliehen, glitt aus, ſtürzte in den Abgrund und war ein lebloſer verſtümmelter und zerſchmetterter Körper, ehe er den Grund der Tiefe erreichte. Sein Gefährte kehrte nach der Stelle zurück, wo der Jüngling hinabgeſtürzt war, betrachtete einen Augenblick den in der Tiefe liegenden entſeelten Körper, ohne eine Spur von Bewegung oder Reue zu verrathen, ging dann davon und erreichte bald nachher die Thore der Hauptſtadt.

Aber Sanchez war — ſo wenig er es auch vermuthet hatte und ſo ſelten Entdeckungen dieſer Art in dieſem Lande vorkommen mögen — von dem Augenblicke an, wo er nach dem Felſen zurückgekehrt war, von einem Arriero beobachtet worden und wurde daher gleich nach ſeiner Ankunft in der Stadt ergriffen. Die hier mitgetheilten Einzelheiten geſtand er in dem Verhöre vor den Adminiſtradores.

Der nächſte Rechtsfall, der die Aufmerkſamkeit der Richter beſchäftigte, war ein Gegenſtand ſehr klägicher Art. Der Gefangene war ein elender bimfälliger Menſch, der mit ſeinen buntſcheckigen Lumpen kaum ſeine Blöße bedecken konnte und deſſen eingefallenes Geſicht durch Hitze und Wetter faſt geſchwärzt war. Die gegen ihn erhobene Anklage war eine zweifache, er hatte ſich als Fremder ohne Erlaubniß oder carta del seguridad in's Land eingeſchlichen und nachdem er mehrere Monate ziemlich ſchlecht von milden Gaben gelebt, endlich ſeinen Hunger unrechtmäßiger Weiſe auf Koſten anderer geſtillt. Seine äußere Erſcheinung und noch mehr die ängſtliche zitternde Stimme, womit er die Einzelheiten ſeiner Vertheidigung vorbrachte, rührten mich.

„Ich bin aus Quito gebürtig," ſprach er (ich gebe ſeine Erzählung in etwas zuſammenhängenderer Form als er ſie ſelber vortrug) „und wollte der Himmel ich wäre in dieſem Augenblicke in meiner Heimath, denn ich liebe ſie, ſo ſtürmiſch und gefährlich ſie auch iſt. Dort verlebte ich meine Zeit in Freude; ich war glücklich und unabhängig; ich beſaß meine einſtöckige Hütte (dort ſind alle Häuſer niedrig und alle Gemächer befinden ſich im Erdgeſchoſſe) und ſie war mit Bewohnern und Vorräthen verſehen. Ich war geſund und beſaß Freunde,

Familie, Felder, Obstgärten und Rinder. Aber ich darf nicht daran denken, mir möchte das Herz brechen.

„Meine Heimath liegt — wie Sie vielleicht wissen, Sennores — fast zehntausend Fuß über dem Meeresspiegel und ist den furchtbarsten Erdbeben und Stürmen ausgesetzt. Das Dorf, in welchem ich wohnte, hatte schon mehrmals von diesen Naturereignissen zu leiden gehabt, schon oft war unsere Wohnung ihres Daches beraubt und zum Theil zerstört worden; schon manchmal waren unsere Obstbäume entwurzelt worden und selbst ganze Baumgruppen, ungeheure Felsen und ganze Häuser spurlos verschwunden. Es war jedoch seit dem letzten Ereignisse dieser Art lange Zeit vergangen und wir lebten ruhig und zufrieden, unbekümmert um das Unglück, das da kommen konnte.

„In einer Nacht aber brach der zerstörende Sturm plötzlich wieder los, ohne daß außer einer ungewöhnlichen Röthe am Himmel irgend eine Warnung vorausgegangen war. Der lauteste Donner, der je gehört wurde, der furchtbarste Blitz, der je das Auge geblendet hat — nichts würde genügen, um sich einen Begriff von den Ereignissen dieser Nacht zu machen. Die Erde bebte und stöhnte und öffnete sich weit unter unseren Füßen und um uns her. Wälder von riesenhaften Bäumen wurden entwurzelt und hoch in die Luft emporgeschleudert, wo sie mit furchtbarer Gewalt gegen einander fließen und dann wieder herabstürzten. Felsen wurden gespalten und von gähnenden Abgründen verschlungen oder in kleine Stücke zermalmt und wie Hagel vom Sturme umhergetrieben. Prangende Kornfelder wurden zerrissen und durch den Blitz in Flammen gesetzt, während der Donner der Wolken in der bebenden Erde unter uns ein Echo zu finden schien. Thiere wurden emporgehoben und in Abgründe hinabgeschleudert oder von dem Sturme hinweggetrieben, bis sie weit entfernt im Meere ihren Tod fanden. Hütten und Gebäude wurden überall zerrissen und zerstreut oder unter zusammenstürzenden Felsen begraben und mit ihren Bewohnern in der allgemeinen Erschütterung zu Staub zermalmt. Menschen wurden in die Luft geschleudert und von Ort zu Ort gejagt, bis sie in einer bodenlosen Tiefe unter der Erde ein Grab fanden. Aus den Ecken und Kanten der zusammenstürzenden Felsen brachen blaue und gelbe Flammen hervor und aus schwefeligen Schluchten entsprangen heiße Quellen. Das Geschrei und Geheul von sterbenden Thieren, das an sich gräßlich genug war, wurde von dem allgemeinen Aufruhr übertäubt. Der Regen goß in Strömen herab und Himmel und Erde schienen durch Rauchsäulen verbunden zu sein. Nur auf Augenblicke herrschte tiefe Dunkelheit, da ein leuchtender Blitzstrahl nach dem anderen den Horizont und das ganze Schauspiel hell beleuchtete. O welch' eine furchtbare Nacht war das! Heilige Jungfrau, welch' eine grauenvolle Zeit!

„Mein eigenes Haus war eines von den ersten, die zerstört wurden; es wurde augenblicklich zerschmettert und seine Bewohner wurden entweder unter den Trümmern begraben, oder gegen die Felsen geschleudert. Mich selber riß der Sturm in einen gähnenden Schlund, wo ich besinnungslos liegen blieb; ich fühlte den Felsen furchtbar erzittern, als ich wieder erwachte, aber der Abgrund schloß sich zum Glücke nicht. Außer mir war niemand von meiner Familie der allgemeinen Vernichtung entgangen. Am Morgen des nächsten Tages als die Erde zu zittern aufgehört und der Sturm seine Macht erschöpft hatte, verließ ich meinen Zufluchtsort und wanderte mit gebrochenem Herzen zwischen den Trümmern und Leichen umher. Welche Gefühle überwältigten mich, als ich irgend eine Spur von denjenigen entdeckte, die mir theuer gewesen waren — als ich sah, daß ich das einzige menschliche Wesen war, das der furchtbare Aufruhr der Natur verschont hatte.

„Seit der Zeit bin ich ein einsamer trauriger Wanderer. Ich beschloß zur Erleichterung meines Elends nach andern Ländern zu reisen und habe dieses Gelübde gehalten; ich bin unter Beschwerden und Entbehrungen mühsam immer weiter nordwärts bis zu dieser Stadt gewandert und hier, denke ich, werden meine Wanderungen wohl bald ihr Ende finden."

Was der arme Wanderer weiter zu seiner Vertheidigung mittheilte — seine Erzählung von der Art, wie er die Thorbeamten der Stadt getäuscht hatte, und von dem Diebstahle, zu welchem ihn der bittere Mangel veranlaßt, habe ich nicht aufgezeichnet. Es sei nur noch erwähnt, daß bei seiner Erzählung die Thränen stromweise über seine Wangen rannen, so daß selbst die Richter sichtbar gerührt waren. Das Verhör schloß mit der Abführung des Gefangenen in das Necordada und er hatte, nach dem elenden unsicheren Leben, das er in der letzten Zeit geführt, wohl kaum Ursache, diese Wendung der Dinge zu beklagen.

Blätter und Blüthen.

Zur Abbildung. Die Stadt Schumla in Bulgarien, von welcher wir heute unsern Lesern eine Abbildung mittheilen, ist für das Vertheidigungssystem der Türkei von höchster Wichtigkeit, indem die Stadt selbst als der Schlüssel zum Balkangebirge betrachtet wird. Das stark befestigte Schumla ist neun Tagereisen von Konstantinopel entfernt, und gilt für den natürlichen Wall des türkischen Reichs gegen Rußland, obschon es im Kriege von 1829 von dem General Diebitsch, der auch den Balkan überstieg, genommen wurde. Am Fuße des Balkan gelegen, ist Schumla ein um so günstigerer Mittelpunkt für die Operationen der türkischen Armee, als hier sämmtliche Straßen zusammenlaufen, welche nach den Festungen an der Donau, dem schwarzen Meere und in Thracien führen. Dies Alles waren Gründe genug, um daß Omer Pascha Schumla zu seinem Hauptquartier wählte.

Zugleich mit dieser Nummer wird die letzte dieses Jahrgangs, Nr. 52, ausgegeben.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 52. 1853.

Die Gartenlaube.

Illustrirtes Familien-Blatt. — Verantwortlicher Redakteur Ferdinand Stolle.

Wöchentlich ein ganzer Bogen mit Illustrationen.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 10 Ngr. zu beziehen.

Aus dem Müglitzthale.

Eine historische Erzählung aus den letzten Jahren des siebzehnten Jahrhunderts.

Von **Eduard Gottwald.**

(Schluß.)

Die Vernünftigeren der anwesenden Gäste wollten jedoch davon nichts wissen, schüttelten bei des Feldmeisters Erzählung ungläubig den Kopf und entfernten sich aus dem Gasthause. Der schwarze Mattheus und Urban Fleck aber voll Haß und Wuth gegen Antonio, schenkten dieser Erzählung vollen Glauben und zogen mit einer nicht geringen Anzahl bewaffneter Bürger aus Glashütte, an welche sich leichtgläubige und beutegierige Bauern aus Dittersdorf und Rückenhain anschloßen in aller Stille des Tages darauf in vereinzelten Trupps in die Nähe der genannten Mühle, um die sich dort versammelnden fremden verdächtigen Gäste während der Nacht zu überfallen.

Schnell wie ein Lauffeuer verbreitete sich am Morgen nach jenem während der Nacht auch wirklich ausgeführten Ueberfall die Nachricht bis Fürstenwalde und in die Bärenmühle, daß man eine Räuberbande in der Trebnitzmühle gefangen genommen, als diese eben im Begriff gewesen sei, sich in ihren Raub zu theilen, und daß der Anführer derselben kein Anderer gewesen sei, als der beim Bärenmüller wohnende Fremde, der mit dessen Tochter Bublschaft treibe.

Wie ein Blitz aus heiterm Himmel traf diese Schreckensnachricht den Müller und dessen Tochter, obwohl Beide fest überzeugt waren, daß Antonio gewiß mit Verbrechern nicht in Bündniß gestanden habe, und das Ganze eher ein Bubenstück ihrer Feinde sei. Aber die Angst um den Geliebten erfüllte Agathen mit Entsetzen, als der Mühlknappe, welcher diese Nachricht mit nach Hause gebracht hatte, erzählte, daß Antonio nebst vielen andern fremden Gesellen gebunden in die Kerker des Schlosses Lauenstein abgeführt worden sei. Weinend und verzweiflungsvoll die Hände ringend, trieb sie ihren Vater zum Amtsschößer Zapfe, in dessen Händen das Loos ihres Antonio jetzt lag, und einen der Knappen sendete sie als Eilbote nach dem Superintendent Dr. Schwerdtner nach Pirna, um diesem Nachricht zu geben, von der seinem Schützling betroffenen

Schmach, sicher hoffend, daß das Ansehen des allgemein hochgeachteten Pfarrherrn hinreichen werde, Antonio zu retten.

Leichten Herzens und fest überzeugt von des Geliebten Unschuld, erwartete sie nun den Vater zurück, welcher unterdeß in Lauenstein angelangt war und nicht ohne bange Besorgniß und bittere Kränkung beim Amtsschöffer sich melden ließ, denn über den Markt weg bis an's Schloß hatte die versammelte Volksmenge ihn mit Schimpfgeschrei und Lästerungen verfolgt.

Dieser kam ihm freundlich entgegen, und als der Bärenmüller seinen und seiner Tochter Kummer und Schmerz über diese neue ihnen auferlegte so harte Prüfung ausgesprochen, und inständigst gebeten, ihm doch ja nicht zu verschweigen, ob es wirklich mit dem Antonio so schlimm stehe, als allgemein erzählt werde, da entgegnete der Amtsschöffer mit wohlwollender Theilnahme:

„Ich kann es Euch nicht verargen, daß Ihr bitterlich betrübt seid, über diesen Euren Gast betroffenen Unfall, von dem ich ebenfalls so Böses nicht glaube, als das Volk sich von diesen Fremden erzählt, und kann Euch, jedoch nur im Vertrauen, sagen, daß ich das Ganze für nichts mehr halte, als für einen Schalksnarrenstreich, zu welchem der Haß und Groll des schwarzen Matthens und des geizigen Urban Fleck die Glashütter und Rückenbainer Dummköpfe verleitet hat und die vielleicht gar dem Leben der Fremdlinge Gefahr gebracht hätten, wenn nicht die Bauern aus Dittersdorf diese gegen Mißhandlungen in Schutz genommen. Denn von Raub und Mord wollen die Gefangenen nichts wissen und lehnen entrüstet solchen schweren Verdacht ab. Waffen haben sie auch nicht bei sich getragen, und als sie überfallen wurden, haben alle lachend erklärt, man solle sie nur vor Gericht bringen, da würde ihre Unschuld sich sattsam erweisen, und von Gold und Silber hat man auch nichts bei ihnen gefunden, als was sie in ihren Geldbeuteln für den täglichen Bedarf gebraucht, wohl aber eine Menge seltsam Gestein und leimige Flußerde, und ich hätte die wunderlichen Gesellen sofort wieder auf freien Fuß gesetzt, wenn sie nicht so halsstarrig wären, die Aussage zu verweigern, welchen Zweck überhaupt ihr Herumtreiben in hiesiger Gegend gehabt, denn es liegt weiter nichts Verdächtiges gegen sie vor, und ihre Papiere als Bürger der freien Schweiz sind in bester Ordnung."

„Gott lohne Euch diese Trostesworte!" rief neuermuthigt der Bärenmüller. „Ja, ich und Agathe wußten wohl, daß der Antonio unschuldig und solch' verbrecherischen Thaten nicht fähig, als ihn jetzt die ganze Umgegend beschuldigt, aber ich am allerwenigsten hätte ihn vertheidigen dürfen gegen das böse und dumme Volk, welches auf seinen Fang ausgezogen und von nichts als von Mord- und Brandthaten spricht, die jene Fremden verübt haben sollen. Denn überall, wo ich mich auf dem Wege hierher sehen ließ, schrie die wilde, bethörte Menge mir zu: „Da geht er, der Helfersbelfer der Strolche und Wegelagerer, da geht er, der sein Kind verkuppelt an den Räuberhauptmann!"

„Hört, Bärenmüller," entgegnete hierauf der Amtsschöffer: „Wollt Ihr Freundes Rath befolgen, so reist mit dem Antonio, so wie dieser wieder auf freiem Fuße ist, und dies wird binnen wenigen Tagen der Fall sein, fort aus hiesiger Gegend, denn hier dürfte Euch wenig Freude mehr erwachsen an guten Nachbarn und desgleichen, und das Gericht nicht immer die Macht haben, Euch vor der Tücke und Rohheit Eurer Feinde zu schützen."

„Dies habe ich auch schon gedacht," sprach hierauf wehmüthig der Bärenmüller, „und es wird wohl auch nicht anders werden, obgleich es mir recht schwer werden wird, die Mühle, die ich gleichsam zum zweiten Male wieder geerbt, und die mir nun wieder lieb geworden, zu verlassen und in ein wild-fremdes Land hinauszuziehen."

„Nun, überlegt es Euch, und fragt den Hochwürdigen Pfarrherrn in Pirna um Rath, wenn Ihr vielleicht glaubt, daß Ihr und ich zu schwarz sehen in dieser Angelegenheit," rief der Amtsschöffer. „Jetzt aber eilt, daß Ihr zu Eurer Tochter kommt und dieser Trost bringt. Sprechen könnt Ihr den Antonio jetzt nicht, denn das Verhör beginnt sogleich wieder, aber fest verschärfen könnt Ihr dem liebekranken Mägdlein, daß binnen hier und drei Tagen der Antonio wohlbehalten wieder bei Euch eintrifft."

„Das will ich mit Freuden hinterbringen, gestrenger Herr Amtsschöffer," entgegnete der Bärenmüller und verließ nochmals dankend für Trost und Rath das Schloß. Und wieder auf seinem Heimwege rief ihn der Spott und Hohn des von dem schwarzen Matthens und dem Kratzhammerwerksbesitzer aufgewiegelten Volkes die schmählichsten Schimpfreden nach.

Mit fieberhafter Ungeduld harrte Agathe des Vaters Heimkehr, obwohl in ihrem Innern den Antonio, rein und schuldlos, nicht der leiseste Hauch eines Verdachtes traf, aber schon seine Gefangennahme war Grund genug, sie mit Furcht und Bangen um den Geliebten zu erfüllen, aber als der Müller des Weges daher eilte, und von fern schon als Zeichen froher Botschaft die Mütze hoch in die Luft schwang, da athmete sie wieder freier und froher auf, und hörte begierig auf jedes der Trostworte, welche der Vater beim brachte. Der Müller aber wandelte mit schwerem Herzen den ganzen Tag in Mühle und Hof umher und nahm schweigend Abschied von Allem, was er wieder sein genannt, denn er fühlte gar wohl, daß der Amtsschöffer nicht unrecht gehabt, und daß er auf Glück und Segen hier nicht mehr bauen dürfe, wo so viele ihm auflässige Feinde in seiner Abgeschiedenheit und Einsamkeit ihm schaden konnten an Eigenthum und Leben, aus Habgier und Rache, abgesehen vom Trennungsschmerz, wenn die geliebte Tochter mit dem Antonio fortgezogen wäre, und ihm seinen Willen gelassen hätten, allein mit den Mühlknappen in seiner Väter Erbe zu bleiben.

Denselben Tag noch traf der Superintendent Schwerdtner von Pirna in Lauenstein ein, mit diesem zugleich aber auch nach erhaltener Meldung von Seiten des Gerichts der Graf Rudolph von Bünau, der Dicke genannt, churfürstlicher Amtshauptmann der Aemter Dippoldiswalde, Grillenburg und Altenberg. — Beide Männer hatten lange in geheimer Unterre-

dung sich besprochen, nach deren Beendigung der Amtsschösser beauftragt wurde, die Gefangenen vorzuführen.

Mit einem Ausruf freudiger Ueberraschung eilte Antonio dem wackern Pfarrherrn entgegen, der ihn mit väterlichem Wohlwollen in die Arme schloß und ihn dann dem Grafen von Bünau vorstellte, welcher zum nicht geringen Staunen der anwesenden Gerichtspersonen und zum Schrecken des schwarzen Matthens und Urban Fleck's, welche Beide mit vorgeladen worden waren, sich auf das Freundlichste mit dem als Räuberhauptmann verdächtigten Fremden unterhielt und sodann die sofortige Freilassung sämmtlicher Gefangenen anbefahl; den bei dem nächtlichen Streifzug betheiligten Bürgern und Bauern aus Glashütte, Rückenhain und Dittersdorf nebst deren Anführern Matthens und Fleck aber wurde angedeutet, daß sie wegen unbefugter, durch nichts gerechtfertigter Gefangennahme dieser unbescholtenen Fremdlinge, auf welche nicht der geringste Verdacht geheimer verbrecherischer Umtriebe zu bringen sei, die auf solche Gewaltstreiche gesetzlich stehende Strafe an Geld und Freiheit noch besonders zu erwarten hätten, sobald von den Gerichten die von den Fremden gegen sie anhängig gemachte Beschwerde genügend geprüft und für begründet gefunden worden sei.

Als nun bald darauf der Graf von Bünau sich entfernte, nachdem er nochmals freundlich von Antonio Abschied genommen, kehrte auch der Superintendent Schwerdtner nach Pirna zurück, von sämmtlichen, nun wieder auf freien Fuß gesetzten Gefährten des Antonio bis zur schwerfälligen Pfarrherrncarrosse begleitet, welche den wackern Dr. Schwerdtner wieder nach Pirna zurücktrug. Antonio aber eilte mit all' seinen Freunden nach der Bärenmühle, deren Bewohner von der erfolgten Befreiung der Verhafteten durch vorausgesendete Boten schon unterrichtet worden waren.

Dort gab Antonio, nachdem er die ihm unter Freudenthränen entgegengeeilte Geliebte herzlich umarmt und geküßt und Agathen und dem Bärenmüller seine Freunde vorgestellt, diesen den Abschiedsschmaus, denn der Tag der Trennung war gekommen, und diese durch jenen Ueberfall um so bestimmter herbeigeführt. Als nun die Becher hell erklangen auf Antonio's und Agathen's Glück und Wohl, und Alle auch des Bärenmüllers unter lautem Jubelruf gedachten und ihm Glück wünschten zur Reise in die neue Heimath, da ließ es diesen nicht länger Ruhe und zu der fröhlichen Gesellschaft sich wendend, begann er:

„Nun aber, Ihr wunderlichen Leute, die Ihr selbst von Seiner hochgräflichen Gnaden, dem churfürstlichen Amtshauptmann von Bünau, unserm braven dicken Gutsherrn, in Schutz genommen worden seid gegen Eure und meine Widersacher, die Ihr nun hier zum letzten Male versammelt seid und dann Euch trennt, Jeder seines Weges nach der Heimath zusteuernd auf geheimen Wegen, wie ich wohl vernommen aus Eurem Gerlauder, und Du vor Allem, mein Antonio, mein lieber theurer Sohn, nun dächt' ich doch, wär' es endlich an der Zeit, daß der alte Bärenmüller und Agathe auch erfahren, warum Ihr hier gebaunet und wie die Kobolde in allen Schlupfwinkeln und Abgründen dieser Berge Euch herumgetrieben, und von denen Niemand erkundschaftet, was Ihr dort vor Euch gebracht; jetzt könnt Ihr uns doch wohl mit in das Geheimniß ziehen, um das der Hochwürdige Herr Superintendent Dr. Schwerdtner gewiß auch gewußt und dessen Ansehen und Machtwort Euch so schnell wieder in die freie Luft gesetzt hat?"

„Ja, heute sollt Ihr, Vater Bär, und auch Du, meine herzinnig geliebte Braut, dies erfahren," entgegnete ernst aber freundlich Antonio. „Seht," fuhr er nun fort, nachdem er die Gläser voll zu schenken befohlen, „ich und meine Freunde hier sind wohlhabender Eltern Söhne und trieben bis jetzt ein Geschäft, was den Wohlstand unserer Väter begründet, und was diese so geheim gehalten wie wir, die wir durch ein Gelübde gebunden, dasselbe nie eher an Uneingeweihete zu verrathen, als bis wir zum letzten Male diese Berge und Thäler verlassen sollten. Dies ist nun jetzt der Fall. Wir Alle kehren nicht wieder hierher zurück, theils weil das Geschäft von Jahr zu Jahr an Ausbeute weniger gegeben, theils weil Haß, Aberglaube und Habgier der hiesigen Bewohner uns nicht länger friedlich hier hätte verkehren lassen. Aber all' unsern und unserer Eltern Wohlstand hat uns diese Gegend verschafft, die Steine Eurer Felsen und der Flußsand Eurer Gewässer!"

„Also doch richtig errathen!" rief triumphirend der Bärenmüller. „Mit den Steinen in Eurem Ränzel — Ihr wißt doch noch, Antonio — bing das Geheimniß zusammen, nur begreife ich noch nicht, wie!"

„Vater," bat Agathe, „schweigt doch davon still."

„Ihr habt recht," fuhr Antonio fort, ohne weiter auf die Hindeutung an jenen Abend einzugehen. „Aber wenn Euch dies noch nicht klar ist, so will ich es Euch jetzt begreiflich machen. In jenem roben Gestein waren Edelsteine enthalten, die nach kunstvoller Ausscheidung und Schleifung uns theuer bezahlt wurden; in jenem leimigen Flußsand der Müglitz waren reine Goldkörner enthalten, die wir jedesmal, sobald die Frühlingsgewässer sich in Euren Bergen verlaufen hatten, dort reichlich vorfanden; aber wohl bald ausgespült mag nun die leicht zu Tage gelegene Goldader sein, denn nur wenig noch gab dies mühsame Suchen nach Gold in den letzten Jahren Ausbeute; was wir aber täglich in unsern Ränzeln gesammelt, das wurde bei Nacht in Kisten und Kasten gebracht und ging aus unserm geheimsten Versteck auf unscheinbaren Frachtkarren nach Teplitz und von da auf weiten Umwegen in die Schweiz. Geschert aber waren wir und unsere Fuhrleute, die ebenfalls durch dies Geheimniß uns verbündete Freunde waren, durch gültige Dokumente und fürstliche Geleitscheine, und sichergestellt bei jeder Landesbehörde als Naturforscher gegen falschen Verdacht, denn als solche hatte der große Rath der Eidgenossenschaft uns in unsern Pässen ausgegeben. Dies ist das ganze Geheimniß."

„Herr Gott im Himmel droben, hier uns auf der Nase Gold und Edelsteine! das hätte ich nimmer gedacht!" rief staunend der Bärenmüller. „Nun wird mir freilich klar, warum Ihr Euch nimmer ausfragen

ließet, denn wäre dies bekannt geworden, so hättet Ihr bald nichts mehr finden sollen."

„Dies wäre den unwissenden Leuten wohl nicht so leicht geworden, denn auch dies Gold- und Edelsteinsuchen setzt tiefere Kenntniß voraus," bemerkte lächelnd Antonio.

„Aber wie bist Du so vertraut geworden mit dem Superintendenten zu Pirna, der wie ein Sohn Dich liebt und hochachtet?" frug nun Agathe.

„Dr. Schwerdtner erkrankte vor zehn Jahren auf der Heimreise nach Deutschland, aus Verona kommend in meiner Eltern Hause zu Lucarno, und genaß durch die sorgfältige und liebevolle Pflege, welche ihm von unserer Familie zu Theil ward, schneller als wir geglaubt. Meine damals noch lebenden Eltern zogen den so kenntnißreichen und verschwiegenen Mann nach mehrfacher Prüfung in ihr Geheimniß und baten ihn, mir, der ich das Jahr darauf zum ersten Male als Bube von vierzehn Jahren mit meinem ältern Bruder die Reise nach Deutschland machte, wo ich es nöthig hätte, seinen Schutz und seine Hülfe zu gewähren; und dies hat der edle Mann auch redlich gethan."

„Also bist Du oft schon in hiesiger Gegend gewesen?" frug neugierig Agathe.

„Hier früher nicht, sondern erst seit drei Jahren, aber wohl in Böhmen und im Fichtelgebirge," entgegnete Antonio. „Aber eben hier," fuhr er zärtlich fort und drückte Agathen liebeglühend an sein Herz, „hier habe ich Dich, den schönsten und seltensten Edelstein dieser Berge gefunden."

„Und ich in Dir reines lauteres Gold!" rief lieblich erröthend Agathe, seinen Kuß erwiedernd.

„Und nun zum Aufbruch, Freunde und Gefährten!" sprach Antonio ernst und feierlich, sein Glas erhebend. „Auf glückliche Heimreise und freudiges baldiges Wiedersehen an den heitern Gestaden des Lago maggiore!"

Da klangen die Becher hell an einander, und Abschied nehmend in herzlicher Umarmung, tönte dem Brautpaar noch ein freudiges Hoch, dann griffen die Gefährten Antonio's zu Ränzel und Wanderstab und verließen, von den Segenswünschen der Zurückbleibenden begleitet, die Mühle.

In Pirna aber segnete zwei Tage darauf der Superintendent Dr. Schwerdtner den Antonio Carelli, Bürger zu Lucarno im Canton Tessin, mit Agathe, der Tochter Gottlob Bär's, Besitzer der Mühle bei Fürstenwalde, als Neuvermählte ein, und des andern Tages darauf fuhr ein leichter Planwagen vom Städtchen Lauenstein der böhmischen Grenze zu, in welchem Antonio, Agathe, der Müller nebst der alten Magd der neuen schönen Heimath zuzogen. Die Mühle aber übernahm käuflich von Gottlob Bär durch des wackern Gerichtsschöffer Zayse freundschaftliche Mitwirkung die Commun zu Fürstenwalde.

Noch lange Jahre erfreute sich der Bärenmüller des ungetrübten Glückes seiner Kinder, an den Superintendenten in Pirna aber und an den Amtsschöffer zu Lauenstein gelangten nach Verlauf einiger Monate werthvolle Geschenke von freundlichen Bittschreiben begleitet, des Antonio und der frühern Bewohner der Bärenmühle auch in der Ferne wohlwollend zu gedenken. Dem Grafen Rudolph von Bünau aber übersendete Antonio ein aus Müglitzgold kunstvoll gefertigtes Lamm zum Andenken, welches dieser dem Kurfürsten von Sachsen als Geschenk für das Dresdner Kunstkabinet überreichte.

Traum eines Lesers der Gartenlaube.

Geehrter Herr Redacteur!

Erlauben Sie mir, Ihnen in wenigen Zeilen eine Erscheinung mitzutheilen, die Sie gewissermaßen hervorgerufen haben, und zwar durch die Gartenlaube, deren eifrigster Leser ich bin.

Im traulich-warmen Bette, die dampfende Cigarre im Munde, hatte ich wieder das neueste Heft Ihrer Zeitschrift findirt und ließ nun, die feinen Wölkchen nach oben blasend, noch einmal den Inhalt des Gelesenen an mir vorübergleiten. Es war schon spät um Mitternacht und die sonst so belebte Straße todtenstill. Das Licht war verloschen; ich fühlte wie mein Auge allmälig schwerer und müder ward.

Da mit einem Male war mein Zimmer in eine hellerleuchtete Laube verwandelt, deren lebendige Seitenwände sich an der Decke schlossen. Erschrocken blickte ich umher. Mit jedem Augenblicke ward das Licht glänzender und traten die einzelnen Gegenstände deutlicher hervor. Plötzlich erscholl auf der linken Seite ein entsetzliches Klirren und Geschrei und als ich auffahrend meine Blicke dorthin wendete, sah ich, wie ein gewaltiger lebensmuthiger Bock unter einen Haufen dürrer Doctoren und dickbäuchiger Arzneiflaschen fuhr und Alles zu Boden stürzte, was sich ihm entgegenstellte. Entsetzt liefen vor diesem Anprall die Verwahrer der Tropfen und Mixturen davon, unter ihnen der unglückliche Eßlöffel, der, seinen „zweistündigen" Dienst verlierend, die Hände vor Wuth und Verzweiflung über dem Kopfe zusammenschlug. Wohl richteten einige ergrimmte Medici ihre Geschosse nach dem Bock, aber ohne Erfolg, der tapfere Streiter brauchte seinen Kopf so wacker und räumte nach und nach so vollkommen auf, daß selbst die Kranken oben jubelten und der Tod ein verdrießliches Gesicht schneidend, sich langsam entfernte.

Ganz in der Nähe des Kampfes und wie mir schien, im Zusammenhange mit diesem, war eine Art Geschoß aufgestellt. War es Täuschung oder Wirklich-

Der Traum eines Lesers der Gartenlaube.

keit, das Geschoß nahm nach und nach die Gestalt eines Mikroskops an, ohne aber seine Eigenschaft als Wurfgeschoß aufzugeben. Aus dieser Kanone der Wissenschaft, die nur mit Gedanken und Thatsachen schießt, sprühten im schönsten Feuer die wunderbarsten Figuren und Gestalten heraus, die lachend und jubelnd durch die Luft fuhren und in ihren wunderbar merkwürdigen Formen als die Geschöpfe einer neuen unbekannten Welt erschienen. Unzweifelhaft unterstützte das Geschoß den Kampf des Bocks, denn deutlich konnte ich bemerken, wie die Flaschen und Doctoren auch vor diesem erschrocken und wuthentbrannt, als säben sie ihre eigene Schande verkörpert, zurückwichen.

Noch erstaunt über die neue Welt der Wunder, die sich im Mikroskope entfaltete und als klare Thatsache an das Tageslicht geschleudert ward, mußte ich schon wieder erschrocken meine Blicke nach Rechts wenden, von wo sich ein lautes Pusten und Knarren hören ließ. Eine sonderbar komische Gesellschaft wälzte sich da heran. Maschinen mit Menschengesichtern und dürren Spindelbeinen polterten einher, ein Dampfwagen rannte wie ein Pferd davon, eine Locomotive segelte durch die Lüfte, während eine Art Windofen, die Arme in die Seite gestemmt, nach Holz schrie. Die eompakte Masse rückte unaufhaltsam vorwärts, wie viel Hindernisse sich auch entgegenstemmten, und je weiter sie vorwärts drangen, desto größer ward ihre Zahl, desto gewaltiger ihre Wirkung.

War mir von alledem so dumm,
Als ging mir ein Mühlrad im Kopfe herum,

so athmete ich wieder freier auf, und das süße Gefühl des Wohlbehagens kam über mich, als ich meine Blicke nach Oben richtete. Dort, wie in weiter Ferne, lag das Land der Romantik, das schöne Thüringen mit seinen Bergen und Burgen und von dort herauf kam ein mir wohlbekannter Storch geflogen, Blüthen und Früchte bringend in wunderbarer Schöne, wie sie jetzt immer seltener werden. Mit dieser Aussicht zugleich öffnete sich ein weiter Horizont und als ob in der phantastischen Laube Alles verkörpert werden müßte, was die gedruckte während eines ganzen Jahres geschildert, so entwickelten sich aus dem Dunstkreis das weite, weite Meer mit seinen Klippen und Schiffen, die transatlantischen Gestade mit ihren Alligatoren und kühnen Jägern, das ferne Australien mit seiner Zeltenwelt.

Im Vordergrunde aber und im weiten Talare saß der lorbeerumkränzte Barde, und wie seine Harfe erklang und seinem Munde sinnige Lieder entströmten, verschwanden nach und nach die Gebilde und nur im letzten Augenblicke, als die Schatten der Nacht schon wieder mein trautes Zimmerchen bedeckten, sah ich noch, wie ein kleiner Gnome auf meinem Bette kauzte, der mit kunstfertigem Griffel die gespenstigen Gebilde auf das Papier hinzauberte und sich dann empfahl.

Andern Morgens als ich erwachte, lag die beifolgende Zeichnung auf meinem Nachttische.

Blätter und Blüthen.

Zuchthaus-Industrie. Auf einem Schranke des Kammergerichts zu Berlin steht noch jetzt ein kleines hölzernes Werkzeug, in welchem der zufällig auf das Gerüth fallende Blick eine Presse nach Art der Kartenpressen erkennt. Unbeachtet steht sie da, hoch mit Staub bedeckt, und dennoch legt dieses unscheinbare Ding Zeugniß dafür ab, bis zu welcher unglaublichen Höhe der menschliche Erfindungsgeist die Industrie treiben kann. Denn diese Presse hatte zur Fabrikation falscher Kassenanweisungen gedient, welche — im Zuchthause zu Brandenburg von den dortigen Züchtlingen angefertigt worden waren. — Die Sache klingt so unglaublich, daß wir uns veranlaßt finden, zum Beweise für den oben aufgestellten Satz von dem menschlichen Erfindungsgeiste alle die näheren Umstände anzuführen, welche die Untersuchung über diese höchst merkwürdige Falschmünzerei ergab. —

In dem Zuchthause zu Brandenburg saß ein Individuum seine Strafe für die Verfertigung falscher Kassenanweisungen ab. Dieser kunstfertige Mensch lag in dem großen Schlafsaal mit etwa 60 Genossen beisammen. Ganz natürlich kam bei der allgemeinen Unterhaltung, die trotz aller Verbote und strenger Aufsicht tebb häufig während der Nacht stattfand, die Rede auf die Veranlassung seiner Bestrafung, und ohne dieselbe zu bemänteln, rühmte er sich vielmehr einer so großen Geschicklichkeit, daß er sagte, er getraute sich, aus freier Hand die Kassenanweisungen mit der täuschendsten Aehnlichkeit nachzumachen, wenn er nur das nöthige Material hätte, zumal da es ihm glücklich gelungen wäre, das Hauptrequisit zu der ganzen Fabrikation — ein Fläschchen mit der Tinktur zur Nachahmung des Wasserzeichens — mit sich herein zu bringen. Durch diese Mittheilung wurde schnell der Gedanke erweckt, unter allgemeiner Mitwirkung sämmtlicher Schlafgenossen und auf allgemeine Rechnung — also nach den Gesetzen des Communismus — falsche Kassenanweisungen zu machen. Die Vertrefflichkeit des Gedankens leuchtete sogleich Allen ein, eben so aber auch die Schwierigkeit der Ausführung, denn es fehlte dazu nicht weniger als Alles, und wie sollte man sich die Platten zur Graviurng, die Grabstichel, das Holz zu der Presse, ganz besonders aber das erforderliche Papier verschaffen. Doch für dies Alles wurde bald Rath geschafft. — Indem Jeder aus dem Boden seines innernen Trinkbechers ein undenmerkbares Wenig abschabte, gewann man das Blei zu der Platte. — Durch Reibung von Holz wurde Feuer angezündet, das man mit Stroh aus den Strohsäcken unterhielt und bei welchem man das Blei in Platten goß. Diese wurden an den Maschinen glatt geschliffen. Windeisen, die man vor den geflochtenen Drahtgittern abbrach und ebenfalls an den Maschinen schliff, gaben die Grabstichel her. Aus dem Bretterboden der Bettstellen wurde die oben erwähnte Presse gefertigt, wobei Glasscherben die Stelle des Messers und Hobels versahen.

Während alle diese Vorbereitungen vor sich gingen, was der nöthigen Vorsicht wegen natürlich nur mit bedeutendem Zeitverlust möglich war, brachten sämmtliche Theilnehmer mit dem mißigsten Fleiße danach, sich Papierstücken zu verschaffen, groß genug zu dem beabsichtigten Zwecke, und es gelang auch in der That, davon auf den verschiedenartigsten und sinnreichsten Wegen eine solche Quantität herbeizuschaffen, daß der Druck sogleich begonnen werden konnte, als sämmtliche Maschinen-Geräthschaften dazu fertig waren. Die erste Probe fiel sehr günstig aus, und nach einigen kleinen Verbesserungen ließ das Fabrikat nichts zu wünschen übrig.

Geld hatte die Gesellschaft des großen Schlafsaales nun mehr als sie gebrauchen konnte, denn die Verausgabung

mußte natürlich mit der größten Vorsicht geschehen; aber wie war sie überhaupt zu bewirken, wo konnte man die erforderlichen Mittelspersonen finden, einen ganzen Thaler zu wechseln, da den Züchtlingen nicht einmal der Besitz eines Groschens erlaubt war? Aber auch diese fanden sich in einsättigen oder bestechlichen Personen, mit denen die Züchtlinge in Berührung kamen, und so verschafften sich diese nicht nur manche verbotene Genüsse, sondern es sammelte sich auch allmälig ein kleiner Schatz an baarem Gelde und falschen Kassenanweisungen, aus denen, nach allgemeinem Abkommen, eine Unterstützungskasse für die Abgebenden, sowie ein allgemeiner Reservefond gebildet werden sollte. So war das Geschäft im blühendsten Gange, als es plötzlich durch ein ganz unerwartetes Ereigniß gestört wurde. — Unter den Züchtlingen in dem großen Schlafsaale befand sich auch ein junger Bursche von 16 bis 17 Jahren, der wegen Pferdediebstahles saß. Seine gute Aufführung und seine unverkennbare Reue bewirkten seine Begnadigung, ohne daß er sich bis dahin die geringste Hoffnung darauf gemacht hatte, und in der Dankbarkeit seines Herzens gab er die Fabrikation an, worauf man außer den sämmtlichen Geräthschaften nicht weniger als 800 einthalerige Kassenanweisungen nebst einer ganz ansehnlichen Summe baaren Geldes fand.

Zucker und Wolle als Mittel gegen die Auszehrung. Englische Aerzte schicken jetzt ihre Lungenkranken und Auszehrenden in Wollmühlen, weil sie gefunden haben wollen, daß die Ausdünstungen der verarbeiteten Wolle vor Lungenschwindsucht bewahren und beobalb auch sie heilen könne. Amerikanische Aerzte wollen dies bei den Zuckerausdünstungen gefunden haben und senden deshalb ihre Kranken jeden Tag einige Stunden in eine Zuckerfabrik. —

„The Critic, London Litterary Journal" enthält in Nr. 304 (vom 1. December) eine Kritik des Romans von F. Stelle: „Napoleon in Aegypten", worin es unter Anderem heißt: „Napoleon's Abenteuer sind niemals mit größerem Geschmack („zest") geschildert worden, als von diesem Schriftsteller; niemals wurden Napoleon's Begleiter mit besserm Effect um ihn herum gruppirt im Schatten ihres berühmten Meisters, und niemals lieferte das Land der Pyramiden malerischere und unterhaltendere Scenen" u. s. w.

Es werden dann mehrere Scenen aus dem Romane in Uebersetzung mitgetheilt, besonders ausführlich die Geschichte des Professors Larossisinier bis zu seinem lebendigen Grabe mit den unfreiwilligen Obrigen.

Die große Republik. Das ist der Name des größten amerikanischen Segelschiffs, welches eben aus der Anstalt von Donald und M'Kay vom Stapel gelaufen ist. Es ist über 700 Fuß lang und läßt sich an 4 Masten von 20,000 Ellen Segeltuch treiben. Für das Aufziehen von Segeln und andere schwere Arbeit innerbalb des Schiffes sorgt eine Dampfmaschine von 16 Pferdekraft.

Der neue chinesische Kalender. Die Rebellen haben einen neuen, eigenen Kalender ganz nach europäischer Zeitbestimmung einrichten und in mehr als 700,000 Exemplaren verbreiten lassen. Alle Dämonologie, Astrologie und „hundertjährige Kalenderei" ist ausgeschlossen. Ihr Jahr fängt am 7. (nach der alten Dynastie am 4.) Februar an. Sie bestimmen einen Tag in jeder Woche zum Ruhetag, schließen alle andern Feste aus, theilen das Jahr in 12 Monate von 30 und 31 Tagen und beweisen dem Volke, daß es zu seinem Vortheile gereiche, sich der Revolution anzuschließen. Taiping ist als Gottgesandter an die Spitze der „Erlösung" gestellt, und zuletzt werden die Titel und Aemter seiner hauptsächlichsten Beamten mitgetheilt. Einer dieser Beamten ist angestellt, „den Himmel stets für das Heil aller Unglücklichen anzurufen." Eine besondere „Kirche" wird nicht gestattet.

Spitznamen. Die republikanischen Amerikaner halten bekanntlich viel auf Titel und lassen sich besonders gern mit militärischen Ehrenbezeichnungen anreden. Neben diesen Titeln sind sodann die Spitznamen in Amerika sehr beliebt. Sie sind selten bösartiger Natur, es spricht sich vielmehr meist eine gutgemeinte Ironie darin aus. So ist ein hervorragender Mann in den Vereinigten Staaten, welcher nicht einen Spitznamen trüge, denn das ist der „Adelstitel," welchen die Nation vertheilt. General Jackson wird wegen seines unbeugsamen Willens der „alte Hickory" (Wallnußbaum) genannt, und sein diplomatischer Nachfolger „im weißen Hause", Martin van Büren, war der „kleine Hexenmeister." Johann van Büren heißt bis auf den heutigen Tag noch „der Prinz." General Harrison war der „alte Tipp" er hatte bei Tippecano die Indianer unter ihrem Propheten, dem Bruder Tekumseh, geschlagen. Den General Zacharies Taylor nannte man den alten „Zack, rough and ready" (derb und stets bereit) und den Staatsmann Henry Clay „the millboy of the Slashes" (der narbige Müllerbursche); Webster wird der „große Gesetzauslegen" oder einfach „black Dan" (der schwarze Daniel) genannt, und den Finanzminister Corwin kennt man unter dem Namen „wagtongboy" (Karrenjunge.) Douglas der demokratische Senator von Illinois, kaum größer als Louis Blanc oder Thiers, ist der „kleine Riese," und General Winfield Scott erhielt seinen Namen „Chippewa" durch seinen Sieg über die Engländer in dem letzten Kriege; „dusty plate or soup, hatlige Suppe", nennt man ihn von einem Ausdruck in einem seiner Bulletins, das häufig auf dem Platze gebrochen wurde, wo er die Mexikaner schlug. General Houston, der vormalige Präsident von Texas, erhielt seinen Namen „San Jacinto" von einem Schlachtfelde, auf welchem er den General Santa Anna und seine ganze Armee zu Gefangenen machte. General Cass, der berühmte Senator von Michigan, wird der große „Michiganer" (Michi-Gänserich) genannt. Gouverneur Wilhelm H. Seward, der einflußreichste Parteiführer in den Reihen der Whigs, ist als der „Little Billy" überall bekannt, weil er einst den Gouverneur Marcl in Newyork besiegte, indem er die Ausgabe von kleinen Banknoten (Bills) verhinderte, während der demokratische Marci, seinen Parteivrinzipien getreu, die beabsichtige Gesetzvorlage bekämpfte.

Ein freiwilliger vierzigtägiger Todesschlaf. Erich von Schönberg erzählt in seiner neuesten Reisebeschreibung (Leipzig, Brockhaus.): „Als wir in Tripolitanien, als ein Hindostaner, ein Fakir, etwa vierzig Jahre alt, bei Runjit-Singh im Derbar sich einfand und erklärte, daß er sich auf Wunsch begraben lassen wolle, und nach vierzig Tagen bei Oeffnung des Grabes in das Leben zurückkehren werde. Runjit-Singh nahm den Vorschlag an, und ließ zwischen seinem Gartenhause und dem Fort von Amritzer auf einer freien Ebene ein Haus mit nur einem, aber sehr festem Thore erbauen. Zur anberaumten Zeit fand sich der Fakir ein, und bat nur, daß man ihn bei seinem Todesschlafe, und dem nachmaligen Erwachen, von seinem Diener, der des nöthigen Verfahrens kundig sei, behandeln lassen möge. Er hatte, als Vorbereitung zu dem Todesschlafe, zwanzig Tage hindurch während welcher Zeit ihn Runjit-Singh stets hatte beobachten lassen, nur Milch genossen, und angeblich so viele Absührungsmittel genommen, daß Nichts in seinen Eingeweiden zurückgeblieben sei. Im Derbar angelangt, unter den Augen sämmtlicher ersten Sirdars des Hofes, schritt der Fakir zur Aussührung, indem alle Oeffnungen seines Körpers, Ohren, Nase u. s. w. mit Wachs geschlossen wurden — vom Munde wußte General Ventura, der mir diese Thatsache als Augenzeuge verbürgte, sich nichts zu erinnern — und begann darauf den Athem nach innen zu ziehen. Nachdem er dies einige Male wiederholt, siel er um, und lag mit geschlossenen Augen, wie ein Todter da, mit allen Zeichen eines Verstorbenen; nur auf der Mitte des

Kopfes war er brennend heiß anzufühlen, und hier schien das Blut so heftig zu schlagen, daß es der aufgelegten Hand gleichsam widerstand; der übrige Kopf war kalt. Man legte den Fakir dann in den Sarg, befestigte den Deckel darauf, und senkte den Sarg in das zu diesem Behufe in der Mitte des oben erwähnten Hauses bereitete Grab, belegte ihn mit Brettern, schüttete das Grab mit Erde zu, und säete Weizen und Reis darauf. Die Thüre des Hauses wurde verschlossen mit zwei Schlössern, von welchen der eine Schlüssel dem Großschatzmeister, der andere dem General Ventura übergeben wurde. Auch ließ Runjit Singh das Grab von Zeit zu Zeit in seinem Beisein untersuchen, bemerkte aber nie die geringste Veränderung daran. Am vierzigsten Tage ward es geöffnet, und man fand den Fakir ganz so im Sarge liegen, wie er hineingelegt worden war, nur etwas gelber vielleicht. Der Diener begann nun seine Behandlung; er buk ein zwei Finger dickes Nutibrot, nach der Landessitte, und legte es dem Fakir brennend heiß auf den Scheitel, der noch eben so warm war, wie am Begräbnißtage; nachdem er hierauf alle Glieder durchrieben, öffnete er die verstopften Oeffnungen des Körpers, und der Fakir schlug die Augen auf, jedoch, dem Anschein nach, seiner Besinnung nicht mächtig; diese erlangte er erst in einem heißen Bade wieder, so daß er sich von selbst aufrichtete. Runjit verließ nun den Schauplatz der wunderbaren Begebenheit, und am Abend erschien der Fakir im Derbar, vollkommen von demselben Ansehen, wie er zuerst sich dargestellt hatte. Die Mittheilung dieses Vorfalles," schließt Schönberg, „war mir, außer dem General Ventura, schon vorher im Vendschab von den verschiedensten und anscheinend glaubwürdigsten Personen gemacht worden. Alle sprachen von dieser Begebenheit als von einer Thatsache, und ihre Erzählungen stimmten bis auf wenige unbedeutende Abweichungen vollkommen überein!"

Das Häuschen, in welchem einst Peter der Große wohnte, als er Petersburg aus dem Nichts hervorzurufen begann, steht noch, dicht an der Newa, rechts von der Festung. Man hat ein auf Pfeilerbogen ruhendes Dach darüber gestellt und das Ganze mit Fenstern umschlossen, damit der Regen den Bau nicht zerweiche und das Wetter ihn nicht zerdrücke. Dies kleine Kaiserhaus, welches in holländischem Geschmacke gezimmert und so angestrichen ist, als bestände es aus unbetünchten Ziegeleinen, ist die Mutter Petersburgs. Es enthält zwei kleine Stuben mit niedrigen Fenstern, ein enges Vorhaus und ein einfaches Bettzimmer.

Literatur und Kunst. Von Albert Franckel, dem Verfasser der „Wiener Gräber," ist so eben in Weimar ein erzählendes Gedicht: der Tannhäuser, erschienen, das einige sehr schöne Episoden enthält und schon um des Stoffes willen sicher jetzt viel gelesen werden wird. — Liebhabern salopper und süderlicher Lektüre empfehlen wir den so eben erschienenen 24. Band der „Geschichte der deutschen Höfe" von Vehse, der den Weimarischen Hof, zum größten Theil aber die Dichterperiode Weimars behandelt. Von einer Geschichte ist überhaupt in diesem Buche nicht die Rede; aus den unzuverlässigsten und anerkannt falschesten Quellen werden Anekdoten und Liebschaften der Dichter und Hofherren erzählt, die längst bekannt und widerlegt sind. Das wenige Gute ist aus den Briefwechseln der Weimarischen Heroen entnommen, aber auch diese Auswahl ist eine so liederliche, daß es den Autor gar nicht genirt, dieselben Briefe zwei Mal an ganz verschiedenen Stellen abzudrucken. Es ist ein Skandal, daß solche Skandalbücher einen Verleger finden.

E. K.

Nicht zu übersehen!

Mit der heutigen Nummer schließt das 4. Quartal und gleichzeitig der erste Jahrgang unserer Zeitschrift. Die Bestellungen auf das nächste Quartal bitten wir sofort aufzugeben, damit die regelmäßige Zusendung nicht unterbrochen wird.

Es ist uns ein Vergnügen, unsere vielen Freunden heute mittheilen zu können, daß in Folge des Aufschwunges, den unser noch so junges Blatt genommen hat, wir genöthigt sind, die Gartenlaube vom nächsten Jahre ab

in vergrößertem Formate

und mit vermehrten Illustrationen, aber ohne Preisaufschlag, erscheinen zu lassen. Die vortrefflichen Beiträge, welche von allen Seiten herbeiströmen und deren Vorenthaltung ein Verbrechen an unsern Freunden wäre, zwingen uns zu dieser Erweiterung, die mit großen Opfern verknüpft ist. Wir können dieser Mittheilung noch die zweite hinzufügen, daß vom 1. Januar ab außer den gewöhnlichen Illustrationen zu den beschriebenden und wissenschaftlichen Artikeln die

Düsseldorfer und Dresdner

Künstler unsere Leser mit gut ausgeführten Illustrationen deutscher Originalgedichte überraschen, und so auch den artistischen Werth der Gartenlaube erhöhen werden.

Die Gartenlaube bringt auch im nächsten Jahre: Gute Novellen und Erzählungen von anerkannten deutschen Autoren, wie Ludwig Storch, E. Willkomm, Moncke, A. Rölle, Reh rc. (**keine** Uebersetzungen) — Schilderungen aus dem Volksleben und der Sittengeschichte. — Belehrende Erläuterungen zu den Begebenheiten und Persönlichkeiten des Tages. — Biographien und Lebensskizzen hervorragender Zeitgenossen. — Populär-naturwissenschaftliche Mittheilungen von den bekannten Naturforschern **Bock** und **Roßmäßler** und andern tüchtigen Autoren. — Beiträge zur Kenntniß des menschlichen Körpers und einer vernünftigen Gesundheitslehre. — Briefe aus der Gewerbswelt. — Originalberichte über Amerika und dessen Zustände. — Blätter und Blüthen, bestehend aus den interessantesten Notizen aus dem Bereiche der Erfindungen, Physik, Literatur aller Länder, Geschichte rc. —

Die Gartenlaube ist und bleibt ein ächtes Familienblatt, das auf populäre und ernst-gemüthliche Weise Unterhaltung und Belehrung bietet.

Leipzig, im December 1853. Redaktion und Verlagshandlung.

Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Titel und Inhaltsverzeichniß zum Jahrgang 1853 erscheinen im Monat Januar 1854.

Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.